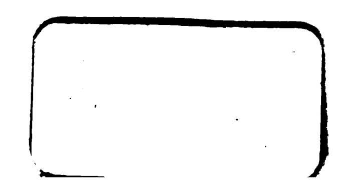
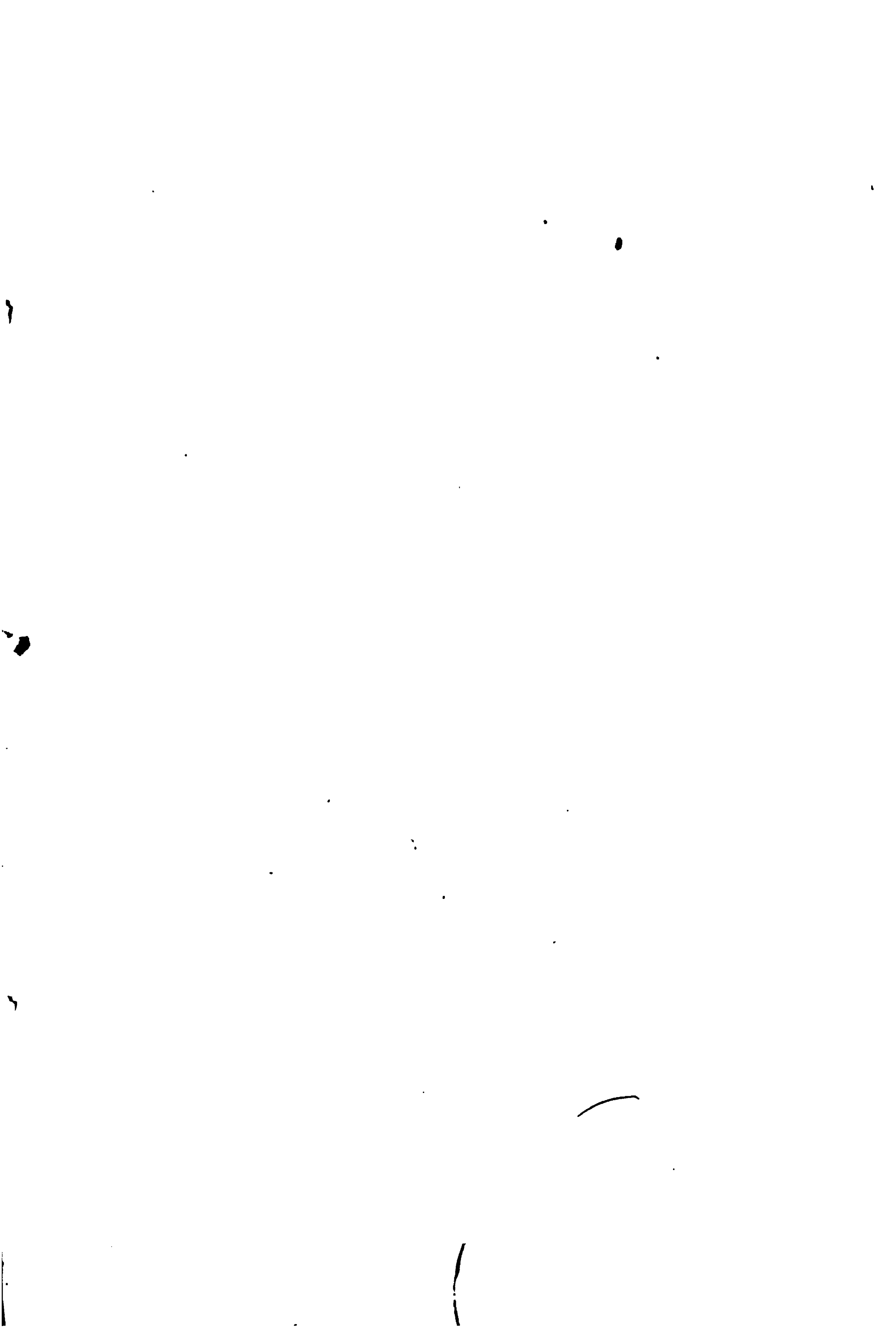
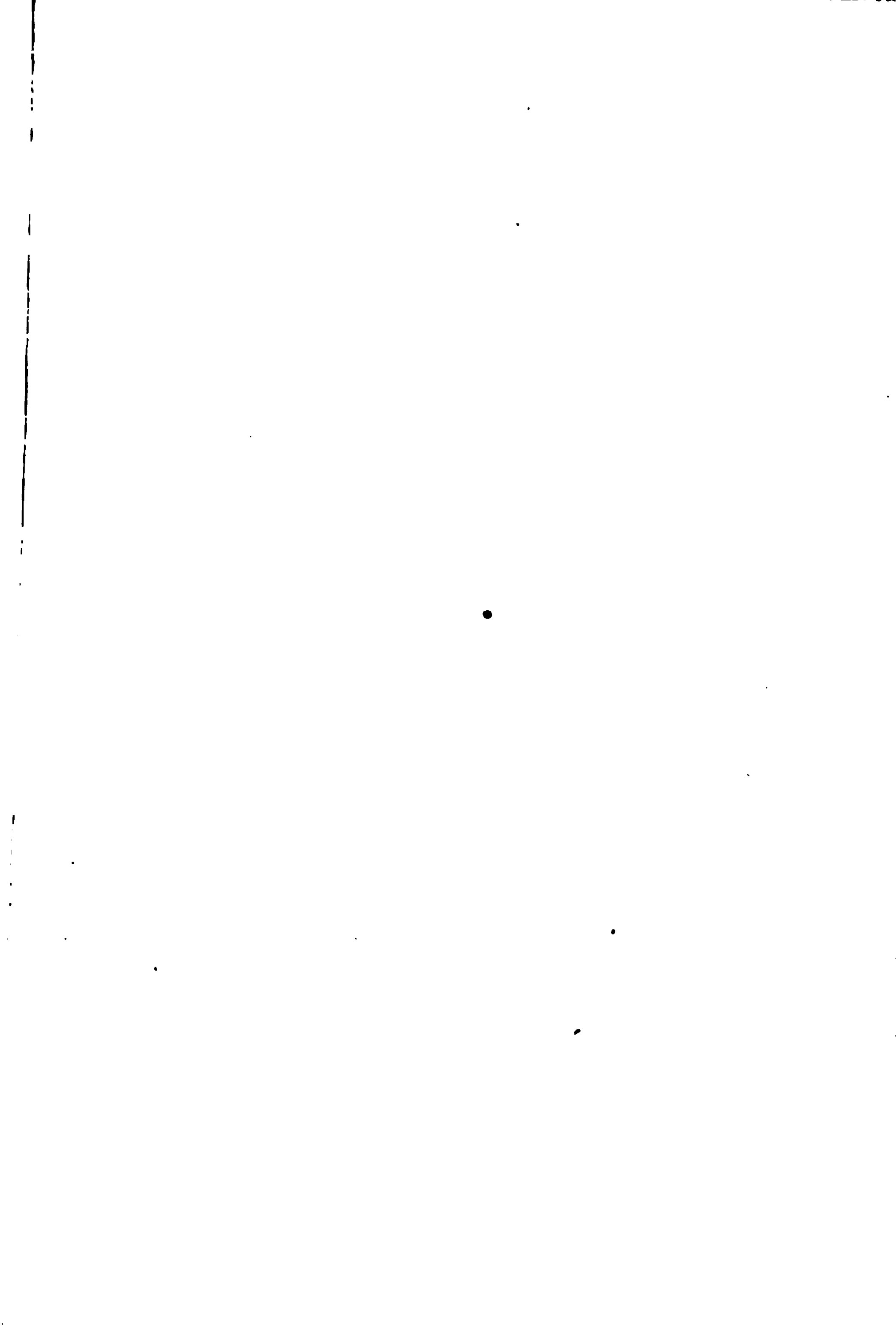

14 DAYS
BOOK


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE









ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

LIX. JAHRGANG, CXV. BAND

DER NEUEN SERIE XV. BAND

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1905

Inhalts-Verzeichnis des CXV. Bandes,

der neuen Serie XV. Bandes.

Abhandlungen.

Kleinere Mitteilungen

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

CXV. BAND, DER NEUEN SERIE XV. BAND

1. u. 2. HEFT

BRAUNSCHWEIG
BREITESTRASSE 1
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN
1905

Herausgegeben Oktober 1905

Inhalt.

CXV. Band, der neuen Serie XV. Band,

1. u. 2. Heft.

Schlufs der Redaktion: 10. Oktober 1905.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mark.)

Abhandlungen.

(Jordan, Studien zur fränkischen Sagengeschichte II, und Farinelli, Note sul Boccaccio in Ispagna nell' Età Media [Fortsetzung], folgen wegen Raummangel im nächsten Heft.)

Kleinere Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Zur Entstehung des Märchens.

(Fortsetzung.)

III. Märchen bei alten Kulturvölkern.

Eine umfassende Sammlung und Beschreibung der Märchen bei alten Kulturvölkern dürfte heute sogar unseren theologischen Gelehrten, unseren Orientalisten und klassischen Philologen kaum gelingen. Die Forschung, die solche Märchenmotive nachweist und erkennt, steht, soweit ich sehe, noch in den Anfängen, sie kam an vielen einzelnen Stellen zu schönen und verheifsungsreichen Erfolgen, doch konnten diese Ergebnisse noch nicht vereinigt und die Arbeit noch nicht in gröfserem Zusammenhang geleistet werden. Um so weniger darf man von mir verlangen, dafs ich etwa die Ergebnisse der Fachgelehrten überhole und hier die Übersichten biete, die sie uns noch nicht zu bieten vermochten: ich versuche im Gegenteil, dankbar das zu benutzen, was jene Gelehrten erkannten und feststellten, und ich möchte nur durch Beispiele zeigen, dafs Märchenmotive und Märchen bei diesen Völkern bestanden, und dafs sie sich aus jenen primitiven Vorstellungen entwickelten, die wir eben betrachtet; alsdann möchte ich schildern, welche künstlerischen und organischen Besonderheiten diese Märchen besitzen.

Die babylonische Sage von Izdubar Nimrod[1] hat mit dem Märchen manche Eigentümlichkeiten gemeinsam. 'Die Handlung wird durch schier unzählige Träume in Bewegung gesetzt, durch welche die Götter den Menschen die Zukunft zeigen und Rat erteilen. Diese Anschauung ist ein charakteristischer Bestandteil der religiösen Anschauung der Babylonier und Assyrer. Ein babylonischer Eigenname bedeutet "Vertraue auf Träume".'[2] — Das darf uns als neuer Beweis für die oben vorgetragene Anschauung gelten, dafs viele Sagen und Märchen sich aus Träumen heraushoben. — Jäger und Bauern gehören zu den führenden Personen in dieser babylonischen Sage, Menschen leben mit den Tieren, als seien diese ihresgleichen, 'mit Gazellen frifst Eabani Kräuter, mit dem Vieh des Feldes erfrischt er sich an der

---

[1] Vgl. Alfred Jeremias, *Izdubar Nimrod*, in *Roschers Lexikon* II, 774 f.
[2] Jeremias a. a. O. II, 781.

Tränke, mit dem Getier des Wassers ergötzt sich sein Herz.' Eine Göttin verwandelt einen Menschen in einen Tiger, Bäume werden redend eingeführt, der Geist eines Verstorbenen kommt wie ein Windhauch aus der Erde: das sind alles Vorstellungen, die uns bei den Naturvölkern oft entgegentraten, und die aus primitiven Vergangenheiten auch in unser Märchen herüberwanderten. Der Held Izdubar geht dann auf die Reise zu Sît-napištim, um den verstorbenen Ea zu erwecken; auf dieser Reise kommt er zuerst zu einem Gebirge, das schreckliche Skorpionenmenschen bewachen; diese warnen ihn, und trotzdem wagt er sich weiter, durch eine dicke Finsternis hindurch, zum Gestade des Meeres hin. Dort sieht er einen herrlichen Baum, der Edelsteine als Früchte trägt, an dem prächtige Äste hangen, dessen Zweige Kristall tragen: die Königin des Meeres warnt ihn nochmals, und er überschreitet das Meer doch; endlich gelangt er über den Totenfluſs (den Wassergürtel des Meeres) hinüber, zur Insel der Seligen. Er wird durch eine Zauberspeise gestärkt, zum Lebensquell geführt, erhält auch eine Lebenspflanze, die er aber aus Furcht vor einer Schlange in einen Brunnen fallen läſst.

Man hat die Übereinstimmungen dieser Izdubarsage mit der vom Herakles betont,[1] beide Helden sind berühmte Jäger und Löwentöter, beide kämpfen mit Riesen, steigen in die Hölle, überwinden den Tod, fahren zum Göttergarten und erwerben die Unsterblichkeit.

Und ebensowenig lassen sich die Ähnlichkeiten der Ereignisse dieses Izdubarepos mit den Abenteuern und Gefahren leugnen, die Alexander auf seiner Reise ins Jenseits im Roman des Pseudo-Kallisthenes zu bestehen hat: auch ihn führt der Weg durch Schluchten und Wüsten zu einem Fluſs, in dem Wunderbäume wachsen und verschwinden, zu abenteuerlichen Tieren, zu mehrtägiger Finsternis, dann zur Meeresküste und, durch eine Taucherfahrt, ins Land der Seligen. Auf dem Wege dorthin findet er das Wasser des Lebens, und Vögel warnen ihn, von seinem gefährlichen Vorhaben abzustehen. Aber er überwindet alle Gefahren und kehrt erst dann zurück.[2]

Gleich überraschend aber ist, daſs sich diese uralte babylonische Sage in vielen Teilen liest wie die Märchen unserer Tage, die vom Wasser des Lebens oder vom Reisen zum Teufel erzählen. Es ist die Eigentümlichkeit dieser Märchen und der uralten Sage, daſs die Helden aus einer Gefahr in eine schlimmere geraten, daſs einer nach dem anderen sie warnt, sie möchten doch

[1] Jeremias 822.

[2] Vgl. F. Kampers, *Alexander der Groſse und die Idee des Weltimperiums*, Freiburg 1901, S. 86 f., und die dort angegebene Literatur; Wilhelm Hertz, *Gesammelte Abhandlungen*, bes. S. 90 Anm. 1.

von ihrem überkühnen Wagnis abstehen, noch jeder sei dabei zugrunde gegangen; daſs das Ziel der Reise in immer weitere Ferne rückt;[1] in den Märchen werden hier und da zuerst die Tiere des Waldes, dann die Fische des Meeres oder die Vögel der Luft zusammenberufen, keiner weiſs den Ort, wo das Wasser des Lebens verborgen liegt, bis endlich ein uralter Vogel oder ein uralter Fisch sich erinnert und den Helden auf seinem Rücken über das Meer an den Ort seiner Sehnsucht trägt. Es geschieht auch wohl, daſs die Helden infolge von Verzauberungen fast das verlieren oder verscherzen, um dessentwillen sie doch alle Gefahr und Mühsal auf sich nahmen.

Es würde mir nun als verfehlt erscheinen, wollte man aus diesen Ähnlichkeiten schlieſsen, das Izdubarepos habe einen ganz unvergleichlichen, bis heute nachwirkenden Einfluſs auf die Sagen und Märchen der ganzen Welt gehabt. Denn jede der von mir vorgeführten Ähnlichkeiten oder Übereinstimmungen läſst sich wieder auf Vorstellungen zurückleiten, die wir schon kennen, und die wir primitive nannten. Die Gleichartigkeit von Izdubarepos, Heraklessage, Alexanderroman und modernem Märchen findet also in diesem Fall ihre recht einfache Erklärung darin, daſs eben die Vorstellungen, auf denen sie beruhen, uralt, überall verbreitet und einander sehr ähnlich waren. Einige der Izdubarmotive, vor allem wohl die schreckhaften Gefahren, kommen aus dem Traumleben, die Vorstellung, daſs die Seele eines Menschen, namentlich eines Zauberers, sich auf lange, unendlich mühselige und gefahrvolle Reisen begibt, bis sie endlich zum höchsten Himmelsgott oder ins Reich der Toten eindringt, ist uns auch nicht fremd,[2] ebensowenig der Glaube an ein Land der Seligen jenseit des Meeres, in kaum zu erreichender Ferne. Und das Merkwürdige und Unschätzbare an der Izdubarsage wäre also für uns, daſs sie den, ich möchte sagen ehrwürdigsten, Beweis für die These gibt, daſs unsere Märchen, Märchen vom Wasser des Lebens und der Unterwelt, schon vor manchem Jahrtausend erzählt wurden, daſs diese Märchen im engsten Zusammenhange stehen mit den primitiven Vorstellungen, die sich die Naturvölker bewahrten. — Die Lebenskraft und Eindringlichkeit dieser Vorstellungen ist heute so frisch und stark wie in der ältesten Vergangenheit: diese Kraft verspürten auch die Herakles- und Alexandersage und haben sie dichterisch erhöht.

Die religiösen Vorstellungen der alten Ägypter, die ich hier zu nennen habe, unterscheiden sich gleichfalls kaum von denen

[1] Vgl. Hermann Usener, *Rheinisches Museum*, N. F. 56 (1901), 485 f.; R. Köhler, *Kleinere Schriften* I, 186. 562; II, 332; Ders., *Zu Laura Gonzenbach* Nr. 64; Cosquin I, 217; Chauvin, *Bibliographie* VI, 73.

[2] Vgl. oben Archiv CXIV, S. 2.

der primitiven Völker.[1] Die Seele des Menschen erscheint in seinem Bilde, in seinem Schatten, sie lebte im Herzen und im Blute, sie flattert als Vogel in der Luft und konnte in Bäume eingehen. Wer den Namen eines anderen wufste, erlangte auch dessen Kraft, wer ein Tor richtig nannte, dem mufste sich dies Tor öffnen[2] — und das ist doch eine ganz frappante Übereinstimmung mit dem Hauptmotiv des berühmten Märchens aus *1001 Nacht*: Sesam, öffne dich! — Der des Zaubers Mächtige verwandelte sich in viele Gestalten, in einen Reiher, in eine Schwalbe, eine Schlange, ein Krokodil, einen Gott. — Den Toten suchte man die mühselige Reise ins Jenseits mit aller Klugheit und allen Künsten zu erleichtern und ihnen die Rückkehr ins Diesseits mit derselben Energie zu verwehren, man gab dem Toten Früchte und Tiere, seine Diener und seine ganze Häuslichkeit, alles, was er im Leben besessen, in Abbildern ins Grab mit, damit er sich weiter daran erfreuen möchte: denn man meinte, er könne alle diese Bilder in das Leben zurückerwecken und mit ihnen das Dasein fortsetzen, an dem er auf der Erde gehangen. Auch Märchen wie unsere vom Rübezahl waren also, wie uns dieser berühmteste, für die Kulturgeschichte so unvergleichlich bedeutsame ägyptische Brauch zeigt, vor Jahrtausenden Wirklichkeit: wie Rübezahl die Prinzessin, indem er ihr aus Rüben Abbilder ihrer Gespielinnen schuf und alles des Hofstaats, ohne den sie nicht sein wollte, und diesen Abbildern Leben einhauchte: so wollten schon die Ägypter ihre Verschiedenen über den Verlust dieses Lebens forttäuschen und trösten. — Es scheint, dafs die Ägypter sich an Märchen gern erfreuten und viele Märchen kannten und erzählten, von diesem Reichtum sind uns nur wenige Reste geblieben. Möglicherweise verbergen sich unter den Märchen von *1001 Nacht* manches alte ägyptische Motiv und manches alte ägyptische Märchen, ohne dafs sie sich heute mit Sicherheit herausfinden lassen. Wir besitzen einige Zaubergeschichten: von einem Krokodil aus Wachs, das, wie es ins Wasser geworfen wird, sich in ein wirkliches Krokodil verwandelt und einen Ehebrecher verschlingt — wie der Verwandler es packt, bildet sich das unheimliche Tier in eine Wachsfigur zurück. Dies Märchen ist also unmittelbar aus dem Glauben erwachsen, dafs im Bilde eines Wesens auch dessen Seele wirksam ist. Ein anderer Zauberer kann die Hälfte eines Sees auf die andere legen, die eine erreicht die doppelte Wasserhöhe, die andere wird wasserleer, der

[1] Vgl. Maspero, *Les contes populaires de l'Egypte ancienne*, traduits et commentés, deuxième éd., Paris 1889; Wiedemann, *Die Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter* (*Der alte Orient* III, 101 f.), Leipzig 1902; Ders., *Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter* (*Der alte Orient* II, 33 f.), Leipzig 1901.

[2] Wiedemann a. a. O. II, 62. — Chauvin V, 82 Anm. 1.

Grund des Sees deckt sich auf: da darf man immerhin an das Rote Meer erinnern, das mit göttlicher Kraft von der Stelle fortgezaubert wurde, an der es die Kinder Israels durchschritten.[1] — Wieder ein anderer Zauberer köpft Tiere und setzt den Kopf richtig auf den Rumpf, schenkt ihnen dadurch auch ihr Leben wieder: eine Kunst, die im Märchen nicht Zauberern allein, die Aposteln und sogar dem Heiland nachgerühmt wird. Wir haben noch davon zu reden. — Von Kindern wurde prophezeit, sie würden die ruhmreichsten Herrscher; und so erfüllte es sich: diese Kinder entgingen wirklich allen feindlichen Nachstellungen des Königs, der fürchtete, sie würden ihm seine Macht rauben, das Schicksal war stärker als die kleinen Ränke der Menschen. Hier fällt uns Moses ein und dann die überaus reiche Zahl von Märchen, die, vielleicht unter dem Einfluſs der Mosesgeschichte, ihre Helden als Schützlinge göttlicher Vorsehung hinstellten.[2] Diese späteren Geschichten erzählten, der Held sei, kaum geboren, in einem Kästchen auf einen Fluſs ausgesetzt und dann in wunderbarer Weise gerettet worden. Ein viel späteres ägyptisches Märchen weiſs gar von einem Wettkampf zwischen Zauberern, einem äthiopischen und einem ägyptischen: beide konnten einen König nachts aus seinem Palast holen, ihn von Ägypten nach Äthiopien — oder umgekehrt — und wieder zurückbringen und ihm auſserdem 500 Stockschläge versetzen, so daſs der König am Morgen seinen Hofleuten voll Entrüstung den zerbläuten Rücken zeigte. Wir erinnern uns, daſs die Beschützer des Aladdin in *1001 Nacht* und daſs die Beschützer von Andersens standhaftem Zinnsoldaten desselben Zaubers mächtig sind.[3] — Verwegene und wunderbare Reiseabenteuer haben sich die Ägypter gleichfalls gern erdacht: wir besitzen die Erzählungen eines Schiffbrüchigen: er habe, als sein Schiff unterging, sich an einen Balken geklammert, sei an eine Insel verschlagen worden: dort hörte er von einer mächtigen Schlange — sie war dreiſsig Ellen lang und hatte einen zwei Ellen langen Bart —, er sei auf der Seeleninsel, dort lebten auſser ihr, der Schlange, noch ihre 75 Verwandten und ein Mädchen. In vier Monaten werde ein Schiff kommen und ihn abholen. So geschah es, und die Schlange gab dem Schiff-

[1] W. Hertz in seinen *Kollektaneen* notiert ein ähnliches Motiv aus der Alexandersage: das Pamphilische Meer wich vor Alexander zurück und lieſs ihn mit seinem Heer vorbeiziehen. Plutarch, ed. Reiske IV, 40 f. Carraroli, *Leggenda d'Alessandro* (Mandovi 92) 35. 294 f. Hertz verweist auch auf die japanische Sage von Nitta, der zum Gott des Meeres betete, sein Schwert in die See warf, und am anderen Morgen war das Wasser zurückgewichen, so daſs er trockenen Fuſses nach Kamakura marschieren und seinem Mikado Hilfe bringen konnte. — Junker von Landegg, *Midzuhoyusa* III, 34.

[2] Vgl. etwa Grimm, *KHM* 29; Ernst Kuhn, *Byzantinische Zeitschrift* IV, 241, und oben Archiv CXIV, S. 12 Anm. 2.

[3] Grimm, *KHM* 116 (Das blaue Licht). Chauvin V, 66 f.

brüchigen, als er zurückfuhr, eine Fülle erlesenster Geschenke.[1] — Andere Abenteuer, die des Sinouhit, haben für den Märchenforscher kaum Interesse. Eine Kriegslist des Thutia wäre noch zu erwähnen, weil sich die alten Griechen von Troja, die Araber von Ali Baba sehr ähnliche ersannen: dafs Thutia nämlich seine kühnsten Helden und sich selber, in Krüge verbargen, in die zu erobernde Stadt tragen liefsen und sich dann der Stadt bemächtigten.[2]

Ausführlicher als alle die genannten, aufschlufsreicher und vielfältiger, ist das berühmte alte Märchen von den zwei Brüdern Anupu und Bitiu.[3] Sie lebten in der brüderlichsten Eintracht, bis die Frau des älteren nach dem jüngeren Bruder begehrlich wurde; als er sich ihr sträubte, verleumdete sie ihn, er habe sich an ihr vergreifen wollen, und sie habe ihn mit Mühe zurückgestofsen. Anupu glaubte das und wollte den Bitiu töten, diesen warnte mit menschlicher Stimme seine Kuh. Er floh, wurde von seinem Bruder verfolgt, aber ein Gott, der sich seiner erbarmte, warf zwischen ihn und den nachfolgenden Bruder einen Strom voll Krokodile. Anupu bereute seine Tat, und Bitiu zog sich in das Tal der Akazien zurück, einer Akazienblüte vertraute er sein Leben an und sagte zugleich dem älteren Bruder, wenn das Wasser, das er trinke, sich trübe, so sei er, Bitiu, in Gefahr, Dem Bitiu wurde die schönste der Frauen geschenkt, ihre Locke trug der Strom zum Pharao, der berauschte sich an ihrem Duft und ruhte nicht, bis die Trägerin der Locke seine Frau wurde. Die Treulose liefs den Akazienbaum fällen, unter dem Bitiu lebte, und die Blume abschneiden, in der sein Herz war: dem Anupu wurde gleichzeitig das Wasser trübe, das er trinken wollte. Er zog dem Bitiu nach und fand nach vier Jahren sein Herz in einer Beere, gab sie im Wasser dem Bruder zu trinken, und dieser belebte sich. Er wurde zum Stier, erschien der treulosen Frau und warnte sie; sie liefs den Stier töten. Zwei Blutstropfen fielen aus ihm nieder, und aus diesen entstanden zwei Perseabäume. Die Frau liefs sie umhauen, da flog ihr ein Span in den Mund, und sie gebar einen Knaben, der war wieder Bitiu, der die Mutter tötete und sich und den Bruder zum Herrscher einsetzte.

Man kann diesem Märchen ansehen, dafs es nicht ein Märchen ist, es besteht aus verschiedenen Märchen, die in- und durcheinander gerieten, wobei sie nicht unversehrt blieben. Der Anfang war wohl ein Märchen für sich und verlief wie die Potiphargeschichte in der Bibel auch: ein Unschuldiger wird vor seinem Freunde von dessen Frau verleumdet und von dem erzürnten Gatten verfolgt, bis seine Unschuld sich offenbart und die Schul-

[1] Vgl. auch Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 180 Anm. 1 ([2] 196).
[2] Chauvin V, 79. 83 Anm. 3.
[3] Maspero S. 5 f. und XLIV f. Cosquin I, LVII f.

dige ihre Strafe findet. — Dafs ein Mensch vor einem anderen flieht und der Beschützer des Fliehenden vor dem Verfolgenden unüberschreitbare Hindernisse auftürmt, kennen wir als Motiv aus anderen Märchen.[1] — Der dritte Bestandteil des ägyptischen Märchens ist dann das wirkliche Brüdermärchen, dessen ältester Inhalt wohl dieser war: Zwei Brüder trennen sich; wenn der eine in Gefahr gerät, soll der andere helfen, und das Wahrzeichen, dafs das Leben bedroht wird, ist etwa ein in einen Baum gestecktes Messer, das rostet, oder eine Pflanze, die verwelkt, hier bei uns ein Trank, der sich trübt.[2] Solche Brüdermärchen reichten, das scheint mir wenigstens nicht unmöglich,[3] in die indogermanische Urzeit: es gehört zu den verbreitetsten,[4] hat manche Heldensage, des Altertums wie des Mittelalters, entscheidend beeinflufst und umgestaltet;[5] einer der Gewinne aus der Betrachtung der ägyptischen Märchen wird für uns nun, dafs wir für die Brüdermärchen ein nachweisbares Alter von 4000 Jahren feststellen können; das wirkliche Alter ist natürlich gröfser. — Ob das Märchen von den Ägyptern und Indogermanen erfunden wurde, oder ob es von den Ägyptern zu den Indogermanen kam, mufs unentschieden bleiben, solange wir uns nicht in das Reich vagester Möglichkeiten begeben wollen.

Wir kehren nun zur Analyse unseres Märchens zurück. Der jüngere Bruder, Bitiu, wird von seiner Frau betrogen, und sie verläfst ihn um des Königs willen und sucht ihn zu vernichten. Das war wohl auch einmal eine Erzählung für sich, in ihrem Verlauf der Anfangserzählung von dem älteren Bruder und seiner Frau recht ähnlich, sie wirkt auf uns wie eine etwas abschwächende Wiederholung der Anfangsgeschichte. Aber gerade diese in künstlerischem Sinne nachteilige Ähnlichkeit wird für uns ein Fingerzeig, sobald wir die Entstehung des Märchens erkennen wollen: ursprünglich bestanden gewifs zwei unabhängige und selbständige Erzählungen von der Untreue einer Frau an einem Manne, der dies nicht verdiente. — Weil die Geschichten einander verwandt waren, gerieten sie auch nahe zusammen, und ihre Helden wurden zu Menschen, die ebenfalls nahe verwandt sind, zu Brüdern. Diese Doppelerzählung von Brüdern wurde dann durch ein Brüdermärchen erweitert, und dies Märchen bot sich um so eher dar, als es eine Art Zusammenhang zwischen den beiden Geschichten von der treulosen Frau schaffen konnte: der eine Bruder, der sich schuldig machte, weil er an die Schuld

[1] Oben Archiv CXIII, 266 Anm. 4.

[2] Cosquin LXV. Chauvin V, 87 Anm. 1.

[3] Vgl. auch Kretschmer, *Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache*, Göttingen 1896, S. 85 Anm. 1.

[4] Sydney Hartland, *Legend of Perseus* I, 28 f.

[5] Voretzsch, *Epische Studien* 349.

des anderen so leicht glaubte, und weil er ihn verfolgte, machte nun diese Schuld wieder gut, indem er die Rache für das Unrecht, das dem Bruder dessen Frau angetan, erst ermöglichte.

Die Fortsetzung unseres Märchens sagt nun, dafs das Herz des Bruders zuerst in einer Akazienblüte, dann in einer Beere war, dafs er sich darauf in einen Stier verwandelte; in zwei Blutstropfen, die dieser vergofs, war wieder seine Seele, sie verbarg sich nunmehr in Perseabäume und in einen ihrer Späne. — Wir müssen uns hier besinnen, dafs bei den Naturvölkern viele Vorstellungen von der Erscheinung und dem Aufenthaltsort der Seele nebeneinander lebten, ohne sich zu stören, oder ohne dafs die eine als Widerspruch gegen die andere empfunden wurde. Es hiefs: die Seele lebt im Blute, sie kann in eine Pflanze schlüpfen, sie kann auch in einen Tierleib verschwinden usw. Verwandelt man dies Nebeneinander in ein Nacheinander, so ist sofort ein Märchen fertig, eben ein Märchen unserer Art: die Seele eines Menschen verbirgt sich in einen Baum, verwandelt sich dann in einen Stier usw. Solch ein Märchen lebte gewifs einmal allein und für sich, das kann man mit Sicherheit daraus schliefsen, dafs auch heute noch, in Serbien, Ungarn, Rufsland, Griechenland, Deutschland und Frankreich, ganz ähnliche Märchen für sich bestehen.[1] Ein walachisches z. B. weifs von zwei Kindern, die eine Stiefmutter tötet, und deren Seelen in zwei Apfelbäumen emporwachsen, dann in zwei Lämmer und schliefslich wieder in zwei goldene Knaben übergehen. Man mufs nur hier wieder nicht annehmen, dafs unsere gegenwärtigen abendländischen Märchen von den ägyptischen abhängen, man mufs vielmehr der Gegenwart dasselbe Vermögen zutrauen wie den alten Ägyptern, dafs sie imstande sind, ein Nebeneinander von Vorstellungen in ein Nacheinander umzusetzen.[2] Ganz Verwandtes läfst sich, wie ich bei anderer Gelegenheit zeigte,[3] bei den Märchen und Mythen vom Wasser des Lebens beobachten: verschiedene Berichte von der Herkunft des Wassers wurden

[1] Cosquin LIX f. Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 158 Anm. 2.

[2] Es kann aus dem Nebeneinander auch ein Ineinander werden: z. B. das von uns schon berührte Märchen (Archiv CXIV, S. 5 Anm. 3) von der Seele des Riesen sagt aus, diese Seele sei in einem Ei, dies in einem Vogel, der Vogel wieder in einem Ochsen versteckt gewesen. Ich verweise hier mit Erwin Rohde a. a. O. auf ein analoges Motiv in einer späteren ägyptischen Erzählung (*Maspero* S. 177): ein Zauberbuch liegt in einer Kiste von Eisen, diese in einer von Kupfer, diese in einer von Maulbeerbaumholz, diese in einer von Elfenbein und Ebenholz, diese in einer von Silber und diese in einer von Gold, und um das Ganze windet sich eine unsterbliche Schlange. Solches Einschachtelungsraffinement ist wohl vor allem orientalische Liebhaberei. — Vgl. auch Griffith, *Stories of the High Priests of Memphis* etc., Oxford 1900, S. 21. 63. Dazu Maspero, *Journal des Savants*, août 1901.

[3] *Germanist. Abhandlungen für Paul* S. 146 f.

nebeneinander erzählt: die einen sagten, es sei in Töpfen oder Flaschen verborgen, die anderen, ein Wassertier habe es verschluckt und wolle es nicht hergeben, die dritten, es sei in Bergen versteckt, die vierten, man müsse es aus dem Himmel holen: reiht man einige dieser Motive nacheinander auf, so ergibt sich das Märchen: ein Held wandert, unter vieler Mühsal und Gefahr, zu dem Wasser, das im Berge verborgen wird, er spaltet den Berg, findet das Wasser in Flaschen oder Töpfen, verschluckt es und gibt es nachher wieder von sich.

Nun begeben wir uns noch einmal zu unserem Brüdermärchen selbst: sein Motiv am Schlufs, die wunderbare Geburt des Helden (aus einem Span, den die Mutter verschluckt),[1] hat sich das Märchen gern, ebenso oder ähnlich, erdacht. Am ähnlichsten unserem Märchen ist seltsamerweise ein Motiv aus einer Geschichte der nordamerikanischen Tlinkits.[2] Ich erwähne dies Motiv gerade hier, weil die Brüdermärchen gern damit beginnen und es in unserem ägyptischen Märchen wohl auch zu dem eigentlichen Brüdermärchen gehörte, aber von seiner ihm gebührenden Stelle fortgeriet.

Über ein letztes Motiv habe ich schon früher gesprochen:[3] dafs den König ein unbezwingliches Verlangen nach der Frau erfafst, sobald er eine Locke von ihr besitzt. Er hatte eben mit ihrer Locke einen Teil ihrer Seele, und darum mufste die Trägerin der Locke ihm gehören. Das ist ja die Anschauung, der unser Motiv entsprang. Etwas sehr Ähnliches geschieht — ich erlaube mir nochmals darauf hinzuweisen — in einer späteren ägyptischen Erzählung: einem König wirft ein Adler den Schuh eines Mädchens in den Schofs, und er kann nun von diesem Mädchen nicht lassen. — Im Mittelalter wurde seltsamerweise fast dasselbe Motiv wie das alte ägyptische durch die Tristansage berühmt:[4] zwei Schwalben liefsen ein Frauenhaar vor König Marke fallen, und nun konnte er nicht ruhen, bevor er Isolde, der dies Haar gehörte, sein eigen nannte.

Das ägyptische Märchen führt uns also von vielen Seiten in die bunte Welt der Märchenmotive, und es schenkt uns auch einen Einblick in das Werden des Märchens. Es gibt uns, in unserer Untersuchung das erste Mal, eine Anschauung, wie ein Märchen sich aus verschiedenen Motiven und Bestandteilen zusammensetzt. Verwandte Geschichten nähern sich, eine Geschichte von Verwandten tritt dazu, und diese Vielheit hat das Bestreben, immer vielfältiger zu werden; die alten, längst bekannten Vor-

[1] Vgl. bes. Sidney Hartland, *Legend of Perseus* I, 71 f.
[2] Aurel Krause, *Die Tlinkit-Indianer* 261.
[3] Oben Archiv CXIV, S. 10 Anm. 1; dazu Cosquin LXVI. Reinhold Köhler I, 511. II, 328.
[4] Reinhold Köhler, *Kl. Schriften* II, 328.

stellungen von der Seele, lose aneinandergefügt, setzen das Märchen fort. Es sind die Motive des Märchens ausnahmslos alt und primitiv, in ihrer Zusammensetzung unbeholfen und kunstlos, ohne rechten Anfang und ohne rechtes Ende, die Erzählungskunst erhebt sich nicht viel über die Kunst der sogenannten Naturvölker. Was aus der ersten schuldigen Frau wird, hören wir gar nicht; weshalb sich der Bruder so vielfältig verwandelt, und warum er nicht gleich seine Rache nimmt, wird uns ebensowenig aufgeklärt, und aufser diesen Defekten könnte man noch manchen anderen nennen. Aber gerade dies Zwecklose und Unverständige wirkt auf uns als echt märchenhaft und ist ja auch Freude am Erzählen um des Erzählens willen. Man wird aufserdem zugestehen, dafs ein Gedanke, den wir einen sittlichen nennen würden, trotz allem zur Geltung kommt: dafs der Schuldige seiner Strafe nicht entgeht, dafs sie in vielfältiger Verwandlung ihn immer von neuem bedroht, und dafs den Gerechten die Götter schützen.

Sie schützen aber mit derselben Kraft den verschlagenen und rücksichtslosen Räuber. Denn das bleibt doch der Sinn des Märchens vom Meisterdieb.[1] Herodot erzählt diese, von den Griechen auch an anderer Stelle erwähnte Geschichte als ägyptisches Märchen, und es liegt kaum ein Grund vor, ihre ägyptische Herkunft zu bezweifeln. Zwei Diebe, Vater und Sohn, bestehlen das Schatzhaus des Königs, das der Vater selbst erbaute; er hat in der Mauer einen Stein locker eingesetzt, diesen nimmt er jedesmal heraus und setzt ihn nach vollbrachtem Diebstahl wieder ein. Als die beiden ertappt werden, schlägt der Sohn dem Vater den Kopf ab, der Rumpf wird ausgestellt, der Dieb stiehlt ihn den Wächtern, nachdem er sie zuerst betrunken machte und ihnen den Kopf schor. Der König befiehlt, seiner Tochter solle jeder seinen verwegensten Streich erzählen, der Dieb berichtet von seiner Tat, als man aber nach ihm greifen will, läfst er der Prinzessin die tote Hand seines Vaters. Nun verspricht man ihm sie selbst, und er erhält sie wirklich zur Frau und wird zum Lohn für seine kühnen Streiche gar noch Prinz.

Dies Märchen lebt noch heute in Europa als gern gehörtes Volksmärchen und weicht von dem alten Märchen bei Herodot nur in Einzelheiten ab.[2] Nun ist merkwürdig, dafs in einem Motiv alle diese Märchen sich gleich sind und gegen Herodot übereinstimmen: nachdem nämlich der Dieb den Leichnam gestohlen, zeigt der König seine Tochter allem Volke, in der Meinung, nur der Kühnste, eben der Dieb, werde ihr nahen: und

[1] Alfred Wiedemann, *Das zweite Buch des Herodot* 447 f.

[2] Reinhold Köhler, *Kl. Schriften* I, 198 f. — Ralston, *Tibetan Tales, derived from Indian Sources* S. XLVII, S. 37. 43. — Somadeva, übersetzt von Tawney II, 93.

so geschieht es. Dem Dieb wird nun ein Strich oder sonst ein Merkmal beigebracht, aber er wird dessen gewahr und bringt das gleiche Merkmal allen anderen Anwesenden ebenfalls bei, so daſs er wieder nicht aus den anderen heraus erkannt werden kann. Darauf erhält er dann des Königs Tochter. Es sind nun zwei Annahmen möglich: die erste wäre die, daſs die Form bei Herodot das Ursprüngliche bietet und das 'Strichmotiv' später in unser Märchen geriet. Es taucht ja auch in anderem, wenn auch ähnlichem Zusammenhang auf: man denke nur an die Sage bei Paulus Diaconus, von dem kühnen Liebhaber, der sich die Gunst seiner Königin erschlich und in ihr Gemach drang, nachdem er das zwischen ihr und dem Gemahl verabredete Erkennungszeichen nachahmte:[1] der König, der nach ihm kommt, merkt, daſs jemand bei seiner Frau war, begibt sich unter das schlafende Gefolge und erkennt den Übeltäter am klopfenden Herzen; er schneidet ihm die Locke ab, aber der Verwegene trennt auch allen seinen schlafenden Genossen die Locke vom Haupte und wird schlieſslich, da man ihn nicht herausfinden kann, auch nicht bestraft.[2] — Es ist jedoch zu bedenken, daſs alle europäischen Varianten das Strichmotiv kennen, während es nur bei Herodot fehlt, und dadurch wird die zweite Annahme wahrscheinlicher, daſs die Geschichte schon vor Herodot in der Form erzählt wurde, in der sie noch heute besteht, und daſs Herodot oder sein Gewährsmann diese Form änderte. Ein solcher Vorgang wäre nichts Ungewöhnliches, in der Edda z. B. erscheinen Märchenmotive viel gewaltsamer umgestaltet und geändert als im gegenwärtigen Volksmärchen. — Das Märchen vom Meisterdieb kam auch nach Indien, wurde dort erweitert, und diese Erweiterung blieb nicht ohne Rückwirkung auf einige europäische Varianten: darüber nachher.

Dies Märchen hat nun einen wirkungsvollen Abschluſs und steigert auch die Taten des Diebes nicht ohne Geschick: auch aus diesem Grunde, nicht allein wegen der überkühnen Diebestaten, die es vermeldet, behauptete es sich durch die Jahrhunderte. Es stammt gewiſs aus einer Periode der Erzählungskunst, die der früheren, in der das Brüdermärchen sich zusammensetzte, weit überlegen war.

Wir beklagen jetzt, nachdem uns die wenigen erhaltenen ägyptischen Märchen recht deutlich gezeigt, wieviel Verwandtschaft dies alte Märchen mit unseren gegenwärtigen hat, und wie tief es uns in die Erkenntnis der Märchen führt, um so lebhafter den Verlust der vielen anderen Märchen. Es hat sich uns — ich wiederhole

---

[1] Erwin Rohde, *Kleine Schriften* II, 193.

[2] Agilulf und Theudelind, Grimm, *DS* 404; vgl. auch *KHM* 116 (Das blaue Licht). Chauvin V, 83 Anm. 2.

das mit einer gewissen Pedanterie, denn diese Tatsache ist für unsere späteren Beobachtungen grundlegend — zu wiederholten Malen bestätigt, daſs diese Märchen, sofern ihnen nicht einfache Erlebnisse zugrunde liegen, aus Vorstellungen primitiver Völker hervorgehen. Diese Vorstellungen sind die Märchenmotive, oder sie erzeugen diese. Und die Motive werden verdoppelt, ähnliche verbinden sich; solche Zusammensetzung ist dann ein Märchen. Die Handlung schreitet nicht geradeaus fort, besinnt sich auch nicht immer auf das Vorher und Nachher; aber wir beobachteten, daſs der Darstellung beherrschende Ideen zugrunde liegen, und daſs später kühne und wirksame Motive geschickt gesteigert werden.

Von den Erzählungen der Bibel sind manche aus Babylon, manche aus Ägypten herübergenommen und veredelt. Die berühmteste biblische Sage babylonischer Herkunft, die Sintflutsage, hat nur wenige Berührungen mit dem Märchen. Die Sage vom Paradiese stammt vielleicht auch aus Babylon, persische und griechische Mythen stehen, um das zu wiederholen, ihrem Inhalt recht nahe,[1] und die Vermutung, daſs alle diese Sagen aus Träumen sich bildeten, kann man wenigstens nicht ausschlieſsen.[2] Die Heimat der meisten Geschichten von Jakob und Joseph war gewiſs Ägypten. — Anklänge an das Märchen lassen sich hier wieder leicht herausfühlen: daſs eine Frau lange Zeit unfruchtbar bleibt und ihr dann ein Trank oder Äpfel oder andere Früchte die ersehnte Fruchtbarkeit schenken, von diesem beliebten Motiv gibt uns die Bibel in ihrer Erzählung von Rahel das erste Beispiel.[3] Der Anfang der Geschichte von Joseph ist wieder ein Brüdermärchen, freilich nur in Umrissen, kein ausgeführtes.[4] Das ägyptische Märchen zeigt die treuen, das biblische die treulosen Brüder, die Frauen in den Märchen beider Länder erscheinen als treulos, hier in unserer Josephgeschichte und offenbarer und abscheulicher noch in der Geschichte von Simson. Zu den Erlebnissen der Wirklichkeit, die das Märchen in sich aufnahm, steigerte und verbreitete, gehörten also auſser den früher genannten die Geschichten von treulosen und treuen Brüdern und von treulosen Frauen. — Joseph wird von seinen neidischen Brüdern, weil der Vater ihn mehr liebt als sie, verleumdet, miſshandelt und als Sklave verkauft, dem Vater sagen die Brüder, wilde Tiere hätten

[1] Vgl. jetzt noch Hermann Gunkel, *Deutsche Rundschau* Januar 1905.
[2] Vgl. auch nochmals Roscher, *Ephialtes* 38; oben Archiv CXIII, 261.
[3] Vgl. Sidney Hartland a. a. O. 71 f.; W. Hertz, *Gesammelte Abhandlungen* 275; Hermann Gunkel, *Genesis* 298 f.
[4] Die Geschichte von Joseph wird in manchen Märchensammlungen als Märchen erzählt, vgl. z. B. Laura Gonzenbach, *Sizilianische Märchen* Nr. 89. 91. — Prym und Socin, *Der neuaramäische Dialekt von Ṭûr 'Abdîn*, Göttingen 1881, I, XIX. II, 26. — Traumdeutungen, die denen des Joseph vergleichbar sind, in den *Jataka*, übers. v. Cowell, Nr. 77.

ihn zerrissen: gerade dieser Joseph aber kommt zu den gröſsten Ehren, beschämt seine Brüder und verzeiht ihnen groſsmütig. Dieser Kontrast zwischen den älteren, verlogenen und heimtückischen und doch erfolglosen, und dem jüngsten, miſshandelten, hochsinnigen und erfolgreichen Bruder bleibt das Grundmotiv in allen späteren Märchen von treulosen Brüdern und Genossen. Der Verlauf und das Ende dieser Märchen ist nicht so freundlich wie der unserer Josephgeschichte: die Genossen und Brüder des Märchens wollen, trotzdem ihnen verziehen, nicht von ihrer Heimtücke lassen, sie verleumden den jüngsten von neuem oder schaffen ihn ganz beiseite, und erst ein wundertätiges Wirken des Schicksals enthüllt Schuld und Unschuld, belohnt den Gerechten und straft die Bösewichter.[1]

Joseph, erzählt uns die Bibel weiter, erfreut sich der besonderen Gunst des Königs; weil das nach ihm lüsterne Weib des Potiphar, dessen Werben er zurückweist, ihn verleumdet, wirft man ihn in den Kerker; später gerät der König in eine schwere Lage, aus der ihm keiner seiner Räte zu helfen weiſs; nun erinnert er sich seines früheren klugen Beraters, der, wie er glaubt, verurteilt und getötet ist. Er hört, dieser lebe noch, aber schmachte im Kerker: darauf läſst der Pharao ihn sofort befreien, schenkt ihm die alte Stellung wieder, hört seinen Rat, rettet dadurch das Land und überhäuft ihn mit neuen Ehren.

Solche Schicksale werden einem treuen Fürstendiener öfter beschieden sein, dem ersten Blick zeigen sie kaum etwas Besonderes. Wer näher zusieht, erkennt, daſs sie viele und immanente Schäden orientalischen Staatslebens sozusagen auf eine kurze, erschöpfende Formel bringen, die das Leben dann immer neu beweist. Die Willkür und die Launen des orientalischen Despoten, der jähe Wechsel der Fürstengunst, die Verleumdung und Intrige am königlichen Hofe, die heimliche Eigenmacht dieser, die Klugheit und Bedeutung jener Diener, das Hilflose und die Ohnmacht des Herrschers, sobald er sich selbst helfen und selbst handeln soll: all dies zeigt die kurze Geschichte in scharfer und heller Beleuchtung, und darum ist sie sehr oft erzählt worden. In der Bibel selbst noch einmal — das Buch Tobias spielt darauf an — vom weisen Heikar, und im Indischen gleichfalls, in einer Sammlung, die sich auch über die ganze Welt verbreitete, in der Cukasaptati. Ihre Betrachtung werden wir also fortsetzen, wenn wir beim Indischen angelangt sind.

Wenn im Märchen ein Mann einem Geist oder dem Teufel, zum Lohn, daſs er ihm geholfen, das erste verspricht, was ihm

[1] Zum Märchen vom 'Jüngsten Bruder' vgl. noch Hermann Usener, *Rhein. Museum* N. F. 58 (1903), S. 8. 329, zu den 'Treulosen Brüdern' R. Köhler, *Kl. Schriften* I, 292. 537. 543; Cosquin I, 212 f. 9 f.

begegnet, und ihm begegnet dann sein Kind, so denken wir sofort an die Bibel, denn dies Motiv erscheint dort als das Gelübde Jephthas.[1] — Oder wenn, namentlich im nordischen Märchen, eine Verfolgte ruft: 'Hinter mir Nacht und vor mir Tag' und sich hinter ihr dichte Nebel zusammenballen, in denen sich ihre Verfolger verlieren, sie aber entkommt in hellem Tag,[2] so wiederholt sich die Sage vom Durchzug der Kinder Israels durchs Rote Meer. — Und man wird in diesen Fällen und ähnlichen, etwa bei der Geschichte von Moses' Aussetzung, es für das Wahrscheinliche halten, daſs die Wirkungen der Bibel bis in unser Märchen hineinreichen. Für uns bleibt die Hauptsache, daſs diese Motive als märchenhaft empfunden werden, und man darf sich nicht gegen die Möglichkeit sträuben, daſs die Bibel sie ihrerseits alten Märchen entnahm.

Moses ist dumpf und stumpf in der Jugend, und er, von dem es die wenigsten glaubten, wird später der Führer seines Volkes: die germanische Sage schildert uns ihre Helden gern ebenso, und im Märchen löst der verachtete Dummling alle Aufgaben und verrichtet alle Heldentaten, an denen seine klügeren und stärkeren Brüder scheitern. — Für die Zaubertaten des Moses: daſs er Wasser aus dem Felsen schlägt, daſs er einen Stab in eine Schlange verwandelt und mit ägyptischen Zauberern Wettkämpfe besteht, bieten Sage und Märchen gleichfalls Parallelen.

Simsons Schicksale: seine Kraft liegt in seinen Haaren,[3] sein Weib lauscht ihm dies Geheimnis ab, fesselt ihn verräterisch und überliefert den Kraftlosen seinen Feinden, leben seltsamerweise auch in Indien als Märchen. Ein bei den Slawen und im Norden verbreitetes Märchen von der treulosen Schwester oder Mutter des Starken[4] hat mit der Sage von Simson auch auffallende Verwandtschaft. — Die Geschichte vom Kampf Davids mit Goliath ist wohl kaum etwas anderes als eins der vielen hübschen Märchen vom Wettkampf eines klugen, kecken und schwachen Menschleins mit einem groſsen, ungefügen, dummen Riesen, in dem der Riese trotz seiner ungeheuren Stärke der Klugheit des Menschleins unterliegt.

Salomo bleibt, wie man weiſs, die für den Märchenforscher

[1] Vgl. etwa Grimm, *KHM* Nr. 88, mit Anmerkungen; Chauvin V, 176 Anm. 1, und Cosquin Nr. 63 (II, 215 f.); auch Grundtvig, *Gamle Danske Minder* II, 49. Wilhelm Hertz in seinen *Kollektaneen* verweist auf Servius zu *Äneis* III, 121: Idomeneus gelobt in einem Sturm dem Poseidon zu opfern, was bei der Landung ihm zuerst entgegenkomme, und ihm begegnet sein Sohn. — Ähnliche Sage bei Pseudo-Plutarch, *Plutarch* ed. Reiske X, 744, und in China: *Journal Asiatique* VI, 159.

[2] Z. B. Grundtvig a. a. O. II, 30 und in anderen Märchen des Allerleirauh-Typus, vgl. oben S. 5 Anm. 1 und Bd. CXIII, S. 268 Anm. 2.

[3] Archiv CXIV, S. 8 Anm. 3. Frazer III, 352 Anm. 1. 390.

[4] von der Leyen, *Märchen in Edda* 28. 29.

merkwürdigste und auch rätselhafteste Gestalt der Bibel. Die Geschichten von seiner Macht und seinem Glanz, seiner Zaubergewalt und Herrschaft über die Geister haben später die Araber, die Geschichten von seinen dämonischen Kräften und Helfern und seinem Trotz gegen Gott hat die spätere Literatur der Juden verbreitet. Und durch diese fabelhaften Kunden von Salomo wurde die Dichtung und Phantasie des ganzen Mittelalters befruchtet. — Oft erscheint Salomo als Richter und Rätsellöser von unübertrefflicher Weisheit, und da bleibt nun höchst seltsam, daſs gerade die Inder ganz ähnliche oder sogar dieselben Weisheitsproben und -sagen von ihren Weisen mitteilen. Welches Volk hier das andere beeinfluſste, wissen wir nicht; mir scheint aber — warum, habe ich später zu begründen —, daſs hier die Juden die Gebenden, die Inder die Nehmenden waren.

Ich erwähne von den Übereinstimmungen zuerst die, die mit Recht die Forscher am stärksten überraschte: das weise Urteil des Salomo zwischen zwei Müttern, die jede dasselbe eine Kind als das ihre beanspruchten; dies gleiche Urteil überträgt eine alte buddhistische Legende auf Buddha.[1]

In einer späteren Legende soll Salomo auf Wunsch der Königin von Saba Mädchen und Knaben, die beide ganz gleich gekleidet sind, voneinander unterscheiden.[2] Die Inder verlangen, daſs ein Kluger von zwei ganz gleichen Pferden aussage, welches die Mutterstute und welches das Fohlen sei.[3] Der Thron des Salomo war nach jüdischer Legende von märchenhafter Pracht und entdeckte das Unrecht und verwehrte dem Unwürdigen den Zutritt. Die Inder erzählten von einem solchen Thron, den man ausgrub, gleich einen ganzen Zyklus von Geschichten, in dem sich der Scharfsinn des Königs offenbarte, dem dieser Thron früher zu eigen war.[4]

Das sind alles kurze Hinweise, und es wäre nicht zu schwer, auch diese noch wesentlich zu vermehren. Doch muſs die gründliche Behandlung dieser Probleme Berufeneren überlassen bleiben. Für uns genügt die Erkenntnis, daſs die Bibel auch für den Märchenforscher eine reiche Fundgrube ist. Was sie uns bietet, sind einzelne Motive oder die Anfänge und Grundrisse zu Märchen: so ausführliche und zusammengesetzte Märchen wie bei den Ägyptern entdecken wir hier nicht. Für den gelehrten Theologen, der die Entstehung und Zusammensetzung der Bibel erkennen will, wird der Nachweis von Märchenmotiven darin viel-

[1] Oldenberg, *Literatur des alten Indien* S. 114. 291 (Gaidoz, *Mélusine* Bd. IV, 17).

[2] Wilhelm Hertz, *Gesammelte Abhandlungen* 417 f.

[3] *Çukasaptati*, übers. v. Richard Schmidt, t. s. 48 t. o. 58.

[4] Albrecht Weber, *Über die Sinhâsana dvâtrinçikâ, Indische Studien* XV, 185 f.

leicht von gröſserer Bedeutung werden als für den Märchenforscher, die vergleichende Märchenkunde wird ihm möglicherweise ganz neue Aufschlüsse und Erleuchtungen schenken und ihn in Zeiten und Schichten führen, die älter sind als alle, bis zu denen er bisher vordrang.

Die Odyssee wurde von mir das alte Märchenbuch der Griechen genannt. Denn wir haben aus ihr eine Fülle von Märchenmotiven herausgehoben: die Geschichten von Tantalos, Sisyphos, den Danaiden deuteten wir als Traummärchen, und auch die rührende Geschichte von Odysseus' Erwachen bei den Phäaken scheint aus einem Traum emporgeblüht.[1] Ein andere Gruppe von Märchen darf man als Zaubermärchen bezeichnen, z. B. das oben berührte Märchen von Proteus[2] und ebenso das von der Kirke, die, wie die Zauberinnen im Märchen so oft — es sei nur auf das Brüdermärchen verwiesen[3] —, die Menschen in Tiere verwandelt, bis auf einen, den die Götter schützen, vor dem ihre Kunst machtlos wird, und auf dessen Drohungen sie auch den verwandelten Tieren die menschliche Gestalt zurückgeben muſs. Wie die Kirke den Odysseus, so schickt im Märchen oft eine böse Zauberin ein Mädchen oder ein furchtsamer und heimtückischer König einen Helden in die Unterwelt, ursprünglich, um ihn zu vernichten: die nächsten Beispiele bieten die antiken Sagen von Herakles und Theseus und das Märchen von Eros und Psyche.

Für wieder andere Märchen bei Homer ist Reisemärchen der zutreffendste Name. Man hat seit langem erkannt, daſs diesen Reisemärchen sich die Märchen namentlich orientalischer Völker vergleichen: die Fahrt des Odysseus zu den Phäaken und seine Erlebnisse bei ihnen haben eine auffallende, auch in Einzelheiten bemerkbare Ähnlichkeit mit dem indischen Märchen von Saktivega,[4] andere verwegene Abenteuer und märchenhafte Rettungen des Odysseus sind ungefähr die gleichen wie die, deren Sindbad in *1001 Nacht* sich rühmt.[5] Die Symplegaden kennen schon Reise- und Traumschilderungen der Naturvölker;[6] die List, die Odysseus und seine Gefährten vor dem übermächtigen Gesange der Sirenen schützt, ist anderen Märchen nicht fremd,[7] die märchenhafteste Geschichte der Odyssee aber bleibt die vom Polyphem. Sie kehrt unter den Abenteuern des Sindbad wieder und gehört gewiſs in den Kreis der Raubsagen und Raubmärchen: ein Mensch über-

[1] Archiv CXIII, 258. [2] Archiv CXIV, 2.

[3] Sidney Hartland, *Legend of Perseus* III, 17 f. 105 f. Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 173 Anm. 2.

[4] Gerland, *Altgriechische Märchen in der Odyssee* (Magdeburg 1869) 18.

[5] Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 173 Anm. 2. 180 Anm. 1.

[6] Vgl. von der Leyen, *Germanist. Abh. für Paul* S. 150 Anm. 1; dazu Reinhold Köhler, *Kl. Schriften* I, 397; Cosquin II, 242.

[7] Reinhold Köhler I, 125. *Jātaka*, übers. v. Cowell, Nr. 96.

listet einen Riesen und raubt ihm seine kostbarsten Besitztümer. Der Kontrast zwischen dem schwachen, klugen Menschen und dem ungeheuren, dummen und plumpen Riesen klingt in diese Sage auch hinein. Die List selbst, dafs Odysseus sich niemand nennt, erscheint sogar in Schwänken von Völkern, die nie etwas von Homer und der Odyssee hören konnten: es wurde hier ein uralter Schwank auf Odysseus übertragen.[1] Auch das ganze Beiwerk: die Einäugigkeit des Polyphem, das Entkommen des Odysseus und seiner Gefährten unter den Widdern des Riesen, die verspätete, furchtbare und vergebliche Rache des Unholdes, das ist alles echt märchenhaft und abenteuerlich.

Odysseus wird von einer himmlischen Nymphe geliebt und verzehrt sich in Sehnsucht zu der fernen irdischen Gemahlin, Achilleus ist das Kind einer himmlischen Nymphe, die einem sterblichen Manne sich hingab, den Herakles will ein feiger König verderben, er besiegt Ungeheuer, befreit von ihnen Jungfrauen, wandert zum Paradies und erbeutet die Äpfel der Hesperiden und schleppt den Kerberus aus der Hölle; Perseus wird von Danae geboren, die ein Gott durch ein Wunder befruchtet, und man hatte diese Danae eingeschlossen, damit sie kein Kind gebären könne, den Knaben Perseus sucht ein König, wieder ein feiger und schwacher König, zu vernichten, weil die Prophezeiung war, dafs dieser Knabe ihm, dem König, Unheil bringen werde. Und so erfüllt es sich: Perseus raubt den drei Graien ihr eines Auge, sie zeigen ihm den Weg zu den Gorgonen, und er gewinnt den versteinernden Schild der Medusa, er befreit Andromeda vom Drachen und erringt ihre Hand: das sind alles alte griechische Sagen, und sie klingen uns doch, als hörten wir eins unserer Märchen.[2] — Die Forschung hat aus der griechischen und römischen Literatur schon eine Fülle von Märchenmotiven zutage gefördert, die ich hier nicht noch einmal ausbreiten will,[3] gewifs läfst sich die Ausbeute leicht vermehren, und eine Übersicht über die griechischen Märchenmotive und Märchen würde für die Entwickelung der griechischen Dichtkunst, die Herkunft und den Ursprung ihrer Stoffe, das Gestaltungsvermögen ihrer Dichter manche neue und schöne Aufklärungen geben. Ich vermerke hier im Interesse unserer späteren Betrachtungen noch einmal das Märchen vom klugen

[1] W. Grimm, *Abhandlungen der Berliner Akademie*, 1857, S. 1—30. — Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 173 Anm. 2.

[2] Ich verweise nochmals auf die ausführliche Parallelensammlung zu den Perseus-Motiven bei Sidney Hartland in seinem hier oft genannten Werke. — Vgl. ferner Kretschmer, Einleitung (1896) S. 85 f.

[3] Eine schöne Übersicht gibt Friedländer, *Sittengeschichte*[5] I, 468 f. — Die Verdienste und Forschungen von Mannhardt (*Antike Wald- und Feldkulte*), Erwin Rohde (*Der griechische Roman; Psyche; Kleinere Schriften*), Marx (*Griechische Märchen von dankbaren Tieren*, 1889), Crusius (in *Roschers Lexikon* und im *Philologus*) u. a. sind bekannt.

Richter, dessen Urteile und Entscheidungen sich durch Scharfsinn überbieten,[1] und das Märchen von den empfindlichen Menschen, das die späte griechische Kunst sich ersann: groteske und komische Übertreibungen, die die renommistische Empfindlichkeit der Genüßlinge verspotten sollte.[2]

Ein griechisches Volksmärchen blieb uns noch erhalten aus dem späten Altertum, nicht rein und frisch, sondern fast zugedeckt von künstlicher und steifer Allegorie, Eros und Psyche des Apulejus. Wie unserem 18. Jahrhundert z. B. dem Musaeus die Märchen als etwas Kindliches und Albernes erschienen, ein Ammengeschwätz, auf das man mitleidig herabblickte und nur durch eigene tiefe und wertvolle, vernünftige und aufklärende Bemerkungen literaturfähig und genießbar machen konnte, so etwa erschienen sie auch dem Apulejus: er hat sein altes Märchen durch Allegorie und Philosophie zu vertiefen sich bemüht: uns erscheinen seine Zutaten als frostig, steif, aufdringlich und die Einfalt der Geschichte schwer schädigend. Aber unsere Volksmärchen gestatten uns überall, das Ursprüngliche und Echte herauszulösen.[3]

Ein König hat drei Töchter, die jüngste soll in die Gewalt eines Ungeheuers kommen. Unter Trauern begleitet man sie zu dem Felsen, unter dem das Ungeheuer haust, und sie stürzt sich hinab, aber ein sanfter Windhauch trägt sie in ein blühendes Tal, sie sieht darin einen Hain und eine Quelle, und das Ungeheuer, bei Tag eine Schlange mit ungeheurem Rachen, gifttropfend, ist bei Nacht ein schöner Jüngling. Psyche, die Jungfrau, lebt in einem märchenhaften Palast, die Gemächer glänzen so von Gold, daſs es auch in der Nacht hell bleibt, eine unsichtbare Dienerschaft erfüllt alle ihre Wünsche. Ihr Gemahl warnt sie: sie solle sich von den Schwestern nicht ausfragen lassen und nie nach seiner Gestalt forschen, sie widersteht auch eine Zeit dem neugierigen Drängen dieser Neidischen, schlieſslich fragt sie den Gemahl doch, und da entschwindet er ihr, und sie wandert ihm nach. Die neidischen Schwestern stürzen sich auch vom Fels, aber zerschellen dabei, Psyche wandert weiter: sie wird von Venus gepeinigt, von Traurigkeit und Sorge, ihren Dienerinnen, gegeiſselt, sie muſs durcheinander geworfene Garben, Kränze und Sicheln wieder in Ordnung bringen, sie muſs Gerste, Weizen, Hirse, Mohn, Erbsen, Linsen, Bohnen auseinanderlesen: dabei helfen ihr die Ameisen; sie muſs Wolle von bösen, wilden Schafen mit goldenen Vlieſsen bringen, das Schilf flüstert ihr zu, sie solle warten, bis die Tiere es sich selbst abstreiften; sie muſs Wasser

[1] Vgl. oben Archiv CXIV, 22 Anm. 3.
[2] Erwin Rohde, *Der griechische Roman*² 588/9.
[3] Friedländer, *Sittengeschichte* I, 407. 468 f. (mit Beiträgen von Adalbert und Ernst Kuhn). Cosquin II, 217 f.

aus einer Quelle holen, die von Drachen bewacht wird, ein Adler füllt das Gefäſs für sie.

Zum Schluſs soll sie in die Unterwelt steigen und Schönheitssalbe von der Totengöttin holen, dabei trägt sie in einer Hand Kuchen und Mehlbrei, in der anderen Honig und Wein, im Mund eine Kupfermünze. Dreimal wird sie versucht, es fallen zu lassen: zuerst begegnet ihr ein lahmer, mit Holz beladener Esel, der lahme Treiber bittet sie, die Holzscheite aufzunehmen, dann schwimmt ein alter Mann ihrem Kahne nach, man möge ihn auch hineinziehen, und alte Weiber am Webstuhl bitten sie, auch Hand anzulegen. Sie widersteht den Versuchungen allen, sie nimmt dann vom Mahl nur ein Stück Brot, das sie, auf der Erde sitzend, zu verzehren hat, erhält die Büchse und öffnet sie schon unterwegs, ein betäubender Dampf steigt hervor, aber sie ist erlöst und mit dem Geliebten wieder vereint.

Man darf auch hier kaum von einem einheitlichen Märchen reden: es sind wieder verschiedene Märchen und Märchenfragmente, die im Wesen sich freilich berührten oder ähnlich waren, lose aneinandergefügt, nicht organisch verbunden. Etwa das Märchen von der Jungfrau, die nicht nach der Gestalt des Mannes fragen darf und den Mann verliert, als sie das Gebot übertritt; das Märchen von neidischen Schwestern, die der jüngsten ihr Glück nicht gönnen und schlieſslich bestraft werden, das Märchen von den unlösbaren Aufgaben, die ein Liebender doch löst, um sich die Geliebte zu erringen (in anderen Märchen gewöhnlich durch die Hilfe dankbarer Tiere, die er vorher gutmütig vom Tode rettete), das Märchen vom Wasser des Lebens und der Hexe, die einen anderen dadurch beiseite schaffen will, daſs sie ihn in die Hölle schickt und ihm Aufgaben gibt, die eigentlich kein Mensch lösen kann.[1]

Das Motiv von der Jungfrau, die unter der Trauer der ganzen Stadt einem Drachen geopfert wird, gehört in einen anderen Kreis; und die ihm gebührende Fortsetzung ist die, daſs ein Held die Jungfrau erlöst, nachdem er den Drachen besiegt und getötet.

Die meisten europäischen Volksmärchen, die dem Apulejus ähnlich sind und meist wohl auch von ihm abhängen,[2] nehmen, nachdem der Geliebte entschwunden, eine andere Wendung als ihr antikes Vorbild: die Braut wandert durch die Welt, dem Entschwundenen nach, findet mitleidige Helfer, die ihr Geschenke geben; als sie den Geliebten endlich wiederfindet, will er sich gerade mit einer anderen Braut vermählen, sie erwirkt sich von dieser mit Hilfe ihrer Geschenke die Erlaubnis, in drei Nächten bei dem Geliebten zu schlafen, und weiſs endlich seine Erinne-

[1] Vgl. Cosquin II, 237 f.
[2] Vgl. das Verzeichnis von Kuhn bei Friedländer I, 497.

rung zu wecken, so dafs sie sich mit ihm wieder vereinigt.[1] — Das bestätigt uns, was wir schon sagten: die Geschichte des Apulejus ist keine einheitliche, sondern besteht aus verschiedenen, einander verwandten Märchen. Sie entspricht darin durchaus unseren modernen Volksmärchen, deren Wandlungsfähigkeit ja darum eine so unbegrenzte ist, weil sich die einzelnen Märchenmotive und Märchenteile immer neu und anders miteinander verbinden und schon ganz leise Ähnlichkeiten und Anklänge solche Verbindungen bewirken. Es liegt im Wesen dieser Märchenmotive, dafs sie immer etwas unbestimmt bleiben, sich Veränderungen leicht fügen und darum in immer anderen Zusammenhängen erscheinen.

Diese Eigentümlichkeit des Märchens führt meines Erachtens auch zur Erkenntnis des wirklichen Unterscheidungsmerkmales, das Märchen, Mythus und Sage voneinander trennt. Im ersten Ursprung sind diese gleich, Mythus und Sage stammen, ebenso wie das Märchen, aus Leben, Sitten, Anschauungen der primitiven Völker. Mit der Einschränkung freilich, dafs der Mythus, sofern er nicht Göttersage ist, auf dem Kultus beruht, der seinerseits wieder auf uralte religiöse Vorstellungen zurückführt, und dafs die Heldensage in ihre rein sagenhafte Erzählung geschichtliche Erinnerungen an Taten und Helden der Vergangenheit verwebt. Das Grundverschiedene von Märchen und Sage ist aber ihre Entwickelung: Die Sage verweilt viel länger und liebevoller bei dem einzelnen Motiv, dem einzelnen Ereignis und der einzelnen Person als das Märchen; das einzelne zieht sie stärker an, während der Reiz des Märchens gerade in der immer wechselnden Verbindung oder in der Anhäufung der Motive besteht, das Motiv für sich gilt ihm nicht so viel. Diese einzelnen Motive gewinnen bei der Sage eine immer neue künstlerische Mannigfaltigkeit, weil immer neue Dichter sich an den gleichen Motiven und Stoffen versuchen, dadurch vertieft sich auch deren Bedeutung. In ähnlicher Art wachsen die Helden der Sage, ein Dichter nach dem anderen gibt ihnen von seinem Besten, und so steigert sich ihr Heroentum, und sie erheben sich ins Überirdische. Die Motive verlieren dabei oft ihren selbständigen Wert und dienen nur zur Charakterisierung des Helden. Weil die Sage sich so entwickelt, haben ihre Helden Namen, während die des Märchens, die ganz in der Fülle immer wechselnder Begebenheiten verschwinden und, weil sie sich selbst dabei immer ändern, zu keiner bestimmten Wesenheit gelangen können, ohne Namen sind. Auch bleibt die Sage gern bei bestimmten Orten und verklärt diese, das Märchen verbreitet sich über die ganze Welt. Die Märchenmotive fügen sich leicht und willig zusammen, die Sagenmotive schwer, die Entwickelung der Sage ist langsam, eins

[1] Vgl. noch R. Köhler, *Kl. Schriften* I, 318 Anm. 1.

ihrer Motive widerstreitet oft dem anderen, und auch in den vollendetsten Sagen sind solche Konflikte noch nicht ganz überwunden; man fühlt, dafs eine frühere Anschauung eines Ereignisses oder eines Helden, die der späteren widerspricht, noch nicht ganz beseitigt wurde: man denke etwa an die Sintflutsage oder an die nordischen Sagen vom Ende der Welt oder an unsere Nibelungen. Die Sage ist viel ernster als das Märchen, künstlerisch meist viel durchbildeter, sie wendet sich nur an einen erlesenen Kreis von Hörern und bleibt innerhalb nationaler Grenzen. Damit steht in Zusammenhang, dafs, wenn Sagen in das Volk dringen, meist gerade das Tiefste an ihnen, ihre Tragik und ihr Adel, nicht verstanden oder mifshandelt wird — man erinnere sich an unsere Sagen von Wieland dem Schmied, Hetel und Hilde, Hildebrand und Hadubrand —, statt dessen wird sie mit märchenhaftem Beiwerk überladen. Denn das Märchen bleibt dem Volke verständlich und gehört zu ihm auf der ganzen Welt, die kunstlose Aneinanderfügung von Märchenmotiven bedarf nicht des Dichters und kann sich jederzeit im Volke abseits der höheren Poesie entwickeln. Diese Bemerkungen wollen nur als vorläufige gelten, ich hoffe sie später auszuführen und zu vertiefen und habe sie hier nur darum nicht unterdrückt, weil ich glaube, dafs sie zur Klärung unklarer Fragen behilflich sein können.[1] — Wir haben nun bei der Betrachtung der Märchen der antiken Völker einen recht stattlichen Reichtum von Märchenmotiven überblickt und es oft bestätigt gefunden, dafs diese Motive aufs engste mit dem Leben und dem Wähnen primitiver Völker zusammenhängen. Aufserdem war es uns möglich, zu beobachten, wie aus einer Vielheit von Märchenmotiven Märchen entstehen. Nun dürfen wir den letzten wichtigsten Schritt tun, den zum indischen Märchen hinüber, und die Art unserer Betrachtung läfst sich nun leicht erraten, wir vergleichen die alten Märchenmotive mit dem indischen Märchen, die auf ihnen beruhen, ebenso die antiken Märchen, die vom Meisterdieb, von den Empfindlichkeitsproben, von klugen Richtern u. a., mit den ihnen entsprechenden indischen, wir verfolgen aufserdem die Entwickelung der indischen Märchen in Indien selbst, und auf der Erkenntnis fufsend, die wir derart vom indischen Märchen gewannen, suchen wir die Frage vom Einflufs der indischen Märchen auf die Märchen der anderen Völker nochmals zu beantworten.

[1] Ich verweise auf die sehr fördernden Bemerkungen von Hermann Usener in seinen *Sintflutsagen* und Axel Olrik, *Om Ragnarok*, Kopenhagen 1903. Namentlich die letztgenannte Schrift sollte von Philologen aller Disziplinen gelesen werden.

München. Friedrich von der Leyen.

(Fortsetzung folgt.)

Niklas Praun und Pandolfo Collenuccio.

In der Festschrift '*Hans Sachs-Forschungen*, herausgegeben von A. L. Stiefel'; Nürnberg 1894, S. 13—32, hat V. Michels aus einer Handschrift der Berliner Königlichen Bibliothek einen Dialog von Niklas Praun '*Das pieret vnd der Kopff*' (vollendet 1542) veröffentlicht und die ihm bekannt gewordenen Daten über den bis dahin unbekannten Verfasser mitgeteilt. Die (mehrere Arbeiten Prauns enthaltende) Handschrift ist nur zum kleineren Teile von Praun selbst geschrieben. Nach seinem Tode hat Freund Hans Sachs nach losen Blättern des Verstorbenen die Handschrift zu Ende geführt — der genannte Dialog ist ganz von Sachs abgeschrieben — und mit einer sehr aufschlufsreichen hübschen Vorrede versehen worden.

Es ist sehr dankenswert, dafs Michels das ganze Gespräch zwischen dem Barett und dem Kopf abgedruckt hat. Der Dialog ist gewifs die beste literarische Leistung Prauns. Ein allerdings seltsamer Gedanke — als 'wunderlich' bezeichnet Praun selbst am Schlufs sein Gespräch — wird geistreich und witzig durchgeführt, die bitterste Ironie über die unvernünftige Weltanschauung und Handlungsweise der grofsen Masse wird in humorvollen Reden ausgegossen. Barett[1] und Kopf stehen zueinander in einem scharfen, gut charakterisierten Gegensatz. Das Barett ist klug, hochgebildet, welterfahren, von sittlichen Grundsätzen erfüllt. Der Kopf ist hohl, dumm, ungebildet und richtet sich 'nach der welt prauch', sieht nur auf den äufseren Schein und nicht auf die innere Tüchtigkeit.

Das Barett eröffnet das Gespräch mit der Klage über sein unglückliches Los, das ihn gerade auf einen so närrischen Kopf gesetzt hat. Es tadelt den Kopf (ihn vom Anfang bis zu Ende mit den ärgsten Scheltworten belegend), dafs der Träger seine Kopfbedeckung durch sein 'wankelmuetig vurnemen', durch Hin- und Herrücken, durch ewigen Wechsel der Form und der

---

[1] Sachs schreibt nebeneinander: 'pieret' und 'piret', es ist im 16. Jahrhundert eine häufige Nebenform (nach mittellateinisch *birretum*) neben 'baret' für Mütze überhaupt und im engeren Sinn für das Barett der Doktoren.

Ausschmückung unerträglich quäle. Aus den Auseinandersetzungen darüber entwickelt sich zwischen beiden ein theoretisches Gespräch über Schönheit, Gewalt, Ehrerbietung usw. Immer gibt zuerst der Kopf ganz unsinnige und verworrene Erklärungen, behauptet aber dann, wenn das Barett klar und weise die Streitfrage zu Ende bringt, er hätte von Anfang ganz dieselbe Meinung gehabt. Der Träger des Baretts geht nun auf die Strafse, wo es zu neuen Streitgesprächen kommt, weil der Träger mehrere Vorübergehende, einen Edelmann mit goldener Kette, einen Arzt, einen Advokaten, einen reichen Kaufmann, einen Hauptmann ehrfurchtsvoll begrüfst. Das Barett aber, empört über die fortwährende Störung aus seiner Ruhe, beweist dem Kopfe, dafs alle die Gegrüfsten nur dem äufseren Ansehen nach stattlich, in Wirklichkeit aber unlautere, ja lasterhafte Persönlichkeiten seien. Der Kopf entschuldigt sich mit der notwendigen Rücksicht auf die allgemeine Meinung und mit der Redensart, dafs 'man dem dewffel ein lichtlein aufzunden'[1] müsse. Das Barett beschliefst das Gespräch mit einer längeren Rede, in der es alle seine Beschwerden über den Kopf nochmals zusammenfafst (in ethischen Ausführungen, die gewifs die persönliche Überzeugung des Verfassers wiedergeben), und spricht endlich den Wunsch aus, von Motten verzehrt zu werden, um des Jammers ledig zu gehen. In einem kurzen Nachwort gibt der Verfasser als die Summe des Gespräches an, dafs 'darin die heuchlersich Ererpiettung fein hoftlich gestochen wirt.'

Mit Recht wundert sich Michels über diese auffallende und eigenartige literarische Leistung des sonst doch nicht hervorragenden Autors. Er vermutet im allgemeinen Einflufs von Dialogen Hans Sachsens, Lukians oder deutscher Humanisten, wie Eobanus Hessus. Von diesen konnte er die Form der Dialoge und die Führung der Gespräche lernen, aber 'woher kommen bei Praun solche Ansätze zu individueller Charakteristik?' fragt Michels.

Diese Frage erlaube ich mir zu beantworten: Von dem italienischen Humanisten Pandolfo Collenuccio, dessen Gespräch 'La beretta e la testa' Praun unmittelbar als Vorlage benutzt hat. Collenuccio[2] ist als Verfasser zahlreicher lateinischer und

---

[1] Vgl. Thom. Murner, *Narrenbeschwörung*. Überschrift des 64. Kapitels: *'Dem tüfel zwei liecht anzünden'*, und oft.

[2] Vgl. *Biographie universelle* 8, 588 f. Die hier gegebenen Daten werden wesentlich ergänzt und berichtigt durch die abschliefsende Monographie: A. Saviotti, *P. Collenuccio, umanista pesarese*, Pisa 1888 (Estratto dagli Annali della real scuola normale superiora di Pisa), welche die Geburts- und Todesdaten und aktenmäfsig den Lebensgang feststellt und die Schriften gründlich beschreibt. (Auf diese Monographie hat mich Prof. E. Freymond freundlichst aufmerksam gemacht.)

italienischer Werke, als Dichter, Gelehrter und Staatsmann bekannt. Geboren am 7. Januar 1444 zu Pesaro in Oberitalien (Umbrien), tritt er 1491 als Consigliere ducale in die Dienste des Herzogs von Ferrara, Herkules I.[1] Dieser kunstliebende Fürst veranstaltete an seinem glänzenden Hofe häufige Aufführungen humanistischer Schauspiele. Viele Humanisten widmen ihm ihre Werke und preisen ihn als Gönner. Ercole verwendet Collenuccio auch als Gesandten, so zweimal 1494 und 1497 nach Innsbruck an Kaiser Maximilian, und ernennt ihn 1500 zu seinem Capitano di giustizia. Einer heuchlerischen Einladung folgend reist Collenuccio in seine Heimat und wird in Pesaro auf Befehl Giovanni Sforzas am 11. Juli 1504 ermordet. Collenuccio übersetzte den Amphitryon von Plautus ins Italienische, schrieb das Schauspiel 'Jakob und Joseph', italienische Gedichte, einen Erziehungstraktat und einen Abrifs der Geschichte des Königreiches Neapel in Latein, endlich mehrere lateinische und italienische Dialoge. In allen diesen Dialogen läfst er zum Schlufs die 'erhabene' Gestalt seines fürstlichen Gönners erscheinen. Er nimmt förmlich Zuflucht zu Ercole, der wie ein gütiger Deus ex machina erscheint, um mit seiner Weisheit alle aus den Streitgesprächen erwachsenen Gegensätze aufzuheben, alle Schwierigkeiten zu ebnen und mit einem gerechten Urteil würdevoll den Dialog zu beschliefsen.

Von Collenuccios italienischen Gesprächen ist eines der bekanntesten 'Il Philotimo. La testa e la beretta'[2] mit einem eigenartigen, genial erfundenen Motiv, das geistvoll und mit übersprudelndem Witz durchgeführt wird.

Diesen Dialog nun hat Niklas Praun verdeutscht, aber nur die erste Hälfte davon und diese nicht in durchaus gleichmäfsiger Weise. Mit Ausnahme der letzten Blätter hält sich Praun ziemlich wörtlich an Collenuccio, abgesehen davon, dafs er eine breitere Ausdrucksweise hat und so den italienischen Wortlaut sprachlich erweitert. Auch kleinere oder gröfsere Zusätze mit sachlichen Erweiterungen kommen oft vor. Seltener sind Auslassungen aus dem Texte der Vorlage. Diese Art der nur einigermafsen freien Übersetzung übt Praun von Anfang an bis einschliefslich S. 28 des Michelschen Abdruckes. S. 29 und 30

---

[1] Über Ercole von Ferrara vgl. man W. Creizenach, *Geschichte des neueren Dramas* 2, 217 und 204 ff.

[2] Saviotti bezeichnet als älteste bekannte Ausgabe: Venezia 1517. Die Abfassungszeit und allenfallsige ältere Drucke sind nicht bekannt. Ich benutze ein Exemplar der Berliner Königlichen Bibliothek, Bergamo 1594, mit dem Titel: *Il filotimo. Dialogo di M. P. Collenuccio. Apologia contro gli abusi dello sberettare* (Mifsbrauch des Grüfsens). *Interlocutori: Testa et Beretta.* — In der *Biog. un.* lautet der Titel: *la beretta contro i cortigiani* (Höflinge), was nur für einen Teil des Dialoges stimmt. — Die Ausgabe Venedig 1836 ebenfalls in Berlin.

weichen dann sehr stark ab von den betreffenden Abschnitten des Italieners. Praun folgt hier nur im allgemeinen den aus Collenuccio gewonnenen Anregungen, und mit S. 31 Z. 6 bricht er überhaupt die Übertragung ab, läfst die ganze zweite Hälfte des italienischen Dialoges unübersetzt und fügt (S. 31 und 32) den schon oben gewürdigten, ganz selbständigen Schlufsabsatz hinzu.

Zu diesen allgemeinen Bemerkungen über das Verhältnis des italienischen Dialoges und des deutschen Gespräches seien einige Beispiele angefügt.

Zunächst Proben der fast wörtlichen Übereinstimmung, so gleich der Anfang:[1]

B. Fortuna iniquissima dispensatrice partiale de' luoghi. Maledetta sia cosi iniqua sorte, che sopra di te mi pose.	P. Dw *Schalckhafftigs* vnd petrueglichs glueck, Ein Austaillerin vber pos vnd guet, verfluecht Sey mein vngelueck, vnd der So mich auf dich *nerrischen kopff* gesetzet hat!
T. Che hai tu, poi che da molti giorni in qua, altro giamai che lamenti e querele da te si sentono?	K. Ach, was ist dir mein *liebes piret?* Ein lange Zeit her, darin dw nichs anders gethon hast, Den dich zw peclagen, ist mir peschwerlich, Solichs von dir an zw horen, vnd zw vernemen.
B. Jo vorrei, che quella pecora, che produsse la lana, della quale io nacqui, fusse stata dal lupo diuorata, o che pur fusse arsa la lana fra le dita di quella sordida feminella, che la filò.	P. ich wolt, das die wollen daraus ich gemachet pin worden, mit Sampt dem schaff das die wollen getragen hat vnd herfuer pracht Ein wuetiger Wolff zerissen vnd gefressen het, oder das ich dem armen weib, So mich *gezaufset, kemmet* oder gespunen hat, zwischen den vingern verprunen *oder verschwunden* wer!
T. Che ti manca? che vorrestu? da me non hai ingiuria alcuna.	K. Ach mein piret, was wer dein pegeren? was hastw fuer mangel von mir? *hastw Etwan ein schmach oder vnEr von mir entpfangen?*
B. Anzi da te sola ogni mio male procede, ogni mio torto nasce: tu d'ogni mio lamento sei cagione: perche di me ogni iniquo portamento tu fai.	P. ja, allain von dir, dw holer kopff, Entspringet Alles uebels vnd dw allein pist meiner clag Ein vrsach; den dw geprauchst dich mein gancz petrueglich, in vil stuecken.

Und weitere Beispiele:

T. Tu mi fai per certo parer un' altra, che io non sono: io non me	K. Dw machest frey, das ich mich pedunck, ich Sey nit der, der

[1] Abkürzungen: B. = Beretta, T. = Testa, P. = Piret, K. = Kopf. Die gesperrten Worte bedeuten Zusätze des deutschen Textes.

medema, o pure forsi puo essere, che io non intenda te: parla piu chiaro.	ich doch pin, als ob ich mich Selb nit versten mueg, oder Aber das mocht sein, das ich verstunt dich nicht. red ein wenig clarer: vnd lewter von der meinung, auf das ich dich auch versten mueg.
B ... Belezza è una atta e giusta proportione di tutte le membra, insieme con grande aspetto.	P. Nemlich Schone ist einer gerechte proports in allen glidern des menschen, wo die Selbig mit einem grofsen vnd Erwirdigen Anschawen pegabet ist.
armata d'ignoranza.	wol gewappnet mit vnwizzenheit.

Genaue, wenn auch ungeschickte Übertragung liegt auch vor an der Stelle, wo Michels beabsichtigte Unklarheit annimmt. Ich möchte gegen diese Vermutung nur einwenden, dafs das Barett sich gerade immer sehr klar auszudrücken pflegt. Es handelt sich um den folgenden Satz (S. 24 Z. 8—11): ,Er erzaigen oder Er erpieten ist ain zaichen, [ist ein zaichen], Auspundig genaigte(r) Er vnd hochwirdigkeit, von wegen des ausgdruecten geErten erhochte thuegent?' Das ist die Übersetzung des im Italienischen völlig klaren Satzes: Honore è una essibitione di riuerenza in segno di eccellente virtu dell honorato d. h. 'die Ehrbezeugung ist ein Ausdruck der Ehrfurcht im Zeichen' ('zur Anzeigung' oder einfach 'vor') 'der ausgezeichneten Tüchtigkeit des Geehrten' (gemeint ist: 'des Gegrüfsten'). Praun hat *in segno* ungeschickt mit 'ausgdruecten' wiedergegeben und dadurch, sowie durch versehentliche Wiederholung ('ist ain zaichen') und das Fehlen des r bei 'genaigter' den Satz unwillkürlich unklar gemacht.

Sprachliche Erweiterungen werden von Praun dadurch hauptsächlich hervorgerufen, dafs er gern, wie das bei den meisten deutschen Übersetzern des 16. Jahrhunderts der Fall ist, für einen Ausdruck der Vorlage zwei oder mehr Synonyme verwendet und auch mit weiteren Ergänzungen vermehrt. Z. B. für vacua testa: ,holer vnd doller kopf' — giustamente: 'aus rechtem grund vnd manigfaltig vrsach' — huomo de valore: 'von guetem adel oder Erlich, tugentreich, verdienet lewt' — le corone: 'pedeckung des hauptes kaiserlicher kuncklich und pebstlicher kron, Cardinelisch vnd herzogisch huet, pischofflich und eptisch inffel'. — Erweiterungen ergeben sich auch durch derbere Umschreibungen der Vorlage. So für *un terribile:* 'ein waidlicher Eisenfrefser', für hai pure una volta detto una buona parola: 'das ist vurwar ein wunder, das einmal aus deinem holen, dollen kopff ein guet vrtail kumpt'. Und durch eine gewisse pedantische Weitschweifigkeit. Für *Chi est lui?* 'wes geschlechts oder Adels ist dieser Edelmann? ist er ritter oder Auch thurniers genos, das dw im Solich reverenz thuest?'

Kleinere Zusätze ergeben sich durch die Einfügung von Scherzen, Redensarten, Vergleichen, z. B. 'dafs dw ein lawter doctor in Narribus pist'. — Wo die Rede von goldenen Ketten der Edelleute und den eisernen Ketten der Tollen ist, macht Praun die Bemerkung: 'vnd wie die Eifsren ketten die Narren Still vnd ruwig helt, Also die gulden ketten machen Die narren erst lawffen vnd juchzen.' Dieses Bestreben führt dann bei Berichten und Beschreibungen zu grofsen Erweiterungen gegenüber der Quelle. Nur ein Beispiel für viele:

T. Jo tel dirò bene, e presto: belezza è lo haver una bella zazara, con la Beretta in foggia, sopra uno ciglio: la calza tirata: la scarpa stretta, con lo andare vago e leggiadro della persona.

K. Ich wil dirs pald Sagen vnd wol: Nemlich die schon ist ein schoner glatter kelbeter kopff, darauf Dw wolgestalt pist, mit Samuet oder perlein geschmuecket oder mit porten, knebeln oder steften geziret, Ein wenig auf ein Aug oder or gedruecket, mit wolrichenden pifsen durch krochen, Darzw ein guldene ketten mit einem gehenk am hals, es Sei verdeckt oder offenlich, Ein Spanische kappn mit Samut oder gestickt verpremet, ein par hosen vnd wamas von Samuet, mit glaten strumpffen, an die geraden pain gezogen, Spanische schuch von Samuet oder Duech, glat am fues angelegen, oder ein mardren rock mit ainem Samueten schlepplein, Sunst mit oberen klaidern nach auslendischer art gemacht mancher tracht vnd newer Sitten; Doch das Solchs alles mit ainem prechtigen gang geziret Sey: Sunst wer Solichs alles kein schonheit noch stewr zw der schonheit.

Kleine oder gröfsere Streichungen sind (mit Ausnahme des letzten Teiles) selten, und wenn Praun streicht, so tut er es meist aus dem Gesichtspunkt, spezifisch Italienisches zu vermeiden, so bleiben die 'creanze nel vero' Napolitane weg und der Vergleich 'come la stanga per il mastello'. Ferner fehlt im deutschen Text (zwischen S. 22 und 23) ein grofses Stück (über 5 Quartseiten) des Originals ganz, Praun bemäntelt diese Lücke nur durch einen kurzen Abschnitt (S. 22, Z. 1—8 v. u.). Die fallen gelassene Stelle Collenuccios handelt nämlich von der *galantaria* und damit zusammenhängenden durchaus italienischen Verhältnissen.

Zu den grofsen Streichungen kann man auch die schon obenerwähnte Weglassung des ganzen zweiten Teiles von Collenuccios Dialog (in dem mir vorliegenden Exemplar Bl. 12—24, also genau die Hälfte) rechnen, wo sich das Gespräch in höhere

geistige Sphären erhebt. Wir befinden uns ganz im Rahmen der italienischen Kultur am Ausgange des 15. Jahrhunderts. Namentlich durch das Dazwischentreten von Ercole. Denn wie in den übrigen Dialogen von Collenuccio, so wird auch hier schliefslich von den Streitenden Ercole angerufen, um deren widersprechende Meinungen durch seine Entscheidung zu einigen. Das ganze letzte Drittel des Dialoges wird von dem Herzog beherrscht, der in breiten humanistischen Ausführungen die Streitenden darüber belehrt, was wahre Tugend und was wahre Ehre sei, und diejenigen, die wahre Tugend besitzen und wahre Ehre anstreben, als Filotimi (nach dem griechischen φιλότῑμος, ehrliebend, nach Ehre strebend) bezeichnet. Den Beschlufs macht die Mütze, die den Kopf, spöttisch mit: zucca mia salata (mein gesalzener Kürbis = Dickschädel) ansprechend, auffordert, dem grofsen Herkules zu danken, che ti ha fatto conoscere, che cosa sia il vero honore, e che vuol dir Filotimo ('und was Filotimo besagen soll'). Dieses Schlufswort, das nur auf den letzten Blättern des Dialoges einige Male erwähnt wird, bildet auch den Obertitel des Dialoges. Es ist wahrscheinlich, dafs Collenuccio mit der Überschrift 'Il Filotimo' geradezu seinen fürstlichen Herrn gemeint hat.[1]

Praun hat mit sicherem Gefühl und literarischem Takt gehandelt, als er diesen zweiten Teil wegliefs, der zu seiner biderben Verdeutschung des ersten Teiles gar nicht gepafst und bei den Lesern, an die er denken mochte, wenig Verständnis gefunden hätte. Durch seine Enthaltsamkeit hat sich Praun einen einheitlichen Stil in Form und Inhalt bewahrt und so ein abgerundetes, heimisch anmutendes Werkchen geschaffen, das die italienische Vorlage trotz der teilweise engen Anlehnung nicht mehr durchschimmern läfst. Aus dem Werkchen allein hätte man nicht ohne weiteres auf eine italienische Quelle schliefsen können. Ich habe ja diese auch nur gelegentlich gefunden, bei den Studien für mein Kolleg: Geschichte des Humanismus.

Ein Bedenken will ich am Schlusse nicht verschweigen. Kann man Praun die Kenntnis des Italienischen zumuten? Aus den geringen über ihn bekannten Daten ergibt sich nur, dafs Praun, der einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie entstammt, eine gute Schulbildung sich erworben hatte und des Lateinischen mächtig war. Um das Italienische zu lernen, brauchte er nicht

[1] Soweit ich aus den wenigen Proben, die Saviotti von dem Philotimo gibt, urteilen kann, scheint es, dafs seine 1864 gedruckte Fassung im allgemeinen mit der mir vorliegenden Ausgabe (1594) übereinstimmt. Der Schlufs des Neudrucks aber weicht von der oben gegebenen Fassung ab: *che cosa il vero onore sia, te ha fatto intendere, e tu per male avere non vogli se da qui inanti ti chiamo filotimo.*

nach Italien zu fahren. Nürnberg hatte damals rege wissenschaftliche und Handelsbeziehungen zu Italien und manche des Italienischen kundige Männer in seinen Mauern.

Freilich könnte man an die Möglichkeit einer Zwischenübersetzung denken. Eine französische Fassung liegt vor von A. Geuffroy, *Dialogue de la teste et du bonnet, traduit d'italien en francois.* Paris 1543.[1] Sie kommt aber für Praun nicht in Betracht, weil sie erst ein Jahr nach der Abfassung des Praunschen Gespräches erschienen ist. Eine lateinische Übersetzung konnte ich nicht ermitteln, obwohl ich in zahlreichen gröfseren Bibliotheken darnach gesucht oder angefragt habe. Fände sich noch eine lateinische Übersetzung, die vor das Jahr 1542 fällt, würde das Bild, das ich von dem Verhältnis zwischen Praun und Collenuccio entworfen habe, nur in unwesentlichen Zügen verschoben werden. Die stellenweise wörtliche Übersetzung des italienischen Wortlautes spricht ohnehin dafür, dafs Collenuccios Dialog im Original Praun vorgelegen hat.

[1] Vgl. *British Museum. Catalogue of Printed Books.* 14, 111—113. (Hier keine lateinische Übersetzung des Filotimo.) In dem grofsen Bücherkatalog *Gesneri Bibliotheca amplificata per Frisium,* Tiguri 1583, sind viele Schriften Collenuccios verzeichnet, aber keine lateinische Übersetzung des Filotimo.

Prag-Smichow. Adolf Hauffen.

Volkslied-Miszellen.

II.

1. Zur 'Markgräfin und dem Zimmergesellen'.

Ein weitverbreitetes Volkslied (s. Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort* I [1893] 446 ff. Nr. 129[a–d], und O. Schade, *Deutsche Handwerkslieder* [1865] 199 ff.; zu der dort verzeichneten Literatur kommt noch: Bender-Pommer, *Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge* [1902] 56 f. Nr. 49; H. Ostwald, *Lieder aus dem Rinnstein* II [1904] 8 ff.) ist jenes, das von den Beziehungen einer Markgräfin zu einem Handwerker (Zimmermann, Schuster, Schneider etc.) oder Soldaten berichtet. Diese Beziehungen gereichen dem Handwerker jedoch zum Unheil, denn nachdem sie ertappt wurden, wird er zum Galgen verurteilt, doch später begnadigt. Schade (a. a. O. 205 f.) führt eine Fassung an, die in Studentenkreisen zu Halle, Leipzig und Jena in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts gern gesungen wurde und die mit den Worten: 'War einst ein jung, jung Zimmergesell' beginnt. (Aus Studentenkreisen auch bei H. Pröhle, *Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele* [1855] 13 f. Nr. 7 und 267 f. = [2] [1863] 13 f. Nr. 7 und 267 f.) Auf dieses Lied bezieht sich nun die vierte Strophe im 'Lied Giraudet des Roten an Emmeline Darnai' (erster Druck: *Deutsche Dichtung,* hg. von K. E. Franzos, V Nr. 11 [1889] S. 254) von Richard Leander (Pseudonym für R. von Volkmann [1830—1889], der seit 1843 bis zu seinem Ende in Halle lebte), wo es heifst, wäre ich noch so jung wie du:

Wir setzten uns an des Flusses Rand,
Wir schauten hinab in die Wellen
Und sängen das Lied von der Lorelei
Und dem jung, jung Zimmergesellen!

Jedenfalls lernte R. Leander, der auch sonst in seinen Gedichten durch das Volkslied beeinflufst ist (s. O. Hartung, *Deutsche Dichtung* IV [1888] 218[a]), dieses Lied in Halle, wo er in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts studierte, in Studentenkreisen kennen. Bekanntlich hat auch Gerhart Hauptmann in 'Schluck und Jau' das Lied von der Markgräfin und dem Zimmergesellen verwendet (s. Blümml, *Arch. f. n. Spr.* CXIII [1904] 286).

2. Zu 'Wer hat vom Petrus das gedacht'.

A. Hruschka und W. Toischer (*Deutsche Volkslieder aus Böhmen* [1891] 63 Nr. 95) teilen ein sehr humoristisches Lied auf den hl. Petrus aus Plan in Westböhmen mit, ohne zu ahnen, dafs dessen Verfasser Karl Waldemar von Neumann[1] ist. Das Lied findet sich zuerst in dessen mit Heinrich Reder zusammen verfafstem Buche: *Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren* (Frankfurt a. M. 1854) S. 9. Es ist das ein Buch, in dem viele Lieder mit Volksliedton stehen (vgl. R. Prutz, *Deutsches Museum* IV. 1 [1854] S. 951 f.). Ich gebe hier den Originaltext und dazu die Varianten des deutschböhmischen Liedes:

Wer hätt' vom Petrus das gedacht.

1. Wer hätt' vom Petrus das gedacht,
Dafs er so tolles Wetter macht?
Das ist ein ganz langweiliger,
Ganz sonderbarer Heiliger!

2. Wann wir zum Exerciren geh'n,
Läßt er die Sonn' am Himmel steh'n!
Da wird dann hin und her marschirt,
Dafs man die Lust gar bald verliert.

3. Doch wann wir wieder zieh'n nach Haus,
Ist's mit dem hübschen Wetter aus!
O so ein Heil'ger ist gar fein, —
Der braucht ja nicht dabei zu sein!

4. O Petrus! denk' an Malchus Ohr
Und stell' dir unser Elend vor.
Geh, heil'ger Petrus, sei gescheit,
Laß regnen doch zur rechten Zeit!

Varianten: 1, 1 hat; — 1, 2 tolles Wetter; — 1, 3 ganz *fehlt*; — 1, 4 ganz *fehlt; dafür steht* ein; — 2, 1 wenn; — 2, 3 dann *fehlt*; — 2, 4 dafs man bald die Lust verliert; — 3, 1 wenn wir gehn ...; — 3, 2 schönen; — 3, 3 ist so ein Heiliger ja recht fein; — 3, 4 Er braucht gar nicht ...; — 4, 1 Petrus, denk' noch an das Ohr; — 4, 2 dieses Elend; — 4, 4 Gib Sonn' und Reg'n zur rechten Zeit.

Strophe 3 zeigt in der mündlichen Überlieferung in Z. 3 und 4 eine Verdunkelung des ursprünglichen Sinnes, ebenso bedeutet 4, 1 eine Verschlechterung, alle übrigen Varianten verändern den ursprünglichen Text wenig.

3. 'Ich klopf schon lang an deiner Pfort'.

Ein geistliches Lied mit solchem Anfang findet sich aus Franken nach mündlicher Überlieferung bei Ditfurth, *Fränkische Volkslieder* I (1855) 12 Nr. 17, aus Steiermark, eingelegt in das Vordernberger Paradiesspiel, bei K. Weinhold, *Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien*[2] (1875) 334 f., aus Bayern bei A. Hartmann, *Weihnachtslied und Weihnachtspiel in Oberbayern* (1875) 103 ff. Nr. 132 (vgl. auch S. 46 f.), und Hartmann-Abele, *Volkslieder, I. Volksthümliche Weihnachtlieder* (1884) 218 f. Nr. 134, und nach einem fliegenden Blatte bei F. L. Mittler,

---

[1] Über K. W. von Neumann (1830—1888) vgl. Fr. Brümmer, *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts* III[5] 140.

Deutsche Volkslieder[2] (1865) 332 Nr. 428. Eine nicht uninteressante Variante dazu enthält das Manuskript Nr. 980 der Innsbrucker k. k. Universitätsbibliothek, das aus ca. 1760 stammt und von einem Geistlichen, der in der Gegend von Ingolstadt, wie mehrere Stellen in den Liedern beweisen, lebte, zusammengeschrieben wurde.

Ode pastoritia.

[11a] 1. Ich klopf schon lang vor dein port,
ach freindin, mach mir auf!
in diser au find sonst kein orth,
schon lang ich herumblauff;
ich bin ganz math, glaub sicherlich,
die herberg mir abschlage nit,
ich bitt herzinniglich.

2. wer da, wer klopft vor meiner thir?
wer will zu mir herein?
mein hüttlein ich eröffne nit,
ich laß niemand herein.
allhier ich mich allein befindt,
villeicht mechts sein ein loses kind,
nein, nein, laſs dich nit 'rein.

3. Ich bin ein kind von hochen stam,
o werthe schäfferin,
und hab niemand kein leyd gethan,
ganz from ich alzeit bin;
ein schäfflein ich verlohren hab,
so ich mueß suechen tag und nacht,
forthin, bis ich es find.

4. glaub schwärlich, das(s) in meiner au
sich ein frembds schaff befind(t),
bevor ich aber d'thir mach auf,
sag an, wer bist mein kindt?
oder wer ist der vatter dein,
das(s) du iezt schon ein hirt must sein,
so klein, so zart und fein?

5. mein vatter ist von ewikheit
und ewig ist sein reich,
sein eingbohrner sohn zugleich
ich ewig bey ihm bleib.
dein arme seel von dir begehr,
so ich mues suechen hin und her,
drum bin ich hier, schenckhs mir.

[11b] 6. o Jesu, was hab ich gedacht,
o edler seelenschaz,
das(s) ich nit eh hab aufgemacht?
bey mir solst finden blaz.
mein seel ich dir ergeben thue,
darin wolst nemen deine ruhe[1],
ich bitt, versags mir nit.

Ein Vergleich der einzelnen Lieder untereinander ergibt: 1 = 1 D., M., H.; 2 W.; — 2 = teilweise 2 D., M., H.; — 3 = 3 D., M., W., H.; — 4 = 4 D., M., H.; — 5 = 5 D., M., H.; 4 W.; — 6 = 6 D., M., H. Die meiste Abweichung von allen bisher bekannten Texten zeigt 2 1—4.

4. Itzunder ist die Zeit, erhebt sich Krieg und Streit.

L. Erk hat in der von ihm besorgten Ausgabe von *Des Knaben Wunderhorn* IV (1854) 335 ff. ein Kriegslied aus ca. 1630 nach einer Handschrift mitgeteilt, das bei F. L. Mittler, *Deutsche Volkslieder*[2] (1865) 871 f., und Hoffmann von Fallersleben, *Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. u. 17. Jahrhunderts* II[2] (1860) 50 ff. Nr. 287 (vgl. auch K. Janicke, *Das deutsche Kriegslied* [1871] S. 21), wieder abgedruckt wurde. Das Lied war jedoch schon 1603 bekannt, wie das Manuskript M. 297 der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden lehrt, worin das Lied auf S. 152 f. (Str. 1—6

[1] Einsilbig zu lesen, also: rue (= rûâ).

auf S. 152, Str. 7—10 auf S. 153) unter der Aufschrift: 'Soldaten Liedlein' zu finden ist. Ich gebe hier nur die Varianten gegenüber dem Erkschen Druck, wobei jedoch orthographische Varianten nicht berücksichtigt sind.

1, 2 erhebt sich mancher streit; — 3 das hertz; — 5 kom; — 7 nach einß jeden guten kauff.
2, 2 alda sich; — 3 prave; — 6 dem; — 7 Soldat da erscheint.
3, 1 keinen; — 7 seinem.
4, 1 Dann muß mancher; — 2 seinen; — 5 davon; — 7 einen andern.
5, 2 Heiden; — 4 dan; — 6 bescheren; — 7 doch *fehlt*; allen Ehren.
6, 2 da klagt; — 4 thue; — 5 dennoch; — 7 ein ander vberkomme baldt.
7, 1 da hebt sich klagen an; — 8 den.
8, 1 praver; — 2 gweßen; — 3 vorn feinde; — 7 gnadt ihm Gott.
9, 2 theilt man auß gute beut; — 3 manchem Soldaten das hertz; — 5 ander krigt gelt; — 6 wie es den felt; — 7 zu *fehlt*.
10, 2 kriegt allezeit; — 4 Gottfürchtig; — 5 sag ich dir frey.

5. Auf, auf ihr Hirten, nicht schlafet so lang.

Die Handschrift 980 (aus ca. 1760) der Universitätsbibliothek in Innsbruck enthält von diesem Liede eine Fassung aus Bayern, die von allen bisher bekannten Fassungen durch eine Zusatzstrophe und auch sonst abweicht.

[43a] De Christo nascente.

1. Auf, auf ihr hirten, nicht schlaffet so lang!
Die nacht ist vergangen, es scheinet die sonn.
·|· ein kindlein klein, ·|·
das unser erlöser und heyland soll sein.

2. zu Betlehem drunten geht nider der schein,
es mues ja was himlisches verborgen drunten sein.
·|· ein alter stall ·|·
erglanzet und scheinet als wie ein Cristall.

3. ein selzame music in wolckhen erklingt,
das gloria in xcelsis ein Engl vorsingt.
·|· los nur grad zue, ·|·
gelt urbel, es gfalt dir, i glaub dirs, mei bue.

4. so geh nu mei Frizl und bsin di nit lang,
stich ab mei feins kizl und wag halt ein gang.
·|· buckh dich fein schön ·|·
und ruckh flux dein hietl, wan d'eini wilst gehn.

5. zwischen zwey thieren, den esl und rind,
do ligt ganz erstarret das liebreiche kind.
·|· o großer gott, ·|·
ich trau mirs nicht z'sagen, ich scham mich zu todt.

6. ein uralte[r] tattl in eisgrauen barth
den liebreichen kindlein ganz fleißig aufwarth.
·|· auf bloßer erd ·|·
ein zartes jungfreilein den heiland verehrt.

7. o göttliches kindlein, verschmech es doch nit,
wir opfern ein lämmlein, erhör unser bitt.
·|· o gotteslamm, ·|·
nimm hin unsre sinden, es ist ja dein nam.

Die nächste Verwandtschaft zu diesem Text zeigt ein sechsstrophiger Text aus Oberösterreich (W. Pailler, *Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol* I [1881] 189 f. Nr. 180) und der zu diesem nahe verwandte sechsstrophige aus Niederösterreich (A. Hofer, *Weihnachtslieder aus Niederösterreich,* Programm [1890] 27 Nr. XVII). Das Verhältnis zueinander stellt folgende Übersicht dar:

1 = 1 P., H.; — 2 = 3 P., H.; — 3 = 2 P., H.; — 4 = 4 P., H.; — 5 = 6 P., H.; — 6 = 5 P., H.

Entferntere Verwandtschaft zeigen ein vierstrophiger Text aus Niederösterreich (F. Ziska und J. M. Schottky, *Österreichische Volkslieder mit ihren Singeweisen* [1819] 44 f.; danach abgedruckt bei J. M. Firmenich, *Germaniens Völkerstimmen* II [1846] 800):

1 = teilweise 1 Z., F.; — 2 = 2 Z., F.; — 4 = gröfstenteils 3 und 4 Z., F.,

und eine sechsstrophige Aufzeichnung aus dem Erzgebirge (J. Stocklöw, *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen* III [1865] 120):

1 = teilweise 1 St.; — 2 = 4 St.; — 4 = 3 St.; — $5_{12} = 5_{12}$ St.; $5_{34} = 6_{34}$ St.; — $6_{12} = 6_{12}$ St.; — $6_{34} = 5_{34}$ St.

Bruchstücke des Liedes enthält das Weihnachtslied aus Käsmark (Oberungarn) im Gesang des Engels (K. J. Schröer, *Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungern* [1862] 159_{20-29}):

$1_{1-3} = 159_{20-23}$ Sch.; — $2_{2-4} = 159_{24-27}$ Sch.; — $6_{12} = 159_{28\,f.}$ Sch.

Durch den Anfang ist das Lied auch für eine sechsstrophige bayerische Fassung belegt (A. Hartmann, *Weihnachtlied und Weihnachtspiel in Oberbayern* [1875] 105 Nr. 135). Auch eine fünfstrophige bayerische Fassung ist bekannt (Hartmann-Abele, *Volksschauspiele* [1880] 7 f.):

1 = 1 H.-A.; — 2 = 2 H.-A.; — 4 = 5 H.-A.; — $5_{12} + 6_{34}$ = 3 H.-A.; — $6_{12} = 4_{12}$ H.-A.

6. Zu 'Heissa! lustig ohne Sorgen'.

Das Lied 'Heissa! lustig ohne Sorgen leb' ich in den Tag hinein', dessen Verfasser Ferdinand Raimund ist (Hoffmann von F., *Unsere volksthümlichen Lieder* ^{3} [1869] 67 Nr. 415; ^{4}besorgt von K. H. Prahl [1900] 115 Nr. 540), und das sich zuerst in dessen *'Sämmtliche Werke',* hg. von Joh. N. Vogl, IV (Wien 1837) 168 f., gedruckt findet, ist, wie bisher allen entgangen ist, im Elsafs als Volkslied aufgezeichnet worden (Curt Mündel, *Elsässische Volkslieder* [1884] 280 f. Nr. 249). Das Lied stammt aus dem 'Verschwender' (1. Aufzug, 6. Szene), entstand 1833 und ist eine Ver-

herrlichung des Bedientenlebens. Ich gebe hier den Originaltext und die Mündelschen Varianten.

[168] 1. Heissa! lustig ohne Sorgen
Leb' ich in den Tag hinein,
Niemand braucht mir was zu borgen,
Schön ist's, ein Bedienter z'seyn.
Erstens bin ich zart gewachsen,
Wie der schönste Mann der Welt;
Alle Säck' hab' ich voll Maxen,
Was den Madeln so gefällt.

2. Zweitens kann ich viel ertragen,
Hab' ein lampelfrommen Sinn;
Vom Verstand will ich nichts sagen,
Weil ich zu bescheiden bin!
Drittens kann ich prächtig singen,
Meine Stimme gibt so aus:
Denn kaum laß ich sie erklingen,
Laufen's Alle gleich hinaus.

3. Viertens kann ich schreiben, lesen,
Hab' vom Rechnen eine Spur,
Bin ein Tischlerg'sell gewesen —
Und ein Mann von Politur.
[169] Fünftens, sechstens, sieb'ntens, achtens
Fallt mir wirklich nichts mehr ein;
Darum muß meines Erachtens
Auch das Lied zu Ende seyn!

Was das Strophenverhältnis betrifft, ist: 1 1—4 = 1 M.; — 1 5—8 = 3 M.; — 2 1—4 = 4 M.; — 2 5—8 = 5 M.; — 3 1—4 = 6 M.; — 3 5—8 = 7 M. Die dritte Strophe Mündels ist ein Einschiebsel ohne Entsprechung. Die Varianten sind nicht unbedeutend:

1 1 Ei so lustig; — 1 4 Es ist ja schön ein Herr zu sein; — 1 5 groß gewachsen; — 1 6 schöner als ein Mann der Welt; — 1 7 f. alle Sach' hab' ich erfahren, die den Mädchen wohlgefällt; — 2 2 Mein Leben hat einen frohen Sinn; — 2 5 f. Drittens kann ich tanzen und singen, Meine Stimme geht mir's aus; — 2 7 Denn *fehlt*; — 2 8 Schauen alle Leut' heraus; — 3 1 lesen und schreiben; — 3 3 Dichtersg'sell; — 3 6 Endlich fällt mir nichts ...; — 3 7 Ei so muß bei meiner Ehre; — 3 8 Dieses Lied.

Das Lied hat sich im Elsaſs aus einem Bedientenliede zu einem Herrenliede entwickelt, das gleichzeitig alles spezifisch Wienerische (vgl. besonders 1 7 und 2 2) abstreifte. Interessant ist die Umwandlung des Tischlergesellen (3 3) in einen Dichtergesellen, denn ersterer hat dem Volke jedenfalls nicht für einen Herrn gepaſst. In 2 6 setzt der Text aus dem Volksmunde an die Stelle von Verständlichem einen Unsinn.

7. Kapuzinerlied aus ca. 1760.

Die Handschrift 980 der k. k. Innsbrucker Universitätsbibliothek enthält ein aus Bayern stammendes Kapuzinerlied aus ca. 1760, das in derbkomischer Weise, etwa in der bekannten Art Blumauers, das Leben der Kapuziner schildert.

Capucini.

[4a]
1. unser leben war schon recht,
wans no nit war gar so schlecht.
auwe, wie blats[1] mi, auwe, wie blats mi.

2. die kutten war uns a nit z'schwar,
wans nur nit so lausig war.
auwe (etc.).

[1] bläht es mich

3. a rauche winterkutten hab ma do,
das einer's kaum derleiden kon.
auwe (etc.).

4. in garten mieß ma a graben
und dabey wenig z'nagen.
auwe (etc.).

5. und wan ma haben auch graben gnue,
krieg ma kam [a] bitschen[2] bier dazue.
auwe (etc.).

[4b] 6. die bitschen bier, die war schon recht,
die kost ist halt zimla schlecht.
auwehe (etc.).

7. öpfl, birn, gersten, reis
ist fast unser täglich speis.
auwe (etc.).

8. alleweil collation,
der magen will halt a nit dran.
auwehe (etc.).

9. und dabey kein dropfn wein,
kint den a was schlechters sein.
auwehe (etc.).

10. Der Quardian ist zimli stolz,
bständig soll ma tragen holz.
auwe (etc.).

11. wan ma holz haben tragen gnue,
krieg ma no a bues dazue.
[auwe etc.].

12. beyn dag mieß ma schwizen,
bey der nacht auf den boden sitzen.
auwehe (etc.).

13. und kein dropfa bier dabey;
ist nit dis a lauserey?
auwe (etc.).

14. wassa trinckha no dazue,
war uns ['s] boden sitzen gnue.
auwe (etc.).

15. an brockha brod, den gibt ma her,
freß aina offt 3 mahl mehr.
auwe (etc.).

16. drauff soll ma schlaffen gehen,
kan einer kaum aufn bainern stehen.
auwe (etc.).

17. es garzt[3] da bauch a no damit,
er gibt die ganze nacht kain fried.
auwe (etc.).

18. da strosackh, der ist unsa bett,
i wolt, das ['s] grad der blunder[4] hätt,
auwe (etc.).

19. und kein duckhnt no dabey,
da wickhla ma uns in d'kutten ein.
auwe (etc.).

20. und was das örgist no dazue,
so habma offt die nacht kein ruhe.
auweh (etc.).

21. wan d'nacht ist in vollen lauff,
da heissts, brüder gehts, stehts auf.
(auwe etc.).

[5a] 22. in chor da mieß ma singa.
das ma mechta daspringa.
aus wehe (etc.).

23. singa war uns a nit zschwar,
wans nu nit so trenzet[5] war.
auwehe (etc.).

24. fangt ainer a wenig früer an,
da schreit der P. Quardian.
auwehe (etc.).

25. gehts iezt, brieder, gehts nachhaus,
gott sey lob, da chor ist aus.
Auwe (etc.).

[2] Hs. bischten [3] knarrt, knirscht [4] euphem. für Teufel [5] abgesetzt, nicht zusammenhängend

Ein anderes Lied auf den Kapuziner, das im Gegensatze zu unserem, welches subjektiv ist, die Glückseligkeit dieses Standes preist, liegt aus Steiermark vor (A. Schlossar, *Deutsche Volkslieder aus Steiermark* [1881] 260 Nr. 235), noch ein anderes aus Schwaben (E. Meier, *Schwäbische Volkslieder* [1855] 165 Nr. 74).

8. Der Bauer und der Knecht zur Lichtmefszeit.

Joh. Wurth teilte aus Niederösterreich ein Lied mit (*Die deutschen Mundarten* IV [1857] 528 ff.), welches das Verhältnis zwischen Bauer und Knecht zur Zeit um Lichtmefs, der Wanderzeit der Dienstboten, behandelt. Dieses und ein steirisches Lied (R. Fischer, *Oststeirisches Bauernleben* [1903] S. 153 f.) stellen Ausläufer eines Liedes dar, das sich in der Hs. 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek findet, aus ca. 1760 stammt und in Bayern zu Hause war. In diesem Liede tritt der Knecht noch selbstbewufster auf wie in dem niederösterreichischen und ist auch in seinen Drohungen durchaus nicht zurückhaltend.

[89a] 'S schlengl[1] lied (Tempus mutationis servorum).

1. es kam wohl um die liechtmeß zeit,
die knecht, die werden frisch,
ein ieder legt sein braxen[2] on,
stehtn bauer fürn tisch.

2. der jüngste kund[3] aus all gottsam[4],
a köckha, frischa bue,
der fangt vor alle zu reden an,
sprichtn baurn aft zue.

3. 'baur, i sag dirs, zahl mi aus,
[89b] mein lidlon mustma geben,
i schlag di sonst zum schwindaling[5],
das di d' bäurin mus aufheben.'

4. schlagst du mi zum schwinderling,
das mi [d'] bäurin mus aufheben,
dawischtdi gwiß mein dochtaman,
der knarscht[6] di bis aufs leben.

5. derwischt di nu[7] mein dochtamo,
der knarscht di bis aufs leben.
'han i 2 gstuzlte[8] hund dahaim,
was gilts, sie wern di heben[9].'

6. hast du 2 gstuzlte hund dahaim,
was gilts, sie wern mi heben,
han i a gutte kuglbix,
dein hunden 'n rest kan geben.

7. 'was frag i nach der kuglbix,
sie ko ma schlets nix than,
i und mei hund seind mitenand
weit fester als a bam.'

8. beürin trag ma'n geldsackh rein,
das i den narrn zahln kan aus,
er fangt sonst a unglickh an,
bringn denerst[10] nit ausn haus.

[1] schlenkeln vb. = einen Dienst verlassen und einen anderen suchen [2] verächtlich für: Schwert (vgl. Schmeller-Frommann, *B. Wb.* I 344) [3] junge, unverheiratete Person [4] aus allen zusammen [5] Kopf; zum schwinderling = auf den Kopf (vgl. auch Schm.-Fr., *B. Wb.* II 637) [6] quetscht dich (Schm.-Fr., *B. Wb.* I 1358 s. v. knarrezen; Grimm, *D. Wb.* V 1493 s. v. knorzen 1) [7] nur [8] Hunde mit gestutztem Schweif [9] in die Höhe bringen, wegbringen [10] dennoch

9. 'baur, dös war a anders korn,
wan [s d'] amahl von gelt was siegst!'
[90 a] kundt, gib ma iezt no guette worth,
sinst, meinais [11], kein kreüzer kriegst.

10. Sö, da hast an görgls thala [12],
konst warli schmozen [13] dazue,
ist a weisser schimmel drauff,
a scheena gsteiffte [14] bue.

11. 'baur, a, i ho an den nit gnue,
der filt ma 'nsöckhl nit ein,
hat gmait, i will schlets [15] gelt auswerffa,
wan i den lidlon nim ain.'

12. hast gmait, du wilst schlets gelt auswerffen,
wan du den lidlon nimbst ein,
häst aba mießen bessa zur arbeith greiffen
und um a guets fleißiger sein.

13. 'hast mir offt a suppen geben,
di mi nit feindtli [16] gfreüt!'
i han di offt an d'arweith gschafft,
hast a nit feindli geilt.

14. 'baur, rupf [17] ma dös nit für,
dös is guet teütsch dalogen,
i ha ja troschen, gmat und gsat,
das i bin no einbogen [18].'

15. dös ist ma wohl a bazete [19],
schau, gehst do körzenkrad
[90 b] und bist so schein [20] und röselet,
als wan gwest warst praelat.

16. 'bey roggabrod und hobamues
waxt warli nit vil schmer,
i bin no von natur so hibsch,
als wan i war a her.'

17. 3 mahl die wochn knödl und fleisch
han i dir gebn gnue
und mit den bösten bier angfilt
den anderhalbmaßigen krueg.

18. 'Sey dem iezund wie ihm will,
i mues amahl halt fort,
bey dir bleib i halt nimamehr,
bekhim schon a onders orth.'

19. 'bhüet nu gott, mei beürin
und habt ma nichts für übl,
schitt als guts und bös zusam
in eurn buttakibl.'

20. 'bhüet di gott, mein lippl,
und halt di nur fein schein [20],
hab got alzeit vor augna,
dem baurn fleißig dien.'

21. 'bhüet di gott, mei oxenbue,
nim du die joppen hin,

[11] wohl verschrieben für *mainaid* [12] Georgstaler [13] lächeln [14] Bursche comme il faut [15] gemein; gewöhnliche, kleine Münze [16] sehr [17] vorrupfen = vorwerfen [18] gebückt [19] Protziger [20] schön

[91[a]] die droma[t] in meina kama ligt
und denckh halt a an mi.'

22. 'bhüet di gott, mei diern,
wans afften gschechen solt,
das d'amahl zur hex solst wern,
thue mier nix, merkhsmas[21] wohl.'

23. 'bhiet nu gott iezt alle sambt,
was wölts um mi vil rehren[22],
i geh halt fort in gottes nam
und suech ma an andern hern.'

[21] wohl: *merkhdas* = merke es dir, oder *merkhmas* = merke es mir [22] Geschrei machen

9. Zu 'Weil du, o Philidor'.

Ditfurth (*Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts* [1872] 19 f. Nr. 18) teilte nach einer alten Handschrift ein Schäferlied auf Philidor mit, das sich auch in der Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek findet und zwar in einer reineren, ursprünglicheren Fassung.

[81[b]] In amicum minus fidelem.

1. weill du, o Philidor,
mich nunmehr verlassen,
so wandere deine straßen;
das sag ich dir bevor:
eh die Donau wird fließen
die hegst berg hinauf,
ehe du wirst ohne bießen
vollenden deinen lauff.

[82[a]] 2. ist dir dan nit bekhant,
wie das actæon gefunden
zerrißen von den hunden,
nit wegen unbestandt,
mehr sein vorwizigs sehen
hat ihn so zugericht;
wie wirds dan dem erst ergehen,
der[1] treu und glauben bricht!

3. falt dir dan nit mehr ein,
wie du bey deinen ehren
mir öffter thättest schweren,
kein ander soll es sein.
wie bald hat sich[2] verkheret
dein gestelte[3] liebesbrunst!
hat länger nit gewehret
als nebl, rauch und dunst.

4. mein alzuleichter glaub,
in den ich tausend leben
vor deine treu hätt geben,
beforhte keinen raub.
du bringst mich in das leiden,
dan wie ich hör von dir,
wilst du iezt von mir scheiden,
dis fallet schmerzlich mir.

5. Versteh es zwar gar wohl,
das meine schäfferssitten
mit deines stands meriten
ich nit vergleichen soll.
doch seind dis lehre fausen[4],
dan, wo die liebe rast,
kan man aus einer clausen
bald machen ein ballast.

6. untreyes herz, gedult!
ich wills den himml klagen,
will ihm mein noth fürtragen,
villeicht find ich noch huld.
glaub mir, der donnerstrahlen
gnugsam noch gibt ab,
villeicht sie auf den fahlen,
der mir bereith das grab.

7. adieu, o Philidor,
ich gehe zu meinen schäfen,
du wirst mich nit mer äffen,
vor dir schließ ich das thor.
doch winsch ich dir von herzen
nichts, als nur glickh und heil,
wilst du uns nur ausscherzen,
so lach ich meinen theil.

[1] Hs. das [2] Hs. dich [3] so beschaffene, so aussehende [4] so die Hs., soll wohl heißen: flausen

Die Strophenfolge ist bis auf eine kleine Umstellung (2 = 3 D.; — 3 = 2 D.) dieselbe.

10. Die Wallfahrt der Pinzgauer.

Die zwei bisher bekannten Fassungen dieses Liedes (älterer und jüngerer Text) finden sich in Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort* III (1893) 547 ff. Nr. 1761 f., eine Literaturzusammenstellung bringt Joh. Bolte, *Der Bauer im deutschen Liede* in *Acta germanica* I (1890) S. 300 Nr. 210, beiden entging jedoch die Fassung aus Salzburg bei M. V. Süſs, *Salzburgische Volkslieder* (1865) 103 ff. Nr. 3 (Melodie S. 333 f. Nr. 26), und 'Die Wallfahrt der Binsgauer zum hl. Rock nach Trier' (Ditfurth, *Die historischen Volkslieder von der Verbannung Napoleons nach St. Helena 1815 bis zur Gründung des Nordbundes 1866* [1872] 80 f. Nr. 56). Zwei bemerkenswerte Varianten enthält die bayerische Hs. 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760.

[25 a] a) Pinzgenis.

1. Die pinzger, die wolten kirchfarten gehen,
   kyri widäre steleyson!
   der S. Salvator am bergl thuet stehen,
   Christi widäre steleyson!
   sie gangen umb d' kirchen und schrien von ehe
   Juhe! Kyri widäre!
   gelobt sey Christi und Salome!
2. o Sanct Salvator, du guldner mo,
   kyri etc.
   schau uns nur für recht guette a,
   Cristi etc.
   pinzga seind wir, das weist von ehe,
   Juhe! etc.
   gelobt etc.
3. gehts voran mit der hopfastanga[1],
   kyri etc.
   gehts gschwind, thuets den Salvator mit branga[2],
   Cristi etc.
   opferts ein pfening und schmazts[3] fein von ehe,
   Juhe etc.
   [gelobt etc.]
4. schickh uns kühe und schickh uns rinda,
   kyri etc.
   und darzue nit gar vil kinda,
   Christi etc.
   ein duzet ist gnue, das weist ja von eh,
   Juhe etc.
   gelobt etc.
5. laß unsern pflega von teüffl bald holla,
   kyri etc.
   so derffen wir fein khein steür mer zohla,
   Christi etc.
   er schindt uns gar feindla, das weist ja von eh,
   Juhe etc.
   gelobt etc.

[1] Fahne [2] tut den Salvator damit schmücken [3] bringt einen schallenden Laut hervor

6. wir bitten endtlich um ein seliges endt,
kyri etc.
das keinen die höll sein hosen verbrent,
Christi etc.
in himmel ists besser, das weist ja von ehe,
Juhe etc.
gelobt etc.

[72 b] b) Peregrinatio Pinzgerorum.

1. Pünsga, d' woltn khürhfahrta gehen,
khüri widiwe leison!
aufn berg, wo S. Salvator thuet stehn,
Christi etc.
Pünsga sama, das weist schon von eh,
juhe! hedi widi weh,
globt sey Christl und Salome.

2. o S. Salvata, du güettige man,
küri etc.
gaff[1] uns bünsga fein freindli an,
Christi etc.
Rents um die kürhn und schreits als von eh,
juhe etc.
globt etc.

3. schickh uns a waid und schickh uns hey,
khüri etc.
und nim ein ieden sein altes wei,
Christi etc.
sonst thue mas verwirgen[2], dis sogn ma dir von eh,
juhe etc.
globt etc.

4. Schickh uns khüe und schickh uns rinda,
küri etc.
dazue fein a gesteiffta[3] kinda,
Christi etc.
a duzet ist gnue, das waist schon von eh,
juhe etc.
globt sey etc.

5. unsern richta lass den teüffl nu holln,
küri etc.
so derff ma ihm kain stair nit zohln,
Christi etc.
[73 a] a schert uns ga greüli, das waist schon von eh,
juhe etc.
globt etc.

6. buema, iez mießma in stockh[4] wos legen,
kiri etc.
das ma fein kain sau nit aufheben[5],
Christe etc.
so renna ma umb d' kirha und schreyn al von eh,
juhe etc.
globt etc.

[1] schaue [2] erwürgen [3] Kinder, wie sie sein sollen [4] Opferstock [5] Gegensatz zu: sich eine Ehre einlegen, also 'daſs wir keine Dummheit machen'

7. buema, iezt gehts zu da kircha hinaus,
kiri etc.
und fein schnuergrad ins wirthshaus,
Christi etc.
trinckhts Salvators gsundheit fein von eh,
juhe etc.
globt etc.

8. und wans Salvators gsundheit trunckha habt,
kiri etc.
und an ieda sein kropf vol an than[6] hat,
Christi etc.
so renna ma haim und schreyen von ehe,
juhe etc.
globt etc.

[6] sich vollgegessen hat, sich das Kröpflein gefüllt hat

11. Gerhards 'Spinnerin' und ihr Verhältnis zum Volkslied.

Ein weit verbreitetes Lied (Arnim-Brentano, *Des Knaben Wunderhorn* III [1808] 40 f., danach Erlach, *Die Volkslieder der Deutschen* IV [1835] 152 f.; A. Kretzschmer, *Deutsche Volkslieder* I [1840] 209 f. Nr. 119; K. Simrock, *Die deutschen Volkslieder* [1851] 408 f. Nr. 266; G. Scherer, *Jungbrunnen* [1875] 298 f. Nr. 159; Kuhländchen: J. G. Meinert, *Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens* I [1817] 21 f., danach Fr. L. Mittler, *Deutsche Volkslieder*[2] [1865] 584 f. Nr. 834; Böhmen: A. W. von Zuccalmaglio, *Deutsche Volkslieder* II [1840] 434 f. Nr. 229, danach Fr. L. Mittler a. a. O. 586 f. Nr. 838, A. Hruschka und W. Toischer, *Deutsche Volkslieder aus Böhmen* [1891] 206 f. Nr. 190; Steiermark: A. Schlossar, *Zeitschrift für österr. Volkskunde* I [1895] 136 f. Nr. 8; Schlesien: Hoffmann von Fallersleben und E. Richter, *Schlesische Volkslieder* [1842] 144 Nr. 119, danach Fr. L. Mittler a. a. O. 586 Nr. 837; Provinz Sachsen: L. Erk, *Neue Sammlung deutscher Volkslieder*, 3. Heft [1842] 46 f. Nr. 43, danach J. M. Firmenich, *Germaniens Völkerstimmen* I [1846] 155 f.; Franken: Ditfurth, *Fränkische Volkslieder* II [1855] 128 Nr. 171; Schwaben: E. Meier, *Schwäbische Volkslieder* [1855] 151 f. Nr. 66; A. Birlinger, *Schwäbische Volkslieder* [1864] 11 f. Nr. 11: Baden: A. Bender und J. Pommer, *Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge* [1902] 155 f. Nr. 136; Cleve und Berg: L. Erk und W. Irmer, *Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen*, 3. Heft [1839] 47 Nr. 51, Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort* II [1893] 640 Nr. 838[a]; Schleswig-Holstein: K. Müllenhoff, *Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg* [1845] 610 Nr. 22 und H. Pröhle, *Weltliche und geistliche Lieder und Volksschauspiele* [1855] 157 f. Nr. 88; Braunschweig: R. Andree, *Braunschweiger Volkskunde* [1896] S. 348 f.; Siebenbürgen: F. W. Schuster, *Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder* [1865] 135 Nr. 68) ist das Spinnerlied, worin

die Mutter ihre Tochter durch mancherlei Geschenke zum Spinnen aufmuntern will, doch kann dieselbe nicht spinnen, weil ihr die Finger weh tun. Endlich verspricht ihr die Mutter einen Mann, und nun geht das Spinnen flott. Eine Variante dieses Liedes, die uns nicht überliefert ist und etwa der schwäbischen bei Meier entsprochen haben wird, ist die Grundlage des Gedichtes 'Die Spinnerin' von Wilhelm Gerhard (1780—1858), der zu Weimar geboren wurde, jedoch schon frühzeitig in das Königreich Sachsen kam, so daſs wir an eine sächsische Variante denken können. Das Gedicht findet sich in dessen *Gedichte* I (Leipzig 1826) S. 101 f. und hat folgenden Wortlaut:

[101] Die Spinnerin.

1. Spinn', spinne, liebes Töchterlein!
Ich kaufe dir ein Kleid.
Von Seide, Mutter, laßt es seyn,
Die Kante bunt und breit!
Ich will auch gleich beginnen,
Seht nur wie flink ich dreh.
Doch nein, ich kann nicht spinnen,
Die Finger thun mir weh!

2. Spinn', liebe Tochter, spinne fein!
Ein Hemde kauf' ich dir.
Das Hemde, Mutter, wird mich freun,
Mit Spitzen wünsch ich's mir.
Doch wär's vom feinsten Linnen
Und weißer als der Schnee,
Kann, Mutterchen, nicht spinnen,
Die Finger thun mir weh!

3. Spinn, Tochter, du bekömmst ein Paar
Ganz nagelneue Schuh.
O kauft, mit Zwickeln fein und klar,
Auch Strümpfe mir dazu.
Mich neiden Nachbarinnen,
Wenn ich zu Tanze geh.
Doch spinnen? nur nicht spinnen!
Die Finger thun mir weh!

[102] 4. Und spinn' das Fädchen glatt und rund,
Ich kauf' dir einen Hut.
Ja, Mutterchen, doch nicht zu bunt;
Ein gelber steht mir gut;
Ich wär', ihn zu gewinnen,
Wohl flinker als ein Reh.
Doch kann ich heut nicht spinnen,
Die Finger thun mir weh!

5. Spinn', liebe Tochter, spinne flink,
Ein Kettlein kauf' ich dir.
Das Kettlein und der goldne Ring
Sind schöner Bräute Zier.
Wie schmeichelt ihr den Sinnen
Vom Kopf bis auf die Zeh!
Erlaßt mir nur das Spinnen,
Die Finger thun mir weh!

6. Spinn', Töchterchen, spinn' flink und fein,
Ich kauf' dir einen Mann.
Ein Mann, ey! liebes Mütterlein,
Der stände mir wohl an.
Er soll mich zärtlich minnen,
Wenn ich mein Rädchen dreh',
Und seht! ich kann wohl spinnen,
Thut mir kein Finger weh!

W. Gerhard behält, wenn auch etwas variiert, das 'ich kann nicht spinnen, die Finger tun mir weh' aus dem Volksliede bei, ebenso die Eingangszeile 'Spinn', spinn' liebe Tochter'. Im Volksliede wird, ebenso wie bei Gerhard, von der Mutter der Gegenstand genannt, den sie der Tochter kaufen will, worauf im Volksliede die kurze Erklärung der Tochter folgt, die Gerhard in den Zeilen 5 und 6 weiter ausspinnt. Die in dem Gedichte genannten Gegenstände, welche von der Mutter der Tochter gekauft werden sollen, finden sich auch in den überlieferten Varianten; die Antworten der Tochter sind meist abweichend. Ein vollständiges

Verzeichnis wird dies lehren, wobei jedoch Ditfurth und Schuster, da nur das angegeben ist, was die Mutter kauft, eine Antwort der Tochter jedoch fehlt, und Müllenhoff, da er nur die zwei ersten Zeilen des Liedes angibt, auszuschalten sind:

Kleid: nicht zu eng und nicht zu weit (Erk-Böhme II 640: 3; Hoffmann-Richter 144: 2 = Mittler 586: 2; Bender-Pommer 156: 2; Scherer 298 f.: 3).
nicht zu weit (Meier 152: 5).
es wäre Zeit (Simrock 409: 2; Erk-Irmer 3, 47: 2).

Hemd: mit dem Namen (Meier 151: 3).

Schuhe: mit Schnallen (*Wunderhorn* III 40: 1 = Erlach IV 152: 1; Erk-Böhme II 640: 1; Kretzschmer I 210: 1; Zuccalmaglio II 435: 1 = Mittler 586: 1; Meier 151: 1; Hruschka-Toischer 206: 1; Simrock 408: 1; Hoffmann-Richter 144: 1 = Mittler 586: 1; Bender-Pommer 156: 3; Scherer 298: 1; Pröhle 157: 2).
die lasse ich ruhen (Meinert 22: 4 = Mittler 585: 4).
tun mir kein gut (Erk 3, 47: 5 = Firmenich I 156: 5).
Pantoffeln dazu (Erk-Irmer 3, 47: 1).
Ringlein dazu (Birlinger 11: 1).

Strümpfe: mit Zwickeln (*Wunderhorn* III 40: 2 = Erlach IV 152: 2; Erk-Böhme II 640: 2; Kretzschmer I 210: 2; Zuccalmaglio II 435: 2 = Mittler 586: 2; Meier 151: 2; Hruschka-Toischer 206: 2; Scherer 298: 2; Birlinger 11: 2).
komme nicht drum (Meinert 21: 3 = Mittler 585: 3).

Hut: tut mir nicht gut (Erk 3, 46 f.: 1 = Firmenich I 155: 1).
stünde mir gut (Schlossar I 136: 1).

Haube: tät mir taugen (Zuccalmaglio II 435: 3 = Mittler 586: 3; Hruschka-Toischer 206: 3; Schlossar I 136: 2).
mit Florspitzen (Meier 152: 7).
Sammt darauf (Birlinger 12: 6).

Mütze: ist mir nichts nütz (Erk 3, 47: 2 = Firmenich I 155: 2; Pröhle 157: 1).

Halsband: zur Zier (Meier 152: 8).

Rock: hab mirs gedacht (Meinert 21: 2 = Mittler 585: 2).
wird mir zu kurz (Erk 3, 47: 4 = Firmenich I 156: 4).
bin dann wie a Dock (Meier 151 f.: 4; Birlinger 11: 3).
nicht zu kurz (Pröhle 157 f.: 3).
hab' ich zehn Schock (Andree 348: 1).

Tuch: ist mir nicht gut (Erk 3, 47: 3 = Firmenich I 155: 3).
hab' ich genug (Andree 348: 2).

Schürze: ist mir was nütz (Meinert 21: 1 = Mittler 584 f.: 1).
nicht zu kurz (Meier 152: 6).
nicht zu lang, nicht zu kurz (Bender-Pommer 156: 1; Birlinger 12: 4).

Mieder. Schnüre darauf (Birlinger 12: 5).

Haus: mit schönen Schindeln (Zuccalmaglio II 435: 4 = Mittler 586: 4; Hruschka-Toischer 206: 4).

Bräutigam: steht mir wohl an (Andree 349: 3).

Mann: steht mir wohl an (*Wunderhorn* III 40: 3 = Erlach IV 152 f.: 3; Erk-Böhme II 640: 4; Zuccalmaglio II 435: 5 = Mittler 587: 5; Hruschka-Toischer 206 f.: 5; Schlossar I 137: 3; Simrock 409: 3; Erk-Irmer 3, 47: 3; Scherer 299: 4; Pröhle 158: 4).
will ich haben (Meinert 22: 5 = Mittler 585: 5; Erk 3, 47: 6 = Firmenich I 156: 6).

möcht ich gern haben (Hoffmann-Richter 144: 3 = Mittler 586: 3).
du bist recht dran (Meier 152: 9; Birlinger 12: 7).
strenge mich fleißig an (Kretzschmer I 210: 3).
der's tanzen kann (Bender-Pommer 156: 4).

Vergleichen wir mit dieser Übersicht Gerhards Gedicht, so ergibt sich: Str. 1, das Kleid ist belegt, die Antwort der Tochter nicht belegt; Str. 2 das Hemd ist belegt, die Antwort nicht zu belegen; Str. 3 enthält zwei Motive: in der Frage den Schuh (belegt), in der Antwort die Strümpfe mit Zwickeln (belegt), Motive, die im Volkslied in zwei Strophen auftreten; Str. 4 der Hut ist belegt, die Antwort ebenfalls, wenn auch nicht in dieser Ausführlichkeit; Str. 5 das Kettlein samt Antwort nicht belegt; Str. 6 der Mann samt Antwort belegt. Die Gerhard vorgelegene Fassung enthielt daher einiges, was uns nicht erhalten ist.

12. Weihnachtslied: De nativitate Domini.

In Arnim-Brentano, *Des Knaben Wunderhorn* III (1808) Anhang S. 29 f., und bei F. M. Böhme, *Deutsches Kinderlied und Kinderspiel* (1897) 322 Nr. 1585 (Ingolstadt 1758), steht ein Weihnachtslied, das in erweiterter Fassung bei K. Simrock, *Deutsche Weihnachtslieder* (1865) 131 ff. zu finden ist. Aus Oberösterreich brachte dann W. Pailler, *Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol* I (1881) 219 f. Nr. 210, eine Variante bei, während A. Schlossar, *Deutsche Volkslieder aus Steiermark* (1881) 88 Nr. 65, eine solche aus Steiermark und A. Hofer, *Weihnachtslieder aus Niederösterreich* (1890) 29 Nr. XX, eine solche aus Niederösterreich mitteilte. Nach einem fliegenden Blatte aus Graz druckte es K. Weinhold, *Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien* (1875) 401 ff. Nr. III, ab. Dieses Lied ist in der Hs. 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek in einer erweiterten bayerischen Fassung aus ca. 1760 erhalten, die auch dadurch interessant ist, daſs sich deren sechste Strophe, die in den übrigen Texten, auſser in dem aus der Iglauer Sprachinsel (J. Stibitz, *Das deutsche Volkslied* VI [1904] 162 f.), nicht enthalten ist, als zweite Strophe in einem gleich beginnenden oberbayerischen Liede findet (A. Hartmann und H. Abele, *Volkslieder I. Volksthümliche Weihnachtlieder* [1884] 220 Nr. 135), das sonst die Erscheinung der heiligen drei Könige behandelt; diese sechste Strophe paſst organisch nicht recht in unser Lied und scheint zu beweisen, daſs schon um 1760 zwei Lieder gleichen Anfanges existierten, wovon das eine die Erscheinung der Engel (unsere Fassungen), das andere die heil. drei Könige und ihre Anbetung (Text Hartmanns) behandelte. Da das Lied auch sonst beachtenswerte Varianten bietet, so möge es einen Abdruck finden.

[83[a]] De pastoritia (de nativitate Domini).

1. boz hundert, liebe bue,
mein, los a wenig zue,
wa i da will verzehlen,
das heut in aller frue
ist gschehen auf der haid;
wie i d' schaff han gweid,
da kom in hui a bot hergrent,
den i mein lebta ha nit kent.
boz hundert etc.

2. Er hat a botschafft bracht,
das mir das herz hat glacht,
das unsa hergott sey,
zunagst drinna in da stodt
a klaina bue sey worn,
aff dise welt gebohrn;
droff sein ma alle hingrent
auf betlhaim, so hat ers gnent.
boz etc.

3. ma suechten überall,
in ain orth offt 2 mohl,
wies umadum ist kema,
so lag er in an stall
in aina alten pfaidt,
ist nur 3 spana braith;
a klaina bue, a großer gott
ligt in an stall, ist schier a spott.
boz etc.

4. dort ligt er afn heü,
2 thier seind a dabey;
den ochsen ken i wohl,
wais nit, was anda sey.
es ist wie a ros,
ist aba nit so gros,
steht dorten, wo die muetta sizt
und hat 2 lange ohrn gspizt.
boz etc.

[83[b]] 5. der alte zimamo,
der schaut uns alle on,
wie er den klainen kind
so herzli schein hat thon,
a hatas ja dabust,
das grad ist gwest a lust;
schafft ihms brod, ist selba mit,
ist do kain rechta votta nit.
boz etc.

6. ma sagt, es sey a fest
in himmel heüt nacht gwest;
mei bue, dös war a gspaß
und war nos alleböst,
glei wie i haim wolt gehen,
so sachi a liecht angehen,
wie a große wunderstern
oder gar ain, 2 latern.
boz etc.

7. und wars nu nit so weith,
i that dirs zaigen glei!
war i nit gwösen dort,
gar offt hatts mi schon greit.
hatt i nu eh dran denckht,
i hattn kind was gschenckht,
2 öpfl han i gschenckht mit brodt,
das kind hat glacht, es gfiell ma grad.
boz hundert, lieba bue,
die höll ist iezt schon zue.

13. Volkslieder in Heyses 'Weltuntergang'.

Paul Heyses fünfaktiges Volksschauspiel 'Weltuntergang' (erster Druck: *Deutsche Dichtung,* hg. von K. E. Franzos, V [1888/89] 81—93, 120—123, 141—146, 163—167) spielt in einer kleinen rheinisch-westfälischen Stadt, wo die Spaltung in zwei Lager (Katholiken und Protestanten) streng durchgeführt ist, zur Zeit der Glaubenskämpfe (1649). Mitten in diese Gegensätze tritt Rochus, der früher in dieser Stadt als Mediziner gewirkt hatte, dann bei den schwedischen Reitern diente, ein, der nach Beendigung des Dreifsigjährigen Krieges wieder in seine Heimat in der Uniform eines schwedischen Reiters zurückkehrt und ein keckes Reiterliedlein vor sich hinsingt (I. Akt, 2. Szene, S. 82[b]):

Und komm' ich wieder ins alte Quartier,
Feinsliebchen schaut aus dem Fenster herfür.
'Wer da?'
Ein schwedischer Reiter. —
'So reit' Er nur weiter!
Der Riegel ist fest an der Kammerthür.'

Das Vorbild für dieses Lied ist in 'Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus, ade!' (F. L. Mittler, *Deutsche Volkslieder*[2] [1865] 604 f. Nr. 878) zu suchen.

Ein feuriger Komet, der am Himmel sichtbar ist, erregt bei den Leuten Besorgnis und auf Befragen eines Bauern verkündet der gelehrte Arzt Cornelius, daſs der Jüngste Tag nahe sei, wobei er von der Ansicht ausgeht, daſs er durch diese Verkündigung eine Aussöhnung der beiden feindlichen Lager bewirken könne. Nun gebärden sich, der menschlichen Natur gemäſs, einige verzweifelt, während andere, darunter auch der erste Bürger, des Lebens Lust noch auskostend, im Wirtshause trinken. Für sie singt der erste Bürger (I. Akt, 8. Szene, S. 88[b]):

> 'Wir haben ein Schiff mit Wein beladen,
> Damit woll'n wir nach Engelland fahren —'

und trotzdem er unterbrochen und an ein christliches Ende gemahnt wird, singt er ruhig weiter:

> 'Laſst uns fahren, fahren, fahren, fahren
> Nach Engelland und in den Himmel hinein!'

Diese vier Zeilen sind bekanntlich die erste Strophe des aus dem 17. Jahrhundert stammenden Volksliedes 'Das Schifflein' (Mittler a. a. O. 839 Nr. 1373 Str. 1), wobei der Dichter gemäſs der Situation in die vierte Zeile 'und in den Himmel hinein' einschob, wodurch dieselbe metrisch zu lang wurde, daher er von der Volksliedzeile 'Last vns fahrn nach Engelland zu' nur, weil das übrige schon in der dritten Zeile zu finden ist, 'nach Engelland' beibehielt.

Diese Spaltung in Nachtschwärmer, die das Leben noch auskosten wollen, und in Andächtige, die Reue und Leid erwecken, kommt auch noch später (II. Akt, 9. Szene, S. 93) zum Ausdruck; die Nachtschwärmer singen die zweite Strophe des obigen Volksliedes (Mittler 839 Nr. 1373 Str. 2) mit der schon bemerkten Abweichung in der letzten Zeile und Einschiebung der zweiten Zeile der ersten Strophe als dritte Zeile:

> 'Der Wein ist aus der Maſsen gut,
> Er macht uns frischen, freien Mut,
> Damit woll'n wir nach Engelland fahren —
> Laſst uns fahren, fahren, fahren
> Nach Engelland und in den Himmel hinein!' (S. 93[a]),

worauf der Chor der Andächtigen erklingt:

> 'Ich hab' mein' Sach' auf Gott gestellt,
> Der wird's wohl machen, wie's ihm gefällt,
> Dem thu' ich mich befehlen.
> Mein Leib und Seel', mein Ehr' und Gut,
> Das hält er stets in seiner Hut,
> Hie und im ewigen Leben.' (S. 93[a].)

Dies ist die erste Strophe eines schon im 16. Jahrhundert bekannten geistlichen Volksliedes (Goedeke-Tittmann, *Liederbuch aus*

dem sechzehnten Jahrhundert[2] [1881] 234 Nr. 29 Str. 1; Mittler 763 Nr. 1256 Str. 1). Die Trinker singen sofort darauf die vierte Strophe (Mittler 839 Nr. 1373 Str. 4) des 'Schiffleins':

'Schenk ein, schenk ein den kühlen Wein!
Das Gütlein muſs verschlemmet sein.
Laſst uns fahren' usw. (S. 93 b),

worauf die Andächtigen mit der zweiten Strophe des geistlichen Liedes (Goedeke-Tittmann 234 f. Nr. 29 Str. 2; Mittler 763 Nr. 1256 Str. 2) einsetzen:

'Was alle Welt verloren acht't,
Das hält Gott stets in seiner Macht,
Wenn's ihm gefällt zu wenden.
Ich geb' mich in den Willen sein,
Er führt mich als der Vater mein
Zu meinem seligen Ende.' (S. 93 b.)

Eine andere Wirkung der Prophezeiung des Doktor Cornelius kommt in der alten, blinden Bettlerin Bärbe zum Ausbruch. Ihr Geist verwirrt sich, und sie gibt sich selbst den Tod. Als sie mit ihrer Führerin Lisbeth über den Platz, wo der Marienbrunnen steht, zieht, singt sie eintönig das Lied vom Jüngsten Tage vor sich hin (IV. Akt, 1. Szene, S. 141):

1. Wenn der jüngste Tag will werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Beugen sich die Bäumelein,
Schweigen die lieben Waldvögelein.

2. Kommt der liebe Gott gezogen
Mit dem schönen Regenbogen,
Spricht: Ihr Toten sollt auferstehn,
Sollt vor Gottes Gerichte gehn.

3. Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Englein sitzen.
Ihr sollt treten auf die Bahn,
Unsern Herrn Jesus beten an!

4. Ich bin von Gott, ich will zu Gott.
Der liebe Gott hat mir ein Licht beschert,
Das wird mir leuchten
Bis in die ewigen Himmelsfreuden.

Bruchstücke dieses Liedes kehren auch in der Beschreibung wieder, welche Laurentia dem Doktor Cornelius vom Tode der Bärbe gibt, als man diese auf einer Bahre daherträgt (IV. Akt, 10. Szene, S. 145 a):

Wer über die niedere Mauer [des Friedhofs] schaut,
Sieht unten grad in den Fluſs [Rhein] hinein
Und droben saſs die Bärbe und rief:
'Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Englein sitzen —'
Ein Schauer mir durchs Gebeine lief.
Mutter Bärbe, sagt' ich, was fällt Ihr ein?
Erst morgen kommt ja das jüngste Gericht.
Da schüttelte sie den Kopf: 'Nein, nein!
Hört Ihr denn die Posaunen nicht?
Der Himmel ist so blutig rot —
Ich bin von Gott — ich will zu Gott —
Hab gute Nacht, du arme Welt!' —
Und eh das letzte Wort verklungen,
Hatt' sie sich schon hinabgeschwungen
Kopfüber auf die Kiesel am Strand ....

Auch dieses Lied ist bei Mittler 371 Nr. 474 aus Kurhessen überliefert und entsprechen die obigen vier Strophen, wenn auch nicht ganz genau, der ersten, zweiten, dritten und sechsten Strophe Mittlers. Bekanntlich legte auch Cl. Brentano dieses Lied in seine 'Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl' ein (s. R. Sprenger, *Zeitschrift für den deutschen Unterricht* XVI [1902] 253). Die Vorstellungen, die darin zum Ausdruck kommen, sind uralte (vgl. G. Nölle, *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* VI [1879] 413 ff., besonders 432—34, 441 f., 448).

14. Die Schindershochzeit.

Die Handschrift 980* der Innsbrucker Universitätsbibliothek enthält ein bisher nicht bekanntes bayerisches Volkslied aus ca. 1760, das in launiger Weise über die Hochzeit eines Schinders zu Nürnberg berichtet.

[63[b]] Schindershochzeitlied.

1. wo wird des schinders hochzeit werden?
schenckh frisch ein!
zu Niernberg beyn schwarzen bärn,
da wird des schinders hozeit wärn.
schenckh frisch ein!

2. wo gibt man sie zusamen?
schenckh etc.
zu Niernberg auf den branga,
da gibt man [sie zusama].
schenckh etc.

3. wer gibt sie dan zusama?
schenckh etc.
ein prædicant in grauem har,
er ist a schelm und ist a nar.
schenckh etc.

4. was hat der schinder für hochzeitleith?
schenckh etc.
schergen, schinder und bett[l]leith
seind des schinters hochzeitleith.
schenckh etc.

5. was gibt ma ihnen für die erste richt?
schenckh etc.
kutteldreckh und schnepfenfleckh,
fressen d' naren alles weckh.
schenckh etc.

6. was gibt ma ihnen für die ander richt?
schenckh etc.
[64[a]] fleh, leiss und wanzen,
da kennen d' schelmen danzen.
schenckh etc.

7. was gibt ma für die dritte richt?
schenckh etc.
hundsköpf und oxengrind
seind für dises lumpengsind.
schenckh etc.

8. was gibt man für die vierte richt?
schenckh etc.
rossbeigl [1], kazenschlögl
ist guet gnue für dise flegl.
schenckh etc.

9. was gibt man für die lezte richt?
schenckh etc.
kraut für d' narn sezt man auf,
legt an gselchten fuxen drauff.
schenckh etc.

10. was haben sie aber zu trinckhen?
schenckh etc.
bier, most und blemplbier [2]
ist der Sauköpf Malvasier.
schenckh etc.

11. So sauffns dan wies liebe vieh,
schenckh etc.
sie gschwelln auf wie d' brozen [3],
bald fressens, bald wider kozens.
schenckh etc.

[1] Haufen Roßdreck [2] schlechtes Bier [3] Hände; wenn man sich dieselben erfriert, so schwellen sie auf

12. was gibt es für ein daflmusic?
schenckh etc.
der schinder nam den sauschneider beim har;
da sprach der hiessl, a sey kan nar!
schenckh etc.

13. so fangen sie an zu musicieren.
schenckh etc.
die heüt beysam wohl geigen,
den zeigt man morgen die feigen[4].
[schenckh etc.]

[64[b]] 14. wan khern d'hochzeitleith nach haus?
schenckh etc.
gegn abend kimbt der schinderkarrn,
da wirfft ma drauff die volln narrn.
schenckh etc.

[4] man macht die Feige, damit man nicht verschrien werden kann, damit einem kein Unglück zustöfst

15. Mörike und das Nachtwächterlied.

Ed. Mörikes Gelegenheitsgedicht 'An Gretchen' (erster Druck: *Deutsche Dichtung*, hg. von K. E. Franzos, X [1891] 265), das er am 10. Juni 1852 morgens 3 Uhr dichtete, beginnt mit den Worten:

'Wohlauf im Namen Jesu Christ!
Der helle Tag erschienen ist!'
So hört' ich um die Dämmerzeit
Den Wächter unten singen heut.

Dies ist der Anfang eines nur aus alemannischem Sprachgebiet zu belegenden Tagansingeliedes des Nachtwächters, für welches Jos. Wichner, *Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter*, 1897, eine grofse Anzahl von Belegen bietet (Baden: Beuren bei Meersburg S. 31; — Elsafs: Ammerschweier, Dammerkirch, Orschweier und Westhalten S. 66; Dorlisheim S. 67; — Schweiz: Mayenfeld in Graubünden S. 221; — Vorarlberg: Bregenz S. 161; Dornbirn S. 165; — Württemberg: Balingen, S. 114; Binsdorf S. 118; Bühl a. d. Rottenburg S. 121; Endingen S. 127; Ostdorf S. 146). Dieses Tagansingelied kann Mörike wirklich 1852 in Stuttgart, wo er sich damals aufhielt, gehört haben oder noch aus einer seiner Pfarrgemeinden (Oberboihingen, Möhringen, Köngen am Neckar, Pflummern, Plattenhardt, Owen bei Kirchheim, Eltingen bei Leonberg, Ochsenwang, Weilheim, Öthlingen und Cleversulzbach) in Erinnerung gehabt haben.

16. Der Italiener.

Alfred Tobler (*Das Volkslied im Appenzellerlande* [1903] S. 18 ff.) teilte einige 'Tschinggelieder' (Lieder auf die Italiener) mit, die sich an italienische Melodien anschliefsen und das Wesen des Deutsch sprechenden Italieners zur Anschauung bringen wollen. Ein solches Lied aus Bayern enthält auch die Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760. Darin wird ein mit Drahtwaren hausierender Italiener und sein deutscher Kauderwelsch zur Darstellung gebracht.

[48 b] **Italus.**

1. I bin si braff kerl, bin wärli kein narr,
I bring si aus welschland vil hübsch und schön wahr,
gut hacherl[1], mausfall, der welschen kunst, dran
der Teütschland nit kan.

2. I bin si braff kerl, kan handwerckh wohl fein,
hab glehret 3 wochen, bis i han ergriffen;
er macht dir, läst geld und ist dir schön kunst;
lehr niemand umbsunst.

3. Du hast dir daheimb beym teüffl vil meus,
sie stilt dir vil korn und frißt dir vil speil[2],
gauff nur den mausfall und bsin dir nit lang;
wirst warli maus fang.

4. du thust ihr darein ein bisserl speckh,
kombt nacher der maus, macht alleweil schmeckh,
gröbl[3] über, gröbl ummer, bis endli kombt drein;
nacher ist er schon dein.

5. und wan wir dein weib will teüfflbös sein,
kanst machen der fozen[4], in mausfall spör ein,
gib nacher zu freß nicht, das hunger leiden thuet;
wird warli bald guet.

[1] Hechel [2] Splitter, Späne [3] zu grappeln, greifen, tasten, auch groppen in gleicher Bedeutung (vgl. Schmeller-Frommann, *B. Wb.* I 1006 und 1007) [4] fig. für Frau (s. Schmeller-Frommann, *B. Wb.* I 782 s. v. fotzen 4)

17. Ein Gedicht von Fr. Kind und seine Beziehung zum Volksliede.

Friedrich Kind hat in seiner Novelle 'Die Jägersbräute' (erster Druck: *Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1811*, Leipzig [1810], S. 1—52) das 'Waidmannslied vom ungetreuen Mädchen, das nach dem Junker äugelte' eingelegt. Dasselbe wird in der Krähenhütte vom Greise zur Harfe gesungen und hat folgenden Wortlaut:

[37] 1. Es thät ein Jäger wohl jagen
Zwei Stündelein vor dem Tagen
Einen Hirsch, einen Hasen, ein Reh.
Er jagte auf rosiger Haide
Ein Mägdlein im fliegenden Kleide,
Das wollt' er nehmen zur Eh.

2. Er zog sie mit flüchtigen Schritten,
Er zog sie zur Tannenreißhütten,
Ließ all seine Hündlein los;
Sie saßen mit stillem Verlangen,
Mit schneeweißen Armen umfangen,
Auf Klee und duftendem Moos.

3. Und als nun dahin eine Stunde,
Da bollen die spürenden Hunde;
Es blies ein Schäfer ins Rohr.

[38] 'Zieh hin, zieh hin mit den Schaafen,
Mein Jäger, du hast es verschlafen;
Ich bin noch Jungfrau, wie vor!'

4. Sie thät den Jäger wohl fragen,
Ob sie ein Perl-Kränzlein dürft' tragen
In ihrem schwarzbraunen Haar?
'Feines Mägdelein! laß dir sagen,
Ein grün Hütlein mußt du tragen,
Wie andre Jägersfrau'n gar!'

5. 'So will ich meine Haare lassen fliegen,
Einen schmucken Junker zu kriegen,
Dem Jäger zu Spott und Schand!'
Das thät den Jäger verdrießen;
Er lud die Flinte zum Schießen;
Sie starb von des Liebsten Hand.

Inhaltlich gehört dieses Gedicht zu den von Arnim und Brentano, *Des Knaben Wunderhorn* I (1806) 292 f., und Büsching und von der Hagen, *Sammlung deutscher Volkslieder* (1807) 134 ff. Nr. 51, veröffentlichten Volksliedern, doch sind dieselben nicht die Quellen, aus denen Kind schöpfte. Das Wunderhornlied ist zu kurz, enthält daher vieles nicht. Das Lied bei Büsching und von der Hagen enthält ebenfalls einiges wichtige nicht, so fehlt die entsprechende Schilderung zu Kind 2_{4-6} und 5_{1-3}. Kinds Quelle, wohl eine mündliche Fassung, die er wahrscheinlich irgendwo in Sachsen vernahm, stand jedoch dem Liede aus dem Kuhländchen (J. G. Meinert, *Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens* I [1817] 203 f., danach F. L. Mittler, *Deutsche Volkslieder*[2] [1865] 179 f. Nr. 201) sehr nahe, was die Übereinstimmungen zeigen. So entsprechen sich ziemlich genau: 1 K. = 1, 2 M.; 2 K. = 3, 4 M.; 3_{4-6} K. = 5 M.; 4 K. = 8, 9 M.; 5_{1-3} K. = 10 M.; 5_{4-6} K. = 6 M. Ganz durch Kind hineingebracht ist 3_{1-3} samt den sich daraus ergebenden Schafen (3_4), ebenso sind 2_3 und 2_6 Kindsche Ausschmückungen. 5_{4-6} K. wurde von Kind zum Abschlufs genommen, das Volkslied kennt diesen Schlufs nicht, denn dort will der Jäger das Mädchen erschiefsen, als sie ihm sagt, dafs sie noch Jungfrau ist, unterläfst es jedoch auf ihre Bitte hin. Im Volkslied währt der Schlaf vom Abend bis zum Morgen, bei Kind ist der Zeitraum von einer Stunde angenommen.

18. Der Torwart.

Die Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760 enthält ein aus Bayern stammendes, sehr frisches Lied auf den Flurwächter und Gutsaufseher, der seine alten Tage als Torwart verbringen will. Das Lied ist sehr humorvoll gehalten und verdient, da es bisher nicht bekannt war, einen Abdruck.

[23a] Officialis militaris.

1. Kent ihr nit den bluethund,
wie er nicht[1] turniert[2],
wie er mit den steckhen,
den bauern tribuliert[3].

2. er hat a bissl pulver,
er hat a bissl a bley,
ein rostigen carbiner[4],
kein pfanner[5] ist dabey.

[23b] 3. er tragt an seiner seithen
den spratspiß[6] doll[7] daher,
vors Hannibals sein zeiten
und etli jahr no mehr.

4. mit disen feindla·meßer
schlagt er dapfer drein
und masacriert vil 1000,
das no lebendi seyn.

5. er ist ein braffer officier,
wans frid ist in dem land,
drumb heist man ihn hans friderich,
in ganzer welt bekhant.

6. beim blageren[8] ist er so köckh
und steht an d' mauer on,
statt[9] offen und stuehlweißenburg
dei[10] reden no dervon.

7. ein offna helm als ritter
tragt er mit si herum,
zerrißnes hemet und wames
verlumpet um und dum.

8. iezt will er si begeben
ganz gloreich in die ruhe
und kinfftig als thorwartl
sein leben bringen zue.

9. braunegg[11] und buechhorne[12],
die streitten umb die ehr,
wer immer ihn bekhema thuet,
hat umb ein narren mehr.

[1] hier keine Verneinung, sondern, dem bayerischen Dialekt gemäfs, etwas Fragendes ausdrückend [2] lärmt [3] neckt, sekiert [4] Karabiner [5] Pulverpfanne [6] für pratspieß = Säbel (verächtlich) [7] zum Verwundern schön [8] belagern [9] Stadt [10] dō = die [11] Brauneck, eine Einöde der Pfarre Harsdorf im Bezirksamt Kulmbach, Oberfranken [12] vielleicht Buchschorn, ein Weiler der Pfarre Hohenpeifsenberg im Bezirksamt Schongau, Oberbayern

19. Die drei Röslein in Linggs 'Marodeure'.

Die Ballade 'Die Marodeure' von Hermann Lingg (erster Druck: *Deutsche Dichtung,* hg. von K. E. Franzos, IX [1891] 162), im Ton eines echten Landsknechtliedes, worin vier Landsknechte, anstatt an der Schlacht teilzunehmen, sich mit Tanz unterhalten, wofür sie gehängt werden, spricht in der dritten Strophe:

Die Knöchel, Krüg' und Karten
Sind aller Landsknecht' Not,
Drei Röslein rot
Blühn drunten in dem Garten,
Dahinter steht der Tod —

von drei Röslein, hinter denen der Tod lauert. Die Röslein symbolisieren die lebenslustigen Landsknechte. Der Dichter hat übersehen, dafs eigentlich vier Röslein entsprechend den vier Landsknechten nötig gewesen wären, doch hat er, da das Volk die ungeraden Zahlen besonders liebt (O. Weise, *Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten* I [1900] 34 f.), die Dreizahl beibehalten. Das Motiv der drei Röslein hat er aus dem Volkslied entlehnt (vgl. M. E. Marriage, *Alemannia* XXVI [1898] 111 und 117).

20. Das Fest der Schneider.

Von den Schneidern, die einen Schmaus halten und dabei echt schneidermäßsige Heldentaten verrichten, berichten eine großse Anzahl von Liedern (vgl. die Literaturzusammenstellung bei Köhler-Meier, *Volkslieder von der Mosel und Saar* I [1896] 453 Nr. 331). Eine bemerkenswerte bayerische Variante, die der leider bei Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort* III (1894) 450, nicht vollständig mitgeteilten Berliner Fassung aus 1855 sehr nahe zu stehen scheint, bietet die Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760.

[46[a]] **Festum sartorum.**

1. Die schneider fügeten ein dinzltag[1],
   S. Florian mit nam
   und komen nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   der schneiderböckh zusam.

2. und als sie nun beysamen waren,
   da hieltens einen schmaus
   und assen nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   zusam ein braten laus.

3. und als sie dis geessen hatten,
   so hattens no nit gnue
   und frassen nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   ein mugenfueß darzue.

4. und als sie schon ersöttiget waren,
   da warens voller mueth
   und trankhen nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   aus einen fingerhuet.

5. und da sie gnue gesoffen hatten,
   da stig der wein in kopf
   und danzten nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   auf einen glessern knopf.

6. und als sie ausgedanzet hatten,
   da warens voller hiz
   und hupfen nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   auf einen nadlspiz.

[46[b]] 7. und als sie dort geschlaffen hatten,
   da kam ein sießer wind
   und bliese nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   [in] ein spinengweb dahint.

[1] Tag der feierlichen Zusammenkunft der Genossenschaft

8. und als sie dran gehangen waren,
hätts bald ein spinne verschluckht,
wan nit all nein und neinzig
neinmahl nein und neinzig
ein fliegen hätt verdruckht[2].

[2] erdrückt

Gegenüber allen übrigen Fassungen bieten die Strophen 3, 5, 7 und 8 Neues.

21. Henneke Knecht.

Von diesem niederdeutschen Liede des 16. Jahrhunderts sind bisher zwei Übersetzungen ins Lateinische bekannt geworden. Eine steht bei Dan. Eberh. Baringius in dessen *Descriptio Salae principatus Calenbergici*, Lemgo 1744, II p. 155—157 (danach abgedruckt bei O. L. B. Wolff, *Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen* [1830] 767 ff.), die andere aus 1646 bei Hoffmann von Fallersleben, *Henneke Knecht. Ein altes niederdeutsches Volkslied*, Berlin 1872. Eine dritte lateinische Übersetzung aus 1679 erwähnt F. M. Böhme, *Altdeutsches Liederbuch* (1877) S. 580. Dazu kommt noch eine vierte aus 1603, welche die Handschrift M. 297 der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden aufbewahrt, und die einiger Abweichungen wegen hier abgedruckt werden mag.

[202] Cantion. de Henning.

1. Henninge, serve! si voles
Mercede prisca servies
Messem per hanc aestivam.
Novos tibi do calceos
bene scis movere stivam.

2. Henningus inquit: ilicò
Servire nolo villico,
Res sperno villicorum.
Maris petam fluctus, opum
Spe nempe largiorum.

3. Hera mox ad hanc sententiam:
miror tuam dementiam
tum nauta navigabis?
Agrum ligone citius
stivaque praeparabis.

4. Henningus ipsi neutiquam
Parens, avenae copiam
Arcu statim mutabat;
Curtasque vestes militum
de more comparabat.

5. Arcu premente pendulo
Tergum, pharetram cingulo
Costis adhaerit ensem,
et cursitans illoc et hoc
Vrbem petit Bremensem.

[203] 6. Bremam sed intrans inclytam
compellat hisce navitam:
mi navium magister,
tuos fac inter remiges
ad transita sim minister.

7. Respondet ille: remigem
temet libens conducerem,
Nisi rudem meorum
Te proderet vox rusticum
Et inscium laborum.

8. Novi, refert, per Herculem,
Me promptiorem neminem
Quamvis ad actionem
Et aequo mentis robore
Et corporis Draconem.

9. Sed navigans in aequore
Fugacis instar capreae
Obmutuit repente,
Multum voluta[n]s pectore
Mortis metu tremente.

10. Se fulciens ad marginem
Erructat farraginem,
Ab ore brachialem
Hera, quae monebat exitum
Habere cerno talem.

[204]

11. Cucurrit ales, flat notus
 Trux, aëris furit status
 Lerociuntque fluctus
 Ait, mihi, stivae magis
 pareret, hisce ductus.

12. Ah, me quis hunc ad Nobiles
 Modo reducet Saxones
 Dyistrum inter atque Lainum,
 Quo surgit inclyti Ducis
 Arx celsa Lawenstainum.

13. Ah! me quis hoc nunc ex salo
 Brunsvigio reddet solo?
 habebit, inde dignum
 Satus avenae premium,
 Et cum fabis medimnum.

14. En! hujus autor cantici
 Eduxit Henningum Mari,
 Nec lendibus periret,
 Sed hoc ut elatos malo
 Edoctus erudiret.

7 3 rutem *Hs.* — 7 5 *Hs.* laborem. — 8 4 *Hs.* ad aequo. — 14 3 *Hs.* lentibus.

Die 15. Strophe ist auch plattdeutsch in folgender Gestalt gegeben:

De Vnß düt ledeken hefft erdacht,
Hatt Hennecken van der See gebracht,
Dat ëhne de lüse niht freten,
sundern he warnet alle gute gesellen,
datt sy nicht sindt vermeten.

22. Zwei Bauernlieder.

In der Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760 finden sich zwei bayerische Liedchen, wovon das eine von einem lustigen Bauernsohn, das zweite von einem Bauern, der ein Herr werden will, und seiner Frau handelt. Das erste, ganz im Metrum und Ton dem Schnaderhüpfel gleich, kann auch als Beleg für das Alter dieser Volksliedgattung gelten, dessen ältestes auf den Grafen Paar aus 1600 (s. J. Zahn, *Steiermärkische Geschichtsblätter* IV [1883] 56; H. Grasberger, *Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels* [1896] S. 25 f.), dessen zweitältestes aus Appenzell 1754 (T. Tobler, *Die deutschen Mundarten* IV [1857] 379) überliefert ist.

[64 b]

a) Filius rustici.

1. unter mein huet
 stekht aller mein mueth.

2. frey di, mein mutter,
 i thue dir kain guett.

3. und wan ma mei mutta
 halt wida so thuet,

4. so wird i a tragona
 und thue halt [a] guet.

[45 b]

b) Rusticus et mulier.

1. Rusticus:
i mues no wern zum gstrengn hern,
i mag kain baur bleiben.

2. Mulier:
will kain hern, i ma[1] kan hern,
a baur must ma bleiben.

3. Rusticus:
offtn ge i mit kain bauerbuben,
i friß weda kraut no rueben.

4. Mulier:
jacet.

[1] mag

23. 'Die Försterin und das Rotkehlchen' von F. Dahn.

Die Vögel sind im deutschen Volksliede oft allwissend, besonders verkünden sie Todesfälle und Mordtaten (vgl. M. E. Marriage, *Alemannia* XXVI [1898] 166—168, 173). Dieses Motiv verwendet Felix Dahn in seinem Gedichte: Die Försterin und das Rotkehlchen (*Sämtliche Werke poetischen Inhalts* XVI [Leipzig 1898] 109 f.). Die Försterin fragt das wegfliegende Rotkehlchen, ob es sich an einem Dorn ritzte, da es mit Blut bespritzt ist:

[109] 3. 'Mich hat kein Dorn geritzt!
Bin ich mit Blut bespritzt,
So ist's von Menschenblut: —
Först'rin, du kennst es gut.' —
'Trägst du zum Neste dein
Die Blätter im Schnäbelein?'

4. 'Mein Nest, das bau ich nit!
Ich flieg zum Bühl damit,
Dafs ich dem blassen Mann
Sein Auge decken kann.' —
'Liegt Einer am Bühl erschlagen?
Wer schlug ihn, kannst du's sagen?'

[110] 5. 'Horch, ob ich's sagen kann:
Erschlagen liegt dein Mann,
Er liegt im Blute rot
Und dein Buhle schlug ihn tot.' —
'Schweig' still! — Flieg' fort, Rotkehlchen!
Wär' ich rein wie du, Liebseelchen!'

24. Zu 'Du Glöckerl im Thurm'.

R. H. Greinz und J. A. Kapferer (*Tiroler Volkslieder* [1889] 188 f.) bringen ein Volkslied mit diesem Anfange, das sich, seines ganzen Inhaltes wegen, als ein volkstümliches Lied erweist, und tatsächlich ist dessen Verfasser J. Kartsch (*Feldbleameln* [*Gedichte in österreichischer Mundart*]. Zweiter Busch'n, Wien 1847, S. 44 f.). Auch F. F. Kohl (*Echte Tiroler-Lieder* [1899] S. XIX) erwähnt dieses Lied für Tirol. Ich gebe hier den Originaltext und die Tiroler Varianten.

[44] 's Hoamathglöckerl.

1. Du Glöckerl aum Thurn
Bist a Ding ohni Herz,
Kånnst a'n oanzigi Språch,
Für d' Freud und für'n Schmerz.

2. Kånnst nix åls zwoa Tön
Und mit dö sågst so viel,
Åls häst in dein Züngerl
A Herz und a G'fühl.

3. Oft klingst ma so liab
Und so hell und so fein
Åls ruafad'n d' Engerln:
In d' Kirch'n geh 'nein!

4. Oft schållst ma voll Trost,
Wånn mein Tågwerch vollbrächt;
Åls wünscha's 'd ma herzli
A ruahsåmi Nåcht.

5. Oft sågst ma: Hiazt san
Wied'r glückli a Påår!
Sö schwör'n sih dö Treu, so
Lång s' leb'n bein Åltår.

[45] 6. Oft måhnst mi, dass ållas
Auf der Welt vageht;
Daß wied'r a Nåchb'r
Bein Leb'nspförtl steht.

7. Oft singst oan, der d'rin liegt
In hölzana Schrein,
Wia d'Muada ihr Kindl
Zun letzt'nmål ein.

8. Für den, den's 'd då einsingst,
Für den schållst går schön;
Åb'r trauri für dö,
Dö nåch müaß'n gehn. —

9. D'rum kummst ma-r oft für,
Åls wanns'd Herz häst und G'fühl,
Åls müaßas'd ob'n los'n
Aum Thurn in da Still;

10. Åls müaßt' as dein Nåchb'rn
'n Himml Åll's såg'n;
Åls müaßas'd mit uns herunt,
Låch'n — und klåg'n. —

Zunächst hat das Tirolerlied die Strophen 7 ff. als zu reflexiv mit richtigem Gefühl ausgelassen. Die übrigen Abweichungen sind gering:

1 1 im; — 2 2 du viel; — 2 3 hätt'st; — 2 3 dei'm; — 3 4 geh' ein; — 5 2. 3 Treu' für's Leben ...; — 6 2 auf Erden.

Besonders hervorzuheben ist nur noch, daſs eine Strophe des Tirolerliedes aus je zwei des Originaltextes besteht, also 1 G. = 1, 2 K.; 2 G. = 3, 4 K.; 3 G. = 5, 6 K.

25. Zu 'Wer immer annehmliche Freuden will genießen'.

Ditfurth (*Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts* [1872] 194 f. Nr. 157) bewahrt uns nach einer alten Handschrift ein Lied obigen Anfanges, das er auch nach mündlicher Überlieferung des 19. Jahrhunderts in *Fränkische Volkslieder* II (1855) 218 f. Nr. 286 in einer vielfach abweichenden Fassung mitteilen konnte. Eine ebenfalls ziemlich abweichende bayerische Fassung aus ca. 1760 steht in der Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek.

[11 b] Deliciae venatoriae.

1. Wer immer will freiden genießen,
verfiege sich eilends in wald
und falle Dianae zu füeßen,
ergebe sich ihren gewalt.
sie wird ihn ergezen mit jagen und hezen
in ihren griensameten saal,
wo allerhand thierlein, füx, hasen und rehlein,
anstellen ein lustigen baal.

2. Kaum fanget mit guldenen strahlen
an Phoebus, nachdem er erwacht,
die gipfl der berg zu bemahlen,
zum jagen wird anstalt gemacht.
der jäger blasts horn, die hund spizen d' ohrn,
gschwind wie der wind lauffen sie trauf,
bis das sie erdappen, ein wildbret erschnappen
und fangen in völligen lauff.

3. nit minder die andere jäger,
versechen mit pulver und bley,
erwarthen auf ihren grien läger,
bis flieget ein thierlein vorbey.
der feyrrohr knallet, das wildpret schon fallet,
weils frisch ist, da weid man es aus;
wer aber so troffen, das es durch geloffen,
den machen die schizen ein blaus[1].

[1] vom frz. applaudir 'Beifall klatschen', aber im Bayerischen im verspottenden Sinne, also verspottendes loben, lachen, klatschen, spöttischer Beifall

4. wan gehet zu gaden[2] die Sonne
und Hesperus ziechet auf d' wacht,
bey einen crystallenen bronen
die jägerbursch[3] lustig sich macht.
[12a] da klingen die lauten, waldhorn und flauten,
Diana fiert selbsten den Chor,
man pfeiffet, man singet, man danzet, man springet,
bis Phoebus zuschließet das thor.

[2] zu mhd. gaden 'Gemach, Kammer'; gehet zu gaden = zieht sich in ihr Gemach zurück, geht unter [3] die bursch sing. im Bayer. die Bezeichnung für die Gesamtheit der Burschen, daher die jägerbursch = die Jägerburschen

26. I håb amåhl a Ringerl kriagt.

Als Verfasser dieses Liedes hat John Meier (*Kunstlieder bekannter Verfasser im Volksmunde* [1898] Nr. 413) den bekannten Dialektdichter Anton Freiherrn von Klesheim nachgewiesen. Als ersten Druck gibt Meier *''s Schwarzblatl aus'n Weanerwald* [4] 1 (Wien 1858) 106 f.' an, doch findet sich das Gedicht schon in *'s Schwarzblátl aus'n Weanáwald* I (Wien 1844) S. 62. K. H. Prahl (Hoffmann von Fallersleben, *Unsere volkstümlichen Lieder,* [4] besorgt von K. H. Prahl [1900] 146 Nr. 686) zitiert die dritte Ausgabe des Schwarzblatls von 1856. Aufzeichnungen aus dem Volksmunde liegen vor aus Tirol (Greinz-Kapferer, *Tiroler Volkslieder* I [1889] 45 f.; erwähnt bei F. F. Kohl, *Echte Tirolerlieder* [1899] S. XX) und aus der badischen Pfalz (M. E. Marriage, *Volkslieder aus der badischen Pfalz* [1902] 132 f. Nr. 85). Dazu kommt eine Fassung aus Niederösterreich, die mein Freund R. Zoder dem geschriebenen Liederbuche der Marie Labner zu Kirchberg an der Pielach (Bh. St. Pölten, Bg. Kirchberg a. d. Pielach) 1900 entnahm und mir freundlichst überliefs. Hier der Text:

Ringerl und Rose.

1. I hab amal a Ringerl kriagt
von meiner herzliaben Dirn,
I hab ihr drauf a Kösal gebm,
so wia's im Fruhjahr blühn [1].

2. Sie hat das Rösal voller Freud
in ihr Gebetbuch glegt
Und i hab mir das Ringerl gleich
an meinen Finga gsteckt.

3. Es war halt no koan Jahr verbei[2],
wars Resal nimma roth
Und's Dirndl, was mein anzigs war,
wohnt drobm beim liabm Gott.

4. Bevor's gstorben is, hats na gsogt zu mir:
Geh, woan dir [d'] Augen net aus,
Wir werden uns bald wiedersehn,
da drobm im Vatershaus.

5. Und kommst du einst ins Himmelreich,
an den Ring erkenn ich dich
und an den Röserl an mein[3] Herz,
an den erkennst du mich.

[1] für dial. fruajåhr blian [2] dial. vəˊbei [3] Hs. dein

Zum Vergleich setze ich den Originaltext Klesheims bei:

[62] Ringerl und Röserl.

1. I hab ámahl á Ringerl kriágt
Von meiner Herzens-Dirn,
Und i hab ihr á Röserl gebn,
Wiá's halt in Summer blüáh'n.

2. Si hat das Röserl voller Freud
In ihr Bethbüácherl glegt,
Und i, i hab das Ringerl mir
An mein klán Finger g'steckt.

3. Drauf hám mir uns gar zärtli küßt
Und das Vásprechn gebn,
Das mir uns herzli liáb'n woll'n
Durch's ganzi Erdnlebn.

4. 's war no nöt ganz á Jahr vábey,
War's Röserl nimmer roth,
Und's Deánderl dö mei All's is gwest,
War obn beyn liáb'n Got!

5. Und eh's no g'storbn is hat's gsagt:
'Geh wán dir d'Augn nöt aus,
Mir wer'n uns ja bald widersegn,
Dort obn in Vaterhaus!

6. Und kumst Du h'nauf in's Himmelreich,
An'n Ring erkenn i Di,
Und an dein Röserl an mein Herz,
An den erkennst Du mi!'

Das Verhältnis der Aufzeichnungen aus dem Volksmunde zum Original stellt sich folgendermaßen dar:

1 = 1 GK., M., B.; — 2 = 2 B.; — 3 = 2 GK., M.; — 4 = 3 GK., M., B.; — 5 = 4 GK., M. (mit guter Änderung von Z. 2), B.; — 6 = 5 GK. (mit guter Änderung von Z. 3), M., B.

27. Zu 'Warumb thustu mich kräncken, Amor'.

Das *'Venusgärtlein'* aus 1656 enthält auf S. 164 ff. (Neuausgabe von M. Freiherrn von Waldberg [1890] 122 f.) dieses Lied in einer an manchen Stellen ziemlich verderbten Fassung. Das Lied selbst kann Waldberg (a. a. O. XXXIII Nr. 81) nicht weiter nachweisen. Eine ältere und bessere Fassung aus 1603 findet sich in der Handschrift M. 297 der kgl. öffentl. Bibliothek in Dresden und gelangt dieselbe hier, strophisch gegliedert, zum Abdruck, wobei das Abweichende durch Kursivdruck hervorgehoben ist.

[67]
1. Warumb thust du mich krencken,
Amor, du schwere last?
was thustu doch gedencken,
dass du mich also hast
mit solcher schmertz vnd Pein
verwundt das hertze mein!
was *wil* man dir doch schencken
zu dem Siege dein.

2. Weinig wirstu gewinnen,
das *ich* meine junge *tag*
in trauren muß zubringen
in so schmertzlicher klag,
in solcher tyranney
der schmertzen mangerley;
mein kindt, sey doch zufrieden,
das ich Dein Diener sey.

3. *Hettstu* mich gelaßen
Marti, dem *Krieges* Gott,
ihm zu dienen ohne *ablaßen*,
wehr ich nicht in *dem* spott
gerathen, wie ich bin;
ach, *ihr mein betrübte sin*,
waß hat *euch* doch betöhret?
mein *freudt* ist gantz dahin!

[68] 4. Ach, ach, es ist geweßen,
ach, ach, ich weiß es woll,
ein *Mägdlein* außerleßen,
die mir *gefiel* so woll,
so *hüpsch* vnd so lieblich,
zu schertzen so freundlich;
Galliarda vber die maßen
tantzt sie, dran verlibt ich mich.

5. Gleich wie die *fische* im *mehr*
praesentiren ihre gestalt
an *einem* felßen scharfe;
alßdan so *fliegen* sie baldt,
wen *dan* der fischer *kompt*,
ihr gestaldt alda vernimbt,
thut er das netz zerreißen,
in stücken es dahin schwimbt.

6. Also ist auch zerrißen
das netz der hoffnung mein;
alß ich *thett erst anschauen*
die *höffliche schönheit* dein,
meint ich zu fangen dich,
betrog aber *selber* mich,
etwas *vom Spiegel* zu greiffen;
wie sehr man irret sich!

[69] 7. Aber wie den *dem* Allen,
ob ich *schon* habe fallirt
vnd es hat nicht (hat) sein sollen,
nach dem, wie *ich* petirt,
so bitte ich *nur* allein,
du *wolst* zufrieden sein,
daß ich dir *möchte* dienen
nach *günstigen* willen dein.

8. Hier mit wirdt *gtentiret*
mein hochbetrübtes hertz
vnd auch recompensiret
der *langwirige* schmertz,
den ich so manches Jahr
an deiner lieb fürwar
Vnschuldig *hab* erlitten,
erduldet gantz vnd gar.

9. *Sollestu* aber zürnen,
das ich so liebe dich
vnd *mich* darüber erwürgen,
ach mein, was *hulff* es *mich*!
der verlust, der were zwar klein,
doch würdt es so viel sein,
verlohren *würdestu* haben
den *getreuesten* Diener dein.

Dem *Venusgärtlein* gegenüber ergeben sich Besserungen in 1 5, 6 und 9 6; der Reim wird hergestellt in 2 2 und 3 3; die Strophen 4 und 5 bieten eine klarere Fassung, während Strophe 6 und 9 4 im *Venusgärtlein* besser sind.

28. Ein Volkslied in Heyses 'Jungfer Justine'.

Paul Heyses vieraktiges Schauspiel 'Jungfer Justine' (erster Druck: *Deutsche Dichtung*, hg. von K. E. Franzos, XIV [1893] 9—13, 41—48, 64—72, 88—94) spielt zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, im Oktober 1758, teils in Dresden, teils im Lager bei Hochkirch. Im dritten Akt, der in Friedrichs Hauptquartier zu Rodewitz sich abwickelt, singt einer der jungen Grenadiere, welche zu Friedrichs Leibwache gehören, zeitig in der Frühe, nachdem er vom Schlafe erwacht und längere Zeit ins Feuer gestarrt hatte, mit heiserer Stimme:

Morgen früh müssen wir marschieren
Zu dem hohen Thor hinaus.
O du schwarzbraunes — (III. Akt, 1. Sz., S. 66 b),

wird jedoch vom Unteroffizier unterbrochen, der ihm befiehlt, still zu sein. Dieses Lied scheint Heyse F. L. Mittler, *Deutsche Volkslieder*² (1865) 895 Nr. 1454, entnommen zu haben, wo es nach mündlicher Überlieferung aus Hessen mitgeteilt ist.

29. Weicht ihr Nachtgespenster.

Die Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760 enthält auch folgendes, mir bis jetzt noch nicht untergekommene bayerische Lied:

[101 a]
1. weicht ihr nachtgespenster,
stöhrt mich nit in meiner rueh,
dorten an den fenster, fenster
schauet mir mein schäzgen zue.
und ihr helle sterne,
die ihr leuchtet bey der nacht,
gebet dan von ferne, ferne, ferne,
ferne auf mein schäzgen acht.

[101 b]
2. geh ich auf und nider, nider
mit der pfeifen in der handt,
denckh ich halt gleich wider, wider
an das gelobte landt,
alwo nichts als freuden,
ja die allergröste lust,
so uns allen beyden, beyden,
beyden ist gar wohl bewust.

3. guete nacht, mein schäzgen, schäzgen,
weils die zeit nit lasset zue,
das [ich] auf mein pläzgen, pläzgen
mit dir reden thue;
schlafe ohne sorgen,
dan was heunt nit kan sein,
werd ich ja gleich morgen, morgen,
morgen doppelt bringen ein.

30. Grillparzer und das deutsche Volkslied.

Grillparzer ist in allem ein echtes Wienerkind, ein Abbild des Wieners, der sich an allem und jedem seinen Schnabel wetzen mufs und zwar besonders an Neuerungen, die sein konservativer Sinn nicht verträgt und nicht begreifen will. Nicht treffender hätte Grillparzer sich und die echten Wiener zeichnen können als mit den Worten: 'Da mufs ich nun vor allem einen Fehler eingestehen, der mir im Leben viel Schaden getan hat: Etwas Einsames in meiner Natur und ein Widerwillen gegen alles Öffentliche und Gemeinsame, letzteres um so mehr, als ich selten mit der Menge und den Vielen übereinstimme' (*Sämtliche Werke,* hg. von A. Sauer, 5. Ausgabe, Stuttgart [1892], XVIII 75). Daraus wird uns auch sein Hafs gegen die erst durch die Romantiker aufgekommene germanische Philologie und alles damit Zusammenhängende klar, denn er, der in den Gefilden der griechischen und spanischen Dichter und Denker wandelt, dem die deutsche Klassizität (Goethe und Schiller) das Höchste ist, kann nicht begreifen, wie man sich den 'faden' mittelhochdeutschen Dichtungen und den Volksliedern, die ihm, von seinem klassischen Standpunkte aus, freilich nichts bieten konnten, aber doch auf so viele unserer grofsen Dichter (Uhland, Heine, Eichendorff und andere) befruchtend wirkten, zuwenden kann. Er verstand als Städter nicht den Wert des Volksliedes, er begriff von seinem klassischen Standpunkt aus, im Gegensatz zu Goethe, der hier doch seine Stürmer- und Drängerschaft nicht verleugnen kann, dessen Wesen nicht, und so verlegte er sich als echter Wiener aufs Schimpfen, ohne jedoch die Sache totschimpfen zu können, denn mehr als je erkannte und erkennt man das Volkslied als Macht. Ihm gilt die Volkspoesie nichts, und so konnte er 1852 sagen:

Die Volkspoesie, die eu're Jünger
Lobpreisen mit soviel Emphatik,
Steht gleich mir mit der Volksmathematik,
Die eben nichts als die zehn Finger. (A. a. O. III[5] 183.)

Deutlich ergibt sich aus den letzten Zeilen, daſs er das Wesen der Volkspoesie nicht erfaſste, und so konnte auch von ihm jener verhängnisvolle Irrtum, der übrigens auch heute noch nicht ganz aus der Welt geschafft ist und noch immer spukt, daſs das Volk im ganzen der geistige Urheber der Volkslieder sei, nicht umgangen werden, und höhnisch ruft er 1853:

Wenn unsere Zeit keine Dichter zählt,
Vermag das nicht uns einzuschüchtern;
Damit es nie an Poeten fehlt,
Erheben wir das Volk zu Dichtern. (III[5] 186.)

Nicht das Volk im ganzen dichtet, sondern immer nur ein einzelnes Individuum, und erst der Erfolg eines Liedes macht es zum Volkslied, an dem dann das Volk seine glättende und umarbeitende Tätigkeit versucht.

Er selbst gesteht es ja 1849 ein, daſs er sich nie vom Volkslied angezogen fühlte (a. a. O. XVIII[5] 161), doch auch bei ihm kommt zeitweilig, so 1846, der Gedanke zum Durchbruch, daſs das Volkslied nicht so verächtlich sei, sondern daſs es an seinem Platze entzückt und erfreut, nur dürfe es von dort nicht verpflanzt werden: 'Volkslieder sind wie die Wiesenblumen, die, wenn man sie im Felde ohne Pflege und Kultur aufgewachsen antrifft, erfreuen, ja entzücken; in den Gärten, zwischen Rosen, Nelken und Lilien versetzt, sind sie nicht viel besser als Unkraut' (XVIII[5] 36). Doch kann dem Nachsatze entgegengehalten werden, daſs es auch wahre Perlen von Volksliedern gibt, die ruhig in die Gärten verpflanzt werden können, und daſs gerade jene Lieder, die auf Volksliedern aufgebaut sind, groſse Wirkungen erzielten, was besonders von der Heineschen Lyrik gilt. Gerade jenem Manne, der so viel dem Volkslied in seiner Dichtung verdankt, dem Begründer der wissenschaftlichen Volksliedforschung, Ludwig Uhland, wirft Grillparzer seine Volksliedersammlung 1837 mit den Worten vor:

Was führst du selber Mörtel und Sand,
Zu höhern Werken berufen und schönern?
Wer bauen kann, bau' auf eig'ne Hand
Und lasse den Karren den Tagelöhnern. (III[5] 116),

vergessend, daſs gerade die Beschäftigung mit dem Volksliede Uhlands beste Gedichte hervorrief. Daſs man sich mit dem Volksliede beschäftigt, daran ist nur die germanische Philologie schuld, welche die poetische Begabung für überflüssig erachtet und das Volk zu Dichtern macht, wie Grillparzer das ca. 1860 anläſslich der Besprechung der germanischen Philologie und Alter-

tumskunde ausdrückt: 'Die Volkslieder, die niemand gemacht hatte, wurden der rohen Masse in die Schuhe geschoben, und man bedurfte von nun an nur das Volk und ein paar Pedanten, um jede poetische Begabung überflüssig zu machen' (XVI [5] 25). Noch einmal wendet er sich, veranlafst durch Karajans Funde, ca. 1853 (?), gegen die germanistischen Studien der Brüder Grimm und deren Mitarbeiter, wenn er zu Sachsengang im Marchfelde ein Pergamentblatt entdeckt, auf dem folgendes geschrieben steht:

> 'Da ob'n auf'm Bergl
> Da sitzen zwei Hasen,
> Der eine tut Zithern spiel'n,
> Der and're tut blasen.

Also ein Volkslied. Ein Volkslied, das, wie alle Volkslieder, niemand gemacht hat, das naturwüchsig, wie einige von der Welt behaupten, von selbst entstanden ist. Ich war glücklich. Zwar schien das Lied sehr abgeschmackt, das sind aber die meisten Volkslieder, bis ein Gelehrter den tieferen Sinn und die Bedeutung derselben herausarbeitet. Für jeden Fall war deutscher Humor darin, Hasen, die Zither spielen und blasen! Vielleicht ein Bruchstück aus einem viehischen oder Tier-Epos!' (XIII [5] 183.) Wenn sich hier Grillparzer gegen die Auswüchse der germanischen Philologie wandte, so hatte er vollständig recht, doch hat nicht jede Wissenschaft und auch die Dichtkunst Auswüchse, ist ein übertriebener Klassizismus, ein Nichtachten des eigenen Volkes nicht auch ein Auswuchs? Das Wichtige dieser Mitteilung liegt darin, dafs uns hier Grillparzer ein Kinderlied mitteilt, das heute noch im Viertel unterm Manhartsberg in Niederösterreich fortlebt (s. Blümml, *Der niederösterreichische Landesfreund* IX [1900], S. 3; vgl. auch J. A. und J. Lux, *Deutsche Kinderreime* [1904] 140; Ziska-Schottky, *Österreichische Volkslieder* [1819] 24).

Grillparzer will bei der alten Kunst bleiben und nicht die neue volkstümliche Richtung pflegen (1861):

> Bleib nur der alten Kunst getreu,
> Sie ist zu allen Zeiten eine:
> Wer sich unter die volkstümlichen Kleien mischt,
> Den fressen die patriotischen Schweine.[1] (III [5] 223.)

Wohl gibt es nur eine Kunst, aber bei jedem Volke äufsert sie sich anders, und das vergifst Grillparzer. Nicht nur die Fremden bieten uns Poesie, auch das eigene Volk hat solche, doch Grillparzer ist zu sehr Kosmopolit, um das einzusehen, und so schimpft er 1837 frisch darauf los:

---

[1] S. auch *Grillparzers Briefe und Tagebücher*, hg. von K. Glossy und Aug. Sauer, II (Stuttgart 1903) 51 unterm 19. Februar 1825 (anläfslich der Aufführung des Ottokar): 'Wer sich unter die volkstümlichen Kleien mischt, dem geschieht recht, wenn ihn die patriotischen Schweine fressen!'

Mit Mittelhochdeutsch und Volkspoesie
Weiſs ich fürwahr nichts zu machen!
Wer trinkt auch, solange es Brunnen gibt,
Aus Wegspur gern und Lachen?

Und fragst du mich, wo der Brunnen sei —
Hast du Homer nicht gelesen?
Fällt dir der groſse Brite nicht bei?
Was Spanien und Welschland gewesen?

Dort lösche deinen brennenden Durst,
Dort aus dem vollen dich letze!
Der Pöbel erzeugt das Schöne nicht,
Noch gibt er dem Schönen Gesetze. (III 5 115.)

Für Grillparzers Dramen konnte das Volkslied nichts bieten, jedoch der Lyrik bietet es viel, und hätte da Grillparzer nicht so verächtlich darüber hinweggesehen, so hätten wir innigere, bessere Gedichte von ihm.

Aber der groſse Volksliedfeind Grillparzer konnte sich doch einige Male dem Einflusse des Volksliedes nicht entziehen. Das sehen wir besonders an einer Stelle in 'Des Meeres und der Liebe Wellen' (1840), wo Hero im 5. Aufzuge, nachdem Leander tot aufgefunden wurde, sagt:

So laſst an unser'm Ufer ihn begraben,
Wo er erblich, wo er, ein Toter, lag,
Am Fuſse meines Thurms. Und Rosen sollen
Und weiſse Lilien, vom Tau befeuchtet,
Aufsprossen, wo er liegt. (VII 5 100.)

Das sind die berühmten Unschuldslilien des 'Grafen Friedrich' und 'des Ritters und der Magd', Lieder, die im *Wunderhorn* und Uhlands Sammlung reichlich vertreten sind (vgl. auch M. E. Marriage, *Alemannia* XXVI [1898] 127 ff.).

Zu einer besonders bissigen Abfertigung seines Feindes Friedrich Schlegel und dessen Lucinde verwendet er das Schnaderhüpfelmetrum und benennt seine beiden Vierzeiler 'Oberländer Lieder' (mitgeteilt von A. Sauer im *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* VII [1897] 166):

D'Luzind' hat mir g'schrieben,
Will jetzt sich beker'n;
Wann d'Hurn amal alt seyn,
Thans Betschwestern wer'n.

Du wass'riger Hiesel,
Was trinkst denn kan Wein?
Wie soll a Geist in dein Kopf seyn?
Giesst niemals an 'nein.

Auch im Satzbau zeigt sich zweimal deutlich Volksliedeinfluſs, nämlich in der behäbigen, breiten Aufzählung der Personen. So im 'Willkommen bei der Ankunft der vierten Gemahlin Kaiser Franz I.' (1816):

Ja, staunet nur, staunet!
Ich stand dort am Rain
Und trieb meine Gänse
Ins Wasser hinein.

Und wie wir so stehen,
Ein jedes für sich
Und schauen, der Entrich,
Mein Pudel und ich ... (II 5 112.)

Ebenso im Gedichte 'Zum Namenstag für Anna Fröhlich' (26. Juli 1821):

> Auch steh'n auf dem Anger
> Musikanten noch drei;
> Ein kurzer, ein langer,
> Ein dicker dabei. (I 5 252.)

Auch das Kinderspiel wird herbeigezogen, so wenn in 'der Zauberflöte zweiter Teil' (1826) die Tiere, an deren Spitze der Elefant steht, singen:

> Im Dunkeln ist gut munkeln;
> Ich bin müd', mein Schatz.
> Ist nirgends ein besserer Platz?
> *Frau Gevatterin, leih' mir d'Scher',*
> *Wo steht's leer?* (XIII 5 130.)

Sie führen dann ein Ballett auf, das Kinderspiel: 'Gevatterin, leih' mir die Schere', aus dem oben der Spielreim wörtlich entlehnt ist (vgl. Jos. M. Wagner, *Die deutschen Mundarten* VI [1859] 111 Nr. 19; F. M. Böhme, *Deutsches Kinderlied und Kinderspiel* [1897] 649 f. Nr. 567; Vernaleken-Branky, *Spiele und Reime der Kinder in Österreich* [1876] 95 Nr. 21), nachahmend, wobei eins den Platz des anderen zu erhaschen sucht.

Aus dem Ganzen geht hervor, dafs Grillparzer, trotz der steten Bekämpfung des Volksliedes, auch an sich, wenn auch in geringem Umfange, woran hauptsächlich seine dramatische Beschäftigung schuld war, die Macht desselben erlebte, so dafs er sich nicht ganz dessen Einflufs entziehen konnte. Für das Volkslied gilt auch ebendas, was Grillparzer 1822 über die Poesie und Religion sagte: 'Mit der Poesie ist es wie mit den Religionen Wenn beide einmal ihre Ächtheit durch Wunder bewährt haben, mufs man über die einzelnen Sätze keine Beweise mehr fordern, sondern an sie glauben' (XV 5 70). Denn auch das Volkslied ist echte Poesie.

Wien. E. K. Blümml.

Über den Hymnus Cædmons.

Der berühmte Hymnus Cædmons, wie er in der Handschrift der Cambridger Universitätsbibliothek KK. V. 16 erhalten ist, ist bekanntlich nicht nur sprachgeschichtlich, sondern vielleicht in noch höherem Grade literärgeschichtlich von gröfster Wichtigkeit, und deshalb wird die Frage, wie dieser kostbare Rest ältester altenglisch-christlicher Dichtung in die Handschrift der *Historia Ecclesiastica* gekommen, den Literarhistoriker stets beschäftigen und zu allerhand Vermutungen anregen. Dazu ist es vor allem wünschenswert, festzustellen, wie sich der altenglische Hymnus zum übrigen Inhalt der Handschrift verhält. Zupitza hat vor mehr als 27 Jahren in seiner klaren, scharfsinnigen Weise zuletzt darüber gehandelt in der *Zs. d. A.* 22, 210 ff., besonders 213—215; ich rekapituliere, auf Grund einer Prüfung der Handschrift am 19. Juni d. J., ergänzend den Tatbestand: das letzte Blatt der gleichmäfsig, d. h. in gleicher Schriftgröfse und Zeilenzahl geschriebenen Handschrift führt auf der Vorderseite mit ... *semper ante faciem tuam. Explicit* ... die *Historia Ecclesiastica* zu Ende, danach folgt noch in derselben Hand und Schriftgröfse die Stelle bei Plummer, p. 361, *Ante DCCXXX Ceoluulf* ... bis *ad lucem propriam reuersa,* womit ebenso tief herabgehend wie sonst, also mit dem Seitenschlufs, die Vorderseite schließt. 'Die Rückseite 128ᵛ' — ich lasse jetzt Zupitza reden, wobei ich das mir Wichtigscheinende gesperrt drucke —, 'gegenwärtig die letzte Seite der Handschrift, beginnt mit dem Hymnus. Die Hand, die ihn schrieb, ist nach meiner Ansicht eine andere als im vorhergehenden: aber nach der Form der Buchstaben und dem Gesamteindruck kann nicht der geringste Zweifel darüber obwalten, dafs es eine gleich alte Hand ist ... (folgt Abdruck des Hymnus und der Glossen). ... Dann kommt wieder von einer anderen, aber ebenfalls gleichzeitigen Hand die Reihe der nordhumbr. Könige ...' Nun, bei dem bekannten Scharfsinn und der grofsen Gewissenhaftigkeit Zupitzas mufs man da wieder einmal mit Wehmut beklagen, dafs der unvergefsliche Meister nicht mehr unter den Lebenden weilt, dafs man ihn nicht mehr fragen kann, warum er der Ansicht war, dafs die Hand, die den Hymnus geschrieben, eine andere gewesen sei als die, die den vorhergehenden lateinischen Text geschrieben! Was mir den Mut gibt, trotz Zupitza die Hand, die den Hymnus und auch die darauf folgenden Notizen

geschrieben, für dieselbe zu halten, die den vorhergehenden lateinischen Text geschrieben, ist die Beschreibung der Handschrift von Bradshaw, dem nun leider auch nicht mehr unter den Lebenden weilenden trefflichen Bibliothekar der Cambridger Universitätsbibliothek, in *The Palæographical Society. Facsimiles of Manuscripts and Inscriptions. Edited by E. A. Bond and E. M. Thompson, Vol. II. London* 1873—1883, *Plate* 139, 140. Bradshaw sagt, wobei die Sperrschrift wieder von mir herrührt: *then on the succeeding page the scribe closes his work with* (1) *the original Anglo-Saxon of the song of Cædmon, followed by four glossed words,* (2) *a list of Northumbrian kings down to 737* (*but not including Ceoluulf's abdication and Eadberct's succession in that year*), *and* (3) *a calculation of several events backwards from the year 737.*[1] Danach folgt in einer Hand des 10. Jahrhunderts *Sententia Hysidori* ... bis zum Seitenschlufs.

Man hat früher bei Beschreibung der handschriftlichen Überlieferung des Hymnus mehrfach die Angabe gemacht, er wäre an den Rand geschrieben — Zupitza nicht, er sagt, die Seite beginnt mit dem Hymnus. Dem gegenüber scheint es mir nützlich, auf Grund der eigenen Prüfung der Handschrift die nicht unwichtige Erläuterung hinzuzufügen, dafs der die Rückseite beginnende Hymnus in der gleichen Zeilenhöhe wie die Vorderseite und die vorhergehenden Seiten der Hs. geschrieben ist, dafs also der ganz logische Ausdruck Zupitzas: 'beginnt' so zu verstehen ist, dafs der betreffende Schreiber — wer immer er gewesen, mit gutem Vorbedacht zu Beginn der leergebliebenen letzten Seite die altenglischen Verse nicht wie eine beiläufige Randnotiz, sondern wie etwas zu dem Vorhergehenden Gehöriges ordnungsmäfsig hingeschrieben hat. Warum aber frühere Berichterstatter die Angabe machen konnten, der Hymnus sei an den Rand geschrieben, macht ebenfalls der Augenschein der Handschrift begreiflich. Wenn man nämlich das Blatt nicht durchs Licht betrachtet und so die Vorderseite nicht durchschimmern sieht, macht der Hymnus allerdings den Eindruck, als wäre er an den oberen Rand gekritzelt, denn die danach folgende, in gröfserer Schrift geschriebene Königsliste *Ida regnare cœpit* ... reicht weiter an die seitlichen Ränder und gleicht in ihrer Regelmäfsigkeit mehr der vorhergehenden *Historia Ecclesiastica,* obwohl die Buchstaben etwas kleiner als in dieser sind. Wer blofs diese Rückseite betrachtet, mag allerdings den Eindruck bekommen, dafs der Hymnus erst nach diesen lateinischen

[1] Sweet, *OET* p. 148, sagt von der Schrift der Königsliste: *in a hand which may well be the same as that of the History,* und über den Hymnus ebenda: *It is not impossible that the hymn may have been written later than the List, to fill up the blank space. But the hand is evidently contemporary.*

Königslisten auf den darüber befindlichen oberen Rand geschrieben worden sei; dieser obere Rand müfste freilich etwas breit gewesen sein, doch das fiele nicht auf, wenn man die Gröfse des Randes auf der Vorderseite und den vorherigen Seiten nicht beachtete.[1] Die erwähnte Tatsache aber, dafs der Hymnus in derselben Zeilenhöhe wie die erste Zeile der lateinischen Vorderseite, also nicht auf den in der Handschrift üblichen oberen Rand geschrieben ist, beweist meines Erachtens mit Sicherheit, dafs der Hymnus zuerst geschrieben wurde und später erst daran anschliefsend die Königsliste. Der Schreiber des Hymnus, wenn er, wie ich mit Bradshaw annehme, auch der der *Historia Ecclesiastica* war, hatte nach getaner Arbeit noch eine ganze freie Seite übrig. Da schrieb er denn als eine Art erläuternden Zusatz noch den Hymnus dazu; danach aber, da er schon am Zusetzen war und schon zum Schlufs der Vorderseite des letzten Blattes den bei Plummer, S. 361, abgedruckten Zusatz gemacht hatte, noch die Königsliste und weitere Notizen hinzu, und zwar diese beiden Zusätze in etwas gröfserer Schrift. Den Rest der Seite liefs er frei, denn diesen hatte später ein Schreiber des 10. Jahrhunderts noch verwertet. Der seelische oder gemütliche Prozefs, der in dem Schreiber des Hymnus vorgegangen, und den der Literarhistoriker sich in seiner Phantasie zurechtlegen mag, war vielleicht auch kein anderer, wenn der Schreiber ein anderer als der der *Historia Ecclesiastica* war. Ob er derselbe war oder nicht, diese Frage möchte ich doch noch anderen, in altenglischen Handschriften Erfahrenen bei Gelegenheit zur Erwägung geben; die verschiedene Schriftgröfse scheint mir doch kein Grund für oder wider zu sein. Aber ob er derselbe oder ein anderer zeitgenössischer Schreiber war, zur Beurteilung der Niederschrift des Hymnus müssen noch die vier Glossen herangezogen werden, die doch mit dem Hymnus und dem übrigen Inhalt der Hs. nichts zu tun haben. Solche Glossen finden wir, sei es als Federproben oder aus sonstigen Gründen, häufig an leergebliebenen Stellen am Schlusse von altenglischen Handschriften. Dies scheint mir darauf hinzudeuten, dafs der Schreiber den Hymnus nicht aus dem Gedächtnisse, sondern aus irgendeiner handschriftlichen Vorlage, die Altenglisches und wohl auch diese Glossen enthielt, niedergeschrieben habe. Es würde dies durchaus nicht gegen das Fortleben der Verse in mündlicher Tradition, die ja doch durch König Alfreds Wiedergabe sogar für anderthalb Jahrhunderte später erwiesen ist, sondern nur für ihre Verbreitung im 8. Jahrhundert sprechen.

[1] So heisst es auch bei Sweet, *OET* p. 148, an der in vorhergehender Fufsnote angeführten Stelle: ... *to fill up the blank space.*

Cöln a/Rh., Juni 1905. A. Schröer.

Noch einmal die Quelle des 'Monk'.

Im Band CXIII des *Archivs* (p. 56 ff.) hat O. Ritter einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er sich gegen meine früher (Band CXI, p. 316) aufgestellte Behauptung wendet, daſs der *Monk* von Lewis auf einen deutschen Roman als Quelle zurückgehe, und seinerseits das umgekehrte Verhältnis annimmt. Ich kann mich nicht davon überzeugen, daſs seine Gründe durchweg stichhaltig sind, und möchte daher mit einigen Worten auf den Gegenstand zurückkommen.

Für die Wahrscheinlichkeit meiner Annahme, daſs Lewis von dem deutschen Roman abhängig ist, liefert mir Ritter selbst (in einem früheren Aufsatz [Bd. CXI, 166 ff.]) einiges Beweismaterial. Er zeigt dort, wie schon die ältere Kritik auf Lewis' Manier, ganze Stücke anderen Werken zu entlehnen, aufmerksam geworden ist. Hierher gehört das Räuberabenteuer bei Straſsburg, das übrigens auch im *Gil Blas* seine Parallele findet; hierher auch der Schluſs, der wörtlich aus Veit Weber entnommen ist (a. a. O. p. 115, Anm. 2 und 3). Durchschlagend erscheint mir aber das Zitat aus A. W. Schlegel, wonach 'einige der beliebtesten, anmaſslichen Originale aus schlechten deutschen zusammengeborgt und nachgeahmt sind [*the monk*]!' Spricht doch hier ein Mann, der genau Bescheid wuſste, der gewiſs den deutschen Roman vor sich hatte und nur zufällig genauere Angaben zu machen unterlieſs.

Diese Abhängigkeit des Engländers von seinen deutschen Vorbildern ist gerade der Punkt, auf den ich das gröſste Gewicht legen möchte, und ich habe zwei bisher unbekannte Beispiele davon angeführt (*Feudal Tyrants, Romantic Tales:* Bd. CXI, 319. 320). Ich muſs hier mein Bedauern ausdrücken, daſs Ritter auf meine Argumente so gut wie gar nicht eingegangen ist. Dagegen werde ich mich im folgenden an die seinigen halten und sie, soweit es möglich ist, zu entkräften suchen.

Zunächst scheint es mir nicht gar so auffallend, daſs von dem deutschen Roman (falls er, wie ich immer noch annehme, zu Anfang der neunziger Jahre erschienen ist) die kritischen Zeitschriften und die Literaturgeschichten keine Notiz genommen haben. Dazu war die Masse derartiger Produkte damals doch

viel zu grofs, und der Roman wäre nach wie vor im Dunklen geblieben, wenn nicht in den letzten Jahren die Forschung sich seiner bemächtigt hätte. Wenn dann Ritter auf die zahlreichen literarischen Vorbilder hinweist, die der *Monk* unzweifelhaft gehabt hat, so hätte er gleichzeitig beweisen müssen, dafs sie für DR ebenfalls in Betracht kommen; denn bekanntlich sind ganze Partien des *Monk* ohne Entsprechung im Deutschen. Übrigens leugnet Lewis, den *Diable amoureux* des Cazotte vor Abfassung seines Romans gekannt zu haben. Die Stelle steht, wenn ich nicht irre, in der Vorbemerkung zur vierten Auflage, in der übrigens die Änderungen nicht so geringfügig sind, wie Ritter (p. 61) zu glauben scheint. Der grofse Unterschied zwischen Cazotte und Lewis ist der, dafs bei jenem Biondetta Don Alvare wirklich liebt, und dafs dieser schliefslich den Schlingen des Teufels entgeht, während Matilda nur eben ein Werkzeug des Dämons ist, dem der Mönch am Schlufs zum Opfer fällt.[1]

Dafs von *DR* eine frühere Ausgabe existiert als aus dem Jahre 1816, hat Ritter jetzt auch zugeben müssen (Bd. CXIV, 167). Mir war die Tatsache schon längst durch eine gütige Mitteilung von Prof. Sauer bekannt. Sie folgt notwendig aus dem von mir Bd. CXI, 318 hervorgehobenen Umstande, dafs Grillparzer schon im Sommer 1813 den Stoff zu seinem Drama gestaltete, daher die Ausgabe von 1816 nicht benutzt haben kann. Aber auch eine weitere Behauptung Ritters erweist sich als irrig. Er kennt als erste nichtmusikalische Publikation aus dem Verlage von Franz Haas, (Wien und) Prag, ein Buch aus dem Jahre 1807. Nun besitze ich aber aus demselben Verlage: a) *Veleda, ein Zauberroman*, 1796; b) *Graf Rosenberg, oder das enthüllte Verbrechen: eine Geschichte aus der letzten Zeit des dreifsigjährigen Krieges* (von B. Naubert), 1792.[2] Beide Bücher stammen also gerade aus den Jahren, in denen, wie ich glaube, *DR* zum erstenmal erschienen ist; speziell der zweite Roman zeigt in einigen seiner Motive Ähnlichkeit mit *DR*.[3]

Auf S. 58 ff. hat dann Ritter eine Reihe von Sätzen aus Lewis und *DR* einander gegenübergestellt, um zu zeigen, dafs *DR* von Lewis abhängig ist. Der Beweis scheint mir nicht erbracht zu sein. Vieles ist ja gewifs in *DR* ungeschickt und undeutsch ausgedrückt; das liegt an der geringen Bildung des Verfassers und ist ein Nachteil, den er mit vielen anderen Autoren der Zeit gemein hat. Die kritischen Journale dieser Periode sind daher voll von Klagen der Rezensenten über den schlechten Stil gerade dieser Romane. Anderseits ist nicht zu

[1] Vgl. auch Rentsch, *M. G. Lewis* p. 133.
[2] Vgl. Goedeke V, 497, 16.
[3] Natürlich ist auch die Angabe in Schwetschkes *Codex Nundinarius* falsch.

übersehen, dafs der Verfasser von *DR* die Sprache seiner Zeit (untermischt mit einigen Provinzialismen) redet, die für uns natürlich einiges Auffällige bietet. Ich lasse hier eine Anzahl Stellen folgen, die ich mit Parallelen aus Werken derselben Zeit versehe:

DR p. 6: (Die Hütte) war klein, aber nett; vgl. Sanders, *D. Wb.* II, 430a: Das Schiff war zierlich und nett (Goethe). — Wieso 'bequeme Stühle' ein undeutscher Ausdruck sein soll, sehe ich nicht ein (vgl. Adelungs Wörterbuch II, 854). — Ibid.: Der Waldmann (engl. woodman). Aber beides bedeutet nicht nur 'Holzfäller', sondern überhaupt und speziell 'Waldbewohner'; vgl. *Cent. Dict.* 6967—69 und Sanders II, 232c. (übrigens schon so im Mhd: Benecke-Müller II, 1, 47). — p. 8: würde der Herr dich nicht so alt geglaubt haben. Vgl. Lessings *Nathan* 3, 7: so glaube jeder sicher seinen Ring den echten. — p. 11: alle diese Umstände blitzten ihm in die Seele. Vgl.: es blitzte mir ein Gedanke durch die Seele (Eichendorff bei Sanders I, 169b). Ähnlich auch: sie blitzen Höllenflammen in mein Herz (Schiller, *Kab. u. L.* II, 2). — p. 12: wenn ... der Wind in den Ästen rasselte. Annette von Droste spricht von rasselndem Winterlaub, Bürger von einem Lager von rasselndem Laube (Heyne s. v.). — p. 17: er floh nach der Tür; sie flohen gleich dem Blitze fort. Vgl. hierzu, was in Grimms *D. Wb.* III, 1780 über die Berührung zwischen den Begriffen des Fliehens und Fliegens gesagt ist. Andere Beispiele bei Sanders I, 463c. — p. 44: eine Nachtlampe schofs einen schwachen Strahl, vgl. die Sonne schiefst Strahlen (Grimm, *D. Wb.* IX, 41): drauf schiefst die Sonne die Pfeile von Licht (Schiller). Es wird hiernach klar sein, dafs auch weniger gewöhnliche Ausdrücke noch nicht beweisen, dafs *DR* aus dem Englischen übersetzt ist. Der Beweis dagegen würde noch vollständiger geführt werden können, wenn wir ein Spezialwörterbuch über die Sprache des 18. Jahrhunderts besäfsen.

Ein anderer Punkt, der hierher gehört, betrifft die Druckfehler. Ritter hat selbst zwei recht ergötzliche auf S. 61, A. 2 verzeichnet. Es sind natürlich nicht die einzigen. Ritter hat zunächst einen solchen in einer der von ihm zitierten Stellen (p. 59 unten) übersehen. Es mufs da (*DR* p. 165) natürlich heifsen: dafs es einem Weibe kaum verdienstlich ist (statt verdriefslich; bei Lewis *scarcely a merit*). Dafs die Lyrica auf S. 60, von denen gewifs nicht viel Rühmens zu machen ist, durch Druckfehler stark entstellt sind, hat R. richtig bemerkt. Einer scheint ihm auch hier entgangen zu sein, Str. 3 v. u. lies: dort ein Alter, voller Trug (entsprechend dem engl. *vicious man and crafty devil*), wodurch der Sinn der Stelle klar wird. Ich sehe aber auch in diesem Falle nicht ein, warum es unge-

reimt sein soll anzunehmen, Lewis habe als gewandter Verskünstler aus schlechtem Material etwas Besseres gemacht.

Wenn dann R. (p. 62) sich darüber aufhält, dafs in *DR* Ambrosio diesen seinen Namen führt, obwohl er Böhme ist, so ist zu entgegnen, dafs dieser spanisch-italienische Name in dem sprachlich so stark gemischten Österreich keineswegs auffallend ist. Auch der Duft der Orangenblüten in einem Garten zu Prag mag als eine Nachlässigkeit des Verfassers von *DR* hingehen. Anders steht es freilich mit den Namen Claude und Baptiste, die sich in dieser Umgebung merkwürdig genug ausnehmen. Aber aus diesem nebensächlichen Umstande kann man, wie mir scheint, keine weitergehenden Schlüsse ziehen. Darf man vielleicht an eine französische Quelle für *DR* denken?

Nach allen diesen Ausführungen glaube ich bei der Behauptung stehen bleiben zu dürfen, dafs Lewis' Abhängigkeit von *DR* mindestens ebenso wahrscheinlich ist wie das umgekehrte Verhältnis. Hoffentlich bringt uns bald ein weiterer glücklicher Fund die Entscheidung.

Zum Schlufs noch zwei bibliographische Notizen: a) die hiesige Königl. Bibliothek besitzt ein Büchlein, betitelt: *Die Räuber im Elsafs, oder die Abenteuer Don Alfonsens von ihm selbst erzählt* (Gera u. Leipzig 1799). Es ist dies eine wörtliche Übersetzung der Erzählung Raymonds im dritten Kapitel des *Monk*. b) Der Romantiker Charles Nodier gab im Jahre 1822 ein Buch heraus unter dem Titel: *Infernaliana ou anecdotes, petits romans, nouvelles et contes sur les revenans, les spectres, les démons et les vampires.* Gleich die erste Geschichte, *La nonne sanglante,* ist eine stark verkürzte Wiedergabe der Erzählung bei Lewis.

Berlin. Georg Herzfeld.

Briefe von Gaston Paris an Friedrich Diez.

In meinem Besitze befindet sich eine beträchtliche Zahl schon von dem Empfänger geordneter Briefe deutscher und ausländischer Gelehrter an Friedrich Diez. Ihrer zwölf rühren von Gaston Paris her und sollen nachstehend denen zur Kenntnis gebracht werden, die von dem wirklichen geistigen und Gemütsverhältnis des jüngeren Forschers zu seinem um fünfundvierzig Jahre älteren Lehrer eine zutreffende Vorstellung gewinnen wollen. Hat G. Paris 1876 in der *Romania* V, 412 und später in dem bekannten Aufsatze des *Journal des Débats* vom 2. März 1894 seiner Verehrung und Dankbarkeit für den Meister und für den Menschen rührenden Ausdruck gegeben — dem akademischen Lehrer, den er als ein urteilsfähiger Zuhörer nicht kennen gelernt hatte, wird er freilich nicht gerecht —, so haben die erst im Jahre 1904 durch Rajnas inhaltreichen Nekrolog für den französischen Meister bekannt gewordenen Briefe des siebzehn- oder achtzehnjährigen, noch dazu des Deutschen kaum kundigen Bonner Studenten an seinen Schulkameraden Durande die kurzen, früher bekannt gewordenen Kundgebungen wohl etwas zurückgedrängt; und es scheint billig, auch der Stimme Gehör zu verschaffen, die aus den Briefen des reiferen Schülers und denen des Mitforschers zur Nachwelt spricht. Das oft bewährte Wohlwollen der Witwe des verewigten Freundes hat mich instand gesetzt, aus den gut aufgehobenen Antworten Diezens einiges beizubringen, was zu besserem Verständnis gewisser Äufserungen seines Korrespondenten dienen konnte.

Paris, ce 6 octobre 1861.

Monsieur et illustre maître,

Voilà bien longtemps que je n'ai eu de relations avec vous et que je me suis fait le tort de me priver de vos nouvelles et de votre commerce. J'ai même laissé passer sans vous en féliciter votre nomination à l'Académie, comptant il est vrai sur mon père pour vous dire combien j'étais heureux de vous voir un lien de plus avec nous en même temps que de voir la France comprendre et honorer votre mérite. J'espère cependant que vous ne me garderez pas rancune de mon long silence et que vous vous retrouverez un bon souvenir pour votre ancien auditeur qui sera toujours votre disciple. Je m'occupe beaucoup de philologie en ce moment, et cette étude

m'a naturellement ramené vers vous, d'autant plus que vos admirables livres m'ont été et me sont tous les jours du plus grand secours. Je fais pour l'Ecole des Chartes une thèse sur ce sujet: du rôle de l'accent latin dans la formation de la langue française. Vous avez dit excellemment: Der Accent in der romanischen Sprachbildung ist der Angelpunkt, um welche[n] sie sich dreht. C'est cette phrase que je veux développer par un travail de détail et une étude minutieuse des cas où l'accent a persisté, de ceux où il s'est déplacé et des causes des exceptions qu'a subies la règle générale. J'espère que vous prendrez quelque intérêt à ce travail; s'il ne rencontre pas à l'École des Chartes, où il sera discuté, des critiques trop vives, je le ferai imprimer et je vous demanderai la permission de vous le dédier, comme au créateur et au maître de la philologie romane. Peut-être cet opuscule pourra contribuer à répandre parmi les érudits français les principes encore trop peu connus chez nous, sur lesquels vous avez construit votre système.

Si je ne craignais d'abuser de votre bonté, je vous demanderais votre opinion sur quelques points qui m'arrêtent et m'embarrassent. Pensez-vous par exemple que les accusatifs en ain *(Evain, nonnain) soient une imitation de l'accusatif en* am*? L'm latin, il me semble, ne sonnait plus du tout à la fin des mots, et on prononçait* Eva *au nominatif et à l'accusatif. N'est-ce pas plutôt une forme diminutive* employée *pour l'accusatif, et n'en est-il pas de même de la forme* on *dans Pierron, Charlon, ou cet* on *est-il l'imitation des formes Huon, Guion etc.? — La 1e pers. plur. des verbes de la 3e conjugaison, nous lisomes ou lisons, nous courons etc. suppose-t-elle une forme legĭmus, currĭmus, ou faut-il voir dans* ons *une terminaison appliquée là par analogie (les formes* faimes *et* dimes *semblent le prouver)? — Faut-il admettre des formes comme* currire, quærire *ou voir dans les infinitifs quérir, courir, l'application purement romane et non déjà faite en latin vulgaire de la terminaison* ir*? La terminaison* escere *ne peut s'appliquer qu'aux verbes qui ont la 1e pers. plur. en* issons*. Je vous demande bien pardon de vous faire ces questions, mais votre autorité me déciderait sans doute pour l'une ou l'autre des solutions qu'on peut leur donner, et je ne suis pas sûr, par exemple pour la première, que vous persistiez dans l'opinion exprimée dans votre grammaire. Enfin, si vous aviez quelques observations nouvelles sur le sujet dont je m'occupe, je vous serais bien reconnaissant de m'en faire part.*

Nous avons eu pendant quelque temps ici Adolf Tobler, qui est aussi un de vos élèves et avec qui nous avons beaucoup parlé de vous. Il s'occupe surtout maintenant de littérature italienne et néglige la philologie romane; c'est dommage, car il a un esprit juste et net.

J'espère, Monsieur, que vous ne m'en voudrez pas de vous avoir dérangé pendant quelques instants, et que vous me croirez bien sincèrement

Votre très-dévoué serviteur et écolier
Gaston Paris
10, place royale.

Über persönliche Berührung oder brieflichen Verkehr, die zwischen Diez und G. Paris seit des letzteren Abgang von Bonn im Herbst 1857 bis zum Oktober 1861 stattgefunden hätten, ist mir nichts bekannt. Daſs Diez zum korrespondierenden Mitgliede der Académie des Inscriptions ernannt worden sei, teilt ihm Paulin Paris in einem bei mir liegenden Briefe vom 25. Januar 1861 mit, aus dem man auch erfährt, daſs neben Diez noch Schaffarik und Diefenbach in die Wahl gekommen

waren, und daſs ganz besonders Leclerc sich bemüht hatte, Diezens Wahl durchzusetzen. Die Vermutung, die Gaston in dem obenangeführten Artikel der Débats ausspricht, es sei solche Ehrung auf Littrés Einfluſs zurückzuführen, stimmt mit des Vaters bestimmter Aussage nicht überein. Vermutlich sind die beiden französischen Gelehrten in gleicher Richtung tätig gewesen, und, wie Diez im Entwurf eines Dankschreibens vom 31. Januar an Paulin Paris äuſsert, wird auch dieser es an freundschaftlichen Bemühungen nicht haben fehlen lassen.

Die Schrift über den Akzent, von der noch öfter die Rede sein wird, trägt in der Tat die Widmung *A Monsieur Frédéric Diez, professeur ..., correspondant ..., cet essai d'un de ses disciples est respectueusement dédié.* Die von Diez in der zweiten Auflage des zweiten Bandes (1858) über die afz. Feminina auf -*ain* vorgetragene Ansicht ist noch in der dritten (1871) im Texte festgehalten; eine lange Anmerkung stellt aber einen anderen Sachverhalt als möglich hin, der jetzt als der wirkliche meist anerkannt ist, mit dem von G. Paris für möglich gehaltenen jedoch nicht zusammenfällt.

Daſs ich 'auch einer von Diez' Schülern' sei, ist jedenfalls richtiger als, was Paris nach Rajnas Zeugnis (S. 56) an diesen geschrieben hat, ich sei *le seul vrai élève de Diez.* Jeder von uns beiden — und auſser uns würde denn doch noch an manche andere zu denken sein — hat zwei Semester in Bonn studiert und daselbst neben anderen vortrefflichen Männern auch Diez gehört, ich allerdings insofern im Vorteil, als ich die Landessprache nicht erst zu erlernen brauchte, vier Jahre älter war, vier Semester akademischen Studiums an meiner Heimatuniversität hinter mir und Diezens bis dahin erschienene Werke fleiſsig durchgearbeitet hatte. Wie mein schon damals liebgewonnener Freund den Tasso, so habe ich ein Semester zuvor Dante durch Diez erklären hören, schlicht und so, wie es für Schüler angemessen war, die sich meist auf der Stufe erster Bekanntschaft mit dem Italienischen befanden. Daneben habe ich seine Vorlesung über Gotisch gehört, ein Muster besonnener Auswahl des Wichtigsten, strenger Ausschlieſsung alles dessen, was die Aufmerksamkeit von der Sache ab und etwa auf den Lehrer hätte lenken können, immer gleichmäſsig vorbereitet, ruhig fortschreitend und dabei fesselnd durch das unverkennbare, wenngleich nie zur Schau getragene Interesse, das der Gegenstand für den Lehrer selbst besaſs. Jede Woche einmal durfte ich auf eine Stunde allein zu Diez in die Wohnung kommen und nach eigener Wahl dieses oder jenes Stück aus Mahns Werken der Troubadours übersetzen, so gut ich es vermochte, und bin dadurch, vielleicht mehr weil ich mich zu sorgsamer Vorbereitung verpflichtet fühlte, als durch unmittelbare Belehrung, ohne Zweifel

ebenfalls gefördert worden. Diez war als Lehrer auch im mündlichen Unterrichte höher zu schätzen, als man nach G. Paris' frühesten Briefen denken möchte, und auch er würde jenen in dieser Hinsicht anders beurteilt haben, hätte er ihn völlig verstehen können. Aber was er und ich an Wissen, an Sicherheit im Forschungsverfahren, kurz an Erlernbarem von Diez empfangen haben mögen, das haben wir, denk' ich, mehr aus seinen Büchern als sonstwie gewonnen, und gleiches wird so ziemlich von allen denen gelten, die neben und nach ihm romanische Philologie gepflegt haben und insofern seine Schüler sind. Den unauslöschlichen Eindruck einer unendlichen Güte, einer vollen Reinheit und höchsten Adels der Gesinnung konnte wohl nur persönlicher Umgang hinterlassen. Dafs in dieser Hinsicht G. Paris auf den Spuren seines Lehrers gewandelt ist, bei manchen Verschiedenheiten seines Wesens, das wissen, so viele ihn gekannt haben; dafs man mich in solchem Zusammenhang einmal *aussi un élève de D.* nenne, darf ich nicht zu hoffen wagen, sonst würde ich es innig wünschen. Einen Versuch, Diezens Persönlichkeit zu kennzeichnen, habe auch ich 1894 gemacht, s. *Archiv* XCIII, 154.

Paris, ce 23 janvier 1861 (l. 1862!).

Monsieur,

Je vous remercie de la très-aimable lettre que vous avez bien voulu répondre à la mienne, et de l'amitié que vous m'y témoignez. J'ai terminé il y a un mois environ le travail dont je vous ai parlé; il va passer à l'Ecole des Chartes, où je le soutiens comme thèse, lundi prochain, et je compte le livrer aussitôt à l'impression. J'espère que vous y trouverez quelque intérêt et que vous ne serez pas humilié de voir votre nom sur la première page. Vous me pardonnerez aussi de me trouver sur quelques points en désaccord avec vous; je pense que vous serez de mon avis sur un ou deux petits détails, et spécialement sur ce que je dis des parfaits forts et faibles et des formes anormales comme nourresimes, choisisistes *etc. Je me permettrai de vous signaler d'avance une étymologie qui m'est venue en tête, et qui me paraît assez heureuse, c'est celle de* derver. *Votre très-ingénieuse explication,* dissipare, *me semble avoir été réfutée avec assez de justesse par Gachet; outre les raisons qu'il donne, ne pensez-vous pas que* desver *est un adoucissement de* derver *et que cette dernière forme est la plus ancienne? L'étymologie que Gachet substitue à la vôtre est certainement inadmissible; pour moi je crois que* derver *vient de* derogare, *et la comparaison avec* corrogata = corvée *et* interrogare = enterver *m'a paru donner une bien grande vraisemblance a mon opinion, que je vous soumets. Puisque je vous parle d'étymologies, croyez-vous possible que* calfar, chauffer, *viennent de* calefacere? *Ce verbe n'aurait-il pas donné* chauffaire? *et la conjugaison ne serait-elle pas tout autre? Je pense que ce verbe vient du bas-latin* caleficare, *qu'on trouve dans du Cange. —* Nobile, *forme de* noble *fréquente dans les chansons de geste, m'a paru être, non pas un déplacement de l'accent qui serait sans analogie et sans vraisemblance, mais un dérivé de* nobilis, *dérivé qui aurait été*

en b. l. nobilicus *ou* nobilius; *j'en ai vu une preuve dans la chanson de Roland, qui écrit toujours* nobilie.

Je vous écris surtout, Monsieur, pour vous demander la permission d'accoler nos deux noms sur la première page d'un travail que je vais faire. M. Herold, qui dirige actuellement la librairie Franck, à Paris, voulant donner à cette maison une direction spécialement philologique, a l'intention de publier une série d'opuscules de linguistique. J'ai cru, ainsi que lui, que rien ne pourrait mieux recommander ces publications que si elles débutaient par quelque chose de vous, et il a été convenu que je lui traduirais l'Introduction de la Grammaire des Langues Romanes (V. I, p. 1—132). Je l'ai assuré que vous verriez ce travail avec plaisir, et il espère que de son côté M. Weber, à qui il va en écrire d'ici à quelques jours, n'y mettra pas d'opposition. Pour moi ce sera un grand plaisir de contribuer à faire connaître en France vos travaux et votre nom et de payer ainsi autant qu'il est en moi la dette que j'ai contractée envers vos ouvrages, où j'ai puisé tout le peu de science que je puis avoir. Je vous serai obligé, si ce projet a votre approbation, de vouloir bien m'envoyer une réponse là-dessus.

Je vais envoyer au Jahrbuch *de Ebert une épître farcie pour le jour de S. Etienne, dont les deux premières strophes étaient seules connues: il y en a douze. Elle est du commencement du XIIe siècle, et offre quelques particularités philologiques assez intéressantes. Je la crois écrite en Touraine; elle offre un mélange de formes normandes et bourguignonnes qui indique un pays où les deux dialectes se rencontraient. J'y ai vu des formes que je n'ai rencontrées nulle part, comme* escotet, seet, avet *à la 2e pers. plur. de l'indicatif présent,* haierent, baterent *à la 3e pers. plur. du parfait. Je crois que M. Ebert la publiera volontiers.*

Mon père a été bien sensible à votre bon souvenir, Monsieur; il me prie de (se) vous rappeler l'affection qu'il a pour vous et l'estime qu'il fait de votre mérite. Paul Meyer me prie de vous dire qu'il est l'auteur d'un petit article publié dans la Chronique de la Bibliothèque de l'Ecole des Chartes sur votre nouvelle édition; c'est aussi un de vos admirateurs convaincus.

Pour moi, Monsieur, ce n'est pas seulement parmi vos disciples, mais bien parmi vos amis, que je me range, et c'est à ce titre que je vous prie d'agréer l'expression de ma respectueuse et sincère affection.

Gaston Paris
10, place royale.

Die Jahreszahl 1861 im Datum des Briefes ist irrtümlich und mit 1862 zu vertauschen. Der *avant-propos* der zu Anfang als vor einem Monat zum Abschlufs gebracht erwähnten Arbeit trägt das Datum des 29. Januar 1862. — Die von G. Paris in der Schrift über den Akzent S. 74 gegebene und nachmals auch von Chabaneau (1868) gutgeheifsene Erklärung der Perfektendungen *-esís, -esímes, -esístes* bei inchoativen Verben aus Nachbildung starker Perfekta hat Diez merkwürdigerweise in der dritten Auflage der Grammatik nicht angenommen und doch auch in seiner Rezension nicht angefochten; heute wird sie wohl von niemand angezweifelt. Warum Diez die etymologischen Deutungen seines Schülers von *derver* S. 83, *chauffer* S. 39 ablehnte, hat er im *Etymol. Wb.* ausgesprochen.

Die hier erwähnte Übersetzung der ersten 132 Seiten der *Grammatik der Romanischen Sprachen* ist wohl unmittelbar

nach des Verfassers Gutheifsung in Angriff genommen worden; erschienen ist sie erst 1863; es ist von ihr in den späteren Briefen noch öfter die Rede.

Die *Epître farcie,* die G. Paris im *Alexius* S. 130 Anm. 2 etwas später ansetzt, ist noch 1862 im vierten Bande des *Jahrbuchs* S. 311 ff. gedruckt worden, seitdem öfter wieder, bei Stengel, *Ausg. u. Abh.* I (1882), Foerster u. Koschwitz, *Übungsb.* (1884), Bartsch, *Langue et littér.* (1887) usw.; s. Gröber in seinem *Grundrifs* II a 478.

Der erwähnte Artikel von P. Meyer füllt die Hälfte der Seite 77 in der *Biblioth. de l'Ecole des Chartes* von 1862 und bespricht den ersten Band der zweiten Ausgabe des *Etymolog. Wörterbuches.* Der Rezensent rühmt, dafs die seit der ersten Ausgabe ans Licht getretene etymologische Literatur fleifsig verwertet sei, begrüfst mit Freuden auch die Benutzung der in der Zwischenzeit erschienenen Bände der *Anciens Poètes de la France* und äufsert seine Befriedigung darüber, dafs in kaum zehn Jahren eine zweite Auflage des trefflichen Werkes nötig geworden sei; er hofft, dafs Frankreich recht viel dazu beigetragen habe.

Paris, ce mercredi 14 mai [1862].

Monsieur,

Vous recevrez sans doute à peu près en même temps que cette lettre quatre exemplaires de mon Etude sur le Rôle de l'accent latin; *je vous serai fort obligé si vous voulez bien en offrir un de ma part à M. Delius et un autre à M. Monnard. J'espère que vous ne trouverez pas cet essai tout-à-fait indigne de l'illustre patronnage sous lequel il s'est placé et que vous y retrouverez avec plaisir la plupart de vos idées et avec indulgence quelques objections. Je ne puis vous dire combien je serais heureux s'il vous était possible d'en dire un mot dans un journal allemand, et plus particulièrement dans le* Jahrbuch *de Ebert; mais je n'ose me flatter de l'espoir que vous trouviez le loisir de vous en occuper.*

La traduction de l'Introduction à la Grammaire des Langues romanes est achevée; elle commencera à s'imprimer dès que M. Herold, le successeur de Franck, sera revenu d'Allemagne, où il est en ce moment. J'y ferai moi-même une Introduction où je m'efforcerai peut-être d'établir la part que vous avez dans la création de la philologie romane et la valeur de vos divers travaux. Peut-être aussi me bornerai-je à une courte notice sur le livre et l'auteur; cela dépendra du temps que j'aurai.

J'en ai pour le moment fort peu, et c'est ce qui me fait vous prier, Monsieur, d'excuser l'extrême brièveté de cette lettre. Je vous écrirai dans quelque temps pour vous demander divers petits éclaircissements sur quelques points qui m'ont embarrassé dans ma traduction. Je suis, Monsieur, avec les sentiments de la plus vive et respectueuse affection

Votre bien dévoué serviteur
G Paris

Mon père me charge de tous ses compliments pour vous.

Von Beziehung, in die G. Paris schon als Student zu Nicolaus Delius (geb. 1813, gest. 1888) getreten wäre, ist mir nichts

bekannt. In dem Nachruf, den er ihm in der *Romania* XVIII, 337 gewidmet hat, heifst es: *il y a 32 ans, quand celui qui écrit ces lignes suivait les cours de l'université de Bonn, ce n'était pas Diez — chose qui surprend aujourd'hui — qui enseignait la grammaire romane. Diez faisait un cours public, — peu suivi —, de philologie germanique, un cours privé dans lequel il expliquait un texte allemand, et un privatissimum où on lisait la Gerusalemme liberata; mais Delius faisait quatre leçons par semaine sur la grammaire comparée des langues romanes. On ne peut pas dire qu'il exerçât une grande action sur ses auditeurs, ni qu'il exposât des idées très originales, mais il possédait bien son sujet et il le traitait avec une grande conscience.* Er gedenkt dann der Arbeiten des Gelehrten und seiner liebenswerten Persönlichkeit. Dafs er ihn selbst gehört hätte, glaube ich nicht. In dem Briefe vom 17. Juni 1870 ist von einem kurz zuvor erfolgten Besuche Delius' in Paris die Rede.

Auch mit dem trefflichen Charles Monnard (geb. 1790, gest. 1865) hat Paris, glaube ich, nicht in engerer Verbindung gestanden. Seine Vorlesungen bezogen sich vorzüglich auf die französische Literatur des 17. Jahrhunderts; und der von ihm veranstalteten Übungen im Sprechen und Schreiben des Französischen, in denen willige Schüler wohl Förderung finden konnten, und an denen ich mich gern beteiligte, bedurfte der junge Franzose nicht. Doch könnte wohl sein, dafs die Studenten aus der französischen Schweiz, mit denen wir beide viel verkehrten, Paris wohl mehr, als für sein Erlernen des Deutschen zuträglich war, ihn mit dem von ihnen wie billig hochverehrten Landsmann in Verbindung gebracht hätten. Im Jahre 1862 erschien übrigens Monnards *Chrestomathie des prosateurs français du XIVe au XVIe siècle avec une grammaire et un lexique de la langue de cette période, une histoire abrégée de la langue française depuis son origine jusqu'au commencement du XVIIe siècle et des considérations sur l'étude du vieux français,* Genf 1862. Was ich über das Buch gesagt habe (*Neues schweiz. Museum* II, 287—295), deucht mich nicht unbillig, doch hätte es auszusprechen einem anderen vielleicht besser angestanden als mir, der ich erst sechs Jahre zuvor Monnards Schüler gewesen war und immer noch manches von ihm lernen konnte, wenn auch nicht gerade Altfranzösisch. Aber Rezensenten für derartige Bücher waren damals noch nicht so leicht zu finden wie später, und ich konnte mich der Aufgabe nicht leicht entziehen.

Die gewünschte Besprechung von Paris' Schrift über den Akzent hat Diez 1864 im fünften Bande des *Jahrbuchs* erscheinen lassen; sie ist dann wieder gedruckt in der von Breymann besorgten Sammlung von Diez' *Kleineren Schriften*

S. 197—205 (1883). Sie enthält einige wohlbegründete Einwendungen gegen das vom Verfasser Vorgetragene, daneben aber viel Anerkennendes. Paris spricht seinen Dank aus in den Briefen vom 22. März 1864 und vom 8. Juli 1865.

Die Vorrede des Übersetzers zu Diezens Einleitung ist kurz ausgefallen; warum, erfährt man aus dem Briefe vom 8. September 1862. Die folgenden Briefe kommen noch öfter auf sie zurück. Dagegen ist die Bitte um Aufklärung über zwei, wie es scheint, Paris nicht recht verständlich gewordene Einzelheiten auch später nicht ausgesprochen.

Ce 8 septembre 1862.

Monsieur,

La traduction de votre Introduction s'imprime rapidement et sera sans doute publiée le mois prochain. L'annonce de la publication de M. Scheler ne m'a pas découragé, parce que j'aurai d'abord l'avantage de le prévenir, et ensuite parce que l'Introduction, plus générale et plus restreinte, trouvera sans doute un public plus considérable. Ce qui me peine seulement, c'est que mon éditeur a naturellement désiré que je ne misse plus de retard à la publication, ce qui m'empêche de faire une préface aussi considérable que je l'aurais voulu. Jusqu'à la fin d'août, des examens juridiques très-étrangers à la philologie ont complètement absorbé mon temps; et maintenant je suis dans un village où il m'est impossible d'avoir les livres dont j'aurais besoin. Je dois donc renoncer à faire, comme j'en avais l'intention, une étude approfondie de la philologie comparée des langues romanes telle qu'elle s'est créée, principalement par vous, depuis trente ans en Allemagne, et de la rattacher à la direction générale des travaux historiques et philologiques allemands. Je voudrais compenser ce qui me manquera, — étant obligé de travailler ici loin de toute espèce de matériaux, — par quelques détails sur vos ouvrages, votre personnalité et votre influence. J'ai lu quelque part que c'était Goethe qui vous avait indiqué la voie que vous avez si glorieusement suivie; pourrais-je vous demander de me dire ce qui en est? En un mot, et pour vous dire clairement l'objet de ma lettre, j'ai pensé que ce ne serait pas trop présumer de votre bienveillance pour moi et pour une tentative qui a eu, — quand je l'ai conçue au moins, — le mérite d'être la première de ce genre, que de vous demander quelques détails sur l'esprit général de vos travaux et les idées qui vous ont amené à les faire et vous ont guidé(s) dans leur accomplissement. Ce sera donner à mon essai une valeur que je ne puis lui donner moi-même: car vous me flattez bien en me disant que vous attendez de moi des notes et des critiques. A peine trouverez-vous quatre ou cinq observations très-insignifiantes sur des détails. C'est dans la Préface que je comptais me développer à mon aise, et c'est encore là que grâce à vous j'espère mettre tout le mérite de ce qui m'est personnel dans ce travail.

Pardonnez-moi de vous importuner de la sorte; vous m'avez toujours témoigné tant de bon vouloir et d'amitié que j'ai cru pouvoir me permettre cette demande, et que j'ai l'espoir que vous me l'accorderez.

Je vous en remercie par avance, et je vous supplie bien de me croire avec autant d'affection que de respect, Monsieur et cher maître

Votre tout dévoué disciple et ami,
G Paris

Mon père se rappelle à votre bon souvenir. — Ecrivez-moi, je vous prie, à cette adresse: à Avenay — par Aï (Marne).

Das Erscheinen der übersetzten Einleitung hat sich doch wohl etwas weiter hinausgezogen, als Paris gedacht hatte. Wenigstens bedankt sich Diez erst am 26. März 1863 aus Bonn für ein schön gebundenes und mehrere geheftete Exemplare des kleinen Buches. In dem nämlichen Briefe liest man:

'Von Hrn. P. Meyer habe ich einen freundlichen Brief erhalten. Seine Arbeiten interessieren mich ungemein. Seine Kritik, deren Lectüre ich noch aufschieben mufs, wird gewifs recht schöne Beiträge und Berichtigungen enthalten. Ich würde sie später in einem Supplement zur Roman. Gramm. mit Dank benutzen. Wenn Sie mir, theurer Freund, einmal schreiben, so bitte ich, mir bemerken zu wollen, aus welcher Gegend von Frankreich und aus welchem Orte Hr. M. ist.'

Inzwischen aber hatte Scheler sich mit folgendem Briefe an Diez gewandt:

Brüssel, den 10. Mai 1862.

Hochgeehrtester Herr und Meister,

Ich trage mich seit längerer Zeit mit dem Plane herum, Ihre romanische Grammatik für das französische Publikum zu bearbeiten. Diese Arbeit entspricht einem wirklichen Bedürfnisse und würde sich, wie mir dünkt, lohnen. Ich habe mich neulich defsfalls an Didot in Paris gewendet; derselbe würde wohl den Verlag gerne übernehmen, wenn augenblicklich das wissenschaftliche Interesse nicht gar so abgestumpft wäre. Er bemerkt dazu, dafs der Absatz in Frankreich 200 Exempl. kaum übersteigen würde. Da ich berechnet habe, dafs circa 250 feste Abonnenten die Herstellungskosten decken, und ich nicht verzweifle, im nichtdeutschen Europa diese Zahl aufzutreiben, vorzüglich mir schmeichle, dafs Didot, der 500 Ex. meines Dictionnaire angekauft, wohl etwa 150 Ex. Ihrer Grammatik übernehmen würde, glaube ich den Gedanken noch nicht aufgeben, im Gegentheil die Ausführung desselben um so ernstlicher betreiben zu müssen.

Dafs ich mich aber der Aufgabe nicht unterziehen will, ohne die Befriedigung zu haben, dafs ich es mit Ihrer Einwilligung und unter Ihren Auspicien thue, brauche ich Ihnen nicht zu versichern.

Die Franzosen müssen endlich in die offen gelegten Geheimnisse der neueren Sprachwissenschaft gewaltsam eingeweiht und zur gerechten Würdigung der deutschen Forschung und besonders Ihrer hohen Verdienste getrieben werden.

Mein Freund Grandgagnage ermuthigt mich ganz besonders zur Verwirklichung meines Planes, u. ich glaube, dafs, nach Eintreffen Ihrer Zusage, ich die besagte Uebersetzung in den Vordergrund meiner literarischen Arbeiten schieben werde.

In der Erwartung Ihrer freundlichen Antwort und mit der Versicherung der aufrichtigsten Hingebung

Ihr ergebenster Schüler
Dr. Aug. Scheler,
Bibliothekar des Königs.

Diez scheint, da ja Paris die Absicht, das ganze Werk zu übertragen, nie geäufsert hatte, seine Zustimmung gegeben und Scheler daraufhin eine vorläufige Anzeige seines Unternehmens veröffentlicht zu haben; von einem davon offenbar verschiedenen förmlichen *prospectus* Schelers spricht Paris in dem undatierten Briefe vom Sommer 1863.

Die juristischen Prüfungen, denen er sich zunächst zu unterwerfen hatte, sind die, in denen er den Grad eines *licencié en droit* erwarb; die Thesen, die er bei diesem Anlafs am 28. August 1862 verteidigte, sind die beiden bei Jouaust in diesem Jahre gedruckten *De tutela* und *De la tutelle,* die man in der *Bibliographie des travaux de G. Paris p. p. J. Bédier et M. Roques* unter Nummer 1195 findet.

Das Dorf Avenay, etwa 20 Kilometer von Reims, war der Geburtsort des Vaters und des Sohnes, und da pflegte der Sohn seine Ferien zu verbringen; siehe darüber in der Schrift von Rajna S. 49 Anm. 4 und 5. Dafs der Vater während des Krieges 1871 sich inmitten deutscher Truppen dort aufhielt, ohne von ihnen zu leiden, wird man dem Briefe des Sohnes vom 7. Mai 1872 glauben dürfen oder müssen.

Dafs Diez sich nicht in umfänglichen Darlegungen über seine Persönlichkeit, seine Werke, seinen Einflufs, über die Gedanken auslassen würde, die ihn bei seinen Arbeiten geleitet hätten, war zu erwarten; doch hat er die dringende Bitte seines jungen Freundes auch nicht ganz unerfüllt lassen wollen, und in der Vorrede zu der Übersetzung findet man zwei kurze Stellen, die Paris als von Diez herrührend bezeichnet: '*Ce qui m'a poussé à entreprendre mes travaux philologiques et ce qui m'a guidé dans leur exécution, c'est uniquement l'exemple de Jacob Grimm. Appliquer aux langues romanes sa grammaire et sa méthode, tel fut le but que je me proposai. Bien entendu, je n'ai procédé à cette application qu'avec une certaine liberté*' (S. XVI); und '*Si je pouvais suivre mon goût, je voudrais mettre tout à fait de côté les études grammaticales, et m'occuper plutôt d'histoire littéraire; mais il n'est pas facile de se retirer d'un champ où on a travaillé tant d'années*' (S. XVIII). Gleich darauf führt Paris (S. XIX) eine schriftliche Äufserung seines Lehrers an, die dieser aus Anlafs einer Meinungsverschiedenheit über eine grammatische Einzelheit getan habe; man könnte dabei an die in dem Briefe vom 14. Mai 1862 in Aussicht gestellte Bitte um Aufklärung über einige Punkte denken, wenn nicht jener Brief aus dem gleichen Jahre stammte wie die im Oktober 1862 geschriebene Vorrede, in der es heifst: '*Etudiant, l'année dernière, un point sur lequel je me trouvais un peu en désaccord avec sa grammaire, je lui écrivis pour lui demander son avis; et je reçus cette réponse: Voici mon conseil, mon cher ami. Si vous êtes en doute de ce que j'avance, suivez votre inspiration et n'allez pas surfaire une autorité étrangère. Nous nous trompons tous, et les vieilles gens sont spécialement sujets à ce défaut de se tenir attachés à une idée à laquelle ils se sont accoutumés. La jeunesse est plus vive et plus libre; elle trouve souvent ce qui nous échappe.*

Si vous me découvrez des fautes, dites-le sans hésiter, je vous en remercierai.'

Wo schon vor 1862 etwas über den folgenreichen Besuch Diezens bei Goethe zu lesen gewesen sein mag, weifs ich nicht. Später ist er oft erwähnt worden. Da Diez auf den Brief vom 8. September noch vor dem Abschlufs der *préface* geantwortet hat und in dieser S. XIV erzählt ist, wie Diez in Jena durch Goethe auf Raynouards Arbeiten hingewiesen worden sei, so ist an der Tatsache nicht zu zweifeln.

Die Bemerkungen des Übersetzers zu dem in der Vorlage Enthaltenen sind in der Tat weder zahlreich (etwa fünfzehn) noch von sonderlichem Belang; Diez hat denn auch später nichts davon in die dritte Ausgabe der Grammatik herübergenommen, obgleich er in einem Briefe an Paris vom 6. August 1863 freundlich urteilt: 'Ihre Noten zur *Introduction* sind kurz, aber treffend und niemals überflüssig.' Er hatte damals, da die Übersetzung der Einleitung in die nun beabsichtigte Übertragung der gesamten Grammatik übergehen sollte, jene genau durchgesehen und eine sehr beträchtliche Zahl von Druckfehlern darin gefunden, auf die er nun aufmerksam machte, damit sie in dem neuen Druck nicht wiederholt würden. S. 147, wo der Übersetzer übrigens ein paar nicht unwesentliche Zeilen des Originals (über den Leodegar) vermissen läfst, hatte er, während Diez 1856 dies mitzuteilen versäumt hatte, angegeben, Passion und Leodegar seien seit 1852 von diesem herausgegeben. Diez hat nicht einmal von diesem kleinen Nachtrage Gebrauch gemacht.

Monsieur et cher maître,

Vous devez être surpris de mon long silence, et bien que j'en sois un peu coupable, vous me feriez tort de l'attribuer uniquement à ma négligence. J'étais en Italie, où je viens de faire un fort agréable voyage, quand votre lettre est arrivée à Paris, et je ne suis de retour que depuis assez peu de temps. J'espère que vous avez passé heureusement le temps qui s'est écoulé depuis que j'ai eu de vos nouvelles, et que vous êtes occupé de quelque travail agréable pour vous et utile pour nous autres. Pour moi, je n'ai pas beaucoup travaillé cette année, et j'ai besoin de rattraper le temps perdu par un effort rigoureux cet hiver. Je m'occupe pour le moment d'un travail d'histoire littéraire qui me prendra bien du temps et que j'ai du reste commencé depuis plusieurs mois. J'espère qu'il vous offrira de l'intérêt: c'est l'Histoire poétique de Charlemagne. Si vous connaissiez sur ce sujet quelque document qui ait échappé à Bartsch et aux autres chercheurs, ou si vous aviez vous-même quelque renseignement intéressant, vous savez que je recevrais vos indications avec la plus grande reconnaissance.

Mais pour parler de choses qui vous intéressent plus directement, vous avez sans doute appris que la grande affaire de la traduction de la Grammaire est décidément en bonne voie. Il a été convenu que M. Scheler enverrait sa traduction ici, que je reverrais les épreuves et à l'occasion que je pourrais changer ou annoter, et que le tout serait imprimé chez Herold,

l'aimable et intelligent éditeur de l'Introduction. Vous donneriez à cette entreprise une valeur bien grande, cher Monsieur, si vous aviez quelque addition ou quelque changement à nous envoyer; cependant la dernière édition est si récente que vous ne devez guère avoir de modifications à y faire. Mais ce que je vous demanderai instamment, c'est de me communiquer les observations que vous avez pû faire sur l'Introduction, qui va reparaître dans l'ensemble de l'ouvrage; je connais déjà par un article de Mussafia un lourd contre-sens (die längste Grenze = qui fut le plus longtemps la frontière); j'ai peur qu'il n'y en ait encore d'autres, et je compte sur vous pour me signaler toutes les fautes que vous avez remarquées tant dans le texte que dans les quelques notes. La Préface sera considérablement changée, tout en restant à peu près dans le même ton, mais avec un peu plus de détails sur l'ensemble de votre méthode et des résultats que vous avez inébranlablement établis. Vous pensez que pour tout cela votre concours sera le bien-venu; je voudrais que la traduction fût digne du livre; j'espère que notre entreprise réussira bien. Au moins l'Introduction se vend-elle bien et a-t-elle déjà assez bien préparé le terrain.

Je viens de recevoir le prospectus de M. Scheler pour la traduction qu'il préparait à lui seul l'an dernier; il pense qu'on pourrait l'utiliser pour la nouvelle. Je suppose que vous l'avez vu. Pour moi, je crois qu'il vaudrait mieux en faire un autre. D'abord le style de M. Scheler est lourd et un peu embarrassé; puis il parle de ses peines et de ses sacrifices ce qui est d'assez mauvais goût à mon sens et ce que je ne voudrais pas prendre pour moi. Il y a beaucoup de petites observations de ce genre qui me feraient rejeter ce prospectus. En outre, il intitule votre livre: Exposé de la Formation et de la Grammaire des Langues Romanes. Je crois qu'il vaut mieux mettre simplement: Grammaire (ou Gr. comparée?) des Langues Romanes. Je serais content de savoir quel est le titre qui vous conviendrait le mieux.

Sur tout cela, cher maître, j'attends avec impatience votre réponse. Je serai bien heureux de lire dans le Jahrbuch un mot de vous sur mon Accent latin; si vous ne l'avez pas trouvé tout-à-fait indigne de votre école, c'est le plus bel éloge que vous puissiez lui donner.

Mon père se rappelle à votre souvenir. Vous aurez lu dans la Bibl. de l'Ecole des Chartes le premier article de Meyer sur l'Histoire de la Langue Française (ainsi nommée bien improprement) de M. Littré; je crois que vous en aurez été assez content. Je serais curieux de connaître votre opinion sur le Dictionnaire de Littré et aussi sur celui de Scheler, que je ne connais pas. Vous me demandez la patrie de Paul Meyer; je ne sais pas bien quel intérêt cela offre pour vous; enfin il est de Paris: c'est un jeune homme intelligent, instruit, philologue sérieusement et qui par conséquent vous admire comme il le doit.

Adieu, cher Monsieur, croyez-moi toujours bien sincèrement

Votre tout dévoué serviteur et ami
G Paris.

Dem vorstehenden Briefe fehlt die Datierung; es kann aber, da Diez am 6. August 1863 darauf geantwortet hat, keinem Zweifel unterliegen, dafs er im Sommer 1863 geschrieben ist, nach einem Schweigen, das seit dem 8. September 1862 gedauert hatte. Diez hatte am 26. März 1863 für Exemplare der *Introduction* gedankt und bei diesem Anlafs auch nach dem Heimatsorte P. Meyers gefragt (s. oben S. 82). Über G. Paris'

erste Reise nach Italien wie auch über die sechs späteren, die ihm das schöne Land immer teurer machten und ihn mit einer grofsen Zahl hervorragender Menschen in persönliche Berührung brachten, gibt Rajna S. 40 und Anm. 90 erwünschte Auskunft.

Die *Histoire poétique de Charlemagne* hat ihren Verfasser natürlich lange beschäftigt; er spricht davon auch im März 1864, und erst im Juli 1865 sieht er sich am Ziele.

Zu einer gemeinsam auszuführenden Übersetzung der *Grammatik der romanischen Sprachen* hatten sich inzwischen Scheler und Paris zusammengetan und hatten in Herold, dem Inhaber der Firma A. Franck in Paris und Leipzig, der auch die *Introduction* gedruckt hatte, einen Verleger gefunden. Jeder der beiden Genossen scheint angenommen zu haben, der andere habe Diez von der Übereinkunft in Kenntnis gesetzt; denn auch Scheler schreibt:

Brüssel, 3 Okt. 1863.

Hochgeehrtester Herr Professor,

Dafs es mir gelungen ist, die Franck'sche Buchhandlung in Paris dazu zu bewegen, meine Uebersetzung Ihrer Romanischen Grammatik in Verlag zu nehmen, ist Ihnen vielleicht durch H. Gaston Paris, der sich mehr oder weniger an meiner Arbeit betheiligen wird, kekannt geworden. Der Druck des Werkes sollte eben beginnen, als ich von meinem Verleger benachrichtigt wurde, dafs der Ihrige, H. Weber, Einsprache gegen das Erscheinen der Uebersetzung bei ihm eingelegt habe.

Sofort schrieb ich H. Weber, dafs ich nicht nur, bereits im Mai 1862, von Ihnen als Verfasser zur Ausführung meines Vorhabens ermächtigt worden sei, sondern dafs Sie mir in demselben Briefe, auch die Erlaubnifs des Verlegers notifizirt hätten.

In seiner Antwort bestätigte H. W. ganz einfach seinen Protest u. nahm von jenem erwähnten Briefe gänzlich Umgang. Auf die umgehend am 10ten Sept. an ihn gerichtete Anfrage, ob er den Inhalt Ihres Briefes vom Mai 1862 anerkenne oder nicht, habe ich bis jetzt keine Antwort. Er ist natürlich in die unangenehme Lage versetzt, entweder sich selbst oder Ihnen ein Dementi zu geben.

Ich hielt es für meine Pflicht, Sie von dieser eben so unerwarteten als leidigen Ungelegenheit in Kenntnifs zu setzen. Vielleicht sind Sie im Stande, durch ein vermittelndes Einschreiten, die Schwierigkeit zu lösen.

Ich kann mir nicht vorstellen, dafs H. Weber bei vernünftiger Ueberlegung des durch seinen Protest, der Anerkennung ihres Verdienstes, der Belohnung meiner mühsamen Arbeit, seinem eigenen merkantilischen Rufe, u. vor Allem den Interessen der Wissenschaft erwachsenden Schadens, bei seinem Widerstande verharrt.

Vielleicht werden mich bald einige Zeilen von Ihrer Hand hierüber beruhigen. Einstweilen genehmigen Sie, werther Meister, die neue Versicherung meiner tiefen Verehrung.

Dr. Aug. Scheler
62 rue Mercelis

Man sieht hier zugleich zum erstenmal die Schwierigkeiten auftauchen, die der Durchführung des Unternehmens sich so lange in den Weg stellen sollten, und von denen nachher zu reden sein wird. Was die Beteiligung des Verfassers an etwaigen

Zusätzen der Übersetzung gegenüber dem deutschen Werke betrifft, so schreibt Diez am 6. August 1863 an Paris:

'Buchhändler Weber protestiert gegen meine Theilnahme an der französischen Ausgabe der Grammatik und man kann ihm dies nicht übel nehmen, aber dieser Protest ist überflüssig. Was den Prospectus von Hrn. Scheler betrifft, so bin ich in allen Puncten Ihrer Meinung. Der passendste Titel scheint auch mir *Grammaire des langues rom.* Vielleicht aber ist *Gr. comparée etc.* mehr nach französischem Geschmack. Die Stelle: *avec le concours de l'auteur* mufs ich bitten zu unterdrücken sowohl mit Rücksicht auf meinen Verleger wie auch auf das richtige Sachverhältnis. Ebenso die Worte *avec l'assentiment de l'éditeur*; ich glaube wenigstens nicht, dafs dies Statt gefunden hat.'

Was jenes Sachverhältnis betrifft, so war Diez, wie er in demselben Briefe vorher ausgeführt hat, zwar willens, später etwa nötig werdende neue Ausgaben der Grammatik und des Wörterbuches um einiges zu erweitern (s. oben Bemerkungen zum Briefe vom 8. September 1862), hatte aber davon noch nichts ausgearbeitet, so dafs er zur Übersetzung Zusätze zu geben nicht in der Lage gewesen wäre, auch wenn er das für schicklich gehalten hätte. In bezug aber auf die Zustimmung des Verlegers hat ihm, wie der anzuführende Brief Schelers vom 29. Oktober 1863 zeigt, das Gedächtnis nicht treu gedient.

Die Besprechung der *Introduction* hat Mussafia laut Elise Richters Verzeichnis seiner Schriften in der *Katholischen Literatur-Zeitung* X, 85—86 (1863) erscheinen lassen. Ob die Vorrede zu der Übersetzung in dem Neudruck wirklich eine eingreifende Umgestaltung erfahren hat, vermag ich nicht festzustellen.

Mit der Besprechung der Schrift über den Akzent war Mussafia in der *Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben*, 1862, Nr. 26, S. 207, Diez zuvorgekommen.

Der Artikel P. Meyers über Littrés *Histoire de la langue française* steht in der *Biblioth. de l'Ecole des Chartes*, V[e] Série, T. 5. Das Wörterbuch Littrés, von dem in der Vorrede der *Introduction* S. XIII als von einem Denkmal die Rede ist, das sich den bewundernswerten französischen lexikalischen Arbeiten seit dem 16. Jahrhundert würdig anreihen werde, hat 1863 zu erscheinen begonnen. Schelers *Etymologisches Wörterbuch* war zum erstenmal 1861 herausgekommen. Diez beantwortet die ihm hier vorgelegten Fragen am 6. August 1863 wie folgt: 'Was Schelers Dictionn. étym. betrifft, so scheint es mir ein brauchbares Buch. Der Verfasser zeigt überall ein bescheidenes und besonnenes Urtheil. Eine Kritik davon hat Diefenbach geschrieben, sie steht in der Zeitschrift für vergleichende Sprachwiss. (Kuhn). Er nennt den Verfasser gelehrt, aber grade die Gelehrsamkeit, d. h. die Quellenkunde vermisse ich. Littré's Wörterbuch habe ich noch nicht genau angesehen. Was den Artikel

des Hrn. Meyer über Littrés *Hist. de la langue franç.* betrifft, so bedaure ich sehr, das neueste Heft der *Bibl. de l'Ecole des Chartes* noch nicht gesehen zu haben ... Ich freue mich aber nicht wenig auf diese Lecture, denn in Hrn. Meyer verehre ich einen Forscher im vollen Sinne des Wortes. Er hat mich vor einigen Wochen mit seinem angenehmen Besuche überrascht, der aber leider nicht lange gedauert hat. Gegenwärtig befindet er sich in Soden ...'

Die Antwort auf Diezens Frage (s. oben zu dem Briefe vom 8. September 1862) nach der Gegend und dem Orte Frankreichs, woher P. Meyer stamme, scheint mit einiger Ungeduld gegeben, beinah so, als käme sie von diesem selbst. Der Name, dessen provenzalischer Ursprung nicht einmal für Herrn Mistral in seinem Trésor festzustehen scheint, legte eben die Vermutung irgendeines Zusammenhanges mit Deutschland oder doch mit Elsafs-Lothringen nahe, und ob ein solcher bestehe, durfte Diez wahrlich fragen, ohne dafs darin eine Kränkung lag.

Paris, ce samedi 31 octobre 1863.

Monsieur et cher maître,

Je ne sais si vous êtes au courant des négociations qui sont intervenues depuis quelque temps entre M. Weber, M. Scheler et M. Herold à propos de la traduction de votre Grammaire des langues romanes. J'étais absent de Paris, et vous l'étiez de Bonn, pendant que s'échangeaient la plupart des lettres de ces messieurs, depuis la première où M. Weber a notifié à la librairie Franck (Herold) son refus de consentir à la traduction jusqu'à une lettre de M. Scheler à M. Herold qui vient de m'être communiquée et qui me jette dans la plus grande surprise. Je n'ai pas douté jusqu'ici de la bienveillance que vous m'avez toujours témoignée; j'ai plus d'une lettre de vous où vous m'en donnez les assurances; je sais, et par votre conversation et par votre correspondance, que vous désirez vivement voir votre livre traduit en français; et quand je vous ai écrit que je me décidais à m'associer à M. Scheler pour atteindre ce but, vous m'avez répondu, le 9 août dernier, que cette nouvelle vous était extrêmement agréable, que vous ne doutiez pas de l'heureux succès de notre entreprise, et quant à ma traduction de l'Introduction, que vous la trouviez très-réussie. Après de pareilles assurances, que votre loyauté et votre caractère me rendaient et me rendent encore parfaitement au-dessus de tout soupçon, jugez de mon étonnement en lisant ce matin dans une lettre de M. Weber à M. Scheler, dont celui-ci reproduit des passages, les phrases suivantes (celui-ci rappelait à M. Weber que dans une lettre de mai vous l'aviez assuré du consentement de ce libraire): 'Nur so viel ist mir gegenwärtig, dass, als ich vor ca 6 Wochen, vor seiner Abreise, mit ihm (Prof. Diez) in Bezug auf Ihre Aüsserung darüber sprach, er doch in Abrede stellte, Ihnen meine Einwilligung dazu mitgetheilt zu haben, sich aber über das ganze Unternehmen, wie es sich nun Ihrerseits und seitens des Hn Gaston Paris und Franck jetzt herausstellen soll, nicht eben in sehr befriedigender Weise aüsserte. Ich habe daraus wenigstens nicht entnehmen können dass es ihm besonders angenehm sei. — Ob er in seiner Antwort auf ein Schreiben des Hn Gaston Paris, das ich ihm entziffern half, dies auch angedeutet hat, weiss ich nicht zu sagen.'

Vous comprendrez assurément que j'invoque en réponse à cette insinuation toute la franchise de votre témoignage: je compte d'autant plus sur une déclaration contraire à l'interprétation de M. Weber que la lettre à laquelle il fait allusion, et dont j'ai rappelé le fond tout-à-l'heure, lui est complètement opposée. J'en ai aussi le plus grand besoin; car je me suis résolu à accepter les propositions qui me sont faites, pour cette traduction, surtout par le désir de vous être agréable en réalisant un vœu que je sais que vous formez depuis longtemps. Sans cette idée et celle de servir la science je n'aurais certainement pas consenti à me charger d'un travail qui sans doute ne me rapportera rien et qui me dérange au milieu d'occupations nombreuses et très-différentes. Aussi n'hésiterais-je pas à en abandonner la pensée si je croyais que M. Weber eût raison, et que vous ne vissiez pas cette entreprise avec plaisir; j'ai donc le plus grand intérêt à savoir ce qui en est. Je désire aussi, si vous donnez raison à mes espérances, que vous fassiez bien nettement part de vos dispositions à M. Weber; il ne pourra plus ainsi cacher des refus dont le but pécuniaire me paraît assez clair derrière une prétendue répugnance de votre part. Oserai-je vous demander, Monsieur et cher maître, de me donner sans retard une réponse? Si M. Weber a dit vrai, ne croyez pas que je vous en veuille pour cela; vous aurez sans doute pensé que votre livre gagnerait à attendre un traducteur plus digne, et je sais trop quelle est mon insuffisance pour ne pas comprendre cette manière de voir, qui me surprendrait seulement en ce qu'elle contredirait toutes vos assertions précédentes et m'enlèverait une illusion qui m'était précieuse, celle de votre sympathique approbation pour mes travaux.

Pardonnez-moi, cher Monsieur, d'avoir pû supposer que vous ne m'eûssiez pas dit la vérité tout entière; au fond je ne doute pas que Weber n'ait ou mal compris ou mal rendu vos paroles, et je me persuade que vous me regardez toujours comme votre disciple. Veuillez donc m'en donner promptement la bonne assurance; je pense que votre intervention auprès de Weber ne pourrait nous être que d'un très-bon secours.

Croyez-moi bien, cher maître,

Votre tout dévoué,
G Paris.

J'ai vu que votre livre sur la poésie portugaise avait paru; je serais heureux de le lire. — Meyer m'a donné de vos nouvelles, et fort heureusement de bonnes.

Etwas früher als vorstehenden Brief wird Diez den folgenden, auf die nämlichen Dinge bezüglichen Schelers erhalten haben:

Brüssel, den 29 Okt. 1863.

Hochgeehrtester Herr Professor,

Meinen vor etwa drei Wochen an Sie abgesandten Brief, worin ich Ihnen die von H. Weber gegen das Erscheinen der franz. Ausgabe Ihrer Grammatik erhobene Einsprache gemeldet, werden Sie bei Ihrer Rückkunft vorgefunden haben.

Es liegt mir nun um so mehr daran Ihre Ansicht über diese leidige Angelegenheit zu kennen, als H. Weber mir in seinem Briefe vom 14. Okt. schreibt, er überlasse es Ihnen sich über die Erlaubniſs auszusprechen, die Sie mir in Ihrem Schreiben vom 28. Mai 1862, betreffend die Uebersetzung des Werkes, in Ihrem u. des Verlegers Namen, ertheilt haben. Er beruft sich darauf, daſs Sie die Richtigkeit meiner Aussage bezweifelt, als er Ihnen davon gesprochen, u. überhaupt sich über das Unternehmen Francks in Paris nicht in sehr befriedigender Weise ausgesprochen hätten.

Bis ich hierüber von Ihnen selbst ins Klare gesetzt werde, erlaube ich mir den betreffenden Passus Ihres Briefs vom Mai 1862 hier beizufügen:

„Meine Zustimmung also, wegen deren Sie bei mir anzufragen die Güte hatten, haben Sie hiemit. Zum Ueberflusse habe ich auch die des Verlegers noch eingeholt. Ich fand Herrn Weber mehrmals nicht, mit welchem Umstand ich die verzögerte Antwort zu erklären und zu entschuldigen bitte."

Sie sehen, dafs ich es nach so bestimmter Genehmigung mir nicht einfallen lassen konnte, von Bonn aus auf Hindernisse zu stofsen. Ich bin aus Liebe zur Sache ans Werk gegangen, habe Vieles auf die Seite geworfen, um es schnell zu Ende zu führen, und soll nun mit dem Verdachte belohnt werden, mich unrechtmäfsiger Weise fremden Eigenthums haben bemächtigen zu wollen.

Ich hoffe noch immer, dafs Ihre Dazwischenkunft die Sache auf gütlichem Wege lösen wird.

Mit ausgezeichneter Verehrung
Ihr ganz ergebener
Dr. Aug. Scheler.

Über dem, was Ursache gewesen war zu diesen beiden Briefen, und was leicht nicht blofs die Fortführung der begonnenen Arbeit hätte in Frage stellen, sondern auch das Einvernehmen zwischen Diez und seinen Übersetzern gefährden können, liegt einiges Dunkel. Diez scheint insofern nicht ganz ohne Schuld gewesen zu sein, als er, wie aus Schelers Brief vom 29. Oktober 1863 sich ergibt, letzterem im Mai 1862 geschrieben hatte, er habe die Zustimmung des Verlegers eingeholt, während er dieser Zustimmung doch so wenig sicher war, dafs er am 6. August 1863 an Paris schrieb: 'ich glaube wenigstens nicht, dafs dies (*assentiment*) Statt gefunden hat.' Leider fehlen hier Briefe, die gewechselt worden sein müssen: von Scheler liegt mir überhaupt kein weiterer mehr vor; der nächstfolgende von Gaston Paris, vom 22. März 1864, spr cht zwar noch von Schikanen des deutschen Verlegers, erwähnt aber nicht mit der leisesten Andeutung des früheren, jetzt offenbar völlig geschwundenen Mifstrauens gegenüber dem Meister, und Diezens darauf antwortender Brief vom 23. April 1864 spricht gegen Ende von einem letzten Schreiben, in welchem er Paris auf ein neues französisches Gesetz und die Deutung des darin vorkommenden Ausdruckes *contrefaçon* aufmerksam gemacht habe, und dieser Brief fehlt im Nachlafs. Bis auf weiteres wird man glauben müssen, wenn irgendwo man es an der wünschenswerten Geradheit habe fehlen lassen, so sei es beim deutschen Verleger gewesen.

Das Buch über die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie ist in Bonn bei Eduard Weber 1863 erschienen; in den folgenden Briefen ist seiner mehrmals noch gedacht. — Dafs P. Meyer in Bonn Diez besucht hatte, ergibt sich aus einer oben (zu Paris' Brief vom Sommer 1863) erwähnten Briefstelle. Meyer

selbst in einem mir gehörenden Briefe an Diez vom 27. Juli 1864, in welchem er sich für die Zusendung des Buches über die portugiesische Kunstpoesie bedankt, sagt: *vous avez pu juger par vous-même, lors de la visite que j'eus l'honneur de vous faire l'an dernier, de ma faiblesse en allemand.*

Cannes, ce 22 mars 1864.

Monsieur et cher maître,

Voilà longtemps que je ne vous ai écrit, et je dois commencer cette lettre par de doubles remerciements. J'ai reçu ce matin une lettre de M. Ebert, qui me dit avoir entre les mains un article de vous sur mon Accent latin; il m'assure que vous avez bien voulu vous exprimer sur mon compte d'une manière très-favorable. Il est inutile de vous dire combien j'en suis flatté et reconnaissant; qui pourrait m'être plus doux que le suffrage de celui qu'on reconnaît universellement pour le maître des études auxquelles se rattache mon travail? M. Ebert me dit aussi que vous ajoutez beaucoup de détails nouveaux sur le sujet de l'accent; je m'en réjouis beaucoup, et j'espère bien y trouver de quoi compléter et améliorer beaucoup la théorie que j'ai développée d'après vous. Il serait fort à souhaiter qu'on fit sur l'ensemble des langues romanes le travail que j'ai essayé sur le français; mais ce ne sera pas en France qu'on entreprendra quelque chose d'aussi malaisé; nous attendrons cela de l'Allemagne.

*J'ai d'autres remerciements à vous faire pour l'envoi de votre petit livre sur l'ancienne lyrique portugaise. Il m'est arrivé justement la veille de mon départ pour le Midi, où la mauvaise santé de ma mère nous a fait passer l'hiver. Je l'ai lu ici avec d'autant plus d'intérêt que ce sujet m'était tout-à-fait inconnu, et que votre excellente critique le place maintenant en pleine lumière. Cette poésie artificielle qui a gardé un ton populaire est vraiment un phénomène curieux et qui dorénavant a sa place marquée dans l'histoire littéraire du moyen-âge. A propos d'une note de votre ouvrage, permettez-moi de vous soumettre une opinion un peu différente de la vôtre. Vous proposez (p. 36, note *) une explication de la forme orthographique* l h, n h, *qui me paraît, si j'ose le dire, un peu forcée. On trouve dans les Serments de 842, comme vous savez,* a d j u d h a, c a d h u n a, *et il est bien vraisemblable que l'usage de l'* h *après une consonne pour en marquer sans doute l'amollissement (dh = d doux) ou l'aspiration (dh = th anglais) est emprunté aux langues germaniques. Le texte allemand des Serments en offre plusieurs exemples. Or il me semble que l'ancien allemand* s o l h e, w e l h e *etc. offre une grande analogie de sons avec le* l h *provençal (welher, melhor), dont la prononciation pouvait bien être un peu plus rude et aspirée qu'elle ne l'est maintenant. Je crois donc que ce groupement de lettres pour exprimer l'* l *que nous appelons mouillé est emprunté à l'allemand. Le* n h *aurait la même origine (manhe, etc.). C'est une pure hypothèse, que vous trouverez peut-être admissible.*

J'admire dans votre ouvrage l'exactitude et la beauté de vos traductions en vers; voilà qui sera à tout jamais impossible dans notre langue. Il y a un r o m a n c e r o *portugais d'Almeida-Garrett que je ne connais pas. Les romances qu'il contient sont-elles anciennes, et croyez-vous que j'y trouverais quelque chose à prendre pour mon* H i s t o i r e p o é t i q u e d e C h a r l e m a g n e? *C'est là mon unique occupation pour le moment, et j'ai bien de la peine à y travailler beaucoup ici, où je manque de livres; c'est un sujet qui précisément ne peut se traiter qu'à l'aide d'une multitude de volumes en toutes langues; je suis obligé de laisser dans mon travail bien des blancs que je remplirai plus tard.*

Mon départ pour Cannes, qui a été tout-à-fait imprévu et subit, et qui coincidait avec celui de M. Herold pour Alger, a suspendu pour quelque temps l'affaire de la traduction. Mais nous sommes décidés à passer outre et à ne tenir aucun compte des chicanes de M. Weber, qui ne nous semblent aucunement fondées. Avez-vous fait avec lui un traité dans lequel vous lui cédiez votre droit d'autoriser une traduction? Si vous ne l'avez pas fait, il vous reste plein et entier, et votre permission nous suffit pleinement pour être dans notre droit. D'ailleurs, le titre du livre ne contient aucune prohibition de traduction, et dans ce cas-là la loi prussienne, m'a-t-on assuré, ne donne aucun droit à l'éditeur original. Il est impossible qu'un éditeur prussien ait en France un droit qu'il n'a pas dans son pays. Nous sommes donc résolus à imprimer. Dès que je serai de retour à Paris, c'est-à-dire dans trois semaines, nous allons mettre sous presse, et je tâcherai de faire marcher la chose rondement, une fois commencée.

Portez-vous bien, cher Monsieur, continuez à nous réjouir de temps à autre par un beau livre, et croyez-moi bien entièrement à vous

G Paris

Diezens Erklärung der portugiesischen Darstellung des mouillierten *l* durch *lh* geht bekanntlich dahin, es sei zunächst z. B. das aus lat. *meliorem* entstandene Wort *mellior* geschrieben worden mit doppeltem *l* zur Andeutung der Kürze des vorangehenden Vokals; da aber diese Schreibung zu der irrigen Auffassung hätte verleiten können, als sei das Wort dreisilbig, so habe man das obere Ende des *i* durch ein horizontales Strichlein mit dem vorangehenden *l* verbunden, und die so verbundenen zwei Buchstaben hätten dann ein *h* ergeben, das so entstandene *h* aber wäre dann auch zur Andeutung entsprechenden Sachverhaltes nach *n* verwendet worden.

Der Romanceiro von Almeida-Garrett ist, soweit er ursprüngliche Volksdichtung enthält, 1851 erschienen und in Deutschland durch F. Wolfs Abhandlung und Übersetzungen in den *Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie,* Bd. XX (1856), bekannt geworden. Durch Wolf, der mit P. Paris befreundet war, mag auch Gaston von dem Werke erfahren haben, das ihm in Cannes wohl nicht zur Verfügung stand. In der *Histoire poét. de Charlemagne* sind den portugiesischen Romanzen nur wenige Zeilen (S. 216) gewidmet.

Diezens Brief aus Bonn vom 23. April 1864 an G. Paris:

Theuerster Freund!

Ihren mir sehr erfreulichen Brief vom 21.[1] März empfieng ich nach meiner Rückkehr von einer Reise nach Giefsen vor 9—10 Tagen. Das gegenwärtige Schreiben wird Sie nun wieder in Paris finden. Hoffentlich hat der Aufenthalt im Süden auf die Gesundheit Ihrer Frau Mutter den besten Einflufs gehabt!

Ich ersehe aus Ihrem Briefe, dafs Hr. Ebert Ihnen einiges aus meiner Recension Ihrer Schrift *De l'acc. lat.* mitgetheilt hat. Es versteht sich,

[1] Genauer 22.

dafs sie nicht anders als sehr günstig sein konnte. Wenn aber Hr. E. sagt, dafs ich viele neue Details über den Gegenstand mitgetheilt habe, so werden Sie sich sehr getäuscht finden, wenn der Aufsatz, welcher 6—7 Seiten füllen wird, Ihnen zu Gesicht kommt. Ich habe nur über den Accent in der provenz. Mundart einige neue Bemerkungen gemacht. Aufserdem habe ich einige Fälle berührt, worin ich andere Ansichten habe als die von Ihnen ausgesprochenen: ob diese Ansichten die richtigen sind, wissen die Götter. Andere Ihrer Bemerkungen hoffe ich bei andern Gelegenheiten, ich glaube fast immer beistimmend, berühren zu können. Dafs Ihre Arbeit für die Sprachwissenschaft bedeutend ist, habe ich, nach meiner Überzeugung, entschieden ausgesprochen.

Ich habe mit Vergnügen gelesen, dafs Sie sich für mein Werkchen über altportugiesische Poesie interessiert haben. Mir selbst war diese Litteratur fremd geworden, als ich diese Arbeit anfieng, daher hat sie viel Zeit gekostet. Möchte das Büchlein den Erfolg haben, dafs ein tüchtiger Kenner den ganzen *Codex vaticanus* herausgäbe! — Sie fragen, ob der Romanceiro von Garrett auf Karl d. Gr. Bezügliches enthalte. Mir ist das Buch nicht zur Hand, ich ersehe aber aus Bellermanns portugiesischen Volksliedern (Leipz. 1864) p. 268, dafs die port. Romanzen dieses Cyclus aus Spanien eingeführt und spanisch vorhanden sind. Dahin gehören auch die beiden bei Bellermann abgedruckten von Gaiferos u. D. Beltran. — Was Sie mir mittheilen über die Schreibung *lh, nh*, nehme ich mit Dank an und werde es zu seiner Zeit überlegen. Das Sprichwort sagt *docendo discimus*; ich glaube, man würde mit mehr Wahrheit sagen *dubitando discimus*. Wenigstens macht die Wissenschaft auf dem letzteren Wege gröfsere Fortschritte als auf dem ersteren.

Es ist ein schöner Entschlufs, dafs Sie die Übersetzung der Rom. Gramm. nicht aufzugeben gedenken. Was Ihre Frage betrifft, so bemerke ich, dafs ich Herrn Weber das Recht, eine Übersetzung zu autorisieren, nicht abgetreten habe. Dieses Recht gehört nämlich in Preussen und ohne Zweifel in ganz Deutschland, dem Verleger, nicht dem Verfasser; ich konnte es ihm also nicht cedieren. Der Ausländer aber ist an dieses Recht des deutschen Verlegers nicht gebunden, und wenn er den deutschen Verleger oder Verfasser um ihre Einwilligung ersucht, so ist dies eine blofse Sache der Höflichkeit. Weber gab Hrn. Scheler diese Einwilligung, weil er juristisch kein Mittel gegen die Übersetzung hatte, denn er glaubte, das Buch sollte in Belgien erscheinen. Ob aber ein deutscher Buchhändler eine Übersetzung in Frankreich hindern kann, ist eine andere Frage. Dafs der Titel des Originals in diesem Falle das Verbot der Übersetzung enthalten müsse, ist, so viel ich weifs, nicht nöthig. Eine Hinterlegung (*consignation*) von 2 Exemplaren des Originals bei einem der Ministerien zu Paris (ich weifs nicht bei welchem?) ist genügend, und dies hat W. gethan. Alles kommt darauf an, was in dem neuen französischen Gesetz unter *contrefaçon* zu verstehen ist. Doch darauf habe ich Sie in meinem letzten Schreiben bereits aufmerksam gemacht; ich wünschte auch, dafs Sie Hrn. Herold darauf aufmerksam machten, damit er in keinen Schaden käme, denn ich halte es für möglich, dafs W. deshalb eine Klage bei den französischen Gerichten anstellen könnte.

Leben Sie nun recht wohl, lieber Freund, und behalten mich in gutem Andenken. Ganz der Ihrige

Friedr. Diez.

Paris, ce samedi 8 juillet [1865]

Voilà bien longtemps que je ne vous ai écrit, mon cher maître, et depuis ma dernière lettre j'ai été frappé par un bien grand malheur; j'ai perdu ma pauvre mère, que vous avez connue. Voilà plus de quatre mois mainte-

nant, et je commence à me relever de ce coup terrible. Je ne doute pas que vous ne preniez part à notre affliction.

Je remets ce mot à un jeune homme qui désire beaucoup vous voir et vous exprimer son admiration pour vos travaux. C'est l'auteur d'une petite plaquette sur Bruneau de Tours, qu'il vous a envoyée. Je lui ai dit qu'il pouvait compter sur un bon accueil de votre part, et je vous assure qu'il le mérite à tous égards.

Mon Charlemagne va enfin paraître; il m'a pris bien du temps et de la peine; je suis ravi d'en être enfin débarrassé. Nous donnerez-vous bientôt quelque chose?

Je ne sais plus, dans ce long silence, si je vous ai remercié de votre article sur mon Accent. En tout cas, vous jugez combien il m'a été précieux; vos critiques sont d'une valeur qui donne plus de poids à vos éloges, et je donne les mains à presque toutes. Combien j'ai été heureux et fier de lire ces lignes signées d'un tel nom! Une partie de l'éloge était dûe sans doute à l'amitié, mais cette amitié aussi était pour moi une grande joie.

Si je puis faire ce que je veux (chose rare!), j'irai vous voir vers la fin de septembre; j'ai envie de faire un tour de votre côté, et d'aller au congrès des philologues, qui se tient, je crois, à Heidelberg.

Adieu, mon cher maître; portez-vous bien et faites-nous jouir de temps en temps de quelque production nouvelle.

Tout à vous,
G Paris.

Die Jahreszahl fehlt, kann aber nur 1865 sein, in welchem Jahre der 8. Juli in der Tat ein Sonnabend war. G. Paris' Mutter, deren Tod er hier beklagt, hatte Diez 1857 kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, wo sie zusammen mit einer Tochter einen Aufenthalt von über drei Monaten in Bonn machte; s. P. Rajnas vor der Akademie der Crusca am 27. Dezember 1903 gehaltene Rede S. 58 Anm. 41 und S. 38 des Sonderdrucks.

Der junge Mann, der empfohlen wird, ist Auguste Brachet. Die Broschüre *Etude sur Bruneau de Tours, trouvère du XIIIe siècle* war 1865 bei Franck erschienen; s. den Nekrolog, den ihm 1898 P. M. widmet, in *Romania* XXVII, 517. Auch von ihm besitze ich eine Anzahl an Diez gerichteter Briefe (1867—71). Über den freundlichen Empfang, den er bei Diez fand, s. Paris' Brief vom 21. November 1865.

Einen Dank für die Besprechung der Schrift über den Akzent hatte Paris im Briefe vom 22. März 1864 ausgesprochen, aber ohne sie noch gelesen zu haben.

Paris, ce 21 novembre [1865].

Cher maître,

Vous avez sans doute reçu mes deux thèses; j'espère que l'Histoire poétique de Charlemagne méritera votre suffrage. J'ai été souffrant, bien que sans gravité, pendant les vacances, au moment où je voulais aller faire un tour en Allemagne; je me promettais un grand plaisir à vous voir; j'espère que mon projet de voyage, pour être différé, n'est pas perdu.

Le jeune Brachet m'a donné de bonnes nouvelles de vous; il a été touché et très-reconnaissant de la réception que vous lui avez faite.

Avez-vous reçu la circulaire que je vous ai fait envoyer au nom de la Revue Critique dont je suis un des fondateurs? Nous voulons essayer de répandre en France les bonnes méthodes scientifiques et pour cela commencer par faire à la fausse science une guerre acharnée. Il faut que la critique déblaie le terrain avant que la production se développe. Nous serions bien flattés si vous nous permettiez de vous inscrire parmi les collaborateurs. Vos articles, si vous nous en envoyiez, seraient traduits en français avec soin.

A ce propos, l'affaire de la traduction de votre Grammaire revient sur l'eau. Herold, le libraire, est mort, ainsi que Scheler; mais Vieweg, successeur d'Herold, est dans les mêmes idées, et je compterais m'associer précisément Brachet, qui serait heureux de prendre part à une œuvre si honorable et si utile. Vieweg a dû écrire ces jours-ci à Weber pour savoir définitivement le prix qu'il demanderait pour autoriser la traduction; c'est là en somme le nœud de la question. Je n'ai pas besoin de vous dire que je compte, si vous êtes consulté, que vous userez de votre influence en notre faveur.

J'ose m'étonner, cher maître, de n'avoir pas reçu votre opuscule sur les Glossaires romans. *Je l'ai vu chez le libraire, et ce que j'en ai lu excite mon intérêt au plus haut point; je vous serais bien obligé de me l'envoyer au plus tôt; j'en rendrais compte dans la* Revue Critique.

Je ne vous en écris pas plus long, parce que je sais que mon écriture vous fatigue les yeux. Croyez-moi bien entièrement, cher maître et ami,

Votre dévoué,
G Paris.

*Meyer, qui est en Angleterre, m'écrit un mot où je lis ceci: 'Comment se fait-il que M. Diez n'ait pas reçu d'exemplaire de la traduction de l'*Introduction*?' Je dis à mon tour: comment se fait-il que Meyer croie cela, puisque je sais très-bien que M. Diez en a un exemplaire?*

Mon adresse est actuellement 44, rue du Cherche-Midi.

Die zwei Thesen sind bekanntlich die *Histoire poétique de Charlemagne* und die Schrift *De Pseudo-Turpino,* beide 1865 erschienen. Die *Revue critique,* über deren Gründung Rajna S. 31 ff. handelt, hat 1866 zu erscheinen begonnen und besteht bekanntermafsen in geachteter Stellung fort, übrigens seit längeren Jahren ohne Beteiligung Paris' an der Redaktion. Charles Morel, geboren den 20. März 1837 in Lignerolles (Kanton Waadt), einer der ersten vier Herausgeber, gehörte zu dem Kreise schweizerischer Freunde, mit denen G. Paris schon 1856 in Bonn gern verkehrte; er starb am 26. Februar 1902 in Genf, wo er einer der Redaktoren des *Journal de Genève* war. Siehe über sein Leben und seine vielfache Tätigkeit einen Nekrolog im Bulletin Nr. VIII der *Association pro Aventico,* Lausanne 1903.

Die *Altromanischen Glossare* berichtigt und erklärt von Friedrich Diez sind in Bonn bei Weber 1865 erschienen. G. Paris' Besprechung des kleinen Buches steht im ersten Bande der *Revue critique* S. 85—88.

Der Verleger Herold war laut dem Brief vom 22. März 1864 krankheithalber nach Algier gereist und nunmehr gestorben. Scheler aber war nichts weniger als tot, hat im Gegenteil noch jahrelang eine sehr rührige und verdienstliche Tätigkeit

entfaltet und bis 1890 gelebt (s. den Nekrolog in der *Romania* XX, 180). Wenn Paris hier von ihm als einem Verstorbenen spricht, so meint er damit wohl nur, daſs er für das geplante Unternehmen ein Abgeschiedener sei. Was seinen Zurücktritt veranlaſste, vermag ich nicht zu sagen. Daſs G. Paris wenig Wohlgefallen an Schelers Schreibweise hatte, erhellt aus dem Briefe ohne Datum vom Sommer 1863; vielleicht war auch in Fällen von Meinungsverschiedenheit mit dem zwanzig Jahre älteren Gelehrten weniger leicht fertig zu werden als mit dem 1844 geborenen Brachet. Übrigens war auch mit diesem Mitbearbeiter des ersten Bandes Paris laut dem Briefe vom 1. Februar 1875 weit weniger zufrieden als mit Morel-Fatio, der die beiden anderen Bände übertragen half. Die ganze Sache zog sich sehr lange hinaus: während am 22. März 1864 Paris geglaubt hatte, in drei Wochen mit dem Drucke des ersten Bandes beginnen zu können, erschien dieser erst 1872; der zweite und der dritte wären nach der Bibliographie 1874 ausgegeben worden, und nach dem Briefe vom 7. Mai 1872 sollte gemäſs dem Vertrage mit dem Ministerium bis zum 1. Januar 1874 alles erschienen sein; aber am 1. Februar 1875 war der sechste Bogen des dritten Bandes noch nicht abgezogen. Dafür konnte freilich die dritte Ausgabe des Originals zur Grundlage dienen.

Mon cher et vénéré maître,

Ma sœur, qui est mariée à Moscou, vient nous voir cette année et je vais après-demain la chercher à Cologne. Je ne veux pas passer si près de vous sans aller vous voir; je compte arriver à Cologne dimanche matin, aller vous dire bonjour à Bonn, puis retourner attendre ma sœur au train qui arrive de Berlin à Cologne à 8 heures du soir, je crois. J'espère voir aussi M. Delius, dont la récente visite à Paris nous a fait tant de plaisir.

Pour être sûr de vous trouver, j'ai cru bien faire de vous écrire ce mot d'avance; attendez-moi donc, suivant toutes les vraisemblances, dimanche avant midi, et croyez que je serai bien heureux de vous assurer une fois de plus de mon vif et respectueux dévouement.

Gaston Paris.

Paris, le 17 juin 1870.

Daſs Paris Diez auch vorher einmal wiedergesehen hatte und zwar in Gieſsen, ersieht man aus dem schon oben erwähnten, im *Journal des Débats* 1894 gedruckten Aufsatz zur hundertsten Wiederkehr von Diezens Geburtstag, wonach 1866 ein solcher Besuch stattfand. Der Tatsache gedenkt auch Diez in einem Brief an Bartsch vom 28. Oktober 1866, den Stengel in seinen *Diez-Reliquien,* Marburg 1894, S. 23 abgedruckt hat. Daſs er auch 1870, unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges, in Bonn mit seinem Lehrer zusammengetroffen sei, erwähnt Paris in jenem Aufsatze nicht. Sollte der hier so bestimmt in Aus-

sicht gestellte Besuch gar nicht erfolgt sein? Auf der Reise zu der geliebten Schwester in Moskau war er auch 1874, als er auf kurze Zeit in Misdroy bei mir einkehrte und bei dieser Gelegenheit durch mich auch Karl Müllenhoff persönlich kennen lernte. Von der Frau, die die letzten Jahre seines Lebens beglückt hat, war er begleitet, als ich ihn und sie 1900 auf ein paar Tage in Berlin beherbergen durfte, wohin er zum Jubiläum der Akademie der Wissenschaften als einer der Vertreter der französischen Akademie entsandt war.

Paris, ce 7 mai 1872.

Mon cher maître,

Enfin nous avons conclu avec le Ministère un traité qui assure la traduction de votre Grammaire. Le premier volume paraîtra le 1er août (ce ne sera qu'un demi-volume); les trois volumes doivent avoir paru avant le 1er janvier 1874. Il n'est que temps, car si nous avions tardé nous aurions sûrement été devancés par les Italiens. Il est vrai que ceux-ci trouvent une sorte de compensation dans l'abrégé de Fornacciaro; ce qu'il a ajouté de son cru est rare et mauvais: c'est étonnant que les théories extravagantes de Nannucci n'aient pas encore été absolument déracinées en Italie.

J'ai été profondément touché et je vous suis bien reconnaissant de ce que vous me dites d'amical dans votre lettre. Pour ce qui concerne l'Alexis, la critique allemande l'a jugé en général avec une bienveillance extrême et même exagérée. J'y vois à présent bien des erreurs et bien des lacunes; il s'en faut que j'aie encore atteint cette Einsicht et cette Umsicht qui permettent d'embrasser d'emblée toutes les faces d'une question, et grâce auxquelles vos ouvrages ne vieillissent pas.

J'espère que c'est par un simple oubli que vous ne me dites rien du premier numéro de la Romania*; s'il ne vous était pas parvenu, je vous demanderais de m'en prévenir par un simple mot; au reste, vous devez maintenant avoir reçu aussi le second. Nous vous prions, Meyer et moi, de vouloir bien accepter cet hommage. Je n'ai pas besoin de vous dire que si vous trouviez dans vos papiers quelques lignes inédites, nous serions heureux et honorés de les insérer.*

Quand vous me dites, mon cher maître, que vous avez ihr Geschäft geschlossen, j'espère bien que ce n'est pas tout à fait exact. Bauer m'a dit que vous lui aviez écrit que vous prépariez un remaniement des Glossaires*; ce serait là un travail bien précieux, car à mes yeux c'est un de vos écrits les plus utiles et les plus admirables. Combien j'ai senti, en essayant d'y joindre quelques notes, quelle est notre infériorité à tous! Quand il n'y aurait que cette érudition si vaste et si variée, à laquelle le spécialiste le plus laborieux peut à peine ajouter çà et là quelque chose, ce serait un avantage incommensurable; et pourtant ce n'est que la matière, qui est mise en œuvre avec une pénétration et une ingéniosité sans égales.*

Je me permets cependant de vous contredire quelquefois, bien qu'en tremblant. Sur faîte *je ne doute pas de votre approbation, mais j'en suis moins sûr pour* navrer*; pourtant, je l'avoue,* nabagêr *me paraît inadmissible.*

J'ai, non pas une demande, mais une exposition fort indiscrète à vous faire. Je n'ai acheté ni la troisième édition de la Grammaire ni celle du Dictionnaire, pensant que peut-être vous en auriez eu un exemplaire à m'envoyer. Pour la Grammaire, Vieweg m'a fourni des feuilles de la troisième édition (tome I), qui ont servi à l'impression de la traduction et sont fort

incomplètes. Je n'ai aucunement l'idée de ne pas acheter ces deux ouvrages, mais il me serait désagréable de les acheter si vous aviez peut-être l'intention de me les donner, et vous seriez sans doute aussi contrarié. C'est ce qui m'enhardit à vous parler de cet incident, auquel je vous supplie de n'attacher aucune importance quelconque. Si votre éditeur ne vous donne pas d'exemplaires, voilà la chose finie; mais dans le cas contraire peut-être vous reste-t-il dans un coin quelque exemplaire dont vous ne faites rien, et qui me serait doublement précieux s'il portait un mot de votre main.

Mon père a été bien sensible à votre souvenir; il se porte très-bien et travaille à un ouvrage de longue haleine sur les romans de la Table Ronde. Il a passé le temps de la guerre en Champagne, et n'a pas eu matériellement à souffrir, bien que les Allemands aient occupé et occupent encore notre village d'Avenay.

Je vous demande réellement pardon de fatiguer vos yeux par un si long griffonnage, mais il me faut encore répondre à une question que vous m'adressez. Je suis maintenant professeur suppléant au Collège de France et directeur-adjoint à l'Ecole pratique des hautes Etudes. Mais si vous me faites le grand plaisir et le grand honneur de m'écrire, il est inutile de mettre ces titres sur l'adresse; ce n'est pas ici un usage comme en Allemagne. Quant à mon adresse actuelle, c'est rue du Regard, 7; mon père demeure au nº 3 de la même rue avec ma sœur, chez laquelle je prends mes repas, de sorte que sans être marié j'ai une véritable vie de famille, ce qui est bien doux pour un travailleur.

Je vous prierais de saluer pour moi M. Delius et M. von Sybel si je ne savais que vous les voyez rarement. Pardonnez-moi mon indiscrétion à laquelle vous ferez bien de ne faire aucune attention, et permettez-moi, mon cher et vénéré maître, de me dire une fois de plus, ou pour mieux dire de plus en plus

Votre respectueusement dévoué,
G Paris.

Der Name des italienischen Bearbeiters lautet richtig Raffaello Fornaciari und der Titel des Buches *Grammatica storica della lingua italiana estratta e compendiata dalla grammatica romana di Federigo Diez. Parte I. Morfologia. Torino, Firenze e Roma, Loescher.* 1872. 16⁰. 128 S.

Die deutsche Kritik hat den Alexis nicht anders als mit wärmster Anerkennung besprechen können; ich erwähne die Äufserungen von Mussafia im *Lit. Centralblatt* 1872 Sp. 335—337, von J. B. (Baechtold) in der *Augsburger Allgem. Zeitung* 1872, 1. Mai, und meine eigene in den *Göttinger Gelehrten Anzeigen* 1872, Stück 23 S. 881—903, die nach *Romania* I, 398 meinem Freunde offenbar Freude bereitet hat.

Bauer, Alfred, ist der Verfasser der 1870 erschienenen französischen Übersetzung der *Altromanischen Glossare,* zu welcher Rönsch und Paris Anmerkungen, letzterer aufserdem eine Vorrede beigefügt hatten. Seine Bedenken gegen Diezens Erklärungen von *faîte* und von *navrer* hat Paris in der *Romania* I, 96 und 216 eingehender dargelegt und ebenda die eigenen Ansichten kennen gelehrt und gerechtfertigt (s. dazu Baist in *Gröbers Zeitschrift* V 556 und *Romania* XXIII 493).

Von dem 'Schlufs des Geschäftes' spricht Diez auch in einem

an mich gerichteten Briefe vom Juni 1873, dessen hergehörige Stelle in der *Zts. f. rom. Philol.* VII, 489 Anm. 1 zu lesen ist.

Das Werk, mit dem Paris, der Vater, 1872 beschäftigt war, trägt den Titel *Les romans de la Table Ronde, mis en nouveau langage et accompagnés de recherches sur l'origine et le caractère de ces grandes compositions*, Paris 1868—77, fünf Bände. Über den reichen Ertrag des langen und arbeitsamen Lebens (1800—1881) handelt der Sohn in *Romania* XI, 1—21 (1882).

Paris, ce 1er février 1875.

Mon cher et vénéré maître,

J'ai été bien heureux d'apprendre par M. Andresen que non-seulement vous êtes en bonne santé de corps et d'esprit, mais vous avez entrepris un nouveau travail, sur le rapport, m'a-t-il dit, des langues romanes au latin. Cette question, que vous avez volontairement omise dans la Grammaire, préoccupe actuellement beaucoup de vos élèves; mais tous reconnaîtront que c'est au maître à la résoudre. Ne pensez-vous pas que ce travail devrait figurer dans le quatrième volume de la traduction française, qui doit contenir un supplément à tout l'ouvrage? Mais je ne sais si votre manuscrit est prêt à être imprimé. Au reste on pourrait traduire directement sur le manuscrit, si vous vouliez me l'envoyer. La Romania serait aussi, naturellement, fort honorée de le publier.

Je vous écris surtout pour vous demander un éclaircissement avant de donner le bon à tirer de la sixième feuille du tome III de cette traduction. Vous dites à la p. 98 que le nominatif ne peut être régi par aucun autre mot. Puis vous ajoutez: 'Da er indessen zu dem Accus. in einem Wechselverhältnisse steht, und logisches Subject werden kann, so darf er in diese Lehre mit aufgenommen werden.' Je ne comprends cette phrase qu'en changeant Subject en Object. Si j'ai raison, il est inutile de me répondre; mais si je me trompe, et que le texte tel qu'il est soit bon, je vous serai bien obligé de me le faire savoir par un simple mot.

Au reste, ce 3e volume offre des difficultés de traduction toutes particulières. La langue française est si peu habituée à traiter ces sujets qu'il faut à tout moment créer des mots ou trouver des équivalents; et nous serons bien loin d'arriver à rendre ce style si concis et en même temps si animé.

Je vous en écrirais plus long si je ne craignais de vous fatiguer. Laissez-moi seulement vous dire que je vous serais bien reconnaissant de m'indiquer les fautes que vous aurez remarquées dans les deux volumes imprimés. Elles doivent surtout être nombreuses dans le premier, pour lequel j'avais un collaborateur moins exact et moins attentif que pour les deux autres.

Je serai bien heureux d'apprendre de temps en temps de vos bonnes nouvelles, et j'espère bien un jour ou l'autre aller vous voir. Rappelez-moi au bon souvenir de votre sœur, si elle est auprès de vous, et croyez-moi bien, mon cher et vénéré maître,

Votre tout dévoué élève et ami,
G Paris.
7, rue du Regard.

L'Académie de Bavière m'a fait l'insigne honneur de me nommer votre confrère. Elle a maintenant pour associés étrangers deux romanistes, mais ... les extrêmes se touchent.

Paul Meyer, qui sort de chez moi, me charge de vous présenter ses respects.

Mit der von Diez noch in Angriff genommenen Arbeit, deren Hugo Andresen bei G. Paris erwähnte, kann nur die noch 1875 erschienene '*Romanische Wortschöpfung*' gemeint sein. Sie trägt übrigens auch den Nebentitel '*Grammatik der Romanischen Sprachen. Anhang*'.

Wenn Paris darüber klagt, dafs die einleitenden Zeilen des fünften Kapitels im ersten Abschnitte der Syntax (III³, 96) nicht verständlich seien, so kann man ihm nicht ganz unrecht geben. Es scheint mir aber nichts gewonnen zu werden, wenn man 'logisches Subjekt' mit 'logisches Objekt' vertauscht. Diez hat hier den Ausdruck 'logisches Subjekt' blofs in etwas anderem Sinne gebraucht, als gewöhnlich geschieht. Er denkt an solche Fälle, wo das, was in einem Satze Objektsakkusativ ist, durch abweichende Gestaltung des nämlichen Gedankeninhalts zum Subjekt gemacht werden kann (*me laudant* = *ego laudor*); dem Gedanken nach (logisch) ist dann Subjekt, was zuvor Objekt war, ist freilich auch dem sprachlichen Ausdrucke nach (grammatisch) Subjekt; und wir pflegen die beiden Ausdrücke 'grammatisch' und 'logisch' sonst da zu gebrauchen, wo grammatischer und logischer Sachverhalt nicht übereinstimmen. Diez hat wohl vorzugsweise an die Fälle gedacht, von denen er unter Nr. 7 des dem Akkusativ gewidmeten zweiten Abschnittes (S. 121) jenes fünften Kapitels spricht (*corsero la strada* neben *la strada fu corsa*).

Berlin. Adolf Tobler.

Phonetik und Semantik in der etymologischen Forschung.[1]

Die romanischen Idiome bieten uns ein Beobachtungsfeld von seltener Ausdehnung und wunderbarer Mannigfaltigkeit: seit 2000 Jahren ertönt die Sprache Roms von Lissabon bis Bukarest und von Syrakus bis Brüssel, und je weiter hinunter wir sie verfolgen, um so verwickelter wird ihre dialektische Verzweigung.

Diese unübersehbare Differenzierung desselben Sprachstammes ist ein linguistisches Schauspiel, wie es uns keine andere Sprachgruppe in so durchsichtiger Weise vor Augen führt; denn nicht nur gehen sieben romanische Schriftsprachen und unzählige Dialekte auf ein und denselben Mittelpunkt, auf Rom, zurück, sondern — was andere sprachliche Disziplinen so schmerzlich vermissen — dieser gemeinsame Ausgangspunkt ist uns in sprachlicher und kultureller Hinsicht ungewöhnlich gut bekannt.

So dürfte wohl die romanische Sprachwissenschaft ganz besonders dazu angetan sein, die Fragen nach dem Wesen der Sprachentwickelung fördern zu helfen.

Die sprachwissenschaftlichen Probleme zerfallen in allgemeine und spezielle. Unter allgemeinen verstehe ich hier solche, die mit dem Wesen der Sprache direkt zusammenhängen, unter speziellen solche, die eine Eigentümlichkeit einer engeren Sprachgenossenschaft behandeln. Da wir nun, nach moderner Auffassung, das Wesen der Sprache auf keinem anderen Weg als auf dem empirischen erforschen können, und da dieser empirische Weg uns notgedrungen durch die Einzelsprache hindurchführt, so folgt daraus einerseits, daſs es im Grunde keine allgemeine Sprachwissenschaft geben darf, die nicht die Erforschung der Einzelsprache zum Ausgangspunkt nimmt, und anderseits, daſs jede einzelne Sprache oder Sprachgruppe Probleme allgemeiner Natur enthält, die der betreffende Fachmann im Zusammenhange mit den Grundfragen des Sprachlebens zu behandeln die Pflicht hat. Demzufolge erscheinen die Spezial-

---

[1] Nachfolgende Arbeit ist die erweiterte Form der akademischen Antrittsrede, die Verfasser am 28. Oktober 1904 an der Universität Basel gehalten hat. Was sich darin an allgemeiner Orientierung und dem Romanisten Allbekanntem vorfindet, möge der Fachmann durch den erwähnten Anlaſs gütigst entschuldigen.

forschungen auf dem Boden der Einzelsprache den Wurzeln und Fasern eines gewaltigen Baumes vergleichbar, dessen Stamm die allgemeine Sprachwissenschaft darstellt, und dessen Knospen und Blüten uns den erwünschten Aufschlufs über das Wesen der Sprache hoffen lassen. Der Stamm ist die Fortsetzung der Wurzeln, kein Teil des Ganzen hat Existenzberechtigung ohne den anderen. Der einzelsprachliche Forscher darf nicht das gemeinsame Ziel aufser Augen verlieren, er darf mit seinen Studien nicht — um im Bilde zu bleiben — sich unter der Erde verborgen halten, er mufs hinauftrachten, er mufs dem Stamme, und womöglich der Krone, seine Kräfte zufliefsen lassen.

Wie der eine nach oben streben soll, so darf der andere, der mehr spekulativ angelegte Sprachphilosoph, niemals den Boden unter den Füfsen verlieren; je tiefer er im Boden der realen Verhältnisse wurzelt, je überzeugender werden seine Schlufsfolgerungen sein.

In dieser Beleuchtung betrachtet, erscheint die allgemeine Sprachwissenschaft als selbständiges Fach wie ein übermenschliches Unterfangen. Wo wird sich das Gehirn finden, das imstande wäre, alle uns bekannten Sprachen und Dialekte wissenschaftlich zu bewältigen? Zwar tauchen da und dort derartige Sprachengenies auf, die, mit ungewöhnlichem Wortgedächtnis versehen, erstaunliche Leistungen aufweisen: ich erinnere z. B. an den erst vor einiger Zeit entdeckten Italiener Trombetti, der sich mit dem Wagemut des Autodidakten an das Rätsel aller Rätsel, der Frage nach dem 'Ursprung der Sprache', herangewagt hat. Dazu brauchte es die ganze Kühnheit und Energie eines aufserhalb der Zunft Stehenden, denn bereits hatte die reguläre Sprachwissenschaft auf die Lösung dieses Grundproblems verzichtet. Ob die kühnen Hoffnungen, die Italien auf die Forschungen Trombettis setzt, in Erfüllung gehen, wird erst die Veröffentlichung seines Werkes lehren.

Nach wie vor darf gesagt werden, dafs solche umfassenden Geister selten sind, und solange die Wissenschaft auch auf die Mitarbeit gewöhnlicher Sterblicher angewiesen ist, so lange wird der Grundsatz *non multa sed multum* zu gelten haben.

Tatsächlich wird es auch so gehalten. Die Vertreter der allgemeinen Sprachwissenschaft — oder, wie sie unzutreffenderweise auch heifst, der 'vergleichenden' Sprachwissenschaft —, sie beschäftigen sich durchaus nicht ausschliefslich und direkt mit den Grundproblemen, sie sind auf ihrem Gebiet ebensogut Spezialforscher wie Germanisten, Romanisten oder Orientalisten, nur hat ihr Gebiet viel weiteren Umfang sowohl in räumlicher wie in zeitlicher Beziehung. Sie haben es sich zur Hauptaufgabe gemacht, die indogermanischen, besser indoeuropäischen, Sprachen in grofsen Zügen zu vergleichen, insbesondere jene grofse Brücke zu schlagen vom Lateinischen, Griechischen, Germanischen, Keltischen und Slawischen hinüber zu den indischen und iranischen Sprachgruppen.

Doch ihre Tätigkeit beschränkt sich nicht auf die historisch belegten Sprachen, sie nehmen sich immer mehr der allzulange vernachlässigten Idiome der sogenannten Naturvölker an.

So sehen wir denn, daſs auch die Sprachvergleicher in ihren Beobachtungen auf die einzelnen Sprachen und Dialekte zurückgehen, um auf Grund möglichst eingehender Einzelkenntnisse der Sprache ihre ewigen Gesetze abzulauschen.

Es kann demnach auch kein wesentlicher Unterschied in Ziel und Forschungsmethode bestehen zwischen Indogermanisten einerseits und den Vertretern engerer Sprachgruppen wie germanische und romanische Sprachen anderseits. Alle zusammen, die einen nicht mehr als die anderen, sind Sprachvergleicher, die an der Ähnlichkeit und Unähnlichkeit der Formen und der Bedeutungen die für alles postulierte Gesetzmäſsigkeit ergründen und so ihre Einsicht in den Gang der Sprachdinge mehren wollen.

An und für sich eignet sich jede Sprache, jeder Dialekt in gleichem Maſse zum Studium ebendieser immanenten Entwickelungsgesetze. Tatsächlich aber verdienen naturgemäſs diejenigen Sprachen den Vorzug, deren Entwickelungsgang wir durch mehrere Jahrhunderte hindurch verfolgen können, und deren Wort- und Formenmaterial uns jederzeit und in vollem Umfange zur Verfügung steht. Wie sollen wir Lautgeschichte treiben an literaturlosen Negersprachen, deren ältere Sprachformen ein für allemal spurlos verklungen sind?

Um so mehr gewinnen die Kultursprachen an linguistischem Wert. Aus ihrem Schoſse sind die meisten Probleme hervorgewachsen, die heute den Sprachforscher beschäftigen.

Es sei heute einem Vertreter der romanischen Sprachwissenschaft vergönnt, ein Problem allgemeiner Natur aufzuwerfen und mit Beispielen aus seinem Wissensbereich zu beleuchten.

Was ich vorbringen möchte, betrifft die Methode der etymologischen Forschung. Die Wissenschaft hat die Autorität abgeschafft. An ihre Stelle ist die wissenschaftliche Methode getreten, die jedoch, im Gegensatz zur früheren Autorität, stets der Nachprüfung bedarf. Im folgenden soll ein Teil dieser neuen Autorität in Wiedererwägung gezogen werden. Es handelt sich um die prinzipielle Frage: welche Bedingungen müssen erfüllt sein, um von einer Etymologie sagen zu können, sie sei richtig?

Die erste Antwort des heutigen Linguisten wird lauten: eine Etymologie ist dann richtig zu nennen, wenn nachgewiesen werden kann, daſs der vorgeschlagene Entwickelungsgang sich mit den Lautgesetzen im Einklang befindet.

Aber dürfen wirklich die Lautgesetze allein den Ausschlag geben? Ist das Wort auf seinem langen Wege durch die Jahrhunderte nur lautlichen Veränderungen ausgesetzt? Geschieht es nicht sehr oft, daſs auch sein Inhalt sich umgestaltet, daſs sein Sinn sich

trübt, ja bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wird? Wer vermöchte auf den ersten Blick im frz. *truie* 'Mutterschwein' die glorreiche Hauptstadt Kleinasiens, Troja, wiederzuerkennen? oder was hat eine Briefmarke mit einer Pauke gemeinsam? Und doch kommt das frz. *timbre* vom griech.-lat. *tўmpanŭm* 'Handpauke'.

Um solche Dinge glaubhaft zu machen, genügen die kabalistischen Formeln der Lautgesetze nicht mehr. Da braucht es anderer Argumente für den Uneingeweihten, denn nicht am Lautwandel dieser Wörter nehmen wir Anstoſs, sondern an dem sonderbaren Wandel ihrer Bedeutung.

Damit sind wir am strittigen Punkt unserer Frage angelangt: bedarf nicht auch die begriffliche Seite einer Etymologie des ausdrücklichen Nachweises? Und ist nicht etwa dieser begriffliche Nachweis ebenso notwendig zur Richtigkeit der Etymologie wie der lautliche Nachweis?

Auf die erste dieser Fragen wird jeder Etymologe ohne weiteres mit ja antworten, selbstverständlich, wird er sagen, erst wo die Bedeutungsentwickelung möglich erscheint, ist die vorgeschlagene Herkunft des Wortes gesichert.

Über die zweite Forderung aber, daſs lautliche und begriffliche Prüfung der Etymologie mit gleicher Strenge durchgeführt werden soll, darüber herrscht Meinungsverschiedenheit, darüber gibt es einen längeren literarischen Handel, der sich in den letzten Jahren von 1899—1903 zwischen zwei hervorragenden Vertretern der romanischen Sprachwissenschaft abgespielt hat; die beiden Opponenten heiſsen Antoine Thomas und Hugo Schuchardt.

Unsere Aufgabe wird also in folgenden Punkten zu bestehen haben:

Zuerst haben wir über den Verlauf der Kontroverse zu berichten, dann das Dafür und Dawider des neuen Postulates abzuwägen und endlich unsere persönliche Stellung dazu Ihrem Urteil zu unterbreiten.

Bevor wir jedoch an diese eigentliche Aufgabe herantreten, sei es mir gestattet, einige Erwägungen allgemeiner Art vorauszuschicken.

Der Hang zum Etymologisieren, worüber sich kürzlich Rudolf Thurneysen in einer trefflichen Schrift[1] geäuſsert hat, ist eine psychologische Erscheinung von besonderem Interesse, erstens weil er sehr alt und zweitens in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet ist. Der Herkunft der Wörter nachsinnen ist wohl die älteste Form des Nachdenkens über die Sprache und zugleich auch diejenige linguistische Tätigkeit, die auszuüben jeder ein göttliches Recht zu haben glaubt.

Wie keck oft der Volksgeist dabei zu Werke geht, das zeigt

[1] *Die Etymologie, Prorektoratsrede vom 11. Mai 1904.* Freiburg i. B.

uns jene eigenartige Umbildung der Wörter, die man Volksetymologie nennt: 'Abendteuer' aus mhd. *aventiure* und Armbrust aus *arcubalista* sind allbekannt. Einleuchtender als diese beiden Umdeutungen ist, was der Volkswitz aus dem Philosophen Leibniz gemacht hat: er nannte ihn in Hannover Lövenix, der 'nichts glaubt'.[1] Wir alle sind Zeuge gewesen der drolligen Verstümmelungen des Wortes *Influenza,* das die moderne Medizin vor einigen Jahren unbedachtsamerweise ihrem geheimen Dossier hat entschlüpfen lassen. In Frankreich geht es den medizinischen Ausdrücken nicht besser. Die *lésion interne* 'innere Verletzung' wird im Volksmunde zu *légion d'internes*; die *potion opiacée* 'der opiumhaltige Trank' zu *la potion à pioncer*; das *delirium tremens* zu einem wenig einleuchtenden *délire d'homme très mince.* Den 'Tramway' nennt der Pariser gern *le traîne-moi.*

Oft begegnet man recht sinnreichen Deutungen: die Orange heifst frz. *orange,* ital. dagegen *arancio*; die ital. Form ist die ursprüngliche, das Wort ist arabischer Herkunft. Das *o* von *orange* ist ein Anklang an *or* 'Gold', offenbar im Gedanken an die goldgelbe Farbe der Frucht. — Der Deutsche sagt *Admiral,* der Franzose *amiral*; die letztere Form ist die etymologisch richtige, auch dieses Wort ist arabisch. Trotzdem kommt unser *Admiral* aus dem Französischen, wo es im 16. und 17. Jahrhundert so hiefs in Anlehnung an *admirer.*

Sicherheit in etymologischen Dingen ist erst eingetreten durch die Entdeckung der Lautgesetze: d. h. seit dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, wo die drei grundlegenden Grammatiken von Bopp, Grimm und Diez erschienen sind, der erste der Begründer der indogermanischen, der zweite derjenige der germanischen und der dritte, Diez, der Gründer der romanischen Sprachwissenschaft.

Diese Entdeckung spaltet die ganze etymologische Forschung in zwei Perioden: in eine unkritische vor dem 19. Jahrhundert und in eine kritische oder wissenschaftliche in und nach dem 19. Jahrhundert.

Das Verfahren der unkritischen Etymologen ist allbekannt: es ist dasjenige des Volkes und der Kinder, denen sich gelegentlich auch ein Reimkünstler beigesellt; da wird auf gut Glück aus äufserlicher Ähnlichkeit zweier Wörter auf ihre innere Verwandtschaft geschlossen, und will die Deutung nicht recht plausibel erscheinen, so werden ganz willkürlich einige Mittelglieder erfunden. Ein typischer Vertreter dieser Methode in Frankreich ist Ménage, ein Zeitgenosse Molières. Berüchtigt ist seine Ableitung von *haricot* 'Bohne', das in allem Ernst vom lat. *faba* stammen soll, und zwar auf folgende Weise: von *faba* 'Bohne' wird gebildet *fabaricus,* dann *fabaricotus* und durch Aphärese *aricotus, haricot.* Kein Wunder, dafs derselbe

[1] Siehe L. Feuerbach, *Sämtliche Werke* 6 S. V.

Hexenkünstler es fertig bringt, frz. *rat* vom lat. *mūs* herzuleiten über die Zwischenglieder: *muratus, ratus, rat*!

Wir können uns nicht enthalten, dabei an das bekannte ἀλώπηξ 'Fuchs' erinnert zu werden, und begreifen, wie Voltaire von dieser Pseudowissenschaft sagen konnte: *c'est une science où les voyelles ne font rien et les consonnes fort peu de chose.*[1]

Solchem planlosen Tasten gegenüber war die Begründung der Sprachwissenschaft für die Etymologie eine erlösende Tat. Erst seit dieser Zeit haben sich wieder ernste Geister ihr zugewandt. Man hat unter dem Einfluſs der naturwissenschaftlichen Methode erkannt, daſs auch die Wortveränderungen nicht ein Spiel des Zufalls sind, sondern daſs sie gesetzmäſsig verlaufen, daſs also die erste Aufgabe des Linguisten darin besteht, diese Sprachgesetze aufzufinden. Nur an der Hand dieser Gesetze können wir die Richtigkeit einer aufgestellten Etymologie ermessen, und wenn noch hie und da die alte etymologische Kunst ihr Wesen treibt, so wird sie ebensowenig ernst genommen wie die astrologische neben der astronomischen Wissenschaft.

Es ist bis jetzt noch nicht gelungen, vom Inhalt eines Wortes auszusagen, er müsse im Lauf der Jahrhunderte in dieser oder jener Richtung sich verändern, wie wir es von der Lautform eines Wortes leidlich behaupten können. Das wäre das Ziel einer wissenschaftlichen Bedeutungslehre; wir stehen kaum in den ersten Anfängen. Das einzige, was man erreicht hat, ist die Abgrenzung der verschiedenen Arten von Bedeutungswandel, wie sie Darmesteter, Paul, Wundt (*Völkerpsychologie* I, 2, 487 ff.) u. a. aufgestellt haben.[2] 'Die 'Semasiologie ist ein Stiefkind der Grammatik' (man lese: Linguistik), beginnt Hey seinen bemerkenswerten Artikel (*Arch. f. lat. Lexikographie* 9, 193). Darüber haben sich viele Forscher beklagt, so Curtius, Heyse, Schleicher, Geiger, Steinthal, Lazarus, L. Tobler, Heerdegen u. a. (siehe darüber Hecht, *Die griechische Bedeutungslehre,* Leipzig 1888).

Ich muſs hier einen wichtigen Unterschied andeuten: all den genannten Semasiologen liegt daran, die Arten und die Ursachen des Bedeutungswandels zu kennen und sie mit möglichst vielen Beispielen zu belegen. Für die Etymologie wäre ein anderes Verfahren

[1] Weniger begreiflich ist, daſs der groſse *Dictionnaire encyclopédique* von Larousse in dasselbe Horn bläst und sagt: *quand une étymologie est savante, il y a cent à parier contre un qu'elle est fausse.* – Man sieht, wie lange begangene Sünden nachwirken, man sieht aber auch, wie lange es geht, besonders in Frankreich, bis sprachwissenschaftliche Erkenntnis in solchen Sammelwerken Eingang findet.

[2] Was gewisse Sprachforscher wie Whitney und von der Gabelentz noch bezweifeln, ist doch wohl nicht, wie Wundt (*Völkerpsychologie* I, 2, 4) anzunehmen scheint, die Gesetzmäſsigkeit der Bedeutungsveränderungen an sich, sondern die Möglichkeit, die in Frage stehenden Erscheinungen in Gesetze zu fassen.

ersprießlicher: nämlich statt vom Wort vom Begriff auszugehen und zu zeigen, mit welchen Mitteln irgendein Begriff ausgedrückt worden ist, folglich ausgedrückt werden kann.

Vergegenwärtigen wir uns, daſs jedes Wort aus zwei Elementen besteht, einem lautlichen und einem begrifflichen, und daſs diese Elemente gleichwertig sind, weil weder ein Wort ohne Bedeutung noch eine Bedeutung ohne lautlichen Halt bestehen kann, so folgt daraus, daſs Lautwandel und Bedeutungswandel bei der Etymologie gleichmäſsig berücksichtigt werden müssen.

Ein Beispiel mag das veranschaulichen: die romanische Sprachwissenschaft behauptet, das frz. *chétif* 'armselig, schwächlich' komme vom lat. *captivus* 'der Gefangene'.

Worauf gründet sich diese Behauptung? Sie gründet sich auf zweierlei Erwägungen:

Erstens wird gesagt: das neufrz. *chétif* ist die lautgesetzliche Entsprechung des lat. **cactivus* für *captivus*, was so viel bedeutet als: die Lautverbindung **cactivu* konnte im Neufranzösischen nichts anderes ergeben als *chétif*, denn

1) der Nexus *ca* erscheint regelmäſsig nfrz. als *che*: *caballu* zu *cheval*, *capillu* zu *cheveu* auch unter dem Ton: *caput* zu *chef*, *carus* zu *cher* und nach dem Ton: *manica* > *manche*, *dominica* > *dimanche*;

2) der Nexus *act* wird regelmäſsig zu *ait*, daher afrz. *chaitif*, prov. *caitiu*, man vergleiche: *factu* frz. *fait*, *lacte* frz. *lait*, *tractu* frz. *trait*; endlich wird

3) *-ivu(s)* zu *if*: so *vivu* zu *vif*, *tardivu* zu *tardif*, **restivu(s)* zu *rétif* 'widerspenstig'.

Damit ist die lautliche Entwickelung von **cactivus* zu *chétif* bewiesen, willkürlich bleibt nur noch der Schritt von *captivus* zu **cactivus*. Diese Vertauschung — *kt* für *pt* — ist noch nicht genügend aufgeklärt; am einleuchtendsten ist der Vorschlag Thurneysens, der keltischen Einfluſs annimmt (s. *Keltoromanisches* S. 16), dadurch erklärt es sich auch, weshalb das ital. *cattivo* 'schlecht' und das span. *cautivo* 'gefangen', wo ja keltischer Einfluſs fast ausgeschlossen ist, auf *captivus*, nicht auf **cactivus* zurückgehen.

Trotz dieser letzteren Schwierigkeit darf man also die Etymologie, *chétif* aus *captivus*, vom lautlichen Gesichtspunkt als gesichert hinstellen.

Was sagt zweitens nun die Semasiologie zu unserer Aufstellung? *Captivus* heiſst gefangen, *chétif* bezeichnet ein armseliges, kränkliches Wesen, ein erbärmliches Ding. *La chétive pécore* nennt Lafontaine den unverständigen winzigen Frosch, der es dem dicken Ochsen an Leibesfülle gleichtun wollte. *Il a chétive mine* sagt man von einem, dessen Äuſseres unansehnlich ist, *une chétive récolte* ist eine magere Ernte.

Damit sind wir ziemlich weit von der ursprünglichen Bedeutung 'gefangen' abgekommen, die sich, wie bekannt, im gelehrten *captif*

erhalten hat, und müssen zugeben, daſs, wenn uns nicht die Lautgesetze kategorisch auf *captivus* hingewiesen hätten, wir kaum darauf verfallen wären, ein Wort von der Bedeutung 'gefangen' zu suchen.

Und so geht es bei den meisten etymologischen Versuchen: die Lautgestalt des Wortes bringt das Gedächtnis des Forschers in Bewegung, er sucht nach einem ähnlich klingenden in der älteren Sprache — er braucht dazu ein gutes Stück Phantasie —, glaubt er ein Etymon gefunden zu haben, so gilt es, an Hand von vielen Beispielen die lautliche Nachprüfung vorzunehmen, fällt diese günstig aus, so sucht man nachträglich auch die Bedeutungsveränderung, falls eine solche vorhanden, durch ein paar mehr oder weniger zutreffende Definitionen plausibel zu machen, und — die Etymologie ist fertig.

Was wir in unserem Falle haben sollten, ist ein semasiologisches Gesetz, das da sagt: bedeutet ein Wort 'gefangen', so geht es innerhalb eines gewissen Zeitraumes und innerhalb eines gewissen Sprachgebietes in die Bedeutung 'armselig' über. Ein solches Gesetz dürfte sich ebenbürtig unseren Lautgesetzen an die Seite stellen und gäbe für jede Etymologie die erwünschte Kontrolle. Doch das ist Zukunftsmusik, vorläufig haben wir keine solchen Gesetze, und es ist auch keinerlei Aussicht vorhanden, daſs wir je den Bedeutungswandel mit dieser Präzision in Formeln fassen können.

Kehren wir zu unserem 'Gefangenen' zurück.

Worauf stützt sich — so fragen wir auch hier — die Behauptung, 'gefangen' sei zu 'elend' geworden? Sie stützt sich, abgesehen von ihrer logischen Möglichkeit, auf eine bis jetzt verschwiegene Tatsache: das Altfranzösische hat nämlich seinem *chaitif* die ursprüngliche Bedeutung noch bewahrt, und bis ins 15. Jahrhundert hinein lebt die Bedeutung 'gefangen' neben der neufranzösischen fort, diese erscheint jedoch ihrerseits schon im Rolandsliede, wo es von der um ihren Gatten trauernden Heidenkönigin Bramimonde heiſst (V. 2596):

trait ses chevels si se cleimet caitive

'sie rauft ihr Haar und klaget jämmerlich'. Wir konstatieren somit, daſs dieselbe Lautform während mindestens drei Jahrhunderten unsere beiden Bedeutungen 'gefangen' und 'elend' in sich vereinigte.

Da diese Bedeutungen sich begrifflich so nahe stehen, wäre es ebenso sinnlos, anzunehmen, *chaitif* 'gefangen' sei ein anderes Wort als *chaitif* 'elend', wie dies auf der Hand liegt bei *cousin* 'Vetter' und *cousin* 'Stechmücke' und durch die verschiedene Etymologie — das eine von *consobrinus,* das andere von *culicinum* — bestätigt wird.

Wenn nun dasselbe Wort mehrere Bedeutungen aufweist, so ist logischerweise nichts anderes denkbar, als daſs die eine von der anderen abgeleitet ist, es muſs sich somit auch die allgemeinere Bedeutung 'armselig' aus der spezielleren 'gefangen' herausentwickelt haben.

Sie haben sich vielleicht schon längst gewundert, daſs ich mit einem ganzen Apparat von Tatsachen und Überlegungen aufrücke, während doch die Dinge so einfach lägen, und sind vielleicht an jene ersten Geometriestunden erinnert worden, wo man angehalten wird, Dinge zu beweisen, deren Evidenz man deutlich vor Augen sieht.

Es sei ja leicht begreiflich, werden Sie sagen, es liege ja in der Sache begründet, daſs das Wort 'Gefangener' den Sinn 'armselig' annehme, da der meist schlecht behandelte Gefangene sich in einem kläglichen Zustande befinden müsse.

Darauf erlauben Sie mir wohl zu antworten, daſs der gesunde Menschenverstand zwar eine unentbehrliche Eigenschaft jedes wissenschaftlich Arbeitenden sein soll, daſs aber dieser sogenannte gesunde Menschenverstand nicht bei jedem gleichgeartet ist und deshalb nicht immer das zuverlässigste Mittel sein dürfte, um die Wahrheit zu erforschen.

In unserem Fall, ich gebe es zu, streifen die Dinge an Evidenz. Sobald ich Ihnen aber mitteile, daſs *captivus* im Italienischen 'schlecht' (*un uomo cattivo*) und *captiva* im Sardischen 'Witwe' bedeutet, so werden Sie im ersten Augenblicke kopfschüttelnd einwenden, das müsse ein anderes Wort sein, es seien doch nicht alle Gefangenen 'schlechte Menschen', noch werden alle gefangenen Frauen zu Witwen.

Was uns zu trennen scheint, ist der Unterschied zwischen historischer Argumentation und logischer Argumentation, zwischen einem Tatsachenbeweis und einem Deduktionsbeweis. Letzterer mag oft geringere Mühe kosten, denn

> Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
> Doch hart im Raume stoſsen sich die Sachen,

aber in jeder empirischen Wissenschaft gilt der Grundsatz: eine einzige sicher beobachtete Tatsache besitzt mehr Beweiskraft als die schönste aprioristische Deduktion.

Wir stehen noch am Bedeutungswandel: 'gefangen' zu elend. Sehen wir uns nach weiteren semasiologischen Beweismitteln um. Da liefert uns das Keltische ein frappantes Analogon (Thurneysen, *Op. cit.* p. 16 Anm. 1): altirisch *cacht* aus lat. *captus* hat ebenfalls die Doppelbedeutung 'gefangen' und 'unglücklich, elend', wobei die erstgenannte gleichfalls die ursprünglichere ist.

Fügen wir dazu das deutsche 'elend', ahd. *eli-lenti,* in anderem, fremdem Lande befindlich, 'ausländisch', auch 'gefangen' bedeutend, so können wir mit ruhigem Gewissen sagen: der Bedeutungsübergang 'gefangen' zu 'elend' ist nicht nur logisch wahrscheinlich, sondern — was mehr wert ist — historisch gesichert, und zwar durch drei Sprachen, französisch, keltisch und deutsch, die sich in der Hauptsache unabhängig voneinander entwickelt haben.

Summa summarum, die Etymologie, *chétif* aus *captivus,* ist lautlich und begrifflich kaum anfechtbar, und Sie werden nach

dem Gehörten der romanischen Sprachwissenschaft, die sie aufstellt, recht geben.

Ich war bemüht, Ihnen für dieses Beispiel das ganze Beweismaterial vorzuführen. Es geschah in der Absicht, Ihre Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheit der Beweisführung zu lenken, die besteht zwischen lautlichem und begrifflichem Nachweis.

Jenem stehen Lautgesetze zur Verfügung, die eine fast absolute Kontrolle ermöglichen, während diesem, dem Bedeutungsnachweis, nichts Ähnliches zu Gebote steht.

Wir sind in semasiologischer Hinsicht auf dreierlei Hilfsmittel angewiesen:

1) auf Belegstellen aus der Übergangszeit,
2) auf Parallelentwickelungen aus anderen Sprachen,
3) auf aprioristische Erwägungen.

Bei der Etymologie *chétif* — *captivus* waren wir in der glücklichen Lage, die beiden ersten Mittel mit Erfolg anwenden zu können, und so konnten wir dem gefährlichen dritten, der bloſs logischen Konstruktion, aus dem Wege gehen. Sehr oft aber ist dieses dritte Mittel die letzte Zuflucht der Etymologie.

Wir kehren zu unserer Streitfrage zurück und berichten zuerst, was über dieselbe geschrieben worden ist.

Der erste, der meines Wissens auf diese Ungleichheit in der Beurteilung aufmerksam machte, ist der französische Sprachvergleicher Michel Bréal, der das grundlegende Werk von Bopp: *Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen* ins Französische übersetzte und dadurch die vergleichende Sprachforschung in Frankreich begründete.

Michel Bréal schrieb im Jahre 1889 einen kurzen Aufsatz, betitelt: *De l'importance du sens en étymologie et en grammaire* (*Mém. de la Soc. de linguistique* VI, 163 ff.). Gleich am Anfang heiſst es: *il y a, en étymologie, un guide dont on ne tient pas assez compte: c'est le sens du mot.* Darin erzählt er, wie Stowasser das lat. *meridies* 'Mittag' aus *merus dies* 'heller Tag' ableitet, entgegen der gewöhnlichen Etymologie von *medius dies* 'die Mitte des Tages'. Diese letztere Ableitung hält Bréal mit zweierlei semasialogischen Gründen aufrecht.

Erstens verweist er auf andere Sprachen, wie wir es bei *chétif* aus *captivus* getan haben. Der Begriff 'Mittag' wird in den meisten Sprachen durch 'Mitte des Tages' wiedergegeben.[1]

Zweitens führt er die logische Wahrscheinlichkeit ins Feld. Es ist in der Tat von vornherein wahrscheinlicher, daſs, um die Mitte des Tages auszudrücken, sich *dies* mit *medius* zu einem Worte ver-

[1] Nur das Baseldeutsche macht hiervon eine bemerkenswerte Ausnahme, indem es *dr zimmis* 'zum Imbiſs' sagt.

binde als mit *merus*, das seiner Kernbedeutung 'rein, unvermischt' nach überhaupt schlecht zum Begriff *dies* paſst.[1]

Auch Schuchardt spricht sich für *medius dies* aus, er meint geradezu, einem anderen Ursprung nachsinnen sei *chercher midi à quatorze heures!*

Wir können uns hier nicht darauf einlassen, die lautlichen und begrifflichen Schwierigkeiten, die beide Vorschläge bieten, gegeneinander abzuwägen, der Fall *meridies* ist für uns hier lediglich von prinzipieller Bedeutung. Lautlich ist *merus dies* vorzuziehen, begrifflich ist *medius dies* zu erwarten.

Darf in einem derartigen Falle, wo lautliche Bedenken bestehen, die Semasiologie den Ausschlag geben? So lautet die Frage. Bréal sagt ja, er drückt sich folgendermaſsen aus: *on a bien tort de repousser, au nom des lois phoniques, des étymologies qui s'imposent.*

Diesen Grundgedanken nimmt ein Jahr später, 1890, Hugo Schuchardt in einem seiner zahlreichen etymologischen Artikel wieder auf. Wir werden uns im folgenden hauptsächlich mit ihm zu beschäftigen haben.

In dem erwähnten Artikel fragt sich Schuchardt, weshalb so viel Etymologien nicht befriedigen, ohne daſs man ihnen einen eigentlichen Verstoſs gegen die Herleitungskunst nachweisen könne. Er sieht den Grund hierfür in der Unvollkommenheit der Kunst, die auf die lautliche Prüfung mehr Gewicht lege als auf die begriffliche. Schon hier argumentiert er mit demjenigen romanischen Worte, das unbestreitbar am meisten Tinte hat müssen über sich ergehen lassen, mit it. *andare*, fr. *aller*, prov. *anar*, span. *andar*, nach Schuchardt aus lat. *ambulare*.

Dieses berühmte *andare*-Problem ist allerdings ein treffliches Beispiel zugunsten seiner These. Wenn *ambulare* das richtige Etymon ist, so hat die Phonetik einmal glänzend unrecht, und die Semantik feiert einen seltenen Triumph. Denn man mag *ambulare* drehen und wenden wie man will, um zu *andare* oder zu *aller* zu gelangen — nie werden die gestrengen Lautgesetze ihre Zustimmung geben; begrifflich aber gehört diese Herleitung, auch für unser Dafürhalten, zu jenen *étymologies qui s'imposent*, von denen Bréal spricht. Wo eben so starke Gleichheit der Bedeutung vorliegt, wie romanisch 'gehen' und lateinisch 'wandeln', da müssen die Lautgesetze den kürzeren ziehen, d. h. als uns noch unvollständig bekannt angesehen werden. Vgl. E. Bovet, *Ancora il problema andare*, Roma 1901.

---

[1] In einem Punkte hat Bréal unrecht. Er sagt: *quand il s'agit d'expressions aussi précises, on ne doit pas les expliquer par des à peu près.* Dem widersprechen die Tatsachen: z. B. gerade die Bedeutungsentwickelung von *imbis*, das zuerst irgendeine Mahlzeit ohne nähere Zeitbestimmung bezeichnet, dann das Mittagessen, und schlieſslich wird es auch, gerade in Basel, für Mittagszeit ohne Bezug auf das Essen gebraucht.

Vorderhand bleibt die Schuchardtsche Anregung unbeachtet. Nur gelegentlich fällt eine Bemerkung in seinem Sinne: so sagt z. B. Brugmann im Jahre 1895 (*Anzeiger f. idg. Sprach- u. Altertumskunde* V, 17): 'Es gibt nicht nur Gesetzmäſsigkeiten im Lautwandel, sondern auch gewisse Regelmäſsigkeiten in den Bedeutungsverschiebungen. Wie jene, so hat der Etymologe auch diese zu berücksichtigen.' Bemerkenswert ist die Abstufung im Ausdruck: der Bedeutungswandel zeigt nur 'gewisse Regelmäſsigkeiten'!

Ähnlich äuſsert sich ein anderer Indogermanist, Osthoff. In der Vorrede zu seinen *Etymologischen Parerga* I (Leipzig 1901) sagt er, er habe 'die lautliche und morphologische und vor allen Dingen auch die begriffsgeschichtliche Seite der in Rede stehenden Fragen ... erörtert.' Er wird seinen guten Grund haben, weshalb er gerade die semasiologische Seite so stark betont.

In den Jahren 1898 und 1899 erschienen die *'Romanischen Etymologien'* von Schuchardt, die den Kampf eröffnen sollten. Dieser Kampf erstreckt sich über einen Zeitraum von vier Jahren, er spielt sich ab in den zwei angesehensten romanistischen Zeitschriften, von denen die eine in Deutschland (*Zeitschr. f. rom. Phil.*), die andere in Frankreich (*Romania*) erscheint. Den einen Gegner kennen wir bereits, es ist Schuchardt. Der andere ist Antoine Thomas. Es sind somit zwei gewiegte Etymologen, die aneinander geraten. Wir wollen versuchen, sie in Kürze zu skizzieren.

In der erwähnten Sammlung von romanischen Etymologien finden sich zwei prinzipielle Erörterungen. In der ersten verwahrt sich Schuchardt dagegen, daſs bei etymologischen Fragen der persönliche Geschmack des Forschers mitspielen dürfe. Ein solcher Protest sollte überflüssig sein, auch scheint er mehr als Veranlassung zu einigen etymologischen Grundsätzen zu dienen, von denen ich zwei hervorhebe:

1) 'Es sei bei jeder Etymologie die lautliche und die begriffliche Entwickelungsreihe in ihrer Kontinuität zu verfolgen.' Darauf folgen drei Wortuntersuchungen. Neu ist an seiner Darstellung die scharfe Trennung der lautlichen von der begrifflichen Besprechung des Wortes. Beiden Elementen wird gleich gründliche Behandlung zuteil.

2) Es sei erste Aufgabe des Etymologen, die Bedeutung des Wortes möglichst genau zu ermitteln.

Beide Ratschläge sind alt und selbstverständlich. Neu und originell ist bei Schuchardt nur die Art ihrer Befolgung. Den ersten haben wir durch *chétif* — *captivus* zu veranschaulichen versucht; wie er den zweiten verstanden wissen will, soll uns das Wort *gilet* zeigen.

Das franz. *gilet* wird gewöhnlich abgeleitet von *Gilles,* lat. *Ægidius,* deutsch *Gilgen,* z. B. *Sankt Gilgen* eine Sommerfrische im Salzburgischen. *Gille(s)* ist in Frankreich der Name einer komischen

Figur des Jahrmarkttheaters — ein Hanswurst, der eine kurze, ärmellose Weste getragen haben soll, daher *gilet* 'Weste', gerade wie das neufranzösische Wort für 'Hose' *pantalon* ganz sicher von einer italienischen Theaterfigur herrührt, dem *Pantalone,* der lange Hosen trug.

Bis dahin scheint bei *gilet* alles sehr einleuchtend. Doch Schuchardt will der Sache auf den Grund gehen, er sagt sich: wenn die Weste nach diesem *Gille* benannt wurde, so mufs jene Theaterweste von besonders auffallender Gestalt gewesen sein. Es drängt ihn, eine solche wirklich zu sehen. Er sucht also in umfangreichen Kostümwerken und findet nichts, er durchblättert drei Bände von Stichen Watteaus und findet nichts, endlich schreibt er an den Kostümverwalter des Théâtre français, der ihm freundlichst einen *Gille* von Watteau zuschickt. Und was findet er? Das so mühsam gesuchte *gilet* entpuppt sich als gewöhnlicher langärmeliger Pierrotrock, der bei niemandem den Eindruck einer Weste erweckt.

Diese Etymologie ist also sachlich sehr schlecht gestützt. Ihr gegenüber steht nun erstens das türkische Wort *yelek,* das ebenfalls 'Weste' bedeutet und begrifflich keinerlei Schwierigkeiten macht, zweitens die kulturhistorische Tatsache, dafs verschiedene Völker die türkische Weste entlehnt und *yelek* oder ähnlich benannt haben. So die Griechen, die Albaner, die Rumänen, die Slawen, ferner die Italiener (*giulecco*) und die Spanier (*gileco, jaleco,* auch *chaleco*). Das Wort für die türkische Weste wurde sodann auf ähnliche Kleidungsstücke übertragen, unter anderen auch auf die in Paris aufkommende moderne Weste, die von da an bald die zivilisierte Welt eroberte.[1]

Wir müssen also wohl auf die Ehre verzichten, in einem Hanswurstkostüm herumzugehen, und müssen uns mit einem *gilet* türkischer Abstammung zufrieden geben!

Ein anderes Gebiet, in das sich Schuchardt, der Etymologie zuliebe, hineingearbeitet hat, ist das der Fischerei. Er hat dabei einen kostbaren Fang getan, den er uns ebenfalls in seinen '*Romanischen Etymologien*' vorführt: es handelt sich um die Herleitung von frz. *trouver,* it. *trovare,* prov. *trobar* (daher *Troubadur* eig. 'der Versfinder'). Dem schon erwähnten *andare*-Problem stellt sich das *trovare*-Problem würdig zur Seite. Da es zum Hauptzankapfel zwischen Schuchardt und Thomas wurde, mufs ich Sie kurz darüber unterrichten.

Das Lateinische hat zwei Wörter für 'finden': *reperire* und *invenire,* beide sind in den romanischen Volkssprachen spurlos verschwunden. An ihre Stelle getreten ist das romanische *trovare.* Woher mag es gekommen sein? Es stehen sich in der Hauptsache nur zwei Ableitungen gegenüber: die alte von Diez aus *turbare* 'verwirren', dann 'durchstöbern', 'durchsuchen' und von da 'finden', und die neuere von Gaston Paris aus einem hypothetischen **tropare,* vom

[1] Lautlich ist das zu erwartende **gilec* durch Suffixvertauschung zu *gilet* umgewandelt worden. Man vergleiche it. *albercocco* mit frz. *abricot.*

griech. τρόπος 'Art und Weise', das bedeutet hätte: 'Melodien erfinden', 'komponieren', dann 'finden' überhaupt. Lautlich ist **tropare* einwandlos, begrifflich fehlt ebenfalls nichts als der Nachweis, daſs es so gegangen.

Schuchardt nun nimmt die Diezsche Ableitung aus *turbare* wieder auf. Dabei ist ihm zweierlei gelungen: erstens hat er die lautlichen Bedenken bedeutend reduziert, und zweitens hat er den Bedeutungsübergang von 'verwirren' zu 'finden' in hohem Maſse wahrscheinlich gemacht.

Auf die lautliche Seite kann ich hier nicht eintreten. Ganz neu ist nur die Begriffsentwickelung; sie ist ein Muster von Gründlichkeit und überzeugender Darstellung. *Turbare* 'verwirren' wurde in der Fischersprache gebraucht: *turbare aquam* hieſs das Wasser verwirren, das Wasser durchwühlen, trüben, um die Fische aufzuscheuchen und in die Netze zu treiben, eine bestimmte, weitverbreitete Art des Fischfanges, die man deutsch 'Pulsen' nennt. *Turbare* verlor den allgemeinen Sinn 'verwirren' (worin es bald durch *turbulare*, *troubler* ersetzt wurde) und wurde ausschlieſslich Fischerausdruck; daher die Schwierigkeit, das Wort literarisch zu belegen. Das Pulsen nun ist eine Art des Fischesuchens, und Fische s u c h e n ist, wenigstens für einen Fischer von Beruf, meist mit einem Fische f i n d e n verbunden. — S u c h e n und F i n d e n stehen in einem eigentümlichen Verhältnis zueinander; bald g e g e n s ä t z l i c h, wie z. B.: ich habe ihn lange gesucht, aber nicht gefunden, bald e n g v e r w a n d t, wie im Sprichwort: wer sucht, der findet, bald i d e n t i s c h, denn man kann ebensogut sagen 'er s u c h t überall Schwierigkeiten' wie 'er f i n d e t überall Schwierigkeiten', oder Quellen s u c h e r und Quellen f i n d e r. Jedes Finden ist nichts anderes als ein mit Erfolg betriebenes Suchen; da das in der Fischerei die Regel ist — wie könnte es auch ohne diese Bedingung ein Lebensberuf sein? —, so ist die Vertretung von 'suchen' durch 'finden' naheliegend, und Schuchardt ist theoretisch unwiderlegbar. Der letzte Schritt endlich von 'Fische finden' zu 'finden' überhaupt läſst sich durch viele Analoga belegen. So heiſst frz. *gagner* ursprünglich 'durch Weiden (dial. durch Säen, aspan. durch Mähen) erwerben', dann überhaupt 'erwerben, gewinnen'; *arracher* ist zuerst 'Wurzeln ausreiſsen', dann 'ausreiſsen' schlechthin; *bechern* früher nur: 'aus Bechern trinken', heute von jedem Trinkgelage gebraucht.

Was ich oben über den Begriffsübergang von 'verwirren' zu 'finden' wiedergegeben habe, umfaſst in der Schuchardtschen Abhandlung allein 131 wohldurchdachte Druckseiten! Um über das Fischtreiben in den verschiedenen Ländern genau unterrichtet zu sein, hat er die Mühe nicht gescheut, sieben vielbändige, in sechs verschiedenen Sprachen geschriebene Spezialwerke über Fischerei durchzusehen. Wir begreifen, daſs ihm daran gelegen ist, daſs ein so ungewöhnlich zähes Suchen nun auch zum Finden geführt habe.

Die französischen Gelehrten Gaston Paris und Antoine Thomas waren nicht dieser Ansicht. Thomas äufserte sich 1900 in einer Rezension der Schuchardtschen Schrift (*Rom.* XXIX, 438). Darin interessieren uns zwei Punkte: seine prinzipielle Stellung und seine Ablehnung der Schuchardtschen Etymologie: *trouver* aus *turbare.*

Nachdem er dem Grazer Gelehrten nach französischer Art ein Kränzchen gewunden hat, kritisiert er seine Methode folgendermafsen: er behauptet 1) *M. Sch. revendique fièrement la liberté de traiter l'étymologie à sa guise,* 2) *il fait trop bon marché de la phonétique* und 3) *La sémantique a trouvé en lui un brillant champion: j'ai bien peur qu'en voulant conquérir le monde pour sa dame, il ne sème les ruines sur sa route,* was so viel heifst als: Herr Schuchardt geht in etymologischen Dingen eigenmächtig vor, er nimmt es zu leicht mit den Lautgesetzen, er wird statt Rosen nur Dornen ernten. Diese drei Gedanken zusammen — eine ungünstige Charakteristik, ein methodischer Vorwurf und eine schwarze Prophezeiung — liefsen natürlich die lobenden Worte am Anfang als Zucker für die Pille erscheinen.

Nach so schwerwiegenden Anschuldigungen hätte man eine eingehendere Kritik der Schuchardtschen Etymologien erwarten dürfen. Auf eine Diskussion über *turbare* läfst er sich vorläufig gar nicht ein; er sagt nur kurz am Schlufs: *je ne crois pas du tout à turbare,* et *pour rien au monde je ne déserterais *tropare,* que *la phonétique peut seul avouer.*

Noch im selben Jahr erfolgt Schuchardts Erwiderung: 'die Kritik einer Kritik', ein scharfer Artikel. Schuchardt hatte die Pille trotz der Versüfsung nicht verschluckt, er antwortet: seine Methode sei nicht willkürlich, aber er, Thomas, trete dogmatisierend auf; sein Dogma sei die Superiorität der Lautgesetze über die Gesetze des Bedeutungswandels, während doch Laut und Begriff sich aufs innigste im Worte verbänden und beide der allgemein postulierten Gesetzmäfsigkeit unterworfen seien. Deshalb habe er, Schuchardt, sich der Dame Semantik angenommen, die wie ein Aschenbrödel behandelt werde, und wenn auch diese seine Dame nicht durch äufsere Reize glänze wie die Dame Phonetik, die sich Thomas auserkoren habe, so habe sie dafür innere Vorzüge, die ihre Verehrer reichlich entschädigen.

Daraufhin wird Thomas etwas alttestamentlich und sagt: *à mon avis la science a parlé par la bouche de Gaston Paris* (*Rom.* XXX, 154), wie wenn es in der wissenschaftlichen Forschung Priester und Propheten gäbe!

Doch damit ist der Streit nicht beigelegt. Schuchardt ruht nicht, bis Thomas antwortet. Dieser Zähigkeit verdanken wir eine weitere prinzipielle Erörterung (*Zeitschrift f. rom. Phil.* XXV, 244 ff.). Sie hebt an mit dem seither oft zitierten Satze: 'Lautgesetze' werden nicht unter Donner und Blitz verkündigt! Mit anderen Worten: was wir als 'Lautgesetze' proklamieren, ist menschlichen

Ursprungs, und was Menschen geschaffen, darf nicht auf Unfehlbarkeit Anspruch erheben, also sei eine jeweilige Nachprüfung dieser 'Lautgesetze' geboten. Der Philologe erkennt darin den Autor der bekannten Streitschrift gegen die Junggrammatiker *'Über die Lautgesetze'* (Berlin 1885).

Neben diesen noch sehr revisionsbedürftigen Lautgesetzen ständen die 'Bedeutungsgesetze', die, wie auch Wundt annehme, in gleichem Maſse die Sprachentwickelung beherrschten wie die Lautgesetze. Er faſst sein Postulat in folgendem Satz zusammen: Bei jeder etymologischen Untersuchung sind Lautwandel und Bedeutungswandel miteinander in Einklang zu bringen, unkritisch verfährt, wer den einen über dem anderen vernachlässigt.[1]

Diese erneute Proklamation drückt Thomas wieder die Feder in die Hand. In seinen *'Problèmes étymologiques'* (*Rom.* XXXI, 1 ff.) beharrt er auf seinem Standpunkt von der Allmacht der Phonetik. Bezeichnend ist folgende Stelle, worin er die Unmöglichkeit von *turbare — trouver* darzutun sucht; er sagt: *si turbare ne peut pas supporter l'examen phonétique, il ne compte plus, il est mort. Il peut avoir beaucoup de qualités par ailleurs, comme la jument de Roland; rien ne pourra compenser ce terrible défaut;* (car) *on ne peut rien prétendre en étymologie sans l'aveu de la phonétique; mais la phonétique ne suffit pas à tout.*

Nach Thomas äuſsert sich G. Paris, der Autor der von Schuchardt bekämpften Etymologie **trŏpare*. Auch er hält an seiner Idee fest, folgt aber Schuchardt auf das ihm eigene Gebiet des Bedeutungswandels, was Thomas nicht tut, und stellt folgendes fest: Zur Evidenz der Gleichung *turbare* = *trouver* fehlen noch zwei Dinge:

1) der historische Nachweis, daſs *turbare* im romanischen Sprachgebiet den Sinn von *pulsen* angenommen habe; die jetzigen Sprachen und Dialekte brauchen andere Wörter;

2) der semasiologische Nachweis, daſs ein Wort für 'suchen' vollständig — nicht nur gelegentlich — die Bedeutung 'finden' angenommen hat.

Inzwischen war eine interessante Sammlung wohlerwogener Etymologien von Thomas erschienen unter dem Titel: *Mélanges d'étymologies françaises* (Paris 1902), deren Vorrede eine Art sprachwissenschaftliches Glaubensbekenntnis enthält. Es heiſst da u. a.:

Pour échapper à l'erreur, nous avons deux guides très précieux,

[1] Diese Forderung steht im Gegensatz zur herkömmlichen Auffassung, wie sie sich z. B. bei Diez ausspricht. Diez schreibt im Jahre 1853 (*Vorrede zum Etym. Wörterbuch* p. XVII): 'Die Etymologie hat ihre wissenschaftliche Grundlage in der Lautlehre', oder p. XV: 'Die Form bietet dem Etymologen überall den sichersten, von subjektiver Auffassung unabhängigsten Anhalt.' Daſs die Bedeutung einigermaſsen stimmen muſs, ist selbstverständlich. Daſs sie aber eine entscheidende Rolle spielen könnte, scheint für Diez ausgeschlossen zu sein, wenigstens berührt er diesen Punkt mit keinem Wort.

qui sont comme les yeux de l'étymologie: la phonétique et la sémantique.

Bis dahin ist jedermann, auch Schuchardt einverstanden; denn daſs die Etymologie mit einem ihrer Augen schielen könnte, daran denkt niemand! Nun fährt aber Thomas fort:

J'attache un prix particulier au concours de la phonétique; je me suis appliqué à vivre en bon accord avec elle; je la vénère et j'observe ses lois religieusement, denn, sagt er weiter unten, (*ces*) *lois une fois élaborées ont un caractère absolu,* was Schuchardt und viele mit ihm energisch bestreiten.

Mit weniger Wärme spricht er von der Semantik.

La sémantique est inséparable, elle aussi, de la recherche étymologique, ... je ne crois pas cependant qu'elle puisse jouer un rôle aussi actif, aussi décisif, que la phonétique ... à cause de l'extrême fluidité des éléments sur lesquels portent ses spéculations.

Noch deutlicher wird die Stellung der beiden Mächte im Schluſssatz markiert, wo es heiſst:

La sémantique est appelée à rendre de grands services a l'étymologiste; mais il faut qu'il sache la discipliner et lui inspirer l'esprit de subordination vis-à-vis de la phonétique.

Da haben wir's mit unzweifelhafter Deutlichkeit ausgesprochen: der Bedeutungswandel hat bei der Beurteilung einer Etymologie vor dem Lautwandel zurückzutreten.

Diese Schrift samt Vorrede veranlaſst Schuchardt 1902 zu einer vierten (und nicht letzten) Auslassung. *Etymologische Probleme und Prinzipien* heiſst der Artikel (*Ztschr. f. rom. Phil.* XXVI, 385—427). Er bringt nicht viel Neues für uns, die wir hier auf eingehende Diskussion der Beispiele verzichten müssen. Nur eine Stelle sei ihrer Prägnanz wegen erwähnt. Thomas zitierend, sagt Schuchardt: 'Wenn *turbare* die lautliche Prüfung nicht bestehen kann, so ist es tot.' Gewiſs, aber ebenso gewiſs ist **tropare* tot, wenn es die begriffliche Prüfung nicht bestehen kann. — Ob aber die begriffliche Prüfung mit gleicher Sicherheit durchgeführt werden kann wie die lautliche, das sagt uns Schuchardt nicht. Wir werden auf diesen Punkt zurückzukommen haben.

Die Thomassche Theorie von der Unterordnung des Bedeutungswandels widerlegt Schuchardt treffend durch das Beispiel *cousin* 'Vetter' und 'Mücke'. Er sagt: Wenn wir nicht wüſsten, was die beiden *cousin* bedeuten, so würden wir nie und nimmermehr das eine auf *consobrinus,* das andere auf **culicinus* 'Schnake' zurückführen; die Phonetik arbeitet hier unter Oberleitung der Semantik.

Damit freilich gibt Schuchardt seiner eigenen Methode unrecht, die beide, Phonetik und Semantik, gleichstellt.

Schuchardt könnte seinen Artikel und damit seine Polemik mit Thomas nicht besser beschlieſsen, als er es tut, nämlich mit einem Arbeitsprogramm.

Die wissenschaftliche Arbeit hat sich stets zu verjüngen, so ungefähr führt er aus: Was tun, um den Gesetzen des Bedeutungswandels beizukommen? Das Auseinanderweichen der Laute darf die Sprachgeschichte nicht ausfüllen; das Auseinanderweichen der Bedeutungen (und der Ausdrucksweisen) verdient nicht minder eine systematische Betrachtung. Frisch auf denn zur Arbeit, ruft es uns aus seinen Worten zu. Das Feld liegt brach, es ist in doppelter Richtung zu durchpflügen: einmal sind innerhalb der einzelnen Sprachgemeinschaft die Wörter nach Begriffsgruppen zusammenzustellen, um so die gegenseitige Beeinflussung in lautlicher und begrifflicher Hinsicht ermessen zu können, und anderseits sind die Ausdrücke für die gleichen Begriffe in den verschiedenen Idiomen zu sammeln, um so für die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines vorgeschlagenen Bedeutungswandels einen Maſsstab zu bekommen.

Dieser Vorschlag deckt sich auffallend mit dem, was Brugmann sieben Jahre vorher gesagt hat (*Idg. Forsch.* V [1895], Anz. S. 17). Brugmann äuſsert sich etwa folgendermaſsen: 'Eine systematische Bearbeitung der Bedeutungslehre ... ist notwendig für die gedeihliche Weiterentwickelung der wissenschaftlichen ... Etymologien.' Und weiter unten: 'Durch semasiologische Untersuchungen (nach Begriffsgruppen) gewinnt der Etymologe nicht nur Kriterien zur Entscheidung über Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit von vorliegenden Versuchen, sondern solche Forschungen haben auch heuristischen Wert für die Auffindung der Grundbedeutung der Wörter.'

Beide Gelehrten kommen so in ganz verschiedenem Zusammenhang zum gleichen Schluſs: nur eine systematische Behandlung des Bedeutungswandels kann zur gewünschten Sicherheit im Urteil führen.

Was sagen nun die französischen Gelehrten zu diesem versöhnlichen Ausblick in die Zukunft?

Thomas (*Rom.* XXXI, 625 ff.) lenkt etwas ein. Auf die 62 Seiten der '*Etymologischen Prinzipien*' Schuchardts antwortet er mit einer halben Seite, auf der er die prinzipielle Forderung Schuchardts mit den Worten abtut: *des considérations bonnes à méditer!* — G. Paris beschränkt sich auf die Diskussion des Bedeutungswandels von *turbare*. In einer späteren Notiz (*Rom.* XXXI, 646) bekennt er Farbe; er steht auf dem Standpunkte, den Thomas in seiner Vorrede einnimmt. Die Semantik wirkt wie ein heimtückischer Sirenengesang. '*On doit souvent,*' sagt er, '*boucher ses oreilles aux plus séduisantes propositions de la sémantique.*

Was von da an noch hüben und drüben geschrieben wird, ist für uns belangloses Nachspiel. Schuchardt wundert sich über die 'starre Einseitigkeit' von G. Paris (*Zeitschr. f. rom. Phil.* XXVII, 97), und darauf folgen ein paar rein referierende Zeilen in der *Romania* (XXXII, 5) über den Artikel Schuchardts.

So endet der mit einem stattlichen Bande begonnene Prinzipienkampf in ein paar Einzelbemerkungen.

Wir haben einem 'richtigen Gelehrtenstreit' beigewohnt, bei dem es nicht ohne Menschlichkeiten abging. Er hat auch das Typische an sich, daſs, wenn auch der Streit selber fertig ist, die Streitfrage deshalb noch lange nicht zum Abschluſs gekommen ist.

Koordination oder Subordination der Semantik? so tönt es durch die ganze Polemik hindurch. Der deutsche Gelehrte verlangt gebieterisch das erstere, die französischen das letztere. Wer hat recht? Bis jetzt hat meines Wissens niemand direkt zur Schuchardtschen Alternative Stellung genommen. So wollen wir denn unserseits eine Lösung versuchen.

Ich sagte vorhin absichtlich zur Schuchardtschen Alternative, denn er, nicht Thomas, hat sie aufgestellt. Thomas hat sich erst auf das Drängen seines Gegners hin über das Rangverhältnis geäuſsert, mehr 'der Not gehorchend als dem eigenen Triebe'.

Bevor wir uns für Koordination oder für Subordination entscheiden, muſs die Vorfrage gestattet sein, ob überhaupt Phonetik und Semantik Dinge seien, die unbedingt in einem Rangverhältnis stehen müssen.

Vergessen wir nicht, daſs Phonetik und Semantik Sammelnamen sind für alle diejenigen Argumente, die der Etymologe der Lautgeschichte und der Bedeutungsgeschichte entnimmt. Besteht ein Rangverhältnis, z. B. das der Subordination, so heiſst das im konkreten Falle: jedes lautliche Argument hat von vornherein mehr Beweiskraft als das begriffliche. Anders kann ich mir die Unterordnung nicht vorstellen.

Greifen wir auf *captivus* zurück. Das Palatalisierungsgesetz — *k* zu *ch* — ist eins der wichtigsten Lautargumente, wenn bewiesen werden soll, daſs *chétif* auf *captivus* zurückgeht. Halten wir daneben ein begriffliches Argument: z. B. daſs Gefangene meist elend dran sind. Wer möchte hier entscheiden, ob das lautliche Argument stärker, gleich stark oder weniger stark ins Gewicht falle als das begriffliche? Denn hätten wir statt *chétif* z. B. **pétif*, so käme *captivus* ebensowenig in Betracht, wie wenn es nicht wahr wäre, daſs Gefangene meist elend dran sind. Stellen wir aber dem Palatalisierungsgesetz eine andere semasiologische Tatsache gegenüber, z. B. daſs *chétif* noch im Altfranzösischen 'gefangen' heiſst, so wird man zugeben müssen, daſs dieses letztere Argument seinem lautlichen Partner an Beweiskraft erheblich nachsteht. Denn wäre uns auch zufälligerweise diese altfranzösische Bedeutung nicht überliefert, wir würden doch an *captivus* festhalten.

Anders liegen die Dinge bei *ambulare* — *aller*. Da erscheinen alle lautlichen Bedenken untergeordneter Art vor der einen groſsen Tatsache, daſs *ambulare* annähernd die gleiche Bedeutung hat wie das Verbum für 'gehen' in den romanischen Sprachen. Da hat die

Phonetik zu schweigen vor der Allgewalt der Semantik, ein einziges begriffliches Argument kann hier die bestbelegten Lautgesetze übertönen. Also nicht mehr Koordination, sondern Subordination, nur im umgekehrten Sinne.

Ist auch Thomas mit *aller* aus *ambulare* nicht einverstanden, so ist er es doch mit dem schon berührten *cousin* aus *consobrinus*, wo Schuchardt ausdrücklich die Oberleitung der Semantik feststellt.

Aber auch die starke Betonung des Begrifflichen hat ihre Gefahren. So sagt Bréal (*Op. cit.* p. 165): ... *l'allemand elf, zwölf doit cacher le nom de nombre 'dix' dans ton lf final,* goth. *lif. Quelque difficulté qu'on puisse avoir avec la phonétique en presence de l'équation taihun = lif, je penche a priori pour l'affirmative, en vertu d'une certitude qui a bien sa valeur aussi, la certitude mathématique.* Bréal hat zwar mathematisch richtig gerechnet, aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die moderne Forschung weiſs nichts von einer Bedeutung 'zehn'; zu einem sicheren Grundwort ist sie allerdings auch nicht gekommen. Das *Schweiz. Idiotikon* (I, 283) sieht in dem *lif* den Stamm von mhd. *beliben* 'bleiben', *elf* wäre somit = eins bleibt noch, eins noch übrig (von den zehn, über die man bereits hinweggezählt hat). Eine onomasiologische Studie über die Zahlwörter könnte hierüber Aufklärung bringen.

Wir sehen, daſs das Verhältnis der beiden Argumentationen kein konstantes ist; bald sind die lautlichen Gründe stichhaltiger, bald die begrifflichen, einen absoluten Maſsstab für beide gibt es nicht, somit auch kein absolutes Rangverhältnis.

Es möchte sich damit ähnlich verhalten wie bei der pädagogischen Streitfrage, ob die körperliche Ausbildung wichtiger sei als die geistige. Wer wollte darauf ohne konkrete Vorlage antworten? Fragt man aber, was einem englischen Sportsman oder einem überarbeiteten Gymnasiasten not tue, so wird man sofort jenem die geistige, diesem die körperliche Betätigung anempfehlen.

Wenn nun wirklich zwischen Phonetik und Semantik kein Rangverhältnis besteht und sowohl die Thomassche Subordination als die Schuchardtsche Koordination illusorisch sind, worin besteht dann eigentlich die Differenz zwischen beiden?

Wir müssen hier unterscheiden zwischen Theorie und Praxis. Theoretisch stehen Thomas und Schuchardt weit auseinander, praktisch stehen sie sich viel näher. Wenn die etymologische Arbeit mit dem Betrieb eines Bergwerks verglichen werden darf, so stehen sie beide seit langen Jahren in den untersten Stollen und dort wieder in den vordersten Reihen. Ihre Funde sind mit Erfolg gekrönt, ihre etymologische Kunst wird allgemein anerkannt. Wie wäre es denkbar, daſs beiden zugestimmt würde, wenn der eine von ihnen auf ganz falscher Fährte wandelte? Die Übereinstimmung im Urteil der Fachgenossen deutet an, daſs ihre Methode im ganzen und groſsen dieselbe ist. Ihre Divergenz in der Theorie tritt nur in einzelnen

Fällen zutage, wie z. B. bei den vielbesprochenen Verben *turbare* und *ambulare*, wo man auch ohne prinzipielle Gegensätze in guten Treuen verschiedener Meinung sein kann.

Es wäre psychologisch interessant, zu wissen, ob die Theorie bestimmten Etymologien ihren Ursprung verdankt bezw. ihnen zuliebe erfunden worden ist, oder ob sie durch bloſse logische Deduktion entstanden ist.

Eins sehen wir deutlich aus dem Verlaufe der Polemik: Schuchardt ist der alleinige Urheber der Streitfrage. Thomas wird fast gegen seinen Willen zu einem Bekenntnis gedrängt. So wird aus dem linguistischen Problem ein psychologisches.

Die Polemik hat zwischen Thomas und Schuchardt eine Kluft geschaffen, die bei näherer Betrachtung auf einen Gradunterschied hinausläuft: Thomas legt mehr Gewicht auf das Lautliche, Schuchardt mehr auf das Begriffliche. Diese Divergenz kann keine wesentliche genannt werden.

Wie kommen aber die beiden Gelehrten dazu, eine so schroffe Alternative wie Subordination oder Koordination aufzustellen?

Mir scheint, sie gehen von verschiedenen Voraussetzungen aus: Schuchardt erscheint Thomas gegenüber als Idealist, ihm schwebt ein Wortmaterial vor, das räumlich und zeitlich lückenlos ist und bereits lautlich und begrifflich verarbeitet vor ihm liegt. Diesem Idealzustande hat er seine Methode angepaſst, und da gilt ohne jeden Zweifel der Satz: eine Etymologie hat nicht nur den Lautgesetzen, sondern auch den Bedeutungsgesetzen zu genügen.

Diese in die Zukunft blickende Auffassung liegt Thomas fern. Er treibt Realpolitik, wenn ich so sagen darf; er sagt als praktischer Etymologe: beim gegenwärtigen Stande der Forschung sind die Lautgesetze ein zuverlässigerer Führer als die uns noch so wenig bekannten Bedeutungsgesetze. Er huldigt dem Grundsatz: 'Das Bessere ist der Feind des Guten'. Bis jetzt sind wir mit der lautlichen Methode nicht übel gefahren, wie leicht könnten wir in der elastischen Welt der Begriffe auf Abwege geraten?

Mit anderen Worten: Schuchardt stellt ein ideales Postulat auf, Thomas ein reales. Aber indem die Thomassche Forderung der Wirklichkeit angepaſst ist, hört sie eigentlich auf, eine Forderung zu sein. *Summa summarum*: Schuchardt sagt, was man tun sollte, Thomas sagt, was man tut. Schuchardt empfindet einen Mangel, Thomas nicht. Schuchardt strebt höher, Thomas bleibt stehen. Wir werden nicht zögern, uns dem Höherstrebenden anzuschlieſsen.

Die Vorliebe Schuchardts für das Begriffliche hat noch einen anderen Grund. Jeder Linguist kennt seine skeptische Haltung den 'Lautgesetzen' gegenüber. Sie zeigt sich äuſserlich darin, daſs er das Wort 'Lautgesetze' gern unter Anführungszeichen setzt. Die Kritik hat seinen Zweifeln im groſsen und ganzen recht geben müssen.

Nun geht es ihm, wie es schon manchem skeptisch veranlagten

Idealisten gegangen ist, der den Glauben verloren hat. Er wirft sich mit jugendlichem Eifer auf ein neues Gebiet, in der Hoffnung, hier einen Ersatz für das Verlorene zu finden. Die Enttäuschung, die ihm die Lautgesetze gebracht haben, sucht er durch das Studium der begrifflichen Vorgänge allmählich auszumerzen.

Ganz anders denkt Thomas: während Schuchardt eine Schrift verfaſst gegen die Ausnahmslosigkeit der gefundenen Lautgesetze, beteuert uns Thomas in seiner Vorrede, daſs er als Etymologe diese Lautgesetze verehre und sie gewissenhaft beobachte (*je vénère* [*la phonétique*] *et j'observe ses lois religieusement*). Wer von einer Sache dergestalt erfüllt ist, ist begreiflicherweise weniger geneigt, sich für eine andere begeistern zu lassen.

Versuchen wir zum Schluſs das Gesagte zusammenzufassen, so können wir etwa sagen: was die drei Sprachvergleicher Bréal, Brugmann und Osthoff mehr gelegentlich betont haben, das hat Schuchardt in die Form eines kategorischen Imperativs gekleidet, der da lautet: die etymologische Forschung hat ebensogut mit der Gesetzmäſsigkeit des Bedeutungswandels zu rechnen, wie sie es bisher mit derjenigen des Lautwandels getan hat.

Dieser seiner Mahnung hat Schuchardt die Tat folgen lassen. Seine unter diesem neuen Gesichtspunkte durchgeführten Untersuchungen haben fast allgemein Anerkennung gefunden.

Wenn sein Fachgenosse Thomas jene idealistisch gedachte Forderung nicht anzuerkennen vermag, so scheinen ihn zwei Dinge davon abzuhalten; einerseits die Rücksicht auf das gegenwärtig Erreichbare und anderseits das groſse Vertrauen in die Verwertbarkeit der Lautgesetze. Jene Rücksicht ist gewiſs praktisch berechtigt, sein groſses Vertrauen in die Lautgesetze aber halten wir für gefährlich.

Wenn wir auch zugeben müssen, daſs beim jetzigen Stand der Forschung die Lautgesetze im allgemeinen immerhin noch die zuverlässigeren Ratgeber sind, so schlieſsen wir uns mit voller Zuversicht der Schuchardtschen These an, soweit sie eine von der Gegenwart absehende, ideale Forderung aufstellt, die zu ihrer Verwirklichung einer vorbereitenden Periode bedarf.

Über die Vorarbeiten zum Ausbau einer semasiologischen Wissenschaft lieſse sich ein ganzes Buch schreiben. Ich muſs es mir versagen, näher darauf einzugehen. Nur eins sei bemerkt: es sind bereits deutliche Ansätze vorhanden, indem der eine Hauptteil des Schuchardtschen Arbeitsprogramms schon in Angriff genommen worden ist, ja sich schon einen eigenen Namen zugelegt hat, ich meine die *Lehre von der Begriffsbezeichnung* oder die Onomasiologie, wie sie Zauner (*Die romanischen Namen der Körperteile* in *Rom. Studien* 1902) treffend genannt hat. Die Grundlage jeder onomasiologischen Studie ist die: wie wird ein gegebener Begriff in verschiedenen Sprachen und Dialekten ausgedrückt?

Unter diesem Gesichtspunkte sind bereits einige Begriffsgruppen und viele Einzelbegriffe untersucht worden: so im weitesten Umfange die Verwandtschaftsnamen, nämlich auf indogermanischem, romanischem und deutschem Sprachgebiet, dann im Romanischen allein die Körperteile, die Jahreszeiten und die Monate. An Einzelbegriffen seien beispielsweise erwähnt: das Wiesel, die Fledermaus, der Haspel, das Alpdrücken in romanischen Dialekten u. v. a.

Die reichhaltigste Ausbeute dieser Art bietet der gegenwärtig erscheinende Dialektatlas Frankreichs, der *Atlas linguistique de la France* von Gilliéron und Edmond.

Statt Ihnen die romanische Sprachwissenschaft im Sonntagsgewande positiver Ergebnisse vorzustellen, habe ich es vorgezogen, Sie in eine der Werkstätten romanistischen Schaffens einzuführen. Sollten Sie dabei den Eindruck erhalten haben, als sei diese etymologische Werkstätte eine Art Versuchslaboratorium, so haben Sie nicht ganz unrecht, denn es hat in der Tat mit der Etymologie seine besondere Bewandtnis. Sie ist von allen Betätigungen des Linguisten diejenige, bei der das subjektive Empfinden des Forschers am ehesten zum Durchbruch kommt.

So vollständig auch unsere Nachschlagewerke sein mögen, so sicher unsere Methode scheint — unser Suchen und Tasten nach der Wahrheit mahnt uns immer wieder daran, dafs die Etymologie nicht ein Handwerk, sondern eine Kunst ist.

Wissen und Methode sind unentbehrliche Vorbedingung, aber es braucht dazu noch Eigenschaften, die oft von der Wissenschaft unterschätzt werden: es braucht Findigkeit und Phantasie. Wem die Natur die glücklichen Einfälle versagt hat, der wird es auf etymologischem Gebiete schwerlich zum Meister bringen.

Jeder Etymologe ist einem Dichter vergleichbar, dem das Ideal eines Reimwortes so lange im Kopfe herumgeht, bis ein erlösender Genius ihm das Gesuchte auf die Zunge legt. Beide, Dichter und Etymologe, sind Wortsucher, die darauf bedacht sein müssen, dafs Form und Inhalt sich harmonisch ineinander fügen. Was sie so finden, ist jeweilen eine schöpferische Tat, und wie der Dichter zu seinen Schöpfungen in ein persönliches Verhältnis tritt, so mischt sich auch oft in die wissenschaftliche Forschung des Etymologen ein subjektives Element, das ihn daran erinnert, dafs die Sprache nicht, wie Tier, Pflanze und Stein, der Aufsenwelt angehört, sondern dafs sein Untersuchungsobjekt aufs engste mit seinem geistigen Organismus verwachsen ist.

Basel. E. Tappolet.

Beiträge zur französischen Stilistik und Syntax.

(Vgl. Archiv CV, 48 f.)

IV.

Ich habe Archiv CV, 48 f. von einer im Deutschen recht häufigen Art von Satzverbindung gesprochen, in der einem Subjekte drei verschiedene Prädikate beigelegt werden, und festgestellt, daſs die fast regelmäſsige Form solcher Sätze mit dreigliederigem Prädikat im Deutschen ist: Sie plünderten die Dörfer, stiegen wieder auf ihre Pferde und schleppten die Beute in die Wüste hinein, d. h. das Prädikat enthält drei Glieder, die gleichförmig nebengeordnet sind, wobei dann das dritte Glied mit 'und' an die beiden vorhergehenden gefügt wird. Ich habe dann weiter darzutun versucht, daſs eine der entsprechenden typischen Formen dieser Sätze im Französischen ist: ils pillaient les villages, et remontant sur leurs chevaux, emportaient leur butin dans le fond du désert, d. h. das mittlere Glied ist in Gestalt eines appositiven Partizipiums eine bloſse Satzbestimmung geworden, das Prädikat ist also nicht dreigliederig, sondern nur doppelgliederig, und das et steht gleich nach dem ersten Gliede.

Es lag mir nun daran festzustellen, ob auch der deutsche dreigliederige Nebensatz im Französischen ebenso häufig in der gekennzeichneten Form auftrete wie der dreigliederige Hauptsatz; und da muſs ich bekennen, daſs ich ihr in diesem Falle überhaupt noch nicht begegnet bin. Nebensätze mit dreigliederigem Prädikat sind ja naturgemäſs nicht so häufig wie die entsprechend gebauten Hauptsätze, aber sie finden sich doch auch. Dann entspricht entweder, wie ja nicht selten auch im Hauptsatze, die französische Aussageform der deutschen, z. B. *pendant que la tante sautait, tournait autour de nous et criait: vive le roi,* Erckmann-Chatrian, *Waterloo,* oder aber es wird nunmehr das erste (nicht das zweite) Glied appositive Satzbestimmung in Form eines Partizipialsatzes; von den beiden anderen Gliedern ist entweder das erste dem letzten Gliede nebengeordnet und mit ihm durch 'et' verbunden, oder es tritt gleichfalls als Partizipialsatz auf, so daſs nur noch das letzte Glied ein Verbum finitum enthält. Wir denken uns folgenden deutschen Satz: Einmal war es der junge Graf von Chalais, *welcher dem geheimen Wunsche dieses Fürsten nachgab, gegen das Leben Richelieus konspirierte und*

auf einem Schafott umkam. Dieser Satz heifst bei Lamé-Fleury, *Histoire de France*: ... Tantôt c'était le jeune comte de Chalais ... *qui, cédant au désir secret de ce prince, conspirait contre la vie de Richelieu et périssait sur un échafaud.* Oder ich habe folgenden deutschen Satz: Murad Bei schleuderte auf diese lebenden Zitadellen 1000—1200 unerschrockene Reiter, *die unter lautem Geschrei vorsprengten, ihre Pistolen abschossen und sich dann auf die Front der Karrees stürzten.* Er heifst bei Thiers, *Egyptische Expedition,* Weidmannsche Sammlung, 4. Aufl., S. 51: Murad Bey lança sur ces citadelles vivantes mille à douze cents cavaliers intrépides, *qui, se précipitant à grands cris, déchargeant leurs pistolets, vinrent se jeter sur le front des carrés.*

Ein Satz der ersten Form würde noch folgender sein, der ebenfalls aus Lamé-Fleury, *Histoire de France,* entnommen ist: Mais voyant s'avancer le connétable de Bourbon *qui, brouillé avec le roi de France, était sorti du royaume et avait embrassé le parti de ses ennemis;* ein Satz der zweiten Form aber folgende Verse aus V. Hugos *L'Expiation* (Engwer, Anthologie des Poètes Français, Velh. u. Klas., S. 93, 23):

> La Déroute — — — — — — — —
> *Qui, pâle, épouvantant les plus fiers bataillons,*
> *Changeant subitement les drapeaux en haillons ...*
> *Se lève grandissante au milieu des armées.*

Wenn nun im Nebensatze mit dreigliederigem Prädikat die eben besprochene Satzform eher beliebt wird als die, welche wir als besonders gebräuchlich für den Hauptsatz mit dreigliederigem Prädikat kennen gelernt haben, so geschieht das nach meiner Ansicht unter Einflufs der französischen Aussageform, die dem deutschen Nebensatze mit zweigliederigem Prädikat entspricht. Wir kommen damit zu einer weiteren typischen Art von Satzverbindung im Französischen. Es heifst Racine, Britannicus, V. 17:

> *Vous qui déshéritant le fils de Claudius*
> *Avez nommé César l'heureux Domitius.*

Wir würden sagen: *Du, die du den Sohn des Claudius um sein Erbe gebracht und den glücklichen Domitius zum Cäsar ernannt hast.*

Es heifst bei Erckmann-Chatrian, *Histoire d'un Conscrit*: Le vent secouait les peupliers, *dont les feuilles jaunes, voltigeant autour de nous, annonçaient l'hiver.* Wir würden sagen: Der Wind schüttelte die Pappeln, *deren gelbe Blätter um uns herum flatterten und den Winter ankündigten.*

Es liefsen sich leicht Hunderte solcher Beispiele anführen. Es ist dabei ganz gleich, ob der Nebensatz von einem Bindewort oder von einem rückbezüglichen Fürwort eingeleitet wird, ob wir es also mit einem Konjunktionalnebensatz oder mit einem Re-

lativnebensatz zu tun haben. Eine Auswahl von Beispielen wird ausreichen.

Fangen wir mit dem allgemeinsten Bindewort an, mit que (daſs). Mais crains *que l'avenir détruisant le passé Il ne finisse ainsi qu'Auguste a commencé,* Racine, Brit. V. 33; Bonaparte soutenait *que l'entreprise d'Egypte, étant tout à fait imprévue, ne rencontrerait point d'obstacles,* Thiers, S. 14; Il vit *que l'artillerie, n'étant pas sur affût de campagne, ne pourrait se porter dans la pleine,* eb. S. 55 (kurz vorher [S. 53] war derselbe Gedanke bei relativischer Verknüpfung folgendermaſsen ausgesprochen worden: des batteries immobiles, *dont les pièces, n'étant pas sur affût de campagne, ne pouvaient être déplacées*); Les lettres qu'il écrivait étaient si désolées *que Cicéron, oubliant qu'il avait éprouvé les mêmes regrets pendant son exil, lui reprochait doucement ce qu'il appelait ses sottises* ('daſs Cicero vergaſs und ihm vorwarf'), Boissier, Cicéron et ses Amis,[1] S. 246; On nous avait prévenus *que M. Thiers, mettant au service du gouvernement nouveau sa longue expérience et sa grande autorité, était parti pour porter des propositions aux divers cabinets,* Sarcey, Siège de Paris.

Nach si. Cher ami, *si mon père un jour désabusé Plaint le malheur d'un fils faussement accusé,* Rac., Phèdre V, 4; Qui voudrait passer sa vie en de stériles contemplations, *si chacun, ne consultant que les devoirs de l'homme et les besoins de la nature, n'avait de temps que pour la patrie, pour les malheureux et pour ses amis,* J.-J. Rousseau, Emile; S'il avait dès l'abord tenu un langage ferme, ou *si, se fiant au bon sens de la population parisienne, il avait tout de suite accordé les élections, nous n'aurions pas vu les scènes attristantes qui nous restent à conter,* Sarcey, Siège de Paris, usw.

Nach lorsque und quand. Les noces du jeune Henri avec Marguerite de Valois étaient près de se conclure, *lorsque la reine Jeanne d'Albret, atteinte d'un mal subit et inconnu, expira en peu d'instants entre les bras de son fils inconsolable,* Lamé-Fleury, Histoire de France; Quelques-uns parlaient déjà de prendre la fuite, *lorsque Henri, reparaissant tout couvert de poussière, leur cria ...,* eb.; Quelques années auparavant, Caton venait de leur rendre un éclatant hommage, *lorsque, ne sachant à qui se fier, il l'avait chargé de recueillir et de porter à Rome le trésor du roi de Chypre,* Boissier, Cic. et ses Am., S. 334; Et *quand un membre de la gauche, impatienté de ce silence, s'avisait de demander à la Chambre quelques renseignements plus positifs,* Sarcey, eb.

Nach parce que. 'En fait de récits de bataille, lui dit-il, je me fie surtout aux plus peureux'; probablement *parce que, s'étant tenus loin du combat, ils en ont mieux pu voir l'ensemble,* Boissier, Cic. et ses Am., S. 247, usw.

---

[1] Paris, Hachette, 9. Aufl., 1892.

Man sieht, daſs das appositive Partizipium sich immer an das Subjekt anlehnt. Damit hängt denn wohl zusammen, daſs sich die besprochene Satzform besonders häufig nach dem relativen Nominativ 'qui' findet, in Fällen also wie: Il voulait s'emparer de cette île *qui, commandant la navigation de la Méditerranée, devenait importante pour l'Egypte,* Thiers, S. 26. Thiers ist eben auch im Satzbau der Nationalfranzose par excellence.

Wenn das Prädikat nicht ein Geschehen, sondern ein Sein ausdrückt, so tritt an Stelle des Partizipiums natürlich ein Adjektiv, z. B. an Stelle von *oubliant* ein *oublieux.* Auch hierfür einige Beispiele: Est-ce *qu'oublieuse de sa naissance et de son rang, elle partagerait la passion qu'elle inspire,* Sandeau, Melle de la Seiglière III, 1; Ils frappèrent à coups redoublés sur des esprits déjà émus *qui, mécontents des choses et d'eux-mêmes ..., ne savaient à qui s'en prendre* (die unzufrieden waren und nicht wuſsten), Sarcey, Siège de Paris, usw.

Um zu zeigen, wie häufig die besprochene Satzform überhaupt ist, will ich die Beispiele zusammenstellen, die mir allein in Racines Brit. aufgestoſsen sind.

V. 17. *Vous qui déshéritant le fils de Claudius*
Avez nommé César l'heureux Domitius.
V. 33. Mais crains *que l'avenir détruisant le passé*
Il ne finisse ainsi qu'Auguste a commencé.
V. 43. Que m'importe, après tout, *que Néron plus fidèle*
D'une longue vertu laisse un jour le modèle.
V. 297. Sans doute on ne veut pas *que mêlant nos douleurs*
Nous nous aidions l'un l'autre à porter nos malheurs.
V. 1073. Souffrez *que de vos cœurs rapprochant les liens,*
Je me cache à vos yeux, et me dérobe aux siens.
V. 1149. C'est alors *que chacun, rappelant le passé,*
Découvrit mon dessein déjà trop avancé.
V. 1430. Sur les pas des tyrans veux-tu que je m'engage,
Et *que Rome, effaçant tant de titres d'honneur,*
Me laisse pour tous noms celui d'empoisonneur?

Die beiden Glieder, die im Deutschen einander nebengeordnet, im Französischen mit Vorliebe einander untergeordnet auftreten, stehen in den einzelnen Aussagen dieser Art nicht immer im gleichen inneren Verhältnis zueinander. Hinsichtlich ihres inneren, logischen Verhältnisses nun lassen sich vor allem folgende Hauptfälle feststellen: 1) die beiden Glieder sind auch dem Gedanken nach nebengeordnet; 2) das durch das zweite Zeitwort ausgesagte Geschehen liegt zeitlich nach dem Geschehen des ersten Gliedes; 3) das erste Glied drückt inhaltlich die Begründung zu dem im zweiten Gliede ausgesagten Geschehen aus.

Im ersten Falle sagen wir einfach 'und', im zweiten 'und nun', 'und dann', im dritten 'und so', 'und daher'. Beispiele zu 1: ce gouvernement *qui ramassant un pouvoir tombé à terre, avait usurpé la redoutable mission de réparer tant de malheurs* (welche

... aufgerafft und gewaltsam die furchtbare Aufgabe übernommen hatte), Sarcey, Siège de Paris; oder: Le roi consentit à le livrer à des juges *qui, lui appliquant toute la rigueur des lois, le condamnèrent à mort,* Lamé-Fleury, Histoire de France; zu 2: D'un côté sont les dissipateurs *qui, ayant consumé leur patrimoine, ne peuvent souffrir ceux qui en ont un* (... und nun ...), Taine, Origines de la France Contemporaine; oder: Et en effet ces soldats sont les mêmes *qui, mourant de faim à Dyrrhachium, déclaraient qu'ils mangeraient l'écorce des arbres plutôt que de laisser échapper Pompée,* Boissier a. a. O., S. 256; zu 3: Il voulait s'emparer de cette île, *qui, commandant la navigation de la Méditerranée, devenait importante pour l'Egypte* (... und daher ...), Thiers, S. 26; oder: il lui refusait le miri, c'est-à-dire l'impôt foncier, *qui, représentant le droit de la conquête, appartenait à la Porte,* eb. S. 43.

Hierzu ist noch folgendes zu bemerken: Soll ausdrücklich hervorgehoben werden, dafs das erste Geschehen dem zweiten vorangeht, so wird es lieber mit *après avoir* ... untergeordnet, z. B. M. Ducrot était un général *qui, après avoir été fait prisonnier à Sedan, avait eu le bonheur de s'échapper,* Sarcey, Siège de Paris. Soll aber die Gleichzeitigkeit des zweifachen Geschehens betont werden, so wird das erste Geschehen nicht durch das Partizipium, sondern das Gerundium mit en ausgedrückt, das noch durch tout verstärkt werden kann (... und dabei ...), z. B.: on se relève à ses propres yeux *quand, en se confessant, on croit confesser le genre humain,* Taine, eb.; Les cafés ... débordaient de consommateurs *qui, tout en buvant des liqueurs, suivaient des yeux cette scène inouïe,* Sarcey, eb., usw.

Nicht selten auch gibt bei dieser Aussageform das erste Geschehen das Mittel an, durch welches das im zweiten ausgedrückte Geschehen erst möglich wird. Dann ist die normale deutsche Aussageform ... und dadurch ..., z. B.: L'humanité y avait moins de part que l'intérêt bien entendu, *qui, en s'imposant quelque retenue dans le présent, ménage l'avenir,* Boissier, S. 334, usw.

Ich brauche wohl nicht erst zu bemerken, dafs auch die deutsche Satzform dem Französischen durchaus nicht fremd ist und sich Sätze wie: Aucun remords n'atteint plus l'âme *qui érige sa barbarie en patriotisme et se fait des devoirs de ses attentats* nicht gerade selten finden. Aber es steht doch fest, dafs dem Französischen, dank der Tatsache, dafs sein System von Partizipien sich volle Lebenskraft erhalten hat, noch eine weitere Ausdrucksweise zur Verfügung steht, die durch Flufs, Lebendigkeit und Klarheit ausgezeichnet ist. Dagegen nimmt sich die andere Formgebung des Gedankens, die dem Deutschen zu Gebote steht, ungeschickt aus, ich meine die, wonach das erste Glied als attributive Bestimmung vor das Hauptwort gesetzt wird, also z. B. anstatt zu sagen: Und als ein Mitglied der Linken über dieses Schweigen *unge-*

duldig wurde und sich einfallen liefs, die Kammer um bestimmtere Auskunft zu bitten, zu sagen: '*Und als ein über dieses Schweigen ungeduldig gewordenes Mitglied der Linken sich einfallen liefs, ...*' (franz.: *Et quand un membre de la gauche, impatienté de ce silence, s'avisait de demander à la Chambre des renseignements plus positifs*).

Ich will zum Schlusse die Gelegenheit benutzen, um noch auf einen anderen Fall hinzuweisen, in dem der deutschen Nebenordnung zweier Satzglieder im Französischen häufig subordinierende Ausdrucksweise gegenübersteht, und zwar dieselbe subordinierende Ausdrucksweise, die schon aus dem Lateinischen bekannt ist, hier allerdings von den Lehrbüchern der Stilistik als für Hauptsätze geltend angeführt wird. Wenn wir sagen: Aristides *war zwar verbannt, aber er nahm doch* an der Schlacht bei Salamis teil, so kann dieser Satz im Lateinischen folgende Form annehmen: Aristides, *obgleich er verbannt war, nahm er doch* an der Schlacht bei S. teil, d. h. mit quamquam ... tamen gebildet werden; s. Nägelsbach, Latein. Stilistik, 8. Aufl., S. 624. Damit vergleiche man französische Sätze wie: Murad-Bey, *qui, quoique sans instruction, était doué d'un grand caractère et d'un coup d'œil pénétrant,* devina sur-le-champ l'intention de son adversaire, Thiers, eb. S. 56; und: Cicéron avait bien prévu que, quoique César en écrivant ses Commentaires n'annonçât d'autre prétention que de préparer des matériaux pour l'histoire, la perfection de cet ouvrage empêcherait les gens sensés de le recommencer, Boissier, eb. S. 255, usw.

V.

Archiv CV, 55 ff. hatte ich auseinandergesetzt, dafs der Franzose einen Satz von folgender Bauart: 'Wenn Sie wüfsten, welchen Schmerz Sie mir bereiten', gern in folgender Form ausspricht: *Si vous saviez le mal que vous me faites.* D. h., im Gegensatz zum Deutschen und noch mehr zum Lateinischen mit seinem 'novi qua via ad felicitatem perveniatur' (s. Nägelsbach a. a. O., S. 171) stellt der Franzose aus einem indirekten Fragesatz mit dem adjektivischen 'welcher' als Fragewort das zu 'welcher' gehörige Substantiv heraus und macht dieses zum Objekt des Zeitwortes des Denkens und Sagens, zu welchem im Deutschen (und im Lateinischen) der indirekte Fragesatz als Objektsatz gehört, wodurch dann der Fragesatz ein auf dieses Objekt bezüglicher Relativsatz wird. An Stelle also zu sagen: 'Er sieht, in welchem Zustande wir sind', sagt der Franzose gern: Er sieht den Zustand, in welchem wir sind.

Ich sagte mir nun von vornherein folgendes: Wenn die französische Sprache wirklich die Neigung hat, sich solchergestalt auszudrücken, so mufs sich das auch zeigen in solchen abhängigen Fragesätzen, die im Deutschen mit 'was alles' anfangen, d. h. in solchen abhängigen Fragesätzen, in welchen von dem neutralen

substantivischen Frageworte 'was' das neutrale, ursprünglich genetivische 'alles' abhängt. Es mufs im Französischen also auch hier 'alles' als Objekt zum Zeitwort des Obersatzes treten und was' als Relativum darauf bezogen werden können. Mit anderen Worten: Ein Satz von folgender Bauart 'Ich habe vergessen, was er alles versprochen hat' mufs im Französischen in folgender Form auftreten können: 'Ich habe alles vergessen, was er versprochen hat', *j'ai oublié tout ce qu'il a promis.*

Und so ist es auch wirklich. In Racines Britannicus fragt V. 1022 Brit. seine Junie: *Et savez-vous pour moi tout ce que vous quittez?* Dem ganzen Zusammenhange nach kann das nichts anderes heifsen als: Weifst du auch, *was du alles* für mich hingeben willst? Ebenso liegt die Sache V. 1464, wo Narcisse zu Néron sagt: Quoi donc? *ignorez-vous tout ce qu'ils osent dire?* Was? Weifst du denn nicht, was sie alles zu sagen sich herausnehmen? Tout ce que heifst was ... alles auch an folgenden Stellen von Rostans L'Aiglon (I, 1): On ne peut *pas savoir tout ce qu'on perd;* (II, 2) J'admire ce 'mais'; *Sentez-vous tout ce que ce 'mais' veut dire?* Aus der Prosa führe ich folgende Stellen an: *Vous êtes-vous quelquefois demandé tout ce que ce titre de grand professeur dramatique suppose* de qualités contradictoires? Legouvé, L'Art de Lecture, S. 213; Qui *ne sentirait tout ce que cette succession de termes, éloignement, organe, instrument, mis en relief par les vers donnent de force et je dirai volontiers de noblesse au dernier* vers, eb. S. 221; Corneille *ne nous dit rien de tout ce qu'on peut dire* pour la défense de ce rôle, L. Petit de Julleville, Einleitung zum Cid, Paris, Hachette, 10. Aufl., S. 43.

Es ergibt sich nun die bemerkenswerte Erscheinung, dafs tout ce qui, tout ce que vom deutschen Standpunkte aus gesehen doppeldeutig ist, dafs es heifsen kann: 'alles, was' und 'was alles'. Offenbar ist der Sinn nicht ganz derselbe. Wenn ich sage: 'Ich werde dir alles sagen, was ich weifs', so kann dies 'alles' an und für sich wenig sein; aber dieses Wenige werde ich ohne Rest sagen. Wenn ich aber sage: 'Ich weifs nicht mehr, was er alles gesagt hat', so liegt in dieser Ausdrucksweise unter allen Umständen die Vorstellung einbeschlossen, dafs 'er' recht viel, eigentlich zu viel gesagt habe. Ich erinnere hier an eine andere französische doppelsinnige Satzform, in der tout eine Rolle spielt: *tout ce qui reluit n'est pas or,* und was Tobler darüber *Vermischte Beiträge* 1[1], S. 162 sagt.

VI.

Mit *tout* hat es auch die dritte Frage zu tun, die hier behandelt werden soll.

Wenn wir von einer Allgemeinheit von Menschen oder einer Menschengruppe ein Sein, Tun oder Erleiden aussagen wollen, es uns aber nicht genügt zu sagen: alle, alle Menschen, alle

Franzosen, alle Untertanen, sondern wir den Körperteil, den Sinn, das geistige Vermögen bezeichnen wollen, der bei dem Tun oder Leiden (einer Gesamtheit von Menschen) besonders beteiligt oder in Mitleidenschaft gezogen war, so pflegen wir das auszudrücken, indem wir zu der speziellen Bezeichnung des Sinnes oder des Seelenvermögens den Wesfall von 'alle' hinzufügen, indem wir also sagen: 'aller Augen', 'aller Herzen', 'aller Gesichter'. In all solchen Fällen setzt nun der Franzose fast regelmäſsig *tous, toutes* nicht als genetivisches, sondern als adjektivisches Attribut zum Hauptwort, er sagt also nicht *'les yeux de tous'* usw., sondern *'tous les yeux, tous les cœurs, tous les visages'*. Aus der Fülle von Beispielen, die zu Gebote stehen, führe ich folgende an:

1. Aus Racine, Brit.:

V. 720. *La foi dans tous les cœurs n'est pas encore éteinte.*
(Nicht in aller Herzen ist die Treue erloschen.)
V. 923 f. J'irai semer partout ma crainte et ses alarmes
Et *ranger tous les cœurs du parti de ses larmes.*
V. 1330. *Néron dans tous les cœurs est-il las de régner.*
V. 1633. *Jugez combien ce coup frappe tous les esprits.*

Bei Thiers a. a. O.:

S. 31. *La possibilité de rencontrer les Anglais était présente à tous les esprits.*

S. 72. *Le débarquement en Egypte, l'occupation d'Alexandrie, la bataille des Pyramides, frappèrent toutes les imaginations en France et en Europe.*

S. 87. *Une sombre tristesse dévorait tous les cœurs.*

Bei Erckm.-Chatr., Waterloo: *La fureur et l'indignation étaient peintes sur toutes les figures.*

Bei Victor Hugo:

L'Expiation, a. a. O., S. 93, 30: *Toutes les bouches criaient.*

Burggraves, Préface: *Dans une famille pareille, ainsi développé à tous les regards, à tous les esprits ...*

Eb. I, 2: *Loin de tous les regards.*

Bei Boissier a. a. O.:

S. 87: Une cause si éclatante, *qui avait attiré sur lui tous les regards.*

S. 325: *Aussi tous les yeux étaient-ils fixés sur ce grave jeune homme* qui ressemblait si peu aux autres.

Bei Sarcey, Siège de Paris: *La consternation était sur tous les visages; L'allégresse était peinte sur tous les visages; Au fond de tous les cœurs, il y avait comme un secret espoir* que les choses s'arrangeraient; *Cela flamboyait à tous les yeux,* usw.

Zu *'tout'* lieſse sich noch vieles andere sagen. Ich will zum Schlusse nur noch auf einen Punkt hinweisen. In zurückbezüg-

lichen Sätzen, die mit *'dont'* eingeleitet werden, und in denen von einer Allgemeinheit, Gesamtheit etwas ausgesagt werden soll, stellt der Franzose *'tous, toutes,* alle' regelmäſsig attributiv vor das Hauptwort, der Deutsche aber ebenso regelmäſsig 'alle' prädikativ zum Zeitwort. Taine sagt in seinen Origines: Il leur est impossible d'entretenir la vie et ce mouvement du vaste corps *dont tous les membres sont paralysés,* wo wir sagen müſsten: *'dessen Glieder alle gelähmt sind'.* Vergl. folgende Beispiele aus Sarcey, a. a. O.: De cette lanterne *dont tous les châssis vitrés peuvent s'ouvrir, tombe un jour splendide. — Une position, dont on lui avait avec tant de complaisance énuméré tous les avantages.*

Noch deutlicher wird uns der Unterschied, wenn der Begriff der Allgemeinheit durch *presque* eingeschränkt wird, wie in folgender Stelle von Erckm.-Chatr., Histoire d'un Conscrit: *Le maître de poste du village, dont presque tous les chevaux avaient été mis en réquisition pour notre cavalerie* ('dessen Pferde fast alle requiriert worden waren').

Man wird hier mit Recht sagen, die Verschiedenheit der Satzstelle, an der die Allgemeinheit zum Ausdruck gebracht wird, hängt damit zusammen, daſs *dont* doch eigentlich gar nicht 'dessen, deren' heiſst, überhaupt eigentlich kein Relativwort, sondern (aus *de unde* entstanden) ein Umstandswort ist, und daſs sich die Stellung von *tous, toutes* ungezwungen auf diese Weise erklärt. Aber so erklärt sich auch die regelmäſsige Wortstellung nach *dont,* so auch die Beibehaltung des bestimmten Artikels bei dem Satzteil, der durch *dont* mit dem Beziehungswort relativisch und possessivisch verknüpft wird. Wird in den Grammatiken von der regelmäſsigen Wortstellung und der Beibehaltung des Artikels beim Hauptwort in besonderen Paragraphen gesprochen, so verdiente auch wohl die verschiedene Stellung des zu diesem Hauptwort gehörenden 'alle' eine Erwähnung in einer Anmerkung.

Friedenau b. Berlin. Emil Mackel.

Cyrano de Bergerac (1619—1655), sein Leben und seine Werke.

Ein Versuch.

(Schluß.)

Der zweite Teil des Romans, die Reise nach der Sonne, schliefst sich unmittelbar an das Ende des ersten Teiles an, wie wir diesen aus dem Manuskript wiederhergestellt haben. Cyrano kommt zu Schiff in Toulon an und nimmt Abschied von seinen Reisegefährten. Der Pilot begnügt sich, da der Mondreisende kein Geld hat, mit der Ehre, einen Mann in seinem Schiffe transportiert zu haben, der vom Himmel gefallen ist. Er reist nach Toulouse zu seinem Freunde, Monsieur de Colignac, der sehr erfreut ist, ihn wiederzusehen, weil er ihn in Kanada mit jenem Drachen verbrannt glaubte. Cyrano erzählt ihm seine Rettung und seine Abenteuer im Monde. De Colignac fordert ihn auf, sie niederzuschreiben. Cyrano tut es nach einigem Zögern, und sobald er ein Heft fertig hat, bringt es de Colignac in Toulouse unter die Leute. Der Autor wird schnell berühmt. 'Die Kupferstecher stachen, ohne mich gesehen zu haben, mein Bildnis, und die Stadt ertönte auf jedem Platze von dem heiseren Geschrei der Kolporteure, welche aus vollem Halse schrien: *Voilà le portrait de l'Autheur des Estats et Empires de la Lune.*' Aber bald schlägt die Stimmung um. Der mit Unwissenheit gepaarte Aberglaube sieht zuerst in dem Werke nur kindische Fabeleien (*des peaux d'asnes*): *'Tel n'en connoist pas seulement la sintaxe qui condamne l'Autheur à porter une bougie à St-Mathurin.'* Der Streit zwischen den *Lunaires* und den *Antilunaires* trägt zur Verbreitung der Schrift bei. Die Exemplare des Manuskripts werden unter der Hand verkauft (*'se vendirent sous le manteau'*). Aber die Sache wird allmählich schlimmer. Eine Deputation von neun oder zehn Mönchen (*'barbes à longue robe'*) erscheint im Schlofs und verlangt die Herausgabe des Hexenmeisters. Aus Rücksicht auf den Schlofsherrn werde man ihn ohne Skandal verbrennen. Colignac lacht sie aus und verspricht Cyrano, der ängstlich geworden ist, seinen Schutz. Mit einem gebildeten Nachbarn, dem Marquis de Cussan, zusammen führen sie ein genufsreiches Leben mit Jagd, Promenade, Besuchen, Lektüre und wissenschaftlichem Gespräch, bald in Cussan, bald in Colignac. Unterdessen hetzt

aber ein Pfaffe, *Messire Jean,* dem wir schon in den *Lettres* begegnet sind, gegen Cyrano. Dieser wird durch seinen Dämon, der auch den beiden Freunden gleichlautende Träume eingibt, gewarnt. Diese Träume werden ausführlich erzählt und erinnern ebenfalls an die Träume in den Briefen.

Bei der Übersiedelung nach Cussan wird Cyrano von einer Bande von Bauern unter der Führung des Pfarrers (*Messire Jean*) aufgehoben. Die Schilderung des Überfalls ist ein Muster grotesker Komik und gehört wie die ganze Zwischenerzählung, welche die beiden Reisen verbindet, zu dem Besten, was aus Cyranos Feder geflossen.[1]

Unter den Büchern, die bei dieser Gelegenheit in die Hände der Bauern fallen, befindet sich *La Physique de Monsieur des Cartes*[2] mit den Kreisen, welche die Planetenbewegung darstellen, und vor welchen die Bauern samt dem Pfarrer einen abergläubischen Schrecken bezeugen. Das Reitpferd Cyranos, der allein ist, reifst aus, das Maultier mit den Büchern wird in den Pfarrhof getrieben, unser Autor in einem benachbarten Flecken in das Gefängnis geschleppt. Von diesem wird eine haarsträubende Schilderung entworfen. Immerhin gelingt es dem Gefangenen durch Bestechung des Kerkermeisters und seines Knechtes, sich etwas Essen und eine Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen. Er erfindet, dafs ihm ein Engel den Besuch der Kirche mit dem Knecht empfohlen habe, und macht sich während der Messe davon nach Toulouse. Unglücklicherweise stöfst er beim Umherirren auf den Kerkermeister, der ihn erkennt und verfolgt. Es gelingt Cyrano zwar durch eine List, diesen verhaften zu lassen, aber auf der Flucht gerät er immer wieder in feindliche Hände. Die Verkleidung als Bettler, die Vermummung als Aussätziger helfen nur für kurze Zeit. Den Häschern der Stadt wird er von denen des Grofsprofosen entrissen; während beide Parteien sich um die Beute streiten, flüchtet er sich wieder, aber zu seinem Unglück in das Gefängnis selbst und wird zum Gefangenen des Königs erklärt. In diesem Turme wird er einer Art von gerichtlicher Anthropometrie unterworfen. *'Chaque Guichetier l'un après l'autre, par une exacte dissection des parties de mon visage, venoit*

[1] Die Bibliotheca Bodleiana in Oxford enthält, unter Nummer V 38 der Kollektion Douce, mit zwei anderen Flugschriften des 17. Jahrhunderts zusammengebunden einen in Köln bei Pierre Marteau MDCXCIX gedruckten anonymen *Sermon du Curé de Colignac,* der von La Monnaye, *Menagiana* vol. III, p. 68/69, und von Ch. Etienne Jordan, *Recueil de Littérature, de Philosophie et d'Histoire* (Amsterdam 1730) p. 44, unserem Cyrano zugeschrieben wird. Bestimmte Beweise liegen nicht vor, aber die burleske Predigt verdiente an sich publiziert zu werden, und ich habe mir dies vorgenommen.

[2] Gemeint sind die *Principia Philosophiae,* Amsterdam 1644, in welchen das System der *tourbillons* entwickelt ist.

tirer mon tableau sur la toille de sa mémoire.' Da er kein Geld mehr hat, wird er für die Nacht in ein schreckliches unterirdisches Loch geworfen. Aus diesem wird er zwar durch die Intervention von Colignac und Cussan, die seine Spur aufgefunden und jenes Gefecht zwischen den Häschern veranlafst hatten, befreit, aber sie können nur erreichen, dafs er bis zur Beendigung der Untersuchung im 'Grofsen Turm' interniert wird. Von ihnen erfährt er auch das Ende, welches der Pfarrer von Colignac, '*norman de nation et chicaneur de son mestier*' verdientermafsen erfahren hat. Er ist durch den Hufschlag von Cyranos Pferd, das er für sich einfangen wollte, getötet worden. Cyrano läfst sich in sein Turmzimmer mit flachem Dach Bücher und Instrumente bringen und fabriziert eine Flugmaschine, die in der Amsterdamer Ausgabe von 1710, vol. II, p. 79, abgebildet ist und so beschrieben wird: 'Es war eine grofse, sehr leichte und gutschliefsende Kiste (*boite*), sechs Fufs hoch und drei bis vier Fufs breit; im Boden und in der Decke waren Öffnungen angebracht. In der oberen steckte genau eingepafst das Rohr eines zwanzigeckigen Kristallgefäfses, welches einen Brennspiegel bildete, da jede Fläche (*facette*) konvex und konkav war. In der Kiste war eine kleine Sitzbank angebracht.'

Nachdem er die Abwesenheit seiner Wächter dazu benutzt hat, diese Maschine auf der Terrasse seines Turmes der Sonne auszusetzen, fliegt er eines Morgens nach neun Uhr auf. Die Sonne erhitzt und verdünnt durch den ikosaedrischen Helm der Maschine die Luft, und die von unten nachdrängende kalte Luft hebt sie in die Höhe. In dem Innern seines Schreins (*châsse*) entwickelt sich ein prächtiges Farbenspiel. Das rasche Aufsteigen verhindert es, dafs er mit einem angebrachten Segel steuern kann, um nach Colignac zu kommen. So gibt er das Segel preis. Auch oberhalb der mittleren Region bleibt die Aufwärtsbewegung konstant, weil der Äther zum Luftzug wird. In der mittleren Region, wo Kälte und Hunger ihn plagen, stärkt sich Cyrano mit einer Flasche Lebensessenz. In gröfserer Höhe läfst die steigende Sonnenwärme die niederen Bedürfnisse des Organismus nicht mehr aufkommen. Da die radikale Feuchtigkeit (*humeur radicale*) im Grunde identisch ist mit der Körperwärme (*chaleur naturelle*) oder durch sie ersetzt werden kann, so entsteht in der Zusammensetzung des Körpers kein Defekt bei zunehmender Sonnenwärme. '*Je n'avois garde d'en manquer dans une région où de ces petits corps de flame qui font la vie il s'en réunissoit davantage à mon estre qu'il ne s'en détachoit.*' Dafs die Sonnennähe ihn nicht verzehrt, kommt davon, dafs es eigentlich nicht das Feuer ist, welches brennt, sondern ein gröberer Stoff, welchen das Feuer vor sich herstöfst. 'Dieses Funkenpulver (*poudre de bluettes*), welches ich Feuer nenne, durch sich selbst

beweglich, verdankt wohl alle seine Bewegung (*action*) der Rundheit seiner Atome, denn sie kitzeln, erhitzen, verbrennen je nach der Natur der Körper, welche sie mit sich ziehen.' Als Beweis wird das Verhalten von Strohhalm, Holz, Eisen gegenüber dem Feuer betrachtet. Auch die Freude und das Fieber sind im Grunde ein Feuer.

Während seines Fluges beobachtet er die Erde, welche sich von Osten nach Westen (sic) um die Sonne dreht. Zuerst kommt nach Frankreich Italien, Griechenland, der Bosporus, das Schwarze Meer usw. in Sicht. Bei weiterem Aufstieg erscheinen andere ungenannte Erden (*terres*), die etwelche Attraktion auf ihn ausüben, aber ohne die Kraft seines Aufstieges brechen zu können. Den Mond passiert er, während dieser zwischen Erde und Sonne steht. Er läſst Venus zur Rechten. Nach neueren astronomischen Theorien hebt er ihre Planetennatur hervor. 'Ich beobachtete immerhin, daſs während der ganzen Zeit, wo Venus diesseit (*au deça*) der Sonne erschien, um welche sie sich dreht, sie beständig im Wachsen schien.' Daſs die Planeten nur reflektiertes Licht haben und abgeben, beobachtet er auch an Merkur, ebenso sieht er die Monde der Planeten. Er sucht nach kosmologischen Gründen, um diese zu erklären. Im Anfang der Schöpfung einigten sich die ähnlichen Körper nach dem Prinzip, daſs jedes Ding seinesgleichen sucht. Die Ähnlichkeit besteht aber in der Form der Atome. So entstand die Luft. Andere, denen die Gestalt möglicherweise eine Kreisbewegung verlieh, bildeten, indem sie sich vereinigten, die Gestirne, welche sich nicht nur um ihre Achse drehten, sondern sich auch von der Masse trennten und anderen kleineren Kugeln, die in ihre Sphäre gerieten, die rotierende Bewegung aufzwangen. Der Übergang der Erde, der Venus, des Merkur, des Jupiter, des Saturn aus Sonnen in Planeten wird durch Erkälten erklärt. Die Sonnenflecken beweisen, daſs auf der Sonne mit dem Abgeben des Lichtes eine Verminderung der Wärme verbunden ist, und daſs vielleicht die Sonne einst ein dunkler Körper wie die Erde sein wird. Zur Zeit, wo die Erde noch eine Sonne war, war sie bewohnt von höheren Wesen, den Dämonen des Altertums, den Engeln der Heiligen Schrift.

Nach viermonatlicher Reise landet Cyrano auf einem der Sonnenflecken; sein Kopf ist umgeben von der Helligkeit der Himmel. Er läſst seine Maschine mit verdecktem Hut auf einem hohen Berge; durch Erosionsrinnen verschwundener Gewässer steigt er in eine mit Schlamm bedeckte Ebene hinunter, kommt dann in eine Kiesgrube (*fondrière*), wo er einen kleinen Menschen ganz nackt auf einem Steine sitzen sieht. Sie unterhalten sich sogleich mit vollem Verständnis in einer Sprache, die Cyrano nie gehört hat und doch versteht. Der Kleine erklärt ihm das durch den Satz, daſs es in den Wissenschaften eine Wahrheit

gebe, außerhalb welcher man immer vom Verständnis entfernt bleibe. Das nämliche gelte auch von der Musik. Sie unterhalten sich nun über diese Ursprache der Menschheit, welche ein Instinkt der Natur ist und einst auch von den ersten Menschen auf der Erde gesprochen wurde und deren intimen Verkehr mit den Tieren ermöglichte.

Der Kleine erklärt Cyrano die Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie stehen. Diese Kosmologie sieht antik aus. Das Eigentümliche daran ist die dreifache *'coction'*, welcher die Materie ausgesetzt wird, um den Menschen hervorzubringen. Die vorhergehenden Stadien sind: das Meer (feucht und salzig) und das Vegetative. Die drei *coctions* entsprachen der vegetativen Seele (Leber, Fähigkeit zu wachsen), der Lebenskraft (Herz, Sitz der Tätigkeit) und dem Intellekt (Gehirn, Sitz des Denkens). Daher braucht der Mensch auch neun Monate zur Entwickelung. Wenn das Pferd zehn bis vierzehn braucht, so kommt das nicht von höherer Organisation, sondern von kälterem Temperament, weshalb auch das Pferd nur an geschwollener Milz oder anderen Übeln stirbt, die von Melancholie kommen. Wenn jetzt auf der Erde keine Menschen mehr aus dem Schlamm entstehen, so kommt das davon, daß die kalte Feuchtigkeit fehlt; die zweite oder die dritte Umkochung fällt fort, es entsteht eine Pflanze (*végétal*) oder höchstens ein Insekt. Auch habe er bemerkt, daß der Affe, welcher, wie wir, seine Kleinen neun Monate lang trägt, uns nach so viel Seiten ähnelt, daß viele Naturforscher uns als Art nicht unterschieden haben, und der Grund dafür ist, daß ihr Samen, der ungefähr gleich temperiert ist wie der unserige, während dieser Zeit ungefähr die Muße gehabt hat, diese drei Umformungen (*digestions*) durchzumachen.

Daß der kleine nackte Mann so gut Auskunft weiß über Dinge im Weltall, auch auf der Erde, erklärt sich leicht; denn in einer der Sonne benachbarten Gegend wie die seinige sind die Seelen voll Feuer und viel heller, viel feiner und durchdringender als andere Geschöpfe auf entfernteren Sphären; ihre bewegliche Vernunft bewegt sich ebenso leicht rückwärts als vorwärts, und sie ist imstande, die Ursache durch die Wirkung zu erreichen, da sie ja durch die Ursache zu den Wirkungen zu gelangen vermag.

Die Diskussion wird dadurch unterbrochen, daß der Kleine als Hebamme funktionieren muß bei der Geburt eines Bruders, der, wie er selbst vor drei Wochen, geboren werden soll aus einem von der Sonne befruchteten Erdkloß. Cyrano sucht seine Maschine auf, die im Begriff ist, ohne ihn davonzufliegen. Nach einer aufregenden Jagd gelingt es ihm, sie wieder einzufangen und in ihr zur Sonne aufzusteigen. Die Erde verschwindet dabei. Auf der Reise braucht er weder Nahrung noch Schlaf. Das

Körperliche, auch seiner Maschine, fällt in Gestalt eines schwarzen Nebels von ihm ab, und er wird durchsichtig wie seine Maschine. Er sieht sich selbst, aber nicht seine Loge, weil die Sonne anders wirkt auf Belebtes als auf Unbelebtes. Seine Bewegung wird langsamer, weil die Verdünnung der Luft immer gröfser wird. Er fürchtet daher zu fallen, aber als er in der äufsersten Not die Augen zum Himmel erhebt, hebt die Glut seines Willens ihn selber samt der Maschine. Da diese seinem dagegendrängenden Kopfe unangenehm wird, öffnet er tastend die Türe und stürzt sich hinaus, und da er instinktiv, um sich zu halten, den Ikosaeder berührt, springt dieser in Stücke, die Maschine fällt hinunter, vereinigt sich in der unteren Region mit dem dunklen Nebel, den sie abgesondert hat, und gelangt zur Erde, in der Äquatoriallinie, auf Borneo, wo ein Insulaner sie findet, ein portugiesischer Kaufmann sie erwirbt, bis sie von Hand zu Hand an einen polnischen Ingenieur kommt, der sich ihrer zum Fliegen bedient. Cyrano hat sie selbst in ihrem ursprünglichen Zustand in Polen wiedergesehen.

Sein weiterer Flug zur Sonne wird nur durch seinen Willen, dorthin zu kommen, gefördert. Darin liegt nichts Unverständliches, wie an dem Beispiel des Sprunges expliziert wird. Wenn ein solcher nicht immer zum Ziele führt, so kommt dies davon, dafs die allgemeinen Prinzipien in der Natur die besonderen überwiegen. Da nun die Macht des Willens eine besondere Eigenschaft der empfindenden Dinge ist, die Eigenschaft nach dem Zentrum zu fallen aber allgemein in der ganzen Materie verbreitet ist, so ist mein Sprung gezwungen, aufzuhören, sobald die Masse, nachdem sie den Einflufs des sie überraschenden Willens überwunden hat, sich dem Punkte nähert, nach welchem sie tendiert.

Nach einer Reise von 22 Monaten kommt er in den 'grofsen Ebenen des Tages' an. Der Boden gleicht dort feuerfarbigen Schneeflocken (*flocons de neige ambrasée*), so leuchtend ist er. Wie Cyrano von dem Augenblick an, wo sein Kasten fiel, nicht mehr unterscheiden konnte, ob er steige oder falle, so ist auch das Gehen auf der Sonne beständig aufrecht, auf welchen Körperteil er sich auch dabei stützt. Er erkannte daraus, dafs die Sonne eine Welt ist, welche kein Zentrum hat, und da er sehr weit von der Anziehungssphäre unserer Welt und aller, welche er begegnet hatte, ist, so war es folgerichtig unmöglich, dafs er noch Gewicht hatte, da die Schwere nur die Attraktion des Zentrums innerhalb der Sphäre seiner Wirksamkeit ist.

Nach einer Reise in der Sonne von ungefähr 14 Tagen, wobei er marschiert wie Gott in den Wolken schwebt, kommt er in eine weniger leuchtende Gegend. Durch das Wiederauftreten der Undurchsichtigkeit (*opacité*), nach der sich sein Körper zu sehnen scheint, wird er müde und empfindet Schlaf, 'diesen

Tyrannen der Hälfte unserer Tage'. Er schläft auf einer ganz nackten Ebene ein und erwacht unter einem Baume mit goldenem Stamme, silbernen Ästen, Smaragdblättern und Blüten und Früchten aus Edelsteinen. Auf diesem Wunderbaume singt eine wunderschöne Nachtigall. Ein Granatapfel, den er aufmerksam betrachtet, verwandelt sich in einen Däumling, der vor ihn tritt und in der Ursprache mit ihm redet. Nachdem ihm Cyrano über seine Person Auskunft gegeben, belebt der Däumling alle Teile des Wunderbaumes zu kleinen Menschen, die seine Untertanen sind. Das Mittel ist, daſs er sich in sich selbst sammelt und alle inneren Federn des Willens hemmt. Alle tanzen einen Reihen um Cyrano, nur die Nachtigall bleibt unverwandelt, 'weil sie ein wirklicher Vogel ist und nur das, was sie scheint.' Auf der Reise zu den 'dunklen Gründen' will der Däumling, auf den Schultern Cyranos stehend, ihm die Geschichte der Nachtigall ins Ohr sagen. Aber er ermüdet zu rasch und schlägt vor, die Nachtigall solle ihre Geschichte singen. Cyrano fürchtet, die Sprache der Vögel nicht zu verstehen, da er von dem Weisen auf dem Sonnenflecken nur die Sprache der vierfüſsigen Tiere (*brutes*) gelernt habe. Der Däumling gibt nach, springt von der Schulter zu Boden und fängt an, mit seinem ganzen Volke in Kreisen, die sich immer mehr verdichten und verringern, zu tanzen. Cyrano empfindet die rhythmische Bewegung mit. 'Es schien die Absicht des Balletts, einen enormen Riesen darzustellen', in der Tat aber entsteht aus diesem Wirbel ein wunderschöner Mann mittlerer Gröſse, der dadurch Leben gewinnt, daſs ihm der König des Baumvolkes in den Mund kriecht. Dieser Jüngling nun erzählt seine eigene Geschichte und die der Nachtigall: Er und sein Volk sind in den leuchtenden Teilen der Sonne geboren und unternehmen groſse Reisen durch die Sonnenwelt. Um langsamer reisen und dadurch besser beobachten zu können, verwandelten sie sich in Vögel, die Untertanen in Adler, der König in eine singende Nachtigall. Auf der Reise durch eine dunkle Provinz (*région opaque*) trafen sie auf eine Nachtigall dieser Gegend, welche sich durch das, was sie sieht, täuschen läſst und den Sonnenkönig-Nachtigall, weil sie ihn in der Gewalt der Adler glaubt, melodisch beklagt. Er findet so sehr Gefallen an ihren Klagen, daſs er sie in ihrem Irrtum bestärkt, und die beiden singen ein Liebesduett der zärtlichsten Art während 24 Stunden. Die Nachtigall der dunklen Welt macht sogar einen heroischen Versuch, ihren Freund aus der vermeintlichen Gefangenschaft zu befreien, und läſst sich auch durch sein Bekenntnis nicht eines anderen belehren. Daher verwandelt er sein Volk zum Teil in einen Fluſs mit kleinem Schiff, in welchem die beiden Nachtigallen fahren, während die Adler vorausfliegen. Nach der Wiedervereinigung verwandeln sie sich, um die ungläubige

Nachtigall von ihrem wahren Wesen zu überzeugen, in den Wunderbaum, den Cyrano angetroffen hat. Alle diese Verwandlungen sind nach der Erklärung des Königs-Nachtigall durchaus keine Wunder, sondern rein natürliche Wirkungen aus der leuchtenden Natur der wahren Sonnenbewohner. Sie sind das, was die stumpfsinnigen Menschen der Erde Geister (*esprits*) nennen, tatsächlich keine anderen Wesen als die Menschen, nur daſs ihnen ihre feurige Einbildungskraft die Fähigkeit gibt, die Materie, welche sie völlig beherrschen, in jedem Augenblicke nach ihrem Gutdünken zu verwandeln und zu gestalten durch impulsive Bewegungen. Cyrano denkt, daſs sich so auf der Erde manche Fabel erklären lasse: Cippus, König von Italien, Gallus Vitius, der König Codrus, mehrere schwangere Frauen, welche Ungeheuer gebaren, der berühmte Hypochonder des Altertums, welcher sich einbildete, ein Krug zu sein.

Der Sonnenkönig verwandelt sich wieder in eine Nachtigall, der Jüngling zerfällt, die Adler fliegen davon, und Cyrano folgt der wirklichen Nachtigall in einer dreiwöchentlichen Reise in eine Gegend des Königreiches dieser kleinen Sängerin, wo sie ihn verläſst. Er legt sich an einem mit allen Reizen der Natur geschmückten Plätzchen[1] zum Schlafen nieder.

Er wird geweckt durch das Erscheinen eines wunderschönen Vogels, der ihm zu verstehen gibt: 'Du bist ein Fremder und geboren in einer Welt, der ich entstamme'. Der Vogel setzt ferner auseinander: daſs nicht alle Menschen und Vögel sich gegenseitig verstehen, beweist nichts dagegen, daſs beide Teile sprechen können und vernünftige Wesen sind. Apollonius von Tyana, Anaximander, Äsop und andere haben die Vogelsprache verstanden. Es ist also kein Wunder, wenn einzelne Vögel die Menschensprache verstehen. In jeder Welt hat die Natur den Vögeln den Wunsch eingegeben, zur Sonne zu gelangen, und vielleicht sind ihnen deswegen Flügel gewachsen, wie schwangere Frauen ihren Kindern die Muttermale von Dingen einpflanzen,

[1] Die Ausgabe von 1710, mit welcher nach P. Lacroix p. 207 die Originalausgabe und die von 1761 stimmt, schlieſst diesen Abschnitt p. 158 mit den Worten: '*Ce rocher estoit couvert de plusieurs arbres, dont la gaillarde et verte fraicheur exprimoit la jeunesse: mais comme deja tout amoly par les charmes du lieu je commençois de m'endormir à l'ombre.*' Der folgende Abschnitt beginnt in allen mir bekannten Ausgaben mit den Worten: '*Je commençois de m'endormir à l'ombre lors que j'apperceus en l'air un Oiseau*' etc.

Das scheint mir zu beweisen, daſs ursprünglich die Reise in die Sonne eine zusammenhängende Erzählung war und die Unterabteilung *Histoire des Oiseaux* erst von dem Buchhändler hinzugefügt wurde. Für den Vogelstaat fand Cyrano Beispiele bei Aristophanes und Rabelais. Für die sprechenden Bäume eine Stelle bei Sorel (*Francion* p. 97): '*J'ouis un caquet continuel ... il y avoit six arbres qui au lieu de feuilles avoient des langues menues attachées aux branches.*'

nach denen sie begehren, wie man im Traum schwimmen lernt, wie der Sohn des Krösus sprechen lernte, wie jenem Verfolgten aus dem Altertum Hörner wuchsen. In der Sonne angekommen begibt sich jeder Vogel in den Staat seiner Art. Der zu Cyrano sprechende ist ein Phönix, wie es deren auf jeder Welt nur einen gibt, der nach 100 Jahren ein Ei in die Kohlen seines Scheiterhaufens von Aloe, Canelle und Weihrauch legt und sich zur Sonne aufschwingt. Der Phönix ist ein Hermaphrodit, aber unter den Hermaphroditen gibt es noch einen anderen, aufserordentlichen Phönix, denn ... Der Vogel unterbricht hier seine Erklärung, weil er Zeichen des Unglaubens an seinem Zuhörer bemerkt, und fliegt, nachdem er die Wahrheit seiner Aussage eidlich versichert, fort. Cyrano folgt ihm und gelangt nach einem Marsche von 50 Meilen in das Vogelreich.

Er wird gleich von den Vögeln umringt und von vier Adlern durch die Luft mehr als 1000 Meilen weit in einen Wald fortgetragen, wo die Residenz des Vogelkönigs ist. Eine Elster warnt ihn, keinen Widerstand zu leisten. Er wird in den hohlen Stamm einer Eiche gefangen gesetzt und scharf bewacht. Die Wache wird alle 24 Stunden abgelöst. Die Elster teilt ihm mit, dafs die Vögel sehr aufgebracht gegen ihn seien und ihn, als einen Menschen, ein ganz unnützes und abscheuliches Wesen, den Erbfeind der Vögel, umbringen wollten. Sie nennen ihn kahles Tier, gerupften Vogel, Schimäre, Sammelsurium aller Arten von Naturen, das allen Furcht einflöfst. Sehr sarkastisch machen die weisen Vögel sich lustig über den Menschen, der mit seiner hellsehenden Seele Zucker und Arsenik, Schierling und Petersilie nicht unterscheiden kann; 'der Mensch, welcher behauptet, dafs man nur durch die Sinne Verstandesempfindungen hat, und der doch die schwächsten, langsamsten und unzuverlässigsten Sinne unter allen Kreaturen hat.' Die Menge vollends urteilt: 'Wie, er hat weder Schnabel, noch Federn, noch Klauen, und seine Seele sollte geistig (*spirituelle*) sein? Ihr Götter! welche Impertinenz!'

Dennoch wird ihm ein regelrechter Prozefs gemacht. Die Klageschrift wird auf die Rinde einer Zypresse geschrieben, und nach einigen Tagen wird er vor das Vogeltribunal getragen. Als Advokaten, Räte und Richter fungieren nur Elstern, Häher und Stare, welche die Sprache des Angeklagten verstehen. Er wird rittlings auf ein Stück verfaulten Holzes gesetzt und von dem Präsidenten nach Herkunft, Nation und Art befragt. Auf den Rat der Elster gibt er sich für einen Affen aus, der sehr früh von den Menschen seinen Eltern entrissen worden sei. Seine Heimat sei Frankreich, im gemäfsigten nördlichen Klima, wo er seine Muttersprache verlernt und die schlechten Gewohnheiten der Menschen, z. B. auf zwei Füfsen zu gehen, angenommen habe.

Man solle ihn von Experten untersuchen lassen, und wenn er sich als Mensch herausstelle, so wolle er als Ungeheuer (*monstre*) vernichtet sein. Eine Schwalbe wendet ein: In Frankreich erzeugen die Affen nicht, also sei der Angeklagte nicht, was er behaupte. Cyrano repliziert, daſs er eben so jung von Hause fortgekommen sei, daſs er als Heimat nur den Ort angeben könne, dessen er sich am frühesten erinnere. Dieses Argument überzeugt eigentlich niemanden, aber man findet es nützlich, anzunehmen, ‘daſs ein so abscheuliches Wesen wie der Mensch überhaupt nicht existiere.’ Vor Entzücken schlägt das ganze Auditorium mit den Flügeln. Er wird also zur Untersuchung durch die *syndics* in ein entferntes Gehölz gebracht. Während 24 Stunden machen sie ihm allerhand Kapriolen vor, Prozessionen mit Nuſsschalen auf dem Kopfe, Purzelbäume, graben kleine Gruben, die sie wieder zufüllen, u. ä. Im zweiten Termin geben die *syndics* auf ihr Gewissen an, daſs sie den Angeklagten nicht für einen Affen halten, weil er auf ihre Äffereien (*singeries*) nicht reagiert habe.

Die Abstimmung wird durch Verdüsterung des Himmels unterbrochen, denn im Reiche der Vögel wird ein Kriminalprozeſs nur bei heiterem Himmel erledigt, damit dem Angeklagten kein Unrecht geschehe durch die traurige Stimmung der Richter. Im Gefängnis wird Cyrano durch Königsbrot (*pain du Roy*) genährt, d. h. durch etwa fünfzig Würmer und Grillen, die man ihm von sieben zu sieben Stunden bringt. Nach fünf bis sechs Tagen erfährt er, daſs sein Prozeſs verschoben worden sei wegen einer Klage, welche die Gemeinde der Kohlmeisen (*communauté des Chardonets*) gegen einen der ihren angestrengt hat, dem es seit sechs Jahren nicht gelungen ist, einen Freund zu erwerben. Er wird daher verurteilt, König eines ihm fremden Volkes zu werden. So wird er alle Mühsale und Bitternisse des Königtums erleiden, ohne e i n e seiner Freuden genieſsen zu können.

Gegen Ende der Woche wird Cyrano wieder vor seine Richter gebracht. Er wird auf die Gabel eines kleinen blattlosen Baumes gesetzt; die Vögel, sowohl die Gerichtspersonen (*de longue robe*) als das Publikum, bedecken die Äste einer groſsen Zeder. Die Elster steht ihm bei, obschon sie zugibt, daſs die Gattung Mensch ausgerottet zu werden verdiente. Sie erinnert sich aber mit Dankbarkeit an ihr Leben unter den Menschen, besonders an die guten weichen Käse.

Cyrano will sich vor einem Adler, der sich auf den nächsten Baum setzt, zur Erde werfen, aber die Elster belehrt ihn, daſs dieses groſse Tier keineswegs ihr König sei. Dieser werde vielmehr unter den schwachen auserwählt, damit er keine Tyrannei ausüben könne. Jede Woche versammeln sich die Stände, um über den König zu richten. Er sitzt auf einer groſsen

Eibe (*yf*) am Rande eines Teiches, Füſse und Flügel gebunden. Wer sich über ihn zu beklagen hat, kann ihn ins Wasser werfen, aber er muſs nachträglich seine Anklage beweisen; sonst stirbt er des traurigen Todes, d. h. er wird mit traurigen Liedern zu Tode gesungen. Gegenwärtig ist eine sanfte Taube König, die nicht begreifen kann, daſs es eine Feindschaft gibt.

Die mitleidige Elster wird selbst als verdächtig verhaftet. Als die Taube-König ankommt, wird Klage geführt gegen die Elster von dem Groſszensor der Vögel. Auf die Frage nach ihrem Namen, und ob sie den Angeklagten kenne, gibt sie an, sie heiſse Margot. Auf der Erde hat sie von dem anwesenden '*guillery l'enrumé*' gehört, ihr Vater heiſse '*Courte queüe*' und ihre Mutter '*Croquenoix*'. Sie weiſs es selber nicht, denn sie ist ganz jung ihren Eltern geraubt worden. Die Mutter starb vor Gram, der Vater ging aus Verzweiflung in den 'Krieg der Häher', wo er durch einen Schnabelhieb in das Gehirn getötet wurde. Die Elster wurde von wilden Tieren geraubt, die man Schweinehirten (*porchers*) nennt, und in ein Schloſs gebracht, wo sie den Angeklagten kennen lernte. Dieser sorgte liebreich für sie, schützte sie vor den Verfolgungen der Dienstboten, besonders eines gewissen Verdelet, der sie der Katze geben wollte aus Rache, weil sie ihn unwillkürlich verraten hat. (Die Anekdote scheint aus Cyranos Leben zu stammen.) Der König-Taube spricht die Elster unter Verwarnung frei und gibt dem Ankläger das Wort.

Es folgt nun das lange 'Plaidoyer vor dem Parlament der Vögel, bei versammelten Kammern, gegen ein Geschöpf, angeklagt, ein Mensch zu sein.' Er vertritt als Zivilpartei 'Guillemette die Fleischige, Rebhuhn von Geburt', welche eben, vom Blei des Jägers verwundet, von der Erde kommt und Rache an den Menschen heischt. Da der Angeklagte zu diesen gehört, so sollte er unschädlich gemacht werden. Aber er soll nicht ungerecht behandelt werden, damit wir Vögel nicht den Menschen gleich werden.

Der Kern (*nœud*) der Streitsache besteht darin, zu wissen, ob dieses Geschöpf ein Mensch ist, und für den Fall, daſs wir erkunden, daſs er es ist, ob er dafür den Tod verdient.

Die Prämisse wird bewiesen 1) durch den Abscheu, welchen Cyrano den Vögeln einflöſst, 2) weil er lacht wie ein Narr, 3) weil er weint wie ein Tor, 4) weil er sich schneuzt wie ein Bauer (*vilain*), 5) weil er kahl ist wie ein Räudiger, 6) weil er den ... vorn trägt, 7) weil er eine Menge kleiner, viereckiger Kiesel im Munde trägt, die er weder den Verstand hat auszuspucken noch zu schlucken, 8) weil er jeden Morgen Augen, Nase und Mund zum Himmel aufhebt, die Hände faltet und die Beine knickt und, nachdem er einige magische Worte gemurmelt, aufsteht, als ob nichts passiert wäre. Das deutet auf Magie, deren nur ein

Mensch fähig ist mit seiner schwarzen Seele; also ist dieser ein Mensch.

II. Soll er darum getötet werden? Ja, denn alle Wesen sind von der Mutter Natur dazu geschaffen, in Gemeinschaft zu leben. Wenn nun der Mensch dazu bestimmt scheint, diese Gemeinschaft der Schöpfung zu stören, so verdient er, daſs die Natur ihr Werk an ihm bereue. Das Fundamentalgesetz jedes Staates (*république*) ist die Gleichheit (*égalité*). Unter nichtigen Vorwänden seiner Superiorität, die nur eine Barbarei ist, ohne die Kraft der Adler, Kondors und Greifen, unterdrückt er die schwächeren Vögel. Ebensowenig gibt ihm seine gröſsere Statur (auch bei den Menschen gibt es Riesen und Zwerge) ein Recht der Herrschaft. Diese ist überhaupt bei den Menschen, den geborenen Sklaven, imaginär. Die Armen dienen den Reichen, die Jungen den Alten, die Bauern den Edelleuten, die Prinzen den Monarchen und diese den selbstgegebenen Gesetzen. Nur um dienen zu können und der Freiheit zu entgehen, schmieden sie sich Götter auf allen Seiten; sie werden solche lieber aus Holz machen als keine haben, und der Redner glaubt sogar, daſs sie sich mit den falschen Hoffnungen auf Unsterblichkeit kitzeln, weniger aus dem Schauer, womit das Nichtsein sie erschreckt, als durch die Furcht, welche sie haben, daſs ihnen nach dem Tode niemand mehr befehlen wird.

Von diesem törichten Hochmut ausgehend, bildet der Mensch sich ein, daſs die Natur alles nur zu menschlichen Zwecken geschaffen habe, wie Vogeljagd als Preis des Adels, Deutung des Vogelflugs und der Eingeweide der Vögel (sic!).

Für die Fehler, welche der Mensch, das arme Tier, das nicht wie die Vögel mit Vernunft begabt ist, aus Unverstand begeht, verdient er zwar nicht den Tod, wohl aber für die aus freiem Willen begangenen Missetaten, wie Vogelmord und Abrichtung der Sperber, Falken und Geier zur Jagd.

Der Redner beantragt den traurigen Tod. Der amtliche Verteidiger verzichtet aus Gewissensgründen auf die Verteidigung eines solchen Untiers (*monstre*).

Die Elster, welche sich hierauf zur Verteidigung meldet, wird recusiert, als zugunsten des Angeklagten voreingenommen, denn im Gerichtshof der Vögel darf ein Advokat nur für die Sache, nicht für den Klienten eingenommen sein.

Bei der Abstimmung wird, weil der König zur Milde neigt, das Urteil dahin abgeändert, daſs Cyrano von den Mücken gefressen werden soll.

Der Angeklagte wird entfernt, weil ein Vogel in Ohnmacht gefallen ist. Vorher wird ihm das Urteil von der Ohreule, welche als Gerichtsschreiber (*greffier criminel*) fungiert, verlesen. Sogleich wird der Himmel schwarz von kleinen Insekten, auch

Flöhen (sic!). Fortgeführt wird Cyrano, auf einem schwarzen Straufs reitend, welche Stellung als schimpflich gilt, von fünfzig Kondors und fünfzig Greifen und gefolgt von einer Schar krächzender Raben. Zwei Paradiesvögel sollen ihn auf dem letzten Gange trösten, und folgendes sind ihre Argumente:

'Der Tod kann kein grofses Übel sein, da Mutter Natur alle ihre Geschöpfe ihm unterwirft. Er ist auch nichts Wichtiges, da er so oft und ohne Veranlassung eintritt. Wenn Leben oder Tod ausgezeichnete Dinge wären, so läge es nicht in unserer Gewalt, sie zu geben. Es ist vielmehr wahrscheinlich, da das Geschöpf durch Spiel (*jeu*) beginnt, dafs es ebenso endet. Das gilt für den Menschen, dessen Seele nicht unsterblich ist wie die der Vögel. Wenn du stirbst, stirbt alles mit dir. Was dir heute widerfährt, geschieht anderen deinesgleichen morgen. Sie sind beklagenswerter als du, denn wenn der Tod ein Übel ist, so steht ihnen dies vielleicht fünfzig bis sechzig Jahre lang bevor, dir nur eine Stunde. Wer nicht geboren ist, ist nicht unglücklich. Einen Augenblick nach dem Tode wirst du sein wie einen Augenblick vor dem Leben oder andere, die vor abertausend Jahren gestorben sind. Ist aber das Leben ein Gut, so ist nicht ausgeschlossen, dafs du ein zweites Mal seiest, wenn die nämlichen Zufälligkeiten der Materie, die dich schufen, sich wieder zusammenfinden sollten. Dafs du dich an dein erstes Leben erinnerst, ist dabei irrelevant, wenn du dich nur leben fühlst, und vielleicht wirst du dich über den Verlust des zweiten Lebens mit den Argumenten trösten, die ich dir jetzt vorhalte. Aber wichtiger ist folgendes, um dich zu veranlassen, diesen Wermut (*absinthe*) in Geduld zu trinken. Du und die anderen materiellen Tiere (*brutes*) werden durch den Tod, welcher die Materie nicht vernichtet, sondern nur verändert, in einen anderen Zustand übergeführt. Wenn du auch nur ein Erdklofs oder ein Kiesel wirst, so ist das immer noch besser als ein Mensch. Aber (und das ist ein Geheimnis), wenn du von den Mücken und kleineren Insekten gefressen wirst, wirst du in ihre Substanz übergehen, und wenn du selbst auch nicht denkst, wirst du sie denken machen.'

Am Hinrichtungsorte warten vier Reiher auf vier Bäumen. Fischadler heben den Cyrano in die Höhe. Die Reiher halten ihn ausgespannt in der Luft, und die kleinen Henker machen sich, jeder an seinem Teile, bereit, als der Ruf: Gnade! Gnade! ertönt, von zwei Turteltauben überbracht. Cyrano fällt, von den Reihern losgelassen, auf einen weifsen Straufs herunter, der ihn im Galopp vor den König bringt. Sein Retter ist Cäsar, der Papagei (*perroquet*) von Cyranos Cousine, dem er einst die Freiheit wiedergegeben hat, und zu dessen Gunsten er so oft den Satz verfochten hat, dafs die Vögel vernünftig seien (*raisonnent*). Weil nun, wie der König-Taube sagt, eine gute Tat bei den

Vögeln niemals verloren ist, und in Anerkennung dessen, dafs er die Vögel richtig beurteilt hat, wird er frei. Der weifse Straufs, geleitet von den zwei Turteltauben, galoppiert mit ihm einen halben Tag lang und verläfst ihn am Eingang eines Waldes, in den Cyrano eindringt und von dem herabträufelnden Honig sich nährt. Aus Müdigkeit am Fufse der Bäume hingestreckt, hört er griechisch reden und vernimmt eine medizinische Konsultation, durch welche eine Eiche für ihren Freund, die Ulme mit drei Köpfen, welche von einem hektischen Fieber und von einem grofsen Moosübel (*mal de mousse*) befallen ist, Hilfe verlangt. Der Rat ist, die Ulme solle aus ihrem Bette möglichst viel Feuchtes saugen, fröhlich sein und sich von den Nachtigallen etwas vorsingen lassen. Wenn der Zustand sich etwas gebessert hat, wird ihr der Storch ein Klistier geben.

Nach einiger Zeit hört Cyrano das Zwiegespräch der gegabelten (*fourchu*) und der frischen Rinde, die einen Menschen in der Nähe wittern. Er ergreift also das Wort und gibt sich als solchen zu erkennen; ebenso ihm die Eichen, die von Dodona stammen. Ein Adler, der von der Erde zur Sonne flog, hat sich einst hier seines Überflusses an unverdauten Eicheln entledigt, und daraus sind die Eichen entstanden. Aber nur diese Eichen sprechen griechisch, die anderen Bäume haben jede Art ihre besondere Sprache, die im Säuseln des Waldes sich äufsert,[1] welches aber die Menschen zu dumm sind zu verstehen. Ebensowenig merken es die Menschen, dafs die Bäume leben und z. B. der Axt des Holzfällers einen bewufsten Widerstand entgegenstellen. Es folgt eine wundervolle Schilderung von dem Liebesleben der Natur. Die Vögel singen das Lob der Bäume, diese beschützen deren Nester vor dem Menschen. Nur die Wohnstätte (*aire*) der Raubvögel, der Zänker und der Abschreckenden, wie die Eulen, lassen sie ungedeckt. Auch die Liebesszene zwischen Baum und Erde im Frühling, von welcher eine sehr weitgehende Schilderung gegeben wird,[2] sehen die Menschen beständig, ohne sie zu begreifen. Der sprechende Baum bricht hier ab, weil ihm der Atem ausgeht. Ein anderer befriedigt die Neugierde Cyranos, indem er ihm die Geschichte der verliebten Bäume (*arbres amants*) erzählt.

Orestes und Pylades fielen in einer Schlacht, sich im Sterben fest umschlingend. Aus der Verwesung ihres Rumpfes erwuchsen zwischen den bleichenden Knochen ihrer Skelette zwei Büsche,

[1] Wunderschöne Stelle und frei von dem Preziösen, welches das sonst so hübsche Idyll des Campagnard (s. oben Bd. CXIV, S. 128) entstellt.

[2] Dafs diese Stelle in der Originalausgabe unverkürzt gegeben wurde, scheint mir zu beweisen, dafs Lebret nicht der Redaktor des Textes war. In der Ausgabe von Eugène Müller (s. oben Bd. CXIII, S. 356) ist sie ausgelassen.

die sich in ihren Stengeln, Zweigen und Knospen wieder zu vereinigen strebten und sich ganz gleichmäſsig ernährten. 'Sie zogen beide die Brustwarzen ihrer Amme nach innen, wie ihr anderen sie von auſsen aussauget.' So erzeugten sie Wunderäpfel. Wer von den Äpfeln des einen aſs, verliebte sich in die Person, die von den Äpfeln des anderen gegessen hatte. Unter Personen des gleichen Geschlechtes bewirkt der Genuſs Freundschaft, bei ungleichem Liebe. Wer mehr davon gegessen hatte, wurde auch mehr geliebt. So entstanden die Freundespaare Herkules und Theseus, Achilles und Patroklus, Nisus und Euryalus. Man pflanzte Absenker dieser Bäume im Peloponnes und bei Theben. An letzterem Orte entstand so die Heilige Schar (*bande sacrée*). Aber die Äpfel konnten auch Schaden und Gefahr stiften, z. B. Myrrha und Kinyras (hierbei Wortspiel mit den Folgen dieses Incestes), Pasiphae und der Stier, Pygmalion und die Statue, Iphis und Janthe, Narcissus und Echo, Salmacis und Hermaphrodite. Diese beiden Fabeln werden in einer von der Tradition abweichenden und der These besser entsprechenden Form erzählt. Seltsam ist die Erzählung von der Hochzeit des Cambyses, bei welcher dieser Prinz von den Äpfeln des Orestes iſst. Da die Substanz dieser Frucht sich nach den drei Umbildungen (*coctions*) in einen vollkommenen Keim verwandelt hatte, bildete sie im Leibe der Königin den Embryo ihres Sohnes Artaxerxes, dessen Liebe zu einer Platane, auf welche sein Vater einen Zweig des Orestesbaumes gepfropft hat, geschildert wird. Sein Leichnam wurde auf dem Scheiterhaufen der Platane verbrannt, und ihre beiden Seelen stiegen in einer Feuersäule zur Sonne empor, wo sie den Orestesbaum erzeugten, während der Eigennutz der Mütter diese Pflanzen auf der Erde zerstörte, so daſs man dort keinen wahren Freund mehr findet. Aber aus der von den Regengüssen in die flammenden Bäume kalzinierten Asche entstanden Eisen und Magnet, die sich gegenseitig anziehen. Im Anschluſs an diese Geschichte wird die Natur der Erdpole so entwickelt: 'Die Pole sind die Öffnungen (*bouches*) des Himmels, durch welche er das Licht, die Wärme und die Einflüsse (*influences*), welche er auf der Oberfläche verbreitet hat, wiedergewinnt. Sonst, wenn nicht alle Schätze (*trésors*) der Sonne wieder zu ihrer Quelle aufstiegen, so würde es nicht lange gehen (da ihre Helligkeit nur ein Staub entflammter Atome ist, welche sich von ihrer Kugel [*globe*] ablösen), bis sie erloschen wäre und nicht wieder leuchtete, oder bis dieser Überfluſs kleiner feuriger Körper, welche sich auf der Erde ansammelten, um sie nicht wieder zu verlassen, diese aufgezehrt hätten. Also müsse es im Himmel Luftlöcher (*soûpiraux*) geben, durch welche die Anschoppungen (*repletions*) der Erde und anderer (Weltkörper) sich entleeren, und woraus der Himmel seine Verluste deckt, damit der ewige Kreis-

lauf dieser kleinen Lebenskörper allmählich in alle Kugeln (*globes*) des grofsen Weltalls eindringe. Es wird behauptet, die Alten hätten von einem entschwundenen Heros gesagt, er sei zum Pol aufgestiegen u. ä. Auch die Beobachtung moderner Nordpolfahrer über das Nordlicht während der Polarnacht spreche dafür. Dieses komme von den Strahlen des Tages und von einem grofsen Haufen Seelen, welche, aus leuchtenden Atomen bestehend, zum Himmel zurückkehren.

Der Diskurs wird unterbrochen von dem Geschrei der Bäume: *'gare la peste et passe parole.'* Die Gefahr kommt von der Salamandre, welche das Königreich der Bäume zu verbrennen droht. Cyrano will fliehen, verirrt sich aber und ist nach achtzehn Stunden hinter dem Walde, aus dem er fliehen will. Nach weiteren vierhundert Stadien Marsch wird er Zeuge des Kampfes zwischen der Salamandre und der Remora, auch *animal glaçon* geheifsen. Er trifft dort mit einem Greise zusammen, der durch Assimilation an Cyranos Materie dessen Gedanken errät (hierbei eine aktuelle Erinnerung an Zwillinge in Paris mit unwillkürlich gleichen Gedanken und Erlebnissen). Es ist Thomas Campanella, der ihm alle Auskunft gibt und ihn bis ans Ende der Erzählung begleitet.

Auf der Erde bewohnen die Remoren das Eismeer, sie erzeugen durch Verschlingen des Eises die eisfreien Flächen, welche man gegen den Pol hin beobachtet hat, aber auch durch ihr Ausspeien die Wiederbildung des Eises (hier Anspielung auf Beobachtungen von Piloten um Grönland herum). Auf dem Lande nähren sie sich von Schierling, Fingerhut, Opium und *'mandragore'*. Das stygische Wasser, mit dem man Alexander den Grofsen vergiftete, war Harn eines dieser Tiere. Sie lassen auch die Schiffe, welche nach dem Nordpol wollen, einfrieren, so dafs nur die Hälfte zurückkommt. Die Feuertiere (*bestes à feu*) dagegen wohnen unter dem Ätna, dem Vesuv und dem *Cap rouge.*[1] 'Die Knospen (*boutons*), welche du an den Brüsten (*gorge*) dieses Tieres siehst, und welche von der Entzündung seiner Leber herrühren, sind ... (hier ist offenbar eine Lücke im Text, die auch von der Amsterdamer Ausgabe als solche kenntlich gemacht ist. Was die Auslassung veranlafst hat, ist unklar).

Das Duell endet mit dem Tode der Salamandre. Campanella ergreift ihren Leichnam, nachdem er sich die Hände mit Erde, über welche sie gegangen, eingerieben hat. Er will sie als unverwüstliches Brennmaterial in seiner Küche an dem Koch-

---

[1] Es gibt ein Vorgebirge dieses Namens zwischen Quebec und Montreal, in einer Gegend, die Cyrano kennt (s. oben Bd. CXIV, S. 377), aber es ist nicht vulkanisch. Vielleicht liegt eine Verwechselung mit Feuerland vor.

kessel (*crimilière* = *crémaillère*) aufhängen. Die Augen sollen ihm zur Beleuchtung dienen. Schon die Alten hätten diese benutzt als *'lampes ardentes'*. Man habe sie in Gräbern gefunden, aber aus Unverstand zerstört. Aus dem Laich der Remoren entstehen, wenn ein Schiff darüber fährt, eine Art fliegender Fische,[1] die man *Maquereuses* nennt, und die eine Fastenspeise sind.

Cyrano und Campanella setzen ihre Reise durch die Sonne fort. Diese ist in Königreiche, Republiken, Staaten und Fürstentümer eingeteilt wie die Erde. Die vierfüſsigen Tiere, die Vögel, die Pflanzen, die Steine haben ihre besonderen Reiche, und nur ein Philosoph darf ungestraft alle besuchen. Campanella erklärt, er sei auf der Reise in die Provinz der Philosophen begriffen. Die Sonne ergänzt sich nämlich durch die Seelen der aus dem Merkur, Venus, der Erde, Mars, Jupiter und Saturn abgeschiedenen Pflanzen, Tiere und Menschen. 'Die gröbsten dienen einfach dazu, das Fett (*embonpoint*) der Sonne zu ersetzen, die feinen schleichen sich an den Platz ihrer Strahlen, aber diejenigen der Philosophen, die in ihrem Exil nichts Unreines angenommen haben, gelangen ganz in die Sphäre des Lichtes (*jour*), um dessen Bewohner zu werden, während die anderen in der Masse der Sonne aufgehen.'

Campanella zeigt sich eilig, um mit dem erst angekommenen Descartes zusammenzutreffen, für dessen Philosophie er eine hohe Verehrung bezeugt. Cyrano macht ihn auf einen Widerspruch in der kartesianischen Lehre aufmerksam, der darin besteht, daſs Descartes an den Anfang aller Dinge ein festes Chaos stellt, das durch Gott in eine unzählige Menge kleiner Würfel aufgelöst wird, deren jedem von Gott eine entgegengesetzte Anfangsbewegung gegeben wird, aus denen durch Reibung kleinste Körper von allen Formen entstehen. Diese Bewegung enthält geometrische Widersprüche und läſst sich ohne Annahme des Vakuums nicht erklären. Campanella meint, Descartes werde diesen Widerspruch leicht durch Erklärung beseitigen. Auch über einen anderen Widerspruch im kartesianischen System[2] geht Campanella etwas

---

[1] Nach P. Brun p. 298 wäre diese Meinung in Cyranos Zeit allgemein verbreitet gewesen.

[2] Auch hier zeigen Varianten in den Ausgaben, daſs fast von Anfang an am Cyranotext Änderungen vorgenommen worden sind, die ihm nicht zum Vorteil gereichten. In der Diskussion vertritt Campanella den Standpunkt Descartes', Cyrano den Gassendis. Es ist aber nicht ganz leicht, in den Textworten die beiden Sprecher auszuscheiden. Die Kritik Cyranos beruht darauf, daſs es nicht logisch sei, wenn nach Descartes' Meinung unser Verständnis begrenzt, die von demselben zu erfassende Materie aber unbegrenzt teilbar sei. Über die Textvarianten vgl. P. Lacroix I, p. 260 Anm. 1. Die Ausgaben von 1710 und 1761 stimmen auch hier überein. Ob die Originalausgabe ihren Text oder den von P. Lacroix gegebenen fehlerhaften hat, kann ich nicht entscheiden.

oberflächlich hinweg, da sie in dem Wundertal ankommen, welches den See des Schlafes, die fünf Quellen und die drei Flüsse enthält, und dessen Wohltaten sich auf das ganze Universum ausdehnen. Die fünf Quellen sind die fünf Sinne, die nur fünfzehn bis sechzehn Stunden tätig sind und bei der Annäherung an den See immer schwächer werden. Nachdem die Nymphe des Friedens in der Mitte des Sees sie eine Zeitlang gewiegt hat, treten sie auf der anderen Seite des Sees wieder in die Erscheinung und zwar Gehör und Tastsinn zuerst, der Geschmack zuletzt. Die Beschreibung der Grotte des Schlafes ist wie bei Ovid. Hier träumt Cyrano den 'gelehrtesten und geistreichsten Traum der Welt', aus dem der Philosoph ihn weckt, und dessen Erzählung er uns schuldig bleibt, vielleicht nur aus dem Grunde, weil er ihn dem Leser in einem seiner 'Briefe' bereits geschildert hat (s. oben Bd. CXIV, S. 129). Eine Anspielung auf sich selbst ist vielleicht die lobende Bemerkung über die *'philosophes-rêveurs dont nos ignorans se moquent'*. Bei raschem Weitergehen, einer Art Fliegen, kommen sie zu den Flüssen Gedächtnis (*Mémoire*), Einbildungskraft (*Imagination*) und Urteil (*Jugement*).

Die Sonnenbewohner, deren brennende Atome beim Tode durch diese Flüssigkeiten angefeuchtet werden, leben 7—8000 Jahre lang und zerfallen dann in Teilchen roter Asche. Aber dabei bleibt es nicht, sondern nach den Fähigkeiten, welche sie durch Benetzung aus den drei Flüssen etc. erhalten haben, verbinden sie sich in den umliegenden Sphären mit den vorgefundenen Stoffen zu Pflanzen, um zu vegetieren, weiter durch Stoffwechsel zu Tieren, um zu empfinden, und schliefslich zu Menschen, um die drei Funktionen: Gedächtnis, Einbildungskraft und Urteil, auszuüben.

Unter solchen Beobachtungen und Gesprächen reisen sie fünf bis sechs Tage längs der drei Flüsse auf dem Wege zur Provinz der Philosophen. Unterwegs stofsen sie auf einen Sterbenden, dem das Gehirn vom Denken so aufgeschwollen ist, dafs ihm schliefslich der Kopf zerspringt. 'Diese Art zu sterben ist die der grofsen Genies, man nennt das vor Geist platzen (*crever d'esprit*).'

In der Sonne sind einige Provinzen dunkel, andere hell, und diejenigen, welche sie betreten, folgen diesem Zustande. Die Philosophen ziehen aus Erinnerung an die Erde die dunkleren Partien vor. Übrigens können sie durch lebhafte Willenskraft durchsichtig werden und so einander die Gedanken ablesen und Gefühle wie Zuneigung und Hafs ohne Worte mitteilen.

Dieses Gespräch wird durch eine Verfinsterung des Himmels unterbrochen. Ein Käfig fällt aus der Wolke, die ein riesiger Kondor ist, wie sie auf der Insel Mandragora (sic) vorkommen und einen Juchart mit ihren Flügeln bedecken, zu ihren Füfsen.

Ihm entsteigen ein Mann und eine Frau aus dem Königreich der Liebenden, die einen seltsamen Prozefs miteinander haben, den sie vor den Philosophen entscheiden lassen wollen. Die Frau klagt ihren Mann an, ihr jüngstes Kind zweimal getötet zu haben. Im Königreich der Liebe reguliert nämlich ein Gesetz und eine jeden Abend vorgenommene ärztliche Untersuchung die Anzahl der Umarmungen, welche der Ehemann seiner Frau schuldet. Der Angeklagte war auf sieben taxiert worden, hat aber, geärgert durch einige lebhafte Worte der Frau vor dem Zubettegehen, dieselbe überhaupt nicht berührt. 'Gott aber, der die Sache der Betrübten rächt, hat zugelassen, dafs er, von einem Traume gekitzelt, im Schlafe einen Menschen verlor.' So bewirkte der Elende, klagt die Frau, 'dafs mein Kind nicht ist und nicht gewesen ist'.[1] Der Ehemann brachte die Richter durch die Ausrede in Verlegenheit, dafs er, über seine Frau erzürnt, gefürchtet habe, einen Rasenden zu erzeugen. Die beiden wurden deshalb vor ein anderes Gericht verwiesen. Deshalb sind sie nun hier mit ihrem Gefährt, dessen Bespannung, die Kondors, auch die zum Schlafen nötige Dunkelheit hervorbringt. Campanella verweist die Frau an Sokrates, dem man in der Sonne die Oberaufsicht über die Sitten gegeben habe. Sie ihrerseits gibt den beiden Auskunft über das Königreich der Verliebten, welches auf der einen Seite an die Republik des Friedens, auf der anderen an die der Gerechten stöfst.

Im Königreich der Verliebten werden die Knaben mit sechzehn, die Mädchen mit dreizehn Jahren in einen grofsen Palast, Noviziat der Liebe, gebracht. Während des Probejahres suchen sich die Knaben die Zuneigung der Mädchen und diese die Freundschaft der Knaben zu erwerben. Nach Ablauf der zwölf Monate begibt sich die medizinische Fakultät in corpore in dieses Liebesseminar, untersucht die Zöglinge genau und bis ins geheimste und läfst die erste Paarung unter ihren Augen vollziehen. Die Knaben, welche sich zuchtfähig erweisen, erhalten zehn, zwanzig, dreifsig oder vierzig Mädchen zugeteilt, von denen, welche sie lieben und von welchen sie wiedergeliebt werden. Er darf aber je nur mit zweien geschlechtlich verkehren und keine mehr berühren, die schwanger ist. Die Unfruchtbaren werden zu Dienerinnen erniedrigt, die Impotenten zu Sklaven, welche sich mit den Sterilen (*brayhaignes*) fleischlich vermischen dürfen. Sobald eine Frau gebiert, wirft die staatliche Ersparniskasse eine Summe aus für die Erziehung des Kindes. Familien,

---

[1] Die gleiche burleske Spitzfindigkeit wird auch in einer anderen unedierten Stelle des *Voyage à la lune* erörtert (s. oben Bd. CXIV, S. 387 und Mss. No. 4558, p. 97), wo allerdings der Text durch Schreibfehler weniger klar ist.

die ihre Kinder nicht alle unterhalten können, nimmt der Staat dieselben ab.[1]

Die Frau ladet die beiden ein, ihr Gefährt zu benutzen. Der an einem Seidenfaden hängende schwere Anker wird auf eine sophistische Manier gehoben. Sophistisch ist auch der Grund, warum der Seidenfaden nicht reifst, und die Methode, wie sie selbst den Korb, in dem sie sitzen, an einem Kabel zur Rolle (*poulie*) und zum Vogel hinaufziehen. So fliegen sie etwa zweihundert Meilen, bis sie einem anderen Kondor begegnen, der einen Gefangenen transportiert. Dieser ist zum Tode verurteilt, weil er überführt ist, sich nicht vor dem Tode zu fürchten. Denn in dem Lande, aus dem er kommt, dürfen dies nur diejenigen, welche ins 'Kollegium der Weisen' aufgenommen worden sind; denn 'andere, die nicht fürchten, das Leben zu verlieren, sind geneigt, es allen anderen zu rauben'.

Die Frau kann auf Campanellas Fragen über die *'loix et coustumes du Royaume des Amans'* nicht völlig Auskunft geben, weil sie aus dem 'Königreich der Wahrheit' stammt. Ihre Mutter hatte nur diese Tochter, darum wurde diese, dreizehn Jahre alt, auf Befehl des Königs und der Ärzte in den 'Palast der Liebe' geführt, damit sie fruchtbarer werde als ihre Mutter.

Anfangs hatte sie Mühe, sich einzugewöhnen, und die Gewohnheiten und namentlich die Reden ihrer jungen Liebhaber sind allerdings seltsam genug. Die jungen Männer beklagen sich, dafs die Freundin sie mit ihren Augen töte, mit ihrer Flamme versenge usw. Darüber erschreckt, will sie fliehen, aber man erklärt ihr, dafs der Palast von einer Tränenflut umgeben sei, in der sie alle ertrinken müfsten. Die unglückliche Ursache von so viel Unglück will sich aus der Welt schaffen, aber ihr feurigster Anbeter läfst ihr sagen, dafs die Glut seines Herzens den See bereits ausgetrocknet habe. Um dieser Sündflut zu entrinnen, empfiehlt ihr ein anderer, der Eifersüchtige genannt, sich das Herz aus der Brust zu reifsen und in diesem, in welchem so viele Platz haben, sich auf dem Meere seiner Tränen forttreiben zu lassen von dem günstigen Winde seiner Seufzer. Sie öffnet sich also die Brust mit einem Messer und will sich eben das Herz herausreifsen, als ein neuer Liebhaber dazukommt, sie daran verhindert und den schlimmen Ratgeber vor Gericht zieht. Die Strafe des Eifersüchtigen wird durch das Parlament im Königreich der Gerechten ausgesprochen. Er wird auf ewig verbannt, soll seine Tage als Sklave in der Republik der Wahrheit beschliefsen. Er und seine Nachkommen bis ins vierte Glied dürfen

[1] Diese Beschreibung des Liebesreiches ist durchaus originell, und Cyrano verdankt Sorel (Francion p. 316) nur eine Anregung. Cf. Em. Roy, *La vie et les œuvres de Ch. Sorel,* Paris, Hachette, 1891, p. 386—87.

nicht in die Provinz der Liebenden zurückkehren, und er darf, bei Todesstrafe, keine Hyperbel brauchen. Die Frau vermählt sich nach ihrer Heilung mit ihrem Retter, hat dann aber mit ihm den angeführten Rechtsstreit. Dafs der Angeklagte nicht spricht, kommt von einem ausdrücklichen Verbot. Er darf den Mund erst vor dem Richter wieder öffnen.

Auf eine Entfernung von drei Meilen verkündet Campanella die Annäherung Descartes', und die Zweifel Cyranos werden gehoben durch dessen Erscheinen. Sie verlassen den Kondor und begrüfsen sich. Die Möglichkeit des Vorhersehens einer abwesenden Person erklärt Campanella so: 'Es gehen von allen Körpern Stoffe (*especes*), d. h. körperliche Bilder (*images corporelles*) aus, welche in der Luft herumfliegen. Trotz ihrer Beweglichkeit behalten sie Gestalt und Eigenschaften der Dinge, von denen sie sprechen, und dringen, weil sie sehr subtil sind, durch unsere Organe, ohne sie anzuregen, bis in die Seele, welche sie auch ganz entfernte Dinge sehen machen.' Wie das geschieht, wollen die beiden Cyrano später zeigen.

Hier bricht der Text unerwartet ab, und wir sind ohne Mittel, zu sagen, was und wieviel nachher noch hätte kommen sollen; denn alles spricht dafür, dafs Cyrano selbst den Roman nicht zu Ende führen konnte. Ob sich die mysteriöse *'Histoire de l'Etincelle'* hier oder bei dem Kampf der Remora und Salamandre hätte anschliefsen können, wage ich bei dem Mangel an allem Material nicht zu entscheiden.

Schlufswort.

Und nun? Wird mir gelingen, was der gelehrte P. Brun gegenüber der Tradition und der geistreiche Emile Magne gegenüber dem Theaterstück Rostands erstrebten, nämlich an die Stelle eines Phantoms den wahren, den historischen Cyrano zu setzen? Ich fürchte nein; denn abgesehen davon, dafs es sehr schwer hält, Anschauungen, die auf der poetischen Einbildungskraft von Tradition und Bühne beruhen, mit den nüchternen Vorstellungen, welche uns Urkunden und Manuskripte liefern, zu korrigieren, ist eben der Charakter Cyranos selbst ein so komplexer, dafs auch eindringendstes Studium nicht in alle Falten seiner Seele blicken läfst. Das ist leicht begreiflich, weil er selber in den schwierigsten Fragen, welche Religion und Wissenschaft, oft in Konkurrenz, noch öfter in Konflikt gegeneinander, gerade im 17. Jahrhundert so lebhaft beschäftigten, nicht zu völliger Klarheit in sich zu gelangen vermochte. Und dies nicht nur aus äufseren Gründen, die allerdings viel hemmender wirkten, als man sich dies heutzutage vorstellt, sondern doch hauptsächlich darum,

weil er bei einer ungewöhnlichen Begabung auf literarischem und wissenschaftlichem Gebiet und trotz einer starken Hingabe an seine Stoffe doch nicht das Genie besafs, welches überall bis ans Ende geht und erst am Ziele Halt macht. Nicht dafs er nur ein Dilettant gewesen wäre oder ein geschickter Macher: im Gegenteil, er hat beinahe überall neue Wege gefunden und neue Forderungen aufgestellt, aber er hat diese nicht selber erfüllen können. Und daran hätte wohl auch ein längeres Leben nicht viel gebessert. Aber zweifellos war er einer der geistvollsten und kenntnisreichsten Franzosen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und sein Ruhm wäre längst fest begründet, wenn das Werk seines Lebens von Freund und Feind nicht so übel behandelt worden wäre. Zu einer vorurteilslosen Würdigung ist jetzt sicher die Zeit gekommen, und wenn meine Schrift ein Verdienst hat, so ist es das, dafs sie die Mittel dazu reiner bietet als die bisherige Literatur. Ich scheide damit für einmal von Cyrano — ungern genug, denn er hat es noch jedem angetan, der sich eingehend mit ihm beschäftigte, dieser ungezogene Liebling der Musen.

Beilage B.[1]

Beschreibung des Manuskripts von Cyranos *Voyage dans la Lune.*

Das in einem alten Einband von geprefstem Leder buchförmig eingebundene Manuskript (Oktavformat) ist sehr schön und gleichmäfsig geschrieben in einer willkürlichen, aber konsequenten Orthographie und Interpunktion. Es weist nur sehr wenige Selbstkorrekturen des Schreibers und nur ganz vereinzelte von späterer Hand auf. Auch offenbare Verschreibungen sind sehr selten, und absichtlich ausgelassen scheint ein einziges Wort (Ortsname) gegen den Schlufs zu. Handschrift und Orthographie weisen auf das 17. Jahrhundert hin. Es enthält 152 auf dem Recto paginierte Blätter und ein unbeschriebenes mit zweimal durchstrichener Pagina 135. Zeilenzahl 21—23.

Auf dem Deckel steht inwendig von alter Hand und in schlechter Schrift:

VI. 11.

~ Livre rare et (unleserlich) il ien a trois Exemplaires en France.

Dann folgt ein Vermerk wahrscheinlich von M. Deullin d'Epernay, welcher das Manuskript 1890 der Bibliothèque Nationale schenkte:

Payé fr. 66. 70 vente Monmerqué n⁰ 3891 mars 1861

Hierauf von der Hand von M. de Monmerqué:

Ce livre a été écrit sous Louis XIII.

Il y est fait mention de Tristan l'Hermite poëte-attaché à Gaston.

Il est de Cyrano de Bergerac, mais je suis étonné qu'il aie été imprimé et qu'il est ici, car il y a des passages bien hardis pour le temps.

[1] Beilage A ist oben, Bd. CXIV, S. 125—7, abgedruckt.

Il a été imprimé dans les œuvres de Cyrano de Bergerac V. 1er p. 288 ed. d'Amsterdam 1710, mais avec de grands retranchements que la hardiesse du livre et plus souvent son impertinence necessitaient.

Cette circonstance donne de la curiosité a ce petit mss. J'indiquerai en les soulignant les passages retranchés a l'impression.

De Monmerqué hat dies anfangs mit [ ] versucht, aber später aufgegeben. Auf der ersten (nicht paginierten) Seite steht aufgeklebt die Bibliotheksnummer

FR.
NOUV. ACQ.
4, 558.

Es folgen fünf leere weifse Seiten, dann folgt am Rande oben rechts mit A bezeichnet:

A Lauteur Des Estats et
Empires de la Lune ou de
L'autre monde.

Epigramme,

Accepte ces six meschans vers
Que ma main tescrit de trauers
Tant en moy La Frayeur abonde
Et permets qu'aujourd'huy J'Euite ton abord
Car autant qu'une affreuse mort
Je crains les vens de Lautre monde

R de P

Darunter wieder:

FR nouv. acq. 4558

Auf der Rückseite von A steht:

Autre du Mesme
au mesme

Ton Esprit qu'en son vol nul Obstacle n'arreste,
Descouure vn autre monde a nos Ambitieux,
Qui tous Esgallement respirent Sa conqueste,
Comme vn noble chemin pour arriver Aux cieux

Mais ce n'est point pour Eux que la palme S'apreste;
Si J'Estois du conseil des destins et des dieux
Pour prix de ton audace on chargeroit ta teste
Des couronnes des Roys qui captiuent ces lieux.

Mais non Je m'endedis L'Inconstante Fortune
Semble auoir trop d'Empire en celuy de la lune
Son pouuoir ny paroist que pr tout renuerser.

Peut estre verrois tu dans ces demeures mornes
des le premier Instant ton Estat s'Eclipser
et du moins chacque mois en retresser les bornes

De P.

Es folgt noch vor dem Text Cyranos ein leeres weifses Blatt, gezeichnet B.

Auszüge.

pag. 22 r°, Z. 3 v. o. Cette terre cy est La Lune que vous voyés de vrẽ globe et ce lieu cy ou vous marchés est [le paradis mais c'est le Paradis Terrestre ou n'ont Jamais entré que six personnes, Adam Eue, Enoc, moy qui suis le vuieil helie, St Jean L Evangeliste, et vous, vous scaués bien comme Les deux premiers en furent banis mais vous ne Scavés pas cõe ils arriuerent en vostre monde. Scachés donc qu'après auoir tasté tous deux de la pomme deffendue Adam qui craignoit que Dieu irrité par sa presence ne rengregeast sa punition considera La Lune Vostre terre cõ le seul refuge ou il se pouuoit mettre a L'abry des poursuittes de Son createur] ores pag. 22 v° en | ce temps L'imagination chez Lhõe Estoit Si forte pour n'auoir point Encore esté corrompue ny par les desbauches, ny par la crudité des alimens, ni par Lalteration des maladies, qu'Estant alors Excité du Violent desir d'aborder cet azile & que toutte Sa masse estant deuenue Legere par le feu de cet anthousiasme il y fut enleué de la mesme sorte qu'il s'est veu des philosophes Leur imagination.fortem^t tendue a quelque chose Estre Emportés en L'air par des rauissemens que vous appeles extatiques. [Eue] que L'Infirmité de Son Sexe rendoit plus foible et moins chaude n'auroit pas eu Sans doute L'Imagination assez Vigoureuse pour vaincre pag. 23. Z. 1 v. o. par la contention de sa volonté le poids de la matiere mais par ce qu'il y auoit tres peu [qu'elle auoit esté tirée du corps de son mary] La Simpathie dont cette moitiée Estoit encore liée a son tout La porta vers luy a mesure qu'il montoit cõe Lambre se faict suiure de la paille, cõe Laimant se tourne au Septentrion, d'ou il a Esté arraché et Adam attira Louurage de sa coste cõe la mer attire les fleuues qui sont sortis d'elle. Arrivés qu'ils furent en Vostre terre ils s'abituerent entre la mesopotamie et L'arabie les hebreux l'ont connu Sous le nom d'adam et les Idolatres Sous le nom de Promethée que Leurs poetes feignirent auoir desrobé le feu du ciel a cause de ses descendans qu'il engendra pour ueus d'vne ame aussi parfaicte que celle dont Dieu L'auoit remply, ainsy pour habiter pag. 23 v° Vostre | monde, Le premier hõe Laissa celuy cy desert, mais le tout-sage ne voulut pas qu'vne demeure si heureuse restast sans habitans il permit peu de Siecles apres qu'Enoc Ennuyé de la compagnie des hommes dont L Innocence se corrompoit eut Enuie de les abandoner mais ce St Personage ne Jugea point de retraite asseurée contre L'ambition de ses parens qui S'esgorgeoient desja pour le partage de vrẽ monde, si non la terre bien heureuse dont Jadis Adam son ayeul Luy Avoit tant parlé, toutte fois comment y aller L'Eschelle de Jacob n'estoit pas Encore inventée La grace du tres haut y supplea car elle fit qu'Enoc s'avisa que le Feu du ciel descendoit sur les holocaustes des Justes et de ceux qui estoient pag. 24 r°, Z. 1 agreab|les deuant la face du Seigneur Selon la parole de Sa bouche, L'odeur des Sacrifices du Juste est monté Jusques a moy un Jour que cette Flâme diuine estoit acharnée a consommer une victime, qu'il offroit a l'Eternel de la Vapeur qui S'Exaloit il remplit deux Grands vases qu'il luta hermetiquement et se les attacha sous les esseles, La fumée aussitost qui tendoit a S'Eslever droit a Dieu ce qui ne pouuoit que par miracle penetrer du metal poussa Les vases en haut et de la sorte Enleuerent auec eux ce S^t hõe, quand il fut monté Jusques a La Lune et qu'il eust Jetté les yeux Sur ce beau Jardin vn epanouissem^t de Joye casi surnaturel Luy fit connoistre que c'estoit le Paradis Terrestre ou son pag. 24 v°, Z. 1 v. o. grand pere auoit autres-fois demeuré, il deslia promptement les vaisseaux qu'il avoit ceinct cõe des aisles autour de ses Espaules et le fit auec tant de bonheur qu'a peine estoit il en L'air quatre toises au dessus de La Lune Lorsqu'il prit congé de ses nageoires, L'eleuation cependant Estoit assez grande pour le beaucoup blaisser sans le Grand tour de sa robe ou le vent s'engouffra & L'ardeur du feu de la charité qui le soustint aussy:

pour les vases ilz monterent tousjours jusques a ce que dieu les enchâssa dans le ciel et c'est ce qu'aujourdhuy vous appellez Les Balances qui nous montrent bien tous les iours qu'elles Sont Encore pleines des odeurs du sacrifice d'un | Juste par Les influences fauorables qu'elles inspirent sur L'horoscope de Louys le Juste qui Eust les balances pour ascendant. il n'Estoit pas Encore toutte fois en ce iardin, il ny arriua que — quelque temps apres. Ce fut lorsque desborda le deluge, car les Eaux ou vre monde S'Engloutit monterent a vne hauteur Si prodigieuse que L'arche voguoit dans les cieux a costé de la lune, Les humains apperceurent ce globe par la Fenestre mais la reflection de ce grand corps opacque s'affoiblissant a cause de leur proximité qui partageoit sa lumière chacun d Eux crut que c'estoit un canton de la terre qui n'auoit pas Esté noyé; Il ny eust qu vne fille de Noe nommée Achab qui a cause peut Estre qu'elle auoit pris Garde qu'a mesure que le nauire haussoit ilz approchoient de cet astre, Soustint a cors et a cry qu'asseurement c'Estoit la lune, on eut beau luy representer que la Sonde iettée on n'auoit trouué que quinze coudées d'Eau. elle respondit que le fer auoit donc rencontré le dos d vne baleine qu'ilz auoient pris pour la terre que quand a elle qu'elle estoit bien asseurée, que c'estoit la lune en propre personne qu'ilz alloient aborder. Enfin cõe chacun opine pour son semblable touttes Les autres femmes se le persuaderent en suitte, Les voila donc malgré la deffence des hões qui Jettent L'Esquif en mer Achab Estoit la plus hazardeuse aussy voulut elle la premiere essayer le peril, elle se lance allegrement dedans et tout son sexe L'alloit ioindre sans vne vague qui separa le bateau du nauire on eust beau crier apres elle, L'appeller cent fois lunaticque protester qu'elle seroit cause qu'un Jour on reprocheroit a touttes les Femmes d'auoir dans la teste vn quartier de la lune Elle se mocqua d'Eux, la voila qui vogue hors du monde les animaux suiuirent son exemple car la plus part des oyseaux qui se sentirrent L'aisle asses forte pour risquer le voyage impatiens de la premiere prison dont on eust encore arresté | leur liberté donnerent Jusques la, des quadrupedes mesmes les plus courageux se mirent a la nage il en Estoit sorty pres de mille auant que les filz de Noé pussent fermer les Estables que la foulle des animaux qui s'Eschapoient tenoient ouuertes; la plus part aborderent ce nouueau monde; pour L'Esquif il alla donner cõre vn costau fort agreable ou la genereuse Achab descendit et ioyeuse d'auoir connu qu'en effect cette terre la estoit la lune ne voulut point se rembarquer pour rejoindre Ses freres, elle s'habitua quelque temps dans une grotte et cõe un Jour elle se promenoit balançant si elle seroit fachée d'auoir perdu la compagnie des siens ou si elle en seroit bien aise elle apperceut vn hõe qui | abbatoit la Gland; La ioye d'vne telle rencontre la fit voler, aux Embrassements, elle en reçeut de reciproques car il y avoit encore plus longtemps que le vieillard n'auoit veu de visage humain c'Estoit Enoch le iuste, il vesquirent ensemble et sans que le naturel impie de ses Enfans et L'orgueil de sa femme L'obligea de se retirer dans les bois ils auroient acheué ensemble de filer leur iours auec toutte La douceur dont dieu benit le mariage des Justes; La tous les Jours dans les retraittes les plus sauuages de ces affreuses solitudes ce bon vieillard offroit a Dieu d'vn esprit espuré son ceur en holocauste, quand de l'arbre de science que vous scaves qui Est en ce Jardin, vn Jour estant tombé vne pomme dans la riuiere | au bord de la quelle il est planté elle fust portée a la mercy des vagues hors le Paradis un vn lieu ou le pauure Enoc pour sustenter sa vie prenoit du poisson a la pesche ce beau fruit fut arresté dans le filet, il le mangea, aussitost il connut ou estou le paradis terrestre et par des secrets que vous ne scauriés conceuoir si vous n'aués mangé cõe luy de la pomme de science il y vint demeurer.

pag. 25 r°, Z. 1 v. o.

pag. 25 v°, Z. 1 v. o.

pag. 26 r°, Z. 1 v. o.

pag. 26 v°, Z. 1 v. o.

pag. 27 r°, Z. 1 v. o.

pag. 27 v°, Z. 1 v. o.

Il fault maintenant que Je vous raconte la façon dont J'y suis venu: vous n'aués pas oublié Je pense que ie me nomme helie car ie vous l'ay dit naguere Vous scaurés donc que J'estois en vrẽ monde et que J'abitois auec Elisée vn hebreu cõe moy sur les bords du Jourdain ou ie uiuois parmy les Liures | d'vne vie assez douce pour ne la pas regreter encore qu'elle s'escoulast, cependant plus les Lumieres de mon Esprit croissoient plus croissoit aussy La connoissance de celles que ie n'auois point, iamais nos prestres ne me ramenteuoient Adam que le Souuenir de cette philosophie parfaicte qu'il auoit possedée ne me fit souspirer; ie desesperois de la pouuoir acquerir, quand un Jour apres auoir sacrifié pour L'Expiation des foiblesses de mon Estre mortel ie m'endormis et L'ange du Seigr m'apparut en Songe; aussi tost que ie fus eueillé ie ne manqué pas de trauailler aux choses qu'il m'auoit prescrites: ie pris de L'aiman environs deux pieds en carré ie les mis au Fourneau puis lors qu'il fut bien purgé, precipité et dissous i'en | tiré L'attractif, calciné tout cet elixir et le reduisis en vn morceau de la grosseur enuiron d'une balle mediocre.

pag. 28 r°, Z. 1 v. o.

pag. 28 v°, Z. 1 v. o.

En suitte de ces preparations ie fis construire vn chariot de fer fort Leger et de la a quelques mois tous mes engins estans acheuez i'entre dans mon industrieuse charette: vous me demanderés possible a quoy bon toit cet attirail. Sachés que L'ange m'auoit dit en Songe que si ie uoulois acquerir vne Science parfaicte cõe ie la desirois; ie montasse au monde de la lune ou ie trouuerois dedans le Paradis d'Adam L'arbre de science parcequ'aussitost que J'aurois tasté de son fruit mon ame seroit esclaire de touttes les veritez dont vne creature est capable voila donc le voyage | pour lequel i'auois basty mon chariot, enfin ie monté dedans et Lorsque ie fus bien ferme et bien appuyé sur le siege ie rué fort hault en l'air cette boule d'aiman, or la machine de fer que i'auois forgée tout exprés plus massiue au milieu qu'aux extremitéz fut enleuée aussi tost et dans vn parfaict Equilibre a cause qu'elle se poussoit tousjours plus viste par cet endroit La, ainsy donc a mesure que i'arriuois ou l'aiman m'auoit attiré et des que i'estois sauté iusques la, ma main le faisoit repartir: mais L'interrompis-je comment Lanciés vous vrẽ balle si droit au dessus de vrẽ chariot qu il ne se trouuait Jamais a costé, ie ne vois point de merueille en cet auanture me dit il, car L'aiman poussoit qu'il estoit en Lair attiroit le fer droit a soy, et par consequent il estoit impossible que ie montasse iamais a costé: ie vous confesseray bien que tenant ma boule a ma main ie ne Laissois pas de monter parce que le chariot couroit tousjours a L'aimant que ie tenois au dessus de luy mais la saillie de ce fer pour embrasser ma boule estoit si Vigoureuse qu'elle me faisoit plier le corps en quatre doubles; de sorte que ie n'osé tenter qu'une fois cette nouuelle experience a la verité c'estoit un spectacle a veoir bien estonnant, car le soin auec lequel iauois polly L'acier de cette maison volante reflessissoit de tous costez la Lumiere du Soleil | si viue et si aigue que ie croyois moy mesme Estre emporté dans vn chariot de feu: Enfin apres auoir beaucoup rué et vollé apres mon coup, i'arriué cõe vous aues faict en vn terme ou ie tombois vers ce monde cy, et parce qu'en cet instant ie tenois ma boulle bien serrée entre mes mains mon chariot dont le siege me pressoit pour approcher de son attractif ne me quitta point, tout ce qui me restoit a craindre Estoit de me rompre le col: mais pour m'en Garantir ie regettois ma boule de temps en temps affin que ma machine, se sentant naturellemt rattirée prit du repos et rompit ainsy la force de ma cheute, puis enfin quand ie me vis a deux ou trois cens toises pres de terre ie Lancé | ma balle de tous costez a fleur du chariost tantost de ça tantost dela, Jusques a ce que mes Yeux le descouurirent, aussy tost ie ne manqué pas de la ruer dessus et ma machine L'ayant suiuie ie me Laissé tomber tant que ie me Discerné pres de briser contre le Sable car alors ie la ietté seulement vn pied par dessus ma teste, et ce petit

pag. 29 r°, Z 1 v. o.

pag. 29 v°, Z. 1 v. o.

pag. 30 r°, Z. 1 v. o.

pag. 30 v°, Z. 1 v. o.

coup la esteignit tout a faict la roideur que luy auoit imprimé le precipice de sorte que ma cheutte ne fut pas plus violente que si ie fusse tombé de ma hauteur. Je ne vous represcenteray point L'Estonnem[t] dont me Saisit La rencontre des merueilles qui sont ceans par ce qu'il fut a peu pres semblable a celuy dont ie vous viens de voir consterne, [vous scaurés | seulement que ie rencontré des le lendemain. L'arbre de vie par le moyen duquel ie m'empeché de vieillir, il consomma bientost et fit exaler le serpent en fumée. pag. 31 r°. Z. 1 v. o.

A ces mots venerable & sacré Patriarche: Luy dis-je! ie serois bien ayse de scauoir ce que vous entendés par ce serpent qui fut consommé Lui d'vn visage riant me respondit ainsy.

J'oubliois o mon filz a vous descouurir vn secret dont on ne peut pas vous veoir instruit, vous scaures donc qu'apres qu'Eue et son mary eurent mangé dela pomme deffendue, Dieu pour punir le serpent qui les en auoit tentez le relegua dans le corps de Lhomme il n'est point né depuis de creature humaine qui en punition du crime de son premier pere ne | nourrisse vn serpent dans son ventre issu de ce premier vous le nommes les boyaux et vous les croyés necessaires aux fonctions de la vie, mais aprenés que ce ne sont autre chose que des serpens pliez sur eux mesmes[1] en plusieurs doubles quand vous entendés vos Entrailles crier c'est le serpent qui siffle et qui suiuant ce naturel gloutton dont Jadis il incita le premier hōe a trop manger demande a manger aussy, car Dieu qui pour vous chastier vouloit vous rendre mortel cōe les autres animaux vous fit obseder par cet insatiable affin que si vous luy donniés trop a manger vous vous Estouffassies ou si Lors qu'auec les dents inuisibles dont cet affamé mort vostre Estomach vous luy refusiés sa pitance il criast, il tempestat, il degorgeast | ce venin que vos docteurs appelent La bile, et vous Eschauffast tellem[t] par le poison qu'il inspire a vos arteres que vous en fussiés bien tost consume, Enfin pour vous monstrer que vos boyaux sont vn serpent que vous aues dans le corps —[2] souvenés vous qu'on en trouua dans les tombeaux d'Esculape de Scipion d'Alexandre de Charles martel et d'Edouard d Angleterre qui se nourrissoient Encore des cadaures de leurs hostes, En Effect luy dis-ie en L'Interrompant i'ay remarqué que coē ce serpent Essaye toujours a s'Eschapper du corps de Lhomē on luy voit la teste et le col sortir au bas de nos ventres mais aussy Dieu n'a pas permis que Lhomē seul en fut tourmenté il a voulu qu'il se bandast contre La femme pour luy Jetter son venin et que L Enflure durast | neuf mois apres l'avoir picquée et pour vous monstrer que ie parle suiuant La parolle du seig[r] c'est qu'il dit au serpent pour le maudire qu'il auroit beau faire tresbucher La femme en se roidissant contre elle qu'elle luy feroit enfin baisser La Teste, ie voulois continuer ces fariboles, mais helie m'en empescha songés dit il que ce lieu cy est sainct, il se teut en suitte quelque temps cōe pour se ramenteuoir de l'endroit ou il estoit demeuré puis il prit ainsy La parole. pag. 31 v° pag. 32 r° pag. 32 v°

Je ne taste du fruict de vie qβ de cent ans en cent ans son Jus a pour le goust quelque raport auec L Esprit de vin, ce fut ie crois cette pomme qu Adam auoit mangée qui fut cause que nos premiers peres vesquirent si lon temps —[2] pour ce qu'il estoit coulé dans leur | semence quelque chose de son Energie Jusques a ce qu'elle s'esteignit dans les eaux du deluge. pag. 33 r°

L'arbre de Science[3] est planté vis a uis, son fruict est couuert d'vne Escorce qui produict L'ignorance dans quiconque en a gousté et qui sous L'Espoisseur de cette pelure conserve les spirituelles vertus de ce docte pag. 33 r°. Z. 4[3]

[1] Zweites s von mesmes von späterer Hand.
[2] — nur um die Linie auszufüllen.
[3] Pag. 33 r° Z. 4 fährt fort wie Brun p. 369.

manger. Dieu autrefois apres auoir chassé Adam de cette terre bienheureuse de peur qu'il n'en retrouuast le chemin Luy frotta les Genciues de cette Escorce, il fut depuis ce temps la plus de quinze ans a radotter et oublia tellement touttes choses que luy ny ses descendans iusques a Moyse ne se souuinrent seulement pas dela creation, mais les restes dela pag. 33 v° vertu de cette pesante Escorce | acheuerent de se dissiper par la chaleur et La clarté du Genie de ce Grand prophete: Je m'adressé par bonheur a l'vne de ces pommes que la maturité auoit despouillée de sa peau et ma saliue a peine L'auoit mouillée q.β la philosophie vniuerselle m'absorba, il me sembla qu'un nombre infiny de petits yeux se plongerent dans ma teste et ie sçeus le moyen de parler au Seigneur: quand depuis J'ay faict reflexion sur cet Enleuement miraculeux ie me suis bien ymaginé que ie n'aurois pas peu vaincre par les vertus occultes d vn simple corps naturel La Vigilance du Seraphin que Dieu a ordonné pour La Garde de ce paradis, mais par ce qu'il se plaist a se seruir de causes pag. 34 r° secondes ie creus qu'il m'auoit | inspiré ce moyen pour y entrer cõe il voulut se seruir des costes d'Adam pour luy faire vne femme quoy qu'il peust Le former de terre aussy bien que luy.

Je demeuré Lon temps dans ce Jardin a me promener sans compagnie mais enfin cõe L'ange portier du lieu Estoit mon principal hoste il me prit enuie de le saluer; vne heure de chemin termina mon voyage, car au bout de ce temps iarriué en vne contrée ou mille esclairs se confondans en vn formoient vn Jour aueugle qui ne seruoit qu'a rendre L'obscurité visible; ie n'Estois pas encore bien remis de cette auanture que iapperceux deuant moy vn bel adolescent et Je suis me dit il L'archange que pag. 34 v° tu | cherche, ie viens de Lire dans Dieu qu'il t'auoit suggeré les moyens de venir icy et qu'il vouloit que tu attendisse sa volonté il m'Entretint de plusieurs choses et me dit entre autres.

Que cette Lumiere dont J'auois paru effrayé n'Estoit rien de formidable qu'elle s'alumoit presque tous les soirs quand il faisoit la ronde par ce que pour euiter les surprises des sorciers qui Entrent partout sans estre veus il estoit contrainct de iouer de L'Espadon auec son Espée flamboyante autour du paradis terrestre et que cette lueur estoient Les Esclairs qu'Engendroit son acier ceux que vous apperceues de vrẽ monde adjousta-il sont produit par moy. Si quelques fois vous les remarqués pag. 35 r° bien Loin c'est a cause | que les nuages d'vn climat esloigné se trouuans disposéz a receuoir cette impression font rejaller jusques a vous ces legeres images de feu, ainsy qu'vne vapeur autrem[t] située se trouua propre a former L'arc en ciel, ie ne vous instruiray pas daduantage aussy bien la pomme de science n'est pas long d'icy, aussi tost que vous en aurés mangé uous serais docte cõe moy mais sur tout Gardés vous d'vne mesprise, la pluspart des fruicts qui pendent a ce vegetant sont enuironnez d'vne Escorce de laquelle si vous tastés vous descendrés au dessous de lhõe au lieu que le dedans vous fera monter aussy hault que L'ange.

Elie en Estoit la des instructions que Luy auoit donné le Zeraphin pag. 35 v° quand vn petit homẽ nous vint Joindre; c'est Icy cet Enoc | dont ie vous ay parlé (me dit tout bas mon conducteur) cõe il acheuoit ces mots, Enoc nous presenta un panier plain de ie ne scay quels fruits semblables aux pommes de grenades qu'il venoit de descouurir ce iour la mesme en vn boccage reculé i'en serrois quelques vnes dans mes poches par le commandement d'Elie Lorsqu'il luy demanda qui i'estois. C'est vne auanture qui merite un plus long entretien repartit mon Guide, ce Soir quand nous serons retirés il nous contera luy mesme les miraculeuses particularitez de son voyage.

Nous arriuasmes en finissant ce cy sous vne Espece d'hermitage faict de branches de palmier ingenieusement entrelassées auec des mirthes et pag. 36 r° des orangers: la | i'apperceus dans vn petit reduit des monceaux d'vne

certaine filoselle si blanche et si deliée qu'elle pouuoit passer pour lame de la nege ie vis aussy des quenouilles respandues ça et la, ie demandé a mon conducteur a quoy elles seruoient, a filer me respondit-il quand le bon Enoc veut se debander de la meditation tantost il habille cette filasse tantost il tisse de la toille qui sert a bailler des chemises aux onze mille vierges, il n'est pas que n'ayés quelque fois rencontré en vrẽ monde ie ne scay quoi de blanc qui voltige en automne Enuiron la Saison des semailles, les paisans appellent cela cotton de nrẽ Dame c'est la bourre dont Enoc purge | son Lin quand il le carde. pag. 36 v°

Nous n'arrestames gueres sans prendre conge d'Enoc dont cette cabane Estoit la cellule et ce qui nous obligea de le quitter si tost fut que de six en six heures il fait oraison et qu'il y auoit —[1] bien cela qu'il auoit acheué la derniere.

Je supplié en chemin helie de nous acheuer L histoire des assomptions qu'il m'auoit entamées et luy dis qu'il en Estoit demeuré ce me sembloit a celle de St Jean L Euangeliste.

Alors Puisque vous n'aués pas me dit-il la patience d'attendre que la pomme de Sçauoir vous enseigne mieux que moy touttes ces choses ie veux bien vous les apprendre scachés donc que Dieu a ce mot ie ne scay pas comme | Le diable s'en mesla tant y a qꝭ ie ne pus pas m'empescher de L'Interrompre pour railler. pag. 37 r°

Je m'en souuiens luy dis je Dieu fut vn Jour aduerty que L'ame de cet Euangeliste estait si detachée qu'il ne la restenoit plus qu'a force de serrer les dents et cependant Lheure ou il auoit preueu qu'il seroit enleué ceans Estoit presque Expiré de façon que n'ayant pas le temps de luy preparer vne machine il fut contraint de ly faire estre vistement sans auoir le Loisir de l'y faire aller.

[Elie pendant tout ce discours me regardoit auec des yeux capables de me tuer si ieusse Esté en Estat de mourir d'aurẽ chose que de faim: abominable dit-il | en se reculant tu as L'impudence de railler sur les choses sainctes au moins ne seroit-ce pas impunement si le tout sage ne vouloit te laisser aux nations en exemple fameux de sa misericorde, va impie hors d'icy, va publier dans ce petit monde et dans L'autre car tu es predestiné a y retourner La haine irreconciliable que dieu porte aux athées. pag. 37 v°

A peine eut il acheué cette Imprecation qu'il m'empoigna et me conduisit rudement vers la porte: quand nous fusmes arriues proche vn grand arbre dont les branches chargées de fruict se courboient presque a terre voicy Larbre de scauoir me dit-il ou tu aurois puisé des Lumieres inconceuablés sans ton | irreligion. pag. 38 r°

Il n'Eut pas acheué ce mot que feignant de Languir de foiblesse ie me Laissé tomber contre vne branche ou ie derobé adroittement vne pomme il s'en faloit encore plusieurs ajambées que ie n'eusse lepied hors de ce parc delicieux cependant La faim me pressoit auec tant de violence qu'elle me fit oublier que i'estois entre les mains d'un prophette courroucé, cela fit que ie tiré vne de ces pommes dont i'auois Grossy ma poche ou ie caché mes dents mais au lieu de prendre vne de celles dont Enoc m'auoit faict pñt, ma main tomba sur la pomme que iauois cueillye a l'arbre de science et dont par malheur ie nauois pas despouillé L'Escorce.] | i'en auois a peine Gousté qu'une Espaisse nuit tomba sur mon ame ie ne vis plus ma pomme plus d'helie auprés de moy et mes yeux ne reconnurent pas en toutte L'emisphere vne seule trace du Paradis terrestre et auec tout cela ie ne Laissois pas de me souuenir de tout ce qui m'y estoit arriué. pag. 38 v°

---

[1] — zum Ausfüllen der Linie.

Bern. H. Dübi.

Kleinere Mitteilungen.

Zur Quellenkunde und Textkritik der altengl. Exodus.

Trotz der vielen Arbeiten und Aufsätze, die bereits der altengl. Exodus gewidmet sind, ist sowohl die Frage nach der eigentlichen Quelle der merkwürdigen Dichtung noch ungelöst, wie auch manche schwierige oder verderbte Stelle unerklärt. Ohne etwas Abschließendes bieten zu können, möchte ich wenigstens einige Beiträge zum Verständnis des Gedichtes veröffentlichen, die vielleicht andere auf den richtigen Weg führen.

a) Zur Quellenkunde.

V. 47. *druron deofolgyld.*

Vgl. dazu Bedas Pentateuch-Kommentar, Exod. Kap. 12 (Migne, Patrol. lat. 91, Sp. 307): *Hebraei autumnant, quod nocte illa, qua egressus est populus Israel, omnia templa Aegyptiorum destructa sunt, sine terrae motu*; und Petrus Comestor, Hist. schol. Exod. Kap. XXVII (Migne 198): *In egressu etiam eorum, terrae motu facto, multa templa Aegypti cum idolis suis corruerunt.* — Bright hat Mod. Lang. Notes XVII, 424 ff. darauf hingewiesen, daß die Bibelstelle Num. 33, 4: *Nam et in diis eorum exercuerat ultionem* zu dieser Tradition Anlaß gegeben haben wird; Eusebius[1] von Caesarea, Praep. evang. IX, 27, berichtet nach Artapanus, daß *fanaque tum plurima corruisse.*

V. 290 ff. erzählt der Dichter, daß auf die Aufforderung des Moses hin der vierte Stamm, Juda, zuerst durchs Rote Meer gezogen sei, wofür ihm auch die Herrschaft verliehen wurde. Ihm folgten dann die Stämme Ruben und Simeon. Vgl. hierzu Comestor a. a. O. Kap. 31: *Et advocans Moyses singulas tribus secundum ordinem nativitatis suae hortabatur eos, ut ipsum praeeuntem sequerentur. Cumque timuissent intrare Ruben, Simeon et Levi, Judas primus aggressus est iter post eum, unde et ibi meruit regnum.* — Offenbar haben der Dichter und Comestor († 1178) aus derselben Quelle geschöpft, die mir leider trotz alles Suchens bisher nicht zu finden gelungen ist. In der Bibel steht davon kein Wort.

V. 579 ff. wird berichtet, wie sich die Israeliten die Schätze und Waffen der im Roten Meere umgekommenen Ägypter aneigneten. Ähnlich sagt Comestor a. a. O.: *et tulit Israel arma mortuorum.* Dies

---

[1] Ich zitiere nach der lat. Übersetzung in der Ausgabe von Fr. Vigerus, S. J., Coloniae 1688.

scheint auf Josephus, Antiq. jud. II, 14, zu beruhen, wo es in Ruffins Übersetzung[1] heifst: *Postea vero armis Aegyptiorum per fluctus et violentia ventorum allatis exercitui Hebraeorum, Moses et hoc arbritratus Dei permissione factum, ut neque armis egerent, haec exiit colligens: Hebraeosque his muniens duxit eos per desertum* ... Auch Eusebius a. a. O. Kap. 29 berichtet nach Demetrius: *qui fluctibus obruiti non fuissent, illorum sese armis induisse.*

b) Zur Textkritik.

V. 73. bæloe oferbrædde byrnende hěofon,
hālgan nette hātwendne lyft.

Statt *bæloe* ist offenbar *bælge* 'mit einem Balge, einem Überzug' zu lesen, vgl. V. 309: *sanoes* = *sanges.* Auch V. 81: *segle ofertolden* zeigt, wie sich der Dichter die Schutzwolke denkt, vgl. Ps. 104, 39: *expandit nubem in protectionem eorum* und 1. Kor. 10, 1: *quoniam patres nostri omnes sub nube fuerunt.* Johnson übersetzt daher im *Journ. of Germ. Phil.* V, 44 ff. ganz richtig *bæloe* mit *'canopy'.*

V. 79 ff. drihta gedrȳmost. Dægscěaldes hleo
wand ofer wolcnum: hæfde witig god
sunnan siđfæt segle ofertolden.

Das unerklärte *dægscěaldes hleo* von V. 79 b ist wohl in *dægswěal(o)đes hleo* 'Schutz gegen die Tageshitze' zu bessern; *swěalođ*, die nebentonige Entwickelung von *swěolođ* (vgl. Bülbring, Ae. Elemb. § 422), bedeutet in dieser Zusammensetzung dasselbe wie *færbryne* V. 70 a, *byrnende hěofon* 73 b, *hātwendne lyft* 74 b und *līgfȳr* 77 b; nach der Vorstellung des Dichters hat Gott ein Schutzdach zwischen den Wolken und dem oberen Himmel, der Bahn der Sonne, geschaffen, um die Israeliten gegen deren Strahlen zu schützen.

V. 161 ff. ergänze ich:

hreopon herefugolas hildegrædige,
deawigfeđere ofer drihtnēum,
[herge on lāste; hræfn ūppe gōl,]
wonn wælceasega. Wulfas sungon etc.

indem ich mit Kluge *on hwæl* vor *hreopon* streiche und mit Bright *hræfn ūppe gōl* nach Elene 52 b ergänze. Zu *herge on lāste* vgl. ebd. 30 a: *lāđum on lāste.*

Kiel. F. Holthausen.

Zum ae. *gerēfa.*

Obgleich sich die erprobtesten Kräfte um die Aufhellung dieses zuerst von Liebermann *Anglia* Bd. IX gedruckten ae. Textes[2] bemüht haben, ist doch noch manche Stelle der Aufklärung dringend bedürftig geblieben. Ich wage im folgenden einige neue Deutungsversuche.

---

[1] Mir hier in einem alten Kölner Druck von 1538 zugänglich.
[2] Jetzt auch *Gesetze der Angelsachsen* I 453 ff.

1. *bycgan* 'to bear in mind'.

"ic eal geteallan ne mæig, *þæt* god scirman bycgan sceal" (*Gerēfa* § 12; Liebermann, *Ges. der Ags.* I 454 = Kluge, *Ags. Leseb.*[3] S. 49, Z. 45). Die Bedeutung 'kaufen' ergibt für *bycgan* an unserer Stelle keinen passenden Sinn; man erwartet ein Verb von der Bedeutung 'bedenken, überlegen, bear in mind' (vgl. § 18, Kluge Z. 72 'Hit is earfoðe eall to gesecganne, *þæt* se beðencan sceal, ðe scire healt'). So hat denn Zupitza (*Anglia* IX 262) bygân emendiert, im besonderen Hinblick auf § 8 (Kluge Z. 18) 'forgyme [he] ða ðing to beganne 7 to bewitanne', etc. Wenn Sweet im *Student's Dictionary* für *bycgan* auch die Bedeutung 'get done, see after' angibt, so stützt er sich offenbar allein auf unsere Stelle.

Erlaubt uns etwa das *booflic* der Lindisfarne Gospels, unser *bycgan* in *behycgan* aufzulösen?[1]

2. *ippingiren*.

"He sceal fela tola to tune tilian ... cimbiren, tigehoc, næfebor, mattuc, ippingiren, scear", etc. (§ 15, *Ges. der Ags.* 455, Kluge Z. 52). Was ist mit dem Worte *ippingiren* gemeint? Zumeist stellt man es zu *yppan* und übersetzt es mit 'Brech-, Hebeeisen'.[2] Kluge allerdings scheint diese Deutung nicht anzuerkennen, da er das Wort im Glossar zu seinem *Ags. Leseb.* einfach mit einem Fragezeichen versieht.

Ich möchte der Vermutung Ausdruck geben, daſs im Original des *Gerēfa* gar nicht *ippingiren*, sondern *cippingiren* gestanden hat: der (auch sonst nicht allzu sorgfältige) Kopist hätte für das mattuc cippingiren der Vorlage mattuc ippingiren geschrieben, sich also einer Haplographie schuldig gemacht. Wir gewönnen damit einen zweiten Beleg für das Verb ae. *cippian*, das Etymon von ne. *chip*, das wir sonst nur aus dem von Lye angeführten Partizip *forcyppod* 'praecisus' kennen. Die Bildung der Zusammensetzung *cippingiren* wäre der von *hunti[n]gspere, scrēadungīsen* usw. zu vergleichen.

3. *timplean*.

Unter den in § 15 aufgeführten Webegeräten erscheint (Kluge Z. 57) ein *timplean*, zu dem Liebermann *Anglia* IX 257 bemerkt:

---

[1] Das Mnld. kennt den Lautübergang *beh-* > *b* in ausgedehntem Maſse: *behaghel* > *baghel*, *behaghen* > *baghen*, *behende* > *bende*, *behoef* > *boef*, *behoren* > *boren* usw.

[2] Ae. *yppan* erscheint nur mit der übertragenen Bedeutung 'eröffnen, offenbaren' (vgl. me. *üppen* 'disclose' und das Adj. *yppe* 'offenbar'); doch hat an. *yppa*, worauf mich Pogatscher freundlichst aufmerksam macht, noch die ursprüngliche Bedeutung 'auf-, in die Höhe heben'. Im Hinblick darauf wäre übrigens (Zusammenhang von *ippingiren* mit *yppan* vorausgesetzt) die Übersetzung 'Hebeeisen' oder 'Ziehhaken' der obenangeführten vorzuziehen; das Wort würde ein ähnliches Werkzeug bezeichnen wie das kurz vorher genannte *tigehoc*.

„Dem Worte *timplean,* das dem Zusammenhange nach einen zur Weberei gehörenden Gegenstand bezeichnet, steht der Übersetzer ratlos gegenüber.' Im Hinblick auf *tum* 'Wolle karden' bei Halliwell (vgl. *Anglia* l. c. 268) gibt er *Ges. der Ags.* 455 die Übertragung 'Karden ..?' Sweets Angabe (*Stud. Diction.*): '*timple once, a.* timplean *f.* an implement of weaving' hilft uns auch nicht weiter. Kluge (*Ags. Leseb.*) verzichtet auf jede Erklärung: '*timpléan*?'

Ließe sich unser *timplean* nicht in Verbindung bringen mit me. *tempyll* (*Cathol. Anglic.*), ne. *temple,* frz. *temple* (*f.*), *templu* etc., dtsch. *Tempel, Tömpel* 'Sperrrute, Spannstock, Breithalter'? [1] Dem Worte dürfte ein lat. *templa* zugrunde liegen, das bei frühzeitiger Übernahme ins Ae. zu *timp[e]l* (st. F.) oder *timp[e]le* (schw. F.) werden mußte (cf. *gimm* < *gemma*; ae. *temp[e]l* < *templum* ist später entlehnt worden, vgl. Pogatscher QF 64 § 123). [2] Allerdings macht die überlieferte Form *timplean* Schwierigkeiten. Dürfen wir es in *timpelan* emendieren? Oder hatte die Vorlage etwa *timple am*?' [3]

4. *sceađele.*

Unter den Webegeräten in § 15 figuriert des weiteren ein *sceađele* (Kluge Z. 58). Liebermann übersetzt es *Anglia* IX 268 mit 'Schiffchen', fügt *Ges. der Ags.* 455 dieser Übersetzung jedoch ein Fragezeichen bei. Kluges Glossar begnügt sich mit diesem letzteren. Auch Sweets '*scaþel* (m.) weaving implement' fördert uns nicht. Sollte das Wort nicht zu an. *skeiđ* 'the slay or weaver's rod' zu stellen und das *ea* demgemäß als lang anzusetzen sein (*scēađel f.*)?

Halle a. S. Otto Ritter.

Eine verlorene Handschrift der Sprüche Hendings.

Eine verlorene oder wenigstens jetzt verschollene Handschrift der Sprüche Hendings befand sich noch Ende des 14. Jahrhunderts in der Bibliothek der Priorei St. Martin zu Dover. Dies lehrt uns der im Jahre 1389 vom Bruder John Whytefeld zusammengestellte Katalog dieses Klosters (jetzt MS. Bodley 920 der Bodleiana zu Oxford), welcher kürzlich von R. James [4] veröffentlicht worden ist. Dort wird nämlich als No. 170 eine Handschrift aufgeführt, welche folgenden Inhalt hatte:

---

[1] Vgl. Karmarsch, *Grundriß der mechanischen Technologie,* 1841, II 352; Lueger, *Lex. Techn.* s. v. *Weberei*; Prechtl, *Technolog. Encyclop.* XX 314.

[2] Das *e* in me. *tempyll,* ne. *temple* deutet auf Neuentlehnung aus dem Frz. hin.

[3] *ām* 'weaver's reed' kommt in der Aufzählung von Webegeräten *Gerēfa* § 15 nicht vor; das *amb* in genanntem Paragraphen ist nicht notwendig als *am* aufzufassen — die Vorlage könnte ein [.... c]*amb* enthalten haben.

[4] The Ancient Libraries of Canterbury and Dover, ed. by M. R. James, Cambridge 1903, p. 407—495.

Libellus de matre beati Thome Cantuariensis		*Electus igitur ante constitus'*
Actus in exilium beati Thome Cant.	10 a	*Honor et gloria beati*
Vita beati Thome Cantuariensis in gallicis	20 a	*Adeu loenge et soun*
Fabula de wlpe medici[1] in angl.	34 b	*Hit by-ful[2] whylem*
Parabole Isopi greci metrificate	38 b	*Adaneis satus*
La romonse de Ferumbras		*Seygnours ore escut'*
Gesta Octouiani [*sic!*] imperatoris in gallicis	123 a	*Le deu qui en la crois*
Stulticie mundi principales in gallicis	164 b	*Qui nul bien ne soyt*
Recordacio passionis in gallicis	166 a	*Vn poy escutes*
Libellus de caritate in gallicis	173 a	*Chescun home dere*
Gesta Karoli magni in gallicis	178 b	*Ore escutz seignouris*
Cato in gallicis	199 b	*Seignours oyez*
Mrōnū [?] vtilitas in gallicis	203 b	*Ore voz volum monstrer*
Prouerbia Hendung [*sic!*] in angl.	206 a	*Jhesu Crist al þys*

Der angeführte Inhalt stimmt zu keiner der drei uns bisher bekannten Handschriften, in denen die Sprüche Hendings vorkommen; also handelt es sich hier um eine vierte verschollene Aufzeichnung dieses Werkes. Den Anfangsworten nach zu urteilen, wie sie unser Katalog anführt (*Jhesu Christ al þys*), muſs die Hending-Version des Dover-Ms. der Überlieferung in Digby 86 am nächsten gestanden haben; denn nur hier lautet der Anfang *Jesu Crist al þis worldes red* (Angl. IV, 191) gegenüber *al folkis rede* in der Cambridger und Londoner Handschrift. Auch sonst scheint die Dover-Handschrift ein ähnliches Gepräge wie Digby 86 gehabt zu haben. Denn wie letztere bietet sie nebeneinander französische, lateinische und englische Texte[3] und unter letzteren sogar ebenfalls eine Fuchs-Fabel, deren Verlust wir um so mehr bedauern müssen, als sie uns vermutlich ein interessantes Seitenstück zu den spärlichen Vertretern mittelenglischer Fabeldichtung, insonderheit zu *The Vox and the Wolf* von Digby 86, geliefert haben würde.

Gegenüber dem nicht geringen Bestande an französischen[4] Handschriften in Dover ist es auffallend, daſs der Katalog nur noch

[1] So! vielleicht für *medico?* (James).

[2] Die (im Oxford Dictionary fehlende) Präteritalform *biful* ist mehrmals belegt im jüngeren Layamon-Text (westl. Mittelland) und in dem ebenfalls im westlichen Mittellande (Gloucestershire) und noch im 13. Jh. entstandenen südlichen Legendar. Wahrscheinlich wird auch die obige Dover-Handschrift, wie die drei anderen Hending-Mss., der ersten Hälfte des 14. Jh. angehört haben.

[3] Vgl. Codicem manu scriptum Digby 86 descripsit ... E. Stengel, Halle 1871.

[4] James zählt S. 85 24 Handschriften mit französischen Texten auf. Auch die weltliche Literatur Frankreichs war darin nicht schlecht vertreten. Auſser den bereits oben angeführten Werken nenne ich nur: No. 364 Le romonse du roy Charles la *Playst vos;* No. 365 Le romonse de Athys (Gröber II, 1, S. 588) la *Qui sagis est;* No. 366 Le romonse de la Rose *Seyntys gens;* No. 367 Polistoria Bruti et Britonum la *Qui veut*

eine zweite Handschrift mit einem englischen Text aufführt: es ist dies die Handschrift No. 355, welche unter allerhand lateinischen medizinischen Werken an fünfter Stelle enthielt:

Sinonoma herbarum 25b *Affa a þe kessur*[1]

Offenbar ist damit ein ähnliches lateinisch-englisches medizinisches Pflanzenglossar gemeint wie die *Sinonoma Bartholomei* oder die *Sinonyma* des Petrus Paduensis, welche Mowat für die *Anecdota Oxoniensia* 1882 bew. (in *'Alphita'*) 1887 veröffentlicht hat.

Würzburg. Max Förster.

Die Bibliothek des Dan Michael von Northgate.

Die drei alten Bücherkataloge von Christ Church Priory und St. Augustine's Abbey zu Canterbury und der St. Martin's Priory zu Dover, welche M. R. James unlängst veröffentlicht hat (*The Ancient Libraries of Canterbury and Dover,* Cambridge 1903), werfen nach den verschiedensten Seiten hin interessante Streiflichter auf die Geisteskultur des englischen Mittelalters. Namentlich wird aber die englische Literaturkunde manchen Gewinn aus dieser Veröffentlichung ziehen können, wofür heute hier auf ein Beispiel hingewiesen sei, dessen Ausschöpfung ich künftiger Forschung überlasse.

Die Persönlichkeit des Dan Michael aus Northgate, welcher uns bisher nur aus dem Epilog zu seinem *Ayenbite of Inwyt* (1340) als Benediktinermönch von St. Augustin zu Canterbury bekannt war, gewinnt für uns einen neuen Zug durch die eben genannte Veröffentlichung. Wir lernen ihn nämlich daraus als einen grofsen Bücherfreund und Handschriftensammler kennen, der, dem Umfange seiner Bibliothek nach zu urteilen, wohl über einige Mittel verfügt haben mufs. Der uns erhaltene Katalog des St. Augustin-Klosters (jetzt Ms. 360 des Trinity College zu Dublin), welcher kurz vor 1497 angelegt ist, verzeichnet nämlich nicht nur den Inhalt der einzelnen Handschriften, sondern gibt auch in sehr vielen Fällen den Namen der ehemaligen Besitzer bezw. Donatoren derselben an. Auf diese Weise erfahren wir, dafs noch Ende des 15. Jahrhunderts von den 1837 Handschriften des Klosters mindestens 25 aus der Bibliothek des 'Michael de Northgate' herstammten;[2] darunter auch (als No.

---

sauoyr; No. 369 Historia Turpini archiepiscopi (Gröber II, 1, 719): *Sy comence lestorye;* No. 378 Prophetia Merlini in gallicis 13a *Oy comense acune;* No. 390 Liber Cathonis 1a *Catoun estoit;* No. 390a Bestiarius in gallicis 166a *Qui byen comēce;* No. 413 Lapidarius in gallico 83a *Hom trouex.*

[1] Das *a* bedeutet vermutlich *anglice*, im übrigen ist mir die Glosse unverständlich.

[2] Es sind dies die Handschriften No. 69. 647. 649. 767. 782. 783. 804. 841. 861. 876. 1063. 1077. 1155. 1156. 1170. 1267. 1275. 1536. 1548. 1595. 1596. 1597. 1604. 1654. Aufserdem wird in einem Verzeichnis ausgeliehener Bücher (in Ms. Ff. 4. 40) ein *Diurnale Michaelis de Norgate* (James S. 503) genannt.

1536) ein *Liber in anglico Michaelis de Northgate cum CC* 2° *fo. ire vor alse*, das sich auf Grund jener alten Signatur (*CC*) und der Anfangsworte des zweiten Blattes (*ire vor alse*) sicher mit dem uns erhaltenen Arundel-Ms. 57 des *Ayenbite of Inwyt* identifizieren läfst, welches höchstwahrscheinlich Michaels Autograph darstellt.[1] Überschauen wir kurz den Inhalt der übrigen 24 Handschriften, der auf ein recht bedeutendes Bildungsniveau unseres Mönches schliefsen läfst, so springt uns zunächst der starke Bestand an theologischen Werken, vor allem mystisch-asketischer Richtung, in die Augen, was indes bei dem Verfasser des *Ayenbite* kaum zu verwundern ist. Staunend sehen wir aber, dafs Dan Michael auch ein sehr starkes Interesse für Medizin, Mathematik, Astronomie, Chemie und sonstige Naturkunde besessen hat. Von theologischen Schriftstellern, die sich in seiner Bibliothek befanden, seien hier nur genannt Petrus Comestor, Bernhard v. Clairvaux,[2] Hugo v. S.-Victor, Helinand v. Froidmont, Robert v. Flamesbury und Edmund v. Canterbury; von medizinischen Gallen, Dioskurides, Rhasis, Gerber, Afflacius (?), Gilbert,[3] Bernard Gordon, Henri de Mondeville, sowie das therapeutische Gedicht *Regimen sanitatis Salernitanum*; von naturwissenschaftlichen Aristoteles, Hermes,[4] Albertus Magnus, Roger Bacon, Petrus de Maharncuria, Marbod, Kyrannos, John Holywood, Giovanni Campano und Richard Grosseteste.[5] Dafs er, wie doch zu vermuten, ein Exemplar seiner Quelle, der *Somme des vices et des vertus* des Laurent du Bois (Gröber 1027), besessen hat, ist aus dem Katalog nicht direkt erweislich; doch mag sich dies Werk unter anonymen lateinischen Titeln wie *Summa de confessione* (No. 649) u. a. verbergen.

Aufser Arundel 57 sind noch drei weitere von den in Michaels Besitz gewesenen Handschriften uns erhalten, nämlich die No. 1155, 1156 und 1170 des Katalogs als Ii. I. 15 Un. Libr. Cambr., Bodley 464 und Corp. Christi Oxf. 221. Autopsie würde wohl feststellen können, ob diese von derselben Hand wie Arundel 57 geschrieben sind, also auch vielleicht Autographen des Dan Michael

---

[1] Eine Seite in Faksimile veröffentlichte daraus die *Palæographical Society*, Vol. III, plate 197.

[2] Dessen *Stimulus amoris*, von dem Michael zwei Abschriften (No. 767 und 804) besafs, mag auf die Titelfassung des englischen Werkes Einfluss gehabt haben, wenigstens sofern, wie ich annehmen möchte, *Ayenbite of Inwyt* eher 'Stachel, Sporn, Antrieb des Gewissens' heifst als einfach 'Gewissensbifs'.

[3] Die auffallende Namensform *Gilbertyn*, welche Chaucer C. T. Prol. 434 (im Reime) hat, erklärt sich aus dem zu *Gilbertus* gebildeten Adjektiv, wie auch obiger Katalog S. 348 liest: *Gilbertina practica puerorum*.

[4] Angesichts der etwas kargen Angaben, die Skeat im Oxford Chaucer V 432 zu Hermes (Trismegistus) macht, sei auf die reichen Nachweise bei Schürer, *Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi* (Leipzig 1898³), Bd. III, S. 482 f., hingewiesen.

[5] Näheres über die meisten der genannten Namen in Gröbers *Übersicht über die lateinische Literatur*.

darstellen. Auch wären sie bei einer erneuten Quellenuntersuchung des *Ayenbite* wohl zu berücksichtigen.

Im Anschlufs hieran sei noch darauf hingewiesen, dafs, wie James S. 510 zeigt, eine Handschrift des *Poema Morale,* Digby 4, sich identifizieren läfst mit einer Eintragung in dem alten Kataloge des Christ-Church-Klosters zu Canterbury (in Galba E. IV; angelegt zwischen 1315—1331), wo das englische Gedicht als *Rithmus Anglice* (No. 954) bezeichnet ist. Diese Tatsache, im Verein mit dem ausgesprochen kentischen Sprachcharakter der Digby-Version, macht es wahrscheinlich, dafs diese Abschrift des *Poema Morale* auch in Christ Church entstanden ist.

Würzburg. Max Förster.

Zu Lydgates Secreta secretorum.

Die beiden ehemaligen Ashburnham-Mss. No. 132 und 134, welche Th. Prosiegel leider, weil damals in Privatbesitz befindlich, bei seiner trefflichen Arbeit (1903) über die Handschriften von Lydgates Secreta Secretorum nicht benutzen konnte, sind jetzt im Fitzwilliam-Museum zu Cambridge allgemein zugänglich geworden, wo sie nach freundlicher Mitteilung von Mr. M. R. James die Signaturen McClean-Ms. No. 180 und 181 tragen werden.

Würzburg. Max Förster.

Die mittelenglische Version von Claudians De consulatu Stilichonis.

Ein neues Beispiel für reimlosen Septenar.

In seiner 'Englischen Metrik', Bd. II (1888), S. 455, hat J. Schipper die Ansicht ausgesprochen und im 'Grundrifs für germanische Philologie' noch in der 2. Auflage, Bd. II, 2 (1905), S. 210, wiederholt, dafs der reimlose Septenar des *Ormulum* 'ganz ohne Nachfolge geblieben' sei, und dafs erst im 16. Jahrhundert wieder unter dem Einflufs der antiken Strophen Versuche mit reimlosen Versen gemacht seien. Dem gegenüber möchte ich darauf hinweisen, dafs ein reimloser Vers, und zwar ebenfalls ein Septenar, in einem Werke aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorkommt, welches freilich, soweit ich sehe, bisher von der Anglistik nicht beachtet ist.[1] Es handelt sich um eine mittelenglische Bearbeitung eines Teiles[2] des panegyrischen Gedichtes *De consulatu Stilichonis,* welches von dem spätrömischen Hofpoeten und kaiserlichen Geheimsekretär Claudius Claudianus[3] im Jahre 400 abgefafst worden ist. Die mittelenglische Version ist uns zusammen mit dem lateinischen Original

[1] Inzwischen ist das Gedicht gedruckt von E. Flügel in *Anglia* XXVIII 255—297.

[2] Übersetzt sind nur Liber II, V. 1—413.

[3] Vgl. über ihn: Th. Birt in seiner unten zu nennenden Ausgabe (Berlin 1892); Vollmer in Pauly's *Real-Enzyklopädie* III (1899), 2652 ff.

im Additional-Ms. 11814 des Britischen Museums überliefert. Nach Ausweis des Kolophons (*translat and wrete at Clare 1445*) ist sie im Jahre 1445 (oder kurz vorher) entstanden und zwar auf dem Schlosse Clare in Suffolk, das damals dem Herzog Richard von York gehörte, der lobend in den Einleitungsversen genannt wird. Möglicherweise haben wir es also mit dem Autograph des Übersetzers zu tun, der höchstwahrscheinlich in dem Hofkreise des Herzogs von York zu suchen ist.

Als Beispiel für den sehr freien Versbau sei hier der Anfang des Gedichtes hergesetzt, welchen ich dem Faksimile der Palæographical Society (Vol. III, plate 200) entnehme, unter Regelung der Interpunktion und des Gebrauches von Kapitalen und Einführung eines schrägen Striches an Stelle des die Zäsur bezeichnenden umgekehrten Semikolons.[1]

Preface.

In Ruffynes legende, which late was write, / Stilico hath preysingis armyd.
Our Muse now more mylde *with* losyd stryngis / *in* songe shal gyn to telle,
3 With what maners and *with* what love / this dred prince rulyd the worlde,
With whos preyers he lyst be mevid to clothe him in his roobys
And grauntid oo yere theestate to take, / as consulers vsid before.

Benygnyte is descryed techyng Stilico the prynce.

6 The keper of the worlde, Clemencia callyd, / which chase hir first place
In Iupiters girdil, that partith a-sundir / grete hetis from þe colde,
Which grettest is namyd of hevenly duellers; / for Clemens first had ruthe
9 Of the vnshaply begynnyng worlde, / whan al þing lackid dieu forme,
And with her bright chere put thirkenes aside, / yivyng liȝte to erthys.[2]
This goddesse the, Stilico, as temple vsith / *and* as offryng at awtrys,
12 Where frankencens and swete odourys / to hir *with* fire is yove.
Her principal sees high in thy brest / she hath provided to be,
The techyng evir, that thou sholdist deme / *and* nevir as manhode holde
15 Oo man reioise a-nothirs peyne, / or othirs deth desire;
That in thi peas thou sholdist so breke / cruel Martys decrees,
As by the to longe haterede / occasion noon were yove;
18 That to trespassours thou sholdist pardon / frely askid graunte,
And ire soone shuldist put awey; / seldome thou shuldist it meve;
Onmevable thou owist not endure, / whan benygne preyers be offrid;
21 To truthe distroye al aduersauntis; / and thingis to the submytted
Nevir sett *in* herte as the lyon doothe, / which[3] ovirthrowith wilde boolys
And smaler beestis lettyth renne beside; / not oonys vpon hem lokith.
24 Thus by Clemens taught is Stilico, / as childe enformyd by mastresse.

---

[1] Nur in wenigen Versen, wie z. B. bei Z. 4, fehlt dasselbe.

[2] Am Rande hier folgende Bemerkung von derselben Hand: *Clemencia duellith in the midde-girdil, for sche is* (über d. Zeile) *not hoot with veniawns ne coolde with pusillanimite.*

[3] Dahinter ist in der Hdschr. ein *gladly* ausradiert.

Ein Vergleich mit dem lateinischen Original, das ich hier nach der gleichen Handschrift folgen lasse, zeigt, daſs die englische Version eine sehr freie ist.[1]

Prefatio.

Hactenus armatae laudes. Nunc qualibus orbem
Moribus et quanto frenet metuendus amore,
3 Quo tandem flexus trabeas auctore togantes
Induerit fastisque suum concesserit annum,
Mitior incipiat fidibus iam Musa remissis.

Claudiani de consulatu Stilichonis liber incipit.

6 Principio mundi custos Clementia magni,
Quae Jovis incoluit zonam, quae temperat aethram
Frigoris et flammae medio; quae maxima nutu
9 Caelicolum. Nam prima chaos Clementia solvit
Congeriem miserata rudem vultuque sereno
Discussit tenebras, in lucem saecula fudit.
12 Haec dea pro templis et ture calentibus aris
Te fruitur posuitque suas in pectore sedes.
Haec docet, ut poenis hominum vel sanguine pasci
15 Turpe ferumque putes; ut ferrum Marte cruentum'
Sic cum pace premas; ut non infensus alendis
Materiem praestes odiis; ut sontibus ultro
18 Ignovisse velis, deponas otius iras,
Quam moveas, precibus nunquam implacabilis hostis,
Obvia prosternes prostrataque more leonum
21 Despicias, alacres audent qui frangere tauros,
Transiliunt praedas humiles. Ac iste magistra
Dat veniam victis; hac exortante calores ...

Eine nähere Untersuchung des Versbaues, wie der übrigen mit dem Gedichte verknüpften Fragen muſs ich dem künftigen Herausgeber desselben überlassen. Es sei nur hier schon darauf hingewiesen, daſs der vorliegende Septenar in der Taktfüllung weit vom Ormulum absteht und in seinem ungemein freien Bau vielmehr an die alten Volksballaden erinnert. Aus diesen wie aus anderen Gründen möchte ich es denn auch, solange nicht neue Bindeglieder nachgewiesen sind, dahingestellt sein lassen, ob unser Dichter wirklich an Orm angeknüpft hat. Wahrscheinlicher dünkt mir, daſs er selbständig[2] auf das Aufgeben des Reimes im Septenar gekommen ist, sei es in Nachahmung der zeitgenössischen alliterierenden Dichtung oder in direkter

[1] Claudians Werke sind jetzt am besten herausgegeben von Th. Birt in *Monumenta Germaniae*, auct. antiquiss. t. X (Berlin 1892). Es seien daher die von unserer Handschrift abweichenden Lesarten von Birts kritischem Text (S. 203 ff.) hier angegeben: 3 *rogantes*, 6 *magni* ... *mundi*, 8 *mediam* || *natu*, 11 *Discussis tenebris*, 16 *siccum p. premas*, 18 *iram*, 19 *hostis*] *obstes*, 20 *prosternas*, 21 *ardent*, 22 *Hac ipse*, 23 *Das*. Diese Abweichungen lehren, daſs unsere Handschrift in eine Klasse (*x*) mit Birts *V* und *P* gehört (vgl. Birt S. 103). Birt erwähnt unsere Handschrift auf S. 126, hat sie aber wegen ihres *textum corruptissimum* nicht weiter benutzt.

[2] Es bedarf wohl kaum des Hinweises, daſs auch sonst (Orm, G. Harvey usw.) inhaltlich gering zu bewertende Dichter in formeller Beziehung metrische Neuerer gewesen sind.

Anlehnung an den ihm vorliegenden antiken Hexameter. In letzterem Falle hätten wir in unserem Gedichte den frühesten Vorläufer der antikisierenden Richtung zu sehen, die erst in der Hochrenaissance in England zu voller Entfaltung gelangte.

Literargeschichtlich dürfte das Gedicht namentlich bemerkenswert sein als ein neuer Beweis für die Beliebtheit[1] des Claudianus im Mittelalter, welche uns durch die zahlreichen Abschriften seiner Werke aus dem 12.—15. Jahrhundert, sowie durch Chaucers Bekanntschaft mit seinem *Raptus Proserpinae*[2] auch sonst hinreichend bezeugt ist.

Würzburg. **Max Förster.**

Misszellen zur englischen Wortkunde.

1. Ae. *sceota* 'Forelle'

wird von Bosworth-Toller, Sweet, Schröer usw. mit langem Diphthong (eó, ēo) angesetzt. Weist die neuenglische Form des Wortes: *shote, shoat, shot* — nicht vielmehr auf ein ae. *sceŏta* hin?

2. Me. *milternisse* < *mildhertnis*

zweifelt Mätzner, *Sprachproben* I 54, Anm., *Wörterbuch* III 584, zu Unrecht an: Formen mit ausgestoſsenem *t* kommen bereits in ae. Zeit vor, wie die Zusammenstellungen von Klaeber, *Modern Language Notes* XVIII 244, lehren. Ich lasse dahingestellt, ob es sich einfach um eine 'Ekthlipsis' des *t* zwischen *r* und *n* handelt, oder ob die Verbindung *tn* zunächst durch den 'faukalen Verschluſslaut' + *n* ersetzt wurde, wofür dann stimmloses n̥ + *n*, und schlieſslich einfach *n* eintrat.[3]

3. Ne. *chafer, chaffer*

mit stimmlosem *f* gegenüber ae. *ceafor* wird durch frühen Anschluſs an *chaff* zu erklären sein; die lautgesetzliche Entwickelung hätte zu ne. **chaver* geführt.[4]

4. Ne. *donkey.*

'As the original pronunciation apparently rimed with *monkey* ...,[5] suggestions have been made that the word is a deriv. of *dun* adj. (cf. *dunnock* hedge-sparrow), or, more probably, a familiar form of *Duncan* (cf. the other colloquial appellations, *Dicky, Neddy*),' schreibt das *New English Dictionary.* Zur Unterstützung der ersteren Ansicht

---

[1] S. Th. Birt a. a. O. p. 78—158.

[2] Siehe die Nachweise in Skeats *Oxford Chaucer* VI, 385 unter Claudian.

[3] Vgl. die Entwickelung von anlautendem *kn* im Englischen.

[4] Vgl. das dial. *cheever* (< *cefer*, Erf. Gl.). — Ne. *trifle* 'zermalmen' (ae. *trifulian*) dürfte durch *trifle* < afrz. *trufle* beeinfluſst sein.

[5] Die heute übliche Aussprache mit *ŏ* ist eine 'spelling pronunciation'.

möchte ich kurz an dtsch. *Grauchen, Gräuling* 'Esel' erinnern. Übrigens hat *dunnock* im Cant auch die Bedeutung 'cow' aufzuweisen (cf. Groses *Dictionary of the Vulgar Tongue*).

5. Ne. *flix, flick, fleck*

'the fur of various quadrupeds'[1] ist nach dem *N. E. D.* 'Of unknown origin: possibly connected with Fly *v.*' Sollte *flix* nicht einfach eine Variante zu *flax* sein? Während ae. *fleax* zu me. ne. *flax* führte, entwickelte sich die Nebenform *flex* zu *flix* weiter (vgl. me. *nekename* > *nickname, reek* > *rick, seek* > *sick* usw.). Diesem Auseinandergehen in lautlicher Beziehung entsprach eine Differenzierung der Bedeutung; während *flax* seinen ursprünglichen Sinn beibehielt, nahm *flex, flix* die Bedeutungen 'Flachshaar' > 'Haar' > 'Pelz' an.

Was das Verhältnis von *flix* zu *flick* und *fleck* betrifft, so sind die beiden letzten Formen gerade so aus *flex, flix* hergeleitet wie dial. *kick, keck* aus *kix. kex* (cf. E. St. 30, 381), dial. *flock* aus *phlox*, vulg. *chay* aus *chaise*, wie *cherry*, me. *cheri* aus *cheris, pea* aus *pease* usw.: zu der fälschlich als Plural gefaſsten *-s*-Form (**flick-s*) hat man einen neuen Singular durch Abwerfen ebendieses *-s* gebildet.

6. Ne. *jowl, jole.*

'Jowl, jole, the jaw or cheek ... M. E. *jolle;* all the forms are corruptions of M. E. *chol, chaul,* which is a contraction of M. E. *chauel* (*chavel*), the jowl. — A. S. *ceafl,* the jaw; pl. *ceaflas,* the jaws, chaps' (Skeat, *Concise Etymol. Diction.* s. v.). Erklärt sich der stimmhafte konsonantische Anlaut von *jowl* vielleicht durch Anlehnung an *jaw,* me. *jowe* (< ae. **cēowe* + frz. *joue*)? Oder ist die Form mit *j* zunächst eingetreten in Verbindungen wie *chéek by jówl,*[2] wo sich das ursprüngliche *ch* von *chol* vor dem Akzent (Vernersches Gesetz!) in den entsprechenden stimmhaften Laut verwandelt hätte? Dieselbe phonetische Erklärung hat Read, *Mod. Lang. Notes* XVI 254, für *ajar* (< a + char) vorgeschlagen; vgl. auch Sweet H. E. S. § 928.

Das Englische kennt den Übergang von [tš] zu [dž] bez. das Nebeneinander der beiden Lautgruppen noch in verschiedenen anderen (überwiegend einsilbigen) Wörtern.[3] Wie weit es sich auch da im einzelnen Falle um Akzentvarianten handelt, wird kaum festzustellen sein. Bei französischen Lehnwörtern ist überdies zu berücksichtigen, daſs sich im Französischen selbst gelegentlich ein Schwanken zwischen ch und ǧ beobachten läſst. Ich habe in die folgende Liste, die (zumal in ihrem zweiten Teile) keine Vollständigkeit beansprucht, auch einige Fälle zweifelhafter Natur mit aufgenommen.

---

[1] Die Bedeutung wird von Flügel, Muret und Schröer nicht ganz zutreffend mit 'Flaum, Milchhaar' angegeben.

[2] Die Belege im *N. E. D.* scheinen darauf hinzudeuten.

[3] Über *each, which, such* vgl. Sweet a. a. O.

I.

jace, jass < *chaos* (cf. N. E. D.);
jacolatt, jocklat < *chocolate* (cf. N. E. D. und D. D.);
jack-tēþ ? < **chēak tēþ* (Langland);
jam 'drücken' neben *cham[p]*; *jamble* neben *chamble;*
jar 'knarren' seit dem 16. Jahrh. neben *charre, char[e]* < ae. *ceorran;* ähnlich *jarg, jirk* neben *chark, chirk* < *cearcian;*
jatter, jadder dial. neben *chatter;*
jaudie neben *chawdy* (dial.);
Jauncey (Name) < *Chauncey* (nach Bardsley, *Diction. of English and Welsh Surnames*);
jawn < *chawn* (cf. N. E. D.);
jeer 'verspotten' ? < *cheer;*
jercock neben *chercock* (dial.);
jerque 'untersuchen' ? < ital. *cercare;*
jice neben *chice* (dial.);
[*jigg by jowl* (17. und 18. Jh.) < *cheek b. j.;* wohl Assimilation]
jiggin neben *chiggin* (dial.) 'a call to horses to go on' (cf. *chuck*);
jink 'Klang, klingen' neben *chink;*
[*jolt-head[ed]* neben vereinzeltem *cholt-*~, *cholter-*~; cf. N. E. D.]
joop, jupe neben *choop* (dial.)[1];
jower neben *chower* 'to grumble' (dial.);
jowl, jole 'the external throat or neck when fat or prominent' etc. < *chowle,* me. *cholle, choll,* ae. *ceole* (*ceolor*);
jowter (sowohl sb. 'pedlar' wie vb. 'to grumble') neben *chowter* (dial.);
juck neben *chuck* (falls nicht = *jouk* < *jokier*);
junk 'Klumpen' neben *chunk* (dial.).

II.

bodge neben *botch;*
[*crenge, cringe* neben *crenche, crintch* beruht wohl auf ae. **crenġan* neben **crenčan*]
fidge neben *fitch* (dial.);
grudge < *grutch* (afrz. *grouchier*);
hodge-podge < *hotchpot[ch];*
lunge neben *lunch* (dial.) 'to cut unevenly';
me. *nage* neben *nache*(-bone) (afrz. *nache, nage*);
me. *nuthage* neben *nothache;*
scorge (Chesh.) < *scorch;*
scrange < *scranch* (dial.) 'to scratch';
slinge neben *slinch* (dial.);
sludge neben *slutch;*

---

[1] Neben [tšūp] erscheint auch die Lautform [šūp]; geht diese direkt auf ae. hęōpe < hēope zurück (vgl. me. shō ? < hęō)?

smudge neben *smutch;*
splodge neben *splotch;*
trudge ? zu frz. *trucher.*

III.

Challand (Name) ? < *Jalland* < *Julian* (so Bardsley, *Diction. of English Surnames*);
charve (Shetl. und Orkn.) 'grofs' < an. *djarfr;* ist die Zwischenstufe **jarve* in der Adverbialform *jarvally* 'actively' erhalten?
chee (-up) dial. = *gee,* interj.;
cheege (kent.) < *jig,* frz. *giguer;*
Choice (Name) < *Joyce;*
Chubb (Name) < *Jubb, Job;* —
[*bulch* < *bulge* ist vielleicht nicht lautlich zu erklären, vgl. das N. E. D.]
fletch 'befiedern' ? < *fledge;*
munch, dial. *maunch, maunge* ? < frz. *manger.*

7. Ne. *raddle* 'Hürde; Zaunstecken'.

'raddle *Obs.* exc. *dial.* Also 6 radel ... 8 roddle, 9 ruddle [a. AF. reidele (Wright *Vocab.* 168), OF. reddalle, ridelle, rudelle (14th c. in Du Cange) a stout stick or pole, the rail of a cart (so mod. F. *ridelle*), of obscure origin]' *New English Dictionary* s. v. Am einfachsten erklärt sich das Wort, dessen Hauptbedeutung 'a wattle or hurdle made of rods' ist,[1] und das erst im 16. Jahrh. aufzutauchen scheint, doch wohl aus einer Nebenform von *hurdle* — *herdel, hardel* —, in der das *r* umgesprungen war; aus **hredel* resp. **hradel* mufste natürlich sofort *redel, radel* mit stimmhaftem Anlaut werden.[2] Jedenfalls dürfte an urverwandtschaftlichem Zusammenhang mit lat. *crates,* gr. *κάρταλος* usw. nicht zu zweifeln sein. — Ob nicht auch agfrz. *reidele,* afrz. *reddalle* etc. mit me. *hirdel, herdel* (> **ridel,* **redel*) in Verbindung zu bringen sind?[3]

8. Ne. dial. *scithers* 'Schere'.

Das Wort *scissors* erscheint in den englischen und irischen Dialekten vielfach in der Gestalt *scithers* [si·ðə(r)z], also mit dem Lautübergang [z] < [ð]. Dieser Wandel, den das D. D. unerörtert

[1] Die Bedeutungen 'Zaunstecken, Querholz' möchte ich für sekundär halten.
[2] Die Metathese des *r* könnte mit unter dem Einflusse des sinnverwandten *wreath(e)* erfolgt sein.
[3] Ich sehe nachträglich, dafs der Grundgedanke der obigen Erklärung schon von anderer Seite (Ogilvie, Cent. Dict.) ausgesprochen worden ist, und bin um so mehr erstaunt, ihn im N. E. D. nicht erwähnt zu finden.

läfst, dürfte kaum phonetisch zu erklären sein; vermutlich liegt Anlehnung an das sinnverwandte heimische *scythe* vor.

9. Ne. *skedaddle* 'ausreifsen'

möchte ich als 'Streckform' von dial. *scaddle* 'to run off in a fright' auffassen; ähnlich wird in dem viel umstrittenen *bamboozle* eine Streckbildung zu *boozle* zu erblicken sein. — Hoffentlich regt der interessante Aufsatz H. Schroeders über 'Streckformen' im Deutschen (P. B. B. 29) bald einen Anglisten dazu an, der fraglichen Erscheinung im Englischen nachzugehen. Namentlich aus den Dialekten würde mancherlei beizubringen sein.

10. Ne. dial. *yeild, yeld, yell* 'unfruchtbar'.

Schröer stellt das Wort mit einem Fragezeichen zu dial. *geld* (< an. *geldr* 'barren'). Aber kann ein Zweifel bestehen, dafs *ye[i]ld* mit dem zweimal belegten ae. *gelde* 'effeta' (Wr. W. 226, 22, 394, 26; lautlich = an. *geldr*) identisch ist?

Halle a. S. Otto Ritter.

Byrons Gedichte *To Mr. Murray*

(Ausg. von Coleridge, VII 56, 76):

'Strahan, Tonson, Lintot of the times,
Patron and publisher of rhymes,
For thee the bard up Pindus climbs,
My Murray,' *etc.*;

'For Orford and for Waldegrave
You give much more than me you gave;
Which is not fairly to behave,
My Murray!' *etc.*

schliefsen sich in Strophen- und Refrainbildung mit harmloser Parodie an Cowpers Gedicht *To Mary* an:

'The twentieth year is well-nigh past,
Since first our sky was overcast;
Ah, would that this might be the last!
My Mary!' *etc.*

Halle a. S. Otto Ritter.

Eine Shakespearesche Redewendung bei Annette von Droste-Hülshoff.

In Annettes Schilderungen: *'Bei uns zu Lande auf dem Lande'* (sämtliche Werke herausgeg. von Ed. Arens; Leipzig, Max Hesse, 5. Bd., S. 77) lesen wir: 'Diese junge Rheinländerin stiftet überhaupt einen greulichen Brand im Schlosse an; die westfälischen Herzen seufzen ihretwegen wie Öfen.' Es scheint, als ob der Herausgeber die auffallende Wendung, zu der er nichts bemerkt, für West-

falen eigentümlich gehalten hat. Der Dichterin schwebte aber unzweifelhaft die Stelle Shakespeares As You Like It II, 7, 139 ff. vor:

> All the world's a stage,
> And all the men and women merely players:
> They have their exits and their entrances;
> And one man in his time plays many parts,
> His acts being seven ages. At first the infant,
> Mewling and puking in the nurse's arms.
> And then the whining school-boy, with his satchel
> And shining morning face, creeping like snail
> Unwillingly to school. And then the lover,
> Sighing like furnace, with a woeful ballad
> Made to his mistress' eyebrow.

To sigh, seufzen soll hier den langgezogenen Ton bezeichnen, den grüne Scheiter im glühenden Ofen von sich geben. Dafür gebraucht man aber im Deutschen 'singen'. Vgl. M. Heynes Artikel im *Deutschen Wörterbuch*, Bd. 10, sp. 1084.

Northeim. R. Sprenger.

Kentisch *hionne:* Hirnhaut.

Aethelberhts Gesetz 36 lautet in der einzigen Hs., dem Codex Roffensis um 1120, und in allen Drucken: *Gif sio uterre hion gebrocen wordeþ, X scillingum gebete; gif butu sien, XX scillingum gebete.* Der gelehrte und geistvolle Price, der um 1830 das Beste an der jetzt B. Thorpe zugeschriebenen Ausgabe getan hat, vergleicht dazu aus nordischem Rechte Stellen, in denen *hinna,* in ganz ähnlichem Zusammenhang der Gliederverwundungen, gebüſst wird. Unglücklicherweise mischte er *(h)innoð* und eine Stelle Aelfreds über den äuſseren und beide Schädelknochen mit hinein. Da nun J. Grimm[1] die Verwandtschaft mit dem nordischen Worte ablehnte, blieb sie unbeachtet; als 'Kopfknochen' ward *hion* zweifelnd in den Wörterbüchern erklärt, und ich wagte nur 'Hirn..' zu übersetzen, teilweise auch veranlaſst durch die Wahrscheinlichkeit, daſs diese Tafel der Gliederbuſsen, die mit dem Kopfhaar beginnt und bei den Fuſszehen endet, hinter den Knochen, wohl des Schädels, vom Hirn sprechen werde.

Mit der Annahme eines leichtesten Schreibfehlers kann geholfen werden: man lese *hioñ,* die normale Abkürzung für *hionne,* wie denn *þoñ* unzählige Male für *þonne* steht, auch im Codex Roffensis.[2] Jene Abkürzung ward öfter von den Schreibern übersehen; daher steht in einigen Hss. viermal *þon,*[3] wo originalere Texte *þonne* zeigen. Diesem Übersehen sind die zweimaligen *hi* statt *hine* im Codex Roffensis Wihtræd 27 zuzuschreiben.

Während im Westsächsischen das schwache fem. *hinne* lauten würde, fällt dialektisch der a-Umlaut zu *hionne* nicht auf; vgl. *ionna* innen, *ionnað* Eingeweide, *geonað* garrit, *siondan* sind.[4]

---

[1] *Kleine Schr.* V, 318. [2] Wif 3. 7. [3] Mein *Wörterbuch* zu *Gesetzen d. Agsa.* [4] Sievers § 160, 3, S. 257, 14; Sweet *Oldest Engl. texts* p. 507 f.

Sagen wir heute von der Haut, sie werde zerrissen oder gespalten, so kennt Aelfred 70 den Fall *gif sio hyd sie tobrocen;* des 'Brechens' wegen braucht man also nicht an einen Knochen zu denken. — Da Auge, Hand und Fuſs nur 50 Schilling im Kenterrecht kosten, erscheint jene Buſse für heilbare Wunde, auch wenn diese den Schädel spaltete, hoch genug, entspricht auch ungefähr verwandten Rechten.

Die 'äuſsere Hirnhaut' ist die *dura mater;* berührt die Wunde beide Hirnhäute, so hat sie jene durchdrungen und trifft die *pia mater.* Das friesische Recht nennt jene *hann,* diese *helibrede,*[1] *membrana, qua cerebrum continetur.* Nordisch wird *hinna:*[2] dura mater erklärt. Die mittlere, Spinnwebenhaut des Hirns, scheint den Alten unbekannt.

Berlin. F. Liebermann.

Bemerkungen zum Beowulf.

6 ff. *syððan ærest wearð* | *feasceaft funden;* (or,) *he þæs frofre gebad,* | *weox under wolcnum,* | *weorðmyndum þah* usw. Der Gedanke ist sehr ähnlich dem im Eingang des Ludwigsliedes ausgesprochenen: *kind uuarth her faterlôs; des uuarth imo sâr buoz,* | *holôda inan truhtîn, magaczogo uuarth her sîn;* | *gab er imo dugidi* usw. In der verwandten Beowulfstelle, V. 16 f.: *him þæs liffrea,* | *wuldres waldend, woroldare forgeaf* fasse ich (im Gegensatz zu Earle, Trautmann, Schücking) *him* gleichfalls als Singular: als Ersatz dafür (Earle: 'in consideration thereof'), d. h. für die schlimme, herrscherlose Zeit verleiht Gott dem Königssproſs Ruhm (es folgt eine Periode des Glanzes). Dem Dichter ist es ganz gewiſs nicht sowohl um das Volk der Dänen als um das Herrschergeschlecht zu tun.

120. Die Gründe gegen *wiht unhælo* und für *wiht unfælo* brauchen nicht wiederholt zu werden. Doch sei die Frage gestattet, ob nicht *unhælo* schlieſslich doch das richtige sein könne? Wäre es nicht möglich, daſs dieser (einzigartige) Ausdruck für den teuflischen Unhold als Gegensatz zu einem *hælubearn* ('Crist' 586, 754) geprägt wurde?

183 ff. *wa bið þæm ðe sceal* | *þurh sliðne nið sawle bescufan* | *in fyres fæþm.* Die Bedeutung des verschieden aufgefaſsten *þurh sliðne nið* ist meines Erachtens verkannt worden. Allerdings könnte man daran denken, es 'durch verderbliche Schlechtigkeit' zu übersetzen, aber ein solcher indirekter Vorwurf gegen die Dänen wäre unangebracht, da dieselben eher wegen ihrer Unwissenheit bemitleidet werden (V. 178 ff.). Ich verstehe *nið* als 'tribulatio, afflictatio' (Grein), wie in V. 423, 2404 (*bealonið*),[3] und *þurh* als Bezeichnung der Art und Weise (oder der begleitenden Umstände), s. B.-T. s. v. *þurh,* A III, 6, 7; vgl. *þurh egsan* 276, *þurh þearlic þrea* Jul. 678; *J. Germ. Phil.* 4. 104. Also: 'in furchtbar unheilvoller Weise'.

---

[1] Richthofen, *Altfries. Wb.* s. v. [2] Fritzner, *Ordbog* s. v.
[3] So vielleicht auch in Finnesb. 10: *ðisse folces nið fremman.*

484 f. *đonne wæs þeos medoheal on morgentid* | *drihtsele dreorfah, þonne dæg lixte.* Es scheint mir nicht ganz richtig, wenn L. L. Schücking in seiner gründlichen Abhandlung über 'Die Grundzüge der Satzverknüpfung im Beowulf' (1904) S. 122 meint, dafs 'der temporale Nebensatz die nähere Bestimmung zu dem Adverb [*đonne*] gibt'. Vielmehr wird *þonne dæg lixte* als nähere Bestimmung (ausführende Variation) enger zu *on morgentid* gehören; vgl. Epist. Alex. 714: *đa on morgne, mid þy hit dagode* (u. *Mod. Lang. Notes* 18. 246). Ähnlich ist die Funktion der durch die Konjunktionen *þonne, þær* eingeleiteten Sätze z. B. in *sum in mædle mæg modsnottera* | *folcrædenne forđ gehycgan,* | *þær witena biþ worn ætsomne* Cræft. 41; *sum biđ wiges heard ... þær bord stunađ* ib. 39; *se đe worna fela ... guđa gedigde ... þonne hnitan feđan* Beow. 2542.

572 f. *Wyrd oft neređ* | *unfægne eorl, þonne his ellen deah.* Schückings Versuch (a. a. O. S. 121) einer neuen Erklärung von *þonne his ellen deah*: 'dann hält seine Kraft noch aus' ist entschieden abzulehnen mit Rücksicht auf 1) die Bedeutung von *dugan,* 2) das analoge *gif his ellen deag* Räts. 73. 9 (schon von Schücking zitiert) und Andr. 460, vgl. Räts. 62. 7, und besonders 3) die fast sprichwörtlich ausgeprägte Idee der Dualität von Geschick (Gott) und eigener Kraft. Vgl. Beow. 670, 1056 f., 1270 ff., 1552 ff.; Andr. 459 f.: *þæt næfre forlæteđ lifgende God* | *eorl on eorđan, gif his ellen deah* (allein schon beweiskräftig); ferner z. B. Laxdæla Saga, c. 15: *ok međ því at menn váru hraustir ok þeim varđ lengra lífs auđit, þá komask þeir yfir ána ...* — Weitere Parallelen, u. a. aus Chaucer, bei Cook, *Mod. Lang. Notes* 8. 58; Gummere, *Germanic Origins* 236 f. 'God helps those that help themselves'.[1] Vgl. Grimm, *D. M.*[4] III 5.

982 ff. Die folgende Auffassung, welche die Emendationen von Sievers, Rieger (Zupitza, Trautmann) berücksichtigt, sei der Erwägung empfohlen: *siþđan æþelingas eorles cræfte* | *ofer heanne hrof hand sceawedon,* | *feondes fingras* (*foran æghwylc wæs* | *stiđra nægla style gelicost*), | *hæþenes hondsperu hilderinces* | *eglu, unheoru.*

1319 f. *frægn gif him wære* | *æfter neodlađu niht getæse.* Es liegt nahe, *neodlađu* nicht nur mit *freondlaþu* 1192, sondern auch mit *worldlađu* 'Crist' 664, Andr. 635 zusammenzustellen. Nach Analogie der Bedeutung von *wordlađu* 'sermocinatio, loquela' könnte man vermuten, dafs *freondlaþu* 'Freundlichkeit' und *neodlađu* 'Wunsch, Verlangen' bezeichne (zur Etymologie von *lađu* vgl. Meringer, *Ind. Forsch.* 16. 111 ff.? Uhlenbeck, *P. u. B. Beitr.* 30. 298). Es wäre jedenfalls ein Vorteil, wenn von der Bedeutung 'Einladung' abge-

[1] Auch *no þæt yđe byđ* | *to befleonne* 1002 erweckt den Anschein einer — auf einen bestimmten Fall bezogenen — sprichwörtlichen Redensart: 'niemand kann dem Schicksal entrinnen.' Vgl. etwa Atlamál 48. 3: *skǫpum viþr manngi*; Vatnsdæla Saga, passim; Volsunga Saga cap. 30, 36; R. M. Meyer, *Altgerm. Poesie* 456. (Die vorgeschlagene Einschaltung von *deađ* oder *fyll* Beow. 1003 wäre keine Verbesserung.)

sehen werden könnte. *æfter neodlađum* (Ettmüller, Wülker, Holthausen, oder *neodlađe* [Sweet]; *neodlađu* nach Sievers § 253, a. 2 [Wyatt] wäre bedenklich) 'nach seinem (Hrođgars) Wunsche' würde vortrefflich passen. Cosijns *nēadlāđum* (*nȳdlāđum*) liegt etwas abseits.

1337 ff. Der neuerlichen Erklärung dieser Stelle durch Schücking (S. 5 f.), wonach *nu* in V. 1338 (als Konjunktion) mit *nu* in V. 1343 (als Adverb) korrespondierte und *nu seo hand ligeđ,* | *se þe eow welhwylcra wilna dohte* sich auf Beowulf bezöge, stehen erhebliche Schwierigkeiten entgegen. 'Nun fehlte die Hand' ist eine mehr als gewagte Übersetzung. Nicht nur ist das Präsens (im Hauptsatz) statt des Präteritums bedenklich, sondern *licgan* = 'fehlen', d. h. 'nicht dasein', mit Bezug auf einen konkreten Gegenstand, ist geradezu unglaublich; kann man auch z. B. in V. 1041 f. (*næfre on ore læg* | *widcuþes wig*) das Verbum mit 'fail' übersetzen (Earle, Garnett, Wyatt, L. Hall, Cl. Hall, Tinker, Child), so doch nur im Sinne von 'sich nicht bewähren'. Überdies, auf wen sollte sich *eow* beziehen? Auf Beowulfs Mannen? Dann fehlte ein vernünftiger Zusammenhang zwischen dem Relativsatz und seinem Hauptsatz. Oder auf die Dänen (von denen einige sich in der Umgebung des Königs befunden haben müssen)? Aber Hrođgars Ansprache ist unzweideutig an Beowulf (und sein Gefolge) gerichtet. Die ungezwungene Interpretation ist: 'nun liegt die [freigebige] Hand darnieder, die euch früher Gaben austeilte'[1] (s. Grein s. v. *dugan* ad fin.!). Æschere, der hochangesehene Hofmann — dessen Tugenden nach seinem Tode in ein übertrieben glänzendes Licht gestellt werden —, mag in der Tat Geschenke gespendet haben. Bezieht man *sincgyfa* auf Hrođgar, so schafft man eine neue Schwierigkeit, wie man aus Trautmanns künstlicher Deutung ersieht.

1732 f. (*gedeđ him swa gewealdene worolde dælas,* | *side rice,*) *þæt he his selfa ne mæg* | [*for*] *his unsnyttrum ende geþencean* bedeutet schwerlich: 'daſs er selbst ... seines Reiches Grenze nicht erdenken kann' (Heyne, Socin, Simons, L. Hall, Cl. Hall, Child) oder 'that he himself may not for his folly think of his end' (Kemble, Thorpe, Grein, Arnold, Tinker), sondern 'daſs er sich das [zeitliche] Ende desselben [des Reiches, seiner Herrschaft] nicht vorstellen kann' (so wahrscheinlich Garnett, Wyatt, Earle). Die erstgenannte Übersetzung würde eine unvernünftige Übertreibung in sich schlieſsen, die zweite würde nicht genau genug in den Zusammenhang passen. Das groſse Reich wird dem Manne so vollständig in die Hand gegeben, daſs er nicht daran denkt, daſs es jemals wieder aus seinem Besitz in den seines Erben übergehen werde (vgl. V. 1750 f., 1755 *fehđ oþer to*). Zu dem Gebrauch von *geþencean* läſst sich *gehycgan* stellen in Guđl. 17 f.: *forþon se mon ne þearf* | *to þisse wo-*

---

[1] Man wird an die sinnige Legende von der freigebigen Hand Oswalds erinnert ('*ne forealdige þeos hond æfre*' Bed. 166. 10; H. E. III c. 6).

rulde wyrpe gehycgan. (Vgl. auch Heliand 261: *endi ni cumid,* | *thes uuiden rikies giuuand.*)

Trautmanns Konjektur *sēlþa* ist übrigens vielleicht nicht ganz neu; schon bei Ettmüller (1840) heifst es: 'dafs er seiner Sälde selber nicht kann in seiner Unklugheit ein Ende denken'.

2289 f. *he to forð gestop* | *dyrnan cræfte dracan heafde neah.* Die auf Heyne zurückgehende Übersetzung 'er war zu sehr vorwärts geschritten' (so Socin, Wyatt, Simons, L. Hall, Cl. Hall, Tinker, Child; freilich auch schon Thorkelin: nimis ultra perrexit) sollte nicht immer von neuem wiederholt werden. *to* zeigt ohne Zweifel die Richtung an, genau so wie z. B. in *geong sona to* | *setles neosan* Beow. 1785; *þat se* [sc. *daroð*] *to forð gewat* | *þurh ðone æþelan Æþelredes þegen* Mald. 150. Also mit Grein: 'der fort hinzu ging', oder genauer: 'er war vorwärts darauf zu gegangen'. Zur Nebeneinanderstellung der zwei Adverbien vgl. z. B. auch Beow. 2364: *þe him foran ongean* | *linde bæron.*

2453. *þonne se an hafað* | *þurh deaðes nyd dæda gefondad.* Die handschriftliche Lesart scheint weniger bedenklich als die vorgeschlagenen Verbesserungen. *hafað ... dæda gefondad* ist = 'hat die Bekanntschaft [schlimmer] Taten (vgl. Bugge, *Tidsk. f. Phil.* 8. 67) gemacht', oder 'hat sch. T. ausgekostet' (nicht ganz genau: 'hath by dint of death learned the lesson of his deeds' Child), und *nyd* pafst nicht übel zu *deað,* vgl. *neidfaru, nydgedal.*

2499 ff. *þenden þis sweord þolað,* | *þæt mec ær ond sið oft gelæste,* | *syððan ic for dugeðum Dæghrefne wearð* | *to handbonan, Huga cempan.* Wie früher — im Gegensatz zu den anderen Herausgebern — Grein, Ettmüller und Arnold, so will jetzt Schücking (S. 119) einen neuen Hauptsatz mit *syððan* anfangen. Die Folge dieser Interpunktion ist, dafs die Dæghrefn-Episode, aus dem natürlichen Zusammenhange gerissen, gänzlich in der Luft schwebt. Was hindert uns denn aber, anzunehmen, dafs das Schwert in enger Beziehung zu Beowulfs Kampf mit Dæghrefn stehe? Kann nicht Beowulf den Hugen erst mit blofser Faust erschlagen und ihm dann sein Schwert abgenommen haben? — Heynes Vermutung, dafs Hygelac von Dæghrefns Hand gefallen sei (V. 1210 ff., 2503 f.), mag das richtige treffen.

2525 f. Man ergänzt *fæhðo* (Schubert, Barnouw, Trautmann) oder besser *feohte* (Bugge, Holthausen, Socin?), was richtig sein kann. Jedenfalls aber darf man dann *weorðan* nicht als 'sich ereignen' auffassen, sondern, wie aus dem folgenden *swa unc wyrd geteoð* zu entnehmen ist, als 'ausschlagen', 'zu einem Resultat führen' (vgl. 2530 f., 2535 f., auch 685 ff., 1490 f.), analog dem Gebrauch von *weorðan* in V. 2071: *to hwan syððan wearð* | *hondræs hæleða.* Nicht unmöglich wäre übrigens *furðor* (wie in der bekannten Parallelstelle Mald. 247).

Finnesburg 8b: *nu scyneð þes mona.* Hierzu bemerkt Boer (*Z. f. d. A.* 47. 143): '*þes* ist zu tilgen'. Auch Trautmann und Holt-

hausen verwerfen *þes* (und schreiben: *scy̆neđ þēr mōna*). Aber *þes* klingt echt und ist durchaus idiomatisch. Vgl. *đeos lyft* Räts. 58. 1; 8. 4; Exod. 430; *đios eorđe* Met. 20. 118; *þes middangeard* Räts. 67. 1, *in þeosne middangeard* (= in mundum) Bed. 212. 19, *þas miclan gemetu middangeardes* 'Crist' 826; *on þiosne wind* (= in uentum) Bed. 440. 24; *þes lytla wyrm* Räts. 41. 76; *þeos beorhte sunne* Gen. 811; *þiss swearte dust* (Par.) Ps. 77. 27 usw. S. auch *Anglia* 27. 276 und die dort angeführte Literatur.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

Das Mätznersche Wörterbuch.

Nach dem im vorigen Jahre erfolgten Tode Hugo Bielings, des langjährigen Mitarbeiters Eduard Mätzners und Fortsetzers seines letzten grofsen Lebenswerkes, ist die Beendigung des im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erscheinenden mittelenglischen Wörterbuches *'Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuch'* vom Unterzeichneten übernommen worden.

Die erste Lieferung erschien im Jahre 1872, die letzte, bis 'misbileven' reichend, 1900, der Druck steht bei 'moine', und Material ist noch für den Rest von M vorhanden, der 1906 als Abschlufs des dritten Bandes erscheinen wird. Es gilt jetzt, das Wörterbuch mit Hilfe einer gröfseren Organisation und Arbeitsteilung zu einem raschen Ende zu führen. Zu diesem Zwecke soll nicht mehr, wie bisher geschehen, die me. Literatur zurzeit nur auf einen Buchstaben hin durchgesehen und ausgezogen, es soll vielmehr das Material für N bis Z auf einmal planmäfsig gesammelt werden.

Es ergeht nun an die deutschen Anglisten, insbesondere an alle diejenigen, die ein Werk der me. Literatur herausgegeben oder bearbeitet haben, der Ruf, sich durch Übernahme eines oder mehrerer Denkmäler an der Sammlung der Belege nach gewissen jetzt im Druck vorliegenden Grundsätzen zu beteiligen oder einzelne das Wörterbuch fördernde Beiträge zu liefern und mit dieser praktischen Betätigung wissenschaftlichen Interesses eine Ehrenpflicht der anglistischen, ja der deutschen Wissenschaft überhaupt erfüllen zu helfen.

Freundliche Zusagen werden erbeten an den Herausgeber Privatdozent Dr. Heinrich Spies, Berlin W. 57, Kurfürstenstrasse 4.

Mundartgrenzen.

In seinem Aufsatz 'Gibt es Mundartgrenzen' hat Gauchat hier 1903 einen Überblick über die Fortschritte der Mundartengeographie auf romanischem wie germanischem Gebiete gegeben, der mit seinen eigenen Ergebnissen als Erforscher des französischen Sprachgebietes der Schweiz abschliefst. Es ist eine Grundfrage der Sprach- und Kulturgeschichte, deren wechselvolle Beantwortung im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte er uns darbietet. Die sprachliche Zerlegung eines

Volksganzen in mehr oder weniger selbständige Teile, die bis zur Abzweigung neuen Volkstums vom alten gehen kann, ist identisch mit dem Mundartenleben; die Aufdeckung des Verhältnisses zwischen Sprache und Volkstum in ihrem Werden ist Sache der Mundartengeographie. Daneben kommt dieser noch eine besondere Bedeutung für unsere sprachwissenschaftliche Erkenntnis zu. Mundartgrenzen sind der räumliche Ausdruck innerer Vorgänge und Zustände; sie stehen in gesetzmäfsigem Zusammenhange mit letzteren und müssen uns Aufschlüsse geben über deren Wesen und zwar solche, die wir auf keinem anderen Wege erhalten können. Gerade hier hat Gauchat meines Erachtens nicht die volle Summe des Erarbeiteten gezogen; einige Ergänzungen mögen mir gestattet sein.

Aus Gauchats Darstellung ist zu ersehen, dafs das Wissen über die Mundartgrenzen hüben wie drüben, bei Germanisten wie bei Romanisten, dieselbe Entwickelung durchlaufen hat, in der wir drei Stufen unterscheiden können. Bei ihrer Durchmusterung empfiehlt es sich, die tatsächlichen Feststellungen von den darauf gegründeten Ansichten zu sondern. Die ursprünglichste, von jeher bekannte Tatsache ist die, dafs es Lautgrenzen gibt; d. h. dafs in zwei benachbarten Orten nicht nur einzelne Wörter in verschiedener Lautgestalt erscheinen können, sondern dafs sämtliche oder die meisten Wörter, die einen bestimmten Laut enthalten, im Nachbarort diesen Laut durch einen anderen ersetzen. Die Spottnamen und Spottverse, die zur Kennzeichnung sprachlicher Verschiedenheit unter dem Landvolk üblich sind, beziehen sich fast durchweg auf Lautgrenzen. Solche Lautgrenzen wurden denn auch von den ersten Grenzforschern festgestellt, einzeln und mit anderen zusammen, Punkte und Punktreihen, d. h. Grenzen, die mehrere Orte von ihren Nachbarn trennen. Aber das waren nur sehr vereinzelte, fast zufällige Funde; der weite dunkle Raum blieb der Theorie offen. Das Nächstliegende war, die Lautgrenzen in Gedanken durch das ganze Sprachgebiet hindurchzuziehen und zwar so, dafs es in gröfsere Teile zerlegt wird, die sich scharf voneinander abgrenzen. Die so erhaltenen Mundartgebiete entsprechen dem Stamme, der sie bewohnt; es ist der Bereich der Stammesmundart, die der Ausflufs der leiblich-seelischen Sonderart sämtlicher Sprachgenossen ist. — In dieser Ursacherklärung war ein Denkfehler. Nach ihr mufsten die sprachlichen Merkmale sich auf das Stammesgebiet beschränken, die Sprachgrenzen sich rings um dasselbe zusammenschliefsen. Für scharf umgrenzte Gebiete, die durch sich schneidende Sprachgrenzen entstehen, wie sie Ascoli aufstellen wollte, war kein Entstehungsgrund zu finden. Verhängnisvoller für sie war aber die Betonung einer zweiten Tatsache, der, dafs allmähliche Übergänge neben den schroffen vorhanden sind, dafs Laute von Ort zu Ort sich allmählich wandeln, dafs einzelne Wörter von Ort zu Ort in neuen Lauten erscheinen. Und wie man früher die schroffen Übergänge fälschlich verallgemeinert hatte, so geschah es jetzt mit

den allmählichen. Die Wellentheorie mufste die Stammestheorie ablösen, die völlige Leugnung von Mundartgebieten deren gesetzmäfsige Aufstellung. — Nun kam die Zeit der planmäfsigen Erhebungen. Statt nach der Bestätigung vorgefafster Meinungen sich umzusehen und einzelne Funde rasch zu verallgemeinern, unternahmen es Germanisten, ein gröfseres Sprachgebiet auf das Verhalten in bezug auf eine möglichst grofse Reihe von Merkmalen hin zu prüfen. Fischers *Schwäbischer Atlas* erschien. Er brachte die Bestätigung der Wellentheorie. Äufserste Regellosigkeit der Grenzlinien; keine irgendwie erkennbare Grundlage für dieselben. In dem Gewirr einige lockere Anhäufungen, 'Bündel, Linien ungefähr gleicher Gesamttendenz'; doch auch Lautgrenzenstücke, zum Teil mit anderen zusammenfallend. In einzelnen werden physikalische, in Verbindung mit diesen auch politische und konfessionelle Grenzen erkannt, doch nur als äufserste Ausnahmen. Der Verkehr entscheidet; seine Grenzen sind von den verschiedenartigsten Umständen bedingt, die sich unserer Wahrnehmung entziehen. — Mit diesem Ergebnis waren viele unzufrieden. Bohnenberger unternahm es, einzelne dieser Fischerschen Grenzen nachzuprüfen und ihr Verhalten zu politischen und physikalischen Schranken zu untersuchen; doch entfernte er sich nicht weit genug vom Fischerschen Verfahren, um grundsätzlich Neues zu gewinnen. Ich selbst schlug den Weg der eingehenden, mündlichen Durchforschung meiner Heimatgegend ein, eines beschränkten Gebietes, 60 Quadratmeilen, doch überreich an Mannigfaltigkeit der Sprache, der Natur und der Geschichte; und mit seinen 200 Ortschaften an sich schon grofs genug, um allgemeine Ergebnisse liefern zu können. Meine Baarmundartenkarte zeigte folgendes:

1) Lautgrenzen Regel, Einzelwortgrenzen Ausnahme.

2) Zerspalten von Lautgrenzen höherer Ordnung in solche niederer Ordnung häufig.

3) Zerfliefsen von Lautgrenzen (Ablösung von schroffen durch unmerkliche Übergänge) selten.

4) Vereinigung der Lautgrenzen zu Bündeln (d. h. Zusammenfall, nicht Annäherung) häufig. (Gauchat hat sich durch das Wort 'Bündel', das Fischer für vereinzelte, lockere Anhäufung braucht, zu dem Irrtum verleiten lassen, ihm die grundsätzliche Aufstellung von Grenzbündeln zuzuschreiben.)

5) Zusammenfall der Sprachgrenzen (sei es Laut, Wortschatz, Beugung oder Fügung) mit politischen Grenzen Regel, mit nur physikalischen Ausnahme.

6) Entschiedenes Vorherrschen der neupolitischen Schranken (hier letzte drei Jahrhunderte).

Das geographische Gesamtbild ist nicht mehr das der regellos wirbelnden Wellen; es zeigt vielmehr eine täuschende Ähnlichkeit mit durch Dürre zerrissenem Erdreich. Durch tiefe Furchen sind manche Gebiete allseitig voneinander getrennt; wir haben fertige

Sprachlandschaften, aber auch unfertige; solche, die nach einer Seite hin allzu schwach abgegrenzt sind, um dem Nachbar gegenüber einen gewissen Grad von Selbständigkeit zu behaupten. — Ebenso gründlich hat sich das kulturgeschichtliche Bild verändert. Die Sprache führt kein Sonderleben mehr, frei von allem, oder allem feststellbaren, Einfluſs der Kulturumgebung; wir sehen sie vielmehr eng an die politischen Verbände gefesselt und ihrem Wechsel unterworfen, dem sie mehr oder weniger zögernd, aber sicher folgt.

Alle Einzeluntersuchungen, die inzwischen über das geographische und geschichtliche Verhalten von Mundartgrenzen ausgeführt wurden, stimmen in ihrem sachlichen Ergebnis mit meinem Befund überein, treten zum mindesten nicht in Gegensatz zu demselben, und bilden damit die willkommene Bestätigung meiner politischen Theorie. So die von Wrede, der sich ganz dazu bekennt; so Bohnenbergers *k-ch*-Grenze, obwohl ihm selbst diese Tatsache entging; so auch, was Gauchat uns in seinem Aufsatz mitteilt. Es sind auch hier wieder ausschlieſslich jungpolitische Grenzen, solche, die in den letzten drei bis vier Jahrhunderten bestanden, von denen in weitem Umfange der Zusammenfall mit Mundartgrenzen nachzuweisen ist. Physikalische sind wohl zu beobachten, altpolitische zu vermuten, aber nirgend ohne die Begleitung jungpolitischer Grenzen. Aber auch Gauchat zieht die naheliegende Folgerung nicht. Der dunkle Begriff der Stammverwandtschaft drängt sich in seine Erwägungen und trübt sie. Auch Bremer hält ja noch an dem Worte 'Stamm' fest; doch hat er es inzwischen aufs deutlichste als politischen Begriff gefaſst. Und ich glaube auch einen Weg zu sehen, auf dem dieses Festhalten an der Bedeutung mittelalterlicher Verbände mit der klar erwiesenen Wirkung der neuzeitlichen sich vereinbaren läſst. Ich denke dabei nicht an die sogenannten konstituierenden Faktoren, Druck, Dauer und Ton, über deren geographische Grenzen man noch so gut wie nichts weiſs, und die man geneigt ist, für unverrückbarer zu halten als Laute und Formen. Das Verhältnis von Nord- und Südschwäbisch legt mir die Vermutung nahe, daſs auch diese Seiten der Sprache raschen Wandels fähig sind, nicht in ihrem ganzen Zusammenspiel, so wenig wie der gesamte Lautschatz auf einmal, sondern in ihren ablösbaren Teilen. Die politischen Grenzverschiebungen, die von so sicherer Wirkung auf die Sprachverbände sind, tragen die Laute nicht allzu weit über ihre alten Grenzen hinaus. Leichte politische Schranken sind fähig, sie festzuhalten. Dem raschen, aber kurzen Sprung vorwärts folgt eine lange Ruhepause. Das ist wohl die Regel. Die Art der geschichtlichen Vorgänge ist für die Weite des Sprunges und die Dauer der Pausen freilich entscheidend. Wäre unser Volk nach dem Verschwinden der Stammesherzogtümer in ebenso groſse, innerlich gleichartige Stücke zerlegt worden von völlig neuer Umrahmung, dann hätten die heutigen Mundartgrenzen nichts mehr zu tun mit den alten. So wie die Dinge liegen, dürften die gro-

ſsen mittelalterlichen Sprachverbände gewissermaſsen noch den Untergrund bilden für die heutigen: in den alten Grenzen nur da, wo diese in neuen fortlebten, im übrigen aber in einem Gewirr von neuen, nicht allzu weit von den alten, die der Sturm zerzauste.

Zu dem geographischen Gesamtbilde der Mundartgrenzen, als Rissen in dürrem Erdreich, wie ich es oben gezeichnet habe, ist noch ein Zusatz zu machen. Die zerflieſsenden Lautgrenzen sind nicht darin ausgedrückt; nicht bloſs ihrer geringeren Häufigkeit wegen, wie die Einzelwortgrenzen, deren Spur im Gesamtbilde verschwindet, sondern ihrer inneren Verschiedenheit wegen. Wir haben es eben mit Grenzen für festen und solchen für flüssigen Lautstoff zu tun, wenn das Bild erlaubt ist. Jene sind spaltbar, diese zerflieſsbar. Jene umgrenzen abgestorbenen Lautwandel, geschichtlich gebundene Lautherrschaft, Massen fertiger Wortformen, diese lebendigen Lautwandel, freie Lautherrschaft, Teile des Lautsystems. Jene sind die erstarrten Formen dieser. Jene spalten sich und verwittern durch Abbröckelung von Einzelwörtern, diese entstehen durch Veränderungen im Lautsystem. Diese Scheidung von lebendigen und toten Lautgrenzen, von Lautwandel und Wortverdrängung ist ein weiteres Ergebnis meiner Baarmundartenkarte; es ist die notwendige Ergänzung zu dem geographischen und geschichtlichen Bilde und stellt neben dieser die dritte, innersprachliche Seite der neugewonnenen Anschauung dar.

Die Art der Verbreitung sprachlicher Neuerungen weist auf die Entstehungsvorgänge zurück. In politischen Verbänden, straffen und lockeren, vollzieht sich die Übertragung des Neuen von einem Menschen zum anderen; daher kann auch die Quelle nur der einzelne sein. Was bestimmt nun die Richtung, in der dieser tonangebende einzelne seine Sprache, vor allem seine Sprachlaute verändert? Leichte Veränderungsneigungen bestehen innerhalb der engsten Sprachgemeinschaft jederzeit nach allen Richtungen hin; sie werden nur durch den ausgleichenden Zwang des Verbandes im Zaum gehalten. Die Frage nach der Entstehungsursache im strengen Sinn ist unlösbar. Gleichwohl gibt es vorherrschende Veränderungsneigungen, deren Ursache wir im Lautsystem suchen müssen. Die Diphthongierung vokalischer Längen, die sich auf dem Gebiete der germanischen Sprachen mit auffallender Ähnlichkeit an den entlegensten Orten, völlig unabhängig voneinander, vollzieht, hat Wrede aus den gleichartigen Druckverhältnissen zu erklären versucht. Daſs sie sich aber nicht überall vollzieht, obwohl den ähnlichen Systemen entsprechend auch überall ähnliche Neigungen vorauszusetzen sind, zeigt deutlich genug, daſs es sich hier um keinen gesetzmäſsigen Vorgang handelt. Aus dem System folgt keine Veränderung mit Notwendigkeit. Folgerichtig wirkende Grundneigungen mögen für den einzelnen, für die Quelle gelten, für die Gemeinschaft nicht. Das eine nimmt sie an, das andere verwirft sie. Das zeigt deutlich die ungleiche Verbreitung der Ergebnisse schlaffer Nasenlautgebung in Schwaben. Die einzelnen

Teile des Systems sind frei veränderlich; sie liegen selbstständig nebeneinander; sie können sich gegenseitig beeinflussen, aber müssen es nicht.

Für die Ursache der Veränderungsrichtung gibt es kein Gesetz; wohl aber für die mechanische Wirkung des veränderten Teiles im Lautsystem, zunächst in der Rede des einzelnen. Es ist das, was man Lautgesetz heifst innerhalb des fertigen Systems und Lautwandel im Hinblick auf die Veränderung desselben. Wo keine Veränderung im System die Ursache veränderter Redeteile ist, da liegt nicht Lautwandel, sondern Wortverdrängung vor. — Neben dieses mechanische Gesetz der gleichmäfsigen Wirkung des Systems tritt das politische Gesetz der völligen Sprachgleichheit unter den Gliedern des engsten politischen Verbandes, der Ortsgemeinde. Die grofse Tatsache der einheitlichen Ortsmundart, mit der sich keine andere Spracheinheit an Strenge vergleichen kann, zeigt die Kraft der politischen Verbände am deutlichsten. Die vom einzelnen ausgehende Neuerung wird entweder auf die Gesamtheit übertragen oder ganz abgelehnt, sei es am Ort der Entstehung oder am fremden. Der politische Zusammenhang, Nachwirkungen eingerechnet, bestimmt die Richtung, nach welcher die Neuerung sich verbreitet, und den Weg, den sie durchläuft, doch ist die Frage, warum sie im einzelnen Fall an dieser und nicht an jener Schranke Halt macht, wohl ebenso unlösbar wie die nach der besonderen Entstehungsursache.

Die klare Scheidung von Entstehung und Übertragung in der Geschichte der sprachlichen Neuerungen macht es auch möglich, Wortformen zu verstehen, die aus keinerlei Lautwandel erklärt werden können. Für die Gesamtmasse der fertigen lautlichen Veränderungen ist als Regel zu setzen, dafs sie aus Lautwandel entsprangen, als Lautwandel auf eine Reihe von Mundarten sich übertrugen, dann aber auch als fertige Ergebnisse des Lautwandels in Einzelwörtern (unter Bevorzugung von Lautgruppen: vgl. oben Zerspalten von Lautgrenzen). Die Übertragung von Einzelwörtern brauchte sich aber nicht auf diese Nachkommen des Lautwandels zu beschränken, obwohl sie das Massenvorbild unterstützte. Bisweilen mufste es auch geschehen, dafs der tonangebende einzelne statt eines neuen Lautes ein lautlich verändertes Einzelwort ohne Lautsippe zur Geltung brachte. Fast in jeder Mundart gibt es solche Wechselbälge, oft ganze Reihen solcher, die jeder Bemühung spotten, sie rechtmäfsig unterzubringen. Es sind die Brüder der Analogiebildungen.

Die Einheit der Ortsmundart erfährt vorübergehende Trübung durch Neuerungen, die aus ihr selbst oder den Nachbarmundarten stammen, sich unmerklich, dem Sprechenden unbewufst, in ihrem Schofs durchsetzen und sie eine Zeitlang in die Sprache des älteren und des jüngeren Geschlechts scheiden. Sie erfährt gewaltsame Störung durch Neuerungen, die von oben her aus der Verkehrssprache auf sie eindringen, die bewufst übernommen werden, sie in verschie-

dene Stufen der Anpassung zersplittern oder sie vollständig beseitigen. Dort spielt der Lautwandel, hier der Lautzwang seine Rolle; die Wortverdrängung zeigt nur Gradunterschiede. Der erstere Vorgang gehört dem natürlichen Leben der Mundarten an; der letztere ist ihr Zusammenstoſs mit der gesteigerten Kultur. Sie verhalten sich gleichsam zueinander wie Schichtenbildung und Eruption; wagerecht und senkrecht wirkende Kräfte sind auch hier im Spiele, wenn wir die Wirkung von Mundart auf Mundart, die nebeneinander in derselben Sprachschichte liegen, mit wagerecht, die von Verkehrssprache auf Mundart, die in verschiedenen Schichten übereinander liegen, mit senkrecht bezeichnen dürfen. Aus der Betrachtung der natürlichen Lebensvorgänge sind letztere soviel wie möglich auszusondern.

Was Gauchat als der ganze sichere Gewinn der bisherigen Mundartengeographie erscheint: der häufige Zusammenfall von Lautgrenzen und die gelegentliche Wirkung politischer Schranken (ganz unverständlich ist mir, warum er sie auch noch geringen physikalischen zuspricht, obwohl sie nie und nirgends gezeigt worden ist), ist nur ein bescheidener Teil dessen, was mir schon lange feststeht, und was er schweigend übergeht. Ich hoffe, gezeigt zu haben, daſs es sich bei diesem Rest um Dinge handelt, die der Mitteilung wert sind. Ich habe sie hier nur skizzenhaft, vielleicht auch nicht mit der wünschenswerten Klarheit behandelt. Sie finden sich ausführlich vorgetragen und auf sachliche Erhebungen gegründet namentlich in folgenden Arbeiten:

Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes. Programm. 1898.

Über die Notwendigkeit der kartographischen Aufnahme der Mundarten (*Württemberg. Korrespondenzblatt,* 1899).

Sätze über Sprachbewegung (*Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten,* 1900).

Über Mundartengeographie (*Alemannia,* 1901).

Verkehrs- und Schriftsprache auf dem Boden der örtlichen Mundart (*Die Neueren Sprachen,* 1901).

Konsonantenlängen im Schwäbischen (*Die Neueren Sprachen,* 1903).

Gauchats Karte, so lehrreich sie ist, erfüllt einige wesentliche Bedingungen noch nicht, die erforderlich sind zur Gewinnung klaren und vollen Aufschlusses über die Fragen, die uns hier bewegen. Zunächst erfahren wir von ihm selbst, daſs nur ein Teil der Grenzen eingetragen ist; das Hinzutreten der fehlenden wird die besonderen Züge des Bildes verschärfen. Für das tatsächliche Bild der Zusammenhänge sind ferner aber folgende Dinge unerläſslich: 1) die Abstufung der Stärke der Lautgrenzen nach Zahl und Häufigkeit der zugehörigen Wörter, der Ausdruck des numerischen Stärkegrades. 2) Die Berücksichtigung sämtlicher Orte. Solange das nicht geschieht, sind eine Menge Linien rein willkürlich und stören den Aus-

druck des Gesetzmäfsigen. 3) Die mathematische Behandlung der Zeichnung, die Punkt 2 zur Voraussetzung hat. Wo ideale Herrschaftsgebiete zusammenstofsen, kann die geographische Grenze vernünftigerweise nur durch eine gerade Linie zur Darstellung gebracht werden und zwar in gleicher Entfernung von den Mittelpunkten. Beliebig gekrümmte Linien durchschneiden sich blind und lassen Flächenstücke zwischen sich, die sinnlos sind und das Bild fälschen. Gesteigerte Klarheit ist auch hier der Lohn der Strenge. Wünschenswert ist ferner noch die deutliche Unterscheidung der Grenzen für lebendigen und für abgestorbenen Lautwandel; denn mit jenen erhalten wir die Abgrenzung der in der Gegenwart herrschenden Lautsysteme. Besondere Beachtung verdient auch das Zerfliefsen der organischen Lautgrenzen (Beispiel: Entnasalierung mit schroffen und sanften Übergängen) und sein Gegenstück: das Zerbröseln der unorganischen (Beispiel: Eindringen diphthongierter Formen in geringer und in Überzahl); die verhältnismäfsig seltenen Punkte, an denen in der Gegenwart fast durchweg Bewegung herrscht.

Stuttgart. C. Haag.

Die Société des Textes français modernes,

von der hier CXIII, 154 die Rede war, hat sich endgültig konstituiert (Mai 1905). Sie zählt vorläufig gegen 150 Mitglieder. An ihrer Spitze steht ein aus G. Lanson (als Vorsitzendem), F. Brunot, E. Courbet, H. Chamard, E. Huguet (als Schriftführer) und M. Roques (als Schatzmeister) gebildeter Vorstand. Im Verwaltungsrat sind auch Belgien und die Schweiz, sowie Deutschland, Amerika und Dänemark vertreten. — Statuten und Geschäftsordnung können von Prof. E. Huguet, 30 rue Guilbert, Caen (Calvados), bezogen werden. In einer Einleitung dazu entwickelt Lanson in beredten Ausführungen das Arbeitsprogramm der neuen Gesellschaft. Unter den Texten, die zunächst für die geplanten kritischen Neuausgaben in Aussicht genommen sind, befinden sich die Werke von Heroët, Ronsard, Du Bellay, D'Aubigné, Pasquier, D'Urfé, Sorel, Mairet, B. de St-Pierre, Sénancour, Stendhal. Voltaires *Lettres sur les Anglais* werden von einem Bande begleitet sein, der die polemische Tagesliteratur vereinigt, die sich mit den *Lettres* beschäftigte. — Die Veröffentlichungen der neuen Gesellschaft werden auch bei uns das gröfste Interesse finden, und der niedrige Jahresbeitrag (10 Frs.) wird ihr hoffentlich zahlreiche Mitglieder sichern. H. M.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Ernst Martin, Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, herausg. und erklärt. Zweiter Teil: Kommentar (Germanistische Handbibliothek, begründet von Julius Zacher, IX, 2), C, 630 S. 8.

Martin hat mit diesem zweiten Band seiner Ausgabe das unentbehrliche Hilfsbuch für Parzivallektüre und -studium geschaffen. Lange vermifst und gewünscht, kommt uns der Parzivalkommentar sofort mit einem Reichtum an Einzelheiten und in einer besonnenen Durcharbeitung, die Lehr- und Lernzwecke aufs beste fördert. Gewifs, wer beim ersten Lesen z. B. zu *zwîvel* 1, 1 auf got. *tveifls*, zu *unfruot* 5, 15 auf got. *frods* ('zu *frathjan*'), zu *videlære*, 19, 12 auf ahd. *fidula* usw. verwiesen sieht, wird dergleichen zunächst für überflüssig halten; aber die praktische Verwendung des Buches beim Unterricht lehrt dann doch, dafs dem Lernenden auch solche Elementaria willkommen sind, und es entdeckt sich auch der Nutzen so mancher anderen Abschweifung. Den vollen Wert des Kommentars wird überhaupt der praktische Gebrauch immer mehr ins Licht stellen.

Die Wolframliteratur ist durchaus benutzt und an geeignetem Ort auch im Kommentar zitiert. Es fehlt aber auch nicht die zusammenfassende Übersicht: Martin gibt sie in der sehr reichhaltigen Einleitung. Sie ist keineswegs bares Referat über das bisher Gewonnene, Vermutete, sondern bringt zur Geltung und begründet die persönliche Ansicht des Verfassers, dort, wo er fremde Ansichten zu berichtigen oder zu bekämpfen Anlafs hat. Ganz besonders ist das in den zwei Kapiteln über Wolframs Quellen und über die Sage der Fall: Martin hält mit Recht an Kyot fest (wozu ich noch bemerken möchte, dafs die S. XXXIX genannten Ungenauigkeiten in Wolframs Angaben über Kyot unter der Voraussetzung wegfallen, dafs Wolfram Motive, die er der Quelle entnahm, mit eigenen Zutaten versehen habe), und dem Mosaik von Motiven, aus dem die Hypothese vom geistlich-legendarischen Ursprung der Gralsage aufgebaut ist, stellt er — mit verwandter Methode — seine eigene Anschauung von ihren keltisch-volkstümlichen Ursprüngen entgegen. So durchaus erwünscht diese einleitenden Übersichten, so bequem und nützlich die Aufnahme und Einarbeitung des Wertvollen aus der Wolframliteratur ist, so geben dem Werk den besonderen und individuellen Wert die eigentlichen Sinnerklärungen: sie sind ohne jene gelehrten Voraussetzungen nicht denkbar, ebensowenig aber ohne das Hineinleben in Stil und Gedankenkreise Wolframs, das bei aller philologischen Hingabe des Unterschiedes zwischen Damals und Heute deutlich sich bewufst bleibt. Eine grofse Anzahl schwieriger Stellen ist im Kommentar einleuchtend erklärt. Auch bei den Sinnerklärungen hat Martin den Kreis der Benützer weit gedacht: neben jenen höchst erwünschten stehen denn auch elementare.

Die folgenden Bemerkungen zu Einzelheiten wollen nicht mehr Kritik sein, sondern kleine Beiträge zur Erklärung, wie sie sich teils durch Martins Kommentar, teils gegen ihn beim seminaristischen Unterricht ergaben: ich beschränke mich dabei auf Textstücke und Stellen, die der Unterricht gerade berührte.

Zu 1, 4 *parrieren* ist hervorzuheben, dafs die Vorstellung *unverzaget mannes muot* sprachlich 1) das Ganze sein kann, das durch zwei in ihm enthaltene Gegensätze *sich parrieret*, 2) einer der Gegensätze innerhalb eines übergeordneten Ganzen, das dadurch 'bunt' wird. Mir wird nicht klar, welcher der beiden Meinungen sich Martin anschliefst, denn sein Satz 'ein *zwîveln* ohne *verzagen*' werde hier 'als buntfarbig' bezeichnet, läfst Undeutlichkeiten übrig. Und eine Folge dieser Undeutlichkeit scheint mir die Auslegung von 1, 7 *der* als: 'der noch *zwîvelt*' — während doch wahrscheinlich der gemeint ist, in dessen *unverzagtem mannes muot* der *zwîvel* mit einem — guten — Gegensatz zu ihm verbunden ist. — 1, 25 *alwâr* ist schwerlich nachgesetztes attributives Adjektiv, sondern *machet kurze freude alwâr* wird bedeuten: 'verwirklicht (nur) kurze Freude'. — Bei 1, 26—30 gibt es noch andere Möglichkeit als die von Martin herangezogene: die *vorhte*, gegen die Wolfram *och* ruft, mufs doch auf jene Gesellen sich beziehen, die ihn an der Innenfläche seiner Hand, wo kein Haar wächst, raufen. Martin versteht dieses Bild von falschen Freunden, die sich in des anderen Vertrauen einschleichen — aber es kann doch auch auf jene gehen, die seine vorangehenden Worte mifsverstehen, in einer Weise deuten, die einem Raufen an unbehaarter Handfläche vergleichbar ist. Die *vorhte* und das von ihr ausgeprefste *och* sind dann humoristische Steigerung. — 5, 15 *unfruot* ist Gegensatz zu *wîse* 5, 11 und verurteilt eben jene Erbsatzung, die Alter und Armut zusammenjocht. Die sonst ja mögliche Bedeutung 'trübselig' spielt hier denn keine Rolle. — 6, 15 *mêrte* ist wie an den anderen zwei von Martin zitierten Stellen rein phraseologisch, nicht prägnant ('noch mehr zeigt'). — Zu 6, 19 *hantgemælde, dax man möhte sehen, dâvon der herre müese jehen sîns namen und sîner vrîheit* ist wohl die Art des Satzes *dax man möhte sehen* zu erörtern — Relativsatz? oder, wie ich deuten möchte, Konsekutivsatz: ...'ein Eigen, so dafs man den Rechtstitel erkenne, auf Grund dessen er auf Namen und Freiheit Anspruch erhebe.' — 7, 4 empfiehlt es sich, das Otfridische *theist* nicht auf *thax ist*, sondern *the ist* zurückzuführen. — 9, 23 *iedoch*, nicht mit Martin 'auch so schon', sondern einfach 'aber', als Gegensatz zum Vorhergehenden und zu den Versuchen des Königs, ihn zu halten. — 10, 24 *mîns herzen kraft* ist hier nicht 'Besinnung und Tatkraft' — das verhindert das parallele *diu süexe mîner ougen* —, sondern (so wie dieses) eine Umschreibung für Gandin. — 14, 15 wird *mit gernden siten* als 'mit Ruhmbegier' aufgefafst; aber es erhält seine besondere hiesige Bedeutung durch das Wappensymbol des Ankers, von welchem es 99, 15 *der anker ist ein recken zil* heifst; dazu gehört ferner 15, 2 *der herre muose fürbax tragen disen wâpenlîchen last in manegiu lant* und 16, 1 *sîn ellen strebte sunder wanc* (= *fürbax gern* 556, 22): alles das weist auf die Bedeutung 'als einer, dessen Sinn aufs Wandern steht'. Man mag zugleich an den *gernden valken* denken. — 26, 26 *mîn wîpheit was unbewart* läfst sich bedeutungsvoller auffassen, als Martins Paraphrase tut; denn 23, 26 *dax er entslôx ir herze gar* ... *dax beslôx dâ vor ir wîpheit* gibt den deutlichen Fingerzeig: 'Meine Weiblichkeit war unbehütet (= neigte sich ihm zu), als er um mich warb. [Hier setze ich Punkt.] Dafs es nicht zum Heil ihm ausschlug, das betraure ich' usw.; 27, 9 widerspricht nicht, ebensowenig die scharfakzentuierte Pointe 28, 9 *ich enwart nie wîp decheines man*. — 114, 7 *ir freude* ist hier wohl nicht 'das, was sie erfreut', sondern bedeutungsvoller 'die Freude, die sie schaffen'. — 114, 22 *wîpheit* < 'weibliches Gemüt' — dazu pafst aber 114, 23 nicht recht. Ich übersetze: 'Es ist vielmehr ihre Eigenschaft als Frauen [um deren willen mir ihre Verstimmung gegen mich wie mein Benehmen gegen sie leid tut], weil ich ungebührlich über sie geredet und daher mir selber Schande gemacht habe, und das soll auch nicht mehr geschehen' (das Ganze als Parenthese). — 115, 8 *mîn reht*] nicht 'meinen Rechtsgrund', sondern 'meine Art'.

Fälle, daſs der Kommentar an Schwierigkeiten oder Eigentümlichkeiten Wolframs vorbeiging, fanden sich selten: so vermiſste ich 10, 27 und 12, 28 ein Wort über die Bedeutung des *ein* (*und ist doch ein rihtære; da ist lîhte ein ungeloube bî*); 91, 8 *bukel ob der werdekeit*, 106, 20 die md. Form *die* für *der* bleiben ohne Bemerkung. Machte die Note zu 11, 26 *tugende ein bernde rîs* den 'g. pl. von *bernde* abhängig', so war ein Wort über die Art dieses Genitivobjekts (hier wie in dem ebenso gedeuteten *lônes bernde vart* 128, 26) nötig.

Zwischen die Anmerkungen zu 81, 2 und 91, 16 ist Widerspruch geraten: zu 91, 16 sagt Martin, daſs die Beziehung der Verse 80, 30 ff. auf Galoes und Annore mit Unrecht geschehe, und den Vers 81, 2 hatte er selbst in diesem Sinne erklärt. Joseph Seemüller.

Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein, herausgegeben von J. Schatz. Zweite verbesserte Ausgabe. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1904. 312 S. 8°. 6 Mk.

Als man vor ein paar Jahren erfuhr, daſs eine neue Ausgabe der Gedichte Oswalds von Wolkenstein demnächst erscheinen würde, da freute sich gewiſs jeder, der an der Kultur- und Literaturgeschichte des absterbenden Mittelalters ein tiefer gehendes Interesse nahm. Die frischlebendige, wiewohl im einzelnen nicht ganz zuverläſsige Studie Ladendorfs (*Neue Jahrbücher für das klass. Altertum* usw. 7 [1901] S. 133 ff.), im Grunde der erste Versuch einer wirklichen Charakteristik des Wolkensteiners, hatte wohl bei manchem den Wunsch rege gemacht, die eigenartigsten Blüten von Minnesangs Winter in einer dem heutigen Stande der Forschung angemessenen Edition zu lesen und womöglich auch zu besitzen. Denn die alte Ausgabe Beda Webers, dessen Leistungen wir nicht unterschätzen wollen, nachdem sie Wackernell in seinem lehrreichen und anziehenden Buch über ihn (Innsbruck 1903) in die rechte Beleuchtung gerückt hat, genügte doch längst nicht mehr den Ansprüchen der modernen Wissenschaft und war überdies nur noch für einen respektablen Phantasiepreis im Buchhandel zu erstehen. Die neue Ausgabe erschien 1902 als 'Publikation der Gesellschaft zur Herausgabe der Denkmäler der Tonkunst in Österreich' (vgl. Behaghel, *Literaturblatt für germ. und roman. Philologie* 1903, S. 367 ff.; Wustmann, *Anzeiger für deutsches Altertum* 29, S. 227 ff.). Sie hatte einen groſsen Vorzug: ihr war die Musik beigegeben. Oswald Koller hatte diesen Teil bearbeitet. Wir wissen so wenig von der Musik der Minnesinger und müssen immer dankbar sein, wenn uns ein Kundiger über diese heikle Materie neuen Aufschluſs gibt. Jeder Philolog hat die unabweisbare Pflicht, sich damit vertraut zu machen, sollte er sich zunächst dabei auch etwas ungemütlich fühlen. Hier wie stets ist eine Vogelstrauſspolitik nicht am Platz. Den Text hatte Joseph Schatz auf Grund der Handschrift A (Pergamenths. Nr. 2777 der Wiener Hofbibliothek) hergestellt, die etwa 1425—1427 auf Oswalds Anregung hin zustande gekommen ist; er hatte ferner die übrigen Handschriften genau beschrieben und ihren kritischen Wert erörtert, die Gedichte völlig neu nach der mutmaſslichen Zeitfolge geordnet und eine Anzahl Erläuterungen und Exkurse beigefügt; dazu trat dann noch eine kurze, möglichst auf historisch beglaubigte Tatsachen gestützte Vita des Wolkensteiners. Es war viel, was wir da bekamen, viel, aber nicht genug. Wer an Wackernells gehaltvolle Einleitung zu seiner Ausgabe von Hugo von Montfort (Innsbruck 1881) dachte, fand sich enttäuscht. Die Sprache, die Metrik, die Poetik, die literarhistorische Stellung des Wolkensteiners — all das blieb künftiger Untersuchung vorbehalten. Und schlieſslich: die Publikation war schön ausgestattet, aber sie war unhandlich und teuer.

Vor kurzem hat Schatz, 'vielfach geäuſserten Wünschen entsprechend',

eine zweite, weit handlichere und billigere Ausgabe der Gedichte Oswalds von Wolkenstein in die Welt gesandt. Sie bietet etwas mehr und erheblich weniger als die erste Veröffentlichung. Mehr, denn hier sind auch die Lesarten aus der Handschrift C (Papierhs. des Innsbrucker Ferdinandeums F 1950), die in der ersten Ausgabe nur gelegentlich notiert wurden, durchweg aufgenommen worden. Weniger, denn hier fehlen die Anmerkungen der ersten Ausgabe und der gesamte musikalische Teil. Im übrigen zeigt sie ungefähr das gleiche Bild. Herübergenommen ist der Lebensabriſs des Wolkensteiners, die Beschreibung der Handschriften und im wesentlichen auch der Text der Gedichte. Leider hat Schatz, durch andere Arbeiten gehindert, die schon in der ersten Ausgabe angekündigte Darstellung der Sprache des Wolkensteiners noch nicht liefern können; erst wenn er es getan, wird sich meines Erachtens über die Art seiner Textbehandlung gewinnbringend reden lassen. Auch eine literarhistorische Untersuchung verspricht er für die Zukunft; die in der ersten Ausgabe veröffentlichten Anmerkungen sind für eine zusammenfassende Erklärung der Gedichte zurückgestellt worden. Etwas viel Zukunftsmusik, aber wir müssen immerhin zufrieden sein, daſs wir nun Oswalds Gedichte in einer jedenfalls besseren und wohlfeileren Ausgabe haben als zuvor.

Nur noch eine Bemerkung zur Biographie des Wolkensteiners. Sie will Tatsächliches bieten und weicht jeder Vermutung geflissentlich aus; wo es irgend angeht, werden urkundliche Zeugnisse beigebracht, hier und da aber auch die Gedichte selbst als Quellen herangezogen. Gewiſs mit Recht; denn bei Oswald liegt die Frage nach dem biographischen Gehalt seiner Lieder anders als etwa bei Reinmar und Walther. Gleichwohl kann man auch bei ihm in dieser Beziehung nicht vorsichtig genug sein. Es ist doch sehr gewagt, zu behaupten, daſs man 'seinen Angaben ... durchwegs Vertrauen entgegenbringen' dürfe (S. 5), wenn man noch auf derselben Seite sagen muſs, daſs Oswalds Mitteilungen über seine Sprachenkenntnis (Schatz 64, 21 ff. = Weber 1, 21 ff.) 'mit der nötigen Einschränkung' aufzunehmen seien.

Berlin. Hermann Michel.

Fr. Stahl, Wie sah Goethe aus? Berlin, G. Reimer, 1904.

Wenn wir uns einmal fragen, wie eigentlich einer von unseren besten Bekannten aussieht, so treffen wir gewöhnlich in unserem Bewuſstsein nur ein verschwommenes Bild, weil die vielen Einzeleindrücke sich gegenseitig beeinträchtigen. Von groſsen Männern, die wir nie gesehen, haben wir oft eine viel deutlichere Vorstellung, weil Ein bekanntes Bild sich uns durch wiederholte Betrachtung fest eingeprägt hat. Wie Goethe, Napoleon, Bismarck aussahen, glauben wir genau zu wissen. Aber ist das Porträt, das Stieler oder Schmeller, David, Lenbach malten, zuverlässig?

Ikonographische Studien haben z. B. für Wieland Weizsäcker, für Friedrich den Groſsen v. Taysen, für Bismarck Graf Yorck mit groſsem Erfolg unternommen. Stahl sucht die Geschichte von Goethes äuſserer Erscheinung an der Hand der Dokumente zu schreiben; die literarischen, obwohl gut ausgewählt, treten dabei neben den künstlerischen zu sehr zurück, so daſs wir z. B. über die charakteristischen Augen und ihre Wirkung wenig hören. Auch sind zwei verschiedene Dinge nicht immer sorgfältig gesondert: eben die wirkliche Erscheinung und der Eindruck, den sie hervorrief. Es ist ja bekannt, daſs Goethe durch seine straffe Haltung gröſser schien, als er war. Auch die Atmosphäre, die seine Gestalt und sein Gesicht verbreiteten, gehört schlieſslich zu der Erscheinung selbst. Die zunehmende Vergeistigung, die Stahl gut beobachtet, gehört sowohl dem Dichter, der immer tiefer im Groſsen aufging, als den Künstlern, die ihn mit immer gröſserer Ehrfurcht beschauten.

Lehrreich sind die Interpretationen, die Stahl einzelnen Bildern, wie dem Tischbeinschen in der Campagna, dem der Gräfin Egloffstein, beigegeben hat. Gegen Kügelgen ist er ungerecht; seine Auffassung hätte nicht fehlen dürfen, wie wir denn den 25 Tafeln gern noch mindestens halb so viel beigefügt hätten, z. B. ein Uniformporträt und selbst Thackerays Karikatur. Doch auch so ist das Kaleidoskop lehrreich genug. Wie sich Goethe eine 'Maske' für die Gesellschaft bildet (S. 38) und sie wieder fallen läſst (S. 45), das ist recht ergötzlich geschildert.

Es sollen ebensolche Bilderfolgen mit Kommentar zunächst für Bismarck, Rembrandt, Schiller folgen. Die letzte wird für den typischen Prozeſs des Idealisierens besonders lehrreich sein. Aber auch hier (wie bei Bismarck!) sollte man das Gegengewicht der Zerrbilder nicht ganz vernachlässigen.

Berlin. **Richard M. Meyer.**

Goethe, Iphigenie auf Tauris. Ed. by **K. Breul.** Cambridge, at the University Press, 1904 (Pitt Press Series), 2 ed. LXXXIV, 254 S. 3 sh. 6 d.

An dieser vortrefflichen Ausgabe für englische Studenten wird den deutschen Leser die Einleitung interessieren, die mit auſserordentlicher Umsicht die Geschichte dieser 'Gelegenheitsdichtung' (S. XIV) schreibt. Die 'römische' Iphigenie wird von der 'deutschen' (S. XVIII) sorgfältig abgehoben; ebenso fast zu reinlich unterschieden, was in ihr griechisch sei, was deutsch (S. XLIV). Der Charakter des Orest wird (S. XXIII) vielleicht zu entschieden als Hauptfaktor der Entstehung betrachtet und Lessings Einfluſs auf das Metrum doch wohl (S. XXVI) unterschätzt. Besonders dankenswert ist in dem Zusammenhang der literarischen Einflüsse der Hinweis auf das Singspiel (S. XXIII).

B. **R. M. M.**

Zur Schillerliteratur des Jubiläumsjahres. I.

1. **L. Fulda, Schiller und die neue Generation.** Stuttgart, Cotta, 44 S. 8.

2. **Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe.** In 16 Bänden gr. 8. In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner, Albert Köster, Jakob Minor, Julius Petersen, Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weiſsenfels herausgegeben von **Eduard von der Hellen.** Stuttgart, Cotta, 1904 u. 1905. Preis des Bandes: geh. M. 1,20, in Leinw. geb. M. 2, in Halbfranz geb. M. 3. Der heutigen Rezension liegen zu Grunde: Band I (Gedichte, ed. von der Hellen), XXII, 360 S. Band IV (Don Carlos, ed. Weiſsenfels), XLIV, 332 S. Band VI (Maria Stuart und Jungfrau von Orleans, ed. Petersen), XXX, 402 S. Band IX. (Übersetzungen, ed. Köster, 1. Teil: Macbeth, Turandot, Parasit, Neffe als Onkel), XXIV, 409 S. Band X (deren 2. Teil: Phädra, Iphigenie in Aulis, Phönizierinnen, Virgil), XX, 292 S.

3. **Pantheon-Ausgabe.** Berlin, S. Fischer. **Schillers Gedichte,** ed. Weiſsenfels. XL, 411 S. 16. Preis M. 3.

4. **Marbacher Schillerbuch.** Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag, herausgegeben vom **Schwäbischen Schillerverein.** Stuttgart, Cotta, 1905. X, 380 S. gr. 4.

5. **O. Harnack, Schiller.** (Aus Bettelheims Sammlung 'Geisteshelden'). Illustrierte Ausgabe. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. XIII, 476 S. 8.

6. **K. Berger, Schiller.** Sein Leben und seine Werke. In 2 Bänden. I. Band, 1. u. 2. Auflage. Mit Photogravüren nach Graff. München, C. H. Beck, 1905. VIII, 630 S. 8. Preis M. 6, geb. M. 8,50.

7. **Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde.** Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, Cotta, 1904. 368 S. 8.

8. **Kuno Fischer, Schillerschriften.** 2. Auflage, Neu-Ausgabe. Erste Reihe. Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Schiller als Komiker. 8. Geh. M. 6, fein Halbfranzband M. 8. Aus der 'Ersten Reihe' sind einzeln zu haben: 1. Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Zweite neubearb. und vermehrte Aufl. 8. Geh. M. 4, Leinwandband M. 5. 2. Schiller als Komiker. Zweite neubearbeitete und vermehrte Aufl. 8. Geh. M. 2. **Schillerschriften.** Zweite Reihe. Schiller als Philosoph. (1. und 2. Buch.) 8. Geh. M. 6, fein Halblederband M. 8. Aus der 'Zweiten Reihe' sind einzeln zu haben: 3. Erstes Buch: Die Jugendzeit 1779—1789. 8. Geheftet M. 2,50. 4. Zweites Buch: Die akademische Zeit 1789—1796. 8. Geh. M. 3,50. Beide Teile fein Leinwandband M. 7,50. Heidelberg, Carl Winter.

9. **(Pitt Press Series). Schiller, Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges** (Buch III), abridged and edited by **Karl Breul**, University Reader in Germanic. Cambridge, University Press. 1904. XXXII, 194 S. kl. 8. 3 sh.

'Goethe und Schiller — echtes und ewiges Doppelgestirn! Denn wenn Goethe der Sonne gleicht, die den Tag erst zum Tage macht, so gleicht Schiller dem Mond, den die Menschen als ihren gütigen Freund, ihren zuverlässigsten Führer verehren, so oft es Nacht wird.' Mit diesen Worten schliefst Ludwig Fulda seinen gedankenreichen und formvollendeten Vortrag, Worten, die wir vor allem uns gesagt sein lassen dürfen, die wir uns täglich an 'die neue Generation' zu wenden haben. Und wenn Goethes Mutter, mit ihrem feinen Gefühl die Zusammengehörigkeit der Weimarer Dioskuren früher und tiefer erfassend als viele unter den Zeitgenossen, ihrem Liebling im Hinblick auf den grofsen Freund zurief: 'Eure Werke sind vor die Ewigkeit geschrieben,' so halten wir an diesem guten Worte so fest wie an der nicht willkürlichen und äufserlichen, sondern organischen Verbindung Goethes und Schillers, trotz des Verdammungsurteils, das Nietzsche gegen dies Wörtchen 'und' im allgemeinen und gegen den 'Moraltrompeter von Säckingen' im besonderen geschleudert hat. Für uns sind Schiller und Goethe keine ausschliefsenden Gröfsen; auch das viel gebrauchte Wort von der gegenseitigen Ergänzung beider hat nur in dem seine innerste Berechtigung, was beide gemeinsam haben, nicht in dem, was sie trennt; gerade das, was die beiden Grofsen eint, bedingt ihre Bedeutung für die Ewigkeit. Mit den landläufigen Gegensätzen, wie Realismus und Idealismus oder Individualismus und Universalismus usw., ist hier wenig getan; gewifs geht Goethe von der handgreiflichen Wirklichkeit aus; aber weder als Forscher noch als Dichter bleibt er bei ihr stehen; er fordert vom Poeten nicht die photographische Beschreibung, sondern die Epitomierung der Natur; diese aber kann nur so erfolgen, dafs der Dichter dasjenige, was ihm in dem Gewirr der realen Tatsachen bedeutsam erscheint, hervorhebt, das Unbedeutende wegläfst, Ursache und Wirkung genauer und fester verkettet usf., das alles aber doch nur auf Grund einer eigenen, teils in bewufster Gedankenarbeit errungenen, teils intuitiv aufleuchtenden Anschauung von dem ewigen Verlauf der Dinge, kurz auf Grund einer eigenen Weltanschauung; das ist im Grunde ge-

nommen doch wieder ein Idealismus[1], und es verschlägt an sich nicht viel, ob Schiller die beherrschenden Ideen stärker betont oder Goethe sie erraten läſst; die Sache ist dieselbe, nur die Form eine andere; und derselbe Goethe, den man für einen rücksichtslosen Individualisten zu erklären liebt, hält doch so streng fest an der inneren Bestimmtheit menschlichen Wollens und Handelns: 'Nach dem Gesetz, nach dem er angetreten' muſs der Goethische Mensch seines Daseins Kreise vollenden. Und wie fern steht Schiller anderseits im Leben und im Schaffen dem Pöbel, der groſsen Masse, wie fern steht er dem Schwarm derer, die ihn als Schutzheiligen eines engherzigen Chauvinismus auf religiösem oder politischem Gebiete anrufen zu dürfen wähnen; und wie berühren sich die beiden Groſsen schlieſslich in ihren letzten Worten an ihr Volk, d. h. nicht an die empirische Masse der Zeitgenossen, sondern an das Volk über und hinter der gemeinen Gegenwart, an das sich schlieſslich jeder tiefere Künstler wendet: wenn Schiller den trotzigen Individualisten Tell durch eigene Erfahrung zum Vorkämpfer einer nationalen Bewegung reifen läſst, so endet Faust, die gewaltigste Individualität, die jemals über die Bretter der Bühne geschritten ist, in der durch innere Erlebnisse und durch die Wahrnehmung der Folgen eigenen Handelns bewirkten freiwilligen Überwindung alles Egoismus, in der bewuſsten, erzieherischen Arbeit an seinen Mitbürgern. Der eine führt sein Volk zum Befreiungskampfe, der andere zur ernstesten Arbeit ... ein lässiges 'Glück' des Philisters, ein Leben ohne Gefahren und Entbehrungen erschien keinem von beiden lebenswert, weder dem groſsen Dulder, dem die Parze vorzeitig den Lebensfaden durchschnitt, noch dem groſsen Arbeiter im Staatsdienste, der bis ins höchste Greisenalter hinein geschafft hat wie wenige seines Volkes, der nie Zeit hatte, müde zu sein, der fast das ganze Wissen seiner Zeit sein eigen nennen durfte, vor allem aber an sich selber arbeitete, unentwegt fortschreitend auf dem Entdeckungswege nach Neuland, nach wissenschaftlichen, künstlerischen, sittlichen Errungenschaften.

Darum also gehören uns die beiden nach wie vor zusammen, insonderheit auch im Hinblick auf die deutsche Schule; denn wenn wir auch, wie Fulda richtig betont, nicht mehr eine Schillerfeier begehen können wie 1859, wo das gewaltige nationale Sehnen nach Einheit und Freiheit in dem Namen Schiller gleichsam ein Symbol fand, an das es sich anklammern konnte, so sind wir doch heute weit davon entfernt, das erreicht zu haben, was Schiller erstrebte; und nicht bloſs im Hinblick auf politische und soziale Umwälzungen einer nahen oder fernen Zukunft, woran Fulda denkt, 'wenn Wogen und Stürme das jetzt friedlich dahingleitende Boot der herrschenden Klassen eines Tages wieder beunruhigen und wenn das scheinbar Feste ins Wanken gerät', sondern auf bedeutsamere und tiefere Wandlungen, die äuſserlich nicht so ins Auge fallen, um so mehr aber zum Bewuſstsein erhoben und vor allem dem Gefühl nahe gebracht werden müssen, verlangen wir eine Schillerrenaissance, eine nicht bloſs vermehrte, sondern vertiefte und aufs neue durchgeistigte Beschäftigung mit Schiller: im Hinblick auf die ästhetisch-sittliche Erziehung unseres Volkes. Der verhältnismäſsig geringe Ertrag, den unsere heutige Übersicht auf dem Gebiete der philosophischen Schillerforschung zu verzeichnen hat, ist bedeutsam dafür, wie wenig man sich eigentlich mit dem abgibt, worin die Ewigkeitsbedeutung Schillers ruht. Gerade jene Zeit, die hier und da gewiſs in echter und wahrer Begeisterung, vielfach aber sicherlich auch mit jenem faulen Enthusiasmus, von dem Goethe als von 'eingepökelter Heringsware' redet, dem groſsen Landsmanne zujubelte, ge-

---

[1] Vgl. Schiller über die Weltauffassung des ernsten Realisten, Schriften (Goedeke) X, 519 f.

rade sie hat den einzigen, der mit Schillers künstlerischen und volkspädagogischen Idealen Ernst zu machen suchte, hat Richard Wagner mit Spott und Undank ohnegleichen belohnt und ihm ein Martyrium bereitet, das oft Zug für Zug demjenigen des gefeierten Meisters zu vergleichen ist. Man versenke sich wieder in Schillers Weltanschauung, die nur in ihrer speziellen Anwendung auf einzelne Fragen des gesellschaftlichen Lebens seiner Zeit veraltet, in ihrem Kern noch lange nicht verarbeitet, geschweige denn überholt ist, und man wird finden, wie modern, ja wie weit unserer Zeit vorausgeeilt dieser grofse, tapfere Mensch, dieser tiefe und wahrheitsfreudige Denker ist. Da kommt es denn nicht darauf an, ob wir in politischer, kultureller und künstlerischer Hinsicht heute anderer Meinung sind als damals, was Fulda ganz richtig hervorhebt, auch nicht auf die veränderte Stellung der Frau oder auf unseren Umgangston, der dem Pathos so abgeneigt ist, dafs er den Künstler und den Redner herabzerrt; auch nicht das kann uns in seinem Genusse beeinträchtigen, dafs wir heute entschieden naturalistischer geworden sind als Schiller, dafs wir in der dichterischen, insbesondere dramatischen Darstellung eine ganz erheblich breitere Heranziehung der konkreten Elemente des Daseins ästhetisch aufzunehmen und zu verarbeiten vermögen und dementsprechend fordern als vor hundert Jahren; das alles will wenig sagen; so gut wir uns in die Stube eines schlesischen Fuhrmanns oder in die Höhlen russischer Finsternis hineinzuversetzen und, was Schiller zu seiner Zeit noch nicht vermochte, auch im Lebenslauf der Enterbten das 'grofse, gigantische Schicksal' wiederzufinden vermögen, können wir solche Abstraktionsfähigkeit auch ganz gut einmal Schiller gegenüber zur Anwendung bringen und uns zu dem Ton der Genieperiode, der Empfindsamkeit, des Klassizismus zurücktasten ... es lohnt sich schon, einmal mit Schiller ein Kind seiner Zeit zu werden, weil er uns dann ebenso wie seine Zeitgenossen über die eigene und schliefslich auch über unsere Zeit hinauszuführen vermag, bis dahin, wo das Zeitliche schwindet und das Ewige, soweit es dem Menschen durch die Kunst zugänglich gemacht werden kann, seinen Glanz verbreitet.

Ist Schiller eines derjenigen Genies, die ihrer eigenen Zeit vorausgeeilt sind, dann hat jede neue Generation die Pflicht, sich aufs neue mit ihm auseinanderzusetzen und zu zeigen, wie weit sie seinen Idealen entgegengegangen ist; sie hat ferner mit den Hilfsmitteln, die sich die wissenschaftliche Methode inzwischen erobert hat, aufs neue an seine Werke heranzutreten und zu versuchen, ob sie diese nun besser versteht als eine frühere Zeit; sie hat endlich diese neuen Erkenntnisse für die Schule und das grofse deutsche Publikum fruchtbar zu machen und dadurch Schillers Gedanken zur erneuten Überführung ins Leben zu verhelfen; das ist Arbeit genug, auch wenn die Schillerforscher nicht das Glück haben wie ihre Genossen im Goethearchiv, neue Entdeckungen im reichsten Mafse verwenden zu dürfen; in Wahrheit ist doch auch hier genug zu tun; wieviel neues Licht haben die beiden grofsen Biographien von Minor und Weltrich über den Dichter und seine menschliche und künstlerische Jugendentwickelung zu verbreiten gewufst; diese Arbeiten sind nicht abgeschlossen, es scheint, als sollten beide Werke Fragmente bleiben; da heifst es zugreifen, zum mindesten hier und da die einzelnen Punkte aufhellen; und da Goedekes grofse 'historisch-kritische Ausgabe' weder dem Literarhistoriker noch dem Textkritiker heute völlig genügen kann, so wäre eine wahrhaft wissenschaftliche Schillerausgabe doch ein dringendes Bedürfnis. Leider ist aber bis heute von einer solchen nichts ans Tageslicht getreten.

Immerhin können wir unseren Lesern eine ganze Reihe von wertvollen Ausgaben, biographischen und erklärenden Schriften vorlegen, die zur kräftigen Wiederbelebung einer tätigen Versenkung in Schillers Werke geeignet sind.

Die vornehmste unter allen literarischen Jubiläumsgaben ist jedenfalls die 'Säkularausgabe' der 'Sämtlichen Werke' Schillers in 16 Bänden, die unter Leitung von der Hellens im Cottaischen Verlage erscheint, ein würdiges Gegenstück zu der dortselbst veranstalteten Goetheausgabe. Wir haben hier endlich eine klassische Edition für das deutsche Haus, eine solche, die nicht nur durch relative Vollständigkeit und würdigste Ausstattung, sondern auch durch kritische Gediegenheit und durch erklärende Beigaben aus der Feder hervorragender Fachleute sich vor allen uns sonst bekannten auszeichnet. Freilich mufs betont werden, dafs die Wissenschaft aus dieser Ausgabe zwar reichen Nutzen ziehen kann, insbesondere aus den exegetischen Teilen, dafs es sich aber um eine spezifisch wissenschaftliche Ausgabe, die etwa im akademischen Unterricht oder Einzeluntersuchungen zugrunde gelegt werden könnte, nicht handelt; der Text ist zwar nach kritischen Grundsätzen hergestellt, entbehrt aber des kritischen Apparates; jene Vollständigkeit, wie sie Gödekes freilich in Hinsicht auf die Textgestaltung hier überholte Edition darbietet, ist nicht angestrebt. Wir sind aber weit entfernt, dem verdienten Verfasser aus seiner durch die Bestimmung der Ausgabe bedingten Zurückhaltung einen Vorwurf zu machen; seine selbständige, sorgfältige Arbeit darf nicht unterschätzt werden.

Bietet er uns doch gleich im ersten Bande etwas ganz Neues und Eigenartiges in der Anordnung der Schillerschen Gedichte. Bekanntlich rührt die Reihenfolge, an die wir von Jugend auf durch die landläufigen Ausgaben gewöhnt sind, mit ihrer Einteilung in 'drei Perioden' nicht von Schiller selbst, sondern von Körner her. Die Ausgabe der Gedichte von 1800 berücksichtigte die Jugendlyrik so wenig, dafs sie für einen späteren Herausgeber, der minder hohe Ansprüche stellte als der gereifte Dichter selbst, nicht bindend sein konnte. Die zweite Sammlung von 1803 nahm zwar eine grofse Anzahl der ältesten Arbeiten auf, aber ohne die von Schiller beabsichtigte Umschmelzung. Aus beiden Bänden wollte dann der Dichter für die von seinem Verleger Crusius vorbereitete 'Prachtausgabe' eine Auswahl in ganz neuer Anordnung treffen. Die Drucklegung dieser im Plane fertiggestellten Ausgabe hinderte zunächst Krankheit, dann der Tod Schillers und späterhin geschäftliche Verhältnisse. So blieb es denn in der Folgezeit meistens bei Körners recht willkürlicher Anordnung, bis in neuerer Zeit einzelne Herausgeber, u. a. der verdiente Bellermann, eine chronologische Reihenfolge herzustellen versuchten. Schiller hatte nicht an eine solche, sondern an eine Anordnung nach inhaltlichen und ästhetischen Gesichtspunkten gedacht. Wie feinsinnig diese durchgeführt ist, zeigt der nun durch von der Hellen bewirkte Abdruck der Gedichte nach seinen Intentionen in vier Büchern, deren erstes und zweites die Lieder und Balladen, deren drittes und viertes die Gedankendichtungen bringen. Im 'Anhang' führt von der Hellen alle diejenigen Gedichte auf, die in den Sammlungen von 1800 und 1803 stehen, aber in die Prachtausgabe nicht mit übergehen sollten, so u. a. die 'Phantasie' und 'Die Entzückung an Laura', 'Graf Eberhard der Greiner von Württemberg', 'Die berühmte Frau' und die Rätsel, und endlich soll der uns noch nicht vorliegende zweite Band als 'Nachlese' bringen, was von jenen beiden Sammlungen ausgeschlossen wurde. Die Stücke aus der Äneide sind mit anderen Übersetzungen im zehnten Bande vereinigt. Wie weit die 'Nachlese' reichen wird, läfst sich heute noch nicht sagen, doch hoffen wir im Interesse des Publikums auf einen durch keine Prüderie verkürzten Abdruck der 'Anthologie'. Es ist hohe Zeit, dafs unsere gebildeten Zeitgenossen endlich einmal den wahren Schiller auch in den Jahren seiner Entwickelung kennen lernen. — Minder als die Textgestaltung wird die Erklärung des ersten Bandes alle Ansprüche befriedigen, was ja durch die Natur der Sache gegeben ist. Von der Hellen beschränkt sich im grofsen

ganzen auf die Entstehungsgeschichte der Gedichte, in die er hier und da, z. B. beim 'Lied an die Freude', den Abdruck unterdrückter Strophen einflicht. Daſs der Erklärer sich nicht in Einzelheiten verlieren wollte, ist wohl verständlich, aber für die 'Künstler', für 'Das Ideal und das Leben', auch für die 'Glocke' und den 'Spaziergang' muſste entschieden mehr geboten werden, als hier geschieht. Im allgemeinen sucht er den Gehalt der bedeutenderen Nummern in ein kurzes Schlagwort zusammenzufassen, wobei er meistens, aber nicht immer glücklich ist. Ich sehe in Leanders Tat nicht eine Versuchung der Götter wie von der Hellen S. 309 (zum 'Taucher'); läge eine solche vor, so hätten nach Schillers Anschauung die Himmlischen längst einschreiten müssen; an Hybris könnte man höchstens bei den kühnen Worten der Hero denken; das Verhalten des Jünglings aber möchten wir lieber mit dem des Ritters Toggenburg auf eine Linie stellen, dessen unüberwindliche Liebe unser Erklärer S. 311 wohl zu würdigen weiſs.

Erwähnt sei hier gleich noch die vornehm ausgestattete Pantheonausgabe der Gedichte, in der Weiſsenfels eine im groſsen ganzen an Körner sich anschlieſsende, doch mannigfach erweiterte und auch in der Reihenfolge oft selbständige Auswahl mit sehr knappen Bemerkungen, aber mit einer gehaltvollen, das allmähliche Ausreifen der Weltanschauung des Dichters darstellenden Einleitung des Dichters veranstaltet hat. Eine besonders wertvolle Beigabe bilden die Reproduktionen der Schillerporträts von Graff, Doris Stock und Weitsch, ferner Frau von Kalb von Tischbein und Lotte von Simanowitz, endlich Schillers Geburtshaus und eine Handschriftprobe.

Weiſsenfels verdanken wir auch die Bearbeitung des 'Don Carlos' in der Jubiläumsausgabe. Eine sehr ausführliche Einleitung erklärt das Werk auf Grund seiner Quellen und der gerade hier besonders wichtigen Entstehungsgeschichte. Wir wüſsten seiner, gründliche Beherrschung des Materials beweisenden knappen, doch vielsagenden Zusammenfassung wenig hinzuzufügen; nur die Entwickelung, die Marquis Posa durchmacht, die dramatische Bedeutung des Widerspruchs zwischen seiner besonnenen Art in den ersten und seiner Schwärmerei in den letzten Akten scheint uns nicht ganz den Absichten des Dichters gemäſs erfaſst, und den 'Briefen über Don Carlos' ist der Herausgeber hier noch nicht gerecht geworden. Seinem Text legt Weiſsenfels im ganzen die Fassung zugrunde, die der Dichter selbst im 'Theater' (1805 ff.) letztwillig drucken lieſs, geht aber in Einzelheiten oft auf die älteren Drucke zurück, besonders wo es sich um willkürliche Schlimmbesserungen fremder Hand und um einzelne, von Schiller selbst später nicht absichtlich, sondern unter dem Zwange des von ihm zugrunde gelegten Abdrucks von 1801 fallen gelassene, ältere metrische Besserungen handelt. Seinen reichen Anmerkungen geht ein Abdruck des Bauerbacher Entwurfes und der ersten Szene in der Thaliafassung von 1785 voraus.

Weit kürzer als Weiſsenfels faſst sich Petersen in den Einleitungen zum sechsten Bande, der 'Maria Stuart' und die 'Jungfrau von Orleans' bringt, doch geben die Anmerkungen reichlichen Aufschluſs über das Verhältnis der Dramen zu den historischen Quellen. Petersen sieht in der 'Jungfrau' wie späterhin im 'Tell' eine Reaktion des Temperaments gegen die im 'Wallenstein' und in der 'Maria' bewährte Objektivität gegenüber dem Stoff. Ob wirklich Schiller die Geschichte der englischen Königin bloſs mit der 'reinen Liebe des Künstlers' behandelt hat? Wir hoffen an anderer Stelle nachzuweisen, daſs selbst Wallenstein gegenüber die Kühle, mit der Schiller an seinen Stoff herantrat, allmählich doch einer wärmeren Stimmung Platz machte; aber während hier der Gegenspieler, Octavio, eine zwar kleinliche, aber doch im ganzen würdige Rolle spielt und dem Helden gegenüber in unseren Augen steigt, sinkt Elisabeth, wie Petersen

richtig darstellt, vor uns von Stufe zu Stufe, so dafs sie schliefslich wohl äufserlich den Sieg davonträgt und sich rühmen darf, 'Königin von England' zu sein, in Wahrheit aber eine sehr empfindliche moralische Niederlage erlitten hat. Diesen äufseren Erfolg bei innerem Zusammenbruch und gänzlichem Überwiegen des egoistisch-leidenschaftlichen Elements, gegen das im Anfang noch ein menschliches Gefühl ankämpfte, fanden wir schon bei König Philipp, und meisterhaft hat es später Hebbel in seinem Herodes durchzuführen gewufst. Auch das ist Tragik, dies allmähliche Hinsinken, gegen das der Träger des Charakters sich vergeblich zu wehren strebt. So wird auch Wallenstein allmählich zum vollendeten Egoisten. Dem gegenüber steht die Figur Marias, die mit ihrer schrittweisen Läuterung uns das Herz abgewinnt und entschieden auch dem Dichter abgewonnen hatte. Zu ihr steht er anders als zu Wallenstein; von diesem wenden sich die Getreuesten und Edelsten der Seinen allmählich ab, Marias Getreue halten bis zuletzt bei ihr aus, ja in ihren Augen steht sie schliefslich wie eine Heilige da, sie rechtfertigen sie nicht blofs, sie beten sie fast an und lenken dadurch unser eigenes Herz, wie ihre Worte das Sprachrohr der Gefühle des Dichters sind. Dem gegenüber kann auch die bekannte Briefstelle vom 19. Juni 1799 nicht verfangen (Jonas VI 46): 'Meine Maria wird keine weiche Stimmung erregen, es ist meine Absicht nicht, ich will sie immer als ein physisches Wesen halten, und das Pathetische mufs mehr eine allgemeine tiefe Rührung als ein persönliches und individuelles Mitgefühl sein. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist, nur heftige Passion zu erfahren und zu entzünden. Blofs die Amme fühlt Zärtlichkeit für sie.' Das beweist nur, dafs Schiller während der ersten Phase seiner Ausarbeitung (das Stück war erst ein Jahr später fertig!) sich mit der Absicht einer möglichst objektiven Darstellung trug; der Schlufs ist ihm augenscheinlich erst später aufgegangen, wie ja bekanntlich auch der Beschlufs des Wallenstein seine tieftragische Gestaltung erst in der letzten Periode der Tätigkeit am Werk erhielt. Aus ebendiesem Grunde möchte ich hinsichtlich der 'Jungfrau von Orleans' das Böttigersche Zeugnis nicht so ohne weiteres verwerfen, wonach Schiller zunächst im Anschlufs an die Geschichte Johannas Feuertod in Rouen erwogen hätte. Freilich, 'Schillers Art war es nicht, ohne entschiedenen Plan ins Blaue hinein zu arbeiten' (Petersen, S. 21), wohl aber hatte er meist mehrere Pläne zur Verfügung, die einander nicht selten kreuzten. Hier handelte es sich nur um den Eindruck auf den Zuschauer, nicht zwar einen gemein theatralischen, sondern um die 'Inokulation' des grofsen Schicksals, und dieser Zweck verlangte das Durchkämpfen der Heldin bis zur freiwilligen Anerkennung des Unumgänglichen, bis zu der von Schiller geforderten 'moralischen Selbstentleibung', da die Heldin mit freundlich dargebotenem Busen das Geschofs vom sanften Bogen der Notwendigkeit empfängt. Das konnte sie dem Holzstofs gegenüber so gut bewähren wie angesichts des Todes im Kampfe. Was den Dichter dennoch abschreckte, war wohl ein anderes. Die Gerichte, denen sich ein Karl Moor oder ein Präsident Walter überliefern, bleiben hinter der Szene und dürfen, so erbärmlich uns die äufsere Weltordnung erscheinen mag, gegen die der Räuber und Ferdinand angekämpft haben, doch immer auf Respekt, auf innere Anerkennung bei uns rechnen, sie sind die irdischen Vollstrecker des allmächtigen Schicksals, gegen das die Helden in die Schranken getreten sind. Der englische Gerichtshof aber, vor dem Johanna erscheinen sollte, mufste notwendig widerwärtig und abstofsend wirken, und eine Unterwerfung unter seinen Spruch hätte dem heroischen, erhebenden Abschlufs Eintrag getan; gerade die Ahnung eines höheren Schicksals, mit dem sich die Heldin identifizieren sollte, wäre doch durch eine derartige theatralische Anschauung unterbunden worden. — Petersen legt der 'Maria Stuart' den ersten Druck (1801) zugrunde, be-

rücksichtigt aber auch die älteren Bühnenmanuskripte und die englische Übersetzung von Mellish, leider auch diese ohne Kenntlichmachung der betreffenden Abweichungen. Für die 'Jungfrau' konnte der Herausgeber das für die Neuausgabe im 'Theater' (1805) von Schiller eigenhändig und sehr stark durchkorrigierte Exemplar des ersten Druckes benutzen.

Für die Herausgabe der Schillerschen Übersetzungen (Band IX und X) war Albert Köster, der Darsteller 'Schillers als Dramaturgen', der berufene Mann. Die Einleitungen geben im grofsen ganzen die Resultate jenes gröfseren Werkes wieder. Auch heute noch steht Köster auf dem Standpunkte, dafs Schiller, der in seiner Jugend Macbeth 'teuflisch' nannte (Schriften I, 341), späterhin einen 'edlen Feldherrn' in ihm sah, 'der nur der Versuchung der Hexen und seines Weibes erliegt'. Ein solcher Held wäre in der ganzen Schillerschen Dramatik unerhört, und gerade die Freiheit, die sich Schiller in ethopoetischer Hinsicht allen seinen Vorlagen gegenüber nimmt (trefflich hat das Köster selbst für die 'Turandot' nachgewiesen!), hätte am wenigsten hier eine heteronomische Beeinflussung eines Mannes, der sich doch im Kampfe seiner Haut zu wehren weifs, zugestanden. Auch von Wallenstein heifst es, zu schwer sei für sein schlimm verwahrtes Herz die Versuchung gewesen, aber das schlimm verwahrte Herz ist das erste und die Versuchung das zweite; auch für Gestalten wie Max Piccolomini kommt es zu einer Trübung ihrer seelischen Harmonie, aber sie bleibt vorübergehend, und sie finden, mögen sie auch physisch zugrunde gehen oder des Lebens überdrüssig werden, doch moralisch ihr Gleichgewicht wieder. Zu diesen Naturen gehört Wallenstein nicht, der sich selber sagt, dafs er nicht ohne Wunsch durchs Leben gehen könne, dafs seine Natur ihn zur Erde herniederziehe, unter deren Oberfläche schlimm geartete Dämonen hausen. Gewifs verfolgt er edle Zwecke, aber dazu bedarf er der Macht, und diese 'Macht ist's, die sein Herz verführt'. Genau so steht es mit Macbeth. Die Versuchung ist eben nicht das Ausschlaggebende, der letzte Grund des Unheils liegt im eigenen Charakter, und um das so klar und deutlich als möglich zu machen, hat Schiller die Hexenszene am Eingang so bedeutsam erweitert. Hier wird dreimal ganz klar ausgesprochen, dafs es auf den Menschen selbst, auf seine innerste Anlage ankomme, wie er sich der Prophezeiung gegenüber verhalten werde. Einen Banquo läfst die Wahrsagung ziemlich kalt, Macbeth wird aufs tiefste von ihr betroffen, weil sie an seinen Lebensnerv rührt. Schon lange hat er von Herrscherwürde geträumt, nun scheint sich die Erfüllung darzubieten. Die Tragik liegt aber bei ihm wie bei Wallenstein und der Königin Elisabeth darin, dafs er, zum mindesten nach Schillers Auffassung, keine Renaissancenatur im Sinne der Übermenschen der italienischen Dynasten ist, dafs ihm das robuste Gewissen fehlt, worüber Richard III. verfügt. Was er um seiner Leidenschaft wegen tun mufs, das bereitet ihm aus sittlichen Gründen Schauder, und es bedarf eines gewaltsamen Anlaufs, um über diese Bedenken hinwegzukommen. Dieser Anlauf nun erfolgt auch hier auf ganz parallele Weise wie bei Wallenstein: der energische Abfall zum Egoismus und zur Sinnlichkeit, die Umwandlung zum krassen Tyrannen fällt mit der Hingabe an den Aberglauben, an das bewufste Erforschenwollen des Unergründlichen zusammen; hier sucht Macbeth selbst die Hexen auf, um bei ihnen Rats zu holen; und getreu dem Wink ihrer Meisterin, die schon böse darüber ist, dafs sie einem schwachen Menschen Ungeheures zugemutet haben, verblenden sie ihn nun bis zur Bewufstlosigkeit und lassen ihn auf diese Weise in sein Verderben rennen. Wie Wallenstein, ficht dieser Macbeth zuletzt blofs noch um sein äufseres nacktes Leben; sein Herrschertrieb ist zum Selbsterhaltungstrieb herabgesunken. 'Betrüglich' sind die Wahrsagungen der Hexen nicht, insofern sie sich nachher als falsch herausstellten, sondern insofern sie von dem abergläubischen und durch Leidenschaft ver-

blendeten Menschen als Bestimmung aufgefaſst werden, die er mit irdischen Mitteln zu verwirklichen habe. Banquo wartet ab, was das Schicksal bringt, und strebt der Königswürde für seine Nachkommen nicht nach; 'mit dem Geschick in hoher Einigkeit' erreicht er ohne Eingriff in den natürlichen Verlauf der Dinge das in Aussicht gestellte Ziel. — Wenn anderseits Köster meint, der Wortreichtum der Schillerschen Bearbeitung gegenüber dem Original sei darin begründet, daſs es Schiller 'häufig genug Selbstzweck war, schöne Verse zu dichten, für die erstrebte neue Kunst der Bühnendeklamation', so möchten wir auf den weiter unten zu Bartels' Aufsatz herangezogenen Ausspruch des Dichters über die Notwendigkeit einer ausgiebigeren Diktion verweisen.

Auf die treffliche Einleitung zu 'Turandot', die alles für das weitere Publikum zur literarhistorischen Orientierung Unentbehrliche mit mustergültiger Knappheit bringt und Gozzis dichterische Eigenart und Technik scharf beleuchtet, sei nur mit dem Ausdruck des Dankes verwiesen. Was die 'Phädra' angeht, so hätten wir gern eine Erklärung dafür gehört, warum Schiller unter den französischen Klassikern allein Racine von der sonst allgemeinen Verurteilung ausnahm; die bei aller formellen Gebundenheit doch unverkennbar realistische Darstellung des emotionellen Lebens, die diesen Dramatiker vor dem descartisch vernunftkühlen Corneille auszeichnet, mochte wohl den Ausschlag geben. Das meint wohl Karoline Wolzogen mit ihren auch bei Köster angeführten Worten: 'Diese groſse Darstellung der Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit ergriff uns im tiefsten Inneren und entzückte uns.' Leider geht Köster, der in den Einleitungen zu den euripideischen Stücken die Übersetzertechnik Schillers so eingehend und klar erörtert, auf die Auffassung der griechischen Figuren nicht ein. Die Anmerkungen zur 'Iphigenia' hat er in seinem reichen Kommentar mit verarbeitet, sie sollen auſserdem noch einmal unter den 'Vermischten Schriften' im Zusammenhang gebracht werden; wie gern hätten wir aus der Feder des feinsinnigen Herausgebers eine Auseinandersetzung über den Charakter des Agamemnon usw. gelesen!

Leider reicht der hier zur Verfügung stehende Raum nicht zu, um einem so inhaltreichen Werke wie dem *Marbacher Schillerbuch*, das den Reigen der Forschungen billig eröffnet, in allen seinen Teilen gerecht zu werden. Für die prachtvolle Ausstattung haben wir unseren Dank wohl der Verlagsbuchhandlung abzustatten, die auch für eine im ganzen trefflich gelungene Wiedergabe einer sehr groſsen Anzahl von Porträts Schillers und der Seinigen, von Abbildungen seiner Wohnstätten usw. Sorge getragen hat. Hier nur ein kurzer Überblick über das Wichtigste des Gebotenen mit einzelnen, mehr gelegentlichen Bemerkungen. Erich Schmidt teilt einen Brief Humboldts an Frau von Staël über Schillers Tod mit, Alexander von Gleichen-Ruſswurm berichtet über das 'Schillermuseum zu Greifenstein', Baumeister versucht 'Schillers Ideen vor seinem Dichterberuf' zu entwickeln. Über das Thema eines der bedeutendsten Beiträge: 'Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen' von Theobald Ziegler, habe ich mich inzwischen in einem eigenen Buche geäuſsert. Feinsinnig verfolgt Walzel die Andeutungen über bildende Kunst in Schillers Werken. 'Nicht seine Begabung, nicht eine anregungsreiche künstlerische Umgebung hat Schiller dem Reiche der Plastik und Malerei zugeführt. Und doch möchten wir nicht missen, was innerhalb seines Schaffens diesem Reiche angehört. Der Philosoph Schiller hat hier Anschauungen gefunden für seine Lieblingsideen; der Phantasie des Dichters ist diese Anschauung eine Quelle geworden, aus der sie gern schöpft. Dem Dramatiker, der von einer musikalischen Stimmung ausging, erstanden durch die bildende Kunst plastische Ruhepunkte für die Melodie seiner tragischen Muse.' Mit besonderer Freude begrüſsen wir die Bei-

träge der amerikanischen Germanisten. Da spricht M. Dexter Learned-Philadelphia über 'Schillers literarische Stellung in Amerika', F. Richter-St. Louis über den Schillerverein in Amerika und Otto Schneider-Evanston über 'Schiller als Bannerträger des deutschen Gedankens in Amerika'; ganz kurz, aber bedeutsam sind die Ausführungen Franckes über 'die innere Verwandtschaft von Naturalismus und Symbolismus'. 'Sowohl Naturalismus wie Symbolismus sind Ausflüsse einer intensiv gesteigerten Subjektivität, eines fieberhaft gespannten Interesses an dem Innenleben.' Leichter wiegt Pfisters Aufsatz über 'Schiller als Kriegsmann' oder ein Beitrag wie die 'Tellstudien' Auerbachs, die Bettelheim aus dem Nachlaſs abdruckt. Biographische Ausführungen geben Krauſs, 'Friedrich Schiller in der Ludwigsburger Lateinschule', H. Fischer, 'Schiller und die Seinigen bei Hermann Kurz', Pfeiffer über 'Schiller in der Karlsschule'; auch Weizsäcker über 'Christophines Schillerbilder' gehört dahin. Für uns bedeutsamer sind die literargeschichtlichen Ausführungen. Geschickt führt Kilian ('Don Carlos auf der Bühne') seine aus der Reclamschen Bibliothek bekannte, ausgezeichnete Don Carlos-Bearbeitung ein. Weniger spricht uns der Aufsatz von Westenholz 'Wallenstein und Macbeth' an, der bei weitem nicht so tief in das psychologische Problem des 'Wallenstein' eindringt als die obenerwähnte Arbeit von Ziegler. L. Geigers Aufsatz 'Schiller und Diderot' ist wichtig durch seine Vergleichung zwischen der Erzählung 'Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache' mit dem Original, weniger durch den kurzen Hinweis auf die verschiedene Gestaltung des gleichen Stoffes, des Motivs der 'Bürgschaft' bei beiden Dichtern. Adolf Frey weist die Beziehung zwischen 'Schiller und Matthisson', insbesondere im 'Spaziergang' nach, verfolgt auch Spuren der Einwirkung des Lyrikers bis in den 'Tell' hinein, dessen Held dem von jenem verherrlichten Berufe des Gemsjägers obliegt. Trefflich wägt er in einer Analyse des Schweizerdramas die durch die feststehenden Motive bedingten Schwierigkeiten ab, die sich der dramatischen Komposition in den Weg stellten und bei dem eiligen Abschluſs des Werkes sich nur um so fühlbarer machten. Sehr wertvoll für den deutschen Unterricht sind seine Ausführungen über Geſsler, minder zwingend erscheinen seine Bedenken gegen den Schluſs der Eingangsszene. Interessante Studien über 'Schillers Balladentechnik' bietet Bulthaupt, und Litzmann erfaſst 'Schillers Balladendichtung' als Ganzes, um auf ihren tiefen Gehalt und ihre formale Vollendung hinzuweisen. Mit Recht betont er den hohen künstlerischen Wert dieser kleineren Werke des Dichters und verwahrt sich gegen ihre handwerks- und gewohnheitsmäſsige Behandlung in der Schule. 'Die Folge ist, daſs die Jungen alle Freude und allen Respekt vor dem Kunstwerk verlieren und mit Schillerschen Balladen den Begriff und die Vorstellung von unerträglicher, moralisierender Pedanterie und höchstens von einer Reihe schön klingender Verse verbinden lernen. Wenn wir so fortfahren, so werden wir Schiller uns und unseren Kindern bald völlig verleidet haben. Hier wäre ein Warnungsruf, videant consules, am Platze. Denn es handelt sich um einen geistigen Raubbau, der uns unermeſslichen Schaden tut.' Diese Gefahr können Aufsätze, wie die beiden zuletzt genannten, die sich teilweise miteinander berühren, gar wohl vermindern, und darin beruht der Wert solcher Mahnrufe, daſs die Meister der Wissenschaft selbst Hand anlegen, um die Zustände zu bessern. Nur gilt, was Litzmann von den Balladen sagt, noch mehr von den Dramen. Was uns not tut, ist ein wissenschaftlich exakt fundierter und von künstlerischem Nachempfinden getragener groſser Gesamtkommentar zu Schillers Werken — eine Arbeit, um deren Anbahnung und Förderung sich unsere Akademien im Jubiläumsjahre verdient machen dürften!

Wertvoll durch die mutige Zerstörung altererbter Irrtümer ist auch

der Aufsatz von Otto Harnack über 'Schiller und Herder'. Vielleicht geht er etwas zu weit in der Behauptung, Weimar sei zur Klassikerzeit überhaupt keine literarische Stadt gewesen, aber das kann man ihm ohne weiteres zugeben: 'Was die grofsen Dichter anzog und festhielt, waren die Persönlichkeiten des Herzogs und seiner Mutter, die es verstanden, die verschiedensten Individualitäten zu fesseln; für sich aber lebte jede dieser Individualitäten isoliert, wohl fanden sie sich bisweilen für eine Strecke Wegs mit einer anderen zusammen, aber nur soweit es der Gang des eigenen Geistes ihr wünschenswert machte. Selbst mit dem spät geschlossenen Freundschaftsbund Schillers und Goethes steht es nicht anders.' Und ausgezeichnet ist die Auseinandersetzung über die schliefsliche Trennung Herders von der Horengenossenschaft, der er nur scheinbar eine Zeitlang angehört hatte; vielleicht hätte Harnack hier die Farbe etwas kräftiger auftragen und auch der weiblichen Einflüsse gedenken sollen, die hier im Spiele waren, immerhin war es gut, den Nachdruck darauf zu legen, dafs bei dem grollenden Ausweichen Herders weniger kleinliche Verbitterung als ein klares Bewufstsein davon entscheidend war, dafs jede der grofsen Naturen ihre eigenen Wege ging; das Ziel mochte das gleiche sein, die Weggenossen aber konnten nicht Schulter an Schulter dahinsteuern. Dagegen möchte ich nicht gleich für die erste Weimarer Zeit und besonders für die Jenaer Jahre das Verhältnis der beiden Männer so kühl auffassen, wie Harnack tut. Dieser übersieht augenscheinlich manches wichtige Dokument, wie den Brief (Jonas Nr. 271) an Körner vom 15. Mai 1788: 'Ich habe mich mit Herder über historische Schriftstellerei, Magnetismus und verborgene physische Kräfte unterhalten. Er ist sehr für die letzteren ... so sagt er von sich, dafs ihm das erste Zusammenkommen mit einem fremden Menschen ein dunkles physisches Gefühl erwecke, ob dieser Mensch für ihn tauge oder nicht. Herder neigt sich äufserst zum Materialismus, wo er nicht schon von ganzem Herzen daran hängt. Sein letzter Teil der Ideen wird, wie er mir sagt, nicht herauskommen. Fertig ist er längst; warum er damit zurückhält, mochte ich ihn nicht fragen, weil es wahrscheinlich seine verdriefsliche Ursache hat. Vielleicht kann ich ihn im Manuskript von ihm erhalten, und dann sollst Du auch dabei zu Gaste sein. Ich bin willens, Herdern diesen Sommer sozusagen zu verzehren.' Diese Stelle zeigt, dafs von einer gegenseitigen Interesselosigkeit, wie sie Harnack S. 75 konstatiert, keine Rede sein kann; und dafs Schiller die 'Ideen' nicht blos gelesen, sondern auch für seine eigenen historischen Arbeiten benutzt habe, hoffe ich in Kürze an anderer Stelle nachweisen zu können. Auch kann man nicht Herder so ohne weiteres als Kulturhistoriker, Schiller als vorwiegend politischen Geschichtschreiber hinstellen, wie das S. 76 geschieht. Auch Schiller hat das allgemeine Kulturelement theoretisch und praktisch scharf betont. Freilich hat Harnack sehr recht damit, dafs Schiller immer wieder bei der Herausarbeitung der grofsen Menschen anlangt, die eigentlich die Geschichte 'machen', und ebenso klar legt unser Berichterstatter den Grundunterschied der Weltanschauung dar, der Herder von den beiden grofsen Freunden trennte. Herder strebt nach Humanität an sich, Goethe und Schiller meinen, 'dafs jede Tätigkeit nur dadurch zu ihrer höchsten Stufe gelange, dafs sie Selbstzweck wird'; wir werden sagen können: Herder fafst die Humanität in realistischem, die beiden Klassiker in nominalistischem Sinn auf; es geht ihnen mit ihr wie Luther mit der Religion und dem Christentum, sie ist nicht eine Sache für sich, sondern gleichsam eine Methode, andere Sachen anzufassen; der Künstler, der Gelehrte, der Staatsmann, sie alle haben auf ihrem besonderen Betätigungsfelde an der Herausarbeitung des allgemein Menschlichen mitzuarbeiten; dabei läfst sich klar und scharf etwas denken; Herders Begriff der Humanität aber schwebt in der Luft und ist

im Grunde genommen von seiner eigenen Individualität abhängig; je enger und kleiner diese allmählich wurde, um so mehr mufste er an Wirksamkeit ins Grofse einbüfsen.

Weniger zufrieden sind wir mit dem Beitrage Adolf Bartels' über 'Schillers Theatralismus'; der Verfasser verwahrt sich gegen den Vorwurf der Schillerfeindschaft; wir wollen diesen nicht aufs neue erheben, mag Schiller befeinden, wer will und sich's zutraut. Wenn aber Bartels in der Stelle seiner Literaturgeschichte, die er hier ausschreibt, die Behauptung aufstellt: 'Ich bin allerdings der Ansicht, dafs das spezifisch Schillersche (im Drama, wohlverstanden, besser noch in der dramatischen Gestaltung) überwunden werden mufs, ja längst überwunden ist, da alle Schillerianer von Auffenberg bis Wildenbruch in der Hauptsache gescheitert sind' — dann müssen wir doch sein Verständnis billig einigermafsen anzweifeln; denn alle Formen der Schillerschen Dramatik fliefsen aus dem Bestreben hervor, seine von Bartels höchlichst gepriesene Weltanschauung an dem bestimmten dramatischen Problem, das er bearbeitet, zum Ausdruck zu bringen. Weil aber Schiller zwar überkommene Formen verschiedener Art zur Verfügung hatte, seine Weltanschauung aber neu und einzig war, so sehen wir ihn in der Form bald hier, bald dort tastende Versuche wagen, so dafs von einem 'spezifisch Schillerschen' in der dramatischen Gestaltung eigentlich kaum die Rede sein kann. Bartels wirft nun Schiller 'Theatralismus' vor, d. h. den 'blofsen Schein an Stelle des das Leben spiegelnden Scheins, im tiefsten Grunde natürlich das Unvermögen, das Leben wahrhaft zu gestalten, dann natürlich auch das quasi geschäftliche Raffinement, das die durch das Theater mögliche Wirkung genau studiert hat und nun statt des wirklichen Gewitters das brillante Feuerwerk abgibt.' Natürlich stellt Schiller diese Unarten nicht in ihrer äufsersten Form dar, und 'a priori verwerflich ist sie ja nicht, so wenig wie die Rhetorik, es kommt auf den Gebrauch an.' Ich glaube aber, wenn der Theatralismus wirklich den blofsen Schein statt des ästhetischen Scheins verwendet, dann ist er ein für allemal vom Übel und darum verwerflich. Also entweder hat Schiller auf den blofsen Schein hin gearbeitet oder nicht, das ist die Kernfrage. Wer seinen Briefwechsel aufmerksam durchgearbeitet hat, wer seine Prosaschriften, insbesondere die ästhetischen Briefe, wirklich kennt,[1] wird anderer Meinung sein und hohe Achtung vor Schillers künstlerischem Ernst davontragen; wer in seinen Dramen Wort für Wort nachwägt, der wird jedenfalls kaum in die Lage kommen, irgendwo auch nur die Ansätze zu einer blofs sinnlichen oder Wirkung um ihrer selbst willen nachzuweisen, die nicht aus dem dramatischen Gefüge mit Notwendigkeit hervorginge. Freilich, aus dem dramatischen Gefüge im Sinne Schillers. Und ihm ist es ja vor allem darum zu tun, in dem Einzelschicksal, das sich da vor uns abspielt, das Ewige, Bleibende, Naturgemäfse hervorzuheben; wer dies seinen Hörern zum Bewufstsein bringen will, braucht mit Rücksicht auf das tiefe Verständnis, das unser Publikum dem Gehalt eines Dramas entgegenzubringen pflegt, szenische und Ausdrucksmittel, die an und für sich betrachtet wohl den Eindruck reiner Theatralik machen können. Aber Bartels glaubt, aus einem Briefe Schillers das Geständnis seiner theatralischen Arbeitsweise herauslesen zu können. Ist das richtig, dann können wir nichts Besseres tun, als Schillers Dramen sofort aus dem Lehrplan unserer Schulen herauszustreichen: Theatralik bietet unser öffentliches Leben genug, wir brauchen uns nicht auch noch in der Schule mit Phrasenschwindel herumzuschlagen und ihn gar als

[1] Vgl. über den Scheinbegriff besonders den sechsundzwanzigsten Brief, z. B.: 'Nur, soweit er aufrichtig ist (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt), und nur, soweit er selbständig ist (allein Beistand der Realität entbehrt), ist der Schein ästhetisch.'

Bildungsmittel zu verwenden. Nun lautet die Stelle, in der Schiller einen Vergleich zwischen sich und Goethe zieht, folgendermaſsen (Jonas II, 238): 'Er hat weit mehr Genie als ich und daher weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und vor allem diesem einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas hinüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinen Talenten gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühle ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft.' Es erhebt sich sofort die Frage, welcher Art denn nun diese besonderen Talente Schillers sein mögen, und Bartels ist alsbald mit der Auskunft bereit, das sei 'doch nur so zu deuten, daſs der Dichter sich der ihm aus seinem Talent erwachsenden Notwendigkeit, im Drama bisweilen das theatralische Surrogat für die wahrhaft dramatische Darstellung zu geben, selber bewuſst war.' Das heiſst interpretieren! Nun geht aber alles rein Theatralische allemal aufs Sinnliche, und gerade darin hatte doch Schiller einen Goethe als superior anerkannt! Wenn nur Bartels die nächsten paar Zeilen hinzugezogen hätte, so wäre er auf den Kern der Sache gestoſsen. 'Denn ohne ein groſses Talent von der einen Seite hätte ich einen so groſsen Mangel von der anderen nicht so weit bringen können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Goethe zu wirken.' Und darauf kam es ihm vor allem an. Wenn Richard Wagner einmal im Hinblick auf Beethoven sagt, der Deutsche wolle seine Musik nicht bloſs fühlen, er wolle sie auch denken bezw. sich etwas dabei denken, so können wir Beethoven in dieser Hinsicht unmittelbar neben Schiller stellen. Goethe ist ein so allgewaltiger Beherrscher der Sinnlichkeit, daſs er durch die bloſse Anordnung des realen Lebens den Zuschauer mit fortreiſst, wohin er ihn haben will; Schiller mangelt eine Anschaulichkeit in diesem Grade, er kann den Hörer nicht unmittelbar empfinden lassen, daſs da eine Einzelhandlung von symbolischem Werte sich abspielt, er braucht ein Bindeglied zwischen Bühne und Zuschauerraum, die volle Wirkung wird durch intellektuelle Hilfe vermittelt, Schiller will den Hörer auf eine Höhe heben, von der aus er Handlung und Leiden des Helden freier, unter dem Gesichtspunkte der Notwendigkeit überschauen, mit der Freiheit der Vernunft darüber urteilen kann. Darin liegt seine Stärke, und diese hat er mit gutem Rechte ausgebildet. Darauf beziehen sich alle seine Studien, alle seine Experimente. Den tieferen Gehalt des Dramas möglichst klar herauszustellen, teils durch das mehr oder minder subjektiv gefärbte Aussprechen der wirkenden Gesetze, teils durch eine scharf ausgeprägte Form der Katastrophe, die ihre Wirkung auch auf den Durchschnittshörer nicht verfehlen kann. Denn darauf eben kommt es Schiller an, diesen durch die ästhetische Anschauung 'das unvermeidliche Schicksal zu inokulieren, wodurch es seiner Bösartigkeit beraubt und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen abgelenkt wird.'[1] Dazu ist die Möglichkeit völliger Substitution des Hörers unter die Gestalten des Dramas nötig, und diese ist von der unbedingten Wahrhaftigkeit der Darstellung abhängig; diese aber verwechselt Bartels mit der Wirklichkeit, mit dem Realismus, wenn er 'geradezu erschrickt', daſs in dem Aufsatz 'Über die tragische Kunst' das 'unbedingt Wahre, das bloſs Menschliche in menschlichen Verhältnissen' als eigentlich tragisch ergiebig hin-

[1] Schriften X, 228.

gestellt wird, weil die Kunst 'bei diesem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht tun zu müssen, der Allgemeinheit desselben versichert ist.' Daraus will Bartels nämlich eine jede Individualisierung ausschliefsende Verallgemeinerung der Figuren ableiten und betont Schiller gegenüber als eigentliches Element des Ästhetischen das Spezifische! Ich glaube, in Wahrheit ist Schiller von dem, was Bartels fordert, in Theorie und Praxis gar nicht so weit entfernt. Denn nicht von den Charakteren und der Motivierung menschlicher Pläne und Handlungen im einzelnen fordert Schiller, wenn wir genauer zusehen, jene Allgemeingültigkeit, sondern von den letzten Prinzipien des Handelns; in bezug auf diese soll Einheit zwischen dem Publikum und dem Dichter walten, damit der Rollentausch zwischen dem Zuschauer und dem Helden auf der Bühne nicht erst eine intellektuelle Zwischentätigkeit nötig habe. In die heldenmütige Aufopferung eines Leonidas werden wir uns alle hineinversetzen können, nicht aber in den Richterspruch des ersten Brutus, wie Schiller meines Erachtens mit vollem Rechte betont; wenn sich der Zuschauer erst davon überzeugen mufs, dafs unter bestimmten Verhältnissen, wie sie die römische Doktrin mit sich brachte, eine Tat wie die des Brutus nötig und begreiflich wurde, vor der er doch selber zurückschauert, so ist seine eigene Erhebung zur ästhetischen Anschauung des Schicksals, das sein eigenes Leben durchwaltet, aber durch die empirische Wirklichkeit zumeist verdunkelt wird, zum mindesten behindert; und wenn wir ehrlich sein wollen: sucht denn ein moderner Dramatiker, sobald er ein Problem wie das vorliegende zu lösen hat, uns wirklich zeitweilig zu alten Römern zu machen? Beruht nicht die ganze Gröfse der Shakespearischen Römerdramen darauf, dafs seine Helden eben in psychologischer Beziehung so gar nicht römisch sind? Wird man nicht den Anschlag eines Coriolan unmittelbar aus dem allgemein Menschlichen bezw. den Renaissanceanschauungen, in denen Shakespeare lebte, ableiten müssen, um ihn verständlich zu machen? Anders handelt auch Schiller nicht, und wer die grofsartige Individualität Wallensteins verkennt, die uns doch so gewaltig zu Herzen spricht, dem ist nicht zu helfen. Zitiert man aber eine Schillersche Abhandlung, dann mufs man sich mit Schillers Gedankengängen so genau als möglich vertraut machen. Hier können wir nur so viel sagen, dafs Schiller seinem eigenen Geständnis nach in der angezogenen Schrift stark mit Kantischen Gedanken arbeitet; wenn er das 'blofs Menschliche' nennt, mit dessen Hülfe er auf das wirken will, was allen Menschen gemein ist, so handelt es sich da um gesetzmäfsige Verhältnisse wie das allgemein gültige Moralprinzip des kategorischen Imperativs; wie aber dieser für Kant nur ein Formales ist, das bald diesen, bald jenen spezifischen Inhalt annehmen kann, so bietet Schillers Theorie und Praxis für das Spezifische, Charakteristische den weitesten Raum und verlangt nur die stete Beziehung auf das allgemein Menschliche, ohne die eine unmittelbare, eine ästhetische Anschauung durch den Zuhörer nicht möglich ist. Auf diese kann Schiller nicht verzichten um des Zweckes willen, den er der tragischen Dichtung überhaupt zuschreibt. Man mag diesen Zweck verwerfen und damit die ganze Schillersche Kunst; wenn man aber über sie urteilen will, mufs man sie doch als Ganzes bis in ihre psychologischen Wurzeln hin verfolgen: 'Wollt ihr nach Regeln messen, was nicht nach eurer Regeln Lauf, der eignen Kunst vergessen, sucht davon erst die Regel auf!' Jedenfalls wird niemand, der Schillers Kunsttheorie im Zusammenhang durchdenkt und seine dramatische Praxis damit vergleicht, eine äufserliche, unmittelbare Wirkung einzelner Teile konstruieren können. Nur ein paar Beispiele dafür. Jene wunderbare Einmischung Albas in die Schlufsszene des 'Egmont', die Goethe so widerwärtig war, und die zum Glück nicht in unsere Bühnenpraxis eingedrungen ist, läfst nicht, wie Goethe meinte, auf besondere Grausamkeit Schillers schliefsen, was Bartels auch ganz

richtig hervorhebt; es handelt sich aber auch nicht blofs, wie er meint, um ein 'rednerisches Unterstreichen', um die unorganische Herausarbeitung eines Akzents, sondern um die *letzte Durchführung der dramatischen Entwickelung des Charakters*; denn darin äufsert sich das gewaltige Schicksal in seinen Dramen, dafs es die Natur herstellt, nicht blofs im grofsen Weltlauf, sondern in allen einzelnen Figuren; und diejenigen, die auf eine abnorme Einseitigkeit angelegt sind, erscheinen am Schlufs auf dem Gipfelpunkt dieser Entartung; ein Fiesko ist am Schlusse nur noch der Despot, Wallenstein sinkt vor unseren Augen, König Philipp droht, furchtbare Zeichen seiner Macht und Grausamkeit aufzurichten; und dieser finstere Alba, der den Unschuldigen zum Tode führen läfst, sollte so einfach von der Bühne scheiden, wie wir ihn zuletzt sahen, gleichsam als Werkzeug höherer Befehle, während doch persönlicher Neid, kleinliche Eifersucht, wenigstens nach Schillers Auffassung, offenbar mit im Spiele waren? Nein, er mufs am Schlufs als der Bösewicht dastehen, nicht zum Schreckbild, sondern um der dramatischen Entwickelung an seinem Teile ihre Rundung zu geben. Ein anderes Beispiel, das viel berufen ist. Max und Thekla erscheinen nicht, um dem Verlangen des Pöbels nach der 'belle passion' nachzugeben; sie bilden, wie uns Schillers Briefwechsel zur Genüge zeigt, in ihrer idealen Lebenshaltung nicht nur ein Gegengewicht gegen die blofs realistische Handlungsweise der Hauptfiguren, sondern ein Hilfsmittel für den Zuschauer, um zu jener höheren Warte zu gelangen, von der aus der Untergang des Helden als eine vernünftige Zweckmäfsigkeit erscheinen mufs. Endlich und vor allem: die Schillerschen Sentenzen sind keine Glanzstücke, sind nicht auf äufserliche Wirkung berechnet, im Gegenteil wollen sie eine möglichste Vertiefung des Eindrucks beim Zuschauer üben, sie wollen ihn zur Auffassung der Handlung von jenem höheren Gesichtspunkt anleiten, also nicht etwa moralische Belehrung im einzelnen geben, sondern im Gegenteil zur ästhetischen Anschauung des Ganzen verhelfen. 'Ich lasse', sagt der Dichter selbst, 'meine Personen viel sprechen, sich mit einer gewissen Breite herauslassen; Sie haben mir darüber nichts gesagt und scheinen es nicht zu tadeln. Ja Ihr eigener Usus sowohl im Drama als im Epischen spricht mir dafür. Es ist zuverlässig, man könnte mit wenigen Worten auskommen, um die tragische Handlung auf- und abzuwickeln, auch möchte es der Natur handelnder Charaktere gemäfser erscheinen. Aber das Beispiel der Alten, welche es auch so gehalten haben und in demjenigen, was Aristoteles die Gesinnung und Meinung nennt,[1] gar nicht wortkarg gewesen sind, scheint auf ein höheres poetisches Gesetz hinzudeuten, welches eben hierin eine Abweichung von der Wirklichkeit fordert. Sobald man sich erinnert, dafs alle poetischen Personen symbolische Wesen sind, dafs sie als poetische Gestalten immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen haben, und sobald man ferner daran denkt, dafs der Dichter sowie der Künstler überhaupt auf eine öffentliche und ehrliche Art von der Wirklichkeit sich entfernen und daran erinnern soll,[2] dafs er's tut, so ist gegen diesen Gebrauch nichts zu sagen. Aufserdem würde, deucht mir, eine kürzere und lakonischere Behandlungsweise nicht nur viel zu arm und trocken ausfallen, sie würde auch viel zu sehr realistisch, hart und in heftigen Situationen unausstehlich sein, dahingegen eine breitere und vollere Behandlungsweise immer eine gewisse Ruhe und Gemütlichkeit auch in den gewaltigsten Zuständen, die man schildert, hervorbringt' (Jonas V, 418, an Goethe). Goethe erkennt nur immanente Gesetze als im Menschenleben wirksam an, er arbeitet mit dem Dämonischen und erreicht den Eindruck des Lebenswahren durch seine grofs-

---

[1] *ἦθος καὶ διάνοια.*
[2] Vgl. die oben gestreifte Lehre vom ästhetischen Schein.

artige 'Sinnlichkeit', die Schiller an ihm neidlos anerkennt, durch eine wunderbare Fülle von Einzelheiten, die durch ihre Zusammenstimmung den Zuschauer zur völligen Aneignung des Dargestellten zwingen. Schiller ist einerseits die Gabe des 'Schauens' in irdischen Dingen nicht in dem Maſse verliehen wie Goethe, anderseits kommt es ihm mehr auf die transzendenten Gesetze an, zu denen er den Zuschauer hinleiten will; darum stört ihn alles, was die Aufmerksamkeit von den Hauptsachen, vom Bedeutsamen abzieht; wollte er sich nun in realistischen Formen ausdrücken und doch die Überfülle des Nebensächlichen, nicht streng Zugehörigen, Indifferenten, wie sie das reale Leben bietet und eine naturalistische Kunst mit verwerten muſs, ausscheiden, so bliebe ein karger Rest übrig, der eher illusionszerstörend wirken könnte; daher arbeitet Schiller mit wenigen Einzelmomenten, aber diese sucht er zu erschöpfen; er geht nicht in die Breite, sondern in die Tiefe, bis in jene Tiefe, wo wir den Erscheinungen einigermaſsen auf den Grund kommen. Wenn das theatralisch ist, dann, aber auch nur dann, ist Schiller der gröſste Theatraliker unter unseren Klassikern.

Zum Schluſs nur noch einen Beleg dafür, wie Schiller selbst über das bloſs Theatralische dachte: 'Die Kunst muſs den Geist ergötzen und der Freiheit gefallen. — Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos durch die bloſse s i n n l i c h e Kunst des Affekts und die höchstlebendigste Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergessen, daſs das Leiden selbst nie d e r l e t z t e Z w e c k der Darstellung und nie die u n m i t t e l b a r e Quelle des Vergnügens sein kann, das wir am Tragischen empfinden.'[1] —

Der Rest des Bandes muſs rasch erledigt werden. W o h l w i l l mustert, ohne viel Neues, besonders an tatsächlichem Material, beizubringen, die Beziehungen zwischen 'Schubart und Schiller', R. V i s c h e r teilt aus seines Vaters Vorträgen über neuere deutsche Poesie den Abschnitt 'Friedrich Hölderlin' mit. Wertvolles neues Material dagegen bringt S e u f f e r t: sechs 'Wieland-Briefe' aus dem Marbacher Schillermuseum, die freilich nicht vorzugsweise für die Schillerkunde in Betracht kommen. Wichtiger für unser Thema sind die 'Ungedruckten Briefe an Schiller', die uns H a r t m a n n mitteilt. Sie stammen zum gröſsten Teil von Fr. von Hoven, dann von Conz, Haug und L. Schubart und illustrieren somit Hartmanns Buch über Schillers Jugendfreunde. Wertvolle Urkunden und Briefe 'Von und an Schiller' teilt G ü n t t e r mit und beleuchtet damit bedeutsame Wendepunkte in Schillers Leben, J o n a s schildert die Schwiegermutter des Dichters, Louise von Lengefeld, Ernst M ü l l e r macht Mitteilungen 'aus dem Nachlaſs von Karoline von Wolzogen', P e t e r s e n aus dem Briefwechsel zwischen Schillers Witwe und Cotta.

Sehr willkommen zum Jubiläum erscheint, in zweiter Auflage, H a r n a c k s Schiller, diesmal im Festgewande, d. h. mit reichem und trefflichem Bilderschmuck, leider in einer das Auge ermüdenden Druckausstattung; unter den heute fertig vorliegenden Schillerbiographien immer noch die gediegenste, obwohl der Verfasser auf kritische Auseinandersetzungen über strittige Punkte grundsätzlich verzichtet und sich mit Rücksicht auf sein Publikum mehr berichtend als diskutierend verhält. Was die Auseinandersetzung des Vorworts mit den Kritikern der ersten Ausgabe betrifft, so billigen wir Harnacks Unterdrückung rein literaturgeschichtlich interessierender Abschnitte, wie z. B. der Nachgeschichte der Räuber, zumal ja die literarischen Vorbedingungen der Werke im ganzen voll gewürdigt werden; ebenso danken wir ihm für seine Sparsamkeit hinsichtlich der Anekdoten aus der Kinderzeit, hätten aber das Milieu mit Leitz-

[1] Schriften X, 155.

mann hier und da etwas breiter ausgeführt sehen mögen. Wichtig und entscheidend für den Wert des Buches ist Harnacks Auffassung Schillers als einer sich stetig entwickelnden Energie, die nirgends in den Zustand der Ruhe und Stagnation übergeht. Auch für alle Einzelfragen, für Schillers Ästhetik und Ethik, für seine äufsere dramatische Technik wie für die Gestaltung seiner Charaktere mufs der chronologische Standpunkt entschieden durchgeführt werden; freilich wird dann überall das Bleibende und Unabänderliche hervortreten, aber ebenso scharf werden sich die immer wechselnden und sich immer vervollkommnenden Formen abheben, in denen das Bleibende seinen Ausdruck findet. Im übrigen schöpft Harnack die Urkunden nach Möglichkeit aus, wo es sich um wirkliche Aufhellung des Seelenlebens seines Helden handelt, vor allem in der viel umstrittenen Frage nach Schillers Verhältnis zu Liebe und Ehe. Ich glaube Harnack auch hier recht geben zu müssen: er war der Dichter und der Mann der Freundschaft, nicht der Liebe, wenigstens nicht der sinnlichen Liebe; er betrachtete die Leidenschaft immer nur als einen vorübergehenden Zustand, der durch die vernünftige Natur des Menschen überwunden werden müsse, und sah eben in der bleibenden Liebe nur eine Form der reinen Freundschaft, wie sein nichts weniger als anstöfsiges Doppelverhältnis zu den Schwestern Lengefeld zur Genüge dartut. Hätte Schiller sein Verhältnis zur Gattin nicht vorzugsweise als Freundschaft aufgefafst, wie wäre es ihm dann möglich gewesen, in den 'Idealen' der Liebe mit den anderen Traum- und Wahnvorstellungen den Laufpafs zu geben und nur 'der Freundschaft leise, zarte Hand' und die 'Beschäftigung, die nie ermattet', zu feiern, ohne die Gattin aufs tiefste zu verletzen, was kein Vernünftiger für seine Absicht halten wird? Schiller überwand die Anstürme der Leidenschaft ohne Verbitterung, ohne quälenden Schmerz. Gerade darum möchte ich aber auch die 'Resignation' nicht in so pessimistischem Sinne erklären, wie Harnack S. 129 tut. Der Held des Gedichtes ist nicht ohne weiteres mit dem jungen Schiller zu identifizieren, der sich eben von Frau von Kalb losgerissen hat, denn ihm schwebten ganz sicherlich nicht egoistische Erwägungen über den Ausgleich im Jenseits vor! Dazu war er zu edel, und darum bezieht sich die strenge Abweisung, die er dem Schicksal in den Mund legt, nicht auf ihn selbst. Auch möchten wir aus den Worten über 'Hoffnung' und 'Genufs' nicht so sehr schneidenden Hohn heraushören als eine sehr frühe dichterische Formulierung von Schillers sittlicher Weltanschauung. Was er hier 'Hoffnung' nennt, ist ihm später die reine, ästhetische Anschauung, die Freude an der blofsen Form; an ihr finden edlere Naturen ihr Glück, gemeine nur im sinnlichen Genufs. Zwischen beiden steht der unglückliche Halbmensch, den das Gedicht schildert, der sich den Genufs versagt, ohne sich doch über die Begierde erheben zu können; er findet keinen Ersatz für das, was er sich versagt; so erkennt Schiller keine Ausgleichsmoral mit lüsternen Blicken auf das Jenseits an, sondern nur eine prinzipielle Entsagung aus Ekel vor der Leidenschaft; eine solche kann den Menschen zum Glück führen; auch hier gibt es eine 'Hoffnung', denn die Vollkommenheit, die der Mensch erstrebt, wird nicht mit einem Schritt erreicht, sondern in unablässig treuem Streben, das sein Ziel niemals, weder in dieser noch in jener Welt erreicht, das aber an sich schon Glücks genug verleiht. — Übrigens kommt Schillers Weltanschauung und insbesondere seine Ästhetik in der zweiten Auflage des Buches besser fort als in der früheren. Harnacks Ansichten über Schillers philosophische Entwickelung sind ja aus seinem gröfseren Werk über die klassische Ästhetik der Deutschen hinreichend bekannt, er bleibt ihnen auch hier getreu. Von den Beziehungen zu Fichte erfahren wir wenig, nur die derbe Abfertigung in den Xenien wird hervorgehoben. Immerhin hätte eine ausreichende Darstellung der gegenseitigen Durchdringung von Schillers Anschauungen mit denen seiner

Umgebung im Hinblick auf den Zweck des Buches entschieden zu weit geführt, und gerade die Beschränkung, die sich Harnack überall auferlegt, zeigt den Meister, der den Stoff wahrhaft beherrscht, äußerlich und innerlich, wie er denn mit eigenem Urteil auch über seinen Helden nirgends zurückhält und weder in der Jugendgeschichte noch in der Darstellung des Verhältnisses zu Goethe irgendwelchen Beschönigungen und Vertuschungen huldigt.

Diese mutige Objektivität ist auch dem neuesten Biographen, Karl Berger, nachzurühmen, von dessen Biographie zur Weihnachtszeit der erste Band erschien; sie wird nicht Fragment bleiben, wie es die monumentalen Arbeiten von Minor und Weltrich bisher geblieben sind; sie wird aber auch, wenn diese einst fertig vorliegen, ihren Platz neben ihnen zu behaupten wissen. Waltet über ihr auch nicht jener volle, künstlerische Zauber, der Bielschowskys Goethebiographie zu einem klassischen Werke unserer wissenschaftlichen Literatur macht, so werden wir doch immer dankbar zu der trefflichen, gediegenen und geschmackvollen Arbeit zurückgreifen, um sie als rechtes Hausbuch zu empfehlen. Das sei denn auch schon heute getan; eine ausführlichere Würdigung versparen wir uns, bis wir das Werk als Ganzes überblicken können.

Eine wahrhaft köstliche Gabe hat uns Hartmann mit seinem Buche über 'Schillers Jugendfreunde' dargeboten. Auf Grund sorgfältigster literarischer und archivalischer Studien entwirft er Lebens- und Charakterbilder aller irgendwie bedeutenderen Persönlichkeiten jener an originellen Geistern und Charakterköpfen so fruchtbaren Zeit, in der sich auch der junge Schiller emporringen mußte. Nach einer kurzen Einführung über Schillers freundschaftliches Talent, wenn man so sagen darf, das allenthalben rückhaltlos anerkannt wurde (eine Darstellung der Freundschaftsmotive in den Jugendwerken wird leider nicht gegeben), setzt die Darstellung gleich mit der Lorcher Zeit ein und geht von der ehrwürdigen Gestalt des Pfarrers Moser aus, dem der junge Dichter in den 'Räubern' nachher ein ehrendes Denkmal setzen sollte. Im übrigen ist Hartmann leider der Frage nicht genügend nachgegangen, wie weit die einzelnen dieser scharf umrissenen Persönlichkeiten, mit denen sein Buch uns bekannt macht, Schiller als Modelle für seine dichterischen Figuren gedient haben mögen. Der von Schiller sehr ungünstig beurteilte K. Kempf scheint mir bestimmt auf die Gestaltung Franz Moors hinübergewirkt zu haben; man sagte ihm unkameradschaftliches Verhalten und Neigung zur Intrige nach;[1] was hier von dem Gegner gilt, daß Schiller sein Bild in der Phantasie abrundete, bis die Abnormität 'Franz' zum Vorschein kam, das mag in höherem Grade noch von den Freunden gelten. Was diese anlangt, so faßt Hartmann den Begriff im weitesten Sinne. Auch die Freunde unter den Lehrern, vor allem der treffliche Abel, 'der engelgleiche Mann', einer der liebenswürdigsten unter den deutschen Popularphilosophen, dessen Lebensbeschreibung niemand ohne innere Teilnahme lesen kann, auch Drück und Nast werden behandelt. Den Löwenanteil trägt, wie billig, der 'engere Freundeskreis' davon, Scharffenstein, Petersen, Haug und Lempp, wozu noch Schubart, Dannecker und Zumsteeg kommen. Hoven hat schon vorher, unter den Kameraden der Ludwigsburger Zeit, die gebührende Beachtung gefunden. Es folgen die Mediziner und endlich der ganze weitere Freundes- und Bekanntenkreis, ein Andreas Streicher, Hetsch, Heideloff, Grammont usw., lauter dem Schillerforscher wohlvertraute Namen, die uns nun zum Glück keine bloßen Namen mehr bleiben; äußerlich und innerlich werden sie uns nähergebracht, denn den stattlichen Band schmückt eine große Anzahl trefflich reproduzierter Silhouetten und Porträts, auch Heideloffs instruktiver Stich: 'Die Erhebung der Karls-

[1] Schriften I, 16.

akademie zur Hochschule 1782' ist beigegeben. Rechtfertigt schon allein dieser reiche Bilderschmuck eine eindringliche Empfehlung des Werkes insbesondere für die Benutzung im deutschen Unterricht, so werden sich für die Schule noch weit fruchtbarer die abgedruckten Mitteilungen der Freunde über ihr Leben, insbesondere aber über ihren Verkehr mit Schiller erweisen. Hier tritt uns die Jugendzeit des Dichters in greifbarer Deutlichkeit vor Augen, und wie weit den einzelnen Verfassern zu trauen ist, wieviel mehr wir dem grundehrlichen Conz folgen dürfen als dem Klatschereien nicht ganz abgeneigten Petersen, ergibt sich aus der Darstellung selbst zur Genüge. Die Hauptsache ist, daſs das biographische Material für Schillers Jugendzeit hier mit einer Vollständigkeit ausgebreitet ist, die bisher einfach unerreicht dasteht. Kühns 'Schiller, Zerstreutes als Bausteine zu einem Denkmal' (1859) hatte manche der früher in Zeitschriften gedruckten Aufzeichnungen wiederholt, Kurz, Weltrich u. a. hatten auſserdem für ihre künstlerischen und gelehrten Arbeiten die reichen Schätze des Cottaischen Archivs einsehen und benutzen dürfen, aber das Material war eben verzettelt und somit für die Schule im ganzen unbenutzbar. Diesem Mangel ist nun abgeholfen, und auch der Forscher wird für den abermaligen, übrigens hier und da, z. B. bei Petersen, vermehrten und erweiterten Abdruck dankbar sein. Daſs Hartmann keine unbedingte Vollständigkeit anstrebt, ist manchmal peinlich, z. B. von Abel möchten wir mehr erfahren, als er mitteilt; daſs er dagegen gerade bei Petersen mit dessen hämischen Exzerpten aus Eberhards verständnislosen Mäkeleien Maſs hält, ist nur zu loben. Im ganzen, eine höchst dankenswerte Arbeit, die sich der Wissenschaft durch Zuführung reichen biographischen und psychologischen Materials förderlich erweist.

Nur hingewiesen sei hier auf die zum Jubiläum erscheinende Neuausgabe der Schillerschriften von Kuno Fischer, über die keine Lobsprüche mehr zu verlieren sind. Der schwer erkrankte Verfasser hat keine Umarbeitung vornehmen können, auch sind wohl seine Ansichten über den Entwickelungsgang der Schillerschen Philosophie bis zuletzt sich gleich geblieben. Wer diese Ansichten nicht teilt, wird sich doch an der in ihrer Art vollendeten Darstellung erfreuen.

Erwähnt sei zum Schluſs eine Neuauflage von Breuls englischer Schulausgabe des dritten Buches der 'Geschichte des Dreiſsigjährigen Krieges'; der Herausgeber hat den Text in den ersten Partien etwas gekürzt, übrigens auf alle Weise für das Verständnis gesorgt. Seine geschickte Einleitung berichtet über die Entstehungsgeschichte, die Quellen, die Vorzüge und Mängel des Schillerschen Werkes, legt die Komposition des dritten Buches im besonderen dar und gibt einen freilich unselbständigen Abriſs der Geschichte des ganzen Krieges, der durch eine Karte illustriert wird. Im Anhang werden Szenen aus dem 'Wallenstein' und reichhaltige bibliographische Angaben dargeboten. Das Hauptverdienst des Herausgebers ruht unstreitig in den sehr reichhaltigen sachlichen (besonders kulturgeschichtlichen) und sprachlichen, übrigens mehr lexikalischen als syntaktischen Anmerkungen, aus denen auch der deutsche Leser manches lernen kann, wenngleich er nicht mit jeder Erklärung ohne weiteres einverstanden sein mag. Hier und da dürften sich kleine Zusätze empfehlen. Bei den Zusammensetzungen mit = 'furt' (11, 4) sollte, gerade im Hinblick auf Oxford, das deutsche 'Ochsenfurt' nicht fehlen, 'Anstand' = 'appearence' (12, 22) muſste aus dem Gebrauch der Klassiker, vor allem Goethes, stärker belegt und synonymisch erläutert werden, der 'Belt' (12, 27) ist mit der 'Ostsee' im allgemeinen doch nicht ohne weiteres identisch, wenngleich Schiller das Wort so gebraucht; zur Personifizierung des Namens aber muſste auſser der 'Huldigung der Künste' Wallensteins Gespräch mit Wrangel als näherliegend herangezogen werden (v. 230, Goedeke); zu 'Wagehals' (14, 7) konnten andere imperativische Eigennamen aus dem

Deutschen und Englischen beigebracht werden, der synonymische Artikel 'Schiefsgewehr' (87, 3) sollte den Ausdruck 'Flinte' enthalten und erklären usw. Jedenfalls wird der Herausgeber bei späteren Neuauflagen, die wir seiner trefflichen Arbeit im Interesse des Verständnisses unserer Nachbarn für die deutsche Literatur herzlich wünschen, selber auf die weitere Vervollkommnung seiner Interpretationen bedacht sein.

Wir brechen unseren Bericht heute ab und werden nach dem Jubiläum den Rest der Ernte in die Scheuern zu bringen suchen.

Heidelberg. Robert Petsch.

Franz Deibel, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule. (Palaestra, herausgegeben von A. Brandl, G. Roethe u. Erich Schmidt, XL.) Berlin, Mayer u. Müller, 1905. 188 S. M. 5,60.

Dorothea Schlegel ist als Persönlichkeit eigentlich gar nicht so interessant, wie man von der mit Friedrich Schlegel verheirateten Tochter Moses Mendelssohns erwarten sollte. Sie war witzig, aber nicht geistreich wie Caroline; formgewandt, klug, leidenschaftlich — und schliefslich hat man doch überall den Eindruck einer Natur zweiten Ranges.

Vielleicht hat dies Gefühl den Verf. bestimmt, die Schriftstellerin Dorothea ausschliefslich von der literarischen und gar nicht von der psychologischen Seite zu betrachten. Was er aber unternimmt, hat er in erschöpfender Weise geleistet und über sein Thema heraus auch die Zusammenhänge des 'Florentin' mit Goethe beleuchtet. Nur kommt selbst innerhalb des Literarischen das Menschliche etwas zu kurz: über d'Alton müfste doch mehr gesagt werden, zumal D. selbst (S. 47) mit vollem Recht bemerkt, dafs der merkwürdige Mann Gegenstand romantischer Legendenbildung wurde.

Am glücklichsten sind die Übersetzungen Dorotheas ausgenutzt, wie D. denn auch allgemein scharfsinnige Bemerkungen über das Wesen der Übersetzungskunst (S. 146) macht. In der Tat kommt die Evolution der Moral bei dem Schlegelschen Ehepaar in der veränderten Stellung, die sie vor und nach dem Sündenfall zu erotischen Problemen einnehmen, besonders deutlich zur Anschauung.

Beigegeben sind aufser einem wichtigen Brief an Tieck nach Friedrichs Tode (S. 179) Briefe an Brinckmann — klassische Denkmale des alten Berlinisch in der Zeit, in der noch Schriftsteller wie Arnim, Tieck und besonders Dorothea selbst das Geheimnis des Dativs nicht zu erraten vermögen. Auch inhaltlich lassen sie in die engen Verhältnisse des Familien- und Freundesklatsches hineinsehen; in bezug auf die Überschätzung persönlicher Beziehungen zu Nebenpersonen hatte Dorothea bei dem Übergang in die Romantik nichts mehr zu lernen. Übrigens ist auch bei romantischen Liebhabereien, wie Anekdote und Witz (S. 75 f.), an verwandte Erscheinungen des Naturalismus zu erinnern; Fr. Schlegel hat nicht umsonst für Lessing geschwärmt.

Berlin. Richard M. Meyer.

Franz Zinkernagel, Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie. Berlin, Georg Reimer, 1904. XXXIV, 188 S. Preis 3 Mk.

Zwei leitende Gedanken bewegen den Verf. Er will zeigen, 'wie das gesamte Hebbelsche Gedankensystem, von einer alles befruchtenden Grundidee ausgehend, unabhängig von fremden Einflüssen, sich organisch aus sich selbst entwickelt, um schliefslich in einem neuen Dramentypus dem Ganzen den krönenden Abschlufs zu geben' (S. V.). Aber er will auch 'die tiefgehende Bedeutung des Hebbelschen Lebenswerkes für die Ästhe-

tik des Tragischen' nachweisen (S. 187). Jener Absicht dient der Hauptteil des Buches, die vier Kapitel, die sich mit Hebbels Persönlichkeit, Weltanschauung, dramatischer Theorie, dramatischer Produktion beschäftigen, während in Einleitung und Schlufsbetrachtung Raum gegeben ist, 'die entwickelungsgeschichtliche Stellung der Hebbelschen Tragödie' festzulegen.

Der Grundrifs ist klar und sieht vielversprechend aus. Und das Gebäude, das der Verf. mit redlichem Bemühen und nicht ohne schriftstellerisches Geschick darauf errichtet hat? Ich will gleich von vornherein gestehen, dafs ich in einigen wesentlichen Punkten Widerspruch erheben mufs. Da die Schrift Z.s der Erstling des Verf. ist, so ist diesem Umstand allerdings manches zugute zu halten.

Zunächst ist festzustellen, dafs im wesentlichen aus der gleichen Absicht, die Z. zu seiner Darstellung getrieben hat, auch das Buch von Scheunert, *Der Pantragismus* usw., entstanden ist. Liest man nun die Kritik, die Z. in seinem Vorwort von der Scheunertschen Arbeit gibt, und die, stark vom Gefühl der Existenzberechtigung der eigenen Arbeit diktiert, doch wohl absprechender und ausdrückliche Erklärungen Scheunerts mifsachtender ausgefallen ist, als billig sein dürfte, so darf man erwarten, dafs Z. seine Sache wesentlich besser macht. Ich will zugeben, dafs ein Ansatz dazu vorhanden ist, sofern Z. nachdrücklicher und ausführlicher, als es Scheunert auf den ersten Seiten seiner Arbeit tut, die Persönlichkeit Hebbels mit ihrem individuellen Erleben zum Ausgangspunkt der gedanklichen Entwickelung macht. Nun fragt es sich nur, ob es Z. gelungen ist, sich mit vollem Verständnis in die Persönlichkeit des Dichters einzuleben und einzufühlen.

Nach meiner Kenntnis mufs ich die Frage verneinen. Das Bild Hebbels, das dem Verf. vorschwebt, ist durch persönliche Velleitäten getrübt, verzerrt, unvollständig. Man wird von niemandem verlangen, dafs er sich selbst verleugne, aber man darf verlangen, dafs bei Wertungen, die man vorzunehmen gedenkt, vor allen Dingen die sich messenden Werte klar herausgestellt werden. Das unterläfst Z., indem er von seinem persönlichen sittlichen Standpunkt, von der Meinung aus, die er von 'Sittlichkeit' hat, über die 'Sittlichkeit' Hebbels, über des Dichters 'sittliches' Ringen sich abzusprechen erlaubt, ohne auch nur sich darüber klar zu sein, dafs hier zwei grundsätzlich verschiedene Anschauungen einander gegenüberstehen. Ja, man ist versucht zu fragen, ob allererst dem Verf. die eigene Auffassung denn auch klar und deutlich zu Bewufstsein gekommen ist. Jedenfalls gibt Z. im ganzen Verlauf seiner Arbeit nirgends unzweideutig seinen Standpunkt an.

Dafür redet er um so mehr von dem Mangel an sittlichem Gefühl bei Hebbel (S. 27, 136), dem die 'Sittlichkeit' nur ein Verstandesmoment gewesen sei. 'Vergebens suchen wir in seinen Tagebüchern Spuren wirklicher Selbsterziehung, aufrichtiger Selbstprüfung, wahrer sittlicher Arbeit' (S. 28). Der Mangel an sittlichem Gefühl sei 'die Achillesferse der Hebbelschen Natur' (S. 37) gewesen. Z. gebraucht gelegentlich die Floskel vom 'harten Panzer seines Herzens' (S. 137), und jene berüchtigte Auffassung der 'poetischen Gerechtigkeit' blickt verstohlen aus den Worten des Verf. hervor, dafs 'ohne irgendwelche wirkliche sittliche Schuld' das Schicksal der Hebbelschen Menschen, gemäfs den Intentionen des Dichters, sich ereignet (S. 177). Und vollends charakteristisch ist das abschliefsende Urteil Z.s: 'Nicht seine Theorie an sich trägt die Schuld, wenn das Weltbild, das er (Hebbel) unseren Blicken entrollt, unserem innersten Bedürfnis nicht ganz zu genügen vermag. Der Grund liegt vielmehr im Wesen seiner sittlichen Natur. Ihm fehlte die grofse, der Menschheit sich hingebende Liebe, die das in der Welt verkörperte grofse Sittengesetz voll gläubigen Vertrauens umfafst und sich ihm nicht nur als der die Welt

beherrschenden Notwendigkeit voll bewundernder Resignation unterwirft. Aber vielleicht war Hebbels neues Kunstgesetz nur um diesen Preis möglich, und es wird Aufgabe der Zukunft bleiben, Hebbels Schuldbegriff mit dem Glauben an eine weltbeglückende Sittlichkeit in eine höhere Einheit aufzulösen' (S. 186 f.). Solche emphatische Behauptungen werden auf ihr richtiges Maſs zurückgeführt, wenn man zugibt, daſs Hebbel keine bequeme Natur war, daſs er nicht die 'Läſslichkeit' passiver Naturen hatte, daſs er als Mensch wie als Dichter an sich und andere Ansprüche stellte und ihm allerdings nicht der bequeme und faltige 'Mantel der christlichen Nächstenliebe', in der populären Auffassung des Wortes, zur Verfügung stand. Was für Hebbel wahrhaft sittliche 'Liebe' war, das zeigt ebenso jenes Gedicht aus seiner Frühzeit, das für ihn 'im Sittlichen eine Epoche' bildete (Tagebücher I, 576), wie jenes andere, 'in schweren Leiden' geschriebene aus der Spätzeit 'Der Brahmine'.

Also, es mangelt Z. an einer klaren Einsicht und Erkenntnis von Hebbels sittlichem Standpunkt, und es fehlt ihm ein brauchbarer Maſsstab, um sich über diesen Standpunkt ein zureichendes Urteil bilden zu können. Es wäre einem künftigen Doktorand zu empfehlen, gerade einmal das Werden der sittlichen Auffassung Hebbels, in dessen Theorie 'Sittlichkeit und Notwendigkeit' eine so bedeutende Rolle spielen, mit möglichster Genauigkeit zu untersuchen. Überhaupt möchte ich es für die künftige Hebbelforschung am ersprieſslichsten halten, nachdem die Bücher von Scheunert und Zinkernagel vorliegen, in denen die unzulängliche Centonenmethode den Bau leitet, vorerst von weiteren zusammenfassenden Darstellungen Abstand zu nehmen und vor allem einmal dem geistigen Werden, der seelischen Entwickelung Hebbels in seinen einzelnen Stadien die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gewiſs werden die Schriften der beiden genannten Autoren dabei als Fermente nützliche Dienste leisten.

Aus dem bezeichneten Grundmangel bei Z. erklärt sich im übrigen die Mischung von richtigen Einsichten und schiefen Auffassungen, die ich hier nicht im einzelnen entwirren will. — Beiläufig: Elise Lensing (geb. 18. Oktober 1804) war nicht zwei (S. 25), sondern fast neun Jahre älter als Hebbel.

Dagegen habe ich noch ein entschiedenes Bedenken gegen die Einleitung Z.s: 'Die Hauptentwickelungsphasen der vorhebbelschen Tragödie.' Gleich der erste Satz macht den freundwilligen Leser stutzig: 'Die Tragödie ist die Darstellung des Widerstreites zwischen Weltwillen und Einzelwillen.' Eine kühne Behauptung, deren historische Beglaubigung man erwartet. Der Verf. gibt denn auch etwas, das so aussieht. Prüft man indessen das Gewebe dieser Einleitung genauer, so erkennt man, wie brüchig es ist. Der Verf. macht sich nämlich die Arbeit ziemlich leicht, indem er seine ganze Ausführung auf die Autorität Goethes stützt, dessen geistreicher Aufsatz 'Shakespeare und kein Ende', vor allem die Auslassungen darin über das 'Sollen' und 'Wollen' der antiken und neueren Tragödie, allerdings auch Hebbel ausserordentlich plausibel vorkamen. Aber so geistreich die Goetheschen Aperçus auch sein mögen, es bleibt die Frage, ob der heutige Stand der Altertumswissenschaft sie denn auch rechtfertigt. Die Antwort lautet: Nein! Anstatt jene Anschauungen einfach als wissenschaftlich feststehend zu adoptieren, hätte der Verf. nur einen Blick in die doch wohl leicht zugänglichen Einleitungen von U. von Wilamowitz-Möllendorf zu den von ihm übersetzten 'Griechischen Tragödien' zu werfen brauchen. Er hätte dort, in der Einleitung zur äschyleischen 'Orestie' hinreichenden Aufschluſs gefunden (vgl. Griech. Trag. Bd. II, 14—29): 'Wer den Ödipus und den Agamemnon verstanden hat, der ist all das Gerede von dem blinden oder erhabenen Schicksal der Griechen und ihrer Tragödie los. Daſs dieser Wahn so weithin Geltung hat, ist nur ein Beweis, wie fern der gräzisierende Klassizismus vor hundert

Jahren dem Verständnis des echt Hellenischen gestanden hat, vornehmlich weil er der Sohn des Rationalismus der Aufklärung war' (ib. S. 26 f.). Ich überlasse es Zinkernagel, die Konsequenzen daraus zu ziehen.

In seinem ausgedehnten Vorwort bespricht Z. die neueren Arbeiten zur Hebbelforschung. Was er da u. a. über die von Poppe sagt, mufs deren Verfasser, bei allem Dank gegen die Anerkennung, im wesentlichen als an sich vorbeigeredet bezeichnen.

Frankfurt a. M. Theodor Poppe.

Fritz Stahl, Wie sah Bismarck aus? Berlin, G. Reimer, 1905. Mit 28 Tafeln. 3 M.

Das Ich, lehrt der bedeutende Wiener Philosoph Mach, ist unhaltbar: es gibt nichts als sich folgende Einzelmomente ohne Einheit. Stahl sucht an der äufseren Erscheinung Bismarcks, wie früher Goethes, diese Meinung zu widerlegen: eine Reihe gut gewählter Bilder zeigt in dem Gründer des Reiches durch allen Wechsel der Erscheinungen den bleibenden Pol. Darin ruht das besondere Interesse des Büchleins. Sorgfältig verfolgt der Verf. das Entstehen des eigentlichen 'historischen' Bismarckbildes; aber er weifs es schon in den prähistorischen Teilen des Schulknaben, des Studenten, des Abgeordneten nachzuweisen. Vielleicht betont der feinsinnige Kommentar freilich auch die Züge zu stark, die sich in der Physiognomie am deutlichsten abspiegeln. Etwa der Humor, der so wichtig für das weltgeschichtliche Bild des ersten Kanzlers ist, spielt bei ihm kaum eine Rolle, weil Porträts, die ihn wiedergeben, in der Sammlung fehlen; oder der Berserker, der so furchtbar losbrechen konnte. Aber wie der eigentliche monumentale Bismarck aus seinem Geist sich seinen Körper und vor allem sein Haupt baute, das macht das hübsche Schriftchen mit Geschick anschaulich.

Berlin. Richard M. Meyer.

Dr. Jan v. Rozwadowski, Wortbildung und Wortbedeutung. Eine Untersuchung ihrer Grundgesetze. Heidelberg, C. Winter, 1904. 109 S.

Nach dem Titel kann man sich nicht wohl eine Vorstellung machen von dem, was das Buch enthalten mag. In Form und Inhalt behandelt es ein sprachphilosophisches Problem. Zunächst beschäftigt es sich mit den Prinzipien der Wortbenennung. Gegenstände werden nach einem dominierenden Merkmal benannt, das sich verändern, wechseln oder sogar schwinden kann. Jedenfalls ist die Tatsache, dafs es vorhanden ist oder war, von Wichtigkeit für die Bedeutungsentwickelung. Anschaulich wird dies dargetan an dem Kompositum (Regenschirm — Schirm), das in seiner Zweigliederigkeit die Vorbedingung nicht nur des Bedeutungswandels, sondern auch der Neuschöpfung enthält. Denn das Kompositum kann je nach Art und Beschaffenheit ein Simplex werden, das in seiner einheitlichen Form die Geschichte seiner Entstehung und den Wandel der Gestalt nicht mehr erkennen läfst. Wenn dieser Vorgang sich fortwährend vor unseren Augen vollzieht, so sind wir berechtigt, denselben als ein Wortschöpfungsprinzip anzusehen, das auch in vorhistorischer Zeit schon galt und das Wurzelnomina geschaffen hat. Soweit es sich um Benennung eines Gegenstandes handelt und dieser nicht absolut neu ist, ist also ein diesen bezeichnendes Simplex im Prinzip von dem Kompositum nicht verschieden. Den Ausgangspunkt zu diesen Ausführungen gibt dem Verfasser Wundt, gegen dessen sprachpsychologische Anschauungen er heftig polemisiert; die Form ist zuweilen recht unerquicklich. Er wirft ihm vor, dafs er das Gesetz der Zweigliederigkeit als Prinzip des Bedeutungswandels nicht erkannt habe. Dieses sieht der Verfasser auch in der Entstehung der einzelnen Satzteile, nicht nur des Substantivs, sondern auch des Verbs

und Adjektivs. Substantiv und Satz sind im Prinzip dasselbe, verschieden sind sie nur in der Art der apperzeptiven Gliederung derselben Gesamtvorstellung. Der Satz ist das Resultat der Zerlegung dieser in ein identifiziertes und in ein unterscheidendes Glied. Das auf der Synthese der Apperzeption beruhende Element ist das Substantiv. In diesem Zusammenhang behandelt der Verfasser auch die häufig aufgeworfene Frage, ob es eingliederige Sätze gibt. Das Gesetz der zweigliederigen Apperzeption sieht er sogar wirksam auf rein lautlichem Gebiet und erklärt mit seiner Hilfe z. B. das Verhältnis der Formen: Gast — Gäste! Auch hier, meint er, finde eine Gliederung einer Gesamtvorstellung stets statt, wenn man sie in den Anfangsstadien auch nicht verfolgen könne (S. 95). Dies ist lediglich eine Theorie und weiter nichts als eine solche. Der Verfasser, Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Krakau, präsentiert sich hier als vollendeter Sprachphilosoph. Die Erfahrung hat gelehrt, daſs verläſsliche Erkenntnis auf sprachvergleichendem Gebiet nur erreichbar ist innerhalb der Grenzen und auf dem Boden des tatsächlich Gegebenen, die exakte Forschung muſs erst viel weiter gediehen sein, ehe man an eine fruchtbringende Vereinigung von Sprachgeschichte und Sprachpsychologie, wie sie vereinzelt in Paul erfolgreich vertreten ist, in gröſserem Maſstabe denken kann.

Tübingen. W. Franz.

Emil Sulger-Gebing, Hugo v. Hofmannsthal. Eine literarische Studie. (Breslauer Beiträge zur Literaturforschung, herausgegeben von M. Koch und Gregor Sarrazin, III.) Leipzig, M. Hesse, 1905. M. 2,50, Subskriptionspreis M. 2,15. 93 S. 8.

Die Schrift will (S. 81) nicht der Kritik, sondern der Einführung in das Wirken des Wiener Dichters dienen. Sie tut es mit Takt und Liebe, doch ohne die Vertiefung des literarhistorischen Hintergrundes, die diese merkwürdige Figur erst ganz verständlich machen würde. Seine Beziehungen zur deutschen Romantik (S. 5 f., 29) und zur romanischen Kunst (d'Annunzio S. 21, die Duse S. 22) darf das Wienerische seiner Poesie nicht vergessen lassen; und wenn er auch das eherne Gesetz (S. 16) gar wohl kennt, das Problem des Todes (S. 54) ernst anfaſst — es ist doch kein Zufall, sondern ein Problem, weshalb er einen Prolog für Schnitzler geschrieben hat! Ebenso zeigt S.-G. fein des Dichters Stellung zu den groſsen Fragen: Natur (S. 4) und bildende Kunst (S. 19), Leben (S. 8) und Traum, Antike (S. 71) und Moderne; aber die Grundlage seiner philosophischen Stimmungen (S. 27) kann aus dem 'Heimweh nach der Jugendlichkeit' (S. 13 — ein wunderschöner Ausdruck des Dichters!) allein nicht aufgeklärt werden. Was Hofmannsthal zur Renaissance zieht (S. 31 f.), was die beiden groſsen Gruppen seiner Menschen (S. 25) scheidet, das müſste doch aus seinem eigenen Wesen gedeutet werden; der Verf. aber läſst den Dichter (S. 21 f.) allzusehr hinter dem bunten Teppich seiner Werke verschwinden.

Eingehende Studien über Sprache und Verskunst wird man hier nicht erwarten, so sehr auch die Virtuosität zu ihnen locken mag; doch wird Hofmannsthals Dichtung mit den Vorbildern bei Otway (S. 43) und Euripides (S. 75) geschickt verglichen. Unverständlich freilich bleibt mir (S. 24) das Lob der Übersetzung von Renards 'Fuchs'; diese eilige Wiedergabe, die etwa 'la dernière des dernières' (das verworfenste Weib unter der Sonne) mit 'die Letzte der Letzten' verdeutscht, scheint mir in ihrer Hast des sorgfältigen Künstlers geradezu unwürdig.

In dem Hervorzaubern von Stimmungen sieht S.-G. (S. 18) mit Recht Hofmannsthals gröſste Kraft. Durch die Reihe seiner nach Gattungen übersichtlich geordneten Werke verfolgt er diese Kunst in sympathischer Besprechung. In einer glänzend vollständigen Aufzählung der Schriften

macht sich der Verf. dann noch besonders um den Literarhistoriker verdient, der wohl weiſs, daſs so ziemlich nichts schwerer ist, als alle Arbeiten auch nur eines wenig produktiven Modernen zu sammeln.

Berlin. Richard M. Meyer.

Dr. Bruno Busse, Wie studiert man neuere Sprachen? Ein Ratgeber für alle, die sich dem Studium des Deutschen, Englischen und Französischen widmen. Stuttgart, Wilhelm Violet, 1904 (Violets Studienführer).

Dr. Busse rechtfertigt sein Unterfangen, einen neuen Ratgeber für Neuphilologen zu schreiben, mit der Bemerkung, daſs die vorhandenen fast alle die Germanistik mehr als stiefmütterlich behandelten, während doch erfahrungsgemäſs Deutsch immer das beliebteste Kombinationsfach im Staatsexamen war. Sein Buch sollte also als bequemes Nachschlagebuch für drei miteinander eng verbundene und auch durch die Praxis aufeinander angewiesene Fächer zuverlässigen, wenn auch knappen Rat geben. Nicht als ob Busse den gleichmäſsigen Betrieb von Deutsch, Französisch und Englisch zum Zweck der Erwerbung einer Fakultas für Oberklassen in allen drei Fächern empfehlen möchte; denn er hält trotz gegenteiliger Behauptungen an der Meinung erfahrener Dozenten und Schulmänner fest, daſs die Aufgabe, zwei moderne Sprachen zugleich zu beherrschen, die durchschnittliche Leistungsfähigkeit übersteige. Aber die Sache liegt nun einmal so, daſs Französisch und Englisch fast immer zusammen genommen werden, und danach hat denn auch Busse sein Buch eingerichtet. In acht aufeinander folgenden Kapiteln spricht er von der Berufswahl und den deutschen Universitäten; vom Begriff und Umfang der germanischen und romanischen Philologie und den Anforderungen der Praxis; von der praktischen Ausbildung; vom wissenschaftlichen Studium im engeren Sinne; von Studienplan, Promotion, Staatsexamen und von der pädagogischen Vorbildung. Was er darüber zu sagen hat, deckt sich naturgemäſs vielfach mit den Ausführungen seiner Vorgänger; aber er bringt es, in lebendiger Erinnerung an seine eigene, noch nicht lange zurückliegende Studienzeit, mit solchem Eifer und solcher Frische vor, daſs er des Eindruckes auf seine Altersgenossen sicher sein kann. Zwar fehlt es den Studenten auch nicht an Rat und Belehrung von seiten der Dozenten, die ja heute nicht mehr in unzugänglicher Höhe über ihnen thronen und unbekümmert um die Bedürfnisse der Schule ihre Weisheit verkünden; allein man läſst sich doch einen Weg am liebsten von dem weisen, der ihn selber eben erst gegangen ist.

Besonders wohltuend berührt die Wärme, mit der Busse die Notwendigkeit einer streng wissenschaftlichen Vorbildung für den künftigen Lehrer verteidigt, ohne darum die Erfordernisse der Praxis zu übersehen. Denn Wissenschaft und Praxis befehden sich keineswegs, und die Universität, die zwar vornehmlich die eine pflegt, sucht daher, in richtiger Erkenntnis des Verhältnisses zwischen beiden, doch auch die praktische Ausbildung der neuphilologischen Studenten nach Möglichkeit zu fördern. Zur reinen Schule der Sprechfertigkeit und zur ausschlieſslichen Verabreichung dessen, was der künftige Lehrer brühwarm seinen Jungen vorsetzen will, wird sie aber hoffentlich der laute Ruf radikaler Reformer mit ihrer allzu beschränkten Vorstellung von den Aufgaben eines ‘brauchbaren Schulmeisters’ niemals herabdrücken. Es mag zugestanden werden, daſs der praktischen Ausbildung der Studenten auf unseren Universitäten lange Zeit nicht die gebührende Sorge zuteil wurde. Ihre Bedeutung ist gewiſs nie unterschätzt worden, aber die Verhältnisse lagen zu ungünstig. So klagten die Lehrer über Vernachlässigung dieser wichtigen Seite der Vorbildung für ihren künftigen Beruf, und die Dozenten hinwiederum beriefen sich darauf, daſs die Kandidaten die praktische Grundlage fürs

wissenschaftliche Studium billigerweise von der Schule mitbringen müfsten. Man bewegte sich da in einem beständigen Zirkel. Nun ist in dieser Hinsicht überall vieles besser geworden. Busse weist in einer Anmerkung auf S. 61 auf die idealen Zustände hin, die in Berlin für das Englische zu bestehen scheinen. Auch wir in Greifswald haben, freilich mit bescheideneren Mitteln, einen englischen Konversationskurs eingerichtet, nachdem schon lange vorher auf Anregung des Lektors Ashby eine 'Debating Society' nach englischem Muster gegründet werden war, die mehrere Jahre bestand, aber aus mancherlei Ursachen ihren Zweck nicht vollkommen erfüllte. Es kann sein, dafs man den praktischen Bedürfnissen der neuphilologischen Studenten nicht an allen Universitäten so hilfreich entgegenkommt wie in Berlin; allein ich möchte doch, im Gegensatz zu Busse, glauben, dafs das Gebotene überall ausreichen würde, um den Forderungen der Prüfungsordnung zu genügen, wenn nur die Gelegenheit, zu lernen, insbesondere auch von den Lektoren zu lernen, immer recht fleifsig benutzt würde. Gerade die kleineren Universitäten gewähren bei der Möglichkeit eines engeren persönlichen Verkehrs mit den Lektoren in dieser Hinsicht manche Vorteile. Immerhin bleibt auf dem wie auf allen Gebieten der selbständigen Arbeit des einzelnen noch vieles überlassen. Busse gibt verständige Ratschläge für die zweckmäfsigste Ausnutzung der Mittel, die dem Studierenden zur Erlernung der modernen Sprache geboten sind. — Unter den Handbüchern der Phonetik wäre auch Otto Jespersens *Lehrbuch der Phonetik*, autorisierte Übersetzung von Hermann Davidsen, 1904, Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner, zu erwähnen. — Statt A. Westen mufs es heifsen Western. — Beiläufig bemerkt: Was meint Busse mit dem 'Schwund des *r*', der als Londinismus nicht zu empfehlen sei? Er denkt dabei wohl an den Mangel jener von Lloyd beschriebenen koronalen Artikulation der Vokale vor dem *r* bei folgendem Konsonanten oder in pausa? Der ist aber nicht nur in London, sondern überhaupt im gebildeten Südenglisch heute allgemein; vgl. Storm I², S. 450 und 463. — Was den wünschenswerten Aufenthalt im Auslande betrifft, so glaube ich auch, dafs die geeignetste Zeit dafür unmittelbar nach dem Abschlufs der Studien sein würde. Jedenfalls mufs man, wenn er wirklich nutzbringend werden soll, möglichst gut dafür vorbereitet sein, sonst kehrt man mit all den Mängeln, die man mitgenommen hat, und noch dazu mit einem ungerechtfertigten Dünkel wieder heim; denn man darf ja nicht glauben, dafs einem im fremden Lande die Sprache und alles übrige, was man lernen will, von selbst angeflogen kommt. — Die Zahl derer, die als 'Répétiteurs étrangers' nach Frankreich gehen, scheint sich zu mehren. Busse rät vorläufig von der Übernahme einer solchen Stelle noch ab, allein nach dem, was ich von Studenten darüber erfahren habe (es sind gegenwärtig fünf von uns so beschäftigt), darf man sie unter bestimmten Voraussetzungen vielleicht doch empfehlen.

Ein umfangreiches Kapitel widmet Busse dem wissenschaftlichen Studium im engeren Sinne; denn das ist es, 'was dem Universitätsstudium seinen eigentlichen Charakter verleiht' und den, der sich ihm mit Lust und Liebe ergibt, über den Banausen erhebt, der 'stets ängstlich die Paragraphen der Prüfungsordnung zu Rate zieht, um ja nicht einmal zu viel zu tun'.

In den einzelnen Paragraphen handelt Busse von der allgemeinen und der vergleichenden Sprachwissenschaft, vom Lateinischen, von der deutschen, englischen und französischen Philologie, von der historischen Grammatik, von der Lektüre, der Literaturgeschichte und den Hilfsdisziplinen (Schriftwesen, Metrik, Mythologie und Heldensage, Geschichte). Praktische Hinweise auf die vorhandenen hauptsächlichsten Hilfsmittel, auf passende Verteilung der einzelnen Teilgebiete auf die Zeit des Studiums und ähnliches schliefst er an allgemeine Bemerkungen über die in Frage kommenden Wissensgebiete an. Hier wäre nun insbesondere bei den Lite-

raturangaben freilich vieles nachzutragen und manche Ungenauigkeit zu verbessern. Das Englische namentlich ist nicht allzu gut weggekommen. So heifst das bekannte Buch von Zupitza-Schipper (jetzt in 7. Auflage erschienen): *'Alt- und mittelenglisches* (nicht altenglisches und neuenglisches) *Übungsbuch'*. — *'The Student's Chaucer'* ist doch nur von Skeat allein, nicht von Skeat und Morris herausgegeben. — Für die mittelenglische Lektüre empfiehlt Busse unter anderem *'The Ormulum'*, ed. R. M. White (und R. Holst). Er wird doch hoffentlich nicht im Ernst verlangen, dafs einer das ganze langatmige und trockene Werk durchlesen soll, während er für literarisch ungleich bedeutsamere Denkmäler anscheinend nur auf Auszüge in Chrestomathien angewiesen ist. Bei der Gelegenheit möchte ich übrigens nicht unterlassen, neben der *Tauchnitz 'Collection of British Authors'* und neben den Bänden der *'English Library'* von Heinemann und Balestier, die Busse als Textbücher für neuenglische Lektüre erwähnt, die Benutzung der vortrefflichen, von M. Förster besorgten Neuausgabe von Herrigs *'Classical Authors'* den Studenten recht warm ans Herz zu legen. — Die Zahl der empfehlenswerten Literaturdarstellungen liefse sich ebenfalls leicht vermehren. Im übrigen aber glaube ich, dafs der Student immer am besten tut, in betreff der Hilfsmittel zum Selbststudium sich an die Weisungen der Dozenten zu halten und auch die Bücher der Seminarbibliothek fleifsig zur Hand zu nehmen.

Die Zeit vom Beginn des Studiums bis zum Staatsexamen schlägt Busse, entsprechend der jetzt üblichen Praxis, auf zehn Semester an und stellt für die zweckmäfsigste Ausnutzung derselben sehr umfassende Studienpläne auf: 1) für Germanisten, 2) für Anglisten, 3) für Romanisten, wobei jedesmal die Verbindung von zwei sprachlichen Hauptfächern mit einem solchen Nebenfach vorausgesetzt wird. Dafs die genaue Befolgung dieser Pläne kaum einmal möglich sein wird, gesteht Busse selbst zu. Aufgefallen ist mir nur, dafs S. 124 'historische Grammatik' und 'Einführung in das wissenschaftliche Verständnis der lebenden Sprache' als zwei getrennte Vorlesungsgegenstände nebeneinander gestellt werden. Ich habe bisher immer gemeint, die Aufgabe der historischen Grammatik bestehe eben darin, dafs sie in das 'wissenschaftliche Verständnis' der lebenden Sprache einführe. *'Historical grammar tries to explain the phenomena of a language by tracing them back to their earlier stages in that language'* (Sweet). Vorausgesetzt werden mufs natürlich die Kenntnis der lebenden Sprache und, was auch Busse S. 52 betont, phonetische Schulung — hier berühren sich also Wissenschaft und Praxis —; dazu aber auch eine wenigstens elementare Kenntnis der Tatsachen der älteren Sprachperioden (vgl. Busse S. 97), denn sonst wird einer von der Masse des ihm völlig fremden Stoffes erdrückt und schreibt sich im Kolleg nur einen roten Kopf an. Das ist mir von Studenten oft genug bestätigt worden. Ich halte es daher für sehr bedenklich, Studenten schon im zweiten Semester den Besuch einer Vorlesung über historische Grammatik zu empfehlen, wie es die meisten der bisher aufgestellten Studienpläne zu tun pflegen. Man braucht nur einmal einen Blick in das Kollegienheft eines solchen Neulings zu werfen, um mit Schaudern den Greuel der Verwirrung zu bemerken, den ein Dozent bei so Unvorbereiteten anrichten kann.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Promotion, worüber Busse im 6. Kapitel spricht. Es handelt sich darum, ob die Promotion in jedem Falle zu empfehlen sei, und ob sie vor oder nach dem Staatsexamen erfolgen solle. Die erste Frage beantwortet Busse nach Erwägung der Gründe für und wider mit ja. Ich möchte ihm nicht unbedingt recht geben. Ein Student mit Durchschnittsbegabung und Fleifs kann ein guter Lehrer werden. Er kann so viel Wissenschaft in sich aufnehmen, als die richtige Ausübung seines Berufes erfordert; aber die Befähigung, durch selbständige Forschung die Wissenschaft zu fördern, braucht er darum noch nicht zu besitzen. Nun meint zwar Busse S. 133, der Kandidat

habe im wesentlichen nur den Nachweis zu liefern, daſs er es gelernt habe, wissenschaftlich zu arbeiten ...; im übrigen verböte ja schon die enge Begrenzung des Themas samt der verhältnismäſsigen Unerfahrenheit des Kandidaten, (an eine Dissertation) allzu groſse Ansprüche zu stellen. Aber das ist es eben, was mich etwas bedenklich macht: die Gefahr, daſs bei Massenproduktionen die Ansprüche zu niedrig gestellt werden und die deutschen Universitäten mit Recht den Vorwurf verdienen könnten, die 'Dissertationmongery' zu befördern. Wer freilich das Zeug dazu hat, 'an seinem Teile an dem stolzen Bau der Wissenschaft mitzuarbeiten und aus eigener Kraft eine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen' — und Busse selbst hat es ja rühmlich dargetan —, der mag sich immerhin ein Thema für eine Dissertation geben lassen, obwohl es mir wünschenswerter und auch für die Wissenschaft keineswegs nachteiliger schiene, wenn einer im Verlauf seiner Studien selber auf etwas stieſse, was ihn zu eingehender Forschung und Bearbeitung anreizte.

Die zweite Frage, ob man vor oder nach dem Staatsexamen promovieren soll, entscheidet Busse im ersten Sinne. Die Gründe, die er dafür anführt, sind ja einleuchtend. Aber auch hier habe ich einige Bedenken. Wer durch die Verhältnisse darauf angewiesen ist, sich vor allem möglichst bald eine feste Grundlage für seine künftige Existenz zu schaffen, dem rate ich unter allen Umständen, seinen Blick zunächst auf das Staatsexamen zu richten und seine ganze Kraft dafür einzusetzen; denn niemand weiſs im voraus genau, wie lange ihn eine Dissertation aufhalten werde. Mancher hat schon mehr Semester damit verbracht, als er sich vorgenommen, und hat während der Zeit auf verschiedenen Wissensgebieten Lücken offen lassen müssen, die dann beim Staatsexamen in unerfreulicher Weise zutage kamen. Auf jeden Fall sollte man, wie auch Busse rät, erst in den späteren Semestern an die Wahl und Bearbeitung eines Themas für eine Dissertation gehen. Einer der von Busse S. 134 erwähnten Vorteile der Promotion vor dem Staatsexamen erweist sich übrigens für Anglisten und Romanisten als trügerisch: eine englische oder französische Dissertation darf, da sie in der Regel deutsch geschrieben sein muſs, in Preuſsen nicht als schriftliche Prüfungsarbeit angerechnet werden.[1] Für Dissertationen aus anderen Fächern besteht kein solches Verbot. So kann z. B. einem Germanisten, der promoviert hat und beim Staatsexamen eine Lehrbefähigung im Deutschen und Englischen oder Französischen für Oberklassen erwerben will, die Anfertigung einer schriftlichen Hausarbeit erlassen werden; der Examinator im Englischen oder Französischen muſs sich dann, oder darf sich wenigstens, mit einer Klausurarbeit des Kandidaten begnügen, die also in diesem Falle für die Bewerbung um eine Fakultas für die erste Stufe allein schon als ausreichend erachtet wird. Aber zusammen mit einer Dissertation auf dem Gebiete des Englischen oder Französischen reicht die Klausurarbeit für jenen Zweck nicht mehr aus; es muſs noch eine schriftliche Hausarbeit hinzukommen, und die einzige Vergünstigung, die dem Kandidaten gewährt werden kann, ist die, daſs durch eine Entscheidung des Vorsitzenden der Prüfungskommission im Einvernehmen mit dem betreffenden Examinator das Thema für die Hausarbeit dem Bereiche der Dissertation entnommen werden darf. Man sieht, es wird den Neuphilologen nicht gerade leicht gemacht, ihr Ziel zu erreichen. Busses Studienführer kann ihnen durch seine Ratschläge manchen Um- und Irrweg ersparen.

Greifswald. M. Konrath.

[1] Nur eine Teilübersetzung der Diss. in die Fremdsprache wird nachgefordert. In zehn Jahren Berliner Tätigkeit sah ich noch nicht Einen zur Doktorsprüfung gelangen, der die Staatsprüfung bereits gemacht hatte. Daſs möglichst viele Neusprachler den Doktor machen, empfiehlt sich sowohl behufs ihrer besseren Ausbildung als zur Hebung ihres Ansehens in Kollegenkreisen. A. B.

Ernst Otto, Typische Motive in dem weltlichen Epos der Angelsachsen. Berlin, Mayer & Müller, 1901. 91 S.

Der Verfasser dieser Abhandlung hat es unternommen, gewisse Gedanken, die Heinzel (*Stil der altgerm. Poesie*) in den Umsissen festgelegt, Richard M. Meyer (*Die altgerm. Poesie nach ihren formelhaften Elementen beschr.*) auf breitester Basis weiter ausgeführt und in historischen Zusammenhang gebracht hatte, für einen Teil der ae. Dichtung, das weltliche Epos, noch einmal in ausführlicherer Weise zu belegen. Er schöpft sein Material aus Beowulf, Finn, Widsiđ, Waldere, Byrhtnōđ und den historischen Gedichten der Sachsenchronik und legt es vor, in ein straffes Schema gespannt, etwas zu sehr statistisch und darum beim Lesen oft recht ungenießbar. Er behandelt im ersten Teil Lebewesen (A. Moralische Eigenschaften: Gott, König, Gefolgsleute, Ungeheuer. B. Geisteskräfte. C. Stimmung. D. Äußere Eigenschaften. E. Lebenslauf), im zweiten Zuständliches (Waffen, Schatz, Szenerie), im dritten Vorgänge (Kampf, Reden, drēam, Begräbnis, Schiffahrt, Körperliche Übungen und Spiele, Kunst und Wissenschaft), im vierten Urteile und Empfindungen des Dichters. — Die Fülle dieses auf knappen Raum zusammengedrängten Materials macht die Arbeit nützlich und brauchbar, wenn auch vieles nicht neu und manches nicht typisch ist. Leider sind die Zitate nur selten ausgedruckt, so daß man des Nachschlagens in den Quellen nicht überhoben wird. Indem der Verfasser seine Ergebnisse mit den über das geistliche Epos der Angelsachsen bekannten Tatsachen vergleicht, sowie Parallelen aus dem As., Ahd. und An. heranzieht, folgt er der Methode seiner Vorgänger. Manches bleibt dabei aber doch recht an der Oberfläche. Wie in solchen Fällen eine Vertiefung zu erreichen gewesen wäre, zeigt z. B. ein Vergleich zwischen dem, was der Verfasser über die Frau in der weltlichen Dichtung sagt, im Vergleich zu Roeders Darstellung (Familie bei den Angelsachsen), die Otto nicht zu kennen scheint.

Bremen. Heinrich Spies.

Leonhard Wroblewski, Über die altenglischen Gesetze des Königs Knut. Diss. Berlin, Mayer & Müller, 1901. 60 S.

Diese Untersuchung reiht sich anderen Arbeiten an, die in jenen Jahren über altenglische Gesetze erschienen sind. Die Einleitung (Knuts Verhältnis zur altenglischen Sprache) schildert, um eine Voraussetzung für die im Gesetzbuch zu erwartende Sprache zu gewinnen, kurz die Umgebung des Königs: Traditionen der Regierung, Knuts religiöse Stellung, seine geistliche und weltliche Umgebung, die ausschließlich aus Südengländern, insbesondere aus Westsachsen, bestand. — Kap. II befaßt sich mit der Überlieferung und dem gegenseitigen Verhältnis der Handschriften der Gesetze sowie eines ebenfalls zur Untersuchung herangezogenen Erlasses Knuts vom Jahre 1020. — Kap. III bildet den Hauptteil der Arbeit: Die Sprache der Handschriften (Vokalismus und Konsonantismus).

Der Verfasser, der gute Kenntnisse und gewissenhafte Arbeitsweise verrät, geht von den westgerm. Lauten aus und behandelt unter jedem sämtliche ae. Entsprechungen, wobei er verwandte Arbeiten zum Vergleich heranzieht. Was zunächst die Quantitätslehre anlangt, so vermag ich hier den Ausführungen des Verfassers grundsätzlich nicht zuzustimmen. Er erklärt, Länge des Vokals wird (u. a.) durch Akzente bezeichnet, und zählt dann die Fälle auf, in denen sich auf Vokalen oder Diphthongen Akzente finden. Diejenigen Fälle, die sich nicht lautgesetzlich erklären lassen, werden durch Analogie zu erklären gesucht, wenngleich der Ver-

fasser auch so vorsichtig ist, ein Fragezeichen hinzuzusetzen (so *heónan* nach *hēo, óđđe* nach *ōþ, ōþer, hwǽne* = *hwone* nach *hwǣm* etc.). Meines Erachtens ist der Verfasser hier im Irrtum; sein an und für sich löbliches Bestreben, möglichst zu erklären und nicht nur zu konstatieren, hat ihn dazu verführt, Erklärungen um jeden Preis zu geben. Solange nicht zwingendere Gründe und sichere Belege aus anderen Denkmälern beigebracht werden, müssen wir in diesen Fällen einfache Schreibfehler sehen, zumal das Me. in keinem dieser Fälle Dehnung aufweist. Dasselbe läſst sich in der Qualitätslehre beobachten. Man vermiſst ein festes Prinzip, nach dem Schreibungen als Schreibfehler gebucht oder als Formen mit lautlichem Wert angesetzt werden. — Im Schluſs der Arbeit sind die Resultate zusammengestellt. Die in allen oder mehreren Handschriften vorkommenden Eigentümlichkeiten werden dem Original zugewiesen. Die Eigenheiten einzelner Handschriften werden als spät oder dialektisch gedeutet und geschieden. — Der wenig übersichtliche Druck und der Mangel einer fortlaufenden Paragraphenzählung erschweren sehr die Orientierung und das Zitieren.

Ein paar Einzelheiten (von vielen) seien hier noch angefügt: Warum wird *scæl* (S. 23 § 5) als 'Partikel' bezeichnet? — S. 34 § 1, 2 gehört streng genommen nicht dahin. — S. 36 § 4, 2 *-ig* in *penig* als 'Zusammenziehung von *-ing*' zu bezeichnen, dürfte nicht ganz korrekt sein. Es handelt sich um denselben Vorgang, der neuerdings in zahlreichen Fällen, als Gegenstück zur Einschiebung von *n* anläſslich der Betrachtung von *nightingale*, eingehend erörtert ist. — S. 40, 3. Die Zusammensetzung der Prozente ($62^2/_3 + 30^1/_2 + 7^1/_8$) stimmt nicht. — S. 48 § 1. Unter 1) heiſst es *w* > *u* vor *l* z. B. *saule*, unter 2) *f* > *u* z. B. *liues*. Das ist zum mindesten schief ausgedrückt. — S. 51, 6 heiſst es, '*lythum* für *lytlum* könnte Analogiebildung nach dem synonymen *lȳthwōn* sein'. Hier liegt doch zweifellos einfacher Schreibfehler vor.

Bremen. Heinrich Spies.

Oskar Boerner, Die Sprache Robert Mannings of Brunne und ihr Verhältnis zur neuenglischen Mundart (Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von Lorenz Morsbach, XII). Halle, Max Niemeyer, 1904. VII, 313 S. 8. M. 8.

Eine gründliche Untersuchung der Sprache Roberd Mannings muſs aus mehreren Gründen als ein sehr wichtiger und hochwillkommener Beitrag zur englischen Sprachgeschichte betrachtet werden. Denn wir haben hier einen Dichter vor uns, der Werke von groſsem Umfange hinterlassen hat, so daſs wir mit einem besonders reichhaltigen Material arbeiten können; besonders wichtig ist aber der Umstand, daſs wir über die Heimat und die Lebenszeit des Dichters recht genau unterrichtet sind. Dadurch gewinnen wir zuverlässige Anhaltspunkte für die Beurteilung anderer Denkmäler aus benachbarten Gegenden. Robert Manning, der ungefähr 1260 in Brunne (jetzt Bourn) im Süden von Lincolnshire geboren war und in den vierziger Jahren des 14. Jahrhunderts höchst wahrscheinlich in derselben Gegend sein Leben beendigte, verlebte ohne Zweifel den weitaus gröſseren Teil seines Lebens innerhalb der Grenzen seiner heimatlichen Grafschaft. Es ist deshalb anzunehmen, daſs er an seinem heimatlichen Dialekt festhielt; diese Annahme wird auch durch die Schlüsse, die sich aus Roberds Persönlichkeit und äuſseren Lebensumständen ziehen lassen, durchaus bestätigt. Er muſs entschieden, wie Boerner bemerkt, in einer Sprache geschrieben haben, die der Umgangssprache seiner Heimatsgegend ziemlich nahekam. Infolge dieser Umstände wird seine Sprache für die englische Sprachkunde, besonders für die Lokalisierung und Datierung der me. Denkmäler, um so wichtiger.

Trotzdem waren die bisherigen Untersuchungen über Roberds Sprache recht dürftig jedenfalls vollkommen unzureichend. Die einzige Spezialarbeit vor der hier zu besprechenden Arbeit ist die Göttinger Dissertation von G. Hellmers, *Über die Sprache Rob. Mannings of Brunne und über die Autorschaft der ihm zugeschriebenen Meditations on the Supper of our Lord* (1885), mit Fortsetzung erschienen zu Goslar in demselben Jahre. Die Lautlehre wird hier sehr knapp abgefertigt. Was in anderen Arbeiten über Roberds Sprache zu finden ist, ist noch spärlicher.

Mit um so gröfserer Freude ist eine Detailuntersuchung wie das uns vorliegende Buch zu begrüfsen. Der Hauptwert des Buches scheint mir in dem ungemein grofsen und mit rühmenswertem Fleifs und Umsicht gesammelten Material zu liegen. Aus diesem Material hat der Verfasser auch Schlüsse allgemeinerer und weittragenderer Natur gezogen, die er an besonderen Stellen, namentlich am Ende der verschiedenen Abschnitte, fein sauber zusammenstellt.

Diese Schlüsse sind selbstverständlich so gut wie ausschliefslich grammatischer Natur. Einen Punkt will ich aber hier zuerst herausgreifen, weil er auch für die Literaturgeschichte wichtig ist, nämlich die Frage nach der Autorschaft der Roberd zugeschriebenen *Meditations on the Supper of our Lord.* In seiner obenerwähnten Arbeit hatte Hellmers darzutun versucht, dafs sie sehr wohl von Roberd verfafst sein könnten, da die Sprache in den *Med.* von derjenigen in den anderen von Roberd of Brunne sicher verfafsten Werken nicht wesentlich abweicht. Boerner aber glaubt nun einen gröfseren Einschlag südlicher Elemente konstatieren zu können. Gegen die Verfasserschaft Roberds fallen nach der Ansicht Boerners auch Unterschiede hinsichtlich der Verskunst und der Reimtechnik ins Gewicht.

In dem Boernerschen Buche wird, wie schon angedeutet, eine ungemeine Menge Detailfragen erörtert. In ziemlich vielen Fällen kann ich dem Verfasser nicht beipflichten; über einige von diesen läfst sich wohl streiten, aber in mehreren scheint mir jedoch die irrtümliche Auffassung des Verfassers auf der Hand zu liegen. Einige Ungenauigkeiten — zwar meistens geringfügiger Art — wären auch leicht zu vermeiden gewesen. Auf alle diese Punkte kann ich hier nicht eingehen. Einige werde ich am Schlufs dieser Anzeige beispielsweise erwähnen, will aber gleich hervorheben, dafs sie den Wert der Arbeit nur in sehr geringem Mafse beeinträchtigen, und dafs sie uns ihre Verdienste nicht vergessen lassen dürfen.

Nach einer kurzen Einleitung wird zuerst die Überlieferung der Werke behandelt. Interessant ist dabei die Tatsache, dafs der Text der *Chronik* einen ganz anderen und zwar nördlicheren Sprachcharakter aufweist als der der *Handlyng Synne.* Die Verschiedenheiten rühren aber lediglich von den Schreibern her; denn, wie Boerner (und vor ihm Hellmers) hervorhebt, ist es nicht denkbar, dafs Roberd zur Zeit der Abfassung der *Chronik* einen mehr nördlich gefärbten Dialekt sprach als zur Zeit, wo er die *H. S.* schrieb. Mit Recht werden in der ganzen folgenden Darstellung die Erscheinungen in den drei Werken (*Chron., H. S., Meditations*) streng auseinander gehalten.

Danach folgt ein Abschnitt über die Verskunst und Reimtechnik des Dichters, dem sich Abschnitte über das auslautende *-n* und das auslautende *-e* anreihen. Das auslautende *-n* ist im allgemeinen weggefallen, nur in hochtoniger Silbe ist es lautgesetzlich erhalten geblieben. Daraus zieht der Verfasser den Schlufs, dafs auch für den *Havelok* kein *-n* mehr anzunehmen sei. Statt der reichen Materialsammlung oder wenigstens neben ihr hätte ich etwa eine kurze Besprechung der Fälle, in denen *-n* erhalten ist, erwartet, da uns ja die Ausnahmen weit mehr als die Hauptregel interessieren. Aus der Untersuchung über das End-*e* ergibt sich, dafs der Prozefs des Verstummens des *-e* noch nicht abgeschlossen war, dafs Roberd ein Wort mit verstummtem *-e* allemal da verwenden konnte, wo er es im Reime nötig hatte.

Der nun folgende Abschnitt über die Lautlehre (S. 55—209) nebst einer Übersicht über dialektische Formen (S. 209—211) bildet entschieden den Kern der Arbeit. Die Lautlehre umfaſst nur den Vokalismus und zwar nur den Vokalismus der Reimwörter; sie zerfällt in zwei Abschnitte: in dem ersten wird der germanische, in dem zweiten der auſsergermanische Bestandteil behandelt. Wir haben es hier also mit einer Darstellung zu tun, die sich von den meisten derartigen Arbeiten dadurch vorteilhaft abhebt, daſs sie die Schreibungen nur ausnahmsweise berücksichtigt und nur die Reime für beweiskräftig hält. Hier und dort geben die Reimuntersuchungen auch zu Emendationen Anlaſs, von denen manche mir sehr gelungen erscheinen. Die Darstellung gewährt gelegentlich auch Einblicke in die Konsonantenlehre, besonders in die Frage über die Entwickelung von Vokal + *w, ȝ, h, ht.*

Die folgenden Abschnitte (S. 212—271) behandeln nun: die Flexionslehre, Übersicht über die dialektischen Formen aus der Flexionslehre, dialektische Abweichungen der *Meditations* von der *Handlyng Synne* und der *Chronik*, Listen der altnordischen und der französischen Lehnwörter nach Wortklassen geordnet.

Danach setzt (S. 271) die Vergleichung von Roberds Sprache mit der neuenglischen Mundart ein. Wir finden hier die folgenden Kapitel: Charakteristik der ne. Mundart, Vokalismus der ne. Mundart, Konsonantismus im Me. und im Ne. und zuletzt einige Resultate und Schluſsbemerkungen. Wenn man von einigen literarischen Entlehnungen bei Roberd absieht, so steht es nach der Darstellung Boerners fest, daſs in der Mundart seit Roberds Zeit keine durchgreifenden Verschiebungen eingetreten sind.

Es würde uns zu weit führen, auf alle interessanten Details, die aus dem Buche herauskommen, einzugehen. Statt dessen will ich, bevor ich schlieſse, mich mit einigen Spezialfragen beschäftigen, worin ich dem Verfasser nicht beistimmen kann.[1]

S. 35 sagt Boerner (betreffs des auslautenden *-n*): 'wenn aber trotz der allgemeinen Regel im part. praet. das *-n* zum Teil erhalten ist, so mögen hier Ursachen gewirkt haben, die noch nicht ermittelt sind.' Als 'unermittelt' sind doch diese Ursachen kaum zu bezeichnen! S. 42 bespricht Boerner ein paar Ortsnamen aus Lincolnshire, die auf frühen Verlust von *-n* deuten sollen, und die er den von Bradley gesammelten Beispielen gegenüber anführt, die das *-n* meist gewahrt haben und demnach südliche Formen repräsentieren sollen. Die von Boerner angeführten Fälle beweisen aber gar nichts, da sie beide altnordische Bildungen sind. *Frisebi, Frisatorp* sind, wie *Saxby*, sicher von den Nordleuten in Lincolnshire gebildet (ursprünglich *Frīsabȳ, Frīsaþorp, Saxbȳ*). *-bȳ, -þorp* sind typische nordische Ortsnamenkomponenten. S. 56. In me. *þakk*, ne. dial. *thack* 'roof' ist der *k*-Laut vollkommen lautgesetzlich. In ae. *þæc* gen. *þæces* etc. na. pl. *þacu*, gen. pl. *þaca*, dat. pl. *þacum* kann kein *tš* entstehen. Weshalb man also, um die *k*-Form in der Gegend Roberds zu erklären, an eine Einwirkung des altn. *þak* denken könnte, ist mir unklar. S. 58. Was der Verfasser mit an. *klǣþdi* (sic! so auch S. 68) meint, verstehe ich nicht. S. 64. Betreffs des Verhältnisses von altostn. *græs* zu altwestn. *gras* verweise ich auf den Aufsatz von Ekwall in *Nordiska Studier, tillegnade Adolf Noreen* S. 247 ff. S. 70. Ohne mich auf die Frage nach der ursprünglichen Quantität des ne. *crumb* (ae. *crūma* oder *crŭma*?) einzulassen, muſs ich es sonderbar finden, daſs Boerner das Sb. als *crūma* ansetzt, aber das dazu

[1] Da in Gothenburg, wo ich dieses schreibe, sehr wenige Hilfsmittel für das Studium von Roberd Manning (einstweilen nicht einmal eine einzige Ausgabe einer Manningschen Arbeit) vorhanden sind, bin ich auſserstande gewesen, vieles, was ich gern nachprüfen wollte, näher zu untersuchen. Es gilt dies besonders für die Reimwörter, deren Bedeutungen aus Boerners Arbeit sich öfters nicht erschlieſsen lassen.

gebildete Verb **cr*y*mman* (nicht *crȳman*) schreibt. Schon Orrm hat *crummes*. — Als verwandt zu *aglyfte* 'erschrocken' betrachte ich schwed. dial. *gluft* 'Öffnung', norw. dial. *glyfs* 'Öffnung', me. *glopnen* 'be astonished, terrified' usw.; die ursprüngliche Bedeutung war 'offenstehen, gaffen'. S. 71. *fytte* (*H. S.* 7756) mit 'ae. ī vor mehrfacher Konsonanz' verstehe ich nicht; die Ausgabe von *H. S.* steht mir aber nicht zur Verfügung. S. 75. Daſs *brim* 'wild, wütend' aus einer ae. Grundform mit 'unfestem *y*' stammt, wird wohl niemand glauben. — *Kutte* 'to cut' ist sicher nicht dem Keltischen entlehnt; denn wie wären dann die entsprechenden skandinavischen und niederländischen Formen zu erklären? Vgl. übrigens Ekwall, *Shakespere's Vocabulary* S. 15 Anm. 4. S. 79. Wie ae. *cnafa* aus älterem ae. *knapa* entstanden sein kann, ist mir unklar. S. 82 Anm. 2 ist mir völlig unbegreiflich und wohl verderbt. S. 102 mom. 4 anm. l. 'Anglia IX' und 'Beowulf 1001'. Der Verfasser sagt, daſs *wend* (*Chr.* 1771) ein Versehen für *wond* ist, das 'in beiden Handschriften steht'. Von wem rührt dann das Versehen her? S. 106. Zu der Schreibung *werd* 'world' sind die Formen des Wortes in den modernen nordischen Sprachen zu vergleichen, wo *l* nicht mehr gesprochen wird; im Dänischen wird es nicht einmal mehr geschrieben. S. 112. Im Reim *wonde* 'fear, hesitate' : *husbonde* ist wohl *o* in *husbonde* eher aus ō in ostn. *bō(a)nde* als aus ū in dem von Boerner angeführten *būandi* zu erklären. Die Überschrift (: ǫ́ 'reimt mit *o* an. Ursprungs') paſst übrigens schlecht zu '*husbonde* (an. *būandi*)'. S. 121. Aschwed. *lǣra*, dän. *lære* stammt aus dem Deutschen und kann nicht das me. *lere* erklären. S. 135. An. *heđan* hat kurzes *e*! S. 138. Sehr verwirrend für den Leser ist, daſs hier nach einer Anmerkung in Petit Fälle in gewöhnlichem Druck gegeben werden, die nur die Fortsetzung der Anmerkung bilden. Solche redaktionelle Fehler sind in ziemlicher Menge vorhanden. Es mag kleinlich aussehen, auf solche Aussetzungen einzugehen; aber gerade bei einer Arbeit, die ihren Wert hauptsächlich als Nachschlagebuch behaupten wird, spielt doch die Übersichtlichkeit, ja sogar eine zweckmäſsige Verwendung der verschiedenen Schriftarten eine gewisse Rolle. S. 145. ȳ in *prȳde* ist nicht auf das Franz. zurückzuführen, sondern ist durch analogischen (funktionellen) Umlaut von ū in dem aus dem Franz. entlehnten *prūd* entstanden. S. 154. Me. *cōme* sb. ist nicht eine Nachbildung zu an. *kvāma*, sondern entstammt solchen nordischen Formen, wo ō lautgesetzlich ist. S. 155. Ein ae. *ȝewān* < an. *vān* kann ich nicht belegen. Ae. *ȝewan* bedeutet 'wanting, diminished'. S. 156. Ein Orrmsches *lāfe* < ae. *geleāfa* kann ich nicht sicher belegen: eine solche Lesart soll zwar V. 1537 vorkommen, scheint mir aber kaum korrekt. S. 159. Die etymologische Gleichstellung von an. *rót* und ae. *wyrt* ist unhaltbar. S. 166. Me. *may* enthält nicht *ai* < an. *ǫ́c* + *ȝ*. S. 192. Me. *file* 'a worthless person', womit Boerner nichts anzufangen weiſs, glaube ich in meinen *Loan-words* richtig erklärt zu haben. Das *f* spricht entschieden gegen die Annahme, daſs es eine Variante von *vile* sei, erklärt sich aber ungezwungen aus an. *-fýla* 'a worthless person'; vgl. an. *mannfýla* 'rascal' (a term of abuse).

Obwohl meine Bemerkungen noch bedeutend vermehrt werden könnten, mache ich hier Schluſs, da sie alle zu speziell sind, als daſs ich mit ihnen hier mehr Raum in Anspruch nehmen möchte. Auf die ziemlich zahlreichen Druckfehler einzugehen, finde ich auch zwecklos.

Göteborg. Erik Björkman.

Grace Fleming Swearingen, Die englische Schriftsprache bei Coverdale, mit einem Anhang über ihre weitere Entwicklung in den Bibelübersetzungen bis zu der Authorized Version 1611. Berlin, Mayer & Müller, 1904. 52 S. 8.

Indem die Verfasserin Arbeiten von Sopp, Roemstedt, Hoelper, Dibelius u. a. sich als Muster dienen läſst, versucht sie, die Stellung Cover-

dales in der Entwickelungsgeschichte der englischen Schriftsprache zu fixieren. Ihre Darstellung und die daraus erhaltenen Ergebnisse beziehen sich aber hauptsächlich auf die Orthographie. Die Aussprache Coverdales ist übrigens — das mufs zugestanden werden — für die von der Verfasserin behandelten Fragen ziemlich belanglos. Coverdale, der aus Yorkshire gebürtig war, schrieb die Londoner Schriftsprache mit Sorgfalt und Regelmäfsigkeit. Die Sprache (oder eher die Orthographie) in Coverdales Bibel (1535) wird mit der Chaucers und mit den Sprachformen Caxtons, Tindales und Tottels verglichen. Auch die orthographischen Eigentümlichkeiten der Drucker Wynkyn de Worde und Pynson werden zum Vergleich herangezogen. Die Ergebnisse der Untersuchung fafst die Verfasserin (S. 43—46) handlich zusammen. In der Schreibung der Coverdaleschen Bibelübersetzung macht sich in mehreren Hinsichten eine uniformierende Tendenz geltend. So wird z. B. Vokallänge vor einfachem Konsonanten konsequent durch End-*e* bezeichnet. Für mehrere Wörter, deren Orthographie bei Tindale, Bale und Tottel schwankt, ist bei Coverdale eine bestimmte einheitliche Schreibung durchgeführt.

In dem Anhange wird die Stellung einiger späteren Bibeldrucke (der Craumerschen Bibel 1539, der Geneva-Bibel 1557, der Rheims-Bibel 1582 und der Authorized Version 1611) zu der Coverdaleschen Bibel behandelt. Wie Coverdales Orthographie im wesentlichen nur eine Uniformierung von der Tindales ist, so zeigen die späteren hier untersuchten Drucke eine immer bestimmtere Einheitlichkeit in der Orthographie, wobei Coverdales Stellung als Zwischenglied sich deutlich erkennen läfst.

S. 36—42 wird auch eine kurze Darstellung der wichtigsten Eigentümlichkeiten der Flexion bei Coverdale gegeben.

Mehrere Irrtümer und Ungenauigkeiten kommen vor. Sie sind aber für die Zwecke der Arbeit belanglos, und ich finde mich nicht veranlafst, darauf weiter einzugehen. Ein Beispiel möge genügen: *a* in ae. *grasshopper* soll nach der Ansicht der Verfasserin aus *grass* 'durch Volksetymologie' genommen sein.

Für denjenigen, der ein Gesamtbild von dem Entwickelungsgange der englischen Orthographie sich schaffen will, wird unser Büchlein gewifs nicht ohne Bedeutung sein.

Göteborg. **Erik Björkman.**

John Erskine, The Elizabethan lyric. A study. Columbia University Press, 1903. XVI, 344 S.

Die hohe Entwicklung der dramatischen Literatur in dem England des 16. Jahrhunderts hat lange Zeit hindurch eine arge Vernachlässigung und Verkennung der Bedeutung jener Epoche für die englische Lyrik hervorgebracht; erst die Einzelstudien der letzten Zeit auf den verschiedenen Zweigen der damaligen Lyrik haben ein gröfseres, allgemeineres Interesse auf sie gelenkt. Der Verfasser des obigen Buches will nun eine zusammenfassende Darstellung der gesamten Lyrik der Elisabeth-Zeit geben. Er geht dazu aus von einer allgemeinen Besprechung über Form und Inhalt der lyrischen Dichtungen, die zwar von einer scharfen Beobachtungsgabe des Verfassers zeugt, die Grenzen dieser Dichtungsart aber so eng zieht, dafs der gröfsere Teil der Goetheschen, Heinischen oder Burnsschen Lyrik kaum vor den aufgestellten Anforderungen bestehen könnte. Im zweiten Kapitel folgt eine kurze Übersicht über die Geschichte der Lyrik im Alt- und Mittelenglischen. Diese Einleitung hätte, um mit der dem Verfasser gestellten Aufgabe im Einklang zu stehen, den Zweck haben müssen, zu zeigen, wie die einzelnen Themen und Formen der englischen Lyrik in der Literatur zuerst auftraten, wie sie sich weiter entwickelten und welches ihr Bestand im Anfang des 16. Jahrhunderts war; so dafs man erkennen konnte, was die zu behandelnde Epoche an heimatlichen

Bestandteilen übernehmen konnte und was von aufsen dazutrat. Dieser Aufgabe wird die Einleitung infolge ihres allzu starken bibliographischen Charakters nicht im vollen Mafse gerecht. Auch in dem Hauptteile tritt dieser Charakter des Buches zum Schaden des Ganzen zu stark hervor; die Methode der chronologischen Aufzählung der einzelnen Erscheinungen mufste ihre Mängel zeitigen. Zwar ist das vorhandene Material fleifsig und geschickt gesammelt, so dafs das Ganze eine erschöpfende und verläfsliche Zusammenstellung bietet, aber von dem Mangel einer durchgreifenden Verarbeitung und klaren Anordnung des Stoffes ist die Arbeit, vielleicht infolge der beobachteten Methode, nicht freizusprechen. Dafs die Einteilung in Miscellany- und Sonnet-Periode etwas Verschwommenes an sich hat, mufste Erskine selbst erkennen, wenn er z. B. den *Passionate Pilgrim*, der doch sicher zu den Miscellanies gehört, nicht bei diesen, sondern bei den Sonetten behandelt, Englands *Helicon* und Davisons *Poet. Rhapsody* bei den ersteren. Ein anderer Nachteil, den die rein chronologische Anordnung mit sich bringt, besteht darin, dafs die dichterischen Persönlichkeiten zu sehr in den Hintergrund treten und ein Gesamtbild derselben durch die wiederholten Einzelbesprechungen ihrer Werke nicht möglich wird.

Bei der Besprechung der Miscellany-Periode geht Erskine von den Mss.-Misc. der Zeit Heinrichs VIII. aus, zu denen er auch die Sammlung Wynkyn de Wordes 1530 rechnet, die jedoch im Druck erhalten ist und das erste in England gedruckte Liederbuch darstellt. Bei den gedruckten Miscs. hätte eine allgemeine Charakteristik der Entwicklung ihres Gedankeninhalts und ihrer äufseren Formen manches zu bieten vermocht. So scheint mir, um nur eins hervorzuheben, nirgends die wachsende Vorliebe jener Zeit für den Stabreim, die unter dem Einflufs des wieder populär gewordenen Piers Plowman und Norths *Guevara*-Übersetzung von neuem auflebte, so zutage zu treten wie gerade in den Miscs. Den Höhepunkt erreichte sie wohl in der *Gorg. gallery of gallant inventions,* bei Turberville und Churchyard; aber auch in Spensers Schäferkalender macht sie sich deutlich bemerkbar. Auch über die Persönlichkeiten in den Miscs. hätte einiges gesagt werden müssen. Beim *Paradise of d. devices* scheint es mir nahe zu liegen, in dem Oxforder Musiker Richard Edwards, einem der Hauptbeiträger, den Redakteur des Ganzen zu erblicken, nach dessen Tode die Sammlung herausgegeben wurde. Einer Klage von W. H. (William Hunis) über falsche Freundschaften folgt von Edwards, gleichsam als redaktionelle Anmerkung:

If suche false shippes haunte the shore,
Strike down the sailes and trust no more.

Ist der ebenfalls unbekannte Herausgeber des *Phoenix Nest* 1593, R. S., vielleicht mit dem Richard Smith identisch, der 1594 *Constables Diana* mit mehreren Sonetten anderer Dichter als Misc. herausgab? Turbervilles *Epitaphs* etc. verlegt Erskine nach 1570; sie waren aber schon 1567 in zweiter Auflage erschienen; die Nachahmungen aus dem Klassischen, von denen eine erwähnt wird (S. 102), sind Übersetzungen aus der *Anthologia Graeca,* die T. wahrscheinlich in lateinischer Übersetzung vorgelegen hat (Koeppel, *Anglia* XIII 69).

Sowohl in der Misc.- als auch in der Sonett-Periode hat Erskine den Einflüssen der kontinentalen Literatur noch nicht bis zu dem notwendigen Grade nachgeforscht; die Lyrik der Elisabeth-Zeit kann nur im engsten Anschlufs und stetem Vergleich mit der französischen und italienischen Literatur studiert werden. In vielen Fällen haben wir es nicht nur mit Konventionellem und Nachempfundenem zu tun, sondern mit direkten Entlehnungen. So sind sogar unter den Beispielen, die Erskine als Proben aus den einzelnen Dichtern abdruckt, manche nur Übertragungen. Dem S. 136 angeführten *'Care-charmer sleep'* von Daniel liegt ein Sonett von

Desportes (*Amours d'Hippolyte* I xxv) zugrunde, wie auch dem S. 137 abgedruckten *'If this be love'* (*Amours de Diane* I xxix). Das Gedicht Fletchers *'In tyme the strong'* (S. 146) entstammt der *Anthologia Graeca*; das Spensersche *'Faire is my love'* (S. 156) ist die Übersetzung eines Sonetts von Tasso *'Bella è la donna mia'*. Die Form von Frage und Antwort, die nach Erskine Grimauld eingeführt haben soll, hat ihre Vorlage in der Epistel *'In simulacrum Occasionis'* der *Anthologia Graeca*; Grimauld, der unabhängig von den Italienern schafft, ist überhaupt typisch für den Einfluſs der Klassiker. Einen Einfluſs Ronsards auf Lodges Lyrik stellt Erskine in Abrede; Sidney Lee, *Elizabethan Sonnets* I xviii, führt nicht weniger als fünf direkte Übersetzungen an. Selbst die Verwendung religiöser Stoffe zu Sonetten stammt aus der französischen Literatur, in der schon 1577 die *Sonnets spirituels* des Abbé Jacques de Billy erschienen.

Ebenso stark tritt dieser kontinentale Einfluſs in den *Songbooks* zutage, wo es Erskine auch mit Recht hervorhebt. Als ergänzend möchte ich noch anführen, daſs das S. 222 abgedruckte *'Brown is my love'* eine wörtliche Übersetzung des italienischen Madrigals *'Bruna sei tu ma bella'* von Ferabosco ist. Auch die *Triumphs of Oriana* haben ein kontinentales Vorbild in den *Triomfi de Dori*, von denen sie sogar den Refrain entlehnten.

Auch in den *Songbooks* führt die Anordnung nach chronologischen Gesichtspunkten Nachteile mit sich: es tritt der Unterschied zwischen den einzelnen Gattungen der *Madrigale, Ballets* und *Airs* nicht genügend hervor. Ungenau ist auch, wenn Erskine mit diesen zusammen die *Catches* bespricht oder sie gar aus ihnen sich entwickeln lassen will. Die *Catches* sind englisches Erbgut und gehören der Volks- und nicht der Salonmusik an; schon ihre Verwendung in der zeitgenössischen dramatischen Literatur (vgl. Shakespeare, *Twelfth night* II 3 und *Tempest* III 2) läſst darauf schlieſsen, daſs sie den unteren Volksschichten angehörten. In den *Ballets* 1595, zu denen Morley übrigens durch die *Balletti Gastoldis* angeregt wurde, verwechselt Erskine das Lied *'My bonny lass she smyleth'* mit dem von Lodge *'My bonny lass thyne eye'*; beide haben auſser der Anrede an die Geliebte nichts gemeinsam. Für Byrds erstes Liederbuch ist 1588 angegeben; aus einer Eintragung in die Buchhändlerregister vom 6. November 1587 (Collier, *Transcr.* II 477) geht aber hervor, daſs es schon 1587 erschienen war.

Das Kapitel über die Lyrik im Drama zeichnet sich durch seine Vollständigkeit aus. Eine Tabelle aller Erscheinungen der betreffenden Epoche auf dem Gebiete der Lyrik bildet den Schluſs des Buches, das allerdings eine abschlieſsende Geschichte der Elisabethanischen Lyrik noch nicht liefert, infolge der Fülle und genauen Anführung des Materials aber als ein guter Fortschritt jenem Ziele entgegen zu begrüſsen ist.

Berlin. Wilhelm Bolle.

Elmer Edgar Stoll, John Webster; the periods of his work as determined by his relations to the drama of his day. Cambridge, Harvard Cooperative Society, 1905. 216 p.

Kleine Typen, enger Druck, viel Belesenheit, ein Stil wie telegraphiert, ernste Sachlichkeit ohne Spur von Eitelkeit und dazu eine vorzügliche literarhistorische Methodik, wie man sie selten findet: diesen Eindruck macht Stolls Buch, das nicht bloſs für die Erforschung Websters, sondern der ganzen nach-Shakespearischen Dramatik einen bedeutenden Fortschritt bildet.

Das erste Kapitel stellt die Chronologie der Websterschen Dramen fest und sucht die noch viel schwierigeren Verfasserfragen aufzuhellen. Von Stücken, die man Webster vermutungsweise zuwies, werden *'Thracian wonder'* und *'The weakest goeth to the wall'* abgelehnt, während *'Cure for*

a cuckold' sich als ein ziemlich sicheres Werk von Webster erweist. Den Dramen, an denen er in seiner Frühzeit mitarbeitete, gilt das zweite Kapitel. *'Wyatt,'* woran er wohl nur geringen Anteil hatte, beruht wesentlich auf Holinsheds Chronik, mit etwas Einfluſs von Shakespeares 'Heinrich VI' B. Es ist eine Historie volkstümlicher Art, nicht von jener Marlowischen Tragik wie 'Richard II' oder 'Richard III'. Etwas selbständiger betätigte sich Webster in der Induktion zu *'The malcontent'*. Aber auch noch in den bürgerlichen Komödien *'Westward ho'* und *'Northward ho'* ringt er sich nicht zu viel Originalität durch, sondern bleibt ein enger Nachahmer Dekkers. Einzelnes kommt zugleich aus den *'Merry wives of Windsor'* herüber. Das dritte Kapitel ist den Stücken gewidmet, in denen sich Webster freier gibt und sein Charakteristisches schafft: *'White devil'* und *'Duchess of Malfi'*. Bei jenem führte die Quellenuntersuchung nicht auf das Dokument, durch das die italienische Mordgeschichte zur Kenntnis Websters gelangte, obwohl Stoll eigene Forschungen auf italienischen Bibliotheken darüber anstellte. Dagegen konnte er bei *'Duchess of Malfi'* auſser Painters 28. Novelle noch Sidneys *'Arcadia'* als unmittelbares Vorbild erweisen. Die Abhängigkeit im Stoff hat aber Stoll mit Recht als sekundär betrachtet gegenüber der Entwickelung des ganzen Typus der Rachetragödien, zu dem die genannten Stücke beide gehören. Indem er mit weitem und eindringendem Blick diese Gattung mustert, unterscheidet er hauptsächlich zwei Klassen: die Tragödien des richtenden Rächers, mit überwiegend sittlicher Auffassung, viel melodramatischem Beiwerk und deutlichen Einflüssen Senecas; und die des machiavellistischen Rächers, mit stärkerer Betonung eigenwilligen Temperaments und ohne übernatürliche Motive. Erstere Art ist zuerst bei Kyd zu finden, letztere bei Marlowe. Webster gehört zur ersteren; Zwischenglieder, die von Kyd zu ihm überleiteten, waren Werke von Chapman und Tourneur; von Shakespeare kamen nur einige Wahnsinns- und Knabenmotive mit herein. Das Schluſskapitel beschäftigt sich mit *'The devil's law-case'*, *'Appius'* und *'Cure for a cuckold'*, derberen Stücken, in denen Webster in die Nachahmung zurückversank, besonders von Fletcher und Massinger, gelegentlich auch von einer Volks- oder Advokatenszene Shakespeares. Das Ganze gipfelt naturgemäſs in einem sorgsam abgewogenen Urteil über Websters Erfindungskraft. Zwei Exkurse, über *'The atheist's tragedy'* und über Fletchers Einfluſs auf Chapman, sind als Anhang beigegeben.

Manches hat Stoll sichergestellt, vieles wahrscheinlich gemacht. Er weiſs selbst, wie viele Schwierigkeiten durch die Ungenauigkeit der meisten Neudrucke, die Unsicherheit der Verfasserschaft und Mitverfasserschaft, die Überfülle der möglichen Stoff- und Stilquellen und den Verlust zahlreicher Dramen für den Forscher entstehen. Aber wer wird auch von einer Verarbeitung philologischen Materials ein Abschlieſsen erwarten? Anregung hat er reichlich gegeben, indem er es verstand, die richtigen Entwickelungsfragen aufzuwerfen, wie betreffs der Rachetragödie, der Knabengestalten, der Volksaufläufe u. dgl. Dadurch hat er seiner Studie ein weit über Webster hinausgehendes Interesse verliehen und sie für jeden, der das ältere Stuartdrama wissenschaftlich anfaſst, unentbehrlich gemacht.

Berlin. A. Brandl.

Alexander Gills Logonomia Anglica. Nach der Ausgabe von 1621 diplomatisch herausgegeben von Otto L. Jiriczek (Quellen und Forschungen, XC). Straſsburg, Karl J. Trübner, 1903. (Preis M. 7,50.)

Unsere Kenntnis der englischen Lautentwicklung vom 15. Jahrhundert bis auf die Gegenwart ist vornehmlich aus den Angaben von Grammatikern und Orthoëpisten der vergangenen Jahrhunderte geschöpft, und Ellis gebührt das groſse Verdienst, durch Mitteilung reichlicher Auszüge

dies Material zugänglich gemacht und die Grundlinien der Entwicklung festgestellt zu haben. Damit ist aber die Aufgabe, vor der unsere Forschung steht, noch nicht völlig gelöst. Geht man näher auf sie ein, so merkt man bald, dafs Ellis' Auszüge nicht immer ausreichen, dafs wir viele Zeugnisse erst in ihrem vollständigen Zusammenhang richtig deuten können und daher die wichtigeren Gewährsmänner Neudrucke verdienen. Darauf habe ich schon vor einem Jahrzehnt hingewiesen, aber gewifs nur dem Ausdruck gegeben, was anderen, die sich mit diesen Grammatikern beschäftigt haben, ebenso lebhaft vor Augen getreten ist. Einer Anregung Brandls folgend, hat es nun Jiriczek unternommen, eines der wichtigsten dieser Quellenwerke, von einem Mann, der als Altersgenosse Shakespeares und Lehrer Miltons besonderes Interesse beanspruchen darf, in einem Neudruck uns vorzulegen.

Die Aufgabe war gerade bei diesem Autor viel schwieriger als zu erwarten war. Gills *'Logonomia Anglica'* ist eine englische Sprachlehre im weitesten Sinne des Wortes — sie bietet aufser der eigentlichen Grammatik auch eine Stilistik und Metrik — und sucht namentlich eine neue, rationelle Orthographie einzubürgern, in welcher die zahlreichen Beispiele und Sprachproben wiedergegeben sind. In der ersten Auflage von 1619 ging nun Gill sehr radikal vor und verwendete so viel neue Zeichen, dafs er damit schon beim Druck, man kann sagen, Schiffbruch litt: die oft minuziösen Unterschiede zwischen den Lettern kamen so schlecht heraus, dafs es nötig war, die einzelnen Exemplare handschriftlich durchzukorrigieren. So berichtet er selbst in der zweiten Auflage (vgl. 25, 10 des Neudrucks), und in der Tat zeigen alle bekannten Exemplare des ersten Druckes fast auf jeder Seite solche Verbesserungen, nicht selten in recht bedeutender Anzahl. Zwei Jahre später (1621) veranstaltete Gill eine neue, inhaltlich fast gar nicht veränderte Auflage, in welcher er ein bedeutend einfacheres orthographisches System zur Anwendung brachte, das sich beim Druck als durchführbar erwies. Diese Ausgabe letzter Hand mufste natürlich dem Neudruck zugrunde liegen. Aber wenn sie auch den handschriftlichen Verbesserungen in den Exemplaren der ersten Auflage in der Regel gerecht wird, so finden sich doch in einer Reihe von Fällen Abweichungen, und es ergibt sich die Frage, ob etwa nur Druckfehler oder Versehen der zweiten Auflage vorliegen, oder ob Gill eine andere Lautung lehren wollte als früher. Dazu kommt aber noch weiter, dafs manche jener Besserungen nicht in allen Exemplaren stehen, somit zu erwägen ist, ob sie wirklich von Gill gewollt oder vielleicht nur von einem Helfer irrtümlich eingefügt sind (denn er selbst kann doch schwerlich alle Exemplare durchkorrigiert haben). Diese verwickelten Verhältnisse haben es sehr schwierig gemacht, einen Neudruck zu liefern, der uns das gesamte Material der Zeugnisse Gills in übersichtlicher Form zugänglich macht, und es gehörte kein geringes Mafs von Entsagung und Ausdauer dazu, diese unsäglich mühevolle Kleinarbeit durchzuführen.

Jiriczeks Ausgabe bietet nun einen genauen Abdruck der zweiten Auflage und eine Zusammenstellung solcher Abweichungen von den handschriftlichen Besserungen der ersten, die irgendwie von Belang sein können. Dieser Beschränkung wird man nur zustimmen können. Absolute Vollständigkeit war bei der Sachlage überhaupt nicht zu erreichen — sie würde eine genaue Vergleichung jedes einzelnen Exemplars der ersten Auflage erheischt haben —, und sie wäre auch von geringem Nutzen gewesen. Für den einzigen wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Auflagen, die Scheidung von *ŋ* und *ŋg*, die in der zweiten gleichmäfsig durch *ng* bezeichnet sind, hat Jiriczek das gesamte Material besonders und sehr lehrreich zusammengestellt (S. XLII). Aufserdem enthält die Einleitung alle Behelfe, um Gills Angaben und Schreibungen richtig zu deuten. Besonders wertvoll ist das Glossar am Schlufs, welches sämtliche Transkriptionen verzeichnet und bei seinem beträchtlichen Umfange (ca. 2600 Stich-

wörtern) uns erst einen vollen Einblick in die Sprechweise Gills gibt. In Einzelheiten würde man vielleicht die Einrichtung des Buches anders wünschen. So fände ich es sehr nützlich, wenn im Glossar durch ein einfaches Zeichen bei den betreffenden Wörtern auf die in der Einleitung mitgeteilten abweichenden Lesungen der ersten Auflage hingewiesen wäre. Diese selbst hätte man lieber am Fuſse der Seite gesehen, eine Anordnung, die doch wohl nicht so schwer durchführbar gewesen wäre. Aber im ganzen verdient das Vorgehen Jiriczeks gewiſs allen Beifall.

Da ich im Besitz der ersten Auflage der *Logonomia Anglica* bin und nach dem Dargelegten jedes einzelne Exemplar an handschriftlichen Besserungen zum Teil Neues bietet, möchte ich zunächst zur Variantenliste, S. LV ff., einige Ergänzungen bringen, meist Fälle, in denen mein Exemplar die zu erwartenden Korrekturen im Gegensatz zu dem Oxforder aufweist, also bestätigt, was bereits zu vermuten war. Ich setze sie gleich in die Orthographie der zweiten Auflage um.

Abroad: die auffällige Schreibung *abrâd* (*â* = *a* in *all*) ist in meinem Exemplar ganz deutlich am Rande zu *abröd* (*ö* = *o* in *spoken*) gebessert (S. 54 Z. 4). Die Vermutung Jiriczeks, daſs bloſs ein Versehen vorliegt, nicht etwa schon ein Beleg für die Aufhellung zu dem heutigen Laut, bestätigt sich also.

All: *al* in Kap. XV, 16, Z. 2 (= Neudruck 83, 21) ist zu *âl* gebessert.

Fault: *faut* ist zu *fâlt* gebessert.

Haste: *hast* gebessert zu *häst* (*ä* = *a* in *tale*).

Manure: bereits richtig *manvr* gedruckt (*v* = *u* in *duke*).

Refuse: für das *refúz* der zweiten Auflage (Neudruck 136, 19), mit einem *ú*, das entweder [*ŭ*] wie in *but* oder [*ū*] wie in *soon* anzeigt, während sonst *refvz* erscheint (*v* = *u* in *duke*), bietet mein Exemplar das zu erwartende *refvz*, und zwar schon gedruckt.

Walk: *wâkt* auch bei mir nicht verbessert.

Youth: die Bemerkung 'ergänze 27, 13' beruht auf einem Versehen. An Stelle von 72, 13 ist 27, 13 zu setzen.

Bezüglich des *ng* in *offspring* und *nothing* S. XLV Anm. 2 stimmt mein Exemplar mit dem Oxforder überein, im Gegensatz zum Londoner.

Von den geringfügigen textlichen Varianten, die in der Einleitung besprochen sind, ist eine an etwas versteckter Stelle erwähnt und daher leicht zu übersehen. Im Kap. V wird erklärt, daſs *au* (z. B. in *lawn*, *pawn*) wie *â* klinge, d. h. wie der Laut in *all*, der anderwärts dem deutschen langen *a* gleichgestellt wird. Dann fährt Gill fort: 'at vbi verè diphthongus est, *a*, deducitur in *â*, vt *âu*, awe imperium, *âuger* terebra.' Was soll das heiſsen? Diese Stelle enthält offenbar einen Fehler! In der ersten Auflage hieſs es, wie Jiriczek allerdings S. LVII Anm., aber in einem ganz anderen Zusammenhang, erwähnt: '*u* deducitur in *ü*' (*ü* = dem Laut in *too*). Dies ist verständlich: Gill glaubt ein langes *u* als zweite Komponente zu hören. Woher die seltsame Änderung in der zweiten Auflage kommt, ist schwer zu ersehen. Da er *âu*, *âuger* transkribiert, könnte man vermuten, er habe schreiben wollen: '*â* deducitur in *ü*', d. h. der Laut von *all* gehe in ein *u* als zweite Komponente über. An dieser Stelle wäre es wohl besonders angemessen gewesen, die Lesart der ersten Auflage am Fuſse der Seite zu sehen.

Fragen wir uns nun, welche Förderung unserer Forschung aus diesem Neudruck erwächst, so müssen wir in erster Linie anführen, daſs wir nun Gill in seiner Eigenart erkennen und daher seine Zeugnisse besser beurteilen können. Er stellt zunächst ganz streng die Forderung nach einer Lautschrift auf: wie der Maler bei der Wiedergabe des menschlichen Gesichts die lebendigen Züge nachbilde, so müsse man auch 'à vivâ voce verba describere' (14, 16). Aber in der Praxis gäbe es doch Rücksichten, die zu Abweichungen führen. Es sei *personz*, nicht *persnz*, geschrieben, weil in den Ableitungen *personal* und *personaliti* das *o* noch nicht ge-

schwunden ist. Der Gelehrte, der das Etymon vor Augen habe, solle *skolar, onor* schreiben — Gill tut dies tatsächlich. Wenn aber der Ungelehrte seinen Ohren folgend *skoler, oner* schreibt, so mache er, Gill, sich nichts daraus. Weiter sucht er Unterschiede der Bedeutung zum Ausdruck zu bringen 'quoad fieri potest & sonus permittit'. Er hält *I* 'ich', *ei* 'Auge' und *ëi* 'ja' auseinander (14, 38) und tadelt sogar Grammatiker, die *ei* als Aussprache von *I* lehren (13, 33). Aber an einer anderen Stelle (30, 18) erklärt er, daſs in *ei* 'Auge' und *ëi* 'ja' 'sonus vocalis exiguum distat ab illo qui auditur in *ðjn* tuus & *mjn* meus', und von *j*, d. i. '*i* crassa', sagt er 24, 17: 'fere est diphthongus *ei*'. Er hat also klärlich in den Wörtern, die wir heute *I, eye* und *aye* schreiben, denselben Laut gesprochen, wie auch alle drei auf me. *ī* zurückgehen (vgl. *Angl.* 14, 272), und ist nur durch die Verschiedenheit der Bedeutung zu verschiedenen Transkriptionen veranlaſst worden. Noch wichtiger sind die Bemerkungen über seine Rücksichtnahme auf die 'consuetudo' (15, 10 ff.). Er bezeugt unter anderem, daſs in *folk, fault, balm, half, talk, walk* das *l* häufig ('frequentius') ausfällt; weil aber die 'eruditi' es nicht abwerfen, schreibe er teils mit Rücksicht auf diesen Brauch, teils im Hinblick auf die Etymologie (deutsch *volk, halb*) *fölk, fâlt, bâlm* usw. Wir haben also hier ein klares Zeugnis für das Bestehen von Doppellautungen — einerseits volkstümlich-fortschrittlichen, anderseits gelehrt-konservativen — und erkennen deutlich die Entstehung von spelling-pronunciations, die später eine so groſse Rolle spielen.

Gills Angaben über die einzelnen Laute sowie seine Transkriptionen sind allerdings zumeist schon von Ellis gebucht. Aber auch abgesehen davon, daſs sie vielfach erst im Zusemmenhang ins richtige Licht rücken, ist es doch von groſser Wichtigkeit, daſs wir nun die ursprünglichen Umschriften Gills vor uns haben und die Umdeutungen Ellis' kontrollieren können, die in gewissen Fällen nicht den Wert eines Zeugnisses, sondern einer Konjektur haben. Dies gilt namentlich von seiner Wiedergabe des Gillschen *ng* teils durch *ŋ*, teils durch *ŋg*, die jetzt durch die Mitteilungen Jiriczeks über die erste Auflage zum Teil berichtigt wird. Auch im einzelnen ergeben sich Berichtigungen. So hätte nach Ellis III 882 Gill in dem Worte *aye* auſser der obenerwähnten noch eine andere Aussprache gekannt, den *ai*-Diphthong, durch den er sonst me. *ai* wie in *day* wiedergibt. Ihre Erklärung hat mir *Angl.* 14, 273 einige Schwierigkeiten gemacht. Nun stellt sich heraus, daſs Gill deutlich zwischen *aye* 'ja' und *ay* 'immer' scheidet und den erwähnten *ai*-Diphthong nur dem letzteren zuweist, in bester Übereinstimmung mit dem, was die Sprachgeschichte erwarten läſst. Weiter ist es bei schwankenden Umschriften nicht unwichtig, die Zahl der Belege für jeden Fall und besonders auch die Angaben der ersten Auflage übersehen zu können, und endlich hat Ellis doch nicht alle bei Gill transkribierten Wörter in sein Glossar aufgenommen, so daſs seinen 2100 Stichwörtern bei Jiriczek 2600 gegenüberstehen.

Ist nun auch Gills Buch vor allem für die Lautgeschichte von Wert, so dürfen wir seine Bedeutung in anderen Richtungen keineswegs übersehen. Die phonetischen Ausführungen des Verfassers nehmen keinen so groſsen Raum ein, vielmehr wendet er der Grammatik, Stilistik und Metrik sein Hauptaugenmerk zu. Wir können aus seiner *Logonomia* ersehen, was für Ansichten auf diesen Gebieten ein feingebildeter Gelehrter und hervorragender Schulmann der Stuart-Zeit hatte, und das ist für die Beurteilung mancher literarischer Erscheinungen recht lehrreich. (Vgl. Jiriczek in Kochs *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte* II 129 ff.)

Wir sind somit dem verdienten Herausgeber für seine mühevolle Arbeit zu Dank verpflichtet und können nur wünschen, daſs sein Beispiel bald Nachahmung finde und auch die übrigen wichtigeren Gram-

matiker des 16. und 17. Jahrhunderts uns in Neudrucken vorgelegt werden. Brotaneks kürzlich ins Leben gerufene Serie von '*Neudrucken frühneuenglischer Grammatiken*' eröffnet uns ja erfreulicherweise die besten Aussichten.

Graz. K. Luick.

Martin Wolf, Walter Scotts Kenilworth. Eine Untersuchung über sein Verhältnis zur Geschichte und zu seinen Quellen. Würzburger Dissertation. Leipzig 1903. 77 S.

Es gewährt immer wieder einen besonderen Reiz, die Entstehung eines dichterischen Kunstwerkes zu verfolgen, zu sehen, wie der Dichter sich seinen Stoff formt und die Elemente zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügt. Freilich wird es uns nicht immer so leicht gemacht wie in dem vorliegenden Falle, wo es sich um wohlbekannte historische Erscheinungen handelt und man bezüglich der Quellen schwerlich in die Irre gehen kann; hat doch Scott, der ja nach den Worten des Verfassers 'ein ganzer Philolog' (besser: 'Antiquar') war, das Wesentliche schon angedeutet.

Nachdem Scott in zwei Romanen die Geschichte der Maria Stuart behandelt hatte, lockte es ihn, auch die Figur der Elisabeth in einem seiner Werke zu verewigen. Schon früh hatte er sich für Mickles Ballade '*Cumnor Hall*' begeistert, in der die verlassene Gattin Leicesters ihr Leid klagt. Diese griff er jetzt wieder auf und machte das Verhältnis Leicesters zur Königin wie zu Amy Robsart recht eigentlich zum Mittelpunkt der Handlung. Als Hauptquelle benutzte er Elias Ashmoles *Antiquities of Berkshire*, der seinerseits die Schmähschrift '*Leicester's Commonwealth*' ausschreibt. Daneben kommen Nauntons *Fragmenta Regalia* sowie die Schilderungen der Feste zu Kenilworth (1575) von Laneham und Gascoigne in Betracht; die beiden erstgenannten Werke hatte Scott selbst (1808 bezw. 1821) herausgegeben.

Daſs der Dichter von der historischen Wahrheit hier stark abgewichen ist, war schon längst bekannt. Der geheimnisvolle Tod Amys hat nichts mit den Festen auf Kenilworth zu tun, sondern erfolgte schon fünfzehn Jahre vor diesen (S. 12). Das Motiv der Entführung Amys und die Verheimlichung der Ehe vor Elisabeth ist mit Absicht von anderen Personen herübergenommen und auf Amy übertragen. Die Enthüllung eines solchen Verhältnisses war wahrscheinlich der Grund, daſs die Festlichkeiten so schnell abgebrochen wurden (S. 14, 19). Vielleicht ist eine Vermischung mit einem ähnlichen Ereignis denkbar, das drei Jahre später zu Greenwich eintrat. Am stärksten ist die Abweichung von der Geschichte bei der Darstellung von Leicesters Charakter. Warum Scott hier geändert hat, ist S. 34 ff. richtig auseinandergesetzt. Es ging eben nicht an, den Liebling der Königin als den verworfenen Schurken zu kennzeichnen, wie er in den (freilich etwas getrübten) Quellen uns entgegentritt.

Nur in einem Punkte muſs ich dem Verfasser der Abhandlung, die sonst alles Lob verdient, widersprechen. Es handelt sich um die Charakteristik Varneys, an der der Verfasser Anstoſs nimmt, indem er den Ausführungen von Warner (*Illustrations of Novels by the Author of Waverley* II, 349) zustimmt (S. 40). Warner nennt Varney ein '*moral monster*' und findet, daſs durch die Schilderung seines Endes (er stirbt durch Selbstmord) die poetische Gerechtigkeit verletzt werde. Nun wird niemand Varneys Handlungsweise beschönigen, aber er handelt doch nicht aus bloſser Ruchlosigkeit, sondern weil er seinem Herrn zu nützen glaubt, dem er zu Dank verpflichtet ist, und mit dessen Hilfe er eine höhere soziale Stellung zu erreichen hofft. Die Haupttriebfeder bei ihm ist also sein Ehrgeiz, an sich kein unedles Motiv. Auf welche Weise aber Varney seinen Tod findet, das ist etwas, das dem modernen Leser gleichgültig

bleibt. Wesentlich ist nur, daſs er das Ziel seines Ehrgeizes so wenig wie sein Herr erreicht. Ganz verkehrt ist es endlich, wenn Warner den Dichter tadelt, weil er sich die Gelegenheit entgehen läſst, aus dem Ende des Sünders für den Leser eine moralische Lehre zu ziehen. Wie oft muſs man es wiederholen, daſs der Dichter in erster Reihe künstlerische und nicht sittliche Tendenzen zu verfolgen hat!

Berlin. Georg Herzfeld.

Oscar Wilde, De profundis, herausgegeben und eingeleitet von Max Meyerfeld. Berlin, S. Fischer, 1905. VIII, 115 S.

In der groſsen Reihe von Autobiographien, die in England von Johann von Salisbury bis zur Gegenwart geschrieben wurden, ist dies vielleicht die merkwürdigste, gewiſs die geistreichste. Für die Merkwürdigkeit sorgte in erster Linie das Erlebnis des Autors; kein englischer Dichter hat jemals, wie er, wegen eines Sittenvergehens im Zuchthause gesessen, nachdem er vorher der verwöhnte Liebling der feinen Welt gewesen. Aber noch auffälliger ist der starke Mut zum Leben, zum Schaffen, ja zum Ruhme, mit dem der Sträfling, die Hände noch wund vom Säckenähen, hier vor Mit- und Nachwelt tritt. Seine Schrift ist nicht so sehr eine Erzählung als vielmehr eine Reihe Reflexionen zur Selbstaufrichtung, untermischt mit brennenden Augenblicksbildern aus seinem Vorleben, seiner zweijährigen Haft und der Gerichtsverhandlung, eingestreut aufs Geratewohl und mit wenigen, tief subjektiven Worten hingeworfen. Man sieht, ohne daſs es ausdrücklich festgestellt wird, wie der ganze Sinn Wildes in der ästhetischen Richtung der siebziger Jahre wurzelte; Paters '*Renaissance*' hat den seltsamsten Einfluſs auf ihn gehabt (S. 28); nur Künstler, nur Schönheitskenner wollte er um sich haben; von der Frucht aller Bäume im Garten der Welt gelüstete ihn zu essen. In solch schrankenloser Genuſsfreude wuchs sein Individualgefühl nicht bloſs in die Höhe, sondern wild ins Kraut; die unmittelbare Folge davon hat er selbst in die frappanten Worte gekleidet: 'Was mir das Paradoxe in der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse im Bereich der Leidenschaft' (S. 14). Er macht also kein Hehl aus der Verirrung, in die er mit dem Sohn des Marquis von Queensberry verfallen war; doch nicht das Urteil der Philister, der gegen Schönheit Gleichgültigen, erkennt er an; diese Leute deuten auf das Zuchthaus in Reading und sagen: 'Dahin führt einen Menschen das Künstlerleben.' Einsichtiger und milder, meint er, würde Jesus über ihn gesprochen haben, denn seine Religion sei eine der Schönheit, sein Wesen individuell wie das keiner anderen Persönlichkeit. Und hiemit beginnt Wilde einen Hymnus auf das Neue Testament, das viel seelischer sei als die Mythologie der Griechen mit ihrem grausamen Apoll. Die geistreiche, ja bizarre Seite des Büchleins ist hier am stärksten ausgeprägt; Wilde bringt es fertig, den Natursinn des Franz von Assisi in sein System einzureihen und selbst den 'Taciteischen' Ernst des Dante. In einem der angehängten Briefe an seinen Freund und Testamentsvollstrecker Robbi (Robert Roſs) stellt er eine Liste der Bücher auf, mit denen er, sobald in Freiheit gesetzt, ein neues Leben anheben möchte: Flaubert, Stevenson, Baudelaire, Maeterlinck, Dumas père, Keats, Marlowe, Chatterton, Coleridge, Anatole France, Gautier, Dante und die ganze Literatur über ihn, Goethe und die ganze Literatur über ihn; dem letzteren zuliebe nimmt er sich vor, wieder Deutsch zu lernen. Es ist ein höchst bestechender und etwas verzweifelter Versuch, sich aus dem Sumpfe auf die Planke des Übermenschen zu retten, mit bemerkenswerter Neuerung gegenüber St. Augustin, der sich durch Selbstanklage und Zerknirschung auf den Überchristen hinausspielte. Die Schrift wird sich wegen dieses kunstphilosophischen Hintergrundes unter den hervorragenden Autobiographien der Welt dauernd einen Platz bewahren.

Ungewöhnlich ist auch die Art ihres Erscheinens. Sie kam zuerst *'made in Germany'* heraus, in der sorgfältigen Übersetzung des als Essayisten bekannten Dr. Max Meyerfeld, der mit Gewissenhaftigkeit den Inhalt und auch den Stil des Originals zu bewahren trachtete. Vielleicht könnte der Ausdruck manchmal schlagender und kühner sein. Wenn es z. B. bei Wilde heifst, das englische Volk sage von einem Sträfling nicht, er ist im Gefängnis, sondern *'in trouble'*, so habe ich das Gefühl, es müsse schlankweg der Ausdruck 'im Unglück' gebraucht werden; Meyerfeld schwächt ab: 'ist in ihrer Sprache eben einfach ins Unglück geraten' (S. 11). Wenn Wilde bemerkt, Byrons *'relations were to the passion of his age ... mine were to something more noble'*, so ist es zwar vorsichtig zu übersetzen: 'er hatte Beziehungen zu der Leidenschaft seiner Zeit' (S. 13); doch möchte ich eher wagen: 'er vertrat, er spiegelte die Leidenschaft seiner Zeit'. Aber welcher Übersetzer hat es noch jedem recht gemacht? Danken wir ihm lieber für die knapp und taktvoll orientierende Einleitung, sowie für die angehängten Briefe, die das Ganze zu einer praktischen *vita nuova* ergänzen und abrunden. Anders ging der brave Robert Rofs vor, der im Februar 1905, zwei Monate nach der deutschen Ausgabe, die englische folgen liefs. Rofs hat vor allem eine Menge unterdrückt. Gleich zu Anfang hat er neun Sätze getilgt, darunter den charakteristischen Eingang: 'Zwischen Gilles de Retz und dem Marquis de Sade sollte ich eingereiht werden.' Hier, bei der Auslassung der Gerichtsszene (S. 91) und öfters hatte er gewifs mit dem Anstandseifer der englischen Gesellschaft zu rechnen. Aber er schaffte auch weg, was auf ihn selbst Bezug hatte; sagen wir: aus Bescheidenheit; obwohl es leichter ist, vor dem Gefängnistor auf den verfemten Kameraden zu warten als sich vor aller Welt schwarz auf weifs zu ihm zu bekennen. Das Mifslichste jedoch sind die positiven Änderungen, die er, ohne es zu vermerken, am Texte vornahm. So sagt Wilde bei Meyerfeld (S. 4), dafs seine Frau 'in jenen Tagen sehr gütig und liebenswert' war; bei Rofs hingegen lesen wir: *'my wife, always kind and gentle to me'* (S. 14). Daraus folgt: niemand darf das Denkmal benutzen, ohne bei jedem Satze Meyerfelds Übersetzung nachzuschlagen. Zwei Drucke werden ausgeboten; der eine vielfach untreu in bezug auf den Inhalt, der andere in fremder Sprache. Wahrhaftig, die Verlegenheit von R. Rofs erinnert an die von Thomas Moore, als er die nachgelassenen Tagebücher Byrons herausgeben sollte. England hat kein Glück mit seinen autobiographierenden Dichtern, diese hinwieder haben wenig Glück mit ihren Herausgebern. Gut ist es, dafs Shakespeare seinen Lebensroman in Sonetten beschrieb, die sich in poetisch umflorten Bildern bewegen und zur Not sogar allegorisch deuten oder doch deuteln lassen; und mit Genugtuung sehen wir einen deutschen Schriftsteller als unbefangenen Verbreiter und Verfechter von Wildes Kunst, so zwar, dafs seine Übersetzung von Wildes *'Duchess of Padua'*, deren Original nicht erscheinen darf, von den Engländern in einer Rückübersetzung aus dem Deutschen gelesen werden mufs.

Berlin. A. Brandl.

W. Sattler, Deutsch-englisches Sachwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und der Realien. Mit Zitaten und einem alphabetischen Verzeichnis der englischen Wörter. Leipzig, Rengersche Buchhdlg. (Gebhardt & Wilisch), 1904.

Rascher als man vielleicht erwarten mochte — Bücher in Lieferungen bringen selten gerade die angenehmsten Überraschungen —, hat sich das stattliche Buch seinem Abschlufs genähert. Vor nicht langer Zeit kündigte ich das Erscheinen der zwei ersten Lieferungen an, und jetzt liegt bereits die elfte Lieferung vor, mit der das Buch selbst vollständig ist. Zur bequemeren Benutzung desselben soll in diesem Jahre noch ein Ver-

zeichnis der in ihm behandelten englischen Worte erscheinen, das etwa 15000 Wörter umfassen wird. Mit ihm wird dem Leser ein *passe-partout* in die Hand gegeben, der leichten und allseitigen Zutritt zu den reichen Schatzkammern des Werkes gestattet. Eine Lebensarbeit ist hier niedergelegt, und sie bedeutet einen wesentlichen Fortschritt und eine stattliche Bereicherung der Bibliothek der Lehrenden und Lernenden. Wer sich von dem Reichtum der hier zusammengetragenen Information aus den verschiedensten Wissensgebieten überzeugen will, der schlage einmal das Stichwort *Ländernamen* auf. Er wird staunen, nicht allein ob der Menge des Gebotenen, sondern auch ob der Eigenart des Mitgeteilten. Auf S. 514 liest er z. B. Interessantes und Unterhaltendes über die Spitznamen des Amerikaners: er erfährt die Geschichte und den Ursprung von *Uncle Sam* und *Brother Jonathan*. Der an sich oft insipide Stoff bekommt durch derartige Zutaten die nötige Würze. Die Artikel, in denen es auf idiomatischen Wortgebrauch, grammatische Unterscheidung und Gliederung ankommt, sind zum Teil geradezu Glanzleistungen, die Zeugnis ablegen von des Verfassers Beherrschung des Sprachschatzes und sicherem Instinkt. Ganz besonders aufmerksam machen möchte ich auf Artikel wie *machen* oder *Wirt*. Allerdings war der Autor nicht überall so reich mit Material ausgestattet, so glücklich in der Verarbeitung des Stoffes, so klar und scharf im Urteil wie gerade hier. Die Arbeit ist zu ausgedehnt und für den einzelnen zu ermüdend, um nicht Stellen aufzuweisen, die die Kritik herausfordern. So hat z. B. der Artikel *so* (S. 737) nicht meinen Beifall, weder in der Anordnung noch nach dem Inhalt. Bei *trotz* sollte das stark archaische *maugre*, das wahrscheinlich zu keiner Zeit in weiteren Kreisen volkstümlich war, nicht an erster Stelle erwähnt sein und das ungelenke *notwithstanding* nicht an zweiter. Die Rücksicht auf die Etymologie sollte bei der Gruppierung ganz schwinden. Hiermit berühre ich einen Punkt, der geradezu ein wunder Fleck ist. Auf Etymologie hätte der Verfasser entweder ganz verzichten sollen oder das reproduzieren, was Autoritäten an gesicherter Erkenntnis bieten. Verben wie *glorify*, *horrify* (S. 543) sind doch entschieden keine Komposita von *fio*! Ich will auf die Sache nicht näher eingehen, denn hier wäre viel zu bessern und richtigzustellen. Der Autor war entschieden nicht gut beraten. Anstatt sich an einen Fremden zu wenden, wie er es getan hat, hätte er lieber der eigenen Kraft vertrauen sollen. Bei *seit*, *since* (S. 727) steht z. B. in Klammer: d. h. *sithhence*, seit da. Derartige Zutaten kommen wohl auch auf Rechnung des von ihm engagierten Etymologen. Auch auf dem Gebiet der Realien, da wo es sich um Lebensgewohnheiten, Lebensart und Sitten der Engländer handelt, war ich zuweilen im Zweifel, ob ich dem Urteil eines Helfers oder dem des Autors gegenüberstehe. Unter *drunkenness*, *Trunkenheit* (S. 812) liest man: 'früher auch in den besseren Ständen allgemein'. Was soll ein derartig summarisches und unzutreffendes Urteil?! — Manche Seiten des englischen Sports haben den Verfasser sehr interessiert, so die Fuchsjagd, über die er eine reiche Literatur gelesen. In ihrer Widerspiegelung in der Sportliteratur, ebenso wie in ihrer praktischen Handhabung seitens der Jagdbediensteten ist sie fast zu einer Wissenschaft geworden, die man am besten in der vornehmsten und umfangreichsten Sportzeitschrift *'The Field'* studiert. Sie bringt Sportnachrichten aus der ganzen Welt, vor allem auch aus den englischen Kolonien. Über den Kostenaufwand Angaben zu machen, den die Fuchsjagd, der vornehmste und teuerste Sport von allen, für den einzelnen erfordert, ist sehr schwer, da dieser sich nach den Mitteln, Lebensgewohnheiten und Neigungen des Individuums richtet. In dem *field* ist man bei aller sonstigen gesellschaftlichen Abstufung und Exklusivität in England von einer weitgehenden Toleranz und Liberalität. Die Gesellschaftsunterschiede sind für den Jagdtag aufgehoben. Jeder, der mitreiten will, ist willkommen, erscheint er auch auf einem Wagenpferd oder auf einem Esel. Von dem Nicht-

begüterten erwartet man weder eine Subskription noch einen indirekten Beitrag. Es gibt nicht wenige Meuten, deren Unterhalt ausschliefslich von dem *Master of the Hounds*, einem reichen, sportliebenden Herrn, gedeckt wird. 5000 Pfund Sterling pro Jahr betrachtet man als die Summe, die ausreicht für erstklassiges Material an Pferden und Hunden, der *huntsman* bezieht allein ein Gehalt von 300 Pf. St. im Jahre. Die Fuchsjagd ist auf dem Lande in England der Sport par excellence. Aufser Fasanen- und Kaninchenjagd treiben viele *countrygentlemen* überhaupt nichts anderes. Es ist sehr anerkennenswert, dafs der Verfasser sich so eingehend mit dem Gegenstande beschäftigt hat, der für die englische Nation eine so tiefgehende Bedeutung hat. Das *field* ist die Bildungsstätte der vielen Offiziere, die Englands Ansehen und Macht in den Kolonien haben gründen und mehren helfen. Ein tüchtiger Fuchsjäger ist in den meisten Fällen identisch mit einem leistungsfähigen und tapferen Offizier. Der Kontinentalgermane hinter seiner grofsen Brille sieht in ersterem mit Vorliebe einen geistig nicht ganz normalen Herrn, der um ein Nichts den Hals riskiert. Der Hinterwäldler in einer schlecht gelüfteten, raucherfüllten Stube schaut gern bei endlosen Schoppen mit selbstgefälliger Überlegenheit auf den herab, der Tag für Tag in harten Strapazen um Gesundheit und eine wahrhaft vornehme Unterhaltung in der freien Natur bemüht ist. Dafs der Sport der Engländer gleichbedeutend ist mit Gesundheit, Männlichkeit in Denken und Handeln, dafs er Energie, Mut und Ausdauer erfordert, ahnt er nicht, auch ahnt er nicht, dafs hier ein Stück des ungeheuren Erfolges der Nation liegt. Es ist Zeit, dafs wir die Kraftquellen des Nachbarvolkes erkennen und richtig einschätzen lernen. Vorurteil auf unserer Seite mufs überwunden werden, zumal es auf der anderen Seite leider auch sehr mächtig ist. Ich bin sicher, dafs das Sattlersche Werk, das auf jeder Seite Anregung zum Studium der Sprache, der Sitten und des Charakters des fremden Volkes bietet, das Seinige zur Lösung dieser hohen und nationalen Aufgabe beitragen wird.

Tübingen. W. Franz.

Festschrift, Adolf Tobler zum siebzigsten Geburtstage dargebracht von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Braunschweig, George Westermann, 1905. VI, 477 S. 8°. M. 8 (für Mitglieder der Gesellschaft M. 4).

Zum zweiten Male darf ich von einem Festgeschenke berichten, das aus Anlafs einer für mein Leben bedeutungsvollen Tatsache mir von Freundeshänden überreicht worden ist. Was ich mit Bezug auf die vor zehn Jahren mir gewidmete Festschrift im *Archiv* Bd. XCV, S. 198 einleitend gesagt habe, gilt in der Hauptsache auch von der mir jetzt vorliegenden, und meiner Dankbarkeit wüfste ich heute keinen anderen Ausdruck zu geben als damals; man nehme die dort gebrauchten Worte als jetzt von Herzen wiederholt an. Eine gewisse Verschiedenheit der Umstände liegt allerdings insofern vor, als heute nicht von nah und fern zusammengetretene ehemalige Schüler die freundlichen Spender sind, sondern ausschliefslich Mitglieder einer Berliner wissenschaftlichen Vereinigung, von denen nur manche, bei weitem nicht alle, durch ihre Mitgliedschaft eine Verbindung mit mir aufrechterhalten, in die sie vor Jahren zuerst als meine Schüler getreten sind. Drei von den Beteiligten gehören zu der von mir seit Jahren geleiteten Gesellschaft allerdings nicht als ordentliche Mitglieder, und die Freude, sie in unserer Mitte zu sehen, wird uns kaum einmal zuteil; aber die Gesellschaft sieht es als wertvolle Auszeichnung an, dafs sie bereit gewesen sind, als Ehren- oder als korrespondierende Mitglieder zu ihr in Beziehung zu treten, und ich habe allen Grund, mich ihrer Teilnahme an der mir erwiesenen Ehrung ganz beson-

ders zu freuen. Ihre Arbeiten stehen an der Spitze der fünfundzwanzig, von denen ich hier in Kürze Rechenschaft zu geben habe.

Gustav Gröber eröffnet den Band mit einer in gereimten Versen gegebenen Übertragung des *Dit dou vrai aniel.* Das altfranzösische Gedicht ist bekanntlich nichts weniger als eine gewandte, glatte, lebendige, das Wesentliche geschickt heraushebende Erzählung, und der Übersetzer hat sich gehütet, anderes als eine getreue Wiedergabe des Originals vorzulegen, hat vermieden, es durch moderne Künste heutigem Geschmack näher zu bringen. An einigen Stellen scheint seine Auffassung des nicht immer völlig klaren Textes von der meinigen etwas abzuweichen, was mir, hätte ich das Gedicht noch einmal herauszugeben, Anlaſs zu neuer Erwägung geben würde. In Z. 19 scheint *maistre* mir 'Herr' (der über Einsicht verfügt), nicht 'Lehrer' zu bedeuten. Z. 136 tritt der Sinn des *compere* 'büſse' nicht hervor. Die Verse 206 bis 209 habe ich als Fortsetzung der Rede des zweiten Sohnes angesehen und dies durch den Gedankenstrich nach 209 angedeutet. 311 kann Gröbers Auffassung leicht die richtige sein, wie auch Z. 356 gegen seine Gestaltung des Textes sich kaum etwas einwenden läſst. Dagegen finde ich 390 bis 392 den Gedanken des Dichters in der Übersetzung nicht wieder: 'den beiden älteren Söhnen ist ihre Feindseligkeit gegen den jüngsten nicht zu verdenken, da dessen eigene Glieder (die Christen) ihn im Stiche lassen', und Z. 426 vermisse ich den Gedanken der Vorlage: 'man ist (ja schon) dem gekränkten Nächsten Hilfe schuldig, wenn man sie gewähren kann; und hier handelt es sich um unsere eigene Angelegenheit.'

Frau Carolina Michaëlis de Vasconcellos verbreitet sich in einer sehr gelehrten, aber auch höchst lehrreichen Einleitung über Fundstätten, wo portugiesische Sprichwörter zu treffen sind, und über die mancherlei Namen, mit denen man in Portugal zu verschiedenen Zeiten diese anziehenden Erzeugnisse des Volksgeistes belegt hat. Daran schlieſst sich die Vorführung von ihrer ungefähr tausend, die alle mit dem Buchstaben *a* beginnen und alphabetisch aneinander gereiht sind. Man mag daraus auf den Umfang des Schatzes schlieſsen, der noch zu heben bleibt. Hie und da ist etwas aufgenommen, das zwar durch volkstümliche Ausdrucksweise anzieht, als Sprichwort aber nicht gelten darf, wie z. B. *A bom santo te encomendaste; A essoutra porta, que esta não se abre; A mim não, que sou perro velho; A quantos cai a pascoa? cai este ano no domingo.* Auch über die Zugehörigkeit von Sentenzen, wie *A Deus não se mente,* kann man verschiedener Ansicht sein. Aber auch was vielleicht fehlen dürfte, möchte man nicht missen. Schlimmer ist, daſs, aus einem unbekannten Zusammenhang gelöst, sehr viele von den aufgeführten Sprüchen ihren Sinn nicht erkennen lassen, so daſs man ihnen gegenübersteht wie einer Glosse, zu der das Glossierte fehlt. Wenn es heiſst *A fazenda de raiz farta, mas não abasta,* so erführe man gern, an welche unentbehrliche Zugabe zum Grundbesitze zu denken ist, ob an Betriebskapital, an Verständnis für das Gewerbe, an Bewässerung; vielleicht aber will der Spruch auch gar nicht mehr sagen, als er sagt. Was mag der Sinn von 182, 190, 193, 205, 223, 352 sein? Möge die gelehrte Verfasserin, die in so dichtem Rohr sitzt, recht oft derer gedenken, die sich so schöne Pfeifen nicht schneiden können.

Karl Sachs gibt nach einer Einleitung, in der mir die wünschenswerte Klarheit des Gedankens namentlich auch bei dem Versuch einer Einteilung des Gesammelten nicht erreicht scheint, eine lange Reihe französischer Interjektionen oder solcher Dinge, die wenigstens er so nennt (z. B. *à bientôt, aux armes, bis, à cheval, chargez*). Auf irgendwelche Sonderung von anderem Gesichtspunkte als dem des Alphabetes aus, auf jede Aufklärung über die Gebrauchsweise ist verzichtet. Bisweilen wird genau angegeben, wo etwas gefunden ist; andere Male wird nur ein Autor als Gewährsmann genannt, manchmal fehlt jede Angabe einer Quelle. Über

den mir nicht sicher scheinenden Sinn von *bour bour* hätte ich mir gern durch Prüfung des Zusammenhanges Gewifsheit verschafft; aber an der zitierten Stelle habe ich nichts Hergehöriges gefunden.

Alois Brandl bezeugt bei einem Gönner seiner Knabenjahre, dem Naturforscher, Arzt und Dichter Adolf Pichler, eine warme Verehrung für Dante, die sich in zahlreichen direkten Äufserungen, aber auch durch manche Anklänge in des Tiroler Sängers Gedichten bekundet.

Nach einem kurzen Blick auf die spanischen Romantiker der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennzeichnet George Carel die drei hervorragendsten spanischen Lyriker der letzten Jahrzehnte, Nuñez de Arce, Campoamor und Bécquer, in ihren Hauptwerken und gibt eine Anzahl Proben daraus in ebenso gewandter wie getreuer Übersetzung.

Hermann Conrad, der in früheren Aufsätzen schon mehrfach auf verschiedenartige Unzulänglichkeiten des 'Schlegel-Tieckschen' Shakspere hingewiesen hat, geht hier mit Baudissins Antonius und Kleopatra in ein strenges Gericht. Man wird seinen Ausstellungen und der Art, wie er das Mifsratene ersetzt, Beifall nicht versagen können.

Max Cornicelius geht mit dem oft bekundeten feinen Sinn und jener gründlichen und ausgebreiteten Kenntnis alles in Betracht kommenden Stoffes, ohne die er nie urteilt, romanischen Einflüssen in Gottfried Kellers Dichtung nach. Spuren romanischer Einwirkung weifs er darin reichlicher und sicherer nachzuweisen, als manch einer erwarten mag, der in seinem Keller auch leidlich Bescheid zu wissen meint. Sollte man nicht denken, der herrliche Has von Überlingen stammte von dem freilich kinderlos verstorbenen Don Quixote? Aber man weifs ja durch Baechtold ganz genau, wo die köstliche Figur dem Schweizer Dichter vor Augen getreten ist. Auf die Wiederkehr eines Zuges aus Molières *L'Amour médecin* I, 1 im 'Fähnlein der sieben Aufrechten' habe ich später im Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 23. August 1905, Beilage zu Nr. 233, hingewiesen.

Otto Driesen hat in mündlichem Verkehr mit den in verschiedene Gruppen sich sondernden Angehörigen des Standes, der Abfälle auf der Strafse sammelt und sie durch Verkauf verwertet, mit löblichster Vorsicht und unter Kontrolle durch Fachautoritäten reiche lexikalische Ausbeute zur Kenntnis der in diesem Berufe üblichen Sondersprache zusammengebracht und das einzelne Gewonnene ausgiebig erklärt, wobei auch manche sachliche Belehrung abfällt. Man erfährt hier wiederum, wie wenig zuverlässig manchmal die Auskunft über mancherlei *argot* ist, die man etwa aus realistischer schöner Literatur oder aus Wörterbüchern des *argot* gewinnen zu können hofft, die aus jener schöpfen. Dem Echten mischt sich da gar zu leicht Gemachtes, gelegentlich individuell Geschaffènes bei.

Max Goldstaub, den von ihm schon so vielfach geförderten Physiologusstudien treu und immer neues, mannigfaltigstes Material herbeiziehend, verfolgt diesmal die über das Brüten des Vogels Straufs verbreiteten wunderlichen Einzelheiten, das Legen zur Zeit des Erscheinens der Pleiaden, das Bergen der Eier im Sande, wo die Sonne sie zum Auskriechen bringt, das Ausbrüten durch die Kraft des eigenen, starr darauf gerichteten Blickes der einander ablösenden Alten, das Bergen der Eier im Wasser u. dergl. Die Wege nachzuweisen, auf denen Kunden solcher Art von Volk zu Volk, von Zeit zu Zeit sich verbreitet haben, ist in der Regel kaum möglich; zu unsicher ist meist das Alter der auf uns gekommenen Fassungen, zu zahlreich sind die Möglichkeiten der Kontamination, des Mifsverständnisses bei der Herübernahme. Aber von Wert ist auch schon die Darlegung des kaum übersehbaren Reichtums der Überlieferung.

Georg Herzfeld macht nach englischen Quellen mit der geschichtlichen Persönlichkeit des Alchimisten, Astrologen und Geisterbeschwörers John Dee (1527 bis 1608) genauer bekannt, dessen zu seiner Zeit nicht

alleinstehendes Treiben noch bis tief ins 17. Jahrhundert hinein in England wohl bekannt war und nach Herzfeld vermutlich die Ursache dafür wurde, daſs der Graf Hamilton den in seiner Novelle *L'enchanteur Faustus* erzählten Vorgängen England zum Schauplatze gab. Diese Novelle selbst ist lange als eine der Quellen (neben Hans Sachs) für die siebente Szene im ersten Akte des zweiten Teiles des Faust erkannt.

Adolf Kolsen gibt von der verheiſsenen Gesamtausgabe des Guiraut (oder, wie jetzt verlangt wird, Giraut) de Bornelh eine neue Probe in einer auf Grund aller Handschriften ausgeführten Bearbeitung der zwei Kreuzlieder (bei Bartsch Grdr. 242, 6 u. 41). Man vermiſst da nichts von dem, was bei solchem Anlaſs zu verlangen ist, weder Einblick in die Verhältnisse der Handschriften und Rechtfertigung der Wahl der Grundlage, noch Darlegung der formalen Besonderheiten jedes Stückes; weder Übersicht über den Gedankengang jedes Liedes noch genaue Übersetzung des (natürlich von allen Varianten begleiteten) Textes; und reichliche Anmerkungen rechtfertigen die dem Texte gegebene Auslegung und klären über grammatische oder lexikalische Schwierigkeiten auf. Der Dichter gehört bekanntlich zu denen, die einem gewissenhaften Philologen besonders viel zu schaffen machen; und es wird kaum ausbleiben können, daſs dem Herausgeber hier oder dort Zustimmung versagt werde. So möchte ich I, 9 *Qu'apodera* oder *Qu'empodera pechatz*, 23 *deu* (im Sinne des Dativs) schreiben, 26 *dels seus feritz* verstehen 'von den durch ihn Getroffenen', 30 die Auffassung von *non so·n deslonhatz* als *non sum inde remotus* für unzulässig halten wegen der Stellung des tonlosen Adverbium *n* und die Lesart *s'es* für *son* vorziehen. Aber hier kann auf dergleichen kleine Bedenken nicht eingegangen werden. Wir dürfen die von Kolsen mutvoll unternommene Arbeit mit bester Hoffnung begleiten.

Gustav Krueger sucht die Frage zu beantworten, 'was ist *slang*, beziehungsweise *argot?*' Er geht von unzulänglichen Definitionen und von dem Schwanken im Gebrauch der Zeichen aus, deren sich verschiedene Wörterbücher, oft genug auch ein und dasselbe Wörterbuch, bedienen, um das Familiäre, das Niedrige, das Rotwelsch und dergl. als solches kenntlich zu machen. Er gibt Beispiele der vielen Arten von Ausdrücken, die, neben der gemeinsamen Sprache der Gebildeten liegend, gelegentlich mit wechselnder Absicht und Wirkung in diese aufgenommen werden, und handelt von den psychologischen Ursachen, die dazu führen.

Albert Ludwig betrachtet im Anschluſs an früher schon mit gutem Erfolg von ihm in Angriff genommene Studien Lope de Vega diesmal im Verhältnis zu Ariosto, indem er die Komödie *Los Celos de Rodamonte*, das lange Epos *La Hermosura de Angélica*, endlich die aus diesem hervorgegangene Komödie *El Premio de la Hermosura* kennen lehrt, eingehend prüft und nach ihrem künstlerischen Wert und ihrem Verhältnis zu Ariosto (und zu Bojardo) kennzeichnet, was um so dankenswerter ist, als diese Werke alle wenig bekannt sind, das bedeutendste davon auch in der neuesten Biographie des spanischen Dichters (der von Rennert, Glasgow 1904) kaum besprochen wird.

Emil Mackel beschäftigt sich in zwei voneinander unabhängigen Aufsätzen mit Beziehungen zwischen dem Niederdeutschen und dem Romanischen, insbesondere dem Französischen, indem er in dem vorangestellten aus lautlichen Erscheinungen der älteren Periode des Niederdeutschen auf den Stand der lautlichen Entwickelung des Romanischen in der Zeit schlieſst, in welcher aus diesem Wörter in jenes übergingen, und im zweiten sehr einleuchtend dartut, daſs die in groſser Zahl vorhandenen französischen Fremdwörter im heutigen Niederdeutsch weder zur Zeit der Hansa noch zu der des Dreiſsigjährigen Krieges, noch auch zu derjenigen der französischen Fremdherrschaft zu Anfang des 19. Jahrhunderts Aufnahme gefunden haben, sondern aus der hochdeutschen Sprache der vornehmeren Kreise zur Zeit, wo diese am meisten mit dem in Mode

gekommenen Französisch aufgeputzt war, auch in die niederdeutsche Sprache der unteren Stände und des täglichen Lebens sich hineingedrängt haben. Man wird gleichartige Erscheinungen, die auch in anderen deutschen Mundarten begegnen, nicht anders erklären dürfen.

Wilhelm Mangold ist bei der Fortsetzung seiner sorgsamen und erfolgreichen Studien über Pflege französischer Dichtung durch Friedrich II. und ihm nahestehende Franzosen abermals auf Inedita gestoſsen, die er hier bekannt macht und mit allen irgend wünschbaren Erläuterungen ausstattet, Dichtungen oder sagen wir lieber Verse von Gresset an den königlichen Gönner für seinesgleichen, der ihn vergeblich zu sich zu ziehen suchte, sich mit schriftlicher Lobhudelei begnügen muſste. Wer dergleichen über sich ergehen zu lassen sich in die Lage brachte, der erlitt für seine Miſsachtung der gleichzeitigen Dichtung seines Volkes eine schwerere Strafe, als ihm zum Bewuſstsein kommen konnte.

Pedro de Mugica hat immer noch nicht, so lange er nun schon in Deutschland lebt und so oft er neben Zeitungen seiner spanischen Heimat mit seinen Aufsätzen auch gelehrte Zeitschriften unseres Landes bedenkt, sich in den Ton gefunden, der in diesen zu herrschen pflegt. Wir anderen, soweit wir schwimmen können oder es zu können meinen, steigen gleichmütig zu unserer Erfrischung und zur Übung der eigenen Kraft in das vertraute Element hinab, streben mit ruhigen Stöſsen irgendeiner lockenden Klippe, einer freundlichen Bucht zu und kehren, wenn wir uns dort nach Verlangen umgesehen haben, zufrieden und erquickt zu unserem Ausgangspunkte zurück. Ihn zieht es weniger in die kühle Weite hinaus; er bleibt in der Nähe des Landes und sieht kritischen Auges denen zu, die sich zu Schwimmausflügen anschicken oder von miſsglückten Unternehmungen zurückkommen. Und da er findet, daſs bereits erlebter oder bevorstehender Miſserfolg zumeist aus unzulänglichem Können oder schwächlichem Wollen sich erkläre, so sagt er ihnen, und zwar höchst unverhohlen, wo seiner Meinung nach es ihnen gebricht, taucht sie auch wohl einmal zur Strafe auf ein paar Sekunden unversehens unter oder spritzt ihnen Wasser ins Gesicht, bis ihnen Hören und Sehen vergeht, und macht sie zum Gespötte der Umstehenden. Besonders oft, und so geschieht es auch in der vorliegenden, in die Form eines witzigen Gesprächs gebrachten Kundgebung, richten sich seine Grausamkeiten gegen die spanische Akademie und insbesondere gegen die für deren Wörterbuch verantwortlichen Mitglieder ('acade-memos' oder 'club de los inútiles' u. dergl.). Manzoni braucht einmal, freilich bei ganz anderem Anlaſs, den Ausdruck *Segno d'immensa invidia e di pietà profonda*. Ob die spanische Akademie ersteres ist, weiſs ich nicht; für unwahrscheinlich kann ich es nicht halten. Aber es wäre zu begreifen, wenn sie letzteres für solche würde, die mit ansehen, wie mit ihr umgesprungen wird, ohne daſs sie sich wehren kann oder mag, vielleicht ohne daſs sie es auch nur ahnt. Werden solche Angriffe etwas bessern? — In Frankreich haben der Lexikographie der Landessprache die Arbeiten von Littré und die von Darmesteter, Hatzfeld, Thomas mehr Förderung gebracht als alle Sarkasmen, die jemals über die Akademie ergangen sind. Der Hinweis darauf sei mein Dank für mehrere unverdient freundliche Äuſserungen, in denen der Verfasser seinem Wohlwollen für mich Ausdruck gibt.

Alfred Risop behandelt in seinen Miszellen zur neufranzösischen Syntax, die auf weit ausgedehnter, namentlich auch mittelfranzösischer und mundartlicher, übrigens nebenher italienischer Lektüre ruhen, eine groſse Zahl noch kaum zur Sprache gebrachter Erscheinungen. Sie haben groſsenteils das miteinander gemein, daſs neben Konstruktionsweisen, die in Betracht der ersten Bedeutung gewisser Verba zunächst als deren allein natürliche oder berechtigte gelten müssen, andere Konstruktionen auftreten und jene wohl sogar verdrängen, die nur bei gewissen anderen, mit jenen ersten sinnverwandten Verben ihr gutes Recht von vornherein haben.

Anhangsweise ist von solchen Fällen die Rede, wo gewisse Satzelemente, die im zusammenhängenden Sprechen bis zu fast völliger Unwahrnehmbarkeit einschwinden, ein zweites Mal, eigentlich überflüssigerweise, verlautbart werden, damit der durch sie dargestellte Gedankengehalt beim Hörer doch auch zu seinem Rechte komme (hierher gehört ja auch die Wiederholung des Artikels in *le lendemain* u. dergl.). Das der Tiefe zustrebende Verfahren des Verfassers, das überall die Denkvorgänge zu enthüllen strebt, die in Sprachvorgängen sich spiegeln, wird bei denkenden Grammatikern auch diesmal Beifall finden.

Felix Rosenberg hebt aus der langen Reihe der dramatischen Bearbeitungen des Estherstoffes (zu den 1891 durch Emile Picot im sechsten Bande des Mistére du Viel Testament, S. VI—LXIII, aufgezählten sind seither noch verschiedene hinzugefunden) eine Anzahl verständig ausgewählter hervor, an denen zu veranschaulichen ihm wohl gelingt, wie, sei es verschiedenes Maſs von künstlerischem Vermögen, seien es herrschende religiöse Bestrebungen, hier bestimmte, im Augenblick gehegte persönliche Absichten, dort hinwieder die rein dichterische Gabe des Eindringens in die Tiefen menschlicher Empfindungsweise zur Entstehung so ungleichartiger und ungleichwertiger Kunstwerke haben führen können. Daſs unter den gestaltenden Geistern Racine, Lope, Grillparzer (auch Goethe) erscheinen, erhöht das Interesse des geschickt behandelten Gegenstandes.

Siegbert Schayer unterzieht an einem ganz geringen Quantum ältestfranzösischen Textes der Untersuchung die Arten, wie Gedankenzusammenhang zwischen selbständigen (Haupt-) Sätzen in sprachlichem Ausdruck zur Erscheinung kommt. Konjunktionen (für deren Wesen übrigens eine wohlerwogene Definition not tun würde) spielen dabei eine ganz untergeordnete Rolle, eine weit wichtigere die persönlichen und die demonstrativen Pronomina, auch die bloſs in der Verbalflexion gegebenen Subjektsbezeichnungen, ferner Einzelaussagen im Verhältnis zu vorangegangenen umfassenderen, Parallelismus der Satzgestaltung und anderes. Achtsame Fortsetzung des hier Begonnenen wird gewiſs zu wertvollen Ergebnissen führen.

Giovanni Speranza knüpft an eine nur wenig auf einzelnes eingehende Erwähnung der Liebe Michelangelos (den er immer Buonarotti nennt) zu Vittoria Colonna, durch welche Liebe erst er ein wahrhaft groſser Künstler geworden sei, Betrachtungen, denen es meines Erachtens zwar nicht an rhetorischem Pomp, wohl aber an Schärfe und Klarheit des Gedankens fehlt, über Materialismus und Idealismus in der Kunst. Um der Vierzahl der Künste willen, in denen Michelangelo Groſses vollbracht hat, nennt ihn die Überschrift nicht eben glücklich *l'uomo dalle quattro anime.*

Heinrich Spies beschäftigt sich eindringlich mit der Frage der Echtheit der Chaucer von manchen zugeschriebenen, von manchen aber auch abgesprochenen *retractatio.* Er führt die bisher abgegebenen Vota vor, tritt dann aber in selbständige Prüfung der Sache ein und äuſsert sich schlieſslich, ohne zu verhehlen, daſs ein durchaus zwingender Beweis sich nicht führen lasse, zugunsten der Ansicht, daſs die Stelle allerdings von Chaucer herrühre, daſs sie ihrem Inhalte nach sich in Übereinstimmung befinde mit Äuſserungen ähnlicher Art, die der Dichter anderwärts getan habe, und daſs er so, wie es geschehen, sich am ehesten in der Zeit habe aussprechen können, wo er mit der Durcharbeitung des für die spätere *Persones Tale* in Betracht kommenden religiösen Stoffes fertig gewesen sei.

Willy Splettstöſser führt von Alfieris Tragödien *Agamennone* und *Oreste* die Handlung vor, zeigt, wie sie gemäſs dem Verlaufe des dargestellten Geschehens auf den Zuschauer wirken müssen, und welche Triebfedern ihres Tuns die bei diesem Dichter bekanntlich immer nur in ganz geringer Zahl auftretenden Personen in Taten und Worten zu erkennen geben. Gelegentliche Blicke auf die Behandlung, welche die nämlichen Stoffe bei Alten und bei Neueren gefunden haben, lassen Alfieris künstlerische Eigenart deutlicher erkennen. Des Dichters eigenem Urteil über

den *Agamennone* kann der Verfasser des Aufsatzes nicht beistimmen, der das Werk bei weitem höher einschätzt.

Gustav Thurau verhilft mir, und vermutlich wie mir so auch manchen anderen, zu einer ersten Bekanntschaft mit Théodore Botrel, einem 1870 in Dinan geborenen fruchtbaren Dichter volkstümlicher *chansons*, die, übrigens in gutem Französisch und in den bisher allgemein üblich gewesenen Versmaſsen abgefaſst und selbstverständlich zum Vortrag im Gesang bestimmt, Eindrücke, Anschauungen, Gedanken, Stimmungen zu ansprechendem Ausdruck bringen, wie sie in des Verfassers bretonischer Heimat wurzeln oder, soweit sie allgemein menschlich sind, von dort ihre besondere Färbung empfangen haben. Wer der Volkskunde Teilnahme zuwendet, wird, wenn er von dieser Dichtung Kenntnis nimmt, gar wohl auf seine Rechnung kommen, auch umgekehrt zu ihrem rechten Verständnis bei der Volkskunde wirksame Unterstützung finden. Der Verfasser lehrt eine groſse Menge Literatur kennen, die zum Gegenstande seiner Abhandlung in Bezug steht; er weist auch auf sachliche Berührung hin zwischen seinem 'Barden' und Loti oder Maupassant und gewährt willkommene Aufschlüsse über dessen Lebensverhältnisse.

Hans Willert gibt eine reiche Sammlung von neuenglischen Zusammensetzungen aus reimenden Stämmen oder Wörtern und von Wortgruppen aus reimenden und durch Konjunktion verbundenen Wörtern (nach Art der deutschen 'Klimbim', 'holterpolter'; 'Sang und Klang', 'schlecht und recht', 'Ach und Krach'), die er nicht aus Wörterbüchern zusammengeklaubt, sondern bei ausgedehnter Lektüre in zusammenhängender Rede selbst aufgetrieben hat und darum auch sämtlich zu belegen vermag. Künftige Lexikographen und Grammatiker werden an dieser Fundgrube nicht achtlos vorübergehen dürfen. Vermisse ich an der verdienstlichen Arbeit etwas, so ist es ein Versuch, festzustellen, unter welchen Umständen die Sprache solche Wege der Wortbildung einschlägt, und wie es kommt, daſs das gewählte Mittel dem empfundenen Bedürfnis Genüge tut. Der Stellen, wo von den nämlichen Erscheinungen schon früher die Rede gewesen ist, hat der Verfasser, wie billig, gedacht.

Georg Ebeling versucht, die 'syntaktische Etymologie', wie ich dergleichen gern nenne, von *tant soit peu* und damit zugleich die der gleichartigen Sätze der älteren Sprache zu geben, in welchen bei ebenfalls vorantretendem *tant*, bei Inversion des (meist pronominalen) Subjektes und des Verbums im Konjunktiv, gleichfalls der Sinn einer Einräumung gegenüber negativem Hauptsatze vorliegt. Er findet die Erklärung der gewiſs nicht ohne weiteres durchsichtigen Ausdrucksweise in einer Kontamination, infolge deren z. B. *passer ne pot, tant ne fu forz* und *passer ne pot, ja fust il forz* zu *passer ne pot, tant fust il forz* zusammengeflossen wären, von welchen drei, sämtlich üblich gewesenen Redeweisen wenigstens die letzten beiden in der Tat als fast gleichbedeutend gelten dürfen. Die Annahme derartiger Entwickelung als überhaupt unzulässig zu bezeichnen, würde mir übel anstehen, habe ich doch selbst mehr als einmal in ähnlichem Zusammenflieſsen zweier im Grunde verschiedenartigen Wendungen die Erklärung einer dritten gesucht. Das hier Angenommene aber scheint mir schwer denkbar, weil die beiden zu vereinigenden Ausdrucksweisen gar so verschieden sind, 1. nach dem Verhältnis zum negativen Vordersatz (Kausalität dort, Einräumung hier), 2. nach dem Modus des Verbums (Indikativ dort, Konjunktiv hier), 3. nach dem Wesen der Rede (negativ dort, positiv hier). Ich habe mir meinerseits das *tant* in dem vorliegenden Falle als ursprünglich mit einer Gebärde gesprochen gedacht, die ebenso eine groſse Menge, einen hohen Grad angedeutet hätte wie im deutschen 'ich mache mir daraus nicht soviel' eine andere Gebärde eine geringste Menge angedeutet hat oder noch andeutet. Diese Verwendung von *tant* als einmal üblich gewesen anzusehen, geben, wie mir scheint, solche Stellen ein Recht, wie *ne puet*

avoir treshaute honnour, tant ait d'avoir, s'il ne set les bons honnorer, Cleom. 488; *Quant je m'aroie tant pené, Ne vos aroie dit anuit L'appareil*, RViol. S. 276; *n'en poroie avoir joie, Quant tant m'en serai penés*, Bern. LHs. 399, 1. Wer Ebelings andere Arbeiten kennt, dem braucht man nicht erst zu sagen, daſs er sich immer mit groſser Sorgfalt ausdrückt, daſs ihm für die verschiedenartigsten syntaktischen Erscheinungen überaus reichliche, durch ihn selbst zusammengebrachte Parallelstellen zur Verfügung stehen und — daſs er seine Leser mit solchen gern auch dann überschüttet, wenn es des Beweises der Gewöhnlichkeit eines lange bekannten Vorkommnisses kaum mehr bedarf. Meine oben gegebene Auffassung des *tant* hätte er übrigens auch bei Dubislav, Über Satzbeiordnung für Satzunterordnung im Altfranzösischen, (in Berlin entstandene) Dissertation aus Halle 1888, S. 18 ff. finden können, dem ich freilich in der Deutung eines groſsen Teiles seiner Belegstellen nicht beistimmen kann.

Damit wäre ich denn am Ende meiner Berichterstattung angelangt, einer Berichterstattung, die freilich auch nicht jede bescheidene Andeutung etwa abweichender Ansicht oder schüchterner Miſsbilligung ausgeschlossen hat. Die Gesellschaft, von der das inhaltreiche Buch ausgegangen ist, hat denjenigen, den sie seit neun Jahren immer wieder an ihre Spitze nötigt, durch die gutmütige Geduld verwöhnt, womit sie seine Bemerkungen über die in ihrem Schoſse gehaltenen Vorträge hinnimmt, und durch das Vertrauen, das sie unter allen Umständen in seine gute Absicht setzt. Wird er zu dem Buche oftmals dankbar und gern zurückkehren als zu einem Beweise anhänglicher Gesinnung und zu einem Denkmal erfreulichen und gewiſs nicht ganz vergeblichen Zusammenarbeitens, so mag es anderen schon durch seinen reichen und mannigfaltigen Inhalt, abgesehen von der Entstehung, wert werden. Es wird auch nach auſsen zeigen, wie viele und wie tüchtige Kräfte die Gesellschaft in sich vereinigt. Und die, deren Namen oben zu lesen stehen, sind doch erst ein kleiner Teil der gesamten Mitglieder; mit ihnen stehen in Reih' und Glied zahlreiche andere Männer, die bei anderen Gelegenheiten nicht minder glänzende Beweise ihres Vermögens gegeben haben. Zeuge eines friedlichen und ersprieſslichen Zusammenwirkens der einen und der anderen und eines viel versprechenden Nachwuchses noch ein Weilchen zu bleiben, würde mir eine herzliche Freude sein.

Berlin. Adolf Tobler.

George N. Olcott, Thesaurus linguae latinae epigraphicae. Band I, Lieferung 1. A—AB. Rom, Loescher & Co. (Bretschneider & Regenberg), 1905. 24 S. 8.

Die Verzettelung und nachherige lexikographische Verarbeitung des in den rund 200 000 bisher veröffentlichten lateinischen Inschriften enthaltenen sprachlichen Materials durch einen einzelnen Gelehrten ist, wie sich der Verfasser in der Vorrede treffend ausdrückt, '*the work of a pygmy struggling against a giant*'. Mögen die den Amerikanern eigene zähe Ausdauer und die treffliche epigraphische Schulung Olcotts, von der schon 1896 seine Dissertation '*Studies in the word formation of the Latin inscriptions*' Zeugnis abgelegt hat, das groſsartige Unternehmen, dessen Bedeutung speziell für den Romanisten besonders zu betonen überflüssig sein dürfte, glücklich zum Ziele führen. Soweit der geringe Umfang des dem Referenten vorliegenden Probeheftes Schlüsse zuläſst, ist in bezug auf Korrektheit und Vollständigkeit das Beste zu erwarten. Zugrunde gelegt sind die von dem jeweiligen Herausgeber adoptierten Lesungen, auf deren kritische Nachprüfung der Verfasser sich nicht einlassen zu können erklärt, was man ohne weiteres begreifen wird. Leider ergeben sich hieraus gewisse Übelstände, wie hier an einem Beispiel gezeigt sein mag. CIL. XII 186 druckt Hirschfeld mit dem Codex Filonardianus SEX · IVL · CAE

ARXITECTOR und löst auf in *Sex. Jul(ius) Cae[cilianus?] architect(us) or*, indem er hinzufügt: scilicet ipsius arcus in quo titulus legebatur. Zufolge dieser irrtümlichen Auflösung fehlt der hier zutage tretende, wohl älteste Beleg für das mehrfach bezeugte vulgärlateinische *architector* im *Thesaurus linguae latinae* II 464, und es steht zu befürchten, daſs auch der *Thesaurus linguae latinae epigraphicae* Olcotts ihn nicht verzeichnen werde. Hoffen wir, daſs dergleichen Fälle nicht allzu zahlreich vorkommen.

Wir sehen der Fortsetzung des monumentalen Werkes mit lebhaftem Interesse entgegen.

La Chaux-de-Fonds. Max Niedermann.

A. Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung 1. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg., 1905. 80 S. 8. (Das Werk soll in etwa 10 Lieferungen von je 5 Bogen zum Subskriptionspreise von M. 1,50 erscheinen.)

Nachdem die in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten gemachten Anläufe, die Wissenschaft mit einem brauchbaren etymologischen Wörterbuch des Lateinischen zu dotieren, insgesamt ohne Resultat geblieben sind, hätten wir kaum zu hoffen gewagt, daſs das von A. Walde in der unter der Leitung von Hermann Hirt herausgegebenen Sammlung indogermanischer Lehrbücher angekündigte in verhältnismäſsig so kurzer Frist den Fachgenossen zugänglich sein würde. Zwar liegt dem Referenten zurzeit erst ein Spezimen von 80 Seiten vor, allein der Wintersche Verlag verspricht den Rest noch für dieses Jahr, und es liegt kein Grund vor, die pünktliche Erfüllung dieses Versprechens in Zweifel zu ziehen.[1] Der Plan des Werkes und seine Durchführung verdienen ungeteilte Anerkennung. Im allgemeinen ist das Prinzip der alphabetischen Anordnung befolgt, doch wird am Schluſs eines jeden Artikels jeweils ausdrücklich auf die anderswo eingereihten Ableger der betreffenden Sippe hingewiesen, also z. B. s. v. *ago* auf *agito, ambiguus, agāso, indāgo, prodigus, abiga, ambages, agina, exāmen* u. s. f. Der Romanist konstatiert mit Vergnügen, daſs auch der spezifisch vulgärlateinische Wortschatz mit einbezogen erscheint (*acēdia, aciarium, amiddola amandola, auca, bacca, blatta* 'Motte', *bruta* u. dgl.). Dankenswert sind ferner die zahlreichen Literaturangaben, gegen deren Unterdrückung in sprachwissenschaftlichen Handbüchern der Referent schon zu wiederholten Malen hat protestieren müssen. In jedem Falle den wirklichen Urheber einer Etymologie zu ermitteln, ist ja wohl ein Ding der Unmöglichkeit; jedenfalls aber darf Walde das Zeugnis nicht vorenthalten werden, daſs er sich aufs gewissenhafteste bemüht hat, jedem das Seine zukommen zu lassen. Eigene Sammlungen würden uns gestatten, eine Anzahl von Nachträgen sowie auch die eine oder andere Berichtigung beizusteuern; da wir indessen auf das Werk zurückzukommen gedenken, sobald es einmal vollständig vorliegt, so wollen wir damit lieber zuwarten. Wir schlieſsen diese vorläufige Anzeige mit den besten Wünschen für den rüstigen Fortgang der Arbeit und dem aufrichtigsten Dank für das bisher Gebotene.

La Chaux-de-Fonds. Max Niedermann.

Dr. Wilhelm Münch, Geh. Regierungsrat, Professor, **Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts** (Sonderausgabe aus Baumeisters 'Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen'). 2. umgearb. Aufl. München, C. H. Beck, 1902. IV, 179 S.

Münchs schönes Buch, das in der ersten Ausgabe (1895) vereint mit Glaunings 'Didaktik und Methodik des englischen Unterrichts' erschien,

[1] Korrekturnote vom 11. September 1905: Bis heute sind uns fünf Lieferungen zugegangen.

liegt jetzt selbständig in umgearbeiteter und erweiterter Auflage vor, und zwar so lange schon, daſs, glaube ich, es keinen Lehrer des Französischen gibt, dem es nicht schon geistiger Besitz geworden sei, dem es nicht schon Anregung und Förderung auch durch das viele Neue, das es enthält, gegeben habe.

Das Buch fiel bei seinem ersten Erscheinen in eine Zeit heiſsen Kampfes, eine Zeit, wo manche der Reformer noch alles Alte mit Stumpf und Stiel auszurotten und etwas gänzlich Neues an dessen Stelle zu setzen sich vermaſsen. Es verrichtete ein Friedenswerk im schönsten Sinne des Wortes; es vereinte, wie es der persönliche Einfluſs des Verfassers so oft auf den Philologentagen getan hat, ehrliche Gegner, die auf verschiedenen Wegen doch demselben hohen Ziele zustreben. Und ein Friedenswerk bleibt dem Buche auch nach seinem neuen Erscheinen zu verrichten. Der Kampf ist von neuem entfacht: der Königsberger Zeit- und Streitschrift nach könnte man glauben, die einst Triumphierenden seien jetzt in vollem Rückzuge begriffen, alle die Arbeit, die sie getan haben, sei nur von schädlicher Wirkung gewesen, nur in einer Rückkehr zum alten Zustande bestehe das wahre Heil. Reaktion und Gegenreaktion. Ehrliche Gegner werden sich wieder in Hinblick auf das gleiche hohe Ziel zusammenfinden. Arbeit bleibt nie ohne Nutzen; so begeistertes Streben kann fehlen und über das Ziel hinaustreffen, aber nicht verloren gehen.

Münchs Buch war ein groſses Ereignis in der Geschichte der Bestrebungen um die Gestaltung nicht bloſs des französischen, sondern des ganzen neusprachlichen Unterrichtes. Wenige Schriften sind, glaube ich, nach 1895 auf diesem Gebiete erschienen, die nicht von den hier festgelegten Ergebnissen ausgehen, nicht zu den hier aufgeworfenen Fragen Stellung nehmen. Hat das Buch einen Boden geschaffen, auf dem recht verschiedenartige Ansichten zusammentreffen können, so ist dies doch nicht durch schwächliche Kompromisse geschehen, durch die kein dauernder Friede zustande kommt. Der Verfasser wirkt durch die guten Gründe, mit denen er seine Ansichten zu stützen, die er abweichenden entgegenzustellen weiſs, durch das hohe Gerechtigkeitsgefühl, das ihn auszeichnet, durch den vornehmen Ton, der sich ruhige Entgegnung erzwingt. Infolge seines eigenen Entwickelungsganges steht Münch mitten in der unterrichtlichen Bewegung, kennt Ideal und Wirklichkeit, das Ziel und die Wege, es zu erreichen, und zugleich hoch genug über ihr, um dem Einzelfache seinen Platz in dem Gesamtorganismus der Schule anzuweisen.

'Oft war dasjenige in Wahrheit Streit um das Ziel, was als Streit um die Methode angesehen und durchgeführt wurde' (S. 3). Wie bei jedem Unterrichtsfache, so kommen beim französischen drei Momente miteinander zur Geltung: 'Der Wert der inhaltlichen Aneignung oder des stofflichen Besitzes, die Ausnutzung zu formaler Schulung und die ideal anregende Kraft' (S. 4). Die drei Bestandteile sind zu verschiedenen Zeiten verschieden betont, oft ist eins dem anderen zuliebe vernachlässigt worden. Ein Gleichgewicht, soweit es bei der Natur jedes einzelnen Faches möglich ist, herzustellen, soll das Ideal des Lehrers sein, und bei der Lösung dieser Aufgabe will ihm die reiche Erfahrung des Verfassers helfen.

Welches sind die älteren Unterrichtswege gewesen, welche Erwägungen haben zu den neueren Bestrebungen geführt? 'Sicherheit des Könnens und geistige Bildung' ist unser Ziel, sollte es sein. Wir haben das letztere Ziel mit allen gemeinsam; wir legen auf das erstere mehr Gewicht, als es nach gewissen Richtungen früher allgemein Brauch war. Knapper, klarer, umsichtiger, vollständiger als (S. 15—19) die 'schwebenden Einzelfragen' formuliert sind, die auf den verschiedensten Gebieten unseres Faches zur Erörterung stehen, scheint mir eine Gesamtdisposition des Ganzen kaum gegeben werden zu können. Die Erörterung alles Wesentlichen, auf das sich die Fragen beziehen, bildet den Inhalt der folgenden Kapitel. Jedermann, der die erste Auflage kennt, weiſs, in wie ausführ-

licher und gründlicher Weise die nach den Einzeldisziplinen (Aussprache, Sprechen, Anschauungsunterricht, Grammatik, schriftliche Arbeiten, Lektüre, Wortschatz, Nebengebiete: Synonymik, Stilistik usw.) geordneten Abschnitte den Gesamtstoff behandeln. So ausgeprägt der Standpunkt des Verfassers ist, Anhänger und Gegner werden mit gleichem Nutzen seinen Erörterungen folgen, und es wird kaum eine wichtige Frage geben, in der man sich vergebens an den umsichtigen Berater wendet. Der grofse Zug, der durch die einleitenden Betrachtungen ging, zeigt sich auch bei der Erörterung der Einzelfragen. Nie verlieren wir den Zusammenhang aus den Augen. Jeder einzelnen Betätigung des nach so vielen Seiten hin sich erstreckenden sprachlichen Unterrichtes weifs der Verfasser, nach sorgfältiger Abwägung seiner Bedeutung für das Endziel, den gebührenden Platz anzuweisen. Alle möglichen Einwendungen kommen zur Sprache, das Für und Wider, das sich aus Umfang des Stoffes, Stundenzahl, Vorbildung des Lehrers (s. bes. S. 46 ff.) wie des Schülers ergeben könnte, wird sorgsam geprüft. So sehr die Erörterung bei jeder Disziplin ins einzelne geht, verliert sie doch nie darum die grofsen Gesichtspunkte aus den Augen; sie berücksichtigt auch, nachdem sie das Ideal hingestellt, vorsichtig die oft grausame Wirklichkeit; sie weist, ohne darum berechtigtes Streben zu entmutigen, Übertreibungen, die sich durch Übereifer für neuerschlossene Gebiete (z. B. Phonetik) nach gewissen Seiten hin ergeben haben, in die Schranken zurück.

Die 'Fragen', die in der ersten Auflage etwa anderthalb Seiten füllten (8 und 9), nehmen trotz ihrer knappen Fassung in der neuen Auflage fast fünf Seiten des grofsen Formates ein. Entsprechend gröfseren Raum braucht natürlich auch ihre Erörterung: das Buch hat jetzt im ganzen 179 Seiten statt der 107 der ersten Fassung. Eine Erweiterung, Bereicherung, eine Umformung, die die fortgesetzte Arbeit auf diesem Gebiete zeigt, haben fast alle Kapitel erfahren; der Literaturnachweis am Ende beweist, wie aufmerksam der Verfasser auch in seinem sehr veränderten Wirkungskreise neueren und neuesten Erörterungen zu folgen gewufst hat.

Die Änderungen, die die neue Auflage erfahren hat, scheinen mir im letzten Grunde weniger grundsätzlicher Natur zu sein als solche — sei es Erweiterungen, sei es Einschränkungen —, die fortgesetzte Überlegung und mehr noch Erfahrungen der Praxis mit sich gebracht haben und weiter mit sich bringen werden. Schon ein Vergleich der vorangeschickten Fragen, die, wie ich schon sagte, den Plan des Buches geben, zeigt, wieviel Neues die sieben Jahre, die zwischen den beiden Ausgaben liegen, angeregt haben, wieviel Erwägungen hinzugekommen sind, wie manches zum scheinbar definitivem Abschlufs, manches wieder zum Schwanken gebracht worden ist. So ist, um nur ein paar Beispiele zu geben, im Kapitel über die Aussprache neben vielen Einzelheiten (Dauer, § 27) und Erweiterungen (Richtigkeit der Einzellaute, § 23), besonders die Erörterung, ob 'familiär oder akademisch', ganz umgearbeitet und zu einer 'Entscheidung' (S. 28) geführt worden. Die Bedenken, die Verf. schon früher den durch Passy hervorgerufenen Übertreibungen entgegensetzte, sind (Koschwitz wird zitiert) zu einer ausführlichen Zurückweisung des extremen Standpunktes geworden, wobei der verschiedenen Stilarten, der allgemeinen Fertigkeit, der Entwickelung des Schülers in gleichem Mafse Rechnung getragen wird. Noch gröfsere Erweiterung hat das Kapitel über die 'Sprechübungen' in dem Zusatz S. 45—50 und dem neuen Abschnitt über den 'Anschauungsunterricht' (S. 50—56) erfahren. Ja, der Besitz der fremden Sprache, die Fertigkeit, sich ihrer zu bedienen, ist und bleibt eins der Ziele, die uns der Verfasser vorschreibt. 'Wenn dieses Können nicht am Wege aufgerafft, nicht auf zufällige und äufserliche Art angeeignet worden, unter einer schulmäfsigen Zucht und Überwachung und in planvollem Stufengang erworben worden ist, dann ist es auch vom erzieherischen Standpunkt aus etwas recht Schätzbares' (S. 46); und 'alles

in allem kann ich überhaupt nicht umhin, einen französischen Unterricht, der dem Sprechen der fremden Sprache eine solche breite Rolle einräumt, für den vollkommneren zu erklären, für diejenige Form, welche eigentlich verwirklicht werden müſste — wofern es die persönlichen Bedingungen ermöglichen und der nötige Tiefgang des Unterrichts gewahrt wird' (S. 47). Verf. warnt davor — möchten wir auch diese seine Stimme hören —, Meinungsverschiedenheiten auf diesem Gebiete gleich auf Böswilligkeit und Unfähigkeit zurückzuführen. Es sei beiden Lagern zugerufen. Wie die Sprechübungen, unter nötiger Wahrung des Tiefganges, nicht nur den Unterricht begleiten, sondern ihn durchziehen können, wird in mustergültiger Weise an dem ganzen Gange, insbesondere für den Anschauungsunterricht mit seinen verschiedensten Hilfsmitteln gezeigt, wobei die 'Grenzen für Wert und Ziele' nicht übersehen worden sind. Daſs überall der nötige Tiefgang zu wahren ist, lehren uns die Kapitel über die Grammatik wie über die Lektüre. Auch hier finde ich wohl weitere Ausführungen, aber keine grundsätzlich veränderte Stellungnahme. Daſs der Grammatik eine andere Rangstellung als vielfach bisher angewiesen wird, verhindert ebensowenig die Schätzung ihres Wertes und ihrer Wichtigkeit für den bildenden Unterricht, wie der Umstand, daſs viele Vorschriften, die sich von Lehrbuch zu Lehrbuch fortschleppten, ohne in der Sprache eine Daseinsberechtigung zu finden, jetzt über Bord geworfen sind, was ja nebenbei auch in neueren griechischen und lateinischen Grammatiken geschehen ist. Daſs die induktive Methode, wenn sie wirklich ernst betrieben wird, und soweit sie bei der uns zur Verfügung stehenden Zeit möglich ist, nicht bloſs einen schöneren Weg' darstellt, sondern auch zu erfreulicheren Resultaten als der alte Gang, von der 'Regel' zur Anwendung, führt, scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Man nehme nicht immer, wenn das Lob der 'alten grammatischen Methode' gesungen wird, die Leistungen einzelner trefflicher Lehrer, die an der Hand jedes Lehrbuches den Geist der Sprache erkennen, sagen wir bescheidener, das Wesen einer sprachlichen Erscheinung erkennen lassen konnten. Nehmen wir die verbreitetsten Lehrbücher, Plötz etwa und Gesenius in der älteren Gestalt, und fragen wir, was der Durchschnittsunterricht mit diesem Wirrwarr von fertig gegebenen 'Regeln', deren eigentlich keine einzige sich mit der doch Leuten wie Plötz sicher vertrauten Erscheinung deckte, für eine wirkliche Geistesschulung anzufangen wuſste. Ich weiſs wohl, daſs der grammatische Teil mancher als sehr 'praktisch' erkannter neuer Lehrbücher, wenn auch nicht schlechter als die alten Arbeiten, so doch sehr fern von einem Ideal ist, weiſs aber auch, daſs für die meisten Fachlehrer, mögen sie noch so entschiedene 'Reformer' sein, mögen sie auch der Fertigkeit einen noch so groſsen Wert beilegen, doch Tobler nicht vergebens gelehrt und Lücking nicht umsonst seine 'Schulgrammatik' geschrieben hat. Mit der Anordnung des Stoffes in konzentrische Kreise bin ich voll einverstanden, möchte sie z. B. auch auf die Formenlehre des Verbs, wo der Anschauungsunterricht zuerst nur eine Erlernung der Präsensformen aller gebräuchlichsten Verben erfordert, übertragen wissen, was meines Erachtens diesen schwierigen Gegenstand bedeutend erleichtern würde. Auch für die Art, wie der Unterricht vertieft, wie die Ergebnisse der Wissenschaft zur Aufhellung verwandt werden können, sind kostbare Winke gegeben. Und in der Erörterung über die Notwendigkeit, das Maſs, den Nutzen der grammatischen Übungen zeigt sich wie überall die klare Besonnenheit, die das einmal klar erkannte Ziel im Auge behält, ohne sich von verführerischen Phrasen ('das Übersetzen ist eine Kunst, die die Schule nichts angeht') täuschen zu lassen. 'Ein wirklich völliges Nebeneinandergehen der Muttersprache und der fremden im Bewuſstsein kann demjenigen nicht als das Wünschenswerte erscheinen, der an das Bedürfnis eines einheitlichen Bewuſstseins, eines klaren und geschlossenen Vorstellungslebens

für die Schule denkt' (S. 69). Die als 'noch offen' hingestellte Frage, ob auch die Grammatik, wenigstens auf der Oberstufe, in der fremden Sprache zu behandeln sei, möchte ich des Schülers wegen, wie die 'Lehrpläne', mit einem Nein beantworten. Das Mafs der geistigen Arbeit, das meines Erachtens bei einem guten grammatischen Unterrichte von dem Aufnehmenden verlangt wird, scheint mir jede weitere Erschwerung durch das fremde Idiom auszuschliefsen. Natürlich sind die neueren Bestimmungen für französische Schulen in bezug auf orthographische und grammatische Eigentümlichkeiten erwähnt werden und wird ihre Berücksichtigung auch uns auferlegt.

Dem Kapitel über die schriftlichen Arbeiten ist ein besonderer Abschnitt 'Briefe' und eine kurze Erörterung über den Briefwechsel zwischen Schülern verschiedener Nationen hinzugefügt worden. Sorgfältiges Abwägen, bevor zu- oder abgesprochen wird, zeichnet auch diese Erörterungen aus, die in zweifelhaften Dingen der Eigenart der Schüler wie der Lehrer volle Freiheit zu lassen sich bemühen.

Und dann kommen wir zu dem schwierigsten Kapitel des sprachlichen Unterrichts, der Lektüre. Noch gründlicher und ausführlicher als bisher bemüht sich der Verfasser, sich mit den verschiedensten Grundsätzen, nach denen zunächst die Wahl der Lektüre getroffen wird, auseinanderzusetzen. Er erwägt den traditionellen Standpunkt, den idealistisch-moralischen, den humanistischen, wissenschaftlichen, literarhistorischen, sprachlichen, ethnologischen, wie in der alten Auflage, jedoch ausführlicher und mit Hervorhebung der Tatsache, dafs die letztgenannten sehr erstarkt sind und nun vor allem im Sinne des praktischen Bedürfnisses gelten sollen. 'Solche Rücksicht mit derjenigen auf bildende Wirkung (dies nur weniger in einem abstrakten Sinne genommen als früher üblich) zu verbinden, mufs möglich sein.' Wie wünschenswerter Freiheit durch die Rücksicht auf Schule und Klasse, auf Lebensalter und Befähigung ebensosehr wie durch allgemeine im Früheren entwickelte Gesichtspunkte Beschränkung auferlegt wird, zeigen nach den grundsätzlichen Erörterungen auch die Einzelausführungen über die Stoffkreise und Einzelstoffe (S. 94—104). Dafs man hier am häufigsten Einwendungen erheben und Zusätze machen möchte, ergibt sich aus der Natur der Sache; jedoch wird man auch da die erstrebte Objektivität des Urteils anerkennen und selbst bei seinen Lieblingsautoren sich gerechten Bedenken nicht verschliefsen können. Nur eine Abschätzung scheint mir zu hart und einseitig zu sein, die über die poetische Literatur der Franzosen: 'Die Poesie der Franzosen ist nicht unsere Poesie, ihr Feuer macht uns nicht erglühen, ihr Pathos bewegt uns nicht im Innersten.' Ich glaube, hier ist zu ausschliefslich die bei uns in Deutschland bevorzugte Schulpoesie ins Auge gefafst worden, die epische Stoffe naturgemäfs bevorzugt, und in der das Pathetische einen zu grofsen Platz einnimmt. Ich glaube schon bei den Romantikern, in den Naturstimmungen Lamartines, den kleinen Liedern Mussets, den menschlich-einfachen Empfindungsgedichten, die auch in jeder Sammlung V. Hugos zu finden sind, besonders dann aber bei Sully Prudhomme und den neueren Lyrikern, die allerdings zum Teil germanisches Blut in den Adern haben, dichterische Erzeugnisse zu finden, die sich den Perlen jeder anderen Literatur an die Seite zu stellen vermögen.

Bei der Behandlung der Lektüre ist jetzt eine grundsätzliche Erörterung der 'Frage ob Übersetzen oder Nichtübersetzen' hinzugekommen: 'die Deutung, Übersetzen oder Umsetzen?' Nachdem die Bedingungen des Verzichts auf das Übersetzen — und ihrer sind nicht wenige, und sie zu erfüllen, ist nicht leicht — entwickelt worden sind, wird eine Vermittelung anzubahnen versucht, indem die beiden Wege als nacheinander, dann nebeneinander empfohlen werden: 'doch soll die Übung an und mit dem fremden Text schon auf dieser (Unter-)Stufe den breiteren Raum einnehmen, die Übersetzung immer nur als Hilfe empfunden werden, nicht

als Zweck und Ziel.' Man sieht deutlich den fortschrittlichen Standpunkt des Verfassers; dem Wunsche aber, daſs das, was bei groſser Kunst möglich ist, in Zukunft einer weit gröſseren Zahl von Lehrern als jetzt möglich werde, tritt doch der weise Rat zur Seite (108), daſs fürs erste die Mehrzahl am richtigsten es noch nicht wagen möge. Unrecht wäre es, wenn 'das Lossagen bei unzulänglicher Kraft geschähe, ein Fliegenwollen ohne rechte Flügel (109).'

Wie bei dem folgenden Kapitel über den 'Wortschatz' ein Abschnitt 'Erweiterung der Aufgabe' hinzugekommen ist, der ein Inbewegungsetzen des Stoffes durch allerlei Gruppierungen behandelt, einen Blick auf die Wortbildung, Wortgeschichte und die Bedeutungsentwickelung wirft, und von ihrer Verwendbarkeit für den Unterricht spricht, so haben auch die Erörterungen über die Nebengebiete (Synonymik, Stilistik, Verslehre, Literaturgeschichte, Sprachgeschichte) manche Bereicherung im einzelnen erfahren, sind auch um ein ganzes Kapitel 'Kulturgeschichte und Landeskunde' vermehrt worden.

In dem dritten Teil: 'Die Organisation des Unterrichts' ist (S. 149) ein Abschnitt über die 'Höheren Mädchenschulen' hinzugekommen, der der natürlichen Wesensanlage der Mädchen in kurzen, aber treffenden Bemerkungen gerecht zu werden versucht; ein Anhang (S. 158) behandelt schlieſslich 'Die Person des Lehrers'. Daſs am Ende die Fachliteratur in ihren wichtigsten Erscheinungen, nach Gebieten geordnet, bis auf die Gegenwart fortgeführt worden ist, erwähnte ich bereits.

Ich habe den reichen Inhalt des Buches nicht erschöpfen können, brauche es auch nicht, denn jeder Fachmann kennt es. Ich hätte die beiden Auflagen Zeile für Zeile vergleichen müssen, um festzustellen, wieviel im einzelnen hinzugekommen ist. Ich habe nur die Hauptsachen erwähnt, die, die bei der Lektüre der zweiten Auflage jedem auffallen, der die Gedanken der ersten sich zu eigen gemacht hat. Ich weiſs nicht, ob ich überall die Unterschiede richtig getroffen habe, denn auch so habe ich nicht Seite für Seite vergleichen wollen, sondern mich auf das verlassen, was das aus dem Buche Erarbeitete in mir geworden war. Auch die zweite Auflage wird in jedes Fachmannes Hand und so die Nachprüfung leicht sein.

Man weiſs nicht, was man an dem Buche mehr bewundern soll, die gewaltige Arbeitsleistung oder die Bescheidenheit, mit der die Vorrede es in die Welt schickt. Möchten wir aus beiden lernen. Ist es nötig, bei jeder Kleinigkeit vom Sachlichen aufs Persönliche zu gehen? Da wird, um nur ein kürzliches Beispiel zu geben, an der einen Stelle mit den Einwendungen gegen die schon wegen ihrer Seltenheit harmlosen Vorlesungen durch nationale Rezitatoren gleich von den 'Stellungen gesprochen, welche neuerdings anfangen, wackelig zu werden' (*Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht* IV, 3, 193). Flugs tönt es von der anderen Seite zurück, daſs möglicherweise der Lehrer 'in den Augen der Schüler bei einem Vergleich mit dem Rezitator allzu ungünstig abschneiden und seine eigene Stellung womöglich erschüttert sehen' könne (Hartmann, *Mitteilungen der deutschen Zentralstelle für fremdsprachliche Rezitationen*, No. 19, S. 10). Man vergleiche einmal, mit welcher vornehmen Ruhe Münch ganz anders tiefgehende Meinungsverschiedenheit zur Sprache zu bringen weiſs, und man wird endlich einmal aufhören, was den Gründen an Durchschlagskraft fehlt, durch die Kraft der Ausdrücke zu ersetzen.

Die zweite Auflage der *'Methodik und Didaktik'* Münchs möge uns allen ein täglich gebrauchtes Handbuch werden.

Berlin. Theodor Engwer.

Arnold Schröer, Prof. Dr., Die Fortbildung der neusprachlichen Oberlehrer und das Englische und Französische Seminar an der Handels-Hochschule in Köln. (Sonderabdruck aus der Fest-

schrift zum XI. Deutschen Neuphilologentage, Pfingsten 1894, in Köln.) Köln a. R., Paul Neubner, 1904.

Auch für den sich dem praktischen Lehrberuf an der Schule zuwendenden jungen Mann ist die Universität nicht das Ende, sondern der Anfang seiner wissenschaftlichen Arbeit, sie ist die Einführung in das, was den Inhalt seines ganzen Manneslebens bildet.

Aus den besonderen Aufgaben, die dem Lehrer einer lebenden fremden Sprache zufallen, beantwortet sich die Frage nach den Bedingungen und der Art seiner Fortbildung folgendermaſsen: Sie muſs eine Fortsetzung der wissenschaftlichen Sprachbeobachtung sein, wie sie auf der Universität angebahnt worden ist. Dazu ist nötig Gelegenheit zur Beobachtung, d. h. Gelegenheit, geeignete Ausländer dauernd beobachten und konsultieren zu können. Dazu ist aber ferner eine reiche Fachbibliothek erforderlich, die die theoretische Erkenntnis jederzeit zu fördern bereit steht. Das Leben des gereiften Mannes aber ist nicht Rezeption, sondern Produktion. Produktiv kann auch derjenige sein, der nie eine Zeile zum Druck befördert; auch der ist produktiv, der die überkommene Erkenntnis durch selbständiges Denken weitergestaltet und sich so zu einer fortschreitend wertvolleren Lehrerindividualität entwickelt. Wir brauchen keine seichte praktische Schulmeisterei in der Schule und gelehrt scheinende Allüren auſserhalb der Schule, sondern wissenschaftliche Anregung aus der Schule und wissenschaftliche Anregung für die Schule.

Die trefflichen Bemerkungen des Verfassers werden in einer Reihe von Anmerkungen nach gewissen Richtungen hin weiter ausgeführt. Nach einem Blick auf die historische Entwickelung des Universitätsunterrichts in unserem Fache wird die Bedeutung des wissenschaftlichen Studiums für die Erkenntnis der lebenden Sprache, das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis beleuchtet und gezeigt, wieviel gerade für die wandelbare lebende Sprache wissenschaftlich für den zu tun bleibt, der beständig Anregung dazu durch die Bedürfnisse seines Unterrichts erhält. Sehr treffend scheinen mir die Bemerkungen über die Grenzen der Autorität des Ausländers, der auch im besten Falle eben nur 'Beobachtungsobjekt' sein kann, und über das Verhältnis des wissenschaftlichen Vertreters des Faches zu seinen Lektoren.

Daſs dieser so charakterisierten, notwendigen Weiterbildung des Lehrers neue Möglichkeiten zu den bisherigen, den im Amte befindlichen Männern nur selten erreichbaren, geschaffen werden, sollten alle meines Erachtens mit Freuden begrüſsen. Und wenn die Bedingungen dafür, hervorragende Fachgelehrte, geeignete fremde Lektoren, reiche Bibliotheken, dank der Opferwilligkeit städtischer Körperschaften zusammenkommen, so scheint es mir natürlich im öffentlichen Interesse geradezu geboten, daſs diese, wenn auch ursprünglich vielleicht zu Sonderzwecken vereinten Kräfte nach den verschiedensten Seiten hin fruchtbar gemacht werden. In voller Erkenntnis dessen hat sowohl Schröer der Handels-Hochschule in Köln wie Morf der Sozial-Akademie zu Frankfurt a. M. Kurse anzugliedern sich bestrebt, die Vereinigungspunkte für die neusprachlichen Lehrer nicht nur der Stadt, sondern der Provinz geworden sind. Das philologische Seminar in Köln, das sich bei Vorträgen und Diskussionen in fremder Sprache auch weiteren Kreisen, Mittelschullehrern und Lehrerinnen öffnet, will in wissenschaftlicher Weise der Praxis dienen, ähnlich wie jetzt auch anderen gelehrten Berufen (den Medizinern z. B. die Akademien für praktische Medizin) Fortbildungsanstalten nach der Universitätszeit geschaffen werden. Das Frankfurter Seminar hat, wie ich aus dem 'Bericht des Rektors über die zwei ersten Studienjahre, W.-S. 1900/02 bis S.-S. 1903' (Jena, Fischer, 1904) ersehe, eine englische Sektion nur für Lehrer, dagegen zwei Abteilungen in der romanischen Sektion, die unter der Leitung Morfs stehen, eine für Lehrer, eine für Studierende der neueren Sprachen. Der von der Unterrichtsverwaltung genehmigte Kursus

für Studierende, der ein Sommer- und ein Wintersemester umfaſst, ist im April 1903 ins Leben getreten. Seither ist auch am englischen Seminar der Akademie eine Abteilung für Studierende eingerichtet worden, und es hat sich in ähnlicher Gliederung auch ein germanisches Seminar zum romanischen und englischen gefügt.

Wir können den jungen Anstalten auch in dieser über ihre ursprüngliche Bestimmung hinausgehenden gemeinnützigen Betätigung nur von Herzen Glück wünschen; der Ruf ihrer Leiter bürgt für das Gelingen der Aufgabe, die sie sich gestellt haben.

Berlin. Theodor Engwer.

Amalia Cesano. Hans Sachs ed i suoi rapporti con la Letteratura Italiana. Roma, Officina poligrafica Italiana, 1904. 103 S. gr. 8°.

Es freut mich immer, wenn Ausländer sich die deutsche Literatur zum Arbeitsfelde wählen, vorausgesetzt natürlich, daſs sie sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigen und entweder die Forschung weiterführen oder doch eine das Thema beherrschende geistvolle Zusammenfassung der bisherigen Forschungsergebnisse darbieten. Die vorliegende Arbeit ist zwar löblich und anerkennenswert in der Absicht, aber leider in der Ausführung nach beiden Seiten hin wenig glücklich.

Schon die beigegebene '*Bibliografia*' läſst das erkennen. Sie verzeichnet verschiedene brauchbare Werke, aber daneben auch teils recht veraltete, teils wertlose, teils durch moderne Leistungen längst überholte, so z. B. O. Haupt, *Leben und dichterische Wirksamkeit des H. Sachs*, 1868; Lützelberger, *H. Sachs*, 1874; R. Genée, *H. Sachs*, 1888; Westermeyer, *H. Sachs, der Vorkämpfer der neuen Zeit*, 1874, usw.; oder Werke, die mit den einschlägigen Fragen wenig oder nichts zu tun haben, so z. B. Blasis *Della vita e delle opere di Pierre delle Vigne* (1861); Goethes *Elegien;* L. Hirzel, *Goethes ital. Reise*; Klein, *Geschichte des Dramas* u. dgl. mehr. Dagegen fehlen die neueren und neuesten, geradezu unentbehrlichen Schriften und Ausgaben: von der Ausgabe der Werke des H. Sachs in der Bibliothek des Literarischen Vereins sind nur die ersten von A. von Keller herausgegebenen 12 Bände angeführt, die anderen (Bd. 13—25), von E. Goetze besorgten, mit ihren wichtigen Nachträgen zu den früheren Bänden fehlen, ebenso E. Goetzes Ausgaben der Fastnachtspiele, der Fabeln und Schwänke (Bd. 1—5), seine Monographie über H. Sachs in der '*Bayerischen Bibliothek*' usw. Der Name des Altmeisters E. Goetze kommt — unglaublich! — nirgends in dem Buche vor. Man vermiſst ferner Ch. Schweitzers Buch über H. Sachs, Dreschers Abhandlung *H. Sachs und Boccaccio* (Festschrift zur Hans Sachs-Feier, hg. von Max Koch), des Referenten Untersuchungen über Quellen der Fastnachtspiele, Fabeln, Märchen und Schwänke des H. Sachs (*Germania*, Bd. 36 u. 37, Festschrift *H. Sachs Forschungen*, hg. von A. L. Stiefel 1894, *Zsch. f. vgl. Literaturgeschichte*, Bd. 6, 8, 10, *Studien z. vgl. Literaturgeschichte*, Bd. II, 2 usw.), worin die italienischen Quellen einen breiten Raum einnehmen, und Goedekes *Grundriſs*, von anderen Werken oder Abhandlungen, sei es solchen, die zum H. Sachs-Jubiläum 1894, sei es solchen, die später erschienen,[1] zu schweigen.

[1] Zu den Abhandlungen, die noch speziell für das Thema in Betracht kämen, wären u. a. Mac Mechan, *The Relation of H. Sachs to the Decameron* (Halif. 1889), und W. Abele, *Die antiken Quellen des H. Sachs* (Cannstadter Realschulprogramme 1897, 1899), zu zählen, die indes beide nach Form und Inhalt wenig empfehlenswerte Leistungen sind, jener wegen seines pedantischen Schematismus, seiner Seichtigkeit und Unvollständigkeit, dieser durch seine schlechte Anordnung, seine trockene geistlose Behandlung, die sich oft mit einer öden Aufzählung begnügt, und dann sein Heranziehen von Dichtungen, die mit dem Altertum nichts zu tun haben einerseits und seinen Lücken anderseits.

Unter solchen Umständen ist es erkärlich, daſs die Abhandlung den wissenschaftlichen Anforderungen in keiner Weise entspricht. Cesano kennt nur einen Bruchteil der in Betracht kommenden Werke des Dichters und kennt nicht die über die Quellen des H. Sachs bereits erschienenen Arbeiten und was über seine Schaffensweise, über sein Verhalten den Quellen gegenüber schon feststeht. Anstatt auf der früheren Forschung umsichtig weiter zu bauen, sucht die Abhandlung mühsam aufs neue das Material zusammen, wobei viel wertloses Gestein und Schutt aufgehäuft, aber gerade das naheliegendste beste Material vernachlässigt wird.

Die Arbeit zeugt noch von genügender Vertrautheit mit den groſsen italienischen Dichtern der Frührenaissance, was aber über den Nürnberger Meistersinger darin gesagt wird, ist nur eine auf zum Teil flüchtiger und unkritischer Lektüre der angegebenen Literatur beruhende Zusammenstellung, in der Richtiges und Unrichtiges untereinander laufen. Sicherlich hat Verfasser auch einen Teil der besprochenen Dichtungen des H. Sachs gelesen, dafür sprechen schon die zahlreichen Zitate, ob aber immer verstanden, das muſs ich bezweifeln.

In der Anlage der Abhandlung ging Cesano (im 1. Kapitel) von dem richtigen Gedanken aus, 'Cenni biografici', d. h. Bemerkungen über den Lebensgang des H. Sachs, über das Milieu, in dem seine Dichtungen entstanden, sein Verhalten zur Reformation, zum Meistergesang usw., dem eigentlichen Thema voranzustellen. Der Plan der Arbeit wäre soweit als gelungen zu bezeichnen; es bleibt aber zu bedauern, daſs Cesano im Hauptteil der Arbeit, im 2., 3. und 4. Kapitel, so verfährt, als ob H. Sachs die italienischen Autoren ohne Vermittelung von Übersetzungen 'studiert' habe, und erst im 5. Kapitel mit der Frage nachhinkt: 'Come Hans Sachs conobbe le opere del Boccaccio.' Entschieden hatte diese Frage voranzugehen, und Verfasser durfte nicht sowohl die Originale als vielmehr die Übersetzungen bei der Vergleichung mit dem Nachahmer zugrunde legen.

Wenn ich jetzt zu Einzelheiten übergehe, so will ich mich bei der Aufzählung der Unrichtigkeiten, soweit sie die Biographie des Dichters und den Meistergesang betreffen, nicht aufhalten; ich will auch nur nebenher bemerken, daſs die deutschen Zitate vielfach ganz entstellt wiedergegeben sind, was nicht immer auf Rechnung des Setzers geschrieben werden darf:[1] meine Bemerkungen sollen sich nur auf das eigentliche Thema, auf die Beziehungen des H. Sachs zu der italienischen Literatur beschränken. Als Quellen des H. Sachs sind in dem italienischen Buche die *Cento novelle antiche*, Petrarcas *De rebus memorandis*, *De remediis utriusque fortunae*, *I trionfi* und *Le Epistole*, Boccaccios *De claris mulieribus*, *De casibus virorum illustrium*, *De Genealog. Deorum* und *Filocolo* bezeichnet. Das ist einerseits zu viel, anderseits zu wenig. Es sind zu streichen die *Cento novelle antiche*, Petrarcas *Trionfi* und *Epistole* und Boccaccios *De Genealogia Deorum*, welche H. Sachs nicht kannte. Dafür wären als Vorlagen des Meisters anzuführen: Ph. Beroaldus,[2] Poggio[3] Bracciolini, *Enea Silvio Piccolomini*,[4] *Polidoro Virgilio*,[5] ferner ist es sehr wahrscheinlich, daſs Sachs noch einige italienische Schwank- und No-

---

[1] So z. B. gewiſs nicht Silbentrennungen wie folgende: Spru-chgedicht (S. 13), nüt-zliches (S. 27), Ba-uer (S. 77 bis), sit-tliches (ibid), Schw-ank (S. 100) usw.

[2] Vgl. meine Abhandlung *Über die Quellen der H. Sachsschen Dramen* (*Germania* 36, S. 4 ff.).

[3] Dem H. Sachs deutsch vorgelegen in Steinhöwels u. Brant-Adelphus' *Esopus*.

[4] Seine Erzählung von Eurialus und Lucretia bearbeitete H. Sachs durch Vermittelung des N. von Wyle in einem Meistergesang.

[5] Mehrfach von H. Sachs ist seine durch M. Tatius Alpinus 1537 verdeutschte Schrift *De rerum inventoribus* zu Meisterliedern benutzt worden.

vellendichtungen, so z. B. die *Facetie* des Piovano Arlotto,[1] durch die Vermittelung seines des Italienischen kundigen Freundes Niclas Braun kennen lernte.[2]

Von dem ungeheuren Einfluſs, den Boccaccio durch seine drei Werke auf den Meistersänger ausübte, hatte Cesano bei weitem nicht die richtige Vorstellung. Auch das über Petrarcas Einwirkung auf H. Sachs Gesagte erschöpft in keiner Weise den Gegenstand.

Um mein Urteil zu belegen, schreite ich sogleich dazu, einzelne Stellen aus der Arbeit anzuführen: S. 10 sagt Cesano, daſs nach dem Erlöschen der Linie der Hohenstaufen 'la letteratura italiana e la tedesca rimangono estranee l'una all'altra fino a H. Sachs.' [Aber H. Vintler, Arigo, Steinhöwel, A. v. Eyb, H. Folz, Seb. Brant-Adelphus u. a.?] Ferner: 'H. Sachs ... senza aver vissuto in Italia ... sente il fascino d'una vita più allegra, d'una letteratura più libera di quella del suo paese e la studia e innamoratosene non se allontana più.' Leere Phrasen! Die italienischen Autoren in ihren meist sehr holperigen Übersetzungen waren für H. Sachs stoffliche Quellen nicht besser und nicht schlechter wie seine anderen. — Falsch ist, daſs dem H. Sachs (S. 19) 'Plauto', ferner Ambrosio, Isidoro 'erano famigliari'. — S. 22 heiſst es: 'Erano gia apparsi (von H. Sachs), è vero dal 1517 al 1549, due o tre componimenti di questo genere (Dramen) etc.' Das ist unrichtig. Bis 1549 hatte Sachs bereits 18 Fastnachtspiele und 20 Tragödien bezw. Komödien geschrieben. — S. 29 lesen wir von H. Sachs: 'attiravano pure la sua attenzione i primi nostri scritti in volgare ... e lo accendevano d'entusiasmo i grandi umanisti italiani del secolo XIV. Cosi conobbe e in parte rese note al suo popolo *Le novelle antiche* ... Le n. antiche lo attraevano per la profonda psicologia e per la morale che racchiudono etc.' Alle diese Dinge, von denen die H. Sachs-Forschung nichts weiſs, kann Cesano nur auf übernatürlichem Wege, etwa durch ein nächtliches Gesicht erfahren haben. — Eigentümlich ist folgende Motivierung (S. 43): 'H. Sachs ammiro le opere del Petrarca, ma egli non potè e non volle fermarsi a lungo sul grande Aretino, sia forse perchè dolente di non poterne leggere il Canzoniere, sia perchè quanto alle idee religiose, si sentiva troppo lontano dal poeta.' Ich halte es nicht für nötig, hier etwas hinzuzufügen. — S. 45 zählt Cesano die Spiele '*Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet* ed anche *Die ungleichen Kinder Eva*' (muſs heiſsen Eve) unter die besten Dramen, 'che H. S. ha composto ispirandosi all antico testamento.' Daſs der Dichter sich hier nicht aus der Bibel, sondern aus anderen Quellen seine Inspiration geholt hat, ist längst bekannt (vgl. *Germania*, H. S. 33—35). — '*Frau Warheit will niemandt herbergen* — heiſst es S. 45 weiter — fu composta su di un capitolo delle *Bestemmie e cose serie* del Pauli. Raccontono il Pauli ed H. Sachs come le quattro donzelle — Ignis Aqua Aer e Veritas stabilissero d'informarsi à vicenda delle loro sedi etc.' Hieran ist erstens die Übersetzung *bestemmie* für *Schimpf* (und Ernst) — also lautet bekanntlich der Titel von Paulis Schwankbuch — falsch und zeugt von ungenügender Kenntnis der deutschen Sprache des 16. Jahrhunderts. Cesano hätte *scherzi* oder *burle* schreiben müssen. Dann ist es nicht wahr, daſs in Sachsens Spiel die 'quattro donzelle' vorkommen, Cesano hat offenbar das Stück nicht gelesen. — S. 30 wird Sachsens Schwank *Der hecker mit den dreyen seltsamen stuecken* auf die *Cento novelle antiche* zurückgeführt, in der er sich übrigens nur in der Ausgabe von Giunti 1572 befindet. Sachs entnahm, wie längst bekannt, die vielverbreitete Erzählung Pauli 423. — S. 63 steht: 's'ispirò (H. S.) alle *novelle antiche* che erano volte in tutte

[1] Vgl. meine H. Sachs-Forschungen, S. 78—83, 188—189; *Studien z. vergl. Lit. Gesch.* II, S. 161—165.

[2] Vgl. *Zeitschrift f. deutsche Philologie*, Bd. 32, S. 484.

le lingue e del Petrarca lesse i libri *Rerum memor.*, il trattato *De remediis utriusque fortunae* e le *Lettere* (in Latein). Del Boccaccio conobbe le opere latine, lette probabilmente nelle traduzioni tedesche.' Hierzu sei bemerkt: von Übersetzungen der C. n. a. ist nichts bekannt. Petrarcas beide ersten Werke las Sachs nur in den deutschen Übersetzungen von Vigilius (1541) bezw. Stahl-Spalatins (1532), die keinem H. Sachs-Forscher fremd sind, und Boccaccios lateinische Werke nicht nur wahrscheinlich, sondern sicher in den nicht minder bekannten Übersetzungen von Steinhöwel und H. Ziegler. Wenn Cesano (S. 64) im Anschlufs an des letzteren Übersetzung der *De casibus virorum illustrium* (1545) sagt: 'prima di lui Jacopo Micillo (Micyllus) aveva fatto il medesimo lavoro per il *De Genealogia Deorum*,' so ist zu erinnern, dafs dieser Humanist zwar den lateinischen Text der *Genealogia* 1532 'cum annotationibus' (Basilea apud J. Hervacium), aber keine Verdeutschung veröffentlicht hat. — Unrichtig ist auch, was Cesano S. 83 sagt: 'bisogna considerare che H. Sachs, dopo la Hroswitha, fu il primo scrittore drammatico etc.'

Endlich ist noch zu erwähnen, dafs Cesano in einer sonst rühmlichen Begeisterung für H. Sachs oft in der Wertschätzung seiner Leistungen zu weit ging. So heifst es z. B. S. 23: 'più vicina alla perfezione sono le commedie ispirate alle novelle del Boccaccio.' — Ferner S. 46: 'le tragedie di *Jocasta* e di *Clitemnestra* possono annoverarsi fra i migliori drammi del poeta.' — S. 86: '*La Lisabetta* ... si potrebbe giudicare un perfetto lavoro drammatico se avesse uno sviluppo maggiore.' — S. 91 bis 92: 'Questo *meisterlied*, (*Die schererin mit der nasen*) — betreffs dessen 'il poeta si è fondato senza dubbio sulla novella VII, 8 (des Decamerone)' — che per la vivacità e per l'umorismo potrebbe dirsi ... uno degli scherzi piu perfetti ed allegri, prova piutosto come il poeta gia nel 1538 ... fosse tanto compenetrato dello spirito boccaccesco da ritrarlo in modo meraviglioso, pur allontanandosi dalle concezioni del grande novellista.' Das sind riesige Übertreibungen, zu denen Cesano teils das leicht zur Einseitigkeit führende Spezialstudium, teils die mangelhafte Kenntnis des Deutschen, teils — und dies zeigt besonders das letzte Zitat — die ganz ungenügende Bekanntschaft mit den übrigen Quellen des H. Sachs und mit seiner Schaffensweise verführte. *Die schererin mit der nasen* geht, wie bereits Goedeke, *Dichtungen des H. Sachs* I, 108 — von Cesano noch eigens zitiert —, angab, auf *Das Buch der Beispiele der alten Weisen* (Bidpai) und nicht auf Boccaccio zurück, und alle Vorzüge, die darin zu finden sind, gehören so ziemlich dem alten indischen Fabelbuch.

Nicht minder wie in der Beurteilung der Originalität und der künstlerischen Leistungen des Meistersingers verläfst Cesano auch betreffs seiner Moralität den festen Boden der Tatsachen. So lesen wir S. 43, dafs H. Sachs unter seinen Boccaccios *De claris mulieribus* entlehnten Gedichten 'non ripete le avventure della sciocca Paolina, nè quelle della greca Leena etc.' In Wahrheit hat S. von beiden Stoffen je einen Meistergesang (1537 bezw. 1544) gedichtet. S. 70 heifst es: 'Egli (H. S.) sceglie ... le novelle (Boccaccios) esenti da immoralità, e quando tratta argomenti che alquanto si allantanano dai suoi severi principi si affretta a far conoscere le conseguenze del male.' Leider verdient H. Sachs dieses hohe Lob nicht. Nicht nur hat er einige der bedenklichsten Novellen des Florentiners (wie z. B. II, 7 und V, 4), sondern auch viele der widerlichsten Zoten Poggios und anderer in Meisterlieder verwandelt, ohne jede Moral.

München. Arthur Ludwig Stiefel.

Schädel, Bernhard, Mundartliches aus Mallorca. Halle a. S., R. Haupt, 1905. 43 S.

Diese interessante Mitteilung über die lebenden Mundarten von Mallorca, die der Verfasser in Erinnerung an gemeinsame Arbeit im roma-

nischen Seminar zu Zürich mir zu widmen den freundlichen Gedanken hatte, setzt sich aus zwei Teilen zusammen. Die ersten 29 Seiten geben mit kurzen Einleitungen, die über die Sprachverhältnisse der Insel orientieren, sechs volkstümliche Stücke in phonetischer Umschrift (nach Böhmer): zwei prosaische (Märchen) von Manacor (aus Jordi des Recó, *Aplech de Rondayes Mallorquines*, Ciutat de Mallorca 1896—1904) und vier gereimte von Sóller (aus J. Rullan, *Literatura popular mallorquina*, Sóller, 1900). Der Rest enthält 'Bemerkungen zum Mallorkinischen'. Beide Teile bieten eine Belehrung, wie sie nur der zu geben vermag, der im lebendigen Verkehr mit Land und Leuten auf Grund eingehender fachmännischer Kenntnisse liebevoll beobachtet und gesammelt hat.

Im nördlichsten und im südlichsten Teile des katalanischen Sprachgebietes, im Roussillon und in Valencia, ist das einheimische Idiom, dort vor dem Hochfranzösischen und hier vor dem Kastilischen, zum bloſsen Vulgärdialekt herabgesunken. Barcelona aber besaſs hinreichende geistige Selbständigkeit, um der Muttersprache das Interesse der Gebildeten zu erhalten. Auf Barcelonesischer Basis hat sich, wie einst die altkatalanische Schriftsprache, so auch das Literärkatalanisch der *Renaixensa* des vorigen Jahrhunderts entwickelt. Dieses Literärkatalanische ist auch dem gebildeten Mallorkiner geläufig: es ist die interne Literatursprache der Insel, neben der das Kastilische die Sprache des offiziellen Verkehrs und eines auch für Spanien berechneten Schrifttums ist. Auſser diesen beiden Schriftsprachen besteht der mallorkinische Dialekt als Umgangssprache auch der Gebildeten.

Aber auch innerhalb dieses mallorkinischen Idioms sind wachsende zentripetale Kräfte wirksam: die Hauptstadt Palma beherrscht den Verkehr, und vor der Palmesaner Sprechweise schwindet die Sonderart der Lokaldialekte zusehends. Der ländliche Gelegenheitsdichter (*gluzədó*; *glusədó* V, 5 scheint Druckfehler) verstummt. Wie Schule und Kirche sich zu der Entwickelung der Dinge stellen, sagt uns Schädel leider nicht.

Zwei dieser Lokaldialekte gibt Schädel in seinen Märchen und Gedichten lautlich wieder: den der Stadt Manacor und den des abgelegenen Tales Sóller. Jener steht dem Palmesaner Idiom nahe; die Mundart der *Sollerichs* aber ist von ausgeprägter Eigenart — oder sie war es wenigstens, bis die Poststraſse das einsame Tal für Palma erschloſs. Diese Eigenart, welche die alten Leute und die Bewohner der Huerta noch bewahrt haben, stellt Schädel dar. Ein Vergleich seiner Transkriptionen mit der traditionellen Graphie zeigt, wie wenig wir bisher von der wirklichen Lautgestalt des Vulgärmallorkinischen gewuſst haben.

Ich bedaure, daſs Schädel die Texte nicht mit einer Übersetzung oder wenigstens mit einem Glossar der schwierigeren Wörter versehen hat. Er schreibt doch auch für solche, die aus dem Katalanischen kein Hauptstudium gemacht haben, und denen einschlägige Hilfsmittel nicht zur Verfügung stehen. Seine inhaltsreiche, so viel Neues bietende Studie ist ein Vorläufer weiterer, umfänglicherer Arbeiten:[1] das Interesse für diese

[1] Schädel ist — ich hoffe nicht indiskret zu sein — mit einer Darstellung der katalanischen Mundarten auf breitester Basis beschäftigt. Das Unternehmen erfreut sich der Mitarbeit anderer, auch einheimischer Sprachkundiger. Wir haben alle Ursache, diesen neuen Gaben mundartlicher Forschung mit Spannung entgegenzusehen: hoffentlich wird sich unter ihnen auch ein Sprachatlas befinden. — Bei diesem Anlaſs sei ein Wort über das Transkriptionssystem gestattet. Schädel hat für seine Zwecke Böhmers Zeichen nicht nur ergänzt (was ja unanfechtbar ist — welchen Lautwert hat *ϱ* S. 34? —), sondern sie auch teilweise modifiziert. Er läſst für palatales *l* das Zeichen *ly* bestehen, ersetzt aber das *tχ* (für palatales *k* bezw. pal. *t*) durch *k*. Solche Modifikationen sind nicht nur deshalb unzweckmäſsig, weil sie aus dem System (Notierung der Palatalisierung durch *-y*, *-χ*) herausfallen,

zu wecken und überhaupt die romanische Mundartenforschung zu fördern, ist das schöne Ziel seiner Bemühungen. Wer aber fördern und wirken will, mufs den anderen die Nachfolge möglichst leicht machen.

In seinen 'Bemerkungen' gibt Schädel eine Reihe äufserst interessanter sprachlicher Beobachtungen, mit denen er auch manche überlieferte Meinung richtigstellt.[1] Der Wandel von *á* zu *é* bereitet sich in Palma vor und geht augenscheinlich von der Kombination *tχa* aus.[2] Das Mallork. kennt ein hochtoniges *ə* aus lat. *e* (*drət*). Die Sandhierscheinungen der Konsonanten sind sehr mannigfach; insbesondere bemerkenswert ist die Wirkung von *s*: *s* + *s* > *ts*; *p* + *s* > *ts*, wonach die Artikelform *ets* von Schädel sehr wohl auf *ipse* zurückgeführt werden darf (S. 42). Er hat überhaupt der wechselnden Lautgestalt des Artikels eine eingehende und sehr aufklärende Darstellung gewidmet: *ipse* ist gemeinmallorkinisch; nur Pollensa scheint von alters her *ille* verwendet zu haben; wo sich sonst (neben *ipse*) *ille* findet, da ist es als vornehmere Form aus dem festländischen Katalanisch eingeführt worden. — Zweifelhaft ist mir, ob S. 35 die Filiation der Entsprechungen des latein. $g^{e,i}$ richtig ist. Fornalutx hat nur *y* (*yent*, cf. altspan. *yente*), Sóller hat *dyēnt*, aber nach Vokalen *χēnt*; Palma hat *dχēnt* und nach Vokalen ebenfalls *χēnt*. Die entscheidende Indikation scheint mir, wie Schädel selbst, darin zu liegen, dafs auch die nach Pausa stehenden Formen in Sóller und in Palma den Verschlufslaut zeigen (*dyēnt*, *dχēnt*): danach ist der Verschlufslaut wohl überhaupt, auch in Fornalutx, die ältere Lautstufe. Nach Vokal hat sich der Verschlufs gelöst, und der an dessen Stelle tretende Reibelaut hat sich in Fornalutx verallgemeinert; in Sóller und Palma hat sich seine palatale Artikulation gegen die Alveolen zu verschoben, *χ*, und in Palma ist von dieser Verschiebung auch der Verschlufslaut selbst (*dy* > *dχ*) ergriffen worden. Es ist dabei nicht aufser acht zu lassen, dafs trotz ihrer Graphie die *dy*, *dχ* nicht mit *d* zusammengesetzte Laute, sondern einheitliche palatale, resp. palatal-alveolare (stimmhafte) Explosivae sind. Dafs ihre Reduktion zu homorganen Reibelauten im Gemeinmallorkinischen nur nach Vokalen eintritt, kann sehr wohl, wie Schädel meint, ein Fingerzeig für die Entwickelung von *dy*, *dχ* zu *y*, *χ* in anderen romanischen Idiomen sein.

Gewifs ist es Schädel gelungen, davon zu überzeugen, dafs unser Wissen von den katalanisch-mallorkinischen Idiomen viel lückenhafter ist, als die Ausgaben entsprechender Texte uns vermuten liefsen. Seine Mitteilungen haben aber auch davon überzeugt, dafs er der Mann ist, um diese Lücke unserer Kenntnis auszufüllen. Die romanistische Forschung darf auf diesem Wege von ihm reiche Förderung erwarten. H. M.

---

sondern auch weil auf diese Weise jeder Forscher sich tatsächlich eine neue Umschrift schafft. Es empfiehlt sich aus praktischen Gründen, bei einer der bisherigen phonetischen Graphien zu bleiben. Gewifs sind *ny*, *ly*, *dy*, *tχ* etc. sehr unglückliche Zeichen, aber sie haben den praktischen Vorzug ererbter und weiter Verbreitung. — Übrigens würde ich aus ebensolchen praktischen Erwägungen zur umfänglichen Darstellung des Katalanischen das System Gilliéron wählen, was auch immer gegen einzelne Zeichen eingewendet werden mag. Auch der *Atlas linguistique de la Suisse romande* tut dies. Wir würden dann für Sprachkarten, die von Guernesey bis nach den Balearen, vom Val d'Anniviers bis nach Bordeaux reichen, eine einheitliche Graphie haben!

[1] Das palatale *k* (resp. *t*), von dem S. 35 die Rede ist, ist an-, in- und auslautend ein weitverbreiteter Laut romanischer, speziell auch galloromanischer Mundarten, so dafs ich die Bemerkung des Verfassers nicht verstehe.

[2] Es wäre sehr erwünscht, über den Umfang der Erscheinung Näheres zu hören. Verhält sich hier betontes *á* und nebentoniges *a* gleich? Cf. Salvionis Untersuchungen zum Lombardischen (*Studi di fil. romanza* VIII 1 ff).

Verzeichnis

der vom 13. Juni bis zum 1. Oktober 1905 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology. XXVI, 2 [Review: Root's Classical mythology in Shakespeare].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XI, 3, 4 [M. Haberlandt, Über Raufwerkzeuge der Innviertler Bauernburschen. — J. Blau, Vom Briseltabak und seiner Bedeutung im Volksleben der Böhmerwaldgegend um Neuern. — J. Franko, Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland. — Kleine Mitteilungen etc.].

Festschrift, Adolf Tobler zum siebzigsten Geburtstage dargebracht von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Braunschweig, G. Westermann. VI, 477 S.

Meyer-Rinteln, Wilhelm, Die Schöpfung der Sprache. Leipzig, Grunow, 1905. XVI, 256 S.

Gutro, Emil, Das Doppelwesen des Denkens und der Sprache. Berlin u. Neuyork, Internationale physio-psychische Gesellschaft. XV, 279 S.

Dittrich, Ottmar, Die Grenzen der Sprachwissenschaft. Ein programmatischer Versuch [S.-A. aus *Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur*, XV]. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. 20 S.

Breysig, Kurt, Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer. Berlin, Bondi, 1905. XI, 202 S.

Skeat, W. W., A primer of classical and English philology. Oxford, Clarendon Press, 1905. VIII, 101 S. 2 sh.

Horovitz, Josef, Spuren griechischer Mimen im Orient. Mit einem Anhang über das ägyptische Schattenspiel von Friedrich Kern. Berlin, Mayer & Müller, 1905. 104 S.

Wolf, Johannes, Geschichte der Mensural-Notation von 1250—1460. Nach den theoretischen und praktischen Quellen bearbeitet. Teil I: Geschichtliche Darstellung. X, 424 S. M. 14. Teil II: Musikalische Schriftproben des 13. bis 15. Jahrhunderts. VIII, 150 S. M. 8. Teil III: Übertragungen. VIII, 202 S. M. 8. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1904.

Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Liebig-Realschule zu Frankfurt a. M. am 18. Juni 1905. Gestiftet von Freunden der Schule. Leipzig und Frankfurt, Kesselringsche Hofbuchhdlg., 1905. VI, 157 S. [Darin: F. Bothe, Zur Geschichte der Anstalt. S. 1—46. — F. Dörr, Vom Unterricht in den neueren Sprachen seit 1890. S. 63—78.]

Literaturblatt für germanische u. romanische Philologie. XXVI, 6—9 (Juni — September).

Modern language notes. XX, 6 [A. S. Cook, Notes on Shelley. — K. Sills, Another word on Dante's Cato. — L. H. Holt, Notes on Ben Jonson's Volpone. — G. L. Swiggett, Notes on the Finnsbury fragment. — Reviews, correspondance].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. XIII, 3 [H. Büttner, Die schriftlichen Klassenarbeiten, ein Vorschlag zu ihrer Reform. — K. Meyer, Über Shakespeares *Macbeth* (Schluſs). — R. J. Lloyd, Glides between consonants in English (V). — Besprechungen. — Vermischtes].

Schweizerisches Archiv f. Volkskunde, hg. v. E. Hoffmann-Krayer und J. Jeanjaquet. IX, 1 [E. A. Stückelberg, Über Pergamentbilder. — A. Rossat, *Les Paniers*, poème patois (suite). — S. Meyer, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. — Miszellen: A. Zindel-Kressig, Die Knabenschaften von Sargans. — E. Hoffmann-Krayer, Zum sog. Heckerlied. — M. K. F., Ein Auswandererlied. — J. Jeanjaquet, Formulettes enfantines de la Suisse romande accompagnant l'écorçage du saule. — A. Ithen, Über Tänze im Kanton Zug. — Bücheranzeigen. — Kl. Chronik. — Bibliographie].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphilolog. Verein in Helsingfors, 1905, N°. 3 [A. Wallensköld, La simplification de l'orthographe française. — Besprechungen. — Die schriftlichen Maturitätsproben im Frühjahr 1905. — Protokoll des Vereins. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Modern philology. III, 1 [J. L. Lowes, The dry sea and the carrenare. — J. E. Matzke, Some examples of French as spoken by Englishmen in Old French literature. — O. Heller, Ahasver in der Kunstdichtung. — G. F. Reynolds, Some principles of Elizabethan staging, part II. — H. C. Sills, References to Dante in 17th century Engl. literature. — R. Holbrook, 'Maître Patelin' in the Gothic editions, by P. Levet and G. Beneaut. — G. L. Swiggett, Schlegel's fragment 'Die Amazonen', a discussion of its authorship].

Modern language teaching. I, 5 [R. J. Lloyd, The standard English of the 20. century. — F. C. Johnson, French methods of teaching. — W. G. Hartog, The teaching of French composition. — R. H. Allpress, A visit to a reform-gymnasium. — F. R. Robert, The teachers' guild holiday course at Santander. — W. O. Brigstocke, Modern language association. — The king Alfred school society. — Review].

Wychgram, J., Stephan Waetzoldt [S.-A. aus *'Frauenbildung'*, IV. Jahrgang]. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. 18 S.

Vrba, Dr. K. F., Relativ obligates Französisch und Englisch am Gymnasium [S.-A. aus *Österreichische Mittelschule* XIX. Jahrg., 3. Heft]. Im Selbstverlage des Verfassers. 22 S.

Ford, J. D. M., 'To bite the dust' and symbolical lay communion, 1905 [S.-A. aus den *Publications of the Mod. Association of America* XX, 197—230. Eine interessante, wohldokumentierte Untersuchung 1) über die Redensart, die der Titel gibt (franz.: *mordre la poussière*; deutsch: *die Erde (ins Gras) beiſsen*; span.: *morder la tierra* etc.), und die wohl aus dem antiken *modere terram* hervorgegangen ist, und 2) über die Notkommunion des sterbenden Kriegers: span. *comulgar de la tierra*, auch italienisch; vgl. deutsch: *ein brosemen von der erden brechen*; altfranz. *acomenier de l'herbe*, deren Ursprung (heidnische Elemente) unbestimmt gelassen wird].

Nagl, J. W., und Zeidler, J., Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 27. Lieferung, bez. 10. Lieferung des Schluſsbandes. Wien, Fromme. S. 433—480. M. 1.

Hollander, Lee Milton, Prefixal S in Germanic together with the etymologies of Fratze, Schraube, Guter Dinge. Diss. Baltimore, Furst, 1905. 34 S.

Weise, Oskar, Prof. Dr., Ästhetik der deutschen Sprache. 2. verb. Auflage. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. VIII, 328 S.

Wülfing, J. Ernst, Was mancher nicht weifs. Sprachliche Plaudereien. Jena, Hermann Costenoble, 1905. VIII, 192 S. Geb. M. 2,50.

Henschke, Margarete, Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. Zur Lektüre auf der obersten Stufe höherer Lehranstalten zusammengestellt. Mit 4 Abbild. und 7 Tafeln. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin, Th. Hofmann, 1905. XVI, 423 S. Geb. M. 3,50.

Lessing, G. E., Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Für den Schulgebrauch hg. von Dr. Martin Manlik. Mit einer Abbildung. 1. Auflage (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1904. 128 S. Geb. M. 0,60.

Goethe, W. v., Dichtung und Wahrheit. In Auswahl. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Schulrat Dr. Leo Smolle (Graebers Schulausgaben klassischer Werke). Leipzig, Teubner. XII, 83 S. M. 0,50.

Bäumer, Gertrud, Dr. phil., Goethes Satyros. Eine Studie zur Entstehungsgeschichte. Leipzig, Teubner, 1905. 125 S.

Schiller, Friedrich v., Maria Stuart, ein Trauerspiel. Für den Schulgebrauch hg. von Edmund Aelschke. 1. Aufl. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1904. 171 S. Geb. M. 0,80.

Schlegel, Friedrich, Fragmente und Ideen. Hg. von Franz Deibel. Mit dem Porträt Schlegels und dem Faksimile einer Briefseite (Die Fruchtschale. Eine Sammlung, III). München u. Leipzig, Piper. XXVIII, 290 S.

Spiefs, Heinrich, Dr., Direktor am Gymnasium in Bochum, Die Lyrik des 19. Jahrhunderts. Für den Schulgebrauch herausgegeben (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1905. 232 S. Geb. M. 1,50.

Graf, Emma, Dr., Rahel Varnhagen und die Romantik (Literarhistorische Forschungen, hg. von J. Schick und M. Frh. v. Waldberg, XXVIII). Berlin, Felber, 1903. 106 S. M. 2,20.

Melchior, Felix, Heinrich Heines Verhältnis zu Lord Byron (Literarhistorische Forschungen, hg. von J. Schick und M. Frh. v. Waldberg, XXVII). Berlin, Felber, 1903. X, 170 S. M. 3,50.

Platen, August Graf von, Tagebücher. Im Auszuge hg. von Erich Petzet. Mit Porträt, Abbildung des Grabmals und Faksimile der letzten beiden Tagebuchseiten. (Die Fruchtschale. Eine Sammlung, II.) München u. Leipzig, Piper. XX, 400 S.

Hebbel, Friedrich, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Werner. Dritte Abteilung. Briefe, 2. Band 1839—1843: Hamburg-Kopenhagen — Hamburg-Paris, Nr. 92—172. Berlin, Behr, 1905. VIII, 370 S. M 3.

Vierordt, Heinrich, Ausgewählte Dichtungen. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Heidelberg, Winter, 1906. VIII, 152 S. Kart. M. 1.

Lilienfein, Heinrich, Heinrich Vierordt, das Profil eines deutschen Dichters. 1. und 2. Auflage. Heidelberg, Winter, 1905. IV, 70 S. Kart. M. 1.

Plawina, Oswald, Aus Zeit und Leben, Gedichte. Tuntschendorf, Veith, 1905. 78 S. M. 1.

Menge, Karl, Dr., Dispositionen und Musterentwürfe zu deutschen Aufsätzen. 2. verbesserte Auflage von Prof. Dr. O. Weise. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1904. VIII, 127 S.

Viëtor, Wilhelm, Prof., Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der amtlichen Schreibung). Als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache. Erster Teil: Fibel und erstes Lesebuch. 2., durchgesehene Auflage. Leipzig, Teubner; London, Nutt; Paris, Klincksieck; Neuyork, Lemcke & Büchner; Amsterdam, Sülpke; Kopenhagen, Ursin, 1904. XII, 158 S.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht f. d. Selbststudium der schwedischen Sprache von E. Jonas, E. Tuneld, C. G. Morén. Berlin, Langenscheidt. Brief 27—30 zu M. 1.

Englische Studien. XXXV, 2 [J. Laidler, A history of pastoral drama in England until 1700. — J. S. Starkey, Henry Reynolds, 'The tale of Narcissus'. — W. J. Lawrence, A forgotten restauration playhouse. — Besprechungen. Miszellen].

Beiblatt zur Anglia. XVI, 6—9 (Juni — September).

Scottish historical review. II, 3 [A. Lang, The household of Mary Queen of Scots in 1573. — R. C. MacLeod, Side lights from the Dunvegan charter chest. — Th. Duncan, The Queen's Maries. — G. A. Sinclair, The Scots at Solway Moss. — Archibald Black Scott, Nynia in northern Pictland. — J. C. Watt, Dunnottar and its barons. — W. R. Scott, Scottish industrial undertakings before the union. — C. S. Terry, The battle of Glenshiel. — E. Dupont, Le Château de Brix, en Normandie. — Review].

Bausteine, Zeitschrift für neuenglische Wortforschung, unter Mitwirkung des neuphilologischen Vereins in Wien hg. von Leon Kellner und Gustav Krüger. Berlin, Langenscheidt, 1905. I, 1, 83 S. Jährlich 6 Hefte, M. 18 [L. Kellner, Suggest, suggestion, suggestive. — H. Richter, Chatterton's Rowley-Sprache. — Kleine Notizen, Fragen und Antworten, Bücherschau, Plauderecke, Zitierschlüssel. A. Mussafia †].

Beowulf nebst dem Finnsburg-Bruchstück. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen herausgegeben von F. Holthausen. I. Teil: Texte und Namensverzeichnis (Alt- und mittelenglische Texte, hg. von L. Morsbach und F. Holthausen, III). Heidelberg, C. Winter; Neuyork, G. E. Stechert, 1905. VII, 112 S. M. 2,20.

Bibliothek der angelsächsischen Prosa, begründet von Christian W. M. Grein, fortgesetzt von Richard Paul Wülker. 6. Band. Kleinere angelsächsische Denkmäler I: 1. Das Læceboc. 2. Die Lacnunga mit grammatischer Einleitung. 3. Der Lorica-Hymnus mit der angelsächsischen Glossierung nebst einer Abhandlung über Text und Sprache des Denkmals. 4. Das Lorica-Gebet und die Lorica-Namen. Herausgegeben von Günther Leonhardi. Hamburg, Grand, 1905. 242 S. M. 10.

Derocquigny, Dr. Jules, A contribution to the study of the French element in English. A thesis submitted to the faculty of letters, University of Lyons. Lille, Bigot, 1904. 176 S.

Schoenwerth, Rudolf, Die niederländischen und deutschen Bearbeitungen von Thomas Kyds Spanish Tragedy (Literarhistorische Forschungen, hg. von J. Schick und M. Frh. v. Waldberg, XXVI). Berlin, Felber, 1903. CXXVIII, 227 S. M. 8.

Koeppel, E., Studien über Shakespeares Wirkung auf zeitgenössische Dramatiker (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, hg. von W. Bang, IX). Louvain, Uystpruyst; Leipzig, Harrassowitz; London, Nutt, 1905. XI, 103 S. M. 5,60.

Vershofen, Dr. Wilhelm, Charakterisierung durch Mithandelnde in Shakespeares Dramen (Bonner Beiträge, XX). Bonn, Hanstein, 1905. 157 S.

Shakespeares ausgewählte Dramen. II: The merchant of Venice, erklärt von H. Fritsche, 2. Aufl. bearb. von L. Proescholdt. XXX, 104 S., Anm. 61 S. Geb. M. 1. — VII: Julius Caesar, erklärt von Alexander Schmidt, neue Ausgabe von Hermann Conrad. 114 S., Anm. 113 S. Geb. M. 1. (Weidmannsche Sammlung.) Berlin 1905.

Lees Trauerspiel Theodosius or the force of love von Dr. Fritz Resa (Literarhistorische Forschungen, hg. von J. Schick und M. Frh. v. Waldberg, XXX). Berlin u. Leipzig, Felber, 1904. 219 S. M. 4,50.

Shaftesbury, Untersuchung über die Tugend. Ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen von Paul Ziertmann, Oberlehrer (Philosophische Bibliothek, 110). Leipzig, Dürr, 1905. XV, 122 S.

Derocquigny, Dr. Jules, Charles Lamb, sa vie et ses œuvres (Travaux et mémoires de l'université de Lille. Nouvelle série. I: Droit, Lettres. Fascicule 3). Lille, au siège de l'université, 1904. 415 S. 12 fr.

Dalrymple, Cochrane Maxton, Dr., Kipling's Prosa (Marburger Studien zur englischen Philologie, IX). Marburg, Elwert, 1905. 104 S.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3814: Marie Corelli, Free opinions.
„ 3815: F. F. Moore, The white causeway.
„ 3816—7: M. Pemberton, Mid the sick arrows.
„ 3818: E. W. Hornung, Stingaree.
„ 3819—20: 'Rita', Queer Lady Judas.
„ 3821: H. G. Wells, A modern Utopia.
„ 3822: Agnes and Egerton Castle, Rose of the world.
„ 3823—4: E. Robins (C. E. Raimond), A dark lantern.
„ 3825: Jerome K. Jerome, Idle ideas in 1905.
„ 3826—7: M. E. Braddon, The rose of life.
„ 3828: A. E. W. Mason, The watchers.
„ 3829: B. M. Croker, The old cantonment with other stories of India and elsewhere.
„ 3830: W. D. Howells, Miss Bellard's inspiration.
„ 3831: Helen Mathers, The ferryman.
„ 3832—3: E. F. Benson, The image in the sand.
„ 3834: A. Ch. Swinburne, Love's cross-currents.
„ 3835: Fiona Macleod, The sunset of old tales.
„ 3836: Dorothea Gerard, The improbable idyl.
„ 3837: Robert Louis Stevenson, Tales and fantasies.
„ 3838: Lady Broome, Colonial memories.
„ 3839—40: Richard Bagot, The passport.

Kruisinga, M. A., Ph. D., A grammar of the dialect of West Somerset, descriptive and historical (Bonner Beiträge zur Anglistik von M. Trautmann, XVIII). Bonn, Hanstein, 1905. VI, 182 S. M. 6.

Curme, Prof. G. O., A grammar of the German Language designed for a thorough and practical study of the language as spoken and written to-day. New York, The Macmillan Company; London, Macmillan, 1905. XX, 662 S. M. 3,50.

Dammholz, R., Prof. Dr., Englisches Lehr- und Lesebuch. Ausgabe B. II. Teil, Oberstufe. Band I: Grammatik. 2. Aufl. Hannover u. Berlin, Carl Meyer, 1904. XIV, 255 S. Geb. M. 2,70.

Dubislav, Prof. Dr. G., und Boek, Prof. Paul, Methodischer Lehrgang der englischen Sprache für höhere Lehranstalten unter besonderer Berücksichtigung der Mädchenschulen in zwei Teilen. Erster Teil: Lese- und Elementarbuch. Mit einer Karte von England, einem Plan von London und einer Tafel der englischen Münzen. Zweite Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1905. XII, 203 S. Geb. M. 2,50.

Görlich, E., und Hinrichs, H., Kurzgefaſstes Lehr- und Übungsbuch der englischen Sprache für Realschulen, Realgymnasien, sowie für Reformschulen und Gymnasien. Paderborn, Schöningh, 1905. XII, 348 S.

Mitcalfe, Constance, English made easy. Eine neue Methode, Englisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Besonders geeignet für Privat- und Pensionats-Unterricht. Dresden, Folze, 1905. X, 145 S. Geb. M. 2,50.

Plate, H., Lehrgang der englischen Sprache. II. Mittelstufe. Methodisches Lehr- und Übungsbuch mit beigefügter, auf das Lesebuch Bezug nehmender Sprachlehre. 61., der Neubearbeitung 8., Auflage, durch-

gesehen von Oberlehrer Dr. Karl Münster. Leipzig, Dresden, Berlin, L. Ehlermann; Friese & Lang, Wien I, Brännerstraſse 3. VIII, 368 S. Geb. M. 2,90.

Reichel, Dr. K., und Blümel, Dr. Magnus, Lehrgang der englischen Sprache. Lese- und Übungsbuch. Mit einem Plane von London und einer Karte des britischen Weltreiches. Breslau, Trewendt & Granier, 1905. VIII, 254 S. M. 5.

Röttgers, Prof. Benno, Englische Schulgrammatik. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1905. XII, 280 S.

Schwicker, A., Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache nach der direkten Methode. Mit mehreren Abbildungen und einem Liederanhange. 14. Auflage. Hamburg, Meiſsner, 1905. VIII, 312 S. M. 1,20.

Sevin, Ludwig, Elementarbuch der englischen Sprache nach der analytischen Methode bearbeitet. 2. Teil. 2. Auflage. Karlsruhe, Bielefeld, 1905. VIII, 228 S. M. 2,80.

Selections from English poetry. Auswahl englischer Dichtungen von Dr. Ph. Aronstein. Mit 14 Illustrationen (Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. English authors 104). Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1905. XII, 316 S. M. 2.

Beer, Taco H. de, und Irving, El. Jane, The literary reader, a handbook for the higher classes in schools and for home teaching. III. The nineteenth century. Part II. 4. ed. revised by Taco H. de Beer. Halle, Gesenius, 1905. XII, 520 S.

Mason, Ch. M., The counties of England, ausgewählt und erklärt von Dr. Otto Budke, Prof. am Realgymnasium in Stralsund. Mit fünf Abbildungen und einer Karte von England. Berlin, Weidmann, 1904. VIII, 190 S. Geb. M. 1,60.

Fulda, Ludwig, Unter vier Augen, Lustspiel in 1 Aufzug. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von Dr. Ph. Hangen (Englische Übungs-Bibliothek, 21). London, Nutt; Dresden, Ehlermann; Glasgow, Bauermeister; Neuyork, Dyssen & Pfeiffer, 1905. VIII, 83 S. Geb. M. 0,80.

Romania, p. p. P. Meyer et A. Thomas. N° 134 (avril 1905) [A. Thomas, Gloses provençales inédites, tirées d'un ms. des *Derivationes* d'Ugucio de Pise. — G. Huet, Sur qqs formes de la légende du *Chevalier au cygne*. — P. Meyer, Notice du ms. 305 de Queen's College, Oxford (légendier français). — R. Weeks, Etudes sur *Aliscans* (suite). — Mélanges: P. Meyer, L'inscription en vers de l'épée de Gauvain. — G. Raynaud, Une nouvelle version du fabliau de *La Nonnette*. — A. Thomas, Ponthus de La Tour-Landri; — Norm. *caieu* 'moule'; — franç. *milouin*; — prov. *colonhet* et *colonhier* 'fusain'. — A. Dauzat, Prov. *bodosca, bedosca*. — C. Nigra, *trekawda* (H^te^-Savoie), *trekawdé, trakudé* (Aoste) etc. — Corrections: A. Mussafia, Per il *Tristano* di Beroul ed. Muret. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chroniques].

Revue des langues romanes. XLVIII, 3 [P. Barbier, fils, Le mot *bar* comme nom de poisson en français et en anglais. — A. Roque-Ferrier, *Jana de Mourmeiroun*, essai de restitution d'un chant populaire Montpelliérain. — F. Castets, *I Dodici Canti*, compléments à l'introduction. — A. Vidal, Les délibérations du conseil communal d'Albi de 1372 à 1388. — Bibliographie].

Archivio glottologico italiano, fondato da G. J. Ascoli, continuato sotto la direzione di C. Salvioni. Torino, Ermanno Loescher, 1905. Vol. XVI n° 3, Seite 395—658. Lire 12,50 [C. Salvioni, Appunti sull'antico e moderno lucchese. — Cremon. *scutumaja* = soprannome (von *costume*). — Lomb. *rierát* = pipistrello. — S. Santangelo, Il vocalismo del

dialetto d'Aderno (Catania). — C. Salvioni, *bugliòlo, bùgno*. — Venez. *vanéza* = porca, ajuola (von *maneggia, terra maneggiata*). — Friul. *puínte* = feccia (* pŏnita). — P. E. Guarnerio, Il Sardo e il Corso in una nuova classificazione delle lingue romanze. G. vertritt die Meinung, dafs das Korsische mit Unrecht zum Sardischen gezogen werde, wie dies W. Meyer-Lübke, *Einführung* S. 16, tut; das Korsische gravitiere zum festländischen Italienisch, speziell zum Toskanischen. — C. Salvioni, *boulanger*, weist das Wort auch im Lomb. nach. — G. Toppino, Il dialetto di Castellinaldo (Piemontesisch). — C. Salvioni, *Santhià* (= Santa Agata). — Poesie in dialetto di Cavergno (Valmaggia). — Rassegna bibliografica. — Indice del volume, ein vortrefflicher Index, der über 50 zwei- bis dreispaltige Seiten füllt. — Aggiunte e correzioni].

Studj romanzi, editi a cura di E. Monaci (Società filologica romana). Roma, deposito presso Erm. Loescher, 1904. Heft III, 155 S. Lire 7 [E. Monaci, Per la toponomastica italiana. — G. J. Ascoli, Ricordi concernento la toponomastica italiana. — E. G. Parodi, La data della composizione e le teorie politiche dell'*Inferno* e del *Purgatorio* di Dante, ein hochinteressanter Aufsatz zur Entwickelungsgeschichte des Dantesehen Ghibellinismus; *Inferno* wäre demnach nicht später als 1306 abgeschlossen und *Purgatorio* zwischen 1308 und 1313 geschrieben. — S. Santangelo, Il manoscritto provenzale U. — G. Marchesi, La prima traduzione in volgare italico della *Farsaglia* di Lucano e una nuova redazione di essa in ottava rima. — C. Nigra, Note etimologiche e lessicali. — G. J. Ascoli, Intorno ai consinuatori còrsi del lat. *ipsu*; der Verf. nimmt willkommene Veranlassung, von der Stellung des Korsischen unter den roman. Sprachen zu reden, und hebt, unter Berufung auf seinen berühmten Aufsatz im VIII. Bande des *Archivio* (S. 111), Zusammenhänge zwischen Korsisch und Sardinisch hervor, ohne Guarnarios Ansicht abzulehnen. — G. Crocioni, Lo studio sul dialetto marchigiano di A. Neumann-Spallart. — G. Bertoni, Un nuovo testo volgare del sec. XIII. — Un nuovo accenno alla rotta di Roncisvalle. — Notizie].

Romanische Forschungen, Organ für romanische Sprachen und Mittellatein, hg. von K. Vollmöller. XVI, 3 [M. Huber, Visio Monachi de Eynsham, zum erstenmal kritisch herausgegeben. — P. Marchot, Etymologies. — L. Jordan, Peros von Neeles gereimte Inhaltsangabe zu einem Sammelkodex, mit Einleitung und Glossar zum erstenmal herausgegeben. — J. Luzi, Die sutselvischen Dialekte (Lautlehre). — A. Reiff, Historische Formenlehre des Dialekts von Bournois-Besançon]. XVII. Band [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, VI. Band: Oberengadinisch, Unterengadinisch: Das siebzehnte Jahrhundert, XVI, 656 S.]. XVIII. Band [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, VII. Band: Oberengadinisch, Unterengadinisch: Das achtzehnte Jahrhundert, VIII, 494 S.]. XIX, 1 [G. Wenderoth, E. Pasquiers poetische Theorien und seine Tätigkeit als Literarhistoriker, vgl. *Archiv* CXII, 234. — R. Reis, Die Sprache im *Libvre du bon Jehan, duc de Bretagne* des Guillaume de St-André (14. Jahrhundert). — P. C. Juret, Etude grammaticale sur le latin de s. Filastrius]. 2 [A. Sechehaye, L'imparfait du subj. et ses concurrents dans les hypothétiques normales en français. — Fr. Fizet, Das altfranzösische Jeu-Parti. — E. Fehse, Sprichwort und Sentenz bei Eustache Deschamps und Dichtern seiner Zeit. — J. Ulrich, Drei romanische Fassungen der beiden Jakobsbrüder. — G. Baist, *banse; bouleau; bride; buiron; cagot; caraffa; conjogle; corma; guige; hote, hocque, ho; piéton; royaume; toenard; triège*].

Société amicale Gaston Paris. Bulletin 1905. 39 S. — La bibliothèque Gaston Paris donnée à l'Ecole des Hautes Etudes par la Marquise Arconati Visconti en mémoire de son père Alphonse Peyrat. Paris, Impr. Nationale, 1905. 8 S.

Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festschrift Heinrich Morf zur Feier seiner 25 jährigen Lehrtätigkeit von seinen Schülern dargebracht. Halle a. S., M. Niemeyer, 1905. 427 S. M. 12.

Spingarn, J. E., La critica letteraria nel rinascimento, saggio sulle origini dello spirito classico nella letteratura moderna. Traduzione italiana del Dr. Ant. Fusco, con correzioni e aggiunte dell'autore e prefazione di B. Croce. Bari, Laterza e figli, 1905. XII, 358 S. Lire 4. [Spingarns Buch, das bekanntlich zuerst 1899 in englischer Sprache erschienen ist, ist eine gut dokumentierte Geschichte der Poetik der Renaissance (d. h. in der Hauptsache des 16. Jahrhunderts) und behandelt in drei Teilen erst Italien, dann Frankreich und endlich England. Spanien fehlt. In der Vorrede nimmt B. Croce von neuem Stellung zu Saintsburys *History of criticisme*, der im kürzlich erschienenen dritten Bande auf seine und Spingarns Kritik geantwortet hat. — In der Darstellung der Entwickelungsgeschichte der poetischen Theorien Frankreichs kann ich Spingarn nicht überall folgen, wofür ich auf meine *Gesch. der neueren franz. Literatur*, I, verweise. Spingarns Darstellung der Einführung der *Unités de temps et de lieu* im 17. Jahrhundert gibt einfach die traditionellen Irrtümer wieder.]

Ebeling, G., Probleme der romanischen Syntax. Erster Teil. Halle a. S., Niemeyer, 1905. 178 S. [1) non ... altro che .... — 2) Vom Condicionalis im Rumänischen. — 3) *il a dû venir* = er muſs gekommen sein. — 4) Span. *¡que ojos tan hermosos!* = Welch schöne Augen. — 5) *tutto* = lauter; cf. zum gemeinrom. *sono tutti pagani* das unflektierte *totum gentes sunt* der *Peregrinatio ad loca sancta*, zitiert in Wölfflins *Archiv* IV, 270. — 6) *non che* mit folgendem Infinitiv. — 7) *dispiacere non mi dispiacete* = miſsfallen tut Ihr mir nicht, wozu zu bemerken, daſs nicht nur im Engadin (S. 122), sondern auch am Rhein das Verbum finitum mit *cha, che* eingeführt wird, z. B. *ira ch'ei maven in gron tschancun* ('sie gingen ein gutes Stück', im Volkslied vom *Signur Complett*); daſs das Bergellische neben *dir ye l džes* auch *par dir ye l džes* kennt (cf. *Gött. Nachrichten*, 1886, S. 90); zuerst ist die Erscheinung überhaupt wohl von Gartner, *Gredner Mundart*, 1879, S. 75, erwähnt worden. — 8) *non la sta così* = das ist nicht der Fall. — 9) *che hai paura* = hast Du Furcht? — 10) *irons tornoiier moi et vos*. Es ist ein sehr gehaltreiches Buch mit einer reichen Fülle von Material und feinen Beobachtungen, das sich Toblers *Beiträge* in Darstellung und Druck erfolgreich zum Muster genommen hat].

Zeitschrift für französ. Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXVIII, 2 u. 4, der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft.

Revue des Études Rabelaisiennes. II, 1 [P. Toldo, Rabelais et Honoré de Balzac. — J. Barat, L'influence de Tiraqueau sur R. — H. Clouzot, Les amitiés de R. en Orléanais et la lettre au bailli du bailli des baillis. — Mélanges. — Comptes rendus. — Chronique. — Suppléments: Statuts, liste des membres. — Réimpression de *l'Isle sonnante*, introduction].

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. IV, 1 et 2 [L. Gauchat, L'origine du nom de *La Chaux-de-Fonds*; *la chaux* < *calmis*, kelt. Wort, das unbebautes Land bezeichnet; *de fonds* bleibt rätselhaft. — J. Surdez, Pronostics et dictons agricoles. Patois du Clos du Doubs, Jura bernois. — A. Neveu, *Djua dè Tsalandè* (Weihnachtsspiele), patois de Leysin. — R. Chassot, *Katiljon la chòrchyére* (Catillon la sorcière), patois de Villargiroud, Fribourg. — E. Muret, Additions aux proverbes de Lens. — Compte rendu].

Gobineau, Comte A. de, Amadis, poème. Œuvre posthume. Portrait de l'auteur gravé à l'eau-forte. Paris, Plon, 1887. XLIV, 556 S. — Les religions et les philosophies dans l'Asie Centrale. Troisième édition.

Paris, Leroux, 1900. X, 543 S. — Trois ans en Asie (1855—58). Nouv. édition. Paris, Leroux, 1905. VI, 500 S.

Gobineau, Graf, Nachgelassene Schriften, hg. von Ludwig Schemann. Dichterische Werke: I. Alexandre le Macédonien, tragédie en cinq actes. 2. Aufl. Strafsburg, Trübner, 1902. IX, 101 S. M. 2. — Alexander. Tragödie in fünf Aufzügen. Deutsch von Ludwig Schemann. 2. Auflage. Strafsburg, Trübner, 1904. VIII, 107 S. — Die Renaissance. Historische Szenen. Deutsch von Ludwig Schemann. Neue durchges. u. verb. Auflage. 3. und 4. Tausend. Strafsburg, Trübner, 1904. M. 5. — Asiatische Novellen. Deutsch von Ludwig Schemann. Mit einem Lebensbild des Autors. Leipzig, Reklam, Univers.-Bibl. N° 3103—4.

Wahlund, C., Un acte inédit d'un opéra de Voltaire, publié d'après deux anciennes copies manuscrites de la Bibl. Royale de Stockholm; avec des facsimilés. Upsala, Almqvist & Wiksells, 1905. 59 S.

Weidmannsche Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller mit deutschem Kommentar. Berlin, Weidmann, 1905:

Le Cid von P. Corneille, hg. und erklärt von Fr. Strehlke. Zweite völlig umgearb. Aufl. von Dr. Fr. Meder. 113 S. und 25 S. Anmerkungen.

Auswahl aus Victor Hugo. Erklärt von Dr. O. Weifsenfels. V, 248 S.

Cherbuliez, V., Die Kunst und die Natur, I. Übersetzt von H. Weber. Ascona, C. v. Schmidtz, 1905. 125 S. M. 2,35.

Jordan, L., Die Sage von den vier Haimonskindern [Münchener Habilitationsschrift]. Erlangen, Junge, 1905. X, 198 S.

Bamann, O., Die burlesken Elemente in Rabelais' Werk [Würzburger Dissert.]. München, Dr. C. Wolf & Sohn, 1904. 63 S.

Knoblauch, K., Das Verhältnis der *Chroniques admirables* zu den *Chroniques inestimables* und zu Rabelais [Würzburger Dissert.]. Jena, A. Kämpfe, 1904. 76 S.

Kammel, Dr. W., Die Typen der Helden und Heldinnen in den Dramen Victor Hugos [S.-A. aus dem 32. Jahresber. der k. k. deutschen Staatsrealschule in Prag-Kleinseite]. Prag, Statthalterei-Buchdruckerei, 1905. 42 S.

Rall, Ed., A. de Musset, ein echter Romantiker [Würzburger Dissert.]. Aschaffenburg, Schippnersche Druckerei, 1905. VIII, 92 S.

Pellissier, G., Le mouvement littéraire contemporain, 3ème édition. Paris, Plon, 1902. VII, 302 S.

François, A., La grammaire du Purisme et l'Académie française au XVIIIe siècle. Introduction à l'étude des Commentaires grammaticaux d'auteurs classiques. Paris, Soc. nouv. de librairie et d'édition, 1905. XV, 279 S. Fr. 5. [Dieses Buch behandelt einen sehr wichtigen Abschnitt aus der Geschichte der sprachlichen Theorien Frankreichs und stellt ihn auf Grund eingehender Erforschung auch des handschriftlichen Materials (Archiv der franz. Akademie) vortrefflich dar. Das *Archiv* wird in einer ausführlicheren Besprechung auf diese bedeutsame Leistung zurückkommen.]

Plattner, Ph., Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. Eine Darstellung des modernen französischen Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. III. Teil: Ergänzungen. Erstes Heft: Das Nomen und der Gebrauch des Artikels. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1905. 231 S. M. 3,60.

Metzger, Prof. Fr., und Ganzmann, O., Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Handlung und des Erlebnisses. Für lateinlose und Reform-Schulen. Mit Zeichnungen von Hellmut Eichrodt. I. Stufe. 2. vollst. umgearb. Aufl. Berlin, Reuther & Reichard, 1905. X, 250 S. Geb. M. 2.

Mistral, Fr., Mirèio, provenzalische Dichtung. Deutsch von August Bertuch. Vierte Auflage. Mit Mistrals Bildnis. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1905. XXXIV, 259 S. [Mit Freuden begrüſst man den Erfolg dieses Meisterwerkes deutscher Übersetzungskunst, dem hier nach fünf Jahren wieder eine neue Auflage zuteil wird. Die Einleitung, die aus persönlicher Kenntnis der Menschen und der Dinge des Felibrige heraus geschrieben ist, ist etwas erweitert und berichtet auch vom halbhundertjährigen Jubiläum des Feliberbundes im Mai 1904.]

Lewent, K., Das altprovenzalische Kreuzlied [Berliner Dissert.]. Erlangen, Junge, 1905. 128 S.

Lefèvre, Ed., L'année félibréenne (2e année, 1904). Deuxième supplément du Catalogue félibréen et de la bibliographie Mistralienne. Marseille, Ruat, 1905. 54 S. [Eine sehr willkommene und nützliche Chronik und Bibliographie der Feliber-Bewegung, mit der Liebe gemacht, die auch das Kleine (z. B. die Ansichtskarten) nicht vergiſst.]

Schädel, B., Mundartliches aus Mallorca. Halle, R. Haupt, 1905. 43 S.

Giornale storico della lett. italiana, dir. e red. da F. Novati e R. Renier. Fasc. 134—5 [U. Cosmo, Giuseppe Baretti e José Francisco de Isla. — Varietà: V. Pirazzoli, Sopra due frammenti poetici dell'Ariosto. — R. Bergadani, Nota sulla questione delle *Filippiche*. — Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Communicazioni ed appunti. — Cronaca]. — Supplemento N° 8: A. Farinelli, Appunti su Dante in Ispagna nell'Età Media. — F. Cavicchi, Intorno al Tebaldeo. — Varietà: F. Pasini, Un plagio a danno di Vincenzo Monti].

Bulletin italien. V (1905), 2 [Paget Toynbee, Dante and the legend of St. John the Evangelist (*Parad* XXV, 100—2; 112—24). — P. Duhem, Albert de Saxe et Léonard de Vinci, II. — L.-G. Pellissier, Un traité de géographie politique de l'Italie à la fin du 15e siècle. — M. Paoli, Lenau et Leopardi. — Mélanges et documents: L. Auvray, Inventaire de la collection Custodi, VI. — Bibliographie].

Dante Alighieri, La Divina Commedia, con postille e cenni introduttivi del prof. Raff. Fornaciari. Edizione minuscola ad uso delle letture pubbliche e delle scuole. Milano, Hoepli, 1904. XXII, 577 S. In 64°. Lire 3. [Fornaciari hat seinem Text und Kommentar die Ausgaben T. Casini[4], L. G. Passerini und G. A. Scartazzini[4] zugrunde gelegt und sich in Kommentar und in der Einleitung über Dantes Leben und den Sinn seines Gedichtes der gröſsten Kürze befleiſsigt. Seine Ausgabe soll der Schullektüre dienen und besonders ein Hilfsmittel für Hörer von Dante-Vorlesungen sein. Die Kleinheit des Formats (7 × 12 cm) und das geringe Gewicht des leichten Papiers (75 g) machen das Büchlein *facilmente tascabile*. Der Druck ist auſserordentlich scharf. Diese bequeme Ausgabe erscheint in hohem Maſse preiswürdig.]

Fucini, Renato (Neri Tanfucio). Le veglie di Neri, paesi e figure della campagna toscana. Settima edizione, quarta illustrata da artisti fiorentino. Milano, Hoepli, 1905. 251 S. 13 × 25 cm. Lire 5,50. [Die unvergleichlichen Schilderungen des toskanischen Landvolkes, die Fucini in seinen 'Abenden von Neri' (1882) gegeben, liegen hier in einer entzückend illustrierten Ausgabe vor.]

Scartazzini, A. G., Enciclopedia Dantesca, continuato dal prof. A. Fiammazzo. Volume III: Vocabolario-concordanza delle opere latine e italiane di Dante Alighieri, preceduto dalla biografia di G. A. Scartazzini. Milano, Hoepli, 1905. LXXII, 667 S. Lire 8. [Der erste Band dieser umfangreichen *Enciclopedia* ist 1896 (S. 1—1169), der zweite 1899

(S. 1170—2200) erschienen. Scartazzini selbst plante einen Supplementband, der allerlei Lücken ergänzen und Nachträge bringen würde. Darüber ist der Unermüdliche 1899 gestorben. Es war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, an die beiden ersten Bände zunächst ein vollständiges Repertorium des ganzen bei Dante vorkommenden Sprachmaterials, eine sogenannte Konkordanz, zu fügen, ehe in einem vierten Bande der versprochene Nachtrag erscheint. Eine solche Konkordanz, die alle Werke Dantes, auch die lateinischen und apokryphen, umfaſst, ist ein wirkliches Bedürfnis. Für *De vulgari eloquentia* ist der kritische Text der Società dantesca (Rajna), für alle übrigen Werke die Ausgabe Moore (*Oxforder Dante*, 1894), für einzelne Apokrypha Fraticelli zugrunde gelegt. Die Ausführung dieser mühevollen Arbeit scheint sehr gewissenhaft zu sein. Leider schreibt Fiammazzo einen gezierten Stil, der der Klarheit seiner *Einleitung* erheblichen Eintrag tut.]

Passerini, G. L., e Mazzi, C., Un decennio di bibliografia Dantesca (1891—1900). Milano, Hoepli, 1905. VII, 668 S. Lire 12. [Passerini und Mazzi arbeiten an einer alle Zeiten und Länder umfassenden Dante-Bibliographie. Möge es ihnen gelingen, ein solches Riesenunternehmen zu glücklichem Ende zu führen! Welch wertvolles Arbeitsinstrument ihre Bibliographie sein wird, das zeigt dieses Spezimen, das ein Jahrzehnt der Dante-Forschung inventarisiert: die fruchtbarste und wohl kontroversenreichste Periode, welche diese Forschung kennt. Dieser Band bietet eine musterhafte Arbeit. An die Aufführung der *Edizioni* und *Traduzioni* Dantescher Werke (226 Nummern) schlieſst sich das nach den Verfassernamen geordnete Verzeichnis der *Scritti intorno a Dante*, N° 227 bis 4285, wozu noch hundert Nummern Nachträge kommen. Die einzelnen Ausgaben und Monographien sind mit Verweisen auf die bedeutenderen Rezensionen versehen — wo am ehesten noch kleine Lücken zu ergänzen wären. Nicht selten orientiert eine kurze Bemerkung über den Inhalt oder Charakter der angeführten Schrift. Drei Indices ermöglichen die volle Ausbeutung des Buches: ein Personen- und ein Sachregister sowie eine Liste der Textstellen aus Dantes Werken, mit denen die Forschung dieses Jahrzehnts sich befaſst hat.]

Porena, M., Delle manifestazioni plastiche del sentimento nei personaggi della Divina Commedia. Lavoro premiato con premio di primo grado nella Gara Dantesca fra i professori di scuole secondarie dell' anno 1900. Con due appendice. Milano, Hoepli, 1902. XI, 190 S. Lire 4. [Feine Bemerkungen eines künstlerisch empfindenden Menschen über die Plastik der Danteschen Figuren. Unter den Personen des *Purgatorio* fällt insbesondere Matelda durch ihre plastische Gestaltung auf. Dem Rätsel ihrer symbolischen Bedeutung widmet Porena einen der beiden *appendici* (p. 133—165): er erkennt in ihr die die irdische Glückseligkeit bildende Vereinigung von tätigem (Lia) und beschaulichem (Rachele) Leben.]

Sanvisenti, B., I primi influssi di Dante, del Petrarca e del Boccaccio sulla letteratura spagnuola, con appendici di documenti inediti. Milano, Hoepli, 1902. XVI, 463 S. Lire 7,50. [Dieses Buch hat das unbestreitbare Verdienst, zum erstenmal im Zusammenhang darzustellen, in welchem Maſse die Werke der drei groſsen Florentiner die Literatur Spaniens beeinfluſst haben. Daſs Sanvisentis Information noch recht lückenhaft ist und oft genug an der Oberfläche sich bewegt, haben seither Farinellis Studien gezeigt. Es ist nicht das kleinste Verdienst dieses Buches, daſs es augenscheinlich den Anstoſs dazu gab, daſs Farinelli mit den Resultaten seiner gründlichen Forschungen hervorgetreten ist: *La fortuna del Petrarca in Ispagna*, cf. *Archiv* CXIV, 269; *Il Corbaccio nella Spagna medievale* in der Festgabe für Ad. Mussafia (1905); *Boccaccio in Ispagna* hier CXIV, 397 ff. und nun auch:]

Farinelli, A., Appunti su Dante in Ispagna nell età Media [S.-A. aus *Giorn. storico della lett. italiana*, Supplem. n° 8]. Torino, Loescher, 1905. 105 S. [Dante heifst hier: die *Commedia*, denn seine *Opere minori* waren im Spanien des 15. Jahrhunderts wenn nicht völlig unbekannt, so doch literarisch wirkungslos, wie Farinelli zeigt, der mit der sicheren Gelehrsamkeit, die man längst an ihm kennt, den Spuren des *divino poema* bei den Katalanen und den Kastiliern nachgeht, viel Neues aufweisend, manches Alte berichtigend. (Dafs der allegorische 'dezir' des Villasandino (*Cancionero de Baena* n° 34, anno 1407) auf Dantes Canzone *Tre donne* beruhe, hat mich freilich nicht überzeugt.) Auch den Portugiesen, die von Santillana und Juan de Mena lernen, widmet er einige Seiten. Ob die Katalanen auch als 'dantistas' die Brücke zwischen Italien und Spanien geschlagen haben, mufs ungewifs bleiben. Aber hervorragend ist ihr Anteil auf alle Fälle, und die Versübersetzung des Katalanen Febrer ist der flüchtigen Prosawiedergabe Enrique's de Villena überlegen. Obschon das 15. Jahrhundert in der Fülle seiner allegorischen Dichtung eine günstige Prädisposition zur Erfassung der *Commedia* besafs, so ist doch die Nachahmung rein äufserlich geblieben, beim ersten, Imperial, wie dann auch bei den besten, Santillana und Mena, die für manche *poetæ minores* die einzige — mittelbare — Quelle einiger Dante-Kenntnisse gebildet haben. Es fehlte in Spanien wie in Frankreich der grofse Künstler. Dafür lockte den Nachempfindenden die leichtere Verständlichkeit des *Roman de la Rose* oder die elegante, einförmige Glätte des *Maestro Alen Charrotier, muy claro poeta moderno.* Wo sie das Feld beherrschen, da ist der Weg zum wahren Dante versperrt — da dient Dante nur dazu, den landläufigen Allegorien einige Ornamente zu liefern. Wie diese Ornamentik im einzelnen beschaffen ist, das illustriert mit immer neuen Beispielen und zeigt in immer neuer Beleuchtung diese schöne Arbeit Farinellis.]

Novati, Fr., Il Petrarca ed i Visconti. Nuove ricerche su documenti inediti. 76 S. mit einer Tafel [S.-A. aus *F. Petrarca e la Lombardia*]. Milano, Tipografia Cogliati, 1904. [Novati beleuchtet auf Grund von fünf unedierten und einem bisher kaum beachteten Dokument Petrarcas Beziehungen zu den Visconti, d. h. im wesentlichen des Dichters Aufenthalt zu Mailand (1353—61). Neues Licht fällt auf den persönlichen Freundeskreis Petrarcas: in dem Erlebnis eines Freundes sieht Novati das entscheidende Motiv, das Petrarca bewog, das gefährliche Mailand zu verlassen.]

Subak, G., Noterelle sarde. 27 S. [S.-A. aus dem *Archeografo triestino* serie III, vol. II]. Trieste, Stabilimento G. Caprin, 1905. [Subak gibt hier im wesentlichen Ergänzungen zu seinen *Bricciche sarde*, Triest 1903, und behandelt: 1) *tuta* 2) *osca* 3) *matessi* 4) *igùe, igussu, iguddàe* 5) La terza persona del plurale nei verbi 6) *nuraghe* 7) *dae* = *là dove* 8) *alicumu* 9) Spigolature dall 'Altlogudoresisches' del Meyer-Lübke 10) *dittus, ogiu, buthegaiu* 11) *inoghe* 12) Approposito delle nuova edizione della *Carta de Logu*.]

Foerster, W., Sulla questione dell'autenticità dei codici di Arborea. Esame paleografico. Con una zincografia nel testo e due tavole in fototipia. 32 S. [S.-A. aus d. *Memorie della R. Accademia delle Scienze di Torino*, serie II, vol. 55]. Torino, Clausen, 1905. [In der Masse der gefälschten 'Urkunden von Arborea' hat Förster zwei echte Stücke des 15. Jahrhunderts gefunden: eine Hafenordnung von Castelsardo (logudoresisch) und ein unediertes latein.-katalanisches Notariatsprotokoll. Zu dieser interessanten Publikation vgl. *Zs. f. rom. Phil.* XXIX, 250 ff.]

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky, unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. Berlin,

Langenscheidt. Brief 27—30 zu M. 1. — Taschenwörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Meth. Toussaint-Langenscheidt, zusammengestellt von G. Sacerdote. Teil I: Italienisch-Deutsch. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt, 1905. XXXVI, 470 S. Geb. M. 2.

Bulletin hispanique. VII, 2 [H. de la Ville de Mirmont, Cicéron et les Espagnols. — J. Saroïhandy, Remarques sur la conjugaison catalane, eine Übersicht, die ursprünglich für die zweite Auflage des Gröberschen *Grundrisses* bestimmt war. — C. Michaelis de Vasconcellos, Algumas palavras a respecto de púcaros de Portugal, eine sehr interessante Ergänzung von Morels Artikel über span. *comer barro* (Tonerde essen) in den *Mélanges Wahlund* 1896: *púcaro, búcaro* (< *poculum*) bezeichnet das poröse Tongefäfs, das, aromatisch zubereitet, zur Parfümierung der Zimmer diente — besonders seit der Entdeckung Amerikas —, und dann auch die aromatische Tonpastille, welche die spanischen und portugiesischen Schönen im 17. Jahrhundert leidenschaftlich naschten. — E. Mérimée, D. Juan Valera. — Variétés: A. Morel-Fatio, D. Nuno de Mendoça. — Bibliographie. — Sommaire des Revues consacrées aux pays de langues castillane, catalane ou portugaise. — Chronique].

Revista de archivos, bibliotecas y museos. Número extraordinario en comemoración del Centenario del *Quijote*. Mayo 1905 [M. Menéndez y Pelayo, Cultura literaria de M. de Cervantes y elaboración del *Quijote*, Festrede, gehalten in der Aula der Madrider Universität. — Infantin Doña Paz de Borbón, Torneo en el Palatinado en 1613: aus Anlafs der Hochzeit des Kurfürsten Friedrich V. mit Isabella Stuart wurde bei den Hoffestlichkeit im Heidelberger Schlofs auch ein Turnier abgehalten, zu welchem *D. Quijote de la Mancha, caballero de la triste figura* alle benachbarten Ritter einlud. — P. Torres Lanzas publiziert zum erstenmal vollständig den Text jener Eingabe, mit welcher Cervantes 1590 um ein Amt in Westindien bittet. — A. M. de Barcia, Exposición conmemorativa de la publicación del *Quijote*. — Em. Cotarelo, Bibliografía de los principales escritos publicados con ocasión del tercer centenario del *Quijote*].

R. Menéndez Pidal, Sobre Aluacaxí y la elegía árabe de Valencia [S.-A. aus dem *Homenaje á D. Francisco Codera en su jubilación del profesorado*, S. 393—409]. Zaragoza 1904. [Die spanische Königschronik enthält Transkription und Übersetzung einer arabischen Elegie, welche die Not der vom Cid belagerten Stadt Valencia beklagt, und deren Dichter Aluacaxí sich im Sinne einer Übergabe der Stadt ausspricht. Menéndez Pidal restituiert mit Hilfe des Arabisten J. Ribera den Urtext in arabischer Graphie, begleitet ihn mit phonetischen Bemerkungen und erweist die Bedeutung der Elegie gegenüber den Zweifeln Dozys.]

Morel-Fatio, A., Un faux autographe de Cervantes. Paris, Librairie Henri Leclerc, 1905. 15 S. [Das Musée Dobrée zu Nantes bewahrt einen kurzen Brief des Cervantes auf, dessen Unechtheit Morel paläographisch und sprachlich erweist.]

Valera, Juan, Discurso que por encargo de la R. Academia española escribió Exemo. Sr. D. Juan Valera para conmemorar el tercer centenario de la publicación del *Quijote*. Madrid 1905. 37 S. [Die Rede ist leider ein Fragment geblieben. Der Tod hat Valera verstummen lassen, nachdem er kaum begonnen, von den allgemeinen Betrachtungen zum speziellen Teil überzugehen.]

Farinelli, A., Cervantes. Zur 300jährigen Feier des *Don Quijote*. Festrede, gehalten in Zürich am 6. März 1905 im Auftrage des Lesezirkels Hottingen [S.-A. aus der Beilage zur *Allgem. Zeitung* N° 113—115]. München 1905. 39 S. [Eine sehr schöne Gedenkrede, deren Verf. mit vollen

Händen aus dem reichen Arsenal der vergleichenden Literaturgeschichte schöpft.]

Cirot, G., Mariana historien. Bordeaux, Féret et Fils, 1905. XIV, 481 S. Fr. 15.

Hanssen, Fr., Sobre el metro del poema de Fernán González. Santiago de Chile, Imprenta Cervantes, 1904. 29 S. [Cf. *Archiv* CXIV, 248—50; Hanssen vertritt die Meinung, dafs der Verf. des Gedichts wie auch z. B. López de Ayala aus nationaler Gewöhnung die aus Frankreich importierte *cuaderna via á sílabas cuntadas* mit einheimischen Romanzenversen durchsetzt habe.]

Félix José de Augusta, Fray, Misionero Apostólico Capuchino de la provincia de Baviera, Gramática Araucana. Valdivia, J. Lampert, 1903 (B. Herder, Freiburg i. B.). XVI, 408 S. M. 5.

Maerkel, Prof. Dr. Paul, Der Kulturwert des Russischen. Programm des Askanischen Gymnasiums zu Berlin. Berlin, Weidmann, 1905. Progr. 55. 30 S. M. 1.

Kawraysky, Dr. Th. v., Deutsch-russische Handelskorrespondenz (Göschens Kaufmännische Bibliothek, 6). Leipzig, Göschen; St. Petersburg, Wolff, 1905. IX, 250 S. Geb. M. 3.

Beilagen:

272

Hände
schöp

481

ti
2
s



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

CXV. BAND, DER NEUEN SERIE XV. BAND
3. u. 4. HEFT

BRAUNSCHWEIG
BREITESTRASSE 1
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN
1905

Inhalt.

CXV. Band, der neuen Serie XV. Band,

3. u. 4. Heft.

Schlufs der Redaktion: 18. Dezember 1905.*
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mark.)

Abhandlungen.

Kleinere Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 2. Seite des Umschlags.)



Zur Entstehung des Märchens.

(Fortsetzung.)

IV. Das indische Märchen.

In keinem anderen Lande ist der Reichtum an Märchen so unübersehbar wie in Indien. Und auch in keinem anderen Lande hat das Märchen eine dem indischen vergleichliche Geschichte und Bedeutung. Schon vor den Zeiten des Rigveda, mindestens im dritten Jahrtausend vor Christus, sind Märchen für Indien bezeugt, und wir finden ihre Spuren in allen folgenden Jahrhunderten. Der Buddhismus hat um diese Märchen das Gewand seiner Lehre gehängt, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entstanden dann die ersten Märchensammlungen, die spätere Zeiten beständig bereicherten und erweiterten. Um das 12. Jahrhundert vollendet der bedeutendste unter den uns bekannten indischen Märchendichtern, Somadeva, seinen Kathâsaritsâgara (Ozean des Stromes der Erzählungen), nicht viel später wurden die anderen Märchensammlungen abgeschlossen: der Siddhapati (entsprechend den 'sieben weisen Meistern'), die Çukasaptati (70 Erzählungen des Papageien), die Sinhâsanadvatrimçati (32 Erzählungen des Thrones), die Vetalâpañcavimçati (25 Erzählungen des Geistes), das Pantschatantra ('Fünfbuch') und der Hitopadeça ('Die nützliche Anweisung').[1] Diese Sammlungen leben, in die neuindischen Dialekte übertragen, als Schul- und Unterhaltungsbücher noch heute, und außer diesen durch die Tradition geheiligten Märchen leben noch viele andere, unendlich mehr, als wir nach den vorhandenen Aufzeichnungen und Sammlungen ahnen können.[2]

[1] Vgl. auch von der Leyen, *Das indische Märchen, Preuſs. Jahrbücher* 99, 62 f. (1900).

[2] Natürlich enthalten nicht alle diese Sammlungen Geschichten, die nur in ihnen und sonst nirgend erscheinen. Die buddhistischen Jâtakas z. B. kehren (meist freilich verändert) im Pantschatantra, Somadeva etc. wieder, die Çukasaptati und der Siddhapati haben eine Reihe Geschichten gemeinsam (Bolte, *Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde*, 1905, 229), zwischen Çukasaptati und Pantschatantra gibt es viele Berührungen usw. Sogar innerhalb eines Werkes, innerhalb des Kathâsaritsâgara von Somadeva (übers. von Tawney, *Bibliotheca Indica*, Calcutta 1881—87) z. B., wird dieselbe Geschichte zwei- und dreifach erzählt. Ich nenne folgende Märchen der auch darin aufgenommenen Vetâlapañcavimçati (XII, 75 f.):

Einer solchen Kontinuität und einer solchen ehrwürdigen literarischen Überlieferung können sich, um das zu wiederholen, auf der ganzen Welt nur die indischen Märchen rühmen. In anderen Ländern, Arabien etwa ausgenommen, wird das Märchen erzählt, aber selten aufgezeichnet, es gehört nicht zur Literatur, dem Inder galt das Märchen als Kunstpoesie, dem er alle Feinheiten und Künstlichkeiten verschwenderisch schenkte, durch die er jene auszeichnete. Auch die tiefste Philosophie und Lebensweisheit hat man seit den Tagen des Buddhismus dem Märchen fortdauernd anvertraut, so daſs wir heute die Märchen oft weniger um ihrer selbst als um der wundervollen überall in sie eingestreuten Sprüche willen bewundern. Unseren deutschen Romantikern schwebte, nachdem sie den Roman als ein für ihre Universalität zu enges Gefäſs verworfen, das Märchen als ihre Kunst vor: darin fügten sich die Motive leicht und ohne Zwang, anmutig und schillernd, aneinander wie Perlen an eine Schnur, Lieder unterbrechen verlockend und sehnsüchtig die Erzählung, weisheitschwere Sprüche, Gleichnisse und Symbole führten in die letzten Tiefen und zeigten dem ahnenden Blick den Urgrund alles Seins und aller Kunst, das Kindlichste und Harmloseste stand heiter und lieblich neben dem gereiftesten Ernst und den letzten Erkenntnissen der Philosophie und Weisheit. Das Märchen umschloſs als reichste, vielfältigste und himmlischste Kunst das ganze Leben, während der Dichter ohne jeden Zwang, in künstlerischer Willkür die buntesten Einfälle aneinander zu reihen schien. Die Romantik hat ihr Ideal fast niemals, hier und da nur in den Märchen des Novalis, erreicht, ihre Kunst war der Fülle und dem Reichtum der Märchenmotive nicht gewachsen, sie wurden von den Märchen beherrscht, aber sie herrschten nicht über das Märchen, und sie gerieten auch zu gern in leere Spielereien. Die Inder haben, in ihrer Art, erreicht, was die Romantiker erreichen wollten: ihr Märchen hat die tiefste Weisheit aufgenommen und zugleich das übermütigste Leben und die seltsamsten Wunder, alles nicht nebeneinander, sondern eins wirkt immer sonderbar und überraschend auf und gegen das andere, und das Märchen hängt unlösbar eng mit Wundern und mit Leben zusammen. Auch ist gerade der kunstvolle Aufbau, die sichere Herrschaft über die Motive, die erstaunliche Gabe, alle nur möglichen Wirkungen aus ihnen herauszuholen, beim indischen Märchen bewundernswert. Wollte jemand heute im Ernst jeden

---

Rahmen = VII, 38 (Tawney I, 349); 1 = XII, 171 (Tawney II, 157) und = I, 4 (Nr. I + XV, Tawney I, 44); 3[b] = XVIII, 124 (Tawney II, 617); 4 = IX, 53 (Tawney I, 519); 6 und 12 = V, 25. 26 (Tawney I, 194 f.); vgl. auch XVIII, 120 (Tawney II, 569 f.), 14 = XVI, 112 (Tawney II, 493); 16 = IV, 22 (Tawney I, 174); 17 = III, 15 (Tawney I, 104), vgl. auch VI, 33 (Tawney I, 294).

Einfluſs des indischen Märchens auf das anderer Völker ableugnen, das müſste er zugeben: für kein anderes Land — auch für Arabien nicht Tausendundeine Nacht — bedeutete das Märchen das alles, was es für Indien bedeutet, und als Abbild der indischen Seele behält das indische Märchen immer einen unvergleichbaren Wert für die Erkenntnis der ganzen menschlichen Kultur.

Wir muſsten ja während unserer Betrachtungen wiederholt auf das indische Märchen andeutend hinweisen. Diese Hinweise nehmen wir, wie schon gesagt, wieder auf und erweitern sie zu einem Vergleich des indischen Märchens und der indischen Märchenkunst mit den Märchenmotiven und Märchen der anderen Völker. Dabei bitte ich schon im voraus, zu entschuldigen, wenn ich schon Bemerktes wiederhole und etwas schulmeisterlich breit auftrete; aber ohne das könnte ich die komplizierten Entwickelungen nicht erklären.

I. Rahmenerzählungen. Unter den Sagenmotiven, die einmal schreckhafte Träume waren, hatten wir (*Archiv* CXIII, 257) auch das mannigfach variierende Motiv genannt: einem Menschen wird eine Frage oder ein Rätsel vorgelegt, und wenn er die Antwort darauf nicht findet, so wird er getötet. Dies Motiv erweitert sich — ganz analog einem ähnlichen, von dem Ungeheuer, das jährlich ein Menschenopfer verlangt, bis ein Held kommt und es besiegt — oft dahin, daſs der Fragende, ein böser Geist, eine Sphinx oder eine grausame Prinzessin, einen nach dem anderen, der keine Antwort weiſs, wirklich tötet, bis der Held kommt, der sich nicht durch den Untergang aller früheren schrecken läſst, die Frage richtig löst und den Geist dadurch vernichtet. Aus dem einen Rätsel sind dann auch — man denke an die Turandot-Fassungen unseres Motivs[1] — mehrere Rätsel geworden, und der Prinzessin, die selbst so grausame Rätsel stellte, wurde von dem glücklichen Sieger auch ein Rätsel aufgegeben, damit sie selbst einmal die Qualen derer empfinde, die sich umsonst um eine Lösung mühten.

In Indien gab es nun dies Märchen:[2] Ein Bettler schenkt einem König eine Frucht mit Juwelen, er verlangt dafür, daſs dieser ihm einen Leichnam hole, in dem ein zauberkräftiger Geist, ein sogenannter Vetala, sich aufhalte. Der König holt den Leichnam, erfährt aber von dem innewohnenden Geist, der an der Furchtlosigkeit dieses Herrschers seine Freude hat, daſs der Bettler ihn vernichten wolle, er tötet darum diesen und wird selbst der Zauberkräfte mächtig, die der Geist verleihen kann.

---

[1] Zu Turandot: Liebrecht, *Zur Volkskunde* 153; Chauvin, *Bibliografie des Ouvrages ... Arabes* V, 191 f.
[2] Somadeva VII, 38 (Tawney I, 349).

Als Zusatzmotiv wurde nun zu diesem Märchen das Motiv erfunden: der König kann den Geist nur an seinen Platz bringen, wenn er schweigt. Aber der Geist erzählt dem König Geschichten, und diese enden alle so drastisch und unerwartet, daſs dem König gegen seinen Willen immer Ausrufe des Entsetzens, Erstaunens oder der Bewunderung entfahren. Bei jedem dieser Ausrufe verschwindet der Geist, der König läuft hinter ihm her und holt ihn wieder ein, und das wiederholt sich vierundzwanzigmal, bis der König schweigt und seinen wirklich sehr mühselig verdienten Lohn empfängt.[1]

So waren aus einem Märchen fünfundzwanzig Märchen geworden und das alte Grundmärchen doch erhalten geblieben, als eines mit vielen Einschachtelungen, mannigfaltiger und spannender. Diese Spannung hat man noch erhöht, indem man nicht seltsame Pointen, sondern Fragen an das Ende der Geschichten setzte: der Geist stellt sie dem König, um dessen Ansicht über die Personen, Ereignisse und Probleme der mitgeteilten Geschichten zu hören. Dabei bedroht er den König — und damit sind wir wieder bei dem alten Alptraummotiv angelangt — mit dem Tode, wenn er diese Fragen, die er absichtlich dumm und unwissend stellt, nicht richtig beantwortet. Der König gibt die verlangten Antworten, immer fein und geistreich, aber sowie er zu Ende ist, verschwindet der Geist, bis er endlich selbst dieses Hin- und Herlaufens müde wird und dem König eine Frage stellt, die dieser trotz allen Nachdenkens nicht richtig lösen kann.[2] Er schweigt daher, erreicht sein Ziel, tötet den falschen Bettler und wird dann mit so viel Ruhm und Anerkennung überhäuft, daſs uns sogar seine Mühe gering scheint. — Das ist der Rahmen der indischen Vetâlapañcavimçati. Die alte einfache und grausame Alternative in unserem Motiv haben also die Inder in ein sehr künstliches Dilemma umgewandelt: wenn der König schweigt, wird er getötet, wenn er redet, bringt er sich um den Lohn seiner Kühnheit, um den Geist. Er entschlieſst sich, da er dem Bettler sein Versprechen halten will, zum Reden, und das wiederholt sich vierundzwanzigmal, bis sich der Geist des Königs erbarmt.

Die Erweiterungen des alten Fragemotivs in den auſserindischen Fassungen wie in der Sage von Ödipus, der Turandot bestrebten sich, den Helden recht hervorzuheben, weil er vor einem Wagnis nicht zurückschreckte, bei dem seine Vorgänger

[1] So in der mongolischen Fassung der Vetâlapañcavimçati, vgl. von der Leyen, *Indische Märchen* 122/25; *Preuſs. Jahrbücher* 99 (1900), S. 65; Jülg, *Die Märchen des Siddhi-Kür*, Leipzig 1866.

[2] Vater und Sohn heiraten Mutter und Tochter, aber der Vater die Tochter und der Sohn die Mutter, beider Paare Kinder heiraten sich wieder, wie sind nun alle miteinander verwandt?

alle den Tod fanden. Nur die Turandot-Dichtung, d. h. eine orientalische Dichtung, steigerte auch die Bedeutung des Motivs, indem sie die Rätsel vervielfältigte und an Sieger und Besiegte verteilte. Im Indischen tritt der Held zurück, den Inder verlockt das Motiv selbst, er versucht, es zu dehnen, zu vervielfältigen, zu verkünsteln und schliefslich zu mildern. Dies verkünstelte Motiv bringt er in eine seiner alten Geschichten hinein, und er weifs die Spannung immer aufrecht zu erhalten, indem der König jedesmal eine neue Gelegenheit findet, seinen Scharfsinn und seinen überlegenen Geist zu zeigen.

Es wird also im Indischen zweierlei erreicht: eine alte Geschichte künstlich verlängert und ein auch anderen Völkern bekanntes Motiv in ein höchst abwechselungsreiches Frage- und Antwortspiel verwandelt. Dabei zeigt sich eine Vorliebe für das Massenhafte und ein Geschick in der Variation, das andere Völker nicht von weitem erreichen.

Die Vetâlapañcavimçati kam nun als Ganzes nicht nach Europa. Unser erstes Beispiel gibt also nur eine Probe von der indischen Erzählungskunst, wie sie sich bei einem einheimischen und einem internationalen Motiv bewährte. Ganz ergebnislos für die Frage nach dem Einflufs der indischen Märchen auf Europa ist aber auch dies Beispiel nicht: wir dürfen im Anschlufs daran behaupten, dafs die Technik der Rahmenerzählung, die uns hier zum erstenmal begegnet, und die auch abendländische Märchensammlungen kennen, in Indien erfunden und ausgebildet wurde.

Ich will diese Behauptung durch einige Beispiele beweisen.

Throne, an denen die Kunst ganzer Völker ihr Bestes verschwendete, Throne, die Macht und Herrlichkeit ihrer Besitzer zur sinnenfälligsten Geltung brachten, schildern uns Dichtung und Phantasie der Völker gern, vor allem die des Orients. Zu diesen Thronen führen goldene Stufen empor, der Thronsessel funkelt von Juwelen, Edelsteinen und den erlesensten Kostbarkeiten, seltsame und ungeheuerliche Tiere halten daran Wacht: und es wird sogar erzählt, dafs diese Tiere wie wirkliche Tiere ihre Stimme erschallen liefsen, und dafs sie vermittels eines künstlichen Mechanismus den König auf den Thronsessel hoben, wenn er den Thron bestieg.

Derart etwa wird in spätjüdischer Dichtung der Thron des Salomo geschildert.[1] Von ihm wurde, aufserdem gefabelt, dafs die sämtlichen Tiere — ein wildes und ein zahmes standen sich jeweils gegenüber — ein mifstönendes Geschrei erhoben, sobald jemand vor dem Thron eine Lüge aussprach, und dafs Nebukadnezar den Thron besteigen wollte, die Tiere des Thrones aber

[1] Vgl. Paulus Cassel, *Wissenschaftliche Berichte der Erfurter Akademie* I (1853), 56—133.

machten ihm diese Besteigung unmöglich. Erst Kyrus war des Thrones wieder würdig.

Diesem letzten Motiv ist die folgende indische Geschichte bei Somadeva ähnlich:[1] Ein König kommt in eine menschenöde, wunderbare Stadt, er erblickt dort einen edelsteinprangenden Thron und will sich daraufsetzen: ein Geist verbietet es ihm, dieses Thrones seien nur Unsterbliche würdig. Aber als der König sich zu erkennen gibt als Boten des berühmten Vikramâditya, darf er den Thron besteigen, und die Geister dienen ihm.

Dies Märchen wurde zu einem Rahmenmärchen ausgebildet: der Thron, hieſs es, war nach dem Tode seines berühmten ersten Besitzers vergraben, und wer über dem Throngrabe lebte, dem teilten sich besondere Gaben mit, sei es ungewöhnliche Klugheit,[2] sei es ungewöhnliche Freigebigkeit.[3] Durch diese Gaben wurde ein kluger König aufmerksam, er lieſs an der Stelle nachgraben und fand einen prachtvollen Thron, rechts und links umgaben ihn im Halbrund je sechzehn Figuren. Als er sich nun auf den Thron niederlassen will, erhob sich eine der Figuren und hielt ihn zurück; du darfst nicht auf den Thron, sagt sie, es sei denn, du wärest gerecht und klug wie jener König, dem er gehörte. Und sie erzählt ihm eine Geschichte von der Weisheit jenes Herrschers. Wie die erste, so die folgenden: bis der König alle zweiunddreiſsig Geschichten hörte und nun, da er die gesamte Weisheit jenes Thronbesitzers in sich aufnahm, auch auf dessen Thron sitzen darf.

Hier hat sich also eine Geschichte zu zweiunddreiſsig vervielfacht, die Klugheit des ersten Thronbesitzers wird auſserdem

---

[1] XVIII, 124 (Tawney II, 614 f.).

[2] So bei Jülg, *Mongol. Märchen*, Innsbruck 1860, 197 f., und ursprünglich auch in der persischen, einer indischen Rezension entstammenden Fassung, *Senguehassen Battisi* (deren Held Bekermadjiet), S. 45 f. Diese persische Fassung, mir nur aus der sehr seltenen Übersetzung Lescalliers (*Le trône enchanté, traduit du persan*, New York, imprimerie de Desnoues, 1817) bekannt, hat für den Märchenforscher vielerlei Interesse. Einmal durch merkwürdige Motive (Toter Vogel wird, wie er ergriffen werden soll, lebendig und entfliegt immer seinem Verfolger; Traummotiv? — König regiert nur für einen Tag und wird nachts von einem bösen Geist aufgefressen, ebenso alle seine Nachfolger, vgl. Frazer, *Golden Bough*, Einleitung), dann durch ihre merkwürdige Mittelstellung zwischen der mongolischen und der späteren indischen, von Albrecht Weber herausgegebenen Form der Throngeschichte, drittens durch ihre Beziehungen zum persischen und türkischen Papageienbuch, viertens durch ihre Ähnlichkeiten mit der indischen Vetâlapañcavimçati, von der sie offenbar eine Reihe Märchen übernahm: der Inhalt beider Sammlungen, insofern sie von den Taten und Abenteuern eines klugen und tapferen Königs erzählen, berührt sich ohnehin vielfach, freilich kommt der König vom verzauberten Thron dem Ideal des buddhistischen Herrschers näher.

[3] So im späteren Indischen, vgl. Albrecht Weber, *Indische Studien* XV (1878), 217 f.

nicht einfach behauptet, sondern sie lebt in einer Fülle von Geschichten immer von neuem auf, der König wird so lange zurückgehalten, bis er die ganze Weisheit des Thrones hört, und dabei ist das Motiv von höchst eigentümlicher Wirkung, dafs diese toten Bildsäulen Leben erhalten, aber nur, damit sie das Vermächtnis des früheren Herrschers der Nachwelt überliefern können, dann sinken sie wieder in die alte Leblosigkeit zurück. Die Inder haben hier ein altes Motiv nicht allein kompliziert, vervielfacht, seinen Schlufs hinausgeschoben, wie in der Vetâlapañcavimçati auch, sie haben es äufserlich ins Märchenhafte und zugleich innerlich ins Lebenstiefe gesteigert: und das ist auch eine Kunst, deren nur sie fähig waren.

Auch die Cukasaptati[1] entstand aus einem einfachen Märchen: Ein Kaufmann verreist und läfst seine Frau unter dem Schutz eines Papageienpaares zurück. Kaum ist er aus dem Hause, so will die Frau das Ehebrechen anfangen, der jüngere Papagei warnt sie, trotz Abraten des älteren, und wird von der erbosten Herrin sofort umgebracht, der ältere Vogel schweigt, erzählt aber dem zurückkehrenden Kaufmann alles, was er mit ansah, und fliegt davon.[2] Solche Anekdoten von Frauen, die unter dem Schutze kluger Vögel zurückgelassen werden, wenn der Mann verreist, waren keine indische Spezialität, die alten Griechen kannten und verbreiteten ähnliches auch.[3] In den Cukasaptati wird der unbequeme Warner, eine Krähe, gleichfalls umgebracht; nun aber kommt die Erweiterung: der Papagei schweigt nicht, er fordert die Frau sogar auf, zu gehen und ihre Jugend zu geniefsen, nur, fährt er fort, wenn du ertappt wirst, sei so klug wie ..., und nun erzählt er eine Geschichte, meist vom Ehebruch. Im spannendsten Moment, wenn wir glauben, nun wird die Schuldige ertappt, und wenn wir gar keine Lösung mehr sehen, hält er ein und erzählt nicht weiter, bevor ihm die Frau versprochen, sie werde heute nicht gehen. Das wiederholt sich siebzigmal, bis der Kaufmann wiederkommt, seine Frau ist ihm nun treu geblieben, der Papagei wird belohnt, und das Märchen endet in eitel Glück und Frieden.

---

[1] *T(extus) s(implicior)*, übersetzt von R. Schmidt, Kiel 1894; *T(extus) o(rnatior)*, übers. von demselben, Stuttgart 1899.

[2] Vgl. *Jâtaka*, übers. von Cowell, Nr. 98 und 145. — Die Geschichte ist auch dahin erweitert, dafs nur ein Papagei existiert, der schweigt, dem zurückkehrenden Manne aber das Betragen der Frau erzählt, und diese täuscht nun, indem sie den Käfig verdunkelt und Lärm macht, dem Vogel ein Gewitter vor. Als er am folgenden Morgen dem Kaufmann von diesem Gewitter erzählt, hält dieser ihn für einen elenden Lügner und glaubt der Frau. Dies Märchen kam durch den Siddhapati nach Europa. Vgl. Chauvin, *Bibliographie Arabe* VIII, 36 f.

[3] Vgl. Marx, *Griechische Märchen von dankbaren Tieren und Verwandtes* S. 54 Anm. 2. 77.

Bei dieser Erweiterung konzentriert sich die Spannung auf den erzählenden Papagei, und es ist einfach erstaunlich, wie der Papagei seine Geschichten in Szene setzt, und wie er sie immer gerade so abbricht, daſs ein Ausweg unmöglich scheint und wir uns doch immer besinnen, wie er wohl sein möchte. Freilich wiederholt sich die gleiche Pointe in der Cukasaptati zu oft, wir werden ihrer überdrüssig, und das Raffinement hebt sich durch sich selbst auf. Das ist auch eine Eigentümlichkeit, eine der Kehrseiten der indischen Erzählungskunst.

Die Rahmenerzählung der Cukasaptati drang über die indischen Grenzen hinaus zu den Persern und zu den Türken,[1] kam also an die Schwelle des Abendlandes.

Die Rahmenerzählung des Siddhapati ist in Indien verloren, läſst sich aber aus den auſserindischen Fassungen herstellen und kam nach dem Abendlande. In ihr (d. h. in dem Teile, der uns hier interessiert) sind zwei Geschichten verbunden und dann erweitert. Einmal eine der vom Weib des Potiphar sehr ähnliche: die Frau eines Königs will dessen Sohn verführen, er sträubt sich, sie verklagt ihn beim König, er habe ihr nachgestellt; der König glaubt ihr und will ihn zum Tode verurteilen. Zweitens die durch eine Doppelgeschichte, eine von einem schlechten Mann und eine von einer schlechten Frau gerade in Indien oft ausgetragene Streitfrage: wer ist schlechter, die Männer oder die Frauen?[2] Beide Fabeln sind im Siddhapati derart ineinander geschoben: der zum Tode verurteilte Prinz muſs sieben Tage schweigen infolge eines bestimmten Gelübdes und kann sich nicht verteidigen. Daher gibt der König den Befehl zur Hinrichtung, aber in diesem Augenblicke tritt ein Minister vor und gebietet Einhalt: der König möge der Frau nicht glauben, die Frauen seien heimtückisch und schlecht; zum Beweis erzählt er eine Geschichte. Der König, überzeugt, zieht den Hinrichtungsbefehl zurück. Da erhebt sich die Frau, um eine Geschichte von der Niedertracht der Männer vorzutragen, mit dem Erfolge, daſs der König den Hinrichtungsbefehl wiederholt. Ein zweiter Minister erwidert mit einer Geschichte von der Niedrigkeit der Frauen, und so geht es weiter, bis die sieben Tage mit Geschichte und Gegengeschichte ausgefüllt sind, der Prinz sprechen darf und die gerechte Strafe über die schuldige Frau kommt.

Man erkennt leicht die gleiche Technik wie in den früheren Fällen: wie in der Vetâlapañcavimçati entsteht die Rahmengeschichte aus z w e i Fabeln: die Geschichten werden immer in dem Augenblicke vorgetragen, in dem es sich um Tod oder Leben

---

[1] *Tuti Nameh*, übers. von Iken, Stuttgart 1822; *Tuti Nameh, das Papageienbuch*, übers. von Georg Rosen, Leipzig 1858.

[2] Vgl. z. B. Vetâlapañcavimçati Nr. 3.

handelt, und sie können immer neue Aufmerksamkeit verlangen, da es sich um eine unlösbare Frage handelt, deren Lösung doch immer von neuem versucht wird.

Dieser Siddhapati blieb uns in vielen abendländischen und morgenländischen Rezensionen erhalten, er wanderte durch die ganze mittelalterliche Welt und hinterliefs in ihrer Literatur überall tiefe Spuren, denn er war eins der verbreitetsten und gelesensten Märchenbücher.[1]

Auch die Rahmenerzählungen des Pantschatantra — es sind in den ersten vier Büchern einfache, in der buddhistischen Literatur erhaltene Fabeln, durch eine Fülle von Geschichten auseinandergerissen, die immer wieder eine in die andere geschoben werden[2] — kamen von Indien nach anderen asiatischen Ländern und nach Europa, wo man sie übersetzte, umarbeitete und erweiterte.[3]

Da nun die vorgeführten Beispiele zeigen, dafs in Indien die Technik der Rahmenerzählung besonders produktiv ist, dafs sie dort fein ausgebildet und virtuos beherrscht wurde, da zwei dieser indischen Rahmenerzählungen aufserdem nach Europa kamen und die Vorliebe für Einschachtelungen eine orientalische ist, darf man die Inder getrost die Erfinder der Rahmenerzählungen nennen. Wenn abendländische Erzähler, etwa Boccaccio und seine Nachahmer, ihre Geschichten in einen Rahmen einordnen, so folgen sie bewufst oder unbewufst dem indischen Vorbilde.

Wir konnten auch die seltsame Vollendung der indischen Erzählungskunst in verschiedenen Fällen verfolgen. Und wir beobachteten, dafs diese Erzählungskunst von Geschichten und Motiven ausgeht, die gar nichts Besonderes oder Bemerkenswertes haben, die auch andere Völker erfanden oder erfinden konnten.

Das ist eben der Schlüssel für die Beantwortung der Frage

---

[1] Bibliographie jetzt bei Chauvin Bd. VIII (1904) Syntipas, bes. 33 f.

[2] Buch I = *Jātaka* 349; Buch II = *Jātaka* 306; Buch III = *Jātaka* 270; Buch IV = *Jātaka* 208 (vgl. 57. 224. 342).

[3] Die Rahmenerzählung von Tausendundeiner Nacht ist wohl auch in Indien entstanden. Jedenfalls begegnet ihr Hauptmotiv schon frühzeitig in der indischen Literatur, und die Auffassung der Frauen, die daraus spricht, ist durchaus buddhistisch. Der Inhalt ist im Indischen etwa der: Zwei Männer, empört über die Untreue ihrer Frauen, ziehen in die Welt und sehen abends einen Drachen, der aus seinem Innern eine Frau herausholt, er ergötzt sich mit ihr und schläft dann ein. Sie bemerkt die Fremden, die sich versteckt hatten, verlockt sie zum Beischlaf und zeigt ihnen an Ringen, die sie besitzt, dafs sie den Drachen, der bei ihr, die er in sich aufbewahrte, jede Untreue ausgeschlossen wähnte, schon hundertmal betrog. *Jātaka* 436; Somadeva X, 63 (Tawney II, 79), X, 64 (Tawney II, 93; dort seltsam mit der Geschichte vom Meisterdieb verbunden); Chauvin V, 190. VIII, 59. — Man vergleiche auch Ariost, *Rasender Roland*, 28. Gesang.

nach dem Einfluſs der indischen Märchen: diese Märchen haben genau die gleiche Herkunft wie die der anderen Völker auch, nirgends aber sind diese Motive mit solchem Geschick erfaſst, nirgends alle nur möglichen Wirkungen so erkannt, nirgends sind sie so märchenhaft gesteigert und vervielfältigt wie in Indien. Dadurch wurden diese Märchen zu so einzigartigen Gebilden, deren Zauber sich die ganze Welt nicht entziehen konnte.

Aber es bedarf noch mancher Beispiele, bis diese Behauptung einleuchtend und überzeugend bewiesen ist.

II. Zauber- und Verblendungsmärchen. Ich führe nun einige Märchen mit Zauberei, Spiegelung und ähnlichen Motiven vor: die ersten zeigen, daſs die Inder aus allgemeinen und auch sonst verwerteten Motiven Märchen schufen, die uns als etwas ganz Neues überraschen, die späteren, daſs gerade die in Indien emporgehobenen Märchen nach Europa wanderten.

Wir greifen zuerst wieder auf Bekanntes zurück. Viele Völker kennen, wie wir erfahren, das Motiv vom Zauberschlaf (vgl. oben *Archiv* CXIII, 253): die Inder erzählen es märchenhafter, zauberschöner und zugleich tiefer als alle anderen: nur der Leib eines Mädchens weilt auf dieser Erde, ihre Seele schläft in einem fremden, goldenen Wunderland, und sie darf nur dem gehören, der in dies Wunderland eindringt. — Und: die goldene Pracht des Paradieses stellen auch die Märchen anderer Völker wehmütig und resigniert der dürftigen Armut dieser Erde gegenüber — in keinem Märchen aber erscheint der Gegensatz so unmittelbar, so demütigend und so hoffnungslos wie im indischen: nach langer Wanderung, nach kaum überwindlicher Mühsal erkämpft sich der Märchenheld den Eingang zum Paradies, und in einem Augenblick wird er vom Himmel auf die Erde herabgeschleudert.[1]

Schon primitive Völker und die alten Kulturvölker erst recht hatten, wie wir bemerkten, an Zauberstückchen ihre Freude: ein Zauberer täuscht etwa einem Mädchen einen reiſsenden Strom vor, sie hebt die Röcke ganz in die Höhe und sieht unter dem Gelächter der Anwesenden zu ihrer Beschämung, daſs sie einen kleinen Bach, der ihr kaum die Füſse netzte, für den ungeheuren Strom gehalten.[2]

Die jüdische Sage erzählt ein sehr ähnliches Motiv, aber nicht als Zauberstück, sondern als Sinnestäuschung: König Salomo hat in seinem Palast einen kristallenen Fuſsboden; als die Königin von Saba kommt und diesen sieht, hebt sie die Röcke hoch

---

[1] Vgl. von der Leyen, *Indische Märchen* 187 f.; Benfey, *Pantschatantra* I, 152.

[2] Vgl. oben *Archiv* CXIII, 266, wo auch über die Herkunft des Motivs, auſserdem Voretzsch, *Epische Studien* 264; [Liebrecht, *Zur Volkskunde* 115.

in die Höhe, in der Meinung, es sei Wasser, und zeigt dabei ihre Beine. Salomo hatte die Herrscherin absichtlich getäuscht, um zu erfahren, ob sie dämonischer Abkunft sei und tierische Beine habe.[1]

Im Indischen erscheint das gleiche Motiv mehrfach variiert. Die Cukasaptati (textus simplicior 60) berichtet vom klugen Haridatta, dem ein anderer Fürst seine Prunkhalle zeigte; als er die von mannigfachen Edelsteinen funkelnde Halle erblickte, konnte er nicht unterscheiden, ob sie aus Wasser oder fester Masse bestehe, da warf er eine Betelnufs hin, erkannte, dafs es kein Wasser war, und ging heim.

Im Indischen und Jüdischen ist die Sinnestäuschung das Hauptmotiv, die Königin von Saba unterliegt ihr, der kluge indische Minister beugt ihr vor.

Auch nach der entgegengesetzten Richtung haben die Inder das gleiche Motiv gesteigert. Im Mahābhârata hat der König Judhishthira einen kristallenen, mit lotosgleichen Edelsteinen bedeckten Estrich, den hält Durjodhana für einen Wasserteich und zieht seine Kleider in die Höhe, nachher hält er einen wirklichen Teich für einen künstlichen und fällt hinein.

Die Inder verdoppeln hier die Sinnestäuschung und erhöhen dadurch ihre Komik. Denn der Getäuschte, der zum Schlufs wirklich ins Wasser fällt, gerade darum, weil er die erste Beschämung vermeiden will, wirkt viel komischer als der, der nur einmal begreiflicherweise einen Kristallboden für Wasser gehalten hat. Dieser Kristallboden scheint im Indischen einem Teich dadurch noch ähnlicher, dafs ihn Edelsteine bedecken, die den Lotosblumen im Teiche gleichen.

Da nun nur im Indischen und Jüdischen der Kristallboden und die Sinnestäuschung statt der Verzauberung begegnen, liegt die Annahme nahe, dafs die jüdischen und indischen Versionen unmittelbar zusammenhängen. Wer der Gebende war, ob Juden oder Inder, läfst sich kaum feststellen. Jedenfalls haben die Inder dies Spiegelungsmotiv vielfältiger zur Geltung gebracht, sie haben es auch zu einer Reihe anderer, lustiger und tiefsinniger Geschichten ausgesponnen.[2]

---

[1] Wilhelm Hertz, *Rätsel der Königin von Saba* (*Gesammelte Abhandlungen* S. 421 f. 427 Anm. 2).

[2] Ich erwähne hier die folgenden: *Cukasaptati, textus ornatior* 50: Eine Stiefmutter mifshandelt ihren Stiefsohn. Dieser, um sich zu rächen, sagt dem Vater: ich habe einen zweiten Vater. Der glaubt der Verleumdung und mifshandelt nun die Frau; sie ahnt die Rache ihres Stiefsohnes und verspricht ihm feierlich die beste Behandlung, wenn er den Vater versöhne; da zeigt der Sohn dem Vater dessen Bild im Spiegel: das ist mein zweiter Vater, sagt er. Und nun leben alle drei im Frieden. — Zu vergleichen wäre damit die Geschichte *Cukasaptati. t. s.* 28, *t. o.* 37 (s. Liebrecht, *Zur Volkskunde* 135; Chauvin VIII, 98): Eine Frau geniefst ihren Lieb-

Uns allen ist ein Spiegelungsmotiv aus einer wunderhübschen griechischen Fabel bekannt: ein Hund trägt ein Stück Fleisch im Maul, sieht, wie sich dasselbe Fleisch im Wasser spiegelt, hält es für ein anderes, gröſseres, und schnappt danach, wobei ihm sein Fleisch fortfällt, so daſs er nun gar nichts hat.[1]

Die Inder erzählen eine ganz ähnliche Fabel so: ein Schakalweibchen mit einem Stück Fleisch im Maul kommt an einen Fluſs, an dessen Ufer ein groſser Fisch liegt. Es legt das Fleisch fort und schnappt nach dem Fisch: aber ein Geier stürzt sich aus der Luft herab und entführt das Fleisch, und der Fisch taucht in das Wasser zurück.

Dem Inder war das eine Tier der griechischen Fabel nicht genug, er verdreifachte die Tierzahl und führte Schakal, Fisch und Geier in die Fabel ein: ein Tier des Landes, eins der Luft und eins des Wassers. Das indische Schicksal bestraft den gierigen Schakal mit ausgesuchter Bosheit: gerade die geringeren Tiere, Geier und Fisch, überlisten ihn und er ist doppelt betrogen, durch zwei Ereignisse, die er gar nicht erwartet, und die blitzschnell gleichzeitig kommen. Aber dies Raffinement gehört nicht in eine Geschichte, die gerade durch ihre Einfachheit so eindringlich wirkt, und durch dies Raffinement verschwand gerade das Wesentliche an ihr, daſs der Hund ein wirkliches Fleisch um eines gespiegelten willen fallen läſst. Im Griechischen straft sich vor allem die Dummheit, im Indischen die Gier des Tieres: es ist hier keineswegs aus Zufall ein Weibchen. Und im Indischen wird die Fabel noch weiter gebildet: die tierische Gier wird mit der noch gröſseren und verblendeteren menschlichen

---

haber unter einem Baum, als ihr Mann sie ertappt, lügt sie, der Baum sei verhext, wer unter ihm liege, erscheine doppelt, und zwar habe er als Mann immer eine Frau und als Frau einen Mann neben sich liegen. Sie steigt zur Probe sofort auf den Baum und entrüstet sich über den Mann, der in den Armen einer anderen liege: er glaubt ihr und ist versöhnt. — Und nun eine ernsthafte Geschichte buddhistischer Färbung (Somadeva XII, 72; Tawney II, 182): Ein Papagei klagt seinem gestorbenen Weibchen nach. Buddha, auch als Papagei, mahnt ihn, die nutzlose Klage zu lassen: das Weibchen sei als anderer Papagei wiedergeboren und habe ihn längst vergessen. Er führt den törichten Vogel ans Wasser und zeigt ihm sein Spiegelbild: das ist deine Frau. Der Papagei, entzückt, holt ihr die schönste Frucht und läſst sie ins Wasser fallen, tieftraurig sagt er dem Buddha: sie nahm sie nicht. Ja, antwortet er, du bist ihr eben gleichgültig. Und dann nimmt er den Vogel mit sich und schaut, zärtlich sich an ihn schmiegend, mit ihm in ein anderes Wasser, und nun überzeugt sich der Witwer wirklich, daſs sie ihn vergessen, bei einem anderen Trost gefunden, und ist geheilt. — Ursprünglich war das gewiſs eine lustige Fabel, die die Dummheit des Papageien verspottete, durch den Buddhismus wurde ein wunderlich weiser Betrug daraus, und die Anschauung klingt deutlich hindurch: die ganze Welt ist solche trügerische Spiegelung.

[1] *Pantschatantra* IV, 8; *Jātaka* 374; Benfey I, 79. 179. 348; Schiefner Ralston, *Tibetan tales* 229.

verglichen. Das ist ein echt buddhistischer Gedanke. Eine Frau — erzählt das Pantschatantra — stahl ihrem Mann das Vermögen und ging mit einem Schelm auf und davon. Sie kamen an einen Fluſs: da sagte der Schelm, er wolle erst das Geld und dann sie hinübertragen, und damit sie noch leichter würde, solle sie ihm auch ihre Kleider geben. Sie tat es, und er ging davon, so daſs sie ohne Geld, ohne Kleider und ohne Mann sitzen blieb. In diesem Zustande sah sie das Schakalweibchen, das sich um sein Fleisch brachte, und glaubte das Tier verhöhnen zu müssen, das aber den Hohn treffender zurückgab: ihre, der Menschin, Torheit sei noch viel gröſser.

Wir haben hier ein Beispiel, daſs eine wunderhübsche, wirksame kleine Geschichte durch die indische Erzählungskunst entstellt, in ihrem Wesen unkenntlich gemacht und in etwas ganz anderes verwandelt wird: eben weil die Inder von ihrem Raffinement und die Buddhisten von ihrer Weltanschauung nicht lassen können, bringen sie beides in Fabeln, die das gar nicht vertragen. Die Entstellung zeigt somit, unwiderleglicher noch als die Steigerungen und Vertiefungen von Motiven, die wir kennen lernten, wie eng indisches Raffinement, indische Erzählungskunst und indische Weltanschauung zusammenhängen.

Benfey behauptete nun, daſs die meisten indischen Tierfabeln aus Griechenland stammten, während die Märchen, mit der Geschichte von den Ohren des Midas als einziger Ausnahme, von Indien aus durch die übrige Welt gewandert seien. Diese Scheidung läſst sich nicht aufrechterhalten. Auf die indischen Fabeln kann ich hier nicht eingehen: mir scheint, daſs sie selbständiger sind, als Benfey zugab, die Untersuchungen anderer müssen zeigen, was an ihnen original war und was stark genug zum Einfluſs auf andere Völker. Die indischen Märchen aber sind von denen anderer Völker nicht so unabhängig, wie Benfey meinte, manche griechische Geschichte, wohl auch jüdische und ägyptische, drangen in sie ein — wir werden noch manches derart zu betrachten haben — und wurden weiterentwickelt; entwickelt freilich durch eine Erzählungskunst, die auſserhalb Indiens nicht ihresgleichen hat. —

Ich komme nun noch einmal zu den Visionen. Dem durch Haschisch Berauschten erscheint 'ein kleiner Stein als gewaltiger Felsblock, ein schmales Rinnsal als breiter Strom' (vgl. oben *Archiv* CXIII, 266). In einem indischen Märchen ist von einem Prinzen erzählt, den ein Geist (Râkschasa) verfolgt. Als dieser ihn packen will, wirft er etwas Erde hinter sich, es entsteht ein Berg. Der Râkschasa übersteigt ihn und kommt dem Prinzen wieder nahe: er wirft etwas Wasser hinter sich, es entsteht ein Strom, der Râkschasa durchschwimmt ihn; er wirft Dornen hinter sich, es entsteht ein Wald, der Râkschasa will ihn durchschreiten, da

wirft er Feuer hinein, und vor dem gewaltigen Brande kehrt der Riese um.[1]

Diese Episode des indischen Märchens hat die Eigentümlichkeiten der indischen Erzählungskunst: das gleiche Motiv, vierfach variiert und vierfach gesteigert, und es bleibt nicht ein Erzählungsmotiv, es greift rettend und helfend in die Handlung ein: im Moment, in dem wir den Verfolgten verloren glauben, wirft er Erde, Wasser, Dornen und Feuer hinter sich, und zu unserer staunenden Überraschung vergröfsern sich und wachsen diese unscheinbaren Dinge ins unendliche, bis auch der Geist mit überirdischen Kräften vor ihnen umkehrt.

Die gleiche Verfolgungsgeschichte — natürlich variieren die zurückgeworfenen Gegenstände — erscheint auch als Episode in vielen aufserindischen Märchen; freilich nirgends so klar und anschaulich erzählt wie im indischen selbst. Da nun die Entwickelung dieser Episode aus dem einfachen Motiv durchaus der Entwickelung entspricht, die wir bei den auf Indien beschränkten Märchen beobachteten, haben wir hier ein sehr augenfälliges Beispiel von dem Einflufs und der Wirksamkeit eines indischen Märchens.[2]

Der Zauberer ist, wie ich vielleicht schon zu oft betonte, bei allen Völkern charakterisiert durch seine unbegrenzte Verwandelungsfähigkeit. Er kann jede Gestalt annehmen, die er annehmen will, er kann etwa als Vogel und Fliege, als Fuchs und als Stier, als Gerstenkorn und als Ring, auch als Mensch,[3] er kann zu ungeheurer Gröfse anschwellen und zu unbemerkbarer Winzigkeit zusammenschrumpfen. Aus diesem Glauben haben sich märchenhafte Geschichten früh entwickelt. Von Zeus erzählten die Griechen, er habe eine Zauberin Metis, die verschiedene Gestalten annehmen konnte, verschluckt, als sie in eine Fliege sich verwandelte.[4] Dieser Geschichte steht sehr nahe die uns durch den gestiefelten Kater bekannte: der gestiefelte Kater bittet einen mächtigen Zauberer, er solle sich doch in eine Maus verwandeln, der Zauberer erfüllt die Bitte, der Kater stürzt auf die Maus zu und verschluckt sie.[5]

---

[1] Somadeva VII, 39; vgl. Hertel, *Bunte Geschichten* 101 ff.

[2] Vgl. Reinhold Köhler I, 173. 175; Cosquin Nr. 32; Benfey, *Göttinger Gelehrte Anzeigen*, 1862, 1220 f.

[3] Man vergleiche die Geschichten, in denen ein Zauberer die Gestalt eines anderen, der verreist ist, annimmt, bis er schliefslich entlarvt wird. Die abwechselungsreichste und überraschendste dieser Geschichten entstand auch in Indien und hat sich von dort aus verbreitet; siehe oben *Archiv* CXIV, 1 Anm. 4; dazu Lescallier, *Trône enchanté* 130 f.; Chauvin VIII, 157.

[4] Vgl. Andrew Lang, *Myth, Ritual and Religion* I, 314. Bei *Saxo Grammaticus* kann die Zauberin Harthgrepa alle Gestalten annehmen (I, 21 ed. Holder S. 37).

[5] Vgl. Reinhold Köhler: zu Laura Gonzenbach Nr. 65 (*Zs. des Vereins für Volkskunde* 6, 165); *Kleine Schriften* I, 28. 371. 416. 558; *Archiv für*

Die Inder kannten solche Geschichten auch, und am hübschesten ist eine dieser Art und indischer Herkunft in Tausendundeiner Nacht erzählt: Ein Fischer fand einen in einer Flasche verschlossenen Geist und befreite ihn aus seiner Haft. Da verwandelte sich der Geist sofort in ein fürchterliches Ungeheuer und rief dem Befreier zu, er müsse ihn nun morden. Doch jener antwortete, er glaube nicht, dafs dies Ungeheuer, was der Geist nun sei, vorher in der kleinen Flasche habe Platz finden können, und bat ihn, er möge doch wieder zurückkriechen: der Geist, stolz auf seine Kunst, erfüllte die Bitte, der Fischer verschlofs sofort die Flasche und warf den Geist ins Meer zurück.[1]

Dies indische Märchen unterscheidet sich von den europäischen, insofern wir bei ihm erleben, wie der Geist zuerst ohnmächtig ist, dann überwältigend und toddrohend anschwillt und zum Schlufs infolge seiner törichten Eitelkeit sich wieder in seine frühere Ohnmacht zurückbringt. Aufserdem triumphiert im Indischen ein Mensch, kein Tier mit übernatürlichen Kräften und kein Gott, über den Geist.

Die Geschichte in Indien ist also sinnenfälliger, im Aufbau symmetrischer, wir sehen den jähen Übergang von Ohnmacht zur Übermacht und zur Ohnmacht zurück, und die Geschichte ist im Inhalt freier, im menschlichen Sinne reicher als die europäischen Parallelen. Darum hat sie sich auch in der ganzen Welt durchgesetzt und lebt bei vielen Völkern, auch bei den Deutschen, als Volksmärchen. Sie gelangte namentlich durch die Vermittelung der Araber nach dem Abendlande. —

Zauberer liebten es, ihre Künste im Wettkampfe zu erproben und zu vergleichen, davon erzählten die Völker gern, denn solche Wettkämpfe enthielten gleich mehrere Zauberstücke und -geschichten auf einmal. Aus dem alten Ägypten sind uns Geschichten von Zauberwettkämpfen erhalten, und an den mit diesen verwandten Rätselwettkämpfen hatten die Dichter der Edda die gleiche Freude wie die des Orients.[2] Es wurden auch Verwandlungswettkämpfe erzählt: alte Mythen, aus dem Veda und der Edda, melden als kühne Tat eines Gottes, dafs er, in einen Vogel verwandelt, einen Trank raubte, und dafs der Besitzer des Trankes, auch als Vogel, ihn verfolgte.[3]

Die Inder haben ein Märchen, darin verfolgen sich zwei Zauberer und messen sich gleichzeitig in einem Verwandlungs-

---

slaw. Philologie VII, 314; Cosquin I, XXXII; ders., *Les contes populaires et leur origine*, 1895, S. 23; Wünsche, *Sagenkreis vom geprellten Teufel*, 1905, 97.

[1] Vgl. oben *Archiv* CXIII, 267 und die dort angegebene Literatur. Dazu Chauvin VI, 25 Anm. 3.

[2] Vgl. von der Leyen, *Märchen in Edda* 51; R. Köhler III, 365 f.

[3] Kuhn, *Herabkunft des Feuers*[2] 138; von der Leyen, *Germanist. Abhandlungen für Paul* 147 f.; Usener, *Götternamen* (1895) 204 Anm. 1.

wettkampf, aber in einem Kampf auf Leben und Tod. Beide verfolgen sich zuerst als Vögel, der Verfolgte wird zum Ring an der Hand einer Königstochter, der Verfolger, in einen Mann verwandelt, kauft ihn der Königstochter ab, der Ring verwandelt sich in Gerstenkörner, der Mann in einen Hahn, der die Gerstenkörner auffrifst, das letzte Gerstenkorn in einen Fuchs, der den Hahn totbeifst. Schlag auf Schlag folgen sich die Verwandlungen, so dafs wir kaum Atem holen können; eine Verwandlung ist überraschender als die andere, und immer bleiben der Verfolgende und der Verfolgte zugleich in fortwährend wechselnder Lebensgefahr, wir wissen bis zum Schlufs nicht, wer Sieger bleibt, und endlich siegt gerade der Verfolgte, von dem wir dachten, dafs er doch unterliegen würde.

Kein anderes Volk hat einen Verwandlungskampf so aufregend, mit dieser Fülle von Überraschungen und in diesem überstürzenden Tempo erzählt wie die Inder. Wir erkennen — und damit beweist sich, dafs dies Märchen nur in Indien entstanden sein kann — auch sofort die Eigentümlichkeiten ihrer Erzählungskunst: Vervielfältigung eines alten Motivs, dies Motiv, der Verwandlungswettkampf, wird gesteigert zu einem Kampf auf Leben und Tod, und die Spannung bleibt während des ganzen Märchens die gleiche. Dies Märchen ist nun wieder siegreich durch die ganze Welt gezogen, in Einzelheiten abweichend, im grofsen und ganzen das gleiche, kehrt es fast bei allen europäischen Völkern wieder, von der Türkei bis zur Bretagne und bis zum hohen Norwegen.[1]

Die echt indischen Eigentümlichkeiten des Märchens werden recht anschaulich, wenn man es mit einem anderen verwandten Inhalts vergleicht, das sich auch weit verbreitet hat, mit dem Märchen vom Riesen ohne Seele. Dessen Seele ist meist ‘eingeschachtelt’ — in einem Ei, dies in einem Vogel, der in einem Widder. Der Held, der den Riesen besiegen soll, hat dies Geheimnis erfahren, und mit Hilfe dankbarer Tiere bemächtigt er sich der Seele: ein Hund besiegt ihm den Widder, ein Habicht die auffliegende Ente, ein Fisch holt das aus dieser herabfallende Ei aus dem Wasser; er zerdrückt es und tötet dadurch den Riesen. Das Märchen entsprang, wie schon dargelegt wurde (oben *Archiv* CXV, 8 Anm. 2), aus uralten Vorstellungen von der Seele, diese Vorstellungen wurden ineinander geschachtelt. Die Vorgänge entwickeln sich hier nun langsam, einer nach dem anderen, man möchte fast sagen programmäfsig, wir sind gar nicht im Zweifel, dafs der Held die Seele des Riesen endlich packt, und von dessen Qual und Angst hören wir gar nichts oder wenig,

[1] Clouston, *Popular Tales and Fictions* I, 413; Benfey I, 410; R. Köhler I, 138.

je nach der wechselnden Begabung der Erzähler; denn weit von dem Riesen wird seine Seele gefangen und vernichtet, er selbst ist eigentlich gar nicht dabei. Die ganze Lebendigkeit, die atemlose Spannung und die überschnelle Steigerung[1] des indischen Märchens fehlt hier.[2]

---

[1] Ein ähnliches überstürzend rasches Tempo hat die indische Geschichte von den Honigtropfen im Siddhapati, vgl. Chauvin VIII, 41 f.: Tropfen von Honig, den ein Jäger gefunden, fallen bei einem Bäcker auf die Erde, Mücken setzen sich auf den Honig, die Katze des Bäckers stürzt sich auf die Mücken, der Hund des Jägers auf die Katze, tötet sie, der Bäcker tötet den Hund, der Jäger entzweit sich mit dem Bäcker, die Dörfer der beiden bekriegen sich.

[2] Dies Märchen begegnet auch in modernen indischen Sammlungen, und diese erhöhen die Spannung sofort: die Seele ist etwa in einem Vogel, dem langsam Federn, Flügel, Füſse ausgerissen werden, bis er stirbt, und der Riese verliert zu gleicher Zeit unter gröſsten Qualen eins seiner Glieder nach dem anderen (Frazer[2] III, 353 f.). Von diesen modernen indischen Märchen möchte ich bemerken, daſs sich ja manchmal wertvolles und seltenes Erzählungsgut unter ihnen verbirgt — ich erinnere etwa an Landes, *Contes et Legendes Anamites*, Paris et Saigon 1884—86, und an Minayeff (Minaef), *Indiiskia Skaski y Legendy*, Petersburg 1877 —, sehr viele aber — man lese nur die Sammlungen von Frere *Old Deccan Days*, London 1868, und Steel and Temple, *Wide-awake stories*, Bombay 1884 — enthalten Märchen europäischer Herkunft, die durch Missionare und Europäer nach Indien getragen sind. Ihr ganzer Stil, ihre Breite, der kindliche Ton der Erzählung ist von den alten indischen Märchen grundverschieden. Wenn also frühere Forscher — ich nenne etwa Reinhold Spiller, *Programm der Thurgauischen Kantonschule* 1892/93, dazu Vogt, *Dornröschen-Thalia* (*Germanist. Abhandlungen* XII, 195) — bei europäischen Märchen, die nicht in alten indischen Sammlungen erschienen, dem Märchen von Dornröschen und Schneewittchen etwa, aus solchen modernen indischen Märchenbüchern Parallelen aufbrachten, diese ohne weiteres für die ältesten Formen der Märchen erklärten und aus ihnen die europäischen herleiteten, so war dies sehr verkehrt: die indischen Formen sind hier die abgeleiteten, die europäischen die ursprünglichen. — Der ausgezeichnetste Kenner des modernen indischen Märchens, der darin zugleich höchst interessante Varianten zu alten indischen Geschichten entdeckte, und dem Sammlungen zugänglich wurden, die auſser ihm, soviel ich weiſs, niemandem zugänglich sind, ist Emanuel Cosquin. Man vergleiche auch dessen Angaben über Märchensammlungen aus Asien und Afrika in *Les contes populaires et leur origine*, Paris 1895, 15 und 15 Anm. 1.

München. Friedrich von der Leyen.

(Fortsetzung folgt.)

Wielands 'Metamorphose' in seiner eigenen Beurteilung.

Eine Metamorphose nennt Wieland selbst mit kühner Erweiterung des Begriffes die geistige Wandlung, die ihn zum Dichter des 'Don Sylvio' und der 'Comischen Erzählungen' gemacht hat,[1] und deutet damit an, wie grofs auch in seinen Augen die Veränderung ist, die mit ihm vorgegangen: er ist gewissermafsen eine andere Person geworden. *'Non sum qualis eram'* ruft er mit Horaz aus,[2] und wiederholt klingen briefliche Schilderungen des Gegensatzes zwischen einst und jetzt in ein *'Voilà bien du changement!'* aus.[3] Es ist ihm wohl bewufst, dafs auch seine Leser denselben Eindruck haben müssen. Selbst sein damaliger Intimus Zimmermann gesteht in einem Schreiben an Tscharner[4]: *'son système présent est le rebours de son système passé.'*

Auch die Vorwürfe und Anfeindungen, die ein so tiefgehender Wechsel der ganzen Lebensanschauung zu erregen pflegt, kommen Wieland nicht unerwartet, und im Hinblick auf sie wird es ihm schwer, Farbe zu bekennen. Wenn Zimmermann in seinem Buche 'Von der Erfahrung in der Arzneykunst' (I, 211) schreibt: 'Einem Arzte ... soll es ebenso wenig schwer fallen, der Welt zu gestehen, dafs er im Irrthum war, als es izt einem Wieland schwer fiele, zu gestehen, dafs er den Horaz dem Plato, den Chaulieu dem Young ... vorzieht,' so steht das in direktem Widerspruch zu dem, was ihm der Freund selbst kurz zuvor geklagt hatte: *'Je ne sens, que trop, combien il est difficile et prèsque impossible de rentrer de bonne grace dans ce bas-monde, après avoir débuté par des voyages dans l'autre.'*[5] Der 'Don Sylvio' geht ohne den Namen des Verfassers in die Welt, und Gefsner und Zimmermann gegenüber begründet Wieland diese Vorsicht mit dem drohenden Spotte des Publikums.[6] Zimmermann mufs sich wegen seiner öffentlichen Anspielung den Vorwurf der 'Waschhaftigkeit' gefallen lassen. 'Sie haben nicht bedacht, dafs der Schaden, den Sie mir

---

[1] *Ausgew. Briefe* II, 195. [2] Ebenda 194. [3] Ebenda I 270, II 195.
[4] *Briefe von Zimmermann, Wieland und Haller an Tscharner*, 1881, S. 52; vgl. a. *Ausw. denkw. Briefe W.s* I 31.
[5] *Ausgew. Br.* II 195 f. [6] Ebenda 223, *Ausw. denkw. Br.* I 5.

durch eine solche Etourderie zuziehen können, gröſser ist als der nützliche Gebrauch, den Sie etwa in Ihrem Buche von dergleichen Factis machen können' fügt Wieland etwas gereizt hinzu.[1] Er straft den 'Schwätzer', indem er ihm den 'Endymion' vorenthält, um weitere Indiskretionen zu vermeiden. Nichtsdestoweniger lesen wir in einem kurz darauf geschriebenen Briefe an Geſsner: 'Ich hasse alle Gleisnerey, und sobald ich anders denke als ehemals, so scheue ich mich auch nicht, es zu sagen.'[2]

Zwar klagt Wieland bald nach Erscheinen des 'Don Silvio', man solle doch endlich aufhören, ihn auf Grund seiner literarischen Vergangenheit mit besonderem Maſsstabe zu messen,[3] aber alle Angriffe hindern ihn nicht, die 'Comischen Erzählungen' ans Licht treten zu lassen, auch nicht das Bewuſstsein, Öl damit ins Feuer zu gieſsen.[4] Die Kritik äuſsert sich seiner Erwartung gemäſs anerkennend, aber doch befremdet und nicht frei von Sticheleien. Eine rühmliche Ausnahme macht Abbt, der in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* (I, 2, 227) die Erklärung der Metamorphose der Nachwelt überläſst und schlicht und vornehm sich begnügt, 'schön zu finden, was schön ist, es mag herkommen von wem es will.'

Die geteilte Aufnahme, die 'Musarion' findet, veranlaſst Wieland schlieſslich doch noch zu einem öffentlichen Bekenntnis, das er in Form eines Schreibens an Weiſse der zweiten Auflage voranschickt. Er anerkennt die Philosophie der Grazien, die am Schlusse der Dichtung so genial erklärt wird, als seine eigenste Lebensauffassung und betont, wie begreiflich ihm selbst die Entrüstung der 'modernen Sophisten und Hierophanten' sei. Diese verächtliche Bezeichnung wird in der *Hamburgischen neuen Zeitung* von Gerstenberg zurückgewiesen, dem der Tadel der Majorität durchaus berechtigt erscheint.[5] Noch in den siebziger Jahren des Jahrhunderts hält der Widerspruch an, zumal von seiten der Theologen. Aber auch da noch zeigt Wieland sich frei von Einseitigkeit, wie ein Brief an F. H. Jacobi[6] beweist: 'Ich verdenke es diesen Herrn nicht, daſs sie so urteilen; es war eine Zeit, da ich ebenso dachte wie Sie.' Stets tröstet er sich damit, daſs die 'Vernünftigen', die 'Weisen'[7] verstehen werden, daſs sein Abfall von den Idealen der Jugend erfolgt ist, '*sans que ce qui constitue le vrai mérite d'un homme de bien en ait souffert la moindre altération,*'[8] und daſs nur den 'schwachen und guten Seelen', den '*petites âmes*'[9] — sei ihre Zahl auch noch so groſs —

[1] *Ausgew. Br.* II 226. [2] *Ausw. denkw. Br.* I 10. [3] *Ausgew. Br.* II 244. [4] Ebenda 249 f.
[5] *Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh.* 128, S. 236.
[6] *Neue Br. W.s*, hrsg. v. Hassencamp, 1894, S. 262.
[7] *Ausgew. Br.* I 365, 366. [8] Ebenda II 195.
[9] Ebenda 250 u. 196.

der Zusammenhang dunkel bleiben muſs, der den Dienst der Grazien mit der platonischen Schwärmerei von einst verbindet.

Denn daſs ein solcher Zusammenhang besteht, würde nach Wielands Überzeugung[1] eine chronologische Darstellung der Entstehungsgeschichte seiner Werke unwiderleglich dartun. Eine kurze Skizzierung dieser Entwickelung in Heinses Briefen[2] beruht vielleicht auf eigenen Äuſserungen Wielands, mit dem Heinse damals in Erfurt verkehrte. — Zur Bekräftigung seiner Ansicht weist Wieland darauf hin, welch starke Kontraste in Platos Werken zutage träten, ohne daſs man ihm je einen Vorwurf daraus gemacht habe.

Damit stimmt es überein, wenn der Dichter daran festhält, daſs der Prozeſs in seinem Innern ein allmählicher gewesen sei, so plötzlich und unvermittelt er auch dem Publikum habe vorkommen müssen. 'Natürlich und gradatim' ist es damit zugegangen, wie er später an Leonh. Meister schreibt,[3] oder, nach einer Schilderung aus dem Ende der fünfziger Jahre, '*par des degrés presque imperceptibles.*'[4] Andeutungen, die eine genauere Festlegung der Übergangszeit zu ermöglichen scheinen, begegnen in den Briefen des öfteren, aber sie harmonieren leider recht wenig. Während es im März 1758 einmal heiſst: '*Je commence de plus en plus à me familiariser avec les gens de ce bas-monde,*'[5] wird im April des gleichen Jahres diese Rückkehr zum Irdischen bereits als beendet dargestellt.[6] Vier Jahre später liegt sie weit zurück.[7] 1764 soll der 'Abfall von der platonischen Partei' 'vor einigen Jahren' erfolgt sein,[8] während eine andere, ziemlich gleichzeitige Stelle um volle acht Jahre zurückweist.[9] Ein Brief an Geſsner von 1766[10] führt wieder an die Wende der Jahre 1757 und 1758. Diese Datierung der entscheidenden Wendung ist also die wahrscheinlichste. Freilich, wenn Wieland den 'Cyrus' und 'Araspes und Panthea' die ersten Früchte der Wiederherstellung seiner Seele nennt,[11] so fügt er mit Recht hinzu: 'Indessen konnte es nicht anders seyn, als daſs damahls alles noch sehr idealisch in meinem Kopfe war'; denn das erste Werk, in dem er sich wirklich völlig losgerissen hat von den Traditionen der Jugend, ist doch ohne Zweifel erst der 'Don Sylvio'.

Der Übergang erstreckt sich also auf mehrere Jahre, und demgemäſs blickt der Priester der Grazien bereits in manchem seraphischen Hymnus durch, ebenso wie später die Glut der einstigen Schwärmerei noch ab und zu leise aufflackert. — Schon 1757 pariert Uz die Angriffe unseres Dichters gewandt durch den Hinweis darauf, daſs 'der heilige Wieland selbst zuweilen

---

[1] Ebenda 368. [2] *Werke* (Inselverlag) 9, 34 f. [3] *Ausgew. Br.* III 385. [4] Ebenda I 270. [5] Ebenda I 259. [6] Ebenda I 270. [7] Ebenda I 194. [8] *Ausw. denkw. Br.* I 9. [9] Ebenda 10. [10] Ebenda 47. [11] *Ausgew. Br.* III 385.

schalkhaft schildere' und führt ein schlagendes Beispiel aus den *'Briefen von Verstorbenen'* an,[1] und die Kritik greift das begierig auf.[2] Wieland selbst nimmt an, daſs schärfer sehende Geister lange voraus wissen muſsten, welchen Weg er einmal gehen würde. *'Pour vous et vos semblables vous avez sans doute deviné et prévu tout cela de longue main, et vous en serez aussi peu surpris que moi'* schreibt er 1762 an Zimmermann[3] und ein andermal[4] malt er sich die Freude aus, die 'die Utze, die Lessinge und die Nicolai' bei der Lektüre des 'Parisurteils' über die Erfüllung ihrer Prophezeihungen haben würden. Rückschauend auf seine früheren Jünglingsjahre spricht er einmal von dem 'Kampf der sinnlichen Liebe mit dem überspanntesten Platonismus'.[5] Wie weit zurück er die Grundlagen seiner späteren Denkart verlegt, geht auch aus solchen Äuſserungen hervor, in denen von einer 'Rückkehr' zu seinem ursprünglichen Wesen die Rede ist. Wir haben schon von einer 'Wiederherstellung seiner Seele in ihre natürliche Lage' gehört.[6] Ganz ähnlich drückt ein Brief an Zimmermann es aus mit den Worten *'ce rétablissement dans ma forme naturelle'* und *'je me trouve tout naturellement au point d'où je suis parti il y a dix ans.'*[7] Scharf weist aber Wieland stets den naheliegenden Verdacht zurück, daſs seine religiös-sittliche Begeisterung nur Heuchelei gewesen sei. Interessant in dieser Hinsicht ist die Gegenüberstellung des jungen und des gereiften Wieland in Mösers Schrift *'Über die deutsche Sprache und Literatur'* 1781 (Werke 9, 149). Er findet etwas Unwahres in den Erstlingswerken. Die Sprache scheint ihm mehr Empfindung zum Ausdruck zu bringen, als wirklich in dem Dichter wohnt, während sie später für die Fülle der wahren Empfindung zu eng ist. — Wie ein Schleier fällt, nach Wielands eigenen Worten,[8] der Pietismus von ihm ab; seine wahre, ursprüngliche Gestalt kommt zum Vorschein. 'Die Natur tritt wieder in ihr Recht ein' urteilt Gerstenberg, und ein anderer Kritiker findet, daſs der Dichter erst jetzt in seinem eigentlichen Elemente sei.

Dem allmählichen Auftauchen der wahren Physiognomie folgt ein wenn auch nicht ebenso langsames, so doch auch länger zu verfolgendes Verschwinden der letzten unechten Züge. Diese Zeit hat Goethe wohl im Auge, wenn er in 'Dichtung und Wahrheit' sagt: 'Er warf sich auf die Seite des Wirklichen und gefiel sich und andern im Widerstreit beider Welten,'[9] und in dem-

---

[1] In dem *'Schreiben des Verf. d. Lyr. Gedichte an einen Freund'*.
[2] *Biblioth. d. schönen Wissenschaft.* I 2, 425. [3] *Ausgew. Br.* II 196.
[4] Ebenda 249 f. [5] Böttiger, *'Lit. Zustände'* I 218.
[6] Vgl. auch *W.s Briefe an Sophie v. La Roche*, hrsg. v. Horn 1820, S. 58 (*'guéri'*), und *Teutscher Merkur* 1774, I 312.
[7] *Ausgew. Br.* II 195, 194. [8] Ebenda I 365. [9] *Werke* (Weimarer Ausg.) 27, 90.

selben Sinne schreibt Heinse 1771 an Gleim:[1] 'Die Ideen vom geprüften Abraham, den Briefen der Verstorbenen und der Hymne auf die Erlösung liegen noch immer natürlicher Weise zugrunde in dem Kopfe des göttlichsten Mannes.' Auch Gerstenberg glaubt zeitweilige Rückfälle in die 'Enthusiastereien' der Jugend bei Wieland bemerkt zu haben (a. a. O. 390). Mehr scherzhaft gemeint ist dagegen Wielands Geständnis: *'j'éprouve que je me suis flatté trop tôt d'être guéri de l'enthousiasme'* in einem undatierten Briefe, der vermutlich ins Jahr 1765 gehört.[2] Immerhin haben wir selbst aus seinen alten Tagen Beispiele von merkwürdigen übertriebenen Gefühlsausbrüchen, die an die Exaltation des Jünglings gemahnen.[3] — In diesem Zusammenhang sei schliefslich noch erwähnt, dafs Wieland bei jeder Gelegenheit hervorhebt, seine Auffassung der Moral habe sich durchaus nicht wesentlich geändert,[4] eine Selbsttäuschung, die ebenfalls zu den letzten Spuren des inneren Kampfes gerechnet werden mufs.

Platonismus ist das Schlagwort, mit dem Wieland am liebsten den Zustand seiner Seele in den Jünglingsjahren bezeichnet (bes. *Ausgew. Br.* I 261 f., II 241, 242, Böttiger a. a. O., I 174). Plato beherrscht ihn in dieser Zeit ganz. *'Je ne vais plus instruire les jeunes filles dans les mystères de la philosophie de Platon'* heifst es in einem Briefe aus der Übergangsperiode[5] und wieder: *'Platon a fait place à Horace.'*[6] Bald nennt er sich *'revenu des rêveries de Platon,'*[7] bald redet er von einem Verlassen der 'platonischen Parthey' oder von der 'platonischen Schwärmerey' von einst.[8] Im 'Anti-Cato' (*Teutscher Merkur* 1773, III 110 f.) wird die Entwickelung eines Menschen wiedergegeben, dessen Jugend 'im Arm der Weisheit und der Tugend in edleren Übungen verfliefst.' Auch hier, wo offenbar eine Selbstschilderung vorliegt, ist Plato der Lehrer des jungen Weisen. In Gerstenbergs mehrfach zitierter Analyse der dichterischen Persönlichkeit Wielands (a. a. O. 389) wird ebenfalls betont, dafs die 'ansteckende schwärmerische Beredsamkeit' Platos ihm verhängnisvoll geworden sei. — Aber nicht nur sein Denken, auch sein Fühlen steht Jahre hindurch unter der Einwirkung des Griechen. Er gibt selbst zu, ein typisches Beispiel eines platonischen Liebhabers gewesen zu sein.[9]

Neben Plato hat der junge Wieland natürlich noch andere Vorbilder und Führer. Am besten unterrichtet darüber die schon erwähnte Stelle des 'Anti-Cato'. Einen Sokrates, einen Epiktet,

---

[1] *Werke* (Inselverl.) 9, 34. [2] *Br. an Sophie La Roche* 58.
[3] Böttiger a. a. O. I 197; *Ausw. denkw. Br.* II 109, vgl. a. 106 oben.
[4] Z. B. *Ausw. denkw. Br.* I 7. *Ausgew. Br.* II 224, 241 u. 262 f.
[5] Ebenda I 270. [6] Ebenda II 194 f. [7] Ebenda II 224. [8] *Ausw. denkw. Br.* I 9, vgl. auch *Ausgew. Br.* II 262, III 385. [9] *Ausw. denkw. Br.* I 198.

Plutarch und Xenophon verehrt er als die Weisesten der Weisen, Phocion, Timoleon, Diotima sind seine sittlichen Ideale. Von Zeitgenossen und Vertretern der näheren Vergangenheit ist in erster Linie der Mentor Bodmer zu nennen; bezeichnet sich doch Wieland selbst als Bodmérien![1] Auch als Anhänger Youngs bekennt er sich häufig, und er preist gern die Dichtungen der Elizabeth Rowe. Shaftesbury darf hier ebenfalls nicht fehlen. — Bald aber hören wir andere Namen erklingen. Young macht Chaulien Platz, und der einst geschmähte Uz kommt zu Ehren.[2] '*Je pense sur le Christianisme comme Montesquieu sur son lit de mort; sur la fausse sagesse des esprits sectaires et les fausses vertus des fripons comme Lucien: sur la morale spéculative comme Helvetius, sur la métaphysique — rien du tout; elle n'est pour moi qu'un objet de plaisanterie.*' So lautet ein Bekenntnis aus dem Jahre 1764.[3] Bemerkenswert ist, daſs auch Gerstenberg (a. a. O. S. 389) von einem Übergang 'von Plato zum Buffon oder Helvetius' spricht.

Am liebsten bezeichnet Wieland diesen Übergang als ein 'Herabsteigen' aus höheren Regionen in die irdische Wirklichkeit.[4] Denselben Ausdruck adoptiert dann Zimmermann in einem Briefe an Nicolai (bei Bodemann, '*Zimmermann*' S. 293). Die Flüge in ätherische Räume erscheinen dem reifer gewordenen Dichter als Verirrungen und Abenteuer, die er durch seine Jugend und durch Mangel an Erfahrung erklärt.[5] Er nennt sie 'puerile Extravaganzen' und 'moralische Don Quixotterien', und mit den Worten 'Man kann nicht immer ein Knabe seyn' emanzipiert er sich von dem Zwange einer ungesunden Moral.[6] Das Vorleben der menschlichen Seele, die seraphischeu Wesen und vieles andere sind ihm Chimären geworden.[7] Nicht von ihm, sondern von einem achtzehnjährigen Schwärmer, von einem 'jungen Gelbschnabel' sei Uz beleidigt worden, heiſst es in Briefen an Riedel,[8] und diese Aufserung zeigt von neuem, warum Wieland bei anderer Gelegenheit nach dem Worte 'Metamorphose' griff.

Seine Jugendwerke verwirft der umgewandelte Dichter ebenso rücksichtslos wie seine Jugendideale. Er nennt sich selbst einen 'strengen Vater gegen seine ersten Kinder'.[9] Bodmer und Schinz gegenüber ist er freilich sorglich bemüht, jeden Verdacht, als ob er sich dieser Erstlinge schäme, zu entkräften.[10] Ein solcher Verdacht — der völlig berechtigt war, wie andere

---

[1] *Ausgew. Br.* I 365. [2] Ebenda II 250. *Ausw. denkw. Br.* I 9.
[3] *Ausgew. Br.* II 241.
[4] *Ausgew, Br.* I 368 (vgl. 315 u. '*Cyrus*' S. VI), II 195, 250, III 385, auch I 270, II 227, I 259, II 195, *Teutscher Merkur* 1773, III 111.
[5] *Ausgew. Br.* I 261, 315, 366, '*Idris*' 6 f.
[6] *Ausw. denkw. Br.* I 9 u. 10, *Ausgew. Br.* II 244. [7] Ebenda II 241.
[8] *Ausw. denkw. Br.* I 196, 211. [9] *Ausgew. Br.* I 368, vgl. auch III 315. [10] Ebenda II 92.

Aufserungen Wielands beweisen[1] — war besonders durch die Vorrede zum 'Cyrus' geweckt worden. Schinz soll sich nun sein Urteil nicht nach dieser 'eilfertigen' Vorrede bilden, sondern die Diskurse zu der Sammlung der '*Poetischen Schriften*' abwarten. Wie wenig diese geeignet waren, Schinzens Vermutung zu widerlegen, mögen Wielands eigene Worte in der Einleitung zum 'Idris' (S. 6 f.) zeigen: 'Dafs ich dieser Gefahr (nämlich der Selbstüberschätzung) glücklich entgangen sey, beweisen die Urtheile, die ich selbst über meine jugendlichen Poesien in der neuen Auflage, so im Jahr 1762 zu Zürich davon gemacht wurde, gefällt habe, und, wie ich hoffe, meine neuern Versuche.' — Die Verdammung der Jugendschriften wechselt ab mit der schon erwähnten Betonung des historischen Zusammenhanges der gesamten Produktion.

Wieland gibt uns auch über die Hauptfaktoren selbst Auskunft, die nach seiner Ansicht zusammengewirkt haben, um einen neuen Menschen aus ihm zu machen. '*Ce qui a le plus contribué,*' schreibt er 1762 an Zimmermann, '*à opérer ou plûtot* [sic!] *à achever entièrement cette métamorphose ... c'étoit principalement la suite de désastres, de peines, et de misères qui m'a poursuivi depuis mon retour dans ma patrie.*'[2] Derselbe Sinn liegt in den Worten: *J'ai appris par une longue expérience de privations, de peines, de soucis et de chagrins ce que vaut le plaisir.*'[3] Freilich, diese trüben Erfahrungen fallen bereits in die Biberacher Zeit und haben, wie Wieland selbst zum Ausdruck bringt, das Werk nur zu Ende gebracht. Die Übersiedelung nach dem durch Konfessionsstreitigkeiten bewegten Biberach und die Übernahme eines öffentlichen Amtes hatten selbst schon in der gleichen Richtung gewirkt. Weist doch der Dichter eigens darauf hin, dafs sich die Hirngespinste seiner Jugend in seiner 'süfsen angenehmen Einsamkeit' (in der Schweiz) besonders üppig hätten entwickeln können.[4] '*J'ai été obligé ou de reformer mon Platonisme, ou d'aller vivre dans quelque désert du Tyrol,*' meint er ein andermal.[5] Die Gesellschaft, in die er eigentlich erst in Biberach eintritt, zieht ihn von seinen Schwärmereien ab und macht ihn zu einem 'angenehmen Gesellschafter'.[6] Seine Absonderung von der Welt hatte ihn auch in völliger Unkenntnis des Lebens gelassen.[7] So wird denn auch der jugendliche Träumer im 'Anti-Cato' als gänzlich unerfahren geschildert.[8] Wie aus einem Briefe an Leonhard Meister von 1787 hervorgeht, sind es besonders Graf Stadion und La Roche gewesen, die als Weltmänner 'unendlich viel zur Erweiterung und Berichtigung der Welt- und Menschenkenntnis' Wielands

---

[1] *Ausw. denkw. Br.* I 9 u. 178, vgl. auch Gerstenbergs '*Rezensionen*', S. 139. [2] *Ausgew. Br.* II 195. [3] Ebenda 223, vgl. 250. [4] Ebenda 195. [5] Ebenda 241. [6] *Ausw. denkw. Br.* I 200, vergl. allerdings ebenda 37. [7] Ebenda 47. [8] *Teutscher Merkur* 1773, III 111, 112.

und dadurch zu der 'Revolution in seiner Seele' beigetragen haben.[1] — Noch ein anderes Moment darf nicht übersehen werden: der Einfluſs der Frauen. 'Durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern' wurden ihm die ätherischen Regionen verleidet, lesen wir in 'Dichtung und Wahrheit'.[2] Zwar hatte das weibliche Geschlecht auch vorher schon eine wichtige Rolle in Wielands Entwickelung gespielt, aber damals hatte sich diese Einwirkung nach einer ganz anderen Richtung geltend gemacht, nämlich gerade nach der Seite der Weltflucht und Phantasterei.[3]

Wenn auch ein Autor nicht immer ein einwandsfreier Beurteiler seiner selbst sein kann, so sollten doch seine Selbstbeobachtungen stets die Grundlage der literarhistorischen Forschung bilden; denn gar vieles muſs er besser wissen, als es der scharfsinnigste Kritiker und Psycholog zu erkennen imstande ist.

[1] *Ausgew. Br.* III 386. [2] *Werke* (Weimarer Ausg.) 27, 90. [3] *Ausgew. Br.* I 287, *Ausw. denkw. Br.* I 198, *Br. an Sophie La Roche* 332.

Bonn. Julius Steinberger.

Die Burghsche Cato-Paraphrase.

Abgesehen von den Hauptwerken Langlands, Richard Rolles, Chaucers und Gowers hat kein anderes mittelenglisches Werk eine solche Verbreitung gefunden wie des Magister Benedict Burgh Bearbeitung der *Disticha Catonis*. Mag daher die dichterische Bedeutung dieser nüchternen, langatmigen und unbeholfenen Reimerei noch so gering sein, die englische Literatur- und Sprachgeschichte wird nicht umhin können, auch diesem Werke ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden als dem typischsten Repräsentanten des literarischen und sprachlichen Niveaus des 15. Jahrhunderts. Aus diesem Grunde will ich den Fachgenossen den kritischen Text dieses Denkmales, den ich seit über neun Jahren im Pulte ruhen habe, nicht länger vorenthalten, zumal ich die wichtigsten damit verknüpften literarischen Fragen bereits 1898 in meinem Aufsatze 'Über Benedict Burghs Leben und Werke' (*Archiv* Bd. CI, S. 29—64) besprochen habe. Auf diese Arbeit mufs ich den Leser vorläufig für alle Einzelheiten verweisen. Es sei hier daraus nur wiederholt, dafs die vorliegende Cato-Paraphrase in siebenzeiligen Chaucer-Strophen wahrscheinlich zwischen 1433 und 1440 für seinen damaligen Schüler William Bourchier, ältesten Sohn des ersten Grafen Essex, von Magister Benedict Burgh verfafst ist, der, um 1413 geboren, seit 1433 als magister grammaticae (?) in Oxford Sprachunterricht erteilte, dann durch die Familie Bourchier nacheinander die Pfarrpfründen von Maldon (? ca. 1438—40), Sandon (6. Juli 1440 bis 24. Sept. 1444) und Sible Hedingham (19. Okt. 1450 bis 1476) — sämtlich in Essex — erhielt und schliefslich als Archidiakon von Colchester (10. Febr. 1466 bis 1483), nachdem ihm auch noch eine königliche Präbende zu Bridgnorth (11. April 1470), ein Kanonikat an St. Paul's zu London (23. Febr. 1472) sowie eine reiche Stiftsstelle an St. Stephan in Westminster (8. Juni 1476) übertragen waren, am 13. Juli 1483 gestorben ist.

Die uns beschäftigende Cato-Version ist, soweit mir bekannt, ganz oder fragmentarisch in folgenden 25 Handschriften und 4 alten Drucken auf uns gekommen:[1]

[1] Sämtliche Handschriften, P und Q ausgenommen, sowie der erste Druck Caxtons und der Coplands liegen mir in Abschriften oder Kollationen vor, aus denen ich gern Interessenten über etwaige Varianten Mitteilungen machen werde. In meiner Gesamtausgabe der mittelenglischen Cato-Versionen werde ich natürlich den ganzen Variantenapparat bringen.

a) Handschriften:[1]

1) Ha = London, Brit. Mus., Ms. Harleian 116, fol. 98^{a}—124^{a}
2) Hb = „ „ „ „ „ 172, fol. 52^{a}—71^{b}
3) Hc = „ „ „ „ „ 271, fol. 26^{a}—44^{b}
4) Hd = „ „ „ „ „ 2251,[2] fol. 169^{a}—178^{b}
5) He = „ „ „ „ „ 4733, fol. 3^{a}—30^{a}
6) Hf = „ „ „ „ „ 7333, fol. 25^{a} – 30^{a}
7) A = „ „ „ „ Arundel 168, fol. 7^{a}—14^{a}
8) Ad = „ „ „ „ Additional 34193, fol. 204^{a}—223^{a}
9) Ht = London, im Besitz des Herrn Alfred H. Huth, Huth Ms. Nr. 7, fol. 113^{a}—134^{a}
10) C = Oxford, Bodleian Library, Ms. Rawlinson C. 48, fol. 84^{a}—111^{b}
11) F = „ „ „ „ Rawlinson F. 32,[3] fol. 3^{a}—29^{b}
12) R = „ „ „ „ Rawlinson F. 35,[4] fol. 1^{a}—17^{b}
13) E = Cambridge, University Library, Ms. Ee. IV. 31, fol. 7^{a}—24^{a}
14) Fc = „ „ „ Ms. Ff. IV. 9, fol. 86^{b}—106^{a}
15) H = „ „ „ Ms. Hh. IV. 12, fol. 1^{a}—31^{a}
16) Pm = Cambridge, Magdalen College, Pepys Ms. 2006,[5] pag. 211—224
17) Q = Cambridge, Jesus College, Ms. 56 (früher Q. Γ. 8), fol. 78^{b}—92^{b}
18) M = Manchester, Chetham Library, Ms. 8009, fol. 49^{a}—75^{a}
19) Y = York, Hs. des Rev. Canon J. Raine (jetzt im Besitz seiner Witwe), fol. 1^{a}—34^{b}
20) D = Durham, Bishop Cosin's Library, Ms. V. 2. 14,[6] fol. 69^{a}—92^{a}
21) G = Glasgow, Hunterian Museum, Ms. U. IV. 17 (früher Q. 4. 58), fol. 1^{a}—25^{b}

---

[1] Einzelne versprengte Strophen werden sich vermutlich auch sonst noch in Handschriften vorfinden. So steht z. B. Str. CXI im Add. Ms. 29729 auf fol. 288^{b} (von Stowes Hand).

[2] Hd bietet den Cato nur bis V. 643, da die folgenden Lagen, nach Ausweis der alten Paginierung fol. 184—203, verloren gegangen sind.

[3] Eine sorgfältige Abschrift von F verdanke ich der unvergleichlichen Opferfreudigkeit von Prof. A. Napier.

[4] Da in R die erste Lage fehlt, beginnt die Handschrift erst mit V. 427 des Cato.

[5] Pm enthält nur die Verse 1—367.

[6] Eine sehr genaue Kollation von D hat mir in liebenswürdigster Weise Rev. Canon W. Greenwell hergestellt.

22) P = Peniarth (Merioneth, Wales), im Besitz des Herrn W. E. Wynne, Peniarth Ms. 38
23) Db = Dublin, Trinity College, Ms. E. I. 29, fol. 2a—11b
24) Fb = Cambridge, University Library, Ms. Ff. I. 6,[1] fol. 181a—185b
25) Pc = London, Brit. Mus., Regius 18. D. 2,[2] fol. 207a—209a.

b) Drucke:

26) Cx = Druck von William Caxton, erste Ausgabe,[3] 4°, ohne Jahr und Ort;
27) Cx_2 = „ „ „ „ zweite Ausgabe,[4] 4°, ohne Jahr und Ort;
28) Cx_3 = „ „ „ „ dritte Ausgabe,[5] Folio, ohne Jahr und Ort;
29) Cp = „ „ William Copland,[6] London 1557, in klein Quart.

[1] Fb enthält nur 40 herausgerissene Strophen unseres Cato und zwar in folgender Anordnung: Strophe 39, 30, 18, 17, 13, 20, 21, 34, 38, 37, 42, 40, 53, 56, 57, 59, 79, 78, 80, 81, 77, 76, 83, 85, 166, 162, 164, 22, 25, 27, 31, 32, 91, 93, 94, 96, 100, 101, 102, 104.

[2] Pc enthält nur folgende 23 Strophen: 73, 76, 77, 11, 14, 17, 19, 23, 38, 56, 66, 70, 80, 57, 61, 62, 44, 28, 74, 25, 79, 20, 21 (gedruckt in *Antiquarian Repository* IV 182—187 und von E. Flügel in *Anglia* XIV 471—497; vgl. Zupitza, *Archiv* XC 296 f.), mit denen laut Angabe der Handschrift der kunstsinnige fünfte Graf Percy (1478—1527) die Wände eines Gemaches auf seinem, 1650 durch die Puritaner zerstörten Schlosse Wressle am Humber hatte schmücken lassen. Vgl. auch E. Barrington de Fonblanque, *Annals of the House of Percy*, London 1887, Vol. I S. 328.

[3] Cx ist mit Type 2, also vor dem 2. Februar 1479, gedruckt. Das einzige erhaltene Exemplar befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Cambridge (Signatur: AB. 8. 48. 2). Vgl. W. Blades, *The Biography and Typography of W. Caxton* (London 1861—63), Vol. II S. 52—54 und Plate XXXIII.

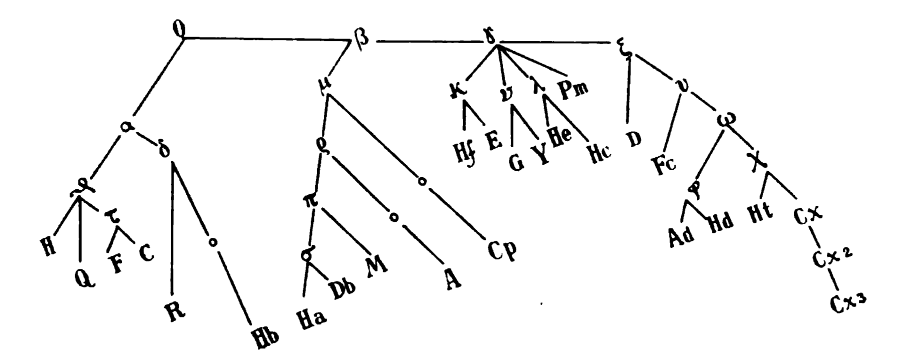
[4] Ebenfalls mit Type 2 gedruckt. Einziges Exemplar im Besitz des Herzogs von Devonshire zu Chatsworth in Derbyshire. Blades II 85.

[5] Vor 1481 gedruckt. Die drei bekannten Exemplare befinden sich im Besitz des St. John's College zu Oxford, des Earl Spencer zu Althorp in Northamptonshire und des Herrn Maurice Johnson zu Spalding in Lincolnshire. Blades II 80—82 und Plate XXIX.

[6] Der Titel des Coplandschen Druckes lautet: *The Godly aduertisement or good counsell of the famous orator Isocrates, intitled Parænesis to Demonicus: wherto is annexed Cato in olde Englysh meter .ANNO DO. M.D.LVII. Mense Decemb.*, das Kolophon: *Imprinted at London in Fletestreate, at the signe of the Rose Garland, by William Coplande. Finished the first day of January. Anno M.D.LVIII.* Das einzige mir bekannte vollständige Exemplar befindet sich auf der Bodleiana zu Oxford (Signatur: J. 18. Art. Seld.). Das Exemplar des Britischen Museums (Sign.: Grenville 7792) ist unvollständig und enthält nur den Cato. Für den Nachweis eventueller weiterer Exemplare wäre ich sehr dankbar. Das Buch wurde zwischen 19. Juli 1557 und 19. Juli 1558 in das Register der Londoner Buchhändlergilde eingetragen, wo wir im Reg. A fol. 24a (= Aber's

Die Handschriften fallen fast sämtlich noch in das 15. Jahrhundert; nur Ht ist frühestens um 1500, Pc erst unter Heinrich VIII. (1509—47) geschrieben. Wenn man auf den freilich trügerischen Eindruck der Altertümlichkeit der Schriftzeichen etwas zu geben wagt, so könnte man C und F vielleicht noch in das Jahrzehnt vor 1450 verlegen, Q H Hb Fb E wenig später, auch Ha Db Hd He Hf Pm R D Y G M wohl noch in das dritte Viertel des 15. Jahrhunderts.

Die Handschriften und Drucke lassen sich, wie ich später eingehend zeigen werden, zu folgendem Stammbaum anordnen,



in welchem freilich die Nebenbeziehungen,[1] die zwischen mehreren Handschriften und Gruppen bestehen, nicht angedeutet werden konnten. Hb bietet einen stark überarbeiteten Text und ist zweimal nach irgendeiner Handschrift der β-Gruppe durchkorrigiert worden. Ht und Cx enthalten einen Mischtext, insofern als sie in den Versen 51—232 (d. i. Anfang des Cato Maior) nicht dem im Schema angedeuteten Verhältnis folgen, sondern mit der Gruppe α, speziell δ oder noch richtiger der Vorlage von Hb zusammengehen: dies erklärt sich am einfach-

---

Transcript I 79) lesen: *To* William Coplande *to prynte this boke Called* the Isocrates *Paranensis* [!] *or admonysion to Demonicus and for his lycense he geveth to the house* ... [keine Summe angegeben; daſs dies Buch aber niemals gedruckt sei, wie H. R. Tedder im *Dictionary of Nat. Biogr.* XII 174 annimmt, ist unrichtig]. Die Sprache Burghs ist in dem Coplandschen Drucke leicht modernisiert.

[1] Ich bemerke aber ausdrücklich, daſs ich für die Annahme solcher Nebenbeziehungen stärkere Beweise verlange als John Koch in seinem Aufsatz über 'Das Handschriftenverhältnis in Chaucers Parlement of foules' (*Archiv* CXI 64 ff., 299 ff., CXII 46 ff.). Wer den mittelalterlichen Schreibern so wenig Selbständigkeit und Nachdenken zutraut wie John Koch, wird wohl überall zu dem Resultate gelangen, daſs nahezu sämtliche Handschriften irgendwie miteinander verwandt sind.

sten bei der Annahme, dafs ihre Vorlage χ in den genannten Versen nach einer zu δ gehörigen Handschrift durchkorrigiert war. A hat starke Beziehungen zu φ. Fb gehört, soweit die wenigen Strophen ein Urteil zulassen, in eine Gruppe mit R. Die Handschrift Pm gehört sicher zur Gruppe β, doch hat sie so viele selbständige Lesarten, dafs ich auf Grund des fragmentarischen Inhaltes ihr einen näheren Platz nur versuchsweise anzuweisen wage. Die Anordnung von Q ist nur eine vorläufige. P habe ich noch nicht gesehen, also auch noch nicht berücksichtigen können.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs der Originalwortlaut am besten repräsentiert wird durch die Gruppe α und innerhalb dieser wieder durch die Gruppe ϑ. Die vier dazugehörigen Handschriften C F H Q bieten indes sämtlich einen so guten Text, dafs es schwer ist, zu entscheiden, welcher von ihnen der Vorzug zu geben ist. Ich habe die Handschrift C zur Grundlage meines Textes gewählt, weil sie vermutlich die älteste ist und auch wohl die geringste Fehlerzahl aufweist. Dabei habe ich die Textgestalt so konservativ wie möglich gehalten, so dafs der unten folgende Text im wesentlichen eine Reproduktion von C ist, mit stillschweigender Einführung moderner Interpunktion, Auflösung der Abkürzungen mit Kursivdruck, Regelung der grofsen Anfangsbuchstaben und Fortlassung der Cäsurpunkte. Nur wo ein Vergleich der übrigen Handschriften lehrt, dafs C nicht den Originalwortlaut bietet, habe ich diesen auf Grund des gesamten Variantenmaterials wiederherzustellen gesucht. In allen solchen Fällen habe ich die Lesart von C sowie die Varianten der übrigen Handschriften vollständig am Fufse der Seite verzeichnet und im Text selbst durch ein vorgesetztes Sternchen auf den Variantenapparat verwiesen. Es sind dies im ganzen 236 Fälle: eine gewifs kleine Zahl bei 1134 Versen (nach Abzug des in C fehlenden Parvus Cato), wenn wir die notwendige Unsicherheit handschriftlicher Überlieferung, zumal beim Durchgang durch mindestens drei Abschriften, in Betracht ziehen; aber doch eine hohe Zahl, wenn wir bedenken, welch selten günstigen Fall wir vor uns haben, wo die handschriftliche Überlieferung kaum zehn Jahre nach der Entstehung des Originales einsetzt! Wenn schon nach zehn Jahren bei der vierten Abschrift in wenigstens jedem fünften Verse sich ein Fehler eingeschlichen hat, wessen sollen wir uns da bei Handschriften versehen, die eine hundertjährige Überlieferung durchlaufen haben?! Diese Erfahrung mahnt gewifs zur Vorsicht und Skepsis und ist ein Warnungszeichen für eine Wissenschaft, die so viel mit späten Kopien und obendrein meist nur e i n e r Handschrift zu arbeiten hat.

Die dem eigentlichen Cato vorausgehenden *Breves sententiae* oder, wie sie im Mittelalter heifsen, der *Parvus Cato* fehlt in

der Gruppe α. Die Handschrift H bringt ihn zwar am Ende des Ganzen; jedoch ist ihr Text des Kleinen Cato augenscheinlich so nahe mit der Gruppe x verwandt, daſs wir mit Bestimmtheit annehmen dürfen, daſs H ihren Parvus Cato erst nachträglich aus x oder einer mit dieser verwandten Handschrift hinzugefügt hat. Es muſs daher die Frage aufgeworfen werden, ob die Übersetzung des Parvus Cato überhaupt von Burgh herrührt. In der Holperigkeit des Verses, Nüchternheit des Ausdrucks und Öde des Inhalts steht der Parvus Cato sicher noch eine Stufe tiefer als der Burghsche Hauptteil, so daſs man geneigt wäre, eine andere Hand darin zu sehen. Indes könnte man diesen Unterschied doch wohl daraus erklären, daſs die *Breves sententiae*, von denen 7—10 jedesmal zu einer Strophe zusammengestellt werden muſsten, durch ihre Vielheit und Knappheit dem ungewandten Übersetzer noch gröſsere Schwierigkeiten bereiteten als die Distichen, so daſs ich nicht mit Sicherheit den 'Kleinen Cato' unserem Burgh abzusprechen wage. In meinem unten folgenden Texte habe ich daher den Parvus Cato trotz der Unsicherheit über seine Echtheit mitabgedruckt und zwar auf Grund der Handschrift H.

Das lateinische Original, das in den Handschriften meist jeder Strophe vorausgeschickt ist, habe ich nicht mitabgedruckt. Doch ist am linken Seitenrande jedesmal auf das entsprechende lateinische Distichon verwiesen und zwar nach der Zählung der Cato-Ausgabe bei Baehrens, *Poetae latini minores*, Leipzig 1881, Vol. III 214--235.

I. — Hh. IV. 12, fol. 29v

Whan I aduertyse in my remembrance
  And see, how feele folk erre greuously
3 In the way of vertuose gouernance,
  I haf supposyd in my self, that I
Aught to support and consell prudently
6 Them to be full gloriose in lyuynge
And how they shall hem self to hono*ur* brynge.

II.

Therfore, my **leef* childe, I shall teche the,
9   Herkyn me well, the maner and the gyse
How thyn soule inward shall acqueynted be
  With thewys good and v*er*tue in all wyse.
12   Rede and conceyue; for he is to dispise,
That redyth aye and *wot not, what is ment.
Suche redyng is not ell*es* but wynd dispent.

III. — H, fol. 30r

15 Pray thy God and prayse hym w*ith* all thyn hert.
  Fader and moder haf in reuerence;

---

8 *leef* f. HHfE 13 *not wot* HHf, *noot* λ

Love them well. And be thow neu*er* to smert
18 To here mennys coun*s*ell; but kepe the thens,
Till thow be clepyd. Be clene w*ith*out offence.
Salue gladly. To hym, that is more digne
21 Than art thy-self, thow shalt thy place resigne.

IV.

Drede thy maist*er*. Thy *thynges loke thow kepe.
Take hede to thy household. Loue aye thy wyfe.
24 Pleasaunt wordys out of thy mouthe shall crepe.
Be nat irouse. Kepe thy behest as lyfe.
Be tempred w*ith* wyne and not to excessiue.
27 Thy wyues word make non auctorite
In folye. Slepe no more than nedyth the.

V. H, fol. 30v

In goodly bokys whilome shalt thow rede;
30 And that thow redyst, in thyn **mynd* it shytt.
Styre no wyght to wrath. Lye not, I the rede,
Do well to good, and *th*at* **will* eft be quytt.
33 Be not wikkyd, ne to the wykkyd knytt.
Stond in the place of pletyng excersise.
Deme the ryght. Be coun*s*eld of the wyse.

VI.

36 Play w*ith* a toppe; the dyse loke thow eschewe.
Despise not women; kepe them thy behest.
Skorne neuer wreche; for than thow shalt it rewe.
39 Couette no ma*n*nys *good. Spek few at fest.
Loke [*] thy vengeance be **al*w*ay* w*ith* the lest.
Who *ha*th* done the good, *haf in remembrance.
42 Love eu*er*y wyght, and thys shall the avaunce.

VII. Lenvoye. H, fol. 31r

Behold, my maist*er*, thys lityll tretyse,
What it is full of wytt and sapience,
45 Enforceth ȝow the mater to complise.
Thynk it is *translate at ȝowr reuerence.
Enrolle it therfor in ȝowr aduertence.
48 *Desyre *to know, what thys Catou*n* ment.
Whan ȝe it rede, lat not ȝowr hert be thens.
Doth as thys saith w*ith* all ȝowr hoole entent.

Explicit liber parui Catonis

I. 1 VIII. Rawl. C. 48, fol. 84r

51 For why that God is inwardli the witte
Off man and yeueth hym vndirstondyng,
**As* ditees seith, therfore shalt thou vnshitte
54 Thyn *herte to thyn souereyn lord *and* kyng.
Pryncipalli *a-boue alle othir thyng,
Yeuyng hym laude, honour and reuerence,
57 Whiche hathe endued the with excellence.

22 *thyng* H Ha Hc χ 30 *mynd*] *hert* H Hf E 32 *that will*] *thow shalt* H 39 *goodes* H 40 *loke aye* H | *ay* H Hf 41 *Who so haf* H Hf E | *haf it* H ν Hd 46 *translatyd* H ν A ν 48 *Desyreth* H ν Hf Fc | *to*] *for* H, *for to* A ν 53 *As*] *And* τ 54 *hert* C 55 *a bouen* C He

I. 2

IX.

A-wake, my childe, and love no *slogardye;
In muche sleep look thou neuer delite,
60 Yiff thou purpose [*] to worship for to stye.
Long sleep and slouthe to vices men excite;
It makith dulle, it makith vnparfite;
63 It fostreth vp the filthes of the flessch;
It palith eek and wastith bloodis fressch.

I. 3

X.

Trist weel also: the first of vertuys alle
66 Is to be stille and keep thi tonge in mewe.
Off tunge vnteied *muche harme may falle.
And, leve me weel, this is as gospell trewe:
69 Who can delaviaunce of woord eschewe
And reste with resoun, this is verray text,
To God a-bove that man is aldir-next.

I. 4

XI. fol. 84v

72 Auyse the weel, that thou neuer trauerse
Thi owne sentence; for theroff risethe shame.
Sey nat oon and eft the contrary reherse.
75 Such repugnaunce wille make thy worship lame,
Wher stedefastnesse wil cause the good fame.
For he shal neuer accorde with man on lyue,
78 That with hymsilfe will ay repugne *and* stryve

I. 5

XII.

Yiff thou aduertise and behold a-boute
The liffe of men and ther maners also,
81 Both of thi silf and othir the withoute,
In myddilerthe thou shalt **nat* fynden, who
That in summe parti ne is to vertu **fo*.
84 Blame no man therfore, iff thou do a-riht;
Sith on erth lakles lyueth ther no wiht.

I. 6

XIII.

Yiff thou suppose thynges shall noye *and* greeue,
87 Thouh thei be der and of riht grete apprise,
Such as suffreth nat thi profette acheeue,
Yiff thou list be reuled as the wise,
90 Absteyne the from suich thynges in all wise;
For it is more wisdom in sothfastnesse
To proferr *pro*fette than such richesse.

I. 7

XIV. fol. 85r

93 It is a good lessoun for the nones
A *wiht now to be tempred with constaunce
And to be glad and mery eft-soones,
96 Nat alwey sad ne liht of contenaunce.
A mannys cheer may hym ful oft avaunce;
For att eche tyme, as the thyng requyrith,
99 So the wiseman viseageth and cheerith.

---

58 *slogardrye* C ν Hd 60 *the to* τ σ, *ye to* Q 67 *much* C 82 *nat* F A φ] f. d. übr. 83 *fo*] *so* τ E, *fro* ν 94 *wht* C

I. 8

XV.

Yiff nat credence alwey to thy wiffe,
That for hir ire and hir vnpacience
102 With sharper tonge than is swerd or knyffe
Pleynyth on thi *seruaunt, thouh non offence
Thou fynd in hym: leer weel this sentence.
105 The wiffe wille hate and cause for to smerte
Oftyn hym, that hir housbonde loueth in herte.

I. 9

XVI.

And iff thou *warne a wiht of his surfette,
108 Althouh he gruchche with frownyng contenaunce
And in his language manace the *and* thrette,
Yit forber nat for *al such displesaunce
111 To teche hym amende his gouernaunce.
As thou began, correcte that is a-mysse;
For that is ay a freendli teche i-wisse.

I. 10

XVII. fol. 85v

114 Ageyns the wordy folk ay full of wynde
Stryue nat atte all; it may the nat profite.
Such iayissh folk been in conceitis blynde.
117 The witles word auaileth nat a myte.
In woordis fele is wisdom oft full lite.
For to euery wiht is youen speche;
120 And yit the wise full ofte been to seeche.

I. 11

XVIII.

Love othir men and haue **hem* so cheer,
That to thy silfe thy love may moste extende.
123 Looke that no persone be to the mor deer
Than thyn estat; for than shaltt thou offende
And hurte thy silfe and othir folk amende.
126 But ay cherissh othir and love hem soo,
That to thi silffe thou be nat founden foo.

I. 12

XIX.

Rumours newe, that flyen as the wynde,
129 Eschew, my child, with al thi dilligence.
Be neuer besy newe *tidinges **for* to fynde;
Such nouelte causeth *ofte offence.
132 It is no witt, it is no sapience,
It hurtith nat a man to be in pes;
But it dothe harme to putt his tonge in pres.

I. 13

XX. fol. 86r

135 Make no promys of othir mennys heste.
Remembre weel, that promys is *vnsure;
And but thou keep it, thi name thou sleste.
138 To serue thi beheste do thou thy cure.
Trist nat the woord of euery creature.
Sum mannys feithe is esy for to breke;
141 For many folke thynke nat as thei speke.

---

103 *servauntis* ϑ *v* 107 *werne* C 110 *al maner* C Hc 121 *hem*] *men* C
130 *tithendes* C ‖ *for* f. C Q *β* 131 *often* ϑ 136 *vsure* C

I. 14 ✓ XXI.

With woordis fair whan fauel fedith the,
  Be thou nat blent for his fals *flaterie.
144 Latt thyn owne reson alway thy iuge be.
  And, in effecte, *if thyn estate be hyhe,
  Thouh fauell with his craft wil blynd thyn ye,
147 In al thy *lyfe thou neuer geue credence
More *of thi silfe than to thy conscience.

I. 15 XXII.

Whan thou seest a-nothir mannys desert,
150 As for his good deedis comendable,
In euery place, preuy and aperte,
  Such a wiht with thi good woord enable.
153 And thouh thou haue be riht *available,
Yit of thi good deede make thou no bobbaunce,
And than othir men shall thy name enhaunce.

I. 16 ✓ XXIII. fol. 86[v]

156 And thou lyve longe an olde man shall thou bee.
  Age wille approche maugre alle that sey nay.
Than perceyue, behold a-boute and see,
159 How agid *folk been tretid euery day;
  And so to purveye for thy silfe assay.
Into stoupyng age whan thou art crepte,
162 Thyng may the helpe, that in youthe was kepte.

I. 17 XXIV.

Charge nat, al-thouh sume mene speke softe,
  Ne chaunge no cheer; for oft it is weel bett
165 In secrete wise to speke than crye on lofte.
  A man shuld see alwey, wher he wer sette,
  And aftir that so schuld he speke or lette.
168 But to the suspect of harme it seemeth
Men speke of hym; he noon othir demyth.

I. 18 ✓ XXV.

Whan fortune hathe youe the felicite
171 And sette the on hihe, than war the of a falle;
Than sueth oft ful sharp aduersite.
  Fals fortune turnethe as a balle;
174 In hir trost haue thou no sykirnesse att all.
Her perilous play turneth whilom to grame;
The eend is woo, of that began with game.

I. 19 XXVI. fol. 87[r]

177 Our bretil liff is heer *so ful of doute,
  That in verray surete *no wiht may stond.
So sodenly creepe the soulis oute
180 Al a-boute this world in euery lond
  Off yong and old; for euery wiht is bonde
To dethe. Therfor sett nat thyn affiaunce
183 In deth of hym, *that may survyue perchaunce.

---

143 *flatri* r 145 *if*] *of* C Hb 147 *lyve* C M 148 *of*] *to* C 153 *vailable* C H Fc 159 *folkis* C, *folkys* Hb 173 hinter *as* ein *doth* übergeschrieben (v. sp. H.), wie H R β lesen 177 *so* f. α 178 *no*] *ne* C 183 *that*] *the* C Hf ν λ, *he* F

I. 20

XXVII.

A litil yift youen with good entent
  Off thi frend, that lith in pouerte,
186 With riht good cheer such yifte take *and* hent,
  Supposyng ay, that as good wille hath he
  And more than many men, that richer be.
189 *Peise nat the yifte ne pondre nat the pris.
The entent is good, and **that* may the suffice.

I. 21

✓XXVIII.

Sith nature, that is the firste norice.
192   Hath brouht the hidr all nakid and **al* bare,
Thouh thou neu*er* can richesse accomplice
  But thou arte hold alway in pou*er*tis snare,
195   Yit, no force, make neuer to muche care,
Take pacientli pouerte for the beste.
Richesse is nat of nature, but of *co*n*queste.

I. 22

XXIX.

fol. 87v

198 Thouh deth be fyne of euery creature,
  And no wiht on lyue shall from **it* escape,
Yit dreede nat deth with ou*er* besy cure.
201   To lyve in erthe than is but a iape,
  Iff thou shalt aftir dethe so alway gape.
Thynk weel to deye, but modifie thi thouht,
204 Or *ell*is* to lyue auaileth the riht nouht.

I. 23

XXX.

For thi desert if no freende thanke the,
  I meen, whan thou haste don thi force and peyne
207 To othir folk ful freendli for to bee,
  Iff thei can nat to the grau*n*tmercy seyne,
  Withdrawe thyn hand and so thi silfe restreyne.
210 Blame nat *thy God for theer vnfreendlynesse,
But for such men do aftirwarde the lesse.

I. 24

XXXI.

Sith no richer man ne liveth any-wher,
213   Yiff he *co*n*sume his *good*is* alle and waste,
But that pou*er*t shall greue hym sore *and* dere,
  Therfor, my child, such goodis as thou haste,
216   Latt nat to soone out of thyn handis be *ra*f*te.
*Last *tha*t* thi good hereaftir wille the faill,
Hold, that thou haste; it may the eft availl.

I. 25

XXXII.

fol. 88r

219 Behote noma*n* a thyng to leene hym twise
  And faile hym; that is but a vilanye.
Yiff thou may leende, do it in ffreendly wise.
222   Such cheuysance wil freendlynesse bewrie.
  Off thi good deed clamour nat ne crye.
Be nat to wyndy nor of *worde*s* breeme,
225 Yif a good ma*n*n the list appeer and seeme.

---

189 *Preise* ϑ Hb Cp ϰ Hc G D Fc Ad 190 *that* f. C Fb 192 *al*[2] f. C M ν 197 *coquest* C 199 *it*] *him* C Hb M Hc ϰ φ 204 *ell* C 210 *thyn* C, f. A 213 *cosume* C | *good a* Ad Fb 216 *raste* C 217 *Last* C, *lese* Hc, sonst *lest* | *than* C M ν Fb χ, f. ϰ 224 *woorde* ϑ

I. 26

XXXIII.

And yiff thou fynde the *sone of dowbilnesse,
The fals dissimulour if thou espie
228 With peyntid woord and hert ful of falsnesse,
Thou maist in no wise better bleer his ye
Than *serue* hym with his owne trecherie.
231 For *woord*is* fair and freendlynesse no part
Yeue thou the same and so aart **begyle* with aart

I. 27

XXXIV.

Preeve nat a man bi *ouer-peyntid speche.
234 Undir fair woordis ys ofte couerid gyle.
The *woord is gay, but frenship is to seeche.
And as men sey, such craft is in this ile:
237 Su*m*me thynken harm, whan thei hir tonges file.
The whistlyng fouler maketh mery song,
And yit briddis begilethe he a-mong.

I. 28

XXXV.

fol. 88v

240 Whan that God hathe youen the children fele
And no richesse, than do thou in this wise:
Teche thy children with *craft*is* for to dele,
243 That with their aart thei may hemsilf cheuyse.
Yiff thou do thus, thou werkist as the wise.
Craft is ful good, and craft is lucratyffe;
246 By craft thei may deffende the nedy liffe.

I. 29

XXXVI.

Haue this conceit; for it is often *se*e*n,
Thynges deer shall ofte abate of prise,
249 And thynges, that of litil valewe been,
In tyme comyng may to grete derthe a-rise.
Remembr*e* this and it *weel adu*er*tise.
252 Thus shalt thou beste the name of chynchery fleme.
And othir men shall the no negard deeme.

I. 30

XXXVII.

A-vyse the weel, latte resou*n* be thy guyde,
255 Whan othir folk thou art a-boute to blame,
That suche defaute in the be nat aspied;
For if ther be, than *shal*t* thou haue the shame.
258 A manys hono*ur* such thynges will reclame.
It is ful foule, whan that a man will teche,
Iff that **h*is deede a-yens his *woord*is* preche.

I. 31

XXXVIII.

fol. 89r

261 Loke thi desir be grou*n*did in a riht
And that it neuer trauers honeste;
For as oft-tymes, as any wiht
264 Desirith more than riht or equite,
Than may his request repellid be.
And it is clepid nycete and grete folye
267 To asken oft thatt me*n* will ay denye.

---

226 *sones α* (*sownes* Hb) 231 *woord* C 232 *begyle*] *begyled* A ν ϰ Fc Ad, *gylyd* C H 233 *ouer fair p.* C 235 *world α* Fb 242 *craft τ*, *some crafte* Hb 247 *seyn* C Hb Cp D 251 *wille* C Ad, *wolle* Hb M Hf, *foll* Fc 257 *shall* C 260 *his* [1]] *is* C Db Fc Ad ‖ *woord* C M 261 *a* ist fortradiert in C

I. 32

XXXIX.

Chaun*ge* nat thi freende, that thow knowest of old,
For any newe in trost, that thou shalt fynde
270 Bettir than he; but in thyn handis hold
Hym, that hathe to the ffreendly been and kynde.
Such eschaun*ges* been ful *oft*en* blynde.
273 Thou weenest **to* knowe **and* yit knowist nat a deel.
To know a freend it is a casuel.

I. 33

XL.

Sith manys liff is fulle of miserie,
276 Whilom in mirthe and aftir in myscheef,
Now in the vale, now in the mont on hihe;
Now man is poore *and* eft richesse releffe;
279 The shynyng morwe hath ofte a stormy eve —
To **this* policie take heed and entend:
Look thou haue lucre in thi labours eende.

I. 34 — fol. 89v

XLI.

282 Thouh thou may venquyssh and haue the victory
Off thi freend and felawe, yit forbere.
Reffreyn thi silfe; be nat hawteyn ne to hihe.
285 Irous hau*ntes* ful oft men do dere,
Wher esy softnesse *freend*is* may co*n*quere.
For bi good deedis, sett in lowlynesse,
288 Men be to-gidr*e* **knyt*t in freendlynesse.

I. 35

XLII.

The lymytour, that visiteth the wynes,
Is wise i-nouh. Of hym a ma*n* may leer
291 To *yiue*n* *girdil*es*, pynnes and knyues.
This craft is good; *th*us* dothe the celi freere:
Yiueth thynges smale for thynges, that been deer.
294 Iff thou receyue, gif ay *sum*what* ageyn;
And that wille *nor*i*ssh *freend*es* deer certeyn.

I. 36

XLIII.

Toil nat ne stryve with hym, that is thi freende.
297 Bewar of that: make nat thi freend thi foo.
A toilous man may frenship breke *and* sheende.
Thes baratours, that beth mysreulid soo,
300 Intrike *hemsilfe and *w*r*appe hem in much wo.
For ire of kynde engendrith nat but hate,
Wher-as accorde *nor*i*sheth loue algate.

I. 37 — fol. 90r

XLIV.

303 Whan thi *ser*uant thou takist in diffaute,
Thouh he cannat his necligence excuse,
Yit in thyn ire make nat to fers assaute,
306 But with thi maletalent a while take trewse;
Thow shalt fynde ese, this feet if thou vse:
Reule thi passiou*n* euer bi such mesure,
309 That thou save hem, that be vndir thi cure.

---

272 *oft* C 273 *to* f. τ | *and*] *at* C 280 *this*] *his* C Fb 286 *freend a* (*a freend* H)
288 *knyt*] *sett* ϑ, *brought* Hb 291 *yiue girdils* C 292 *this* C Hb M He Ad, *soo* Fb Cp
294 *summe thyng* ϑ 295 *norsshe* τ Y | *freend* C, *thi frend* F H 300 *hymsilfe* C,
themsilfe Q H Hb Cp | *wappe* C 302 *norsheth* C, *norshit* F

I. 38

XLV.

'Suffraunce dothe ese', was seid full yore a-goo.
  Suffre thou and haue al thyn entent.
312 Thouh thou may ouercome, yit do nat soo.
  Conquere thoruh suffraunce and be pacient,
  But to foul cruelte neuer consent;
315 For it is clepid in vertu excellence
A wiht to lyue in humble pacience.

I. 39

XLVI.

Be nat to scant, be nat to prodigal.
318 Conserue thy thyng goten with labour.
It is ful faire [*] to be said liberal,
  But eschew waste and be no surfetour.
321 Consume nat al thy tresour in an hour.
Whan of thi labour riseth noon availle,
Nedy pouerte must the ful soone assaille.

I. 40

XLVII.

fol. 90v

324 Be nat like Sceuola[1]; for he wold ete
  With euery man and at his feest hym feede.
But neuer wiht myht tasten of his mete;
327 Noman to hym, but he to all men yeede.
  Be fre of mete, but look that largesse leede
The no ferther then thou may weel atteyne.
330 Be thyn owne freend, thus seith Catoun certeyn.

XLVIII. Lenvoye.

Take heed, sire, how holsumly this clerk
  Entretith men with vertuous doctrine,
333 His firste part of this compendious werk,
  In worschip how thei shal ful cleerly shyne,
  Gydyng to renoun streiht as any lyne;
336 Whos preceptis obseruen if ye list
And to his good cownsel yowr herte *enclyne,
Riht on your welthe full weel *it shal be wist.

XLIX.

339 The vertues foure, that men shoold foorth conveie
  Loo in this liff, as bridill dothe a beest,
That man nat erre heer in this pereilous weye,
342 Stablisshyng hym, as dothe a stedfast reest,
  As sikir guydes, that been worthiest
Mannys lyuyng to sette in gouernaunce,
345 This sage Catoun ful wisely doth regest.
*Preentith his sawes in yowr remembraunce.

Explicit **pars prima*.

II, praef. 1—2

L.

Iff thou list, my child, setten thyn delite
348 Off erthe for to knowe the tilthe *and* the cultur,

---

319 *for to* τ Q 324 *seuola* Hd χ, *seuola* μ λ Fc Ad, *sevola* Pm, *seuela* D, *yeuola* κ ν
337 *ecline* C 338 *shal it* C H ν 346 *preetith* C | *pars prima* H σ] f. C u. a.

[1] Wohl jener 'P. Scaenola', welcher nach Macrobius, Saturnal. III, 13, 11 (ed. Eyssenhardt), an dem Schlemmerbankett des Pontifex Maximus Q. Metellus Pius teilnahm, welches Macrobius ausdrücklich als ein Beispiel von *luxuria* anführt.

And iff thou wilt be of knowlech perfit
   Whi summe is arable and summe is pasture,
351   And whi summe is spreynt with floury pictur,
I conseil the to musen for a while
In the laureat poete greete Virgile.

II, praef. 3—4 — **LI.** — fol. 91r

354 And forthermor, my chyld, if that thou list
   The vertues of herbes for to discrive, —
It may nowher in erthe bettir be wist,
357   Which be consumyng and which be nutritive,
   Which hote, which cold, which confortatyve, —
Than reede Macere in his old ditee,
360 Which tellith hem in propre qualite.

II, praef. 4—5 — **LII.**

And iff thou haue desirous fressh corage
   To heer of noble Romayns worthynesse,
363 How that thei venquesshed them of Cartage
   And many othir thoruh manly prowesse,
   Than reede Lucan; fful weel can he expresse,
366 Who bar hym best in toun and eek in feeld,
And who dide merueillis vndir Martis sheeld.

II, praef. 6—7 — **LIII.**

But he, that list of louers for to reede
369   And in that wise hymsiluen so tauaunce,
As in that craft Naso can teche hym speede.
   Summe louyth song, sume harpe, lute *and* daunce,
372 Summe othir dyvers thynges of plesaunce;
Summe louyth couertly and list nat been espied;
Summe will be knowe; and *thus writith Ouyde.

II, praef. 8—9 — **LIV.** — fol. 91v

375 But yit, my leeff child, iff in auentur
   Thyn hert be youe to nomaner of such thyng,
Or iff it be nat al to thyn plesure,
378   That Virgil, Macer, Lucan and Naso bryng,
   Yit that thou may be wise in thy lyuyng,
Iff the list to yeue me audience,
381 I shal shewe the doctryne of sapience.

II, praef. 10 — **LV.**

Therfore, my chyld, cum vnto me and leer,
   **And* I shal the shew the verray *tresur
384 Off sapience, if that the list to heer,
   And how thou shalt in good estate endur
   And leede thi lyff aftir Goddis plesure.
387 Therfore come neer and leer bi thys reedyng
To be a man vertuous in lyuyng.

II. 1 — **LVI.**

Ther is no wiht [*], that ferther may reporte,
390   Off thi good deedis, than the straunger may.

---

374 *this* CHb 383 *And* f. C | *tresour* ϑ × Y Fe φ 389 *wiht on lyve* C

Make hym good cheer and shew hym thy disport,
And he shall vttir the, this is no nay;
393 For *the vnknowe sumtyme to do assay.
Freendis inowe to have *is bettir thyng
Than is freendles a man to been a kyng.

II. 2 LVII. fol. 92r

396 Off Goddis misterie and his werkyng
Make neuer, my child, to *ferre inquirance.
It is foli to muse vpon such thyng.
399 Dispute neuer thi Goddis purueiaunce.
All thyng must be vndir his gouernaunce.
Sith thou art man clad in mortalite,
402 Dispute thou thynges such as mortal be.

II. 3 LVIII.

The dreede of deth that is inordinat, —
I meene, to dreed it ay and neuer cees.
405 Bewar of that, I conceil the algate;
For this is as trewe as gospel *douteles.
Who dreed it so, is alway merthelesse.
408 Whan dreede of dethe a man so *aggreggithe,
It wastithe liff and his tyme abreggithe.

II. 4 LIX.

For *thyng, that is to the vncerteyne.
411 Whan thou art wrothe, look neuer þat þou stryve;
Thi passions esili withdrawe and refreyn.
For ther is no persone in erth on lyve,
414 But that vnresounles he is als blyue
As besy wrathe *hath *kyndled hym on fyre.
And than can he nat deeme the *trouthe for ire.

II. 5 LX. fol. 92v

417 As tyme requerith, so make thyn expence.
Mesure thyn hand aftir thyn proprite
Off thynge, of tyme, and aftir the presence.
420 See that thou spende nomor than nedith the.
And that to spende loke that thyn herte be fre.
A man shold do cost and make his spendyng
423 Considryng tyme and rewardyng the thyng.

II. 6 LXI.

To much is nouht of any maner thyng.
The meen is good and moste comendable.
426 That man stant surest heer in his lyuyng,
With meen estat that halt hym greable.
Plente and pouerte be nat suffrable.
429 For than is the ship in the see moste sur,
*What tyme [*] the flode excedithe nat mesur.

II. 7 LXII.

Iff thou knowe ouht, that may turne vnto shame,
432 Keep it secre; for nothyng it *bewrye.

---

393 *the*] *he* τ, *a man* Hb 394 *is*] *his* C Db A 397 *tofore* τ 406 *doutles* ϑ σ D 408 *aggruggith* C H Hb Cp A χ 410 *thyng* f. ϑ (*that* F) 415 *hath*] *had* τ, *hadde* Fb ‖ *kynled* C Db, *kenlid* M 416 *trothe* C 430 *Whan* C Cp | *tyme that* τ R Db Y, f. Cp Pc 432 *bewreye* C δ Ha A ϰ G Hc D Fc

Be nat to besy such thynges to *pro*-clame
And publissh, as thou knowest pryuye.
435 Make nat all men [*] on it to gaur **and* crye,
Lest mo deprave, whan thow thi woord hast sowe,
That was before to othir folke vnknowe.

II. 8 LXIII. fol. 98r

438 Iff thou espie and see a *su*r*fetour,
A theeff, a shrew of much mysgou*er*naun*ce*,
Trist weel su*m*me tyme that ther shal come an hour,
441 Whan for his deede he shal suffre penaun*ce*.
Cursed deede askith wrech and vengaun*ce*.
Thouh wikkydnesse for tyme be kept secre,
444 Yitt att the laste will it discurid be.

II. 9 LXIV.

Thouh that su*m*me tyme natur hathe been vnki*n*de
And youe a man to be of smal stature,
447 Yit, my child, remembre and haue in mynde
That thou neu*er* dispise that creature.
For God may sendde hym fortune *and* good vre,
450 Als oft thei be with good cou*n*seil allied,
To whom that nature hathe grete *stren*g*th denyed.

II. 10 LXV.

Whan the happithe trauers or [*] haue a-do
453 With oon thou knowist nat egal to thi myht,
Thyn vttrest powere shewe nat **such* vnto,
Lest that eft-soone he haue the in such pliht.
456 For it is seen in turment and in **f*iht:
Fortune chau*n*gethe ofte withynne an hour,
And he is sconfet, that erst was victowr.

II. 11 LXVI. fol. 98v

459 Off brondis smale be maad thes fires grete.
Withdrawe *th*e* brond, the fier shal eek discrees.
A-gein the knowe, *tha*t* herr, loke thou nat bete
462 With woordis fele; *for woord distrobleth pes.
The man is wise, that can of *woord*is* cees.
For this is sothe as God **yaf* the thi liffe:
465 Off woordis small is bred ful muche striffe.

II. 12 *LXVII.

*Deele nat withe sorcerye ne with surquedrie.
In Goddis hand is all thi sort and fate.
468 Be nat a-boute to calkle thy distanye,
Iff thou be **myse*rous or ffortunate.
Lat God allone; in hym is all thy state.
471 And that hym list of the for to purpose,
Withoute the can he fulweel dispose.

---

435 *out on it* ϑ Hb | *and*] *or* C, f. F 438 *suffetour* C 451 *strenth* C Ad χ 452 *or to* C ν 454 *such*] *a man* α (*þat man* Hb) 456 *siht* C 460 *thi* C Hb 461 *that*] *tha* C Hb ‖ *herr* C, *herre* Hb, *erre* F, *ar* H, *here* Fc, *heir* R Ha, *eyr* A λ ν, *ayr* Db Cp, *ayere* M, *eyre* D, *hyer* ω (*highere* Ad), *man* κ 462 *woord for* C 463 *woord* τ 464 *yeue* τ Hb E, *youeth* H Str. LXVII mit LXXXII vertauscht in α 466 *Deyle* τ, *dwel* Db 469 *yrous* C δ

II. 13

LXVIII.

Bewar of envye with hir techches fell.
474 Withynne thyn herte looke that she nat reste.
For it is oon of the *peyn*is* of helle.
Whan she soio*ur*neth in a ma*n*nys breste,
477 Than *bre*nn*ithe Fenix withynne his owne neste.
And thouh she may non othir man *myschee*ue*,
*Yit Ethna cesith nat hirsilfe to greue.

II. 14

LXIX.

fol. 94r

480 Enforce thyn herte with ma*n*ly sufferau*n*ce,
Thouh wrong iugement a-yens the *pro*ceede.
Be nat abassht in woord ne cou*n*tenau*n*ce;
483 For the *pro*cessour may reule and leede
The lawe; but trost me weel w*ith*outen dreede,
Long to reioisshen acheueth he nate,
486 Which bi menys vntrewe his goodis gate.

II. 15

LXX.

Wraththe of olde, that shuld be oute of mynde,
Be nat aboute to make it eft on lyue,
489 But the *en*vious hathe that tech of kynde.
Such malice, my childe, look thou nat revive;
For such ire of old makithe a new stryve.
492 And who that remembrithe old enmyte,
A wikkid man forsothe, my childe, is he.

II. 16

LXXI.

Thi silfe also looke that thou nat preise
495 Ne dispreise, but lette othir men allone.
Alway aftir prudence thi *woord*is* peise.
For thyn avau*n*t honour shalt thou gete none,
498 But haue a mokke as faste as thou arte gone.
A man to preise hymsilfe, as seithe the scoole,
Or dispreise moche is token of a foole.

II. 17

LXXII.

fol. 94v

501 Whan it is tyme of coste and grete expence,
Bewar of waste, and spend as bi mesure.
Who that to keepe *and* spende no difference
504 Makith, his goodis may nat longe endure.
The olde sawe seithe: Mesur is tresure.
For in short tyme the good may **sl*ippe a-waye,
507 That was goten in many a sondry day.

II. 18

LXXIII.

It is *n*o* wisdam alway to be sage.
But sumtyme to seeme nyce and feyn folye,
510 Who that hathe this fet, shal fynde avau*n*tage.
What tyme and thyng requerithe, that espie;
And than dissimule, that is good policie.
513 Su*m*me tyme to be vnwise in apparence
Among the wise *is clepid ful hih prudence.

---

475 *peyns* C 477 *bredithe a* 478 *mischeeff* C, *myschewe* F 479 *And yit* C
496 *woord* ꝫ E 506 *skippe* C 508 *nat* ꝫ 514 *his* C Ad

II. 19 **LXXIV.**

The filthy fleesh, in meuyng bestiall,
516 That fihtithe ay a-yens the soule withynne
Bi force of hir entisment sensuall,
Eschewe, my chyld, and keepe the from hir gynne.
519 That and grace been sette ful ferr atwynne.
And fle of auerice the wikkid fame:
Thes too it be, that causen euyl name.

II. 20 **LXXV.** fol. 95r

522 Beleve nat in every wihtis sawe;
For sume reporte thynges al othir wise
Than it was don or any man it sawe.
525 And sume have it of custum and of guyse
To feed folk withe flatrie and with lise.
Yif litil trost therfor to suche spekyng;
528 For many folk spekith many a thyng.

II. 21 **LXXVI.**

Yff thou surfete in drynk for-yete nat that.
Avyse the eft, thou come nat in that snare.
531 Withdrawe thyn hand; feede nat thy throte so fatte;
Drynk, that suffisith the, and *ell*es* spare.
To much drynk makethe men of wit ful bare.
534 And yit the wyne therof is nat to blame,
But the drynkere makithe hymsilfe lame.

II. 22 **LXXVII.**

To thi trosty freend, that is ay secre,
537 Shew thi cou*n*seil; to hym thyn herte *bewry.
A trosty freend is [*] chest of pryuyte;
But it is hard such *freend*es* to espie.
540 Trye oute oon a-mong a companye.
And of thy body betake thou the cure
To suche a leche as is trosty and sure.

II. 23 **LXXVIII.** fol. 95v

543 Withynne thy silfe a-greve the nat to sore,
Thouh thyng amys sume tyme the betide;
Dismay the nat in besy wise therfore.
546 Thyn auenture thou muste needis a-bide;
Fortune may nat alwey be on thy side;
With harmes to greve in a-waite lith she
549 To reven men welthe and *pro*sp*er*ite.

II. 24 **LXXIX.**

In thi silffe compasse a-boute before
Thyng to p*er*ceyue, that aftir schall befalle.
552 It noieth nat nor greueth half so sore,
That is forseyn, as othir thynges shall.
Sodeyn chau*n*cis disesithe moste of all.
555 It hurtithe lesse, and is in better pliht,
Wheroff beffore a man can haue insight.

---

532 *ell* C Cx, *els* F Hf, *elles* übr. 537 *bewreye* C Hb G Hf D Fc 538 *the chest* τ R Hd χ, *the cheef* Fb, *a ch.* D 539 *freend* C (*es*-Schleife vom Korr. 1 angefügt) Fb, *a frend* F H R A 556 *aman* C

II. 25

LXXX.

Whan dyuers thynges trauers thyn entent,
558 And thow art wrappid in adu*er*site,
War for wanhope thou be nat lost *and* shent.
Latt nat dispeir thy witte bereuen the.
561 A-bide the tyme, that she shall bett*er* be.
Hope is she, **that* shal make the a sethe;
Hope leueth nat a man, thouh man leue the brethe.

II. 26

LXXXI.

fol. 96r

564 Whan men profre, it is tyme to receyve.
Take thynges, whil thei be in seson.
Thei *pro*fre now, that eft will yiftis weyue.
567 Plente nowe will aftirward be gesou*n*.
Take in tyme; for so comau*n*dithe resou*n*.
The ballid hed, whilom full of heris,
570 Now is bare withoute rasour or sheris.

II. 27

LXXXII.

Prouyde thy silfe and haue delyuerau*n*ce,
Be likly coniectur what may be-tide.
573 Adu*er*tise, my childe, in thi remembrau*n*ce
Affore and aftir, aboute in euery side.
Follow God, and lat hym be thi guyde,
576 That hathe al thyng in his gou*er*ment,
Futur and passid and that, that is *pre*sent.

II. 28

LXXXIII.

It is a tecche of a deuouryng hou*n*de
579 To receyue sup*er*flue and don excesse,
Til his receit a-geyn from hym rebou*n*de.
Contente thy nature and flee gredynesse.
582 Foule lustis ay keepe vndir *and* represse.
Feed nat thi *lust with all, that she wil craue,
Yff that in helthe thou lust thi body save.

II. 29

LXXXIV.

fol. 96v

585 Whan a multitude hathe youen a decre
Or concludith ouht a-yens thyn entent,
Trauers nat yit a-yens the comonte;
588 For iff thou do, thou shalt lihtly be shent.
Dispise nat alone the peples iugement.
In aue*n*ture thou plese of hem nat oon,
591 Whil thou wilt impugne hem euerychon.

II. 30

LXXXV.

Take good heed vnto thyn owne estate
To reule thy body weel with good diete.
594 But look with tyme thou be nat at debate,
Thouh thoruh thyn owne *mys*reule and* surffete
Seeknesse or sorwe hathe *youe*n* the an hete.
597 The tyme is good, and no dismale ther is,
But men it make, for that thei do amys.

---

562 *that* f. C R | *aseth* A He, *seethe* Hc, *feith* Hf 583 *lustes* C 595 *mysse* ⁊ R Fb (in C *reule* vom Korr. 2 ergänzt) 596 *youe* ⁊ Hc, *yeue* R Db He Hd, *yeuen* H Ha E, *gyven* D, *gyeve* M, *you* Fc, *ȝet* Ad, f. Y

II. 31.

LXXXVI.

Dreede no dremys, **so* seithe Deutronomy,
600 *Thou*h* thei be causid of complecciou*n*,
Or ellis of any nyced fantasie,
Or **of* a superflue replecioun.
603 For dremys be but fals illusiou*n*.
Whan men be wakyng, thei desire or thynke;
Vpon that thyng thei dreme, whan thei wynke.

LXXXVII. Lenvoye.

fol. 97r

606 Musithe a while, what all thes maters meen.
A-bidith, sire, and go no ferther yitt.
To reden hem, **a*ua*i*leth not a been,
609 But iff a ma*n* the kernel wil *vnkn*i*tt.
Therfore your mynde and al your hert *vnsh*i*tt
And *lok*e* whatt lith vndir the boistous rynde.
612 And I dar say, of wisd*o*m and of witt
Plente *and* foisou*n* therin shall ye fynde.

LXXXVIII.

Reffresaheth you with this holsom diete,
615 That fostreth v*er*tue and keepith on lyue.
To your p*er*sone me thynkith it ful meete
For to receyue such a nutrytive,
618 Which your astate shal ay p*re*serue on lyue
In grete honour and keepe yow fro noysau*n*ce,
Oute of dau*n*ger and vices infectyve,
621 Yiff ye will werche aftir this ordynau*n*ce.

LXXXIX.

And in especiall looke, that your deede
May bere trewe *wittene*sse* and testifie
624 The mateer, that ye beholde and reede.
Looke with your herte as weel as with your eye.
Than, dar I say, sumwhat shall ye espye,
627 That to this werk shall meven **your* corage.
Wherfor yo*ur* hert, your eye and all applye,
Your silf to reule aftir thes ditees sage.

Exp*li*cit *secunda* pa*rs*.

III, praef. 1—2

XC.

fol. 97v

630 Behold, what wiht that listith for to reede
In this my ditee, somwhat shall **he* fynde,
Wherwith his soule he may fostre *and* feede
633 With thewes good and it from vices vnbynde.
Come neer, my child, therfore and haue in mynde
Suche doctryne to beer a-wey and leer,
636 **As* to thy liff shall be full leef and deer.

III. 1

XCI.

The soule resemblith a new pleyn table,
In which as yit apperith no picture,
639 The filisophre seithe withouten fable.

---

599 *so* f. C 600 *thou* C 602 *of* f. C 608 *valeth* C (davor *a-* vom Korr. 2), *vayleth* Hb ν χ, *wailithe* Ad 609 *vnknett* C χ 610 *vnshett* C χ 611 *lokith* τ 623 *wittenesy* C 627 *your* in C eingefügt von Korr. 2 631 *ye* C δ M 636 *as*] *and* τ δ, *as thou* Hf

So is the soule but a dedly figure,
Til the tyme she be recleymed with the lure
642 Off doctryne and so gete hir a good habite
To bene expert in connyng and *parfite.

III, praef. 3—4

XCII.

Inprente my techyng in thy soule stedfaste;
645 And ful *pro*fitable thou shalt it fynde.
Forsake it nat ne from thyne hert it caste;
For iff that thou exclude oute of thy mynde
648 This lessou*n*, thow art full bareyn *and* blynde
Fro vertu. And therof a-wite nat me,
Sith *th*e* deffaute, my sone, is than in the.

III. 2

XCIII.

fol. 98r

651 Iff thou lyve iustly keepyng the vpriht,
Neuer declynyng for meed ne **for* fauour,
Than stondist thou in a ful holsum pliht,
654 *Thou*h* men maligne with *woordes of *rygoure
Yff thou live thus thi good liff is thi tour.
We may nat lette the peple to gawre **and* crye.
657 But do we weel; if thei sey mys, thei lye.

III. 3

XCIV.

Iff thou be clepid the sothe to testyfye,
Ay sauyng thy worship *and* honeste,
660 Thi freendis trespace be **nat* a-bout to wrie,
Wher as no shame may growe therof to the.
This requirith ay freendlynesse p*ar*de.
663 In wele *and* woo the trewe *be*ny*volence
Bi-twix folke is frensship in existence.

III. 4

XCV.

Make besy wacche, and keep thi soule algate,
666 Behold a-boute, aspie the couert treyne,
Whan that fals fauell knockethe atte gate,
He menythe guyle, *thow outeward fair he feyn.
669 He can enoynte softly thyn erys tweyn
*Wi*th* oile of plesau*n*ce in ful grete foysou*n*;
But vndir that keepe the from his poisou*n*.

III. 5

XCVI.

fol. 98v

672 Slouth, slogardy and dul idylnesse,
Lacches, that causeth to be necligent,
Eschew, my child, with all thi bisynesse;
675 For ydill soule makith the body shent.
Ther is on erthe no gretter argument
For to conclude the body vnapte
678 Than that the soule in idilnesse be wrapte.

III. 6

XCVII.

Who that lacketh reste, may nat longe endure;
Therfor a-mong take thyne ese and disporte.

---

643 *pro*fite C mit Abkürzungsschleife für *ro* 649 *a wyȝt* Hb, *atwyte* H R, *atwoyte* F, *a wayt* Hc, *wyte* A Cp κ (*wytt* E) ν ζ, *awyte* σ He 650 *thi* C Hb 652 *for* f. τ R Fb Y Cp γ 654 *thou* C | *woords* τ R | *rygourye* C 656 *or* C Hb | *gaule* R, *gaule* Fb, *gnare* M, *gare* Cp, *grare*? Ha 660 *nat* f. τ ∂ Fb Db M λ 663 *bevyolence* C, *by vyolence* Hb 668 *thow* C Hb 670 *which* C

681 Delite the neuer in besynesse and cure,
But that whilom thou maist also resorte
To play, recreacioun and conforte.
684 Thou shalt the bettir labour at *the longe,
Whan thou haste merthe thi bisynesse a-monge.

III. 7

XCVIII.

It is full hard to plese iche a wiht.
687 Dispreise nomanys deedis nor hem lakke,
Ne *woordes nother. For even so riht
As thou deprauyst hym, byhynde thy bakke
690 Riht so wol men make the a *mokke and a knakke.
The contrarye thouh [*] men had it sworne,
The skorner shal be guerdoned ay with scorne.

III. 8 fol. 100r[1]

XCIX.

693 Whan thi laste sort, that som men clepyn fate,
Is good and plesaunte aftir thyn entente, —
Thus meen I, loo, whan thou arte fortunate, —
696 Receyue the good, that God hathe the sent.
Suffre it nat rechelessely to be spente.
For than of wastour thou shalt haue *the name,
699 For grete ryot will causen feble fame.

III. 9

C.

Into grete age what tyme that thou art krepte
And thou hast richesse and grete habundaunce,
702 Be liberall of good, that thou haste kepte.
Thynk thou hast inowh and suffisaunce.
Latt nat thi good of the haue *gouernaunce;
705 But *gouern- it and parte it with thy freende.
Whan thou goste hens, it may nat with the weende.

III. 10

CI.

Grace is youen to men in sondry wise:
708 Sum haue wisdom, and som haue elloquence.
Thes pore folk somtyme thei ben full wise.
A seruaunt may be of grete sapience,
711 Thauh he be had in litel reuerence.
Reward *his wit, if it be worth the while.
Vertue is hid vndir an habite vile.

III. 11 fol. 100v

CII.

714 This woorldis welthe, ebbynge *and* flowyng ay
At no certeyn, as is wantoun Aprile,
Thouh thou haue *lost, thou shalt nat the dismay.
717 *Be content with that thou hast for the while.
Sume man ther is, that hathe nouthir cros *ne pile
Now in this world, and yit good auentur
720 Is hym ful nyh. No man can know his vre.

III. 12

CIII.

Wedde nat a wiffe for hir inheritaunce;
For she wol caste it **ful* oft in thy berde.

684 *the* f. τ R 688 *woord* ϑ R 690 *mowe* C Hb E G D Fc, *moppe* Cp He Hd 691 *thouh that* C R 698 *the* f. C 704 *goueraunce* C 705 *goueren* C 712 *is* C 716 *lust* C, *losse* R Fb Ha A κ ν ζ 717 *Been* C 718 *nor* τ M, *ner* A, *nethyr* H 722 *wol* C, f. Hb β

[1] Fol. 99 ist bei der Paginierung übersprungen.

723 And *if she be noysaunt, ful of greuaunce,
Constreyne hir nat to biden in thi yerde.
Off chastyment it is a curside yerde
726 To keepen oon, that wol the ay atwyte.
He is att ese, that of such on is quyte.

III. 13

CIV.

Off othir men thow shalt thy myrour make.
729 Conforme the to that moste men appreve.
What thou shalt do *and* **what* thou shalt forsake,
A bettir fette maist thou nat *contreve
732 Than to othir *mennys deede releeve.
In al, that perteynethe to thy techyng,
Make othir men a rewle for thy lyvyng.

III. 14

CV.

fol. 101r

735 Attempte no thyng, that sourmountith thy myht
Ne that to ffynyssh thow *mayste nat *accheve;
For than thou stondist foule in thyne owne liht.
738 Ouer his power what man leste to meeve,
With shame his werke moste nedis take leve.
It is foly a man such thynges to begynne,
741 Which to perfourme his wittis be **to* thynne.

III. 15

CVI.

Law presumeth, that what **man* kepith stille
The cryme of oon, that hath don grete offence,
744 And discurith it nat, he is *als ille,
As is the cryminous for his silence.
Wherfore, my sone, bryng it in audience,
747 That thou perceyuest nat weel don is,
Leste for silence men deeme of the a-mys.

III. 16

CVII.

Whan that the lawe is streit *and* rigerous,
750 Entrete the iuge to *shewen the fauour,
Enclynyng hym for to be gracious.
*An egal iuge may the *parcaase socour,
753 And yit the lawe shal be his gouernoure,
Which he suethe somtyme to modyfie,
In the caas he may a poynt espye.

III. 17

CVIII.

fol. 101v

756 What peyn [*] thou suffrest for thi deserte,
Receyue it weel with gre in paciens.
And thouh thi trespace be *preuye and couerte,
759 Yitt, whan thou feelist in thyn aduertence,
That thou arte blemsshed in thi conscience,
Withynne thy silfe than make arbitrement,
762 Deemyng thy-silfe in thyn owne jugement.

---

723 *if* f. C Hb D 730 *what* f. C Hf 731 *contryve* C Hb M Hc D, *constryue* Fc 732 *mannys* C Fc, *mens* A Ad 736 *muste* C | *acchewe* C, *eschewe* Hc, *atteyne* σ 741 *to*] *ful* τ Hb 742 *man* f. C, *a man* R ν 744 *als* R, *also* Ad, *all* C A Y Fc, *than* χ, *as* übr. 750 *shew* C 752 *And* τ R A Hf Hc, *For an* ω | *parcause* C, *parchas* Y, *case* ν (*cause* χ) 756 *that thou* C He Fc Ad 758 *pruuye* C, *pryue* ν, *preue* M, *pryvary* Hb

III. 18

CIX.

Mispende no tyme for slouthe or for lacchesse,
But whilom reed in bookis olde *and* wise.
765 Reed and reporte with grete attentyfnesse.
Be reedyng to connyng men may arrise.
Than reed, my sone, and connyng accomplise.
768 Thes poetes writen thynges of grete m*er*uayle
And of smalle credence oftyn, thys is no faile.

III. 19ᵃ

CX.

A-mong freendis sittyng at the feest
771 Be curteis and demure of thy language.
Who spekith moste, may nat offende leste.
Off fleesh and boon nature hathe made a cage
774 The tonge to keepe, that she be nat outrage.
*Tha*n* if thou wolt ben losed of *n*or*ture,
Refreyne thyn tonge with al thy besy cure.

III. 20

CXI.

fol. 102ʳ

777 Some wommen weepyne of pur femynyte,
Whan othir wise thei kan nat her entente
*Acche*ve*; but yit beware of nyce pite
780 Thi manly resou*n*, that it be nat blent.
For suche wepyng thyne hert auhte nat relente.
Some wommen of kynde be eu*er*-moor weepyng
783 And vndir that kan thei bothe prikke *and* stynge.

III. 21

CXII.

That thou haste goten, to thin owne worship vse.
What auailethe richesse withoute honoure?
786 To spare good and worship to refuse
The nygard chynche with peyne and w*ith* labour
Is besy. But I reede the nat devour
789 Withouten resou*n* thy good excessiffly;
For than muste thou begge of othir *hast*i*ly.

III. 22

CXIII.

Enprente, my childe, ay sadly in thy mynde,
792 That thou be nat of *de*th* to *sore adradde,
That shal the from wrecchidnesse vnbynde,
Wher-in thi liff longe thou hast ladde,
795 Til of thy *corps thy soule hathe ben ful sadde.
For riht as dethe is eend of ferfulnesse,
So is she eende of al thy wrecchydnesse.

III. 23

CXIV.

fol. 102ᵛ

798 *Thi wifis woord suffre and take in gree,
Whan it availeth; for betide it may
Ful ofte, that *of riht grete prudence is she
801 And muste ben a-lowed, this is no nay.
Suffre hir than and hir conceit assay.
For it is hard, whan thou can nat be stille,
804 Ne hir to suffre thou kanst haue no wille.

---

775 *Thauh* C | *nature* C Hb σ Cp χ, *nurture* R λ D Ad 779 *acchew* C M Ha Hc Fc, *eschewe* Db, *askuse* Hf 790 *hastly* C R, *hastyly* F H Hb Ha Hc (-*ili*), *hastely* κ Da Cp A D, *hastyfly* G He 792 *ded* C | *tofore* C 795 *corpus* C, *cors* γ 798 *this* C 800 *riht of* C

III. 24 CXV.

Goodis, that be youen the of nature,
Comethe eek of thy progenytours.
807 Therfore, my child, with al thi force *and* cure
Love hem weel and cherissh at all hours.
Thei fostred the and kept in youthe shours.
810 Thi moodir, my child, in especiall,
Iff thou do wele, neu*er* offende at all.

CXVI. Lenvoye.

Resorte, resorte and hidirward releve.
813 My maister, now her is **an* holsom ayr.
For your availe vnto this place retreve,
Wher-as of moralite floures fayre
816 And swete ful plesau*n*tly, lo, dothe repeir.
Gadrith therof and makithe yow a gay
And restethe yow heer riht in this *herbe*i*re.
819 Behold and see, what thyng is to your pay.

CXVII. fol. 108r

Whane ye haue gadrid floures **to* your liste,
Tastethe hem; for thei ben *pre*seruatiffe.
822 Holdithe hem fast and berethe in your *f*i*ste.
For the pestilence ayers infectyffe
I conseil yow, and **iuparte* my liff,
825 That ye shall leede your liff in sikirnesse
Thoruh v*er*tue of this conseruatiffe
And eeke atteyne to muche worthynesse.

CXVIII.

828 Thus meve I you vndir protecc*i*ou*n*
Off your good grace, what tyme ye reede
Or haue in this mateer inspecc*i*ou*n*,
831 As it biddith, that ye wol don in deede.
And than I dar afferme [*] withouten dreede,
Ye shall *acche*v*e and be ful vertuous.
834 Heer shal ye fynde, that you may guyde *and* leede
Streiht to good fame and bryng yow til hir hous.

Ex*pl*icit *tertia* pa*r*s.

---

813 *vnholsom* C 818 *herbere* C M ν ζ (*erbayre* Ad) 820 *to* f. C, *vnto* F, *at* Hb 822 *feste* C, *feystys* D 824 *enparte* C, *iuparte* F, *in part* R, *jupard* H, *jubarte* M, *jubard* σ, *joberd* A, *jeopard* Hb Cp D Fc, *gewparde* Fc, *gibarde* ν, *iebarde* Ht, *ieparde* Cx 832 *afferme it* τ 833 *acchewe* C, *eschewe* σ, *eschue* ν

Würzburg. Max Förster.

(Schlufs folgt.)

Zur englischen Wortgeschichte.

1. *Carfax.*

Carfax, Carfox 'a place where four roads or streets meet; name of a place formed by the intersection of two principal streets in various towns, as at Oxford and Exeter' wird vom *N. E. D.* ohne Zweifel richtig auf afrz. **carreforcs* (*carrefors*) = lat. *quadrifurcus* 'four-forked' zurückgeführt. Die lautliche Entwickelung des englischen Wortes ist nicht ganz klar. Das *N. E. D.* bemerkt: 'The total absence of the *r* in English is ... notable, especially as *fork* was a well-known word from OE. times.' Grofse Schwierigkeit kann jedoch der Schwund des zweiten *r* nicht machen: wir haben hier offenbar einen Fall von totaler Dissimilation. Umgekehrt mag das *a* $<$ *o* der zweiten Silbe auf Angleichung an den Vokal der ersten Silbe beruhen, wenn es nicht eher aus Mundarten stammt, die *ŏ* lautgesetzlich zu *ă* wandeln (*ox* $>$ *aks, top* $>$ *tap* im Süden und angrenzenden Mittelland).

Für totale Dissimilation mögen hier den Sammlungen von Jespersen, *E. St.* XXIII 461, und Hempl, *Loss of* r *in English through dissimilation,* in: *Dialect Notes* (published by the American Dialect Society) I 279 ff., noch einige Beispiele zugefügt werden.

Fevere = *February, Cely Papers* 1483 (S. 140—142), 1487 (S. 169 f.). Diese für die ältere Zeit vom *N. E. D.* nicht belegte Form mit Dissimilation ist heute noch dialektisch: *E. D. D.* II 319 verzeichnet *Febiwerry* und *N. E. D.* schott. *febewar.* Henslowe schreibt in seinem Tagebuch 1591—1609 *febery* (S. 33).

libary für *library* kann man gelegentlich hören; L. Murray, *English Spelling-Book* (York 1804) stellt es unter die *vulgar errors* (Kap. 18).

Afrz. *orfreis* (*aurifrisium*) erscheint im 15. Jahrh. als *orpheis, offreis,* vgl. *N. E. D.* unter *orphrey* 'gold embroidery'.

pimrose für *primrose,* vgl. Wright, *Grammar of Windhill,* § 262; F. E. Taylor, *Folkspeech of South Lancashire,* Manchester 1901; Darlington, *Folkspeech of South Cheshire,* S. 20.

Für *quarter* verzeichnet *N. E. D. qwatteer* 14. Jahrh., für *quarterage quaterage* 15. Jahrh.

Shrewsbury (*Sciropesberie*) heifst in der örtlichen Aussprache *sroazbri* und *soazbri.*

transom 'Querbalken' (vgl. *traunsum, transum, transounes* in *Records of a London City Church* 1426—27, S. 65 f., 1487—88, S. 137; *E. E. T. S.,* Original Series No. 125) erklärt Skeat als 'a corruption of lat. *transtrum*', vgl. jetzt auch seine *Notes on English Etymology,* S. 304. Das Etymon ist allem Anschein nach richtig, nur ist das englische Wort keine *corruption,* sondern lautgerechte Entwickelung. Zunächst ist *transtrum* zu *transt(o)m* (*r — r* zu *r — 0,* totale Dissimilation) und dann ist *stm* ganz regelrecht zu *sm* geworden wie in *Christmas.*

Wenn in altengl. *cwearten* aus *cweartern* 'Gefängnis', *beren* aus *berern* 'Scheune', *scēapheorden* aus *-ern* 'Schafstall' ein *r* geschwunden ist, so ist daran wohl nicht allein die 'schwachtonige Stellung' schuld (Pogatscher, *Litbl.* XXII, 160); es ist wohl kein Zufall, daſs in der vorhergehenden Silbe schon ein *r* stand.

l ist infolge totaler Dissimilation geschwunden in mundartlichem *eelak* für *lilac* (Ellis, *On Early English Pronunciation* V 443, 714) und *chiblain* für *chil-blain* 'Frostbeule' (a. a. O. 237). Vgl. deutsch-mundartliches *ilache* = *lilachen, Z. f. hd. Maa.* I 27. Der Schwund des *k* in *spetacle(s)* = *spectacles* (*E. D. D.,* Bartlett, *Americanisms,* S. 40, vgl. deutsch-mundartliches *Spitākl* = *Spektakel*) wird wohl auch auf totaler Dissimilation beruhen.

2. *foreign.*

foreign hat in heutigen Mundarten die Entsprechung des *u* an Stelle von *o*: Wright, *E. D. D.*, belegt *furren* für Dorset, *furrin* für Nord-Yorkshire und östliche Mundarten; auch West-Somerset hat die Entsprechung des *u* und ebenso Oldham in Lancashire (nach einer Mitteilung von Herrn Lektor K. G. Schilling). Die Behauptung von E. Kruisinga, *Grammar of the Dialect of West Somerset,* Bonn 1905, § 230, der vorausgehende Labial habe den Übergang von *o* > *u* verschuldet, bedarf keiner Widerlegung, ebensowenig wie andere 'sporadische' Lautwandlungen ähnlicher Art, mit denen er operiert.

Der *u*-Laut in *foreign* war früh-neuenglisch auch in der Schriftsprache üblich: darauf deutet die Schreibung *furraine,* 17. Jahrh. (*N. E. D.*).

Englisches *furain* geht auf altfrz. *fourain* (*fouran, fourin,* vgl. Godefroy) zurück. Und diese altfrz. Form stellt die lautgesetzliche, volkstümliche Entwickelung aus lat. *fŏrāneus* dar: 'vortoniges freies *ǫ* vor oralen Konsonanten wird über *ǫ* zu *u*', vgl. *cǫrona* > *curone, mǫrire* > *murir* (Schwan-Behrens, *Altfranzösische Grammatik*[6], § 91). Dagegen ist frz. *forain* Lehnwort, und darauf geht engl. *foreign* mit *o* zurück.

3. *leach, letch.*

Ne. *leach, leech, letch* mit der jetzt veralteten Bedeutung 'to water, wet', mit der noch bewahrten 'to cause (a liquid) to percolate

through some material', 'to subject to the action of per colating water' wird von Bradley, *N. E. D.*, aus ae. *lęččan* 'wässern' abgeleitet. Damit ist deutsches *lecken* 'netzen, begießen' (nach Ausweis z. B. der hessischen Mundart mit Umlauts-*e*) identisch; vgl. *D. Wb.* VI 481. Die gemeinsame germanische Grundform ist **lakjan*, über dessen Etymologie man *N. E. D.*, Kluge, *Etym. Wtb.*,[6] S. 241 (*leck*), und J. Franck, *Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal,* S. 559, vergleiche.

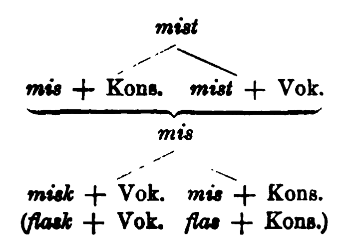
Zur Lautform der englischen Wörter bemerkt Bradley: 'The form *letch* is normal; the form *leach* is phonologically obscure.' Schröer (in der Neubearbeitung von Griebs *Wtbch.*) verweist auf *leak* aus altnord. *leka.* Die Nebenform *leach* könnte wohl wirklich eine Kontamination aus lautgesetzlichem *letch* + *leak* (*lę̄k* Smith 1568, S. 48) sein, vgl. *N. E. D. leak,* 5.

Das Substantiv *leach, letch,* das in verschiedenen technischen Verwendungen gebraucht wird (*N. E. D.*), ist aus dem Verbum abgeleitet.

4. Dial. *misk* 'mist'.

Wright, *E. D. D.* IV 129, verzeichnet für die Mundarten von Devon und Somerset *misk* 'a mist, fog'. Kruisinga, *Grammar of the Dialect of West Somerset* (Bonner Beiträge zur Anglistik XVIII), meint S. 178 (zu § 371): '*mәsk* is probably connected with *muxy*' (= schmutzig).

In Wirklichkeit ist *misk* aus *mist* entstanden. Die Entwickelung ist folgendermaßen verlaufen. Zunächst wurde *mist* (besonders vor folgendem konsonantisch anlautenden Wort) zu *mis,* eine Form, die auch für West-Somerset bezeugt wird (vergl. *fact* > *fak, cast* > *kas* usw.). Weiterhin ist eine schöne Beobachtung Elworthys aus dem Dialekt von West-Somerset zu beachten, die freilich von Kruisinga in seiner Grammatik ganz übergangen worden ist: 'We hardly ever sound *k* after *s,* except when followed by a vowel, and not always then — as *vlaas* "flask", *maas* "mask"' (vergl. *An Outline of the Grammar of the Dialect of West Somerset,* E. D. S. 1877, S. 5[3]). *k* nach *s* ist vor konsonantisch anlautenden Wörtern geschwunden, vor vokalisch anlautenden geblieben: *flask* zu *vlaas* + Kons. (vgl. *asked, askt* > *ast*), *vlaask* + Vok. Da neben *vlaas* auch *vlaask,* neben *maas* auch *maask* steht, ist zu *mis* ein *misk* neugebildet worden.



5. *rash* 'Rasch'.

Der Tuchname engl. *rash*, dtsch. *Rasch* wird allgemein auf frz. *ras* zurückgeführt, über dessen Herkunft man Körting, *Latein.-rom. Wtb.*[2], No. 6682, Franck, *Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal*, S. 773, vergleiche. Auffällig ist die Vertretung des frz. *s* durch *š* im Englischen und Deutschen.

Zur Lautform des englischen Wortes bemerkt Craigie, *N. E. D.* VIII 157: 'the origin of the *-sh* ... is not clear.' Und wenn Heyne im *D. Wtb.* VIII 125 sagt, *Rasch* sei 'mit einer Verbreiterung des Auslauts' aus *(ar)ras* entstanden, so ist damit nichts erklärt.

Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daſs der französische (in Arras gewebte?) Stoff durch niederländische Vermittelung nach Deutschland und England gekommen ist. Nun entspricht z. B. einem niederländischen *vis* (geschrieben *visch*) im Englischen und im Deutschen die Form *fiš* (*fish, Fisch*). Englischem und deutschem *-š* steht niederländisches *-s* gegenüber: altes *-sk* ist in mndl. Zeit lautgesetzlich zu *-s* geworden; vergl. J. Franck, *Mndl. Grammatik*, § 110, 2, und W. van Helten, *Mndl. Spraakkunst*, S. 195. Nach dem Muster von *fis* : *fiš* u. dgl. wurde ndl. *ras* zu *raš* (*rash, Rasch*) umgebildet. Es liegt hier also 'analogische Lautsubstitution' vor, wie man sie oft beobachten kann bei Entlehnungen aus einer Sprache in die andere, aus einer Mundart in die andere, bei den Wechselbeziehungen zwischen Schriftsprache und Mundart. Vgl. z. B. *Zs. f. frz. Spr.* XXII 61 ff., *Archiv* CVII 414.

Rasch ist auch in das Skandinavische übernommen worden und zwar in der Form *rask*. *sk* für *š* ist Lautsubstitution. Skandinavische Grammatiker früherer Zeit setzen engl. *sh* dem skandinav. *sk* gleich.

Ob esthnisches *rask* 'wollenes Fuſstuch der Weiber' (F. Wiedemann, *Esthnisch-deutsches Wörterbuch*, S. 928) mit unserem *rasch* identisch ist, kann ich nicht beurteilen. Zu ital. *rascia*, das Florio als *rash* erklärt, vgl. Körting, *Lat.-rom. Wtb.*, No. 6671.

Auf einen ähnlichen Fall von analogischer Lautsubstitution sei noch hingewiesen.

Me. *pertriche* (ne. *partridge*, afrz. *pertris*) erscheint im älteren Schottisch und in heutigen Mundarten Nordenglands und Schottlands als *pertrik*, *partrik*, vgl. *E. D. D.* und Jamieson, *Etymological Dictionary of the Scottish Language*, New Edition, III 445, 450. Für diese Form mit *k* gibt es nicht etwa eine unmittelbare altfranz. Quelle. *pertrik* muſs aus *pertriche* entstanden sein.

Einem südhumbrischen *tš* (*ch*) entspricht im Nordhumbrischen *k*; deshalb wurde in *pertrich* bei der Übernahme in das Nordhumbrische *tš* durch *k* ersetzt.

Ist so auch *feek* für *fetch* zu erklären, das für Cleveland in Yorkshire (vgl. *E. D. S.*, Original Glossaries III, S. 2) bezeugt wird?

Auf Entlehnung aus dem Südhumbrischen deutet auch *feš* in Schottland: *tš* ist durch *š* ersetzt worden; das ist Lautsubstitution, und zwar lautmechanische, nicht analogische.

6. Dial. *wist* 'unlucky'.

Das *E. D. D.* VI 517 belegt *wist* neben *wisht* 'unlucky' und stellt es sehr einleuchtend zu *wish* 'verwünschen'. Unaufgeklärt bleibt dagegen die Lautform: *st* neben *sht*. Das Wort ist den *Gutturallaute*, S. 19 f., gesammelten Beispielen von *s* für *sh* anzureihen. In ae. *wȳsct(e)* wurde die ungeläufige Lautgruppe *skt* durch *st* ersetzt (vergl. Cosijn, *Beitr.* VIII 571, und Sievers [3], § 405, Anm. 8); vergl. *asked, askt* > *āst,* ahd. *wunscta* > *wunsta* (Notker).

Gießen. W. Horn.

Zur letzten Londoner Theaterseason.

London ist auch theatralisch das Zentrum Englands: es erhält und sichert die Tradition, es schafft und gebietet über die Mode. Englisches Theaterwesen kann in der 'town' erschöpfend studiert werden — freilich nicht in kurzer Zeit, wegen der Überfülle des Materials, aber für lange Zeit hinaus, weil der Londoner nirgends konservativer ist als in seinem Theater. Nach sechs Jahren war es mir unlängst vergönnt, Londons stage-land wieder abzustreifen, ich habe nichts Neues gesehen, nur anderes als ehedem. Die Beobachtungen von damals und jetzt zeigen mir dasselbe Bild, führen mich zum selben Urteil in den Grundzügen. In Einzelheiten bin ich freilich auf Neuheiten gestofsen. Bezeichnend aber ist, dafs dies Neuartige nicht etwa dem Ganzen Richtung gibt, sondern blofs nebenher läuft. Es sind Reformen, die nicht durchgreifen, Schöpfungen, die nicht einschlagen. Beiden fehlt es an Perspektive in die Zukunft, sie bleiben im Moment ärmlich isoliert. Doch sind sie nicht minder wertvoll. Sie werden das vom symptomatischen Standpunkt, indem sie Mängel zeigen, die sie beheben wollen. Und sie zeigen überall hin: auf die theatralische Organisation wie dramatische Produktion, auf die schauspielerische und szenische Konvention.

Dafs es mit dem modernen englischen Theater schlecht bestellt ist, verhehlen sich auch die Engländer nicht. Nur wollen sie den Hauptgrund prinzipiell nicht zugeben. Er liegt in der Organisation. Es gibt nur Privattheater; die müssen aber zu Geschäftstheatern werden und 'en-suite' spielen. Auf jeder Bühne wird nur ein Stück gespielt, ohne Abwechselung, so lange es eben zieht, d. h. verdient. Bricht es jung zusammen nach ein paar Dutzend Aufführungen, oder erlahmt es nach etlichen hundert Vorstellungen an Altersschwäche, so wird es durch ein anderes ersetzt, das sich wiederum auszuleben hat. Dieses System besitzt einen Vorteil: jedes Stück wird bestens vorbereitet, aber zwei Nachteile: für das Drama und für die Darstellung. Autor wie Direktor unterwerfen sich dem Geschmack, besser Ungeschmack des Publikums beim Ausarbeiten oder Auswählen des Stückes. Die Schauspieler werden zu einseitigen Routiniers, die talentlosen zu selbstsicheren Handwerkern, die

talentvollen zu selbstgefälligen Virtuosen. Sie bleiben unter der Kunst zurück oder gehen über die Kunst hinaus, denn sie schaffen nicht erfrischt von den stets wechselnden Forderungen des Repertoires aus persönlicher Stimmung heraus, sondern arbeiten gewohnheitsstarr in endlos gleichem Betriebe.

Dieses En-suite-System steht fest, trotz schüchterner Reformversuche nach einem Repertoire-Theater hin. Antriebe hierzu kommen von verschiedenen Seiten. Sogar vom inner-circle des Metier. Da ist Tree, der hervorragende Schauspieler und Direktor von 'His Majesty's Theatre'. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust: als konkurrierender Bühnenleiter mufs er Geschäftsmann sein und soll das jeweilig führende Stück en-suite spielen; als Künstler möchte er ein Repertoire schaffen. So gelangt er zu dem Kompromifs, dafs er die Suite ab und zu mit verschiedentlichen Shakespeare-Dramen unterbricht. Dafs er darin Paraderollen findet, begreift sich. Das Experiment gelang. Shakespeare und Tree sind eben zwei Namen, die im theatralischen London ziehen. An solchen 'literarischen Abenden', wie man bei uns sagen würde, ist das weitläufige Haus voll von society, middle-class und mass. In Logen und stalls prangt Eleganz, das pit zeigt Intelligenz, die gallery steuert Temperament bei.

Ein anderer Versuch war zwar auch geglückt, aber so zahm angelegt, dafs er sich von vornherein als Episode gab. Vedrenne, der Impresario, und Barker, der Schauspieler, hatten sich zusammengetan, um einen modernen Dramatiker, Bernhard Shaw, zu lanzieren. Als Haus wurde das niedliche Royal Court Theatre gewählt (im fernen Südwesten, um an Miete zu sparen), als Zeit der Nachmittag (um die Mitwirkung von Schauspielern verschiedener Bühnen des Westens zu ermöglichen). Die Stücke waren 'Kaviar fürs Volk', das natürlich auch ausblieb. Dafür erschienen die Theater-Gourmets der oberen und mittleren Schichten. Nach den Vorstellungen gab's vor dem Hause ein kleines Gedränge von carriages und auto's zwischen behäbigen 'busses', worauf jene ladies und gentlemen, die das auch noch sind, nach dem Westen heimfuhren. So kam das Court Theatre zu einem Repertoire, wenn auch nur von matinées — unter dem Zeichen einer literarischen Mode.

Der dritte Versuch scheint mir mifslungen zu sein. Er war ja auch rein literarisch und ganz prinzipiell geartet, wie schon der Titel des Unternehmens verkündigte: The Mermaid Repertory Theatre. Also gespielt wurde historisches Drama und zwar im Great Queen Street Theatre. Dieses liegt bedenklich verwinkelt im W. C., wo der erlahmende Westen schon sehr von der Schäbigkeit des erstarkenden Zentrums abfärbt. Der pompöse Titel der Strafse soll wohl für ihre Enge, ihren Schmutz, ihre Unbedeutendheit entschädigen. In sie hinein pafst auch

das armselige Haus mit seinem unbequemen Saal. Die Schauspieler sind — mit wenigen Ausnahmen — zu jung oder zu alt, die da glauben, schon oder noch spielen zu können. Das Publikum ist dünn gesät und in seiner äufseren Erscheinung von der internationalen Halbschäbigkeit der Intellektuellen, nicht dekorativ, doch voll ehrlicher Begeisterung, die von kritischem Feingefühl gemeistert wird, kurzum geistige Auslese, keine Herde, sondern eine Gemeinde unter dem Banner des gebildeten Geschmacks. Das war auch nötig, denn das Repertoire basierte auf Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, Vanbrugh. Die Stücke wechselten von Woche zu Woche, so dafs die Reform hier im mechanischen Abkürzen des En-suite-Systems bestand.

Das waren die organisatorischen Neuerungen: Halbheiten und Schwachheiten. Ja vielleicht darf nur Trees Versuch als zweckbewufster Vorgang gelten, vielleicht ist das Repertoiresystem in den beiden anderen Fällen blofs eine theatralische Begleiterscheinung wesentlich literarischer Experimente. Sieht man von Shakespeare ab, so war die 'Literatur' auf der Londoner Bühne blofs durch die Shaw-Matinées und das Mermaid Repertory vertreten, mithin unscheinbar, zufallsmäfsig, wirkungslos. Es herrscht eben ausschliefslich mehr oder minder geschickte Theatralik, Marktware des Tages. Auch das ist ein durchgehendes Charakteristikum des Londoner Repertoires (wenn man darunter die Gesamtheit der aufgeführten Stücke versteht), dafs es durchaus modern ist. Modern freilich nicht im stilistischen Sinne, sondern ganz äufserlich, es werden meist nur funkelnagelneue Stücke aufgeführt. Dieser Mangel an historischer Tiefe fällt dem Deutschen und Franzosen auf. Das nationale Repertoire des Wiener Burgtheaters geht doch fast 150, das der Comédie française weit über 200 Jahre zurück — ebenso weit wie das lebensfähige deutsche oder französische Drama selbst. In London vertritt einzig Shakespeare das 'historische' Drama. Warum? Wohl aus zwei Gründen. Dem englischen Drama fehlte es seit Shakespeare an den beiden Eigenschaften, die es vor der Vergefslichkeit des Tages hätten retten können: an kulturellem Gehalt und an originärer Form. Jedes lebensfähige Drama mufs seine Zeit spiegeln, Kulturwerk sein und mufs als Kunstwerk dauernden Formreiz besitzen. Es hat zugleich Interesse und Gefallen im Publikum zu erwecken. Besitzt das Drama blofs seinen interessanten Gehalt oder blofs seine reizende Form, so wirkt es entweder auf eine historisch oder auf eine ästhetisch interessierte Gemeinde; für das naive Publikum, die unbewufst anspruchsvollere Masse, stirbt es jedoch ab. Nur während der Renaissance war das englische Theater Zeitspiegel für das Volk. Später verkümmerte es im Dienste von Klassen und Cliquen. Es unterhielt während der Restauration Hof und Adel, es erbaute in der Folge braves

Bürgertum, war bald frivol, bald ehrbar, wurde amüsant oder sentimental. Oder es lebte noch ausländischen Moden zu Gefallen kosmopolitischer Ästheten, oder es gab sich als Sprachrohr von Parteiproblemen und Gesellschaftsstimmungen. Nie mehr aber gewann es die kraftspendende Bodenständigkeit in Ganz-England, nie mehr die Bedeutung für die gesamte Nation. Und so starb es von Periode zu Periode ab, denn diese Perioden waren keine inneren Entwickelungsphasen, wo die spätere zur Erbin der früheren wird, sondern isolierte Abschnitte von blofs chronologischer Folge. Darum versteht der Engländer das Gestern nicht im Heute wie der Deutsche oder Franzose, darum ist sein heutiges Theater auch nur von heute.

Freilich Shakespeare lebt. Er hat eben die humane Philosophie, der für das Verständnis keine Ort- und Zeitgrenzen gesetzt sind, und er hat eine organische Form von unverwelklichem Reiz, weil sie den umschlossenen Kern symbolisiert. Überdies bietet er seinen Landsleuten ein Engländertum, das sie als ihre innerste Eigenart unmittelbar anempfinden, immer noch trotz mehrhundertjährigen Kulturwandels. Respekt und Intimität bilden die Grundlage von Sh.s dauernder Geltung in London. Das hat freilich nicht gehindert, dafs mit seinen Werken sehr frei umgesprungen wird. Sh. auf der heutigen Londoner Bühne — das ist weniger für ihn als für sie charakteristisch. Direktor, Dramaturg, Regisseur, Darsteller und Publikum gewinnen von Sh. aus Physiognomie. Besonders auffallend ist die Verschiedenheit der Aufführungen unter sich, nicht etwa nach dem Grade, sondern nach der Art der Kunstleistung. Man könnte letztlich sagen: nach ihrem Zweck. Da gibt es einen Sh.-Direktor par excellence. Es ist der nun auch nicht mehr junge Benson. Er reist auf Sh. im ganzen Königreich herum, da er ja in London nicht immer nur Sh. spielen kann. Und in der town richtet er sich mit seiner Truppe meist in peripherischen Häusern ein, denn er spielt nicht für die Mondänen des Westens und nicht modern, sondern für die brave middle-class in der Tradition der Halbvergangenheit. Mittelgute Ausgeglichenheit ist die Signatur seiner Truppe.

Ist Benson mit der Muse Sh.s solid verheiratet, so kommt Tree mit ihr über einen scharmanten Flirt nicht hinaus. Sh. soll seinem Theater den Anstrich einer literarischen Repertoirebühne geben im Westen und für den Westen. Da wird denn auch modern gespielt nach dem Geschmack der eleganten Welt, d. h. von guten Schauspielern in blendender Inszenierung. Schönheit ist die Parole.

Nach anderen Zielen streben andere Direktoren. 'Interessant' ist die Losung von Asche und Poël. Jener raffiniert Sh. mit hypermodernen Milieukünsten für kulturhistorische Fein-

schmecker, dieser vereinfacht Sh. auf seiner archaistisch-elisabethinischen Bühne für die literarhistorische Orthodoxie.

Endlich die Star-Vorstellungen! Da wird der Dichter vom Schauspieler erdrückt. Das Drama ist zum Vorwand geworden, und man kann Sh. nur mehr als Bomben-Rollen-Schreiber studieren und auch als solchen — bewundern.

Mit dem verschiedenen Zweck ändert sich die Art der Aufführungen, vor allem hinsichtlich des Textes. Um das persönlich auszudrücken, müfste man sagen: der Dramaturg spielt die mannigfachsten Rollen; er ist streng konservativ und opfert keine Zeile, oder er schont das Original nach Möglichkeit pietätvoll, oder er operiert brutal mit seinem Blaustift. Zwei Faktoren diktieren ihm sein Vorgehen, die Bühne und der Schauspieler. Nur auf der altlondoner Bühne kann der Text, d. h. hier das szenische Gefüge, unverändert erhalten bleiben, und so ist auch blofs der archaisierende Poel völlig texttreu. Unsere moderne Bühne (und für London besteht sie seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts) kann mehr und weniger als die alte: sie ist für das szenische Einzelbild ausdrucksfähiger, aber gegenüber der Szenengruppierung viel ungelenker. Auf ihr mufs die Sh.sche Szenenfülle zusammengedrängt werden. Unter diesem Zwang steht jeder moderne Dramaturg. Aber nur die literarischen bleiben da stehen, wo der Zwang aufhört, die meisten schreiten unbekümmert weiter vor. Sie streichen an Szenen, oft ganze Szenen, werfen mehrere, zeitlich und örtlich getrennte Szenen in eine einzige zusammen, nur um Theaterarbeit zu sparen. Sinn und Stil der Dichtung werden so der Bequemlichkeit der Aufführung geopfert. Oder sie tun dasselbe, um ihren Star glänzen zu lassen: dann werden die 'Szenen ohne Star' zusammengestrichen oder überhaupt getilgt; die 'Szenen mit Star' womöglich mit seinem Abgang abgebrochen, um seinen Rolleneffekt nicht abflauen zu lassen. Um solche Handwerkssünden des Dramaturgen zu beleuchten, will ich auf etliche Hamlet- und Romeo-Aufführungen — es waren ihrer sechs — zurückgreifen. Den brutalsten Eingriff bedeutet die Streichung ganzer Szenen. In Hamlet entfällt meist II 1 und IV 1, 2, 3, 4, 6. Im zweiten Akt wird also auf eine Charakterisierungsszene verzichtet, und der vierte Akt wird von Hamlet purifiziert, es gibt hier eben keine Glanzstellen für den Star; dafür wird dieser Akt zum 'Ophelienakt' par excellence. Einmal entfiel sogar III 3 (des Königs Gebet) — Gott weifs warum. Auch aus Romeo werden gewöhnlich 6 Szenen ausgeschieden: II 1, III 2, 4, IV 2, 4, V 2, womit auf bessere Motivierung der Fabel oder auf Stimmungskontraste verzichtet wird. Banal ist es, wenn zwei (ursprünglich oder zufolge von Streichungen) aufeinander folgende Szenen, die am selben Ort spielen oder etwa spielen könnten,

in eine einzige zusammengezogen werden. So Hamlet III 1 und 2, IV 5 und 7 oder Romeo I 1 und 2, II 3 und 4, IV 3 und 5. Ist eine solche Operation vom Standpunkt des Ortes eben noch möglich, so wird sie unsinnig in bezug auf die Zeit — selbstverständlich auf die ideale Zeit. Der Dichter braucht Pausen, die er durch Lokalwandel markiert oder durch Zwischenszenen füllt. Solche Pausen tilgen heifst die Stimmungsskala einer Szenengruppe völlig verkennen. Raffiniert sind die Abstriche am Szenenende. So schliefst in Hamlet III 2 die Schauspielszene mit des Königs Flucht und Hamlets Triumph in fortissimo und die letzte Szene mit Hamlets Tod. Gleicherweise in Romeo III 1 mit Romeos Flucht von der Leiche Tybalts und die letzte Szene mit Juliens Tod. Überschaut man diese 'dramaturgischen' Eingriffe, so stehen sie immer im Dienste derber Wirkungen. Nur das Grobstoffliche der Fabel wird gewahrt, aber feinere Motivierung wird geopfert; Rolleneffekte werden gesucht auf Kosten eindringlicherer Charakterisierung.

Ist der Dramaturg für die Materie des Stückes verantwortlich, so der Regisseur für den Stil. Er hat vor allem zu inszenieren. Das geschieht dermalen für Shakespeare in verschiedenartigster Weise. Dreierlei Tendenzen spürt man aus dem Chaos heraus: die Inszenierung ist altmodisch, neumodisch oder übermodern. Der brave Benson repräsentiert die altmodische im Sinne einer ausgebleichten Tradition: die Dekorationen sind mäfsig, die Kostüme reich, die Komparserie bleibt ledern, die Solisten formen sich zu hübschen Gruppenbildern; das Ganze wirkt typisch flau. Neumodisch wird bei Tree inszeniert: Dekorationen und Kostüme sind prächtig, die Statisten famos dressiert, die Solisten ausgezeichnete Mimiker; dazu kommen zwei Stimmungsbehelfe für die Bühne, die virtuos behandelt und reichlichst verwendet werden, Licht und Musik. Kurzum, alles strebt nach faszinierender Schönheit im Opernstil. Tree melodramatisiert Shakespeare (das Wort im kontinentalen Sinne verstanden). Er spielt ja auch für den verweichlichten Westen. In anderer Art sucht Asche auf sein blasiertes Publikum zu wirken — als scharfer Charakteristiker. Er betreibt Milieukünste als Kulturhistoriker, er sucht Zeitstimmung zu geben. Sein Hamlet spielt in einem barbarischen Dänemark der Urfabel, seine Zähmung der Widerspenstigen in einem echten Renaissance-Italien. Ist dieses überflüssig, so wird jenes falsch. An Hamlet ist jeder Zoll englische Renaissance, und dafs der uralte Stoff dem genialen Künstler auch dazu tauglich wurde, beweist nur, welch inferiore Rolle der Materie im Kunstwerk zugewiesen ist. Wenn Asche den Stoff über den Geist setzt, so treibt er geistlose Meiningerei. Zu diesen reinen Typen der Inszenierung treten auch Zwittererscheinungen. Nur mit einem stillen Lächeln

konnte ich die Ungleichmäſsigkeit in der Ausstattung der Einzelszenen feststellen, als ich den Kaufmann von Venedig im Drury Lane Theatre gesehen. Der alte Irving spielte den Shylock. Die Inszenierung war schäbig, ausgenommen die Shylockszenen!

Mit der Inszenierung ist nun erst die eine Hälfte der Arbeit des stilschaffenden Regisseurs geleistet, die Arbeit für den Rahmen. Er hat auch für das Bild zu arbeiten, für den Stil der Schauspieler. Dieses lebende Material ist seinem Bildner nicht absolut gefügig, das Ergebnis ist hier wesentlich ein Kompromiſs zwischen Regietendenz und Schauspielertradition, und in der Praxis erweist sich letztere wohl meist sogar als das stärkere Element. Darum möchte ich den Stil der Darstellung lieber unter dem Titel 'Shakespeare und seine heutigen Londoner Schauspieler' behandeln.

Der Schauspieler ist — ob er nun will oder nicht, ob er es bescheiden eingesteht oder hochmütig leugnet — schlieſslich doch nur der Diener des groſsen Dichters. So folgt er auch stilistisch den Weisungen seines Herrn. Der Stil des Shakespeareschen Dramas ist nun nicht einheitlich, es herrscht Stilmischung. Historisch besehen war dies aufgespeichertes Erbgut — vom klassischen und vom volkstümlichen Drama her. Der groſse Erbe Shakespeare konnte damit zweierlei anfangen, entweder die Stilelemente untereinander ausgleichen oder gegeneinander ausspielen. Als universaler Geist entschied er sich für letzteres. Er hat die Absicht auf die Mannigfaltigkeit im Ausdruck, er strebt nach der Kontrastwirkung seiner Stilmittel. In seinen Dramen wechseln plastische Deklamation, lyrische Emotion, knappes Referat, preziöse Gewundenheit, derber Jargon und kerniger Dialekt. Idealismus und Realismus und alle zwischenlagernden Schattierungen sind vertreten. Unter dem Gesetz des Gegensatzes verschärfen sich die einzelnen Spielarten. Der Schauspieler wird vom Dichter mitgerissen. Er wird Spezialist, wenn die Figuren, die er seinem Rollenfach zufolge zu spielen hat, stileinseitig sind, wie die komischen, oder er wird stilistisch vielgestaltig, wenn er ein ernstes Fach vertritt, denn hier wechselt der Stil innerhalb der Rolle nach der Situation. Immer aber hat sein Spiel scharfe Prägung. Ist er Künstler, so geht er bis an die Grenze des Erlaubten, ist er Handwerker, so führt ihn die Übertreibung darüber hinaus. Sein Pathos wird hohl, seine Rührung breiig, seine Causerie geschwätzig, sein Bericht trocken. Für die Gesamtwirkung bedeutet solche Stilmischung Farbenpracht im guten, Buntscheckigkeit im üblen. Stets ist das der Ausdruck von Kraft, sei es gezügelter oder ungebändigter. So wird Shakespeare heute von seinen englischen Schauspielern gespielt, und das ist wohl alte Tradition. Nuancen hat der jeweilige Zeitgeschmack in den verschiedenen Perioden

wohl geschaffen und wieder getilgt, die Grundzüge sind aber geblieben — sie stimmen eben zur Dichtung.

Dieser autochthone Shakespeare-Stil fällt uns Deutschen auf und wird uns in seinen Vorzügen und Nachteilen noch klarer, wenn wir mit den Londoner unsere deutschen Shakespeare-Aufführungen vergleichen. Diese streben nach einer beiläufigen Ausgleichung der stilistischen Gegensätze, suchen nach einer Art von Einheitstil. Das schädigt die koloristische Mannigfaltigkeit, stumpft die Einzeltöne etwas ab, läfst das Detail zurücktreten. Aber es bringt auch Vorteile: die Charakteristik von Figur wie Situation verliert an Schärfe, gewinnt aber an Feinheit.

Der Engländer mufs infolge seiner Stilschablonen mehr typisieren, während der Deutsche mehr individualisieren kann, denn er ist stilistisch freier. So wirkt jener stärker, dieser tiefer. In London beruht der mächtige Eindruck der Vorstellung auf der grellwechselnden Leuchtkraft der Einzelheiten, bei uns auf der einheitlichen Abtönung des Ganzen.

Woher der Unterschied? Der Engländer spielt seinen Shakespeare in theatralischer Tradition vor dem ganzen Volk. Mit seiner Bodenständigkeit ist er urwüchsiger, vor seinem gemischten Publikum mufs er für dessen gröberen Bruchteil auch greller wirken. Auf der deutschen Bühne ist Shakespeare fremdes Lehngut, nicht eine volkstümliche, sondern literarische Erscheinung und wird für die Gebildeten gespielt. Hier wird aus ihm mehr das Form-Feine und Geistig-Tiefe herausgeholt.

Fragt man nach dem Wert der schauspielerischen Einzelleistungen, so ergibt sich für die verschiedenen Rollengruppen die Antwort von selbst. Ausgezeichnet werden die 'Figuren aus dem Volke' — meist die Repräsentanten der vielgestaltigen Komik — gespielt. Sie sind ja bodenständig, haben Bühnentradition und bieten Gelegenheit zu hartliniger Charakterisierung in derb realistischer Manier. Weniger gut sind die geistig und sozial hochstehenden Figuren. Nur die wenigen wirklich grofsen Schauspieler halten sich von Deklamation und Geziertheit fern, bleiben in der Schönheit noch wahr. Fast immer schlecht sind die mittleren Figuren: statt diskreter Charakteristik herrscht hier stumpfe Handwerkschablone.

Die interessanteste Shakespeare-Aufführung dieser season mufs ganz gesondert behandelt werden, denn sie stand nach Zweck und Mittel und auch bezüglich des Publikums völlig isoliert im Londoner Gesamtrepertoire. Der Theaterzettel spricht deutlich genug: 'At the request of the London Shakespeare League. Romeo and Juliet given by the Elizabethan stage society at the Royalty Theatre, London. Under the direction of Mr. Wm. Poel. Last production of the society. God save the king.' Es handelt sich also um ein theatergeschichtliches Experi-

ment: auf der alten Bühne in der alten Weise sollte ein Shakespearewerk dargestellt werden. Berufene hatten das Unternehmen unter ihren geistigen Schutz gestellt, einem Auserwählten unter den Kennern des elisabethinischen Theaters war die Leitung zugefallen. Der äufsere Erfolg — um das vorwegzunehmen — war schwach, nur eine winzige Gemeinde von Interessierten war dem autoritären Rufe nach dem kleinen Theaterchen gefolgt, der Saal blieb halb leer. Es war die letzte Veranstaltung dieser Art, das grofse Publikum hat die Gesellschaft völlig im Stich gelassen. Der Durchschnitts-Engländer schaut eben in die Zukunft, nicht in die Vergangenheit.

Die Aufführung als solche war in jeder Beziehung lehrreich. Vor allem in bezug auf die Bühne. Freilich, die richtige alte Bühne war das nicht, denn sie war im Bühnenraum des modernen Theaters untergebracht. Das heifst, sie war im Gegensatz zur alten vom Publikum distanziert, und das bedeutet, das Spiel konnte für das Publikum nicht die einstige Intimität gewinnen, als die Bühne mit ihrer vorderen Hälfte mitten in die Zuschauermenge hingerückt war. Hiervon abgesehen, konnte sie allerdings technisch die alte Bühne darstellen. Über deren Gestaltung gehen die Meinungen der Forscher bekanntlich ziemlich weit auseinander. Wohl darum, weil für die alte Zeit mit mehreren, wenn auch in den Grundzügen verwandten Bühnentypen gerechnet werden mufs. Die Rekonstruktion von Poel kann also nicht den Anspruch erheben, d i e altenglische Bühne darzustellen, darf aber getrost als Verkörperung einer der möglichen gelten. Sie besteht aus einer Vorderbühne und Hinterbühne, dazwischen der Vorhang. Dazu kommt die Oberbühne: sie liegt über dem rückwärtigen Teil der Hinterbühne und hat ihren eigenen Vorhang, wird also durch den zugezogenen Hauptvorhang (zwischen Vorder- und Hinterbühne) gedeckt. Endlich befindet sich an der Rückwand der Hinterbühne — wieder durch einen Vorhang isolierbar — die kleine, hinterste Bühne. Somit ergeben sich zwei Hauptbühnenfelder, die Vorder- und Hinterbühne, und zwei Nebenfelder, die Oberbühne und die hinterste Bühne. Dieser kompliziert scheinende Apparat arbeitet sehr einfach. Die Schauspieler treten von rechts und links zu Seiten der schmäleren Hinterbühne nach der breiten Vorderbühne vor, sie gelangen hierher auch von der Hinterbühne aus; diese selbst ist zugänglich durch die drei Türen in ihrer Rückwand. Ober- und hinterste Bühne werden direkt aus dem unsichtbaren Hinterraum betreten. Die Oberbühne ermöglicht aus perspektivischen Gründen blofs ein Vordergrundspiel (in unserem Fall einzig die Balkonszene). Dekorationen fehlen gänzlich, die Wände sind mit Teppichen behangen. Requisiten sind spärlich vertreten: Bett — Sessel — Altar — Tischchen mit

dem Kräuterkörbchen für den Mönch — Bahre für die scheintote Julia. Die Beleuchtung ist stationär, die Nacht wird durch Fackelträger angedeutet; nur mitunter flammt 'bengalisches Licht' auf. Der szenische Apparat ist also ungemein ärmlich, aber sehr gelenkig für die Abfolge der Szenen. Jede Hinterbühnenszene kann in ihrem Verlaufe die Vorderbühne in Anspruch nehmen und dann auf dieser allein weiterspielen, indem der Hauptvorhang zusammenschlägt. So können mehrere (anfängliche) Hinterbühnenszenen unmittelbar aufeinander folgen. Die Requisiten werden — wenn nötig — von Dienern vor den Augen der Zuschauer auf die Vorderbühne getragen und von da wieder abgeräumt. Es herrscht also grofse Freiheit auf Kosten der Illusion und in notwendiger Folge weitestreichende Bühnenkonvention.

Wie wird nun auf dieser Bühne inszeniert? Da die Szene konventionell ist, kann es nicht auffallen, dafs auch die mise-en-scène gleiches Gepräge trägt. 'Andeutung statt Ausführung' wird auch hier zur Devise. Vor allem ist die Bühne klein. So reicht sie zu für figurenarme Szenen, für monologische, für Zwei- und Dreigespräche. Ensembleszenen sind aber in realistischer Art nicht darstellbar. Die Bühne geht ferner mehr in die Breite als in die Tiefe. Das hat zur Folge, dafs die Figuren mehr in Stellung als in Bewegung vorgebracht werden. Die Gruppierung vollzieht sich typisch: in der Mitte die Hauptfiguren, an den Flügeln die Nebenfiguren. Oft versteift sich dies bis zu starren 'lebenden Bildern', wie in antiken Tempelgiebeln. Oder es wird eine Massenszene pantomimisch angedeutet, z. B. die Bankettszene am Schlufs des ersten Aktes durch eine Reihe von Dienern, die mit Töpfen und Schüsseln um die Bühne einzeln herumhuschen. Im ganzen macht solche unbeholfene Konvention einen kindlichen Eindruck auf uns, die wir auf diese Konvention nicht geeicht sind. Zu gleicher Zeit wird einem erst klar, wieviel vom statuesken Klassizismus noch in der romantischen Tragödie steckt, was unsere heutige, realistische Inszenierung verdeckt.

Auffällig war diese Vorstellung auch in bezug auf die Kostüme. Sie waren in alter Zeit bekanntlich prunkvoll. Damit sollte wohl das Bühnenbild farbig belebt werden, das unter der Einförmigkeit der Dekoration hieran argen Mangel litt. Poel ging hyperhistorisch zu Werke: er opferte der historischen Kostümtreue die Schönheit, verfolgte das Charakteristische bis ins Häfsliche hinein, wurde Kulturhistoriker, statt Theaterhistoriker zu werden.

Die stärkste Wirkung versprach ich mir vom ununterbrochenen Spiel, also von den Stimmungskontrasten zwischen den Einzelszenen, die in geschlossene Gruppierung rücken. Meine

Erwartung wurde enttäuscht. Im wesentlichen stellte sich bei mir Ermüdung ein, und ich war für eine unhistorische Zehnminutenpause hinter Akt III, Szene 1 aufrichtig dankbar. Entweder sind wir Modernen zu schwach geworden für die konstante Aufnahme von immer neuen Bühneneindrücken, oder es waren diese Schauspieler zu schwach, um durch die Stärke der Eindrücke auf die Dauer zu fesseln. Schauspielerisch war die Vorstellung allerdings ziemlich minderwertig, wenn man die Darsteller des Romeo und besonders der Julia ausnimmt. Das Heldenpaar wirkte zwar nicht durch feine oder starke Kunst, sondern durch die persönliche Note ihrer Darsteller. Es waren so junge Leute, daſs auch die Jugend ihrer Figuren glaubhaft wurde, und dies Stück ist ja die Tragödie der Jugend.

Im ganzen erwies das Experiment, daſs die alte Bühne vollauf nur als Deklamationsbühne funktioniert, daſs sie als Aktionsbühne mit konventionellen Notbehelfen wirtschaftet, die auf uns keine Wirkung ausüben können. Die Vorstellung war lehrreich vom historischen Standpunkt aus, aber nicht lebendig im Sinne des Theaters. Hierzu fehlte freilich schon die erste Bedingung: die volle Künstlerschaft der Spieler.

Scheidet man Shakespeare aus dem Londoner Gesamtrepertoire aus, weil er sein Publikum in allen Schichten der Bevölkerung findet, so gliedert sich alles übrige im Hinblick auf das Publikum in zwei ziemlich streng gesonderte Gruppen. Sehr schwach vertreten ist das literarische, sehr stark das modische Repertoire. Kunstfreude und Unterhaltungssucht sind eben in London sehr ungleich verteilt.

Das literarische Repertoire.

Shakespeare gehört nicht zum literarischen Repertoire Londons, er bedeutet da mehr als ein Stück Literatur. Der Engländer wertet ihn nicht einseitig ästhetisch, sein Kult ist ihm Herzenssache. Hingegen wirbt das literarische Repertoire um das Interesse der Kunstverständigen. Dünn sind diese gesät, ärmlich ist also jenes vertreten, ganz besonders hinsichtlich des älteren Dramas. Das Mermaid Repertory Theatre wollte solches vorführen. Der Gedanke war verdienstlich, die Tat aber schwächlich. Leider muſste das so werden, und zwar schon aus einem äuſseren Grunde. Das ältere Drama braucht ausgezeichnete Schauspieler. Weil sein szenischer Apparat unbeholfen war und oft versagte, muſste der Dichter mit seinem Text, der Schauspieler mit seiner Person einspringen, um das Milieu zu verdeutlichen und zur notwendigen Wirkung zu bringen. Dieses trat an den Zuschauer oft nur auf einem Umweg heran, über den Eindruck auf die Spielfiguren. Die Szene als Bild konnte keine Stimmung geben, vermochte bloſs andeutungsweise zu in-

formieren. Der Schauspieler war mithin dem Dramatiker nicht bloſs das wichtigste, sondern fast das einzige Mittel zur Verlebendigung seines Werkes. Das Drama stand und fiel mit der Darstellung. Gleiches galt auch jetzt für das Mermaid Repertory Theatre. Es verwendete zwar die moderne Bühne, aber zufolge Geldmangels in primitivster Art, und aus dem gleichen Grunde standen ihm meist nur ungenügende Schauspieler zu Gebote. Daran scheiterte das Unternehmen im künstlerischen Sinne.

Trotzdem blieben die Vorstellungen wertvoll. Sie waren ja nicht schlecht, nur schwach, und deshalb in der Wirkung auf das feinsinnige Publikum nur dem Grade nach geringer, als sie es hätten sein können. So durfte man die Wirksamkeit der alten Stücke auch hiernach einschätzen. Sie ist — wie bei jedem Kunstwerk — eine zweifache: zeitlos und zeitlich-gebunden. Was heute noch wirkt, wirkt immer; was heute versagt, hat auf die Zeitgenossen des Dichters gewirkt. Es handelt sich hier eben um Meisterwerke ihrer Art.

Ich habe zwei Komödien aus der Renaissance- und eine aus der Restaurationszeit gesehen.

Ben Jonsons 'Silent Woman' ist im Kern eine Charakterkomödie, im Stil ist sie possenhaft. Das mindert nicht den Wert der Hauptfigur, sie bleibt wahr auch in dieser grellen Beleuchtung, die Übertreibung wirkt noch lebendig, weil der Dichter von Lebensechtheit ausgeht. Der Stil wandelt ja nicht den Stoff. Der Grundstock des Stückes ist nun vielfach umrankt von mondänem Beiwerk. Ben Jonson gefällt sich in aktueller Gesellschaftssatire, er hechelt das Gigerltum seines London ausgiebig durch. Viel Platz wird hierfür aufgebracht und eine Fülle von falschem Geist für die Geistreichelnden. Der Dichter fand sichtlich sein Behagen daran und sein Publikum mächtigen Spaſs. Doch vor uns brennt hier bloſs nasses Feuerwerk ab, das elend erlischt, bevor es noch richtig aufflammt. Nur Kultur hat die Innerlichkeit, so daſs ihr Verständnis den Tag überdauert, nicht aber Mode. Unbarmherzige Striche könnten uns das Stück aus einer literarischen Kuriosität in eine lebendige Komödie wandeln. Mir als Literarhistoriker war die Darbietung des Originals selbstverständlich interessanter, doch verblichene Literatur zu demonstrieren, ist nicht Sache einer lebendigen Bühne. Das Publikum will genieſsen, nicht lernen, und es hat ein Recht auf solche künstlerische Naivität. Theater und Museum sind zweierlei nach Zweck und Nutzungsart.

Mit Sorge ging ich zum zweiten Stück, zu Beaumont-Fletchers 'The Knight with the burning pestle'. Das Drama gibt sich ja durchaus 'historisch' als Parodie von damaligen Theaterverhältnissen auf der Bühne und im Saal. Dennoch war

die Wirkung auf das heutige Publikum stark und andauernd. Daſs ein Lehrbub den Ritter spielt und als zweiter Don Quichote auf Abenteuer ausgeht, und dies auf einer Bühne, um welche 'Zuschauer' sitzen, die in täppischer Art von Szene zu Szene ihre drolligen Forderungen an Stück und Spiel geltend machen — das alles als lebendigen Vorgang zu empfinden von der realisierenden Bühne herab, ist wohl die stärkste Zumutung, die einem modernen Publikum im Theatersaal gestellt werden kann. Was erklärt den Erfolg? Wohl nur der Umstand, daſs das Thema, das da abgehandelt und so sonderlich illustriert wird, uns alle zu innerst trifft: Phantasie wuchert zu Phantasterei auf. Das Grundmotiv ist echt menschlich und erringt sich darum in jeder Einkleidung Verständnis und Mitgefühl. An die begründete Tollheit dieser Haupthandlung schlieſst sich eine Nebenhandlung an voll grundloser Narretei. Aber auch die wirkt, weil in der Verbindung. Lachen steckt an — das wuſste der schlaue Rechner Ben Jonson. Gegen den Schluſs hin zerfasert sich ihm freilich das lose Gewebe der Handlungen völlig. Die Maikönig-Szene versagt, müſste also für uns gestrichen werden. Um so stärker würde dann das eigentliche Ende, das groteske 'Sterben des Helden', einschlagen und abschlieſsen.

Schlieſslich erhaschte ich noch Vanbrughs 'Confederacy'. Es ist eine feine Arbeit nach besten Formmustern: die antike, elisabethinische und französische Komödie haben Modell gestanden. Der Inhalt ist Eigenart im Sinne von zeitgenössisch und bodenständig. Das merkt man an den Figuren: nach Charakter allzeit gültige Typen, nach Maximen und Manieren aber Vanbrughsches London. Der Dichter tut so, als triebe er Gesellschaftssatire, und zwar müssen die Bürgerlichen herhalten. Doch seine Entrüstung weicht gar bald einem zynischen Behagen. So können an den Figuren die Schwächen zu Lastern werden und diese für die lustigsten Situationen ausgebeutet werden. Witzige Frechheit ist die Note. Die vielgestaltige Handlung klarzuhalten, gelang der Kunst des Dichters; seine feingeprägten Figuren völlig zu vermenschlichen, miſslang den schwächeren Schauspielern. Vielleicht ist überhaupt zu viel Kunst im ganzen Stück und wurde dadurch die Wirkung geschmälert. Obwohl das Werk moderner, wurde es vom Publikum fremder empfunden, wie die kühle Aufnahme bezeugte. Oder hat der heutige Engländer für Frivolität, soweit sie sich in Geist und Grazie drapiert, nicht viel übrig?

Das war die 'alte Literatur' auf der Londoner Bühne — für den Literaturhistoriker ein seltener und anregender Genuſs, für das groſse Publikum ein exotisches Experiment. Es war eben archaistisches Theater. Der geniale Dramaturg hat ge-

fehlt, der den historischen Ballast hätte über Bord werfen sollen. Ich war Egoist genug, um meinem Schicksal zu danken, dafs dieser Dramaturg gefehlt hat, aber das Mermaid Repertory Theatre hat schlechte Geschäfte gemacht.

Besser ist es der 'neuen Literatur' ergangen mit

Bernard Shaw.

Es wurden vier Stücke von diesem sonderlichen Modernen aufgeführt. Weil viel mehr zur Wahl standen, mufs die Auswahl interessieren. Dabei kommt der Theaterdirektor nicht in Betracht, denn Shaws Dramen sind alle gleich leicht oder schwer aufführbar, und auch nicht der Schauspieler, denn begehrenswerte Rollen finden sich in jedem seiner Dramen. Also entschied die Rücksicht auf das Publikum. Was hat man diesem, wie der Erfolg zeigte, mit Recht zugetraut? 'You never can tell', 'Candida', 'Man and Superman' und 'John Bulls other island'.

Sieht man diese Stücke auf ihren Stoffkreis hin an, so sind sie zeitgenössisch und heimisch, spielen in der englisch-irischen Gegenwart des Publikums. Enger gefafst, geben sich die ersten drei als Familienstücke, nur das letzte weitet seine Sphäre zu einem sozialpolitischen Drama. Familieninteresse schlägt mithin vor, das ist echt englisch im Geschmack des Publikums. Was ist aber hier die persönliche Note des Dichters? Shaw verweilt stofflich im Bezirk der Familie, aber geistig greift er weit über sie hinaus. Seine Probleme erwachsen nicht aus der Familie, sie spielen nur in der Familie. Die treibenden Motive liegen nicht latent im Familienleben, sondern werden hineingetragen von der Eigenart der Figuren. Es sind nicht typische, sondern individuelle Familienkatastrophen. Das verleiht dem alten Genre den Reiz der Neuheit. Diese Familienstücke sind Ehedramen im eigentlichsten Sinne. In 'Man and Superman' zeigt Shaw, wie die Ehe wird, in 'Candida', wie sie ist, in 'You never can tell', was aus ihr wird. Aber nicht etwa typisch. Im ersten Stück wird der siegreiche Kampf des Weibes um den widerstrebenden Mann geschildert. Der Mann wird geheiratet. Sein Intellekt sträubt sich dagegen, es hilft ihm nichts, der Instinkt des Weibes erweist sich als zäher und folgerichtiger, somit als stärker und siegreich. Dieses zutiefst menschliche Problem, das sich auf allen Lebensgebieten einstellt, wird hier speziell am Fall der Eheschliefsung exemplifiziert. Das Hauptthema wird noch gewissermafsen glossiert durch eine Nebenhandlung, wieder vom siegreichen Weibe: die geheim vermählte Frau erobert sich den widerspenstigen Schwiegervater. Im zweiten Stück 'Candida' dreht sich die Fabel um den boy als Liebhaber der modernen Frau des unmodernen Mannes. Boy und

man stehen typisch gegenüber als Unreife und Reife, individuell als Genie und Talent. Es spielt Geist gegen Geist, und die Folge wäre verworrenes Unglück, träte nicht die in ihrem Instinkt selbstsichere Frau lösend und läuternd dazwischen. Das Ganze ein halber Ehebruch — meinen die Banalen, aber der Dichter schildert wieder den Kampf von Intellekt und Instinkt — hier in der Ehe, zufälliger- aber nicht notwendigerweise. Über das dritte Stück 'You never can tell' ist schwer zu sprechen, denn es ist geistig genommen ein Fragment. Nur die erste Hälfte ist real gestaltet, in der zweiten ironisiert der Autor sich und sein Werk. Dort zeigt er eine zerbrochene Ehe, die sich nicht einrenken kann. Es ist nichts Besonderes vorgefallen — meint die Welt, nur passen die Leute, Gatten und Kinder nicht zueinander. Als ob es ein bedeutenderes Problem für das Zusammenleben und -wirken gäbe als die Harmonisierung widerstrebender Individualitäten. Ein allgemeines Thema hier in spezieller Durchführung, und zwar an einer Ehe. Das sind Shaws 'Familienstücke' der letzten season.

Eigenartig nimmt sich daneben das soziale Drama 'John Bulls other island' aus. Die irische Frage als Komödie dramatisiert oder, deutlicher gesprochen, der Kampf von Irländer- und Engländertum. Ob das, was der Autor seinem Publikum sagt, richtig ist, bleibe dahingestellt. Hier handelt es sich nur darum, wie dem Autor das soziale Problem erscheint. Die Fabel des Stückes ist einfach. Ein Engländer kommt nach Irland und erobert sich den Kreis, in den er tritt: er gewinnt die Braut des irischen Freundes zur Frau und die Stimmen der Nachbarn für das Parlamentsmandat. Wieso? Irland ist im Niedergang, es phantasiert an seinen Traditionen, es träumt. Soweit es lebt, lebt es seinen Instinkten, aber die sind krankhaft geworden. Da kommt der Engländer, die Verkörperung von praktischem Verstand, ebenso klar wie banal, ganz Energie, ohne jede Phantasie, modern nach der Formel: von heute und für heute. Und der Intellekt siegt über den Instinkt, freilich nur über den kranken und letzlich zum inneren Ruin der irischen Nation. So kehrt auch hier das alte Motiv wieder, nur dafs es der Dichter am weiteren Stoff darstellt und — im Scheinsieg des Gegenteils beleuchtet.

Gemeinsam ist allen diesen Dramen noch mehr als das durchgehende Motiv. Es ist ihre Modernität im eigentlichen Sinne. Überall stehen die neuen Menschen im Kampf mit den alten. Diese repräsentieren die Alltagskultur, die anerzogene Konvention, die Herdenmenschen; in den anderen pulsiert das Leben kräftiger, sie sind Individualisten, Originale oder Querköpfe, je nach ihrer geistigen Reife, immer Suchende, selten Findende. Dazu fehlt es ihrem Schöpfer an Klarheit und sieges-

sicherem Optimismus. Aber auch schon die Ansätze zu solch kultureller Modernität verleihen dem Drama Shaws etwas von der inneren Frische wahrer Kunst. Er bleibt weit hinter Ibsens geschlossener Weltauffassung und ungebrochenem Wahrheitstrieb zurück, aber er hat wenigstens die Tendenz nach höherer sozialer Moral, und mit Ibsen teilt er die Erkenntnis von der Gemütskraft und Phantasiegewalt im Menschen.

Und der Künstler Shaw? Wie nach seiner geistigen Physiognomie zu erwarten, besteht seine Kunst in einer Mischung von blendenden Vorzügen und verdriefslichen Unzulänglichkeiten. Dieser Wirrwarr ist mit zwei Sätzen zu lösen: Shaw ist grofs im Kleinen und klein im Grofsen. Er brilliert im Detail. Dazu gehört vor allem seine Meisterschaft in der Porträtierung. Er hat das scharfe Auge, das an der Einzelfigur alles Individuelle sieht, innerlich und äufserlich, er hat auch die sichere Hand, mit der er die erschauten Figuren klar zeichnet. Ebenso wird er der Einzelsituation völlig Herr, er arbeitet sie immer plastisch heraus, der jeweilige Vorgang lebt auf der Bühne. Gewifs nicht zum wenigsten wegen des ausgezeichneten Dialogs. Die Figuren sprechen natürlich und persönlich aus sich heraus, hinsichtlich der Szene aber kernig und in wirksamer Gliederung. Darum illustriert der Dialog durch Wortwahl und Sprechart die Person und Situation. Das sind die Elemente der dramatischen Kunst, die Shaw absolut beherrscht. In der grofszügigen Komposition jedoch versagt er. Es fehlt ihm an Einfachheit und Einheit. Wohl aus zwei Ursachen. Sein beweglicher Geist drängt ihm Problem auf Problem auf. So kann keines völlig ausreifen. Die Überfülle führt zur Verkümmerung. Gleiches gilt für die Gemütsseite. Die Grundstimmung hält ihm nicht an. So verliert er die Naivität des Schaffens während der Arbeit, gewinnt ein neues Verhältnis zu seinem Werk: er stellt sich darüber, er ironisiert und spielt den Kunst-Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt. 'You never can tell' ist das deutlichste Beispiel. In den ersten zwei Akten feines Lustspiel, wird das Stück mit der zweiten Hälfte zur Farce. Derartige Entgleisungen fehlen auch sonst nicht, nur 'Candida' ist stilrein.

Dafs Shaw von der Bühne aus wirkt, begreift sich ebensosehr, wie dafs er nicht durchgreift. Die Masse verlangt mit Recht vom Kunstwerk Klarheit im Inhalt und Reinheit im Ausdruck. Sie läfst sich alles bieten, aber im Einzelfall auch nur e i n e s. Ihr gesunder Sinn revoltiert gegen die oberste Stillosigkeit von Shaw, der als Künstler zwischen Naivität und Ironie nicht nur hin und her pendelt, sondern auch in raffinierter Absichtlichkeit die Grenzen zwischen beiden gar oft verschwimmen läfst. Sein Publikum ist klein, aber trotz der Minderzahl in Gruppen gespalten. Die einen, die Literarischen, werden

von seinem brüchigen Wesen gefesselt, sie interessieren sich für den ganzen Mann wegen seiner Halbheiten; die anderen, die Theatralischen, lassen sich von den entzückenden Details seiner Bühnenkunst faszinieren; die dritten erfreuen sich als Soziologen an dem witzigen Satiriker der Gesellschaft. Alle nehmen ihn ernst, niemand für voll; immer ist er interessant, nie imposant.

Shaw mufs, um auch nur verstanden zu werden, sehr gut aufgeführt werden. Das geschah durchaus im Court-Theatre. Dieses Lob beschränkt sich naturgemäfs auf die schauspielerische Leistung. Für die Inszenierung bietet das 'moderne Konversationsstück' wenig Gelegenheit, die Szenenstimmung machen hier die Schauspieler. Sie waren vortrefflich — wie immer in London, wenn sie das Drama zu feiner Charakterisierung zwingt, sie weder zu hohlem Pathos, noch zu derber Chargierung verleitet. Hier mufsten sie fein arbeiten, denn Shaws Figuren sind Individuen, oder, wenn er sich mit Typen begnügt, sind sie diskret. Sein erster Interpret von der Bühne herab ist Barker. Er hat Geist und Gemüt. So kann er seine Gestalten scharf profilieren und verinnerlichen. Sie haben Tiefe wie bedeutende Menschen im Leben, sie geben sich in voller Klarheit in der jeweiligen Situation, aber man fühlt immer, dafs in ihnen noch weit mehr steckt, als sie zeigen. Dieser unsichtbare Überschufs bringt sie unserem Mitgefühl um so vieles näher. Barker erzielt das mit seinen Figuren. Es ist aber nicht die bewufste Kunstleistung des Schauspielers, sondern eine ungewollte Zugabe, der Ausflufs seiner starken Persönlichkeit als Mensch; es wirkt innerlich so reizvoll, wie etwa äufsere Vorzüge äufserlich scharmieren, Schönheit der Gestalt oder Wohllaut der Stimme. Dieser individuelle Zauber des Künstlers, der im Moment von Mensch zu Mensch wirkt, tritt in den Dienst der Kunst, weil ein solcher Künstler sein Publikum sofort in Stimmung versetzen kann.

Das modische Repertoire.

Das modische Publikum sucht im Theater ganz dieselben Stimmungen wie das literarische, will sie alle durchkosten vom düsteren Ernst bis zur tollen Lustigkeit. Der Unterschied liegt im Mittel. Die einen verlangen Kunst und mit ihr seelische Wahrheit, den anderen genügt der gleifsende Schein der Künstelei. Statt geistiger und gemütlicher Anregung wollen sie Nervenkitzel; nicht Erhebung, sondern Zerstreuung ist ihr Verlangen. Lassen sich die Literarischen willig nach allen Zonen und Zeiten fremdesten Menschenlebens entrücken, weil sie feinsinnig sich darin immer selber wiederfinden, so kleben die Modischen bei ihrem Stumpfsinn auch geistig an ihrer Scholle. Nur Zerrbilder des eigenen Selbst dulden sie auf ihrer Bühne.

Deshalb ist das modische Repertoire im Stoff bodenständig und modern, es zeigt 'Lebensbilder' vom Tage und aus der Nachbarschaft. Besieht man sich dieses Stoffgebiet auf seine wichtigsten Provinzen, so sind es drei: Familie, Kaste und Gesellschaft. Daſs die Schicksale der engsten Lebensgemeinschaft das weiteste Interesse erzielen, begreift sich: ist doch ein jeder der Familie für Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft verbunden. Daſs Lebenskonflikte, soweit sie durch Kastenunterschiede entstehen, auf Verständnis stoſsen, fällt für England nicht auf: ist ja das politisch freieste Volk sozial das konservativste. Daſs endlich die 'upper ten' für ihr eigenes Salon- und Hintertreppengetriebe Neugier aufbringen, liegt auf der Hand. Eigenartig verteilen sich diese Stoffgruppen innerhalb der Stimmungskala der Stücke. Das Familienthema wird nicht schwer genommen. Ehebruch ist französisch, Versündigung von Eltern an Kindern oder von Kindern an Eltern ist deutsch. Die englische Familie ist 'respectable', an ihr haften nur läſsliche Sünden, und die liefern kein Trauerspiel, kaum ein Schauspiel, aber süſse Lustspiele. Anders steht es um die Kaste. Da versteht der Engländer keinen Spaſs, die Konflikte werden ernsthaft. Sie führen zwar nicht zu tragischen Katastrophen — tragisch und modisch schlieſst sich ja aus —, aber sie streifen ans Unglück, vor dem im letzten Augenblick gebremst wird. So entstehen aufregende Schauspiele. Die Gesellschaft hingegen ist ein variantenreiches Thema. Sie wird ernst und heiter behandelt und liefert realistische Schau- und Lustspiele, wenn sie illustriert wird; sie wird auch kritisiert und liefert satirische Possen oder parodistische Farcen unter Preisgabe der realistischen Darstellung.

Hiermit ist das modische Repertoire noch nicht erschöpft. Den oberen Endpunkt der Stimmungsskala vertritt die unmodische Tragödie. Auch für sie wird Ersatz gefunden und zwar im düsteren exotischen Schauspiel. Exotismus liegt hier nicht im Milieu, auch diese Stücke spielen 'unter uns', sondern in Figur und Motiv, die pathologisch oder kriminell gestaltet werden.

'John Chilcote, M. P.' gehört mit seinem nervösen Helden zur pathologischen Serie. Die Fabel ist sensationell im Sinne eines Kolportageromans: der kranke Held aus der vornehmen Welt hat einen gesunden Doppelgänger unter den armen Advokaten Londons und läſst ihn ab und zu seinen Platz einnehmen in Gesellschaft und in seinem Heim; nicht einmal die eigene Frau erkennt den Rollentausch; das gibt kritische Situationen, bis schlieſslich der Kranke stirbt und der Gesunde definitiv an dessen Platz tritt. Dieses kitzlige Thema schreit nach der Farce. Doch Katharine Cecil Thurston hat einen dickleibigen, ernsthaftigen Roman daraus gemacht, und der wurde zum Erfolg des Jahres. E. Temple Thurston hat den Roman dramati-

siert, und George Alexander, der eleganteste Schauspieler, spielt im noblen St. Jamses' Theatre die Bombendoppelrolle. Bald ist er gesund, bald krank, immer ernsthaft, sei es sentimental oder tragisch. Dafs er zusamt dem Stück nicht ausgelacht oder ausgezischt wird, scheint unbegreiflich. Aber es wird so gut gespielt, und das Stück ist in den Einzelszenen so gut gemacht, dafs man, wenn schon nicht in künstlerische Illusion, doch in eine nervöse Erregung kommt, in der man sich alles gefallen läfst. Zum Schlufs schämt man sich seiner Eindrucksfähigkeit, nimmt sich aber die brutale Erfahrung mit nach Hause, dafs man im Theater so sehr dem Moment ausgeliefert ist, dafs das schlechteste Ganze, sofern es sich aus guten Teilen zusammensetzt, mit diesen zu wirken vermag.

Kriminalistisch ist die Fabel von C. M. G. Mclellans 'Leah Kleschna' gestaltet. Die Heldin ist unfreiwillige Verbrecherin, vom Vater für sein Metier, den Einbruchsdiebstahl, abgerichtet. Sie wird vom Helden, den sie eben bestehlen will, gerettet: erst weckt er mit seiner Grofsmut ihren schlummernden moralischen Instinkt, dann erhebt er sie durch seine Liebe zu reinem Menschentum, endlich legitimiert er die Büfserin durch die Heirat vor der Welt. Die Fabel ist spannend, die Gegensätze im Milieu sind interessant — schmutzige Diebeshöhle im plebejischen, mondäne Villa im aristokratischen Paris, idyllische Landeinsamkeit voller Tugend. Dazu gesellt sich aber leider die 'moralische' Entwickelung. Diese Legierung des Kriminaldramas mit dem Charakterproblem bringt das Stück zu Falle. Die Fabel wendet sich an unsere Phantasie, und die läfst sich für den Moment allerlei vortäuschen. Doch die Psychologie weckt unsere Kritik, und vor der hält sie nicht stand. Der Geist mufs in der Kunst echt sein oder alles ist verloren.

Wer — um höflich zu sprechen — naiv genug ist, solche Stücke ernst zu nehmen, der lernt hier das 'Gruseln', und das ist ja das Surrogat für die tragische Stimmung bei den Armen im Geiste. Das sind aber für London die Reichen im Lande. Nicht das Volk, sondern die Gesellschaft füllt dem Direktor die Kassen und setzt ihn instand, die schlechtesten Stücke mit den besten Schauspielern in schönster Inszenierung herauszubringen.

Um eine Note leichter in Stimmung sind die Kastenstücke und im Wesen um vieles weniger unwahr. Die Fabel wird eben hier nicht um ein aprioristisch ausgeklügeltes Problem herum 'geschaffen', sondern es liegen reale Lebensverhältnisse zugrunde, worin der jeweilige Konflikt latent vorhanden ist. Das Was ist realistisch gegeben, der 'Dichter' hat nur das Wie herauszuarbeiten. Schlimmstenfalls kann er den guten Stoff durch Banalität oder Raffinement schädigen.

Hierher gehört das Schauspiel 'Brother Officers' von Leo Trevor. Es ist ein Militärstück: der Held, ein tapferer Unteroffizier, der eben Offizier geworden ist, aber nicht 'gentleman' werden kann, ein kreuzbraver Plebejer, der sich in die 'Gesellschaft' nicht hineinzufinden vermag. Also eine prächtige Lustspielfigur. Das hat auch ihr Dichter und noch mehr ihr Darsteller bestens verwertet. Aber der Dichter wollte mit ihr 'höher hinaus', stellte sie in ernste Herzens- und Ehrenkonflikte hinein. An sich müſste das nicht unwahr wirken, aber für diese Figur in ihrer genremäſsig komischen Ausführung wirkt es stillos. Zudem verkörpert die ernste Fabel ältestes Theater, wir würden sagen: Kotzebue. So wirkt der falsche Ernst auf der Basis echter Lustigkeit doppelt schlecht. Wertvoll am Stück ist sein englisches Milieu — wahr und lebendig, doch das nützt dem Ganzen nichts, denn gute Nebensachen können die schlechte Hauptsache nicht bessern.

Ein anderes Stück derselben Gattung war modernst französisches Lehngut: Mirbeaus 'Les affaires sont les affaires' unter dem Titel 'Bussiness is bussiness'. Dieser Titel war so ziemlich das einzig gute, weil treue an der Übertragung, denn sie war weniger Übersetzung als Überarbeitung. Mirbeau hat ein Kastenstück geschrieben, durchaus französisch, doch so tief, daſs genug allgemein Menschliches übrigbleibt, wenn man das Französische abstreift. Das Stück konnte also in fremden Kulturboden verpflanzt werden. Sydney Grundy hat das für England versucht, doch erfolglos, weil er nur äuſserlich anglisiert und innerlich verdorben hat. Die Figuren des Originals scheiden sich in zwei Gruppen, in die ordinären und vornehmen. Bei Mirbeau sind jene scharf, diese zart gezeichnet; bei Grundy steht derb gegen flach. Wenn die ordinären im Original stellenweise, das heiſst an richtiger Stelle, auch komisch erscheinen, so ist das ein organischer Beisatz zur Charakteristik. Grundy übertreibt das komische Element, er sucht es zu äuſserlicher Theaterwirkung, er bringt es auf Kosten der Charakteristik. Die Individuen des Franzosen werden beim Engländer zu Typen, zum Teil sogar zu Popanzen. Die Gruppe der Vornehmen — sei das die äuſsere soziale oder innere seelische Vornehmheit — werden in der Kopie ebenfalls typisiert und verblassen zu blutleeren Schemen. Das war die Arbeit des englischen Nachdichters. Man möchte sagen: des Nachrichters, denn er hat das Stück umgebracht. Die Schauspieler taten das ihrige, um diesen Wandel von Menschen zu Puppen noch zu verstärken. Freilich Tree war eine glänzende Ausnahme, er schuf aus der Hauptrolle ein schauspielerisches Kabinettstück. Sein Izard war Typus und Individuum zugleich, denn er war — was er sein sollte — typisch im Dämonischen als die Verkörperung seiner Leidenschaft, der macht-

suchenden Geldgier, individuell als reichgewordener Plebejer mit einer Fülle charakteristischer Details voller Komik, die aber nur ein ängstliches Lächeln auslöste. So blieb vom ganzen Stück als Gutes nur die eine Hauptrolle, alles übrige ging in Theaterei unter. Die mittleren Schauspieler erwiesen — für London so bezeichnend —, dafs sie blofs die unwahren Extreme darstellerisch beherrschen: sie idealisieren in den blauen Himmel hinauf oder chargieren in den Strafsenschmutz hinab. Einzig der grofse Schauspieler findet seine Rettung im Genre, das er mit grandiosen Zügen zu vertiefen weifs.

Die Gattung des Schauspiels war stofflich noch durch das Gesellschaftsstück vertreten. Erwähnenswert scheint mir nur 'Her own way' von Clyde Fitch. Import aus Amerika, zugleich mit der amerikanischen Truppe. Die Heldin, vermögend zu Beginn, verliert im Verlauf des Stückes ihr Geld durch ihren leichtsinnig spekulierenden Bruder; sie liebt einen sympathischen Offizier und wird geliebt von einem unsympathischen Börseaner. Dieser intrigiert jenen aus dem Hause hinaus bis nach Kuba hinüber in den Krieg. Der Offizier fällt, der Börseaner siegt — fast, denn die Schwester soll sich für den falliten Bruder opfern. Da kommt der Held doch lebendig zurück. Es war eine falsche Todmeldung. Der Held heiratet die arme Heldin. Alles in Ordnung. So am Schlufs des Stückes. Am Schlufs der Vorstellung aber war Unordnung in meinem Kopf und Herzen. Ich wufste nämlich nicht, ob mich das Stück mehr durch seine Banalität oder durch seine Brutalität beleidigt hatte, und ob ich Mitleid oder Scham für die prächtige Darstellerin der Heldin fühlen sollte.

Interessiert hat mich, zu sehen, was sich ein amerikanisches (und leider auch englisches) Publikum bieten läfst im Hinblick auf das französische. Der Vergleich zwischen Mirbeau und Fitch drängt sich auf. Hier und dort dreht sich alles um Geld. Bei Mirbeau ist es aber Symbol, bei Fitch Fetisch. Dort wird es zum Prüfstein für die einzelnen Menschen, schafft Vorgänge, worin sich das Geistige der Figuren spiegelt; hier ist es der Wertmesser der Menschheit: negativ für Held und Heldin, positiv für alle anderen. Ich fragte mich nach dem amerikanischen Stück: ist das alles nur schlechtes Theater oder auch gutes Kulturbild?

Wenn die Mondänen ernst werden, werden sie lächerlich. Besser verstehen sie sich auf das Lachen im Theater. Weniger unerfreulich als ihr Schauspiel ist ihre Komödie, ja mitunter wird sie sogar erfreulich. Allerdings sind ihr enge Grenzen gesteckt: stofflich mit Familie und Gesellschaft, stimmungsmäfsig mit den Varianten ungetrübter Heiterkeit. Das grimmige Lachen der satirischen Komödie mit tiefernster Resonanz fehlt. Gat-

tungsmäſsig ist das Lustspiel, die Posse und die Farce vertreten, mithin das realistische Lebensbild, dessen gesteigerte Übertreibung und ein groteskes Puppenspiel. Das liebenswürdige Familienleben mit seinen kleinen Unarten — wie es der Engländer schaut — paſst natürlich nur für das Lustspiel. Davon habe ich zwei herzige Dinger gesehen.

'Alice, sit-by-the-fire, a page from a daughters diary' von J. M. Barrie war echt englisch. Eltern in Indien, Kinder zur Erziehung in London, beide einander entfremdet. Die Mutter altmodisch sentimental, das Mädel von altkluger Reserve und Roman-verlesen. Der Vater starrer Militär, der Bub gefühlsscheuer Trotzkopf. Die Alten voll Vertrauen, die Jungen voll Skepsis an sich und der Welt, wie die Halbfertigen überall und besonders in England, wo man vorzeitig gentleman oder lady posiert. Kurz, ein köstliches Quartett aus der Hyperkultur von heute. Zu Beginn des Stückes erwarten die Jungen die Alten. Die Herzlichkeit des Wiedersehens geht in die Brüche, und dann kommen die komischsten Verkennungen, und immer gröſser wird die Distanz zwischen den Nahgerückten. Doch am Ende finden sie sich wieder zusammen, weil sie alle — im Kern ihres Wesens gesund — zur klaren Natürlichkeit gesunden müssen. Also endlich ein gutes Stück — ein Lustspiel voll Lebenswahrheit trotz dem originellen Thema, eine Komödie von Bedeutsamkeit, weil sein lustiger Oberbau auf ernstem Grunde steht, ein Drama mit innerer Entwickelung. Dem Inhalt entspricht die Form: die Darstellung leicht, mehr andeutend als ausführend, die Fabel konzentriert auf die natürliche Dauer eines Tages, die Situationen flott hingeworfen, die Figuren intim gezeichnet, der Dialog durchaus individuelle Causerie, das Ganze fast ohne Bühnenkonvention und Theaterei. So wirkt dieses Stück lustig auf die Oberflächlichen, bedeutsam auf die Scharfsichtigen, zart auf die Feinfühligen. Und diese Wirkung wurde reizend verstärkt durch die Aufführung, besonders in den weiblichen Hauptrollen der Mutter und Tochter, von Ellen Terris als schon 'komische Alte' und Irene Vanbrugh als noch 'naive Jugendliche' feinster Prägung. Ob das Stück den Weg zu uns finden wird?

Das andere Familien-Lustspiel war französischer Import. Pierre Wolffs 'Le secret de Polichinelle' wurde zu 'Everybody's secret' unter den Händen von R. Marshall und L. N. Parker. Dabei wurde selbstverständlich das moralische Niveau gehoben. Während der Übersiedelung des jungen Paares von Paris nach London wurde das Verhältnis zu einer geheimen Ehe. Das entzieht zwar dem ernsten Problem den Boden, indem der Gegensatz zwischen legitimer und illegitimer Moral verwischt wird, aber es trifft nicht den Kernpunkt des dramatischen Motivs,

wie nämlich das Enkelkind die Grofseltern mit den Eltern versöhnt, die Familie leimt. Das Stück ist eine reizende Spielerei, verlangt also bestes Spiel. Das fand es im Heymarket-Theatre und würde es in jedem guten Londoner Theater gefunden haben. Modernes Genre von feiner Charakteristik ist ja das Gebiet, wo der englische Schauspieler sich auszeichnet.

Im Verfolg der Untersuchung käme nun jene Komödie in Betracht, die dem Stoff nach Gesellschaftstück, der Art nach Lustspiel wäre. Diese Spezies gedeiht nicht recht. Figuren und Situationen sind hier greller als im Familien-Lustspiel, und das verführt zu Übertreibungen. Als Lustspiel angelegt, entgleist so ein Stück gar oft nach der Posse hinüber. Die beliebteste Art ist die Posse selber. Am äufsersten Flügel steht dann die Farce.

Lustspiel ist noch Pineros 'Cabinet Minister' mit seiner harmlosen Gesellschaftssatire. Freilich die Satire ist die Nebensache und die Lustigkeit die Hauptsache. Das mindert den Wert des Stückes vom Standpunkt des Problems. Und weil die Lustigkeit besonders auf dem Gebiet der Charakteristik mitunter auf Kosten der Natur mit Hilfe der Karikatur bestritten wird, so verliert das Stück seine Stilreinheit. Es biegt oft nach der Posse hin ab. Solche Stücke sind schwer zu spielen. Die Darsteller, die mit ihrer Wirkung auf den Moment gestellt sind, greifen gern zu den drastischeren Ausdrucksmitteln. Steht eine Figur zwischen Lustspiel- und Possenstil, so entscheiden sie sich meist für die gröbere, aber eindrücklichere Karikatur gegen das feinere und stillere Genre. So war es auch diesmal: es wurde durchweg vorzüglich gespielt von den einzelnen, aber es gab ein stilloses Ensemble durch Stilmischung. Die einen lebten als herzgewinnende Personen, die anderen wirkten als zwerchfellerschütternde Figuren.

Schlankweg Gesellschaftssatire betreibt 'Mr. Hopkinson' von R. C. Curton. Freilich fällt diese tatsächlich doch nur als Nebenfrucht ab, denn im wesentlichen wirkt diese Posse durch die Komik ihrer Hauptfigur, des reich gewordenen Plebejers unter den Aristokraten. James Welch spielt ihn genial. Er ist der richtige Possenspieler. Unerschöpflich in den lustigen Details seiner Figur, ist er unwiderstehlicher Komiker; weil er nur charakterisierende Züge hierbei verwertet, wird er zum richtigen Schauspieler, d. h. Menschendarsteller; dafs er diese Vielheit in eine organische Einheit zusammenfliefsen läfst, in Einfachheit verlebendigt, das stempelt ihn zum wahrhaften Künstler, der grofszügig schafft. Freilich übertreibt er, aber er geht dabei vom Leben aus und erhält so seiner Figur ein gut Stück Wahrheit in ihrer Verzerrung. Diese Posse ist ein 'Schauspielerstück', das erst durch die Darstellung Leben gewinnt wie ein Opern-

libretto durch die Musik. Von der Bühne herab vermag sie zu illusionieren, wenn auch die Vorgänge jenseit der Wahrscheinlichkeit und die Gestalten unter der Wirklichkeit liegen. Freilich diese Wirkung der Posse, dafs wir uns an sie verlieren, ist auf die Zeit des Spiels beschränkt. Man lebt ein Lustspiel in der Erinnerung nach, aber man denkt an eine Posse zurück.

Ganz anders wirkt die Farce. Das ist ein Puppenspiel, das wir uns kaltherzig vorspielen lassen. Figuren und Situationen sind unmöglich, aber sie sind bedeutsam. Unser Verstand spinnt die Fäden von diesen Verzerrungen des Lebens zur Wirklichkeit zurück. Wir geniefsen rein kritisch. Es ist ein Spiel des Geistes ohne Widerhall im Gemüt. Die Farce kann sehr lustig und geistreich sein, wenn sie Witz hat, ist aber bar jeden Humors, weil sich in ihr nichts an unser Mitgefühl wendet. Ein famoses Exemplar dieser Gattung war R. H. Davis 'Dictator'. Amerikanischer Import in Stück und Truppe, dessen star W. Collier ein Meister seines Genres ist, d. h. er hat als Sprecher und Mimiker eine so präzise Technik, dafs man deren unpersönliche Sicherheit nur mehr mit dem Wort maschinell bezeichnen kann, ihn selber für eine ideale Puppe erklären mufs. Das Stück hat einen Schimmer von aristophanischer Ambition mit seiner politisch-sozialen Satire: die zentralamerikanischen Republiken mit ihren Revolutiönchen werden verhöhnt, die Spanier verspottet von ihren starkrassigen Nachbarn im sächsischen Norden.

Vom literarischen Standpunkt aus ist das modische Repertoire nicht sonderlich fesselnd. Es zeigt im ganzen die internationalen Züge des Zerstreuungs-Theaters. Wenn ab und zu ein Stück literarischen Wert besitzt, so hat es den sozusagen hinterrücks der Gattung gewonnen. Doch nach der kulturellen Seite hin wirft es seine Streiflichter. Besonders auffällig und bedeutsam ist die Behandlung des Lehngutes. Die Engländer importieren wie die Deutschen, nur dafs diese übersetzen, jene bearbeiten, dafs diese bei ihrem Bildungstrieb das fremde Original rein halten und als solches schätzen, jene ihrem Geschmack angleichen. Hierbei kommt — ästhetisch gewertet — freilich meist schlechteres heraus, aber in dieser Praxis spiegelt sich die stärkere Rasse. Als zähe Rasse geben sich die Franzosen. Sie importieren prinzipiell nicht. Das verengt ihnen den Inhalt ihres Theaters, aber bewahrt die Reinheit der Form.

Noch mufs auf ein künstlerisches Verdienst des modischen Repertoires verwiesen werden. Es betrifft die Darstellung. Das hohe Drama hat in England die Schauspielkunst stilistisch nie gefördert. Das grofse romantische Drama wird von Stilmischung beherrscht mit der Absicht auf Stilgegensatz. Der Schauspieler, der alles gern unterstreicht, was der Dichter andeutet, weil er sich im Moment zur Geltung bringen mufs, verschärft diesen

Gegensatz und übertreibt stilistisch. Das klassizistische Drama übertreibt als Kopie selber und mit ihm sein Schauspieler. Diskrete Aufgaben bietet dem Schauspieler nur das 'Konversationsstück', um einen möglichst weiten Terminus anzuwenden. Hier kann sich der Künstler als feiner Charakteristiker betätigen, im guten Stück mit demselben, im schlechten über dasselbe hinaus. Das ist nun auch das Gebiet, wo englische Schauspielkunst diesen Ehrennamen verdient.

Eine Studie über das Londoner Gesamtrepertoire darf nicht als abgeschlossen gelten, nachdem man Shakespeare, die paar ganz alten oder ganz neuen literarischen Dramen und die vielen nach Stoff und Art modischen Theaterstücke hat Revue passieren lassen. Es wäre noch über das Schauspiel der unteren Volksschichten, über das 'Melodrama' und über das 'Historienstück', das Melodrama der oberen Klassen, sowie über die allseits beliebte Operette zu sprechen. Mir erschienen aber diese Gattungen seit meinem letzten Bericht (Band CIV, Heft 1/2, pag. 162 ff.) durchaus unverändert, und ich hätte dem damals Gesagten nichts beizufügen. Überhaupt sollten und konnten im obigen nur etliche auffällige Erscheinungen betrachtet, mehr geschildert als beurteilt werden. Zur Kritik fehlt mir das Gesamtmaterial, ich habe ja doch nur 24 Theater besucht und bloſs 46 Stücke gesehen, und noch mehr die kulturelle Anempfindung, die man als Tourist nicht gewinnen kann. Als Fremder ist man zwar vor Über- wie Unterschätzungen nicht gefeit; aber als Fremder hat man auch einen Vorteil: die Scharfsichtigkeit des Neulings, der nichts als selbstverständlich hinnimmt und darum vielleicht manches sieht, was der Heimische übersieht. Das kann vielleicht mit seiner notgedrungenen Einseitigkeit versöhnen.

Innsbruck. R. Fischer.

Studien zur fränkischen Sagengeschichte.

II. Clothars Sachsenkrieg auf den Arnulfing Ansigisel übertragen.

Die Sachsenkriege der merowingischen und kärlingischen Könige sind zu ihrer Zeit das Thema der fränkischen Nationaldichtung gewesen, bis sie im 8. Jahrhundert von den Kämpfen gegen die Sarazenen erst in Südfrankreich und noch später in Spanien abgelöst wurden. Nicht nur, dafs wir mit Hilfe von Sagenresten und Chroniken eine ganze Reihe von Sagen und Liedern in ihren Grundzügen wiederherstellen können, die unabhängig voneinander einzelne heldenhafte Züge aus den Kriegen gegen Sachsen oder Thüringer verherrlichten, es gibt auch eine weitere Reihe von Anspielungen, die uns den Einblick in eine zyklisch geschlossene Gruppe von Sachsenliedern gewährt, von denen jedesmal das spätere ein früheres voraussetzt, und die im ganzen genommen nach dem ersten Konflikt das Motiv der Blutrache weiterspinnen, genau wie in den *Lothringern*.

Einen Einblick in diese zweite, zyklische Phase der alten Sachsendichtung gibt uns der Prolog des in später Redaktion erhaltenen *Sachsenkrieges* Karls des Grofsen gegen Wittukind: 'Wenn man die Geschichte der Sachsen folgerichtig hören will,' hebt der Dichter an, 'so mufs das Lied mit den Altvorderen beginnen.'[1]

Einer der ältesten Merowinger hat nun die Unvorsichtigkeit gehabt, dem Sachsen Brunamont seine Tochter Aaliz oder Helois zu geben, die der Heide zur Frau begehrt. Besser hätte er getan, sie mit einem Stock zu töten, denn ihre Erben haben den Franken gewaltig zu schaffen gemacht. Nacheinander traten die Sachsen Broier, Justamont, Guiteclin auf und verlangten das Erbe ihrer Urahne, die fränkische Krone, zugleich Blutrache fordernd für ihre getöteten Väter.

Broier oder Brehier ist derselbe, dessen epischer Name vielleicht von einem Thüringerfürsten Bertharius hergeleitet werden kann, dessen Urbild aber der ähnlich benannte Sachse Bertoaldus ist, den nach *Liber Historiae* (Kap. 41) der Franke Clothar an der Weser erschlug. Eine Tat, die vielleicht die volkstümlichste der Sachsenkriege war, da wir sie im 12., 13. Jahrhundert auch von Ogier dem Dänen erzählen hören. Und als dritter im Bunde tritt

---

[1] Tirade III. *Qui de l'estoire as Saisnes vuet oïr par raison,*
Des anciens derrier[e] *doit movoir la chançon.*

nun hier im *Sachsenliede* ein gewisser Anseïs auf, der gleichfalls den Ruhm beansprucht, der Brehiertöter gewesen zu sein.[1]

Seine Tat wird in folgender, echt kärlingische Erfindung verratender Weise erzählt:

Nach der Unglückshochzeit der Aaliz mit Brunamont wehrten sich die fränkischen Könige mannhaft, einer nach dem anderen. Bis der letzte ohne Erbe verstarb. So wählten die Franken als Anwalt ihrer Sache Gottfried von Paris und nach ihm Garin den Pikarden. (Andere Hss.: *Girard le Pontier*. Später wird er genannt: *Garins de Baviere, de Lancele, de Sansuerre.*) Das war Anseïs' Vater, der den Knaben mit der Hirtentochter zeugte, den Knaben, der einst dem Heiden Brehier an der Maas das Frankenland streitig machen sollte.

Damals hatten Sachsen und Franken beschlossen, die Zwistigkeiten durch einen Zweikampf zur endlichen Entscheidung zu bringen. Es war der Tag, an welchem sie Anseïs zum Ritter schlugen. Darauf setzte man beide Helden auf ein Eiland der Maas über, dort wurde Brehier besiegt. Wütend zogen die Sachsen ab, aber sie brachen ihre Eide, die Treulosen, und liefsen nicht davon, die Franken zu beunruhigen.

Anseïs aber krönten die Franken in St-Denis zu ihrem König. Gerecht war er und edel und diente Gott. Sein Sohn war Pipin, der wackere Held, der den Sachsen Justamont erschlug. Wittukind wollte ihn dann an Karl rächen, — so übernahmen die Söhne nach ihren Vätern die Geschäfte, einer nach dem anderen.[1]

Nach dieser ziemlich trockenen aber übersichtlichen Analyse bringt die Tirade XCVII eine weniger übersichtliche, mit ihrer verworrenen Genealogie ergötzliche Anspielung, die jedoch die Romantik der Sage etwas stärker hervortreten läfst:

Tot war Karl der Kahle, der das Reich sich erobert hatte, tot Karl Martell der Arglistige, kein Erbe blieb der Krone, nicht fünften Grades, nicht sechsten. Zehen Jahre liefsen sie drum Gottfried von Paris das Land und krönten dann Garin von .... zum König. Seine Frau war schön und weise, doch ohne Leibesfrucht. Garin aber besafs eine Hirtin, die ein gar freundliches Antlitz hatte; von niedriger Geburt zwar, aber edlen Herzens. Darum wurde auch ihr Geschlecht späterhin zu einem freien erhoben. Um ihrer Schönheit willen wurde Garin ihr zugetan und war eine Nacht lang ihr Trauter. In dieser Nacht wurde der starke König Anseïs gezeugt, der Brehier töten sollte, Anseïs' Sohn aber war Pipin, Pipins Sohn Karl der Grofse.

Wenn man diese beiden Anspielungen miteinander vergleicht, so mufs man wohl zu der Überzeugung kommen: sie rühren nicht

[1] Rohnström hat diese Erzählung erwähnt in seiner Dissertation: *Etude sur Jehan Bodel.* Upsala 1900, S. 138.

von derselben Hand her. Wenn auch die Grundzüge der Dichtung durch beide in gleicher Weise festgelegt werden, so ist doch ein gewaltiger Unterschied in der Auffassung zu erkennen. In der einen werden Dinge berichtet, die in der anderen ausgelassen sind, im Wortlaut sind sie durchaus unabhängig voneinander, die erste läßt die Romantik der Sage kaum zu Wort kommen, die zweite widmet ihr zwar das Hauptinteresse, sucht aber das ihr darin mit der gesellschaftlichen Konvention unvereinbare auf ihre Weise zu interpretieren:

> Ein niedrig Ding, — aber das Herz war edel,
> Ihr Geschlecht wurde drum von Abgaben befreit.

In der ersten ist Anseïs' Mutter Hirtentochter, *fille au vachier*, in der zweiten hörige Kuhmagd seines Vaters.

In der ersten ist Gottfried von Paris nicht nur zeitweilig Statthalter. 'Nach ihm' erst wählen sie Garin zum König. In der zweiten ist Gottfried Statthalter auf zehn Jahre. Die phantastische Unterbringung von Karl dem Kahlen und Karl Martell der zweiten Anspielung kommt hinzu. —

Unabhängig von Verknüpfungen mit früherer und späterer Geschichte genommen, sind wir im Gebiet echt fränkischer,[1] speziell kärlingischer Sage: Anseïs ist Bastard des im Ehebett kinderlosen Königs von einer Hirtentochter. Er dient in untergeordneter Stellung im Heere und wird in nicht näher bezeichneter Weise zum Retter auserkoren: wie Anseïs zum Sohne einer Kuhmagd, macht die spätere Sage Hugo Capet zum Metzger. Aussetzen des Neugeborenen (*Bueve v. Hanstone, Doon v. Mainz, Wolfdietrich*), einsame Walderziehung mit Verspottung des naiven Helden bei Eintritt in die Welt verbunden (*Siegfried, Parzival,* dem alten Frankreich war hierfür *Aiol* das Muster), Verbannung des Jünglings gehören ebenfalls hierher. Besonders häufig findet das 'Martyrium junger Heldenschaft' in Küche oder auch im Garten statt. Es ist hierin der Hang märchenbildender Zentren zu sehen, den Helden aus dem Dunkel oder aus der eigenen niederen Sphäre als Erlöser erscheinen zu lassen, eine Anzahl typischer Züge immer wiederholend, was die Theorie hervorgerufen hat, alle diese Heldenjugenden seien von einem Märchentypus abzuleiten.

Zu diesen internationalen Zügen unserer Anspielung auf Anseïs kommt seine Bastardschaft, die zwar aus gleichen volkstümlichen Anschauungen entspringt, aber speziell der älteren kärlingschen Sage angehört. Ihr Ursprung liegt in der bestrittenen Ehe

---

[1] Aus früher Merowingerzeit erinnert man sich der romantischen Lieben Chariberts: die erste zu einer Wollmacherstochter, die ihm die Gattin aus dem Kopf bringen wollte, indem sie dem flatterhaften Ehemann den Wollmacher bei der verachteten Handarbeit vorführte. Die zweite, wie hier, zu einer Hirtentochter. (Gregor IV, 26) '*Habuit et aliam puellam opilionis, id est pastoris ovium, filiam nomine Theudogildem, de qua et filium fertur habuisse.*'

Pipins des Mittleren mit der Nebengattin Alphaid, aus welcher Karl Martell entsproſs, der gegen die Söhne aus Pipins erster, rechtmäſsiger Ehe mit Plektrud den Platz behauptete. Diese an romantischen Elementen reiche Grundlage hat sich die Sage natürlich zunutze gemacht, und wir haben ihr bereits ein Kapitel unserer Studien gewidmet. In gröſserem Umfang ist dieselbe in einer Übertragung auf Karl den Groſsen erhalten, der der Sage dadurch ebenfalls zum Bastard wurde. Als älteste Form dieser Tradition bezeichnete Gaston Paris seinerzeit diejenige der von ihm benannten *Chronique Saintongeoise* (*Histoire Poétique* S. 224).[1] Eine Alte schiebt Pipin ihre Tochter statt der Prinzessin aus Ungarland, Bertha, unter. (Das ist wohl aus der Sage von der untergeschobenen Braut.) Die echte Bertha soll im Walde ermordet werden, flüchtet aber zu einem Kuhhirten Pipins (*Li vachiers Pepin*). Später wird Pipin über die falsche Bertha aufgeklärt, findet durch Zufall die richtige bei seinem hörigen Hirten und zeugt, noch ohne sie zu kennen, in der Nacht des Wiedersehens Karl den Groſsen. Lassen wir an dieser Stelle der Chronik das Wort: 'Der König sah Bertha; und von dem Augenblick ab konnte er die Augen nicht von ihr wenden und frug die Frau des Hirten und den Hirten selber, wer sie sei, und der erzählte, wie er sie gefunden habe. Und der König bat ihn, sie ihm die Nacht in sein Lager zu geben; der Hirte sagte zu und machte ihnen ihr Bett auf einem Karren, der vor der Türe stand und mit Farnkräutern beladen war ...'

Und nicht anders das franko-italische Gedicht von *Berta de li gran Piè*: Eine innere Regung läſst in Pipin eine heftige Neigung zu der Hirtentochter entstehen. Der Hirt weigert sie ihm, aber sie ist bereit, ihm den Willen zu tun, weiſs sie doch, daſs sie seine rechtmäſsige Gattin ist, wenn auch in ihrem Lager eine andere weilt. Zum Hohn deckte ihnen nun der empörte Hirt das Lager auf einem Karren — aber dieses wohl ursprüngliche Motiv hat auch die Dichtung nicht rein bewahrt: der König befiehlt hier, das Lager in der beschriebenen Weise zurechtzumachen, wegen der groſsen Hitze. (V. 1130.)

Iste fuit in carro natus bemerkt eine Chronik von Karl dem Groſsen, und der Prosaroman von *Berthe as grans pies* führt gar von *char* den Namen Charles her, während der flämische *Lekenspiegel* Bertha zu einem *Dienstwyf* erniedrigt (*Hist. Poét.* S. 227).

Da die Sage von Bertha als die unmittelbare Nachahmung der historischen von Alphaid ihrerseits als älter anzusehen ist als unsere Anseïssage, so sehen wir in ihr das Vorbild der entsprechenden Züge im *Anseïs*: wie sich Pipin zur vermeintlichen Findlingstochter seines Kuhhirten herabläſst, so läſst sie Garin, Anseïs' Vater, die Nacht bei seiner *fille au vachier* zubringen. Das 'Wie' ist uns

---

[1] ed. F. W. Bourdillon, London 1897.

in der knappen Anspielung des *Sachsenliedes* nicht überliefert. Aber es ist wohl, bei der augenscheinlichen Abhängigkeit von der *Berthasage,* kaum ein Zweifel, daſs auch hier der Hirt dem König das Lager in der poetisch-symbolischen Weise unter freiem Himmel bereitete, wie Berthas Pflegevater dem Pipin. So gibt sich der erste Teil der *Enfances Anseïs* als ein Schöſsling der *Berthasage,* aus der Form entsprossen, welche sie in der *Chronique Saintongeoise* und der franko-italienischen Dichtung besitzt, und die Gaston Paris, wohl nicht mit Unrecht, für die primitivste hielt.

Der zweite Teil der *Enfances,* die Entscheidung des Sachsenkrieges durch einen Zweikampf, die Besiegung und Tötung Brehiers, bieten der Quellenforschung kein schwierigeres Problem. Die Sage ist uns in Verbindung mit historischen Vorgängen bereits im 7. Jahrhundert durch das *Liber Historiae* berichtet; freilich nicht von einem Anseïs, sondern von dem Merowinger Clothar II. (anno 622). Dagobert steht an der Weser den Sachsen gegenüber. Im Kampfe wird ihm eine Locke abgeschlagen, und er sieht, daſs er der Gegner allein nicht Herr werden kann. Da sendet er durch einen Boten die Locke dem Vater Clothar 'zum Zeichen der Not'. Gewaltige Freude herrscht im Frankenlager, als Clothar naht. Der Sachse Bertoaldus frägt über den Strom hinüber, warum diese Freudenausbrüche? Man antwortet: Clothar sei da. Ungläubig ruft er: 'Clothar ist ja längst gestorben!' Da nimmt Clothar den Helm ab und zeigt sein langes, graues Königshaar. Wütend beschimpft ihn Bertoaldus, Clothar aber setzt mit dem Pferde über die Weser, besiegt und tötet den Sachsen im Zweikampf und schlägt die Heiden in die Flucht.

Von Historikern wie Sagenforschern ist längst erkannt, daſs dieser Bericht eines realen Hintergrundes entbehrt: Weder Gregor noch der sog. Fredegar wissen von einem solchen Erlebnis Clothars II.

Anders freilich bei Clothar I.: Er ist es gewesen, der im Jahre 531 dem Bruder Theodorich beistehen muſste, die wortbrüchigen Thüringer zu züchtigen. Da nun die Sage zwischen erstem und zweitem des Namens nie unterscheidet, ist wohl die Übertragung des *Liber Historiae* von Clothar I. auf den zweiten lediglich ein Irrtum.

Historisch ist nun, daſs Clothar I. nach Besiegung der Thüringer: Radegundis (die spätere Heilige),[1] eine Tochter des bereits aus dem Wege geräumten Fürsten Bertharius, als Kriegsbeute mitnahm und ehelichte. Und so ist wohl möglich, daſs dieser verewigte Schwiegervater wiedererweckt und zum Riesen Bertoaldus wurde. Warum freilich der Name geändert ist, wäre nicht leicht

[1] Nicht vergessen soll werden, daſs Kurth (S. 355 des gen. Werkes) der Ansicht ist, daſs sich in der Geschichte der Burgunderin Chrotochildis und ihrer Brüder die Schicksale der jüngeren Radegundis und der Thüringerfürsten widerspiegeln. Die chronologische Umdrehung scheint die geistreiche Deutung unmöglich zu machen.

zu sagen. Suchier hat (*Zeitschr. f. rom. Phil.* XVIII, S. 190) auf einen rebellischen Hausmeier Namens Bertoaldus aufmerksam gemacht, von dem Fredegar (IV, 28) berichtet: er wurde durch Leute Clothars II. getötet, nachdem er den Führer vergeblich zum Zweikampf herausgefordert. Wir hätten also in Bertoaldus zwar den Thüringerfürsten Bertharius zu sehen, allerdings durch Vermischung mit einem rebellischen Hausmeier umgetauft.

Aber das *Liber Historiae* trägt vielleicht ausschliefslich die Schuld dieser Neubenennung: denn die Tat, die wir von Anseïs hörten, stimmt zu der von Clothar I. berichteten nicht nur in der Grundlage: Kooperation, Besiegung im Zweikampf, sondern das bisher wahrscheinliche Urbild von Bertoaldus: Bertharius ergibt lautgesetzlich Brehier. Das hat schon Suchier bemerkt (a. a. O., vgl. auch Voretzsch, *Epische Studien* I, S. 229), und es ist schwer an dieser Tatsache vorüberzukommen. Da nun im 12. Jahrhundert der typische Sachsenkämpe noch Brehier — Braier, Broier hiefs, wie der historische Vater von Clothars Kriegsgefangenem Bertharius, so scheint umgekehrt der Name Bertoaldus im *Liber Historiae* lediglich auf Kosten dieser Version gesetzt werden zu müssen und zwar als eine lokal beschränkte Übertragung oder ein Irrtum.

Denn solche Übertragungen finden wir ja auch hier: von einem Anseïs wird das erzählt, was Clothar getan hat, und zur selben Zeit wird dieselbe Tat, die Brehiertötung, in einer anderen Gegend von Ogier erzählt. Alberich von Trois Fontaines schliefslich mufs die Sage auch noch von ihrem Urbild gekannt haben, denn er spricht von Ogier, der im Heldengedicht Lotharius Superbus genannt würde.

Nun, diese Dinge sind oft genug besprochen worden. Über jeden einzelnen Punkt sind Zweifel geäufsert worden, wir werden uns nicht hier zu erneuter Polemik bequemen. Alle bisherigen Gegner von Voretzschs Ausführung, dafs Ogiers Schlufstat einem Sachsenkrieg nachgeahmt sei — auch Settegast, der in diesem Kapitel lediglich Hunnensage sehen wollte und Brehier aus einem Zabergan herholte —, werden einsehen, dafs die nun nachgewiesene *Anseïsversion*, die organisch zu den Sachsenkriegen gehört, Voretzschs Ansicht unantastbar macht.

Auch der zweite Teil der Geschichte von unserem Anseïs zeigt sich als eine Nachahmung von Clothars Sachsenkrieg. Wie dort, tritt ein unerwarteter Retter auf (Kooperation), — wie dort findet die Entscheidung an einem Flusse statt, diesmal an der Maas, — wie dort besiegt der im Mittelpunkt stehende Held den Sachsenkönig im Zweikampf, der hier Brehier, dort Bertoaldus heifst.

Sind wir also über die beiden Sagenmotive der *Enfances rei Anseïs* vollkommen im klaren, so überrascht nur eins. Warum ist diese Tat, die wir von Clothar I. auf Clothar II. übertragen sehen,

die wir von dem auch sonst sagenberühmten Ogier erzählen hören — warum ist sie hier von einem ganz unbekannten Helden erzählt? Gaston Paris hielt die Persönlichkeit wohl für eine Fiktion Jean Bodels, des Redaktors der *Saisnes* (*Hist. Poét.* S. 221)[1]: *'Cet Anseïs, fils de Garin le Poyer ou le Picard et d'une fille de vacher, délivra la France du Saxon Broier, qui prétendait la posséder du chef de son aïeul Floovant. Les Français reconnaissants couronnèrent Anseïs, qui fut le père de Pépin. Telle est la singulière généalogie de Charlemagne d'après Bodel; on y reconnaît des souvenirs confus des changements de dynastie qui eurent lieu en France à deux reprises ...'*

In der Tat, vergebens suchen wir im Epos nach einem Anseïs, der als ein Vorbild unseres Helden gelten könnte, der uns den 'epischen Namen' zu unserer Anspielung lieferte: Anseïs fis Girbert aus den *Lothringern,* Anseïs einer der zwölf Pers im ältesten Karlsepos passen beide nicht, Anseïs de Carthage ist Neffe Karls des Großen und nicht Vorfahr und wohl erst spät überhaupt zu einem solchen geworden.

Die Rolle unseres Anseïs als König, als Vater Pipins, als Vorfahr Karls des Großen ist zu bestimmt gefaßt, um mit irgendeiner Person identifiziert werden zu können, die nicht historisch an dieser Stelle steht. Und wenn es eine solche nicht gibt, so hört die Erfindung der Poeten oder Diaskeuasten nicht mit *Jeoffroi de Paris* und *Garin le Pohier* auf, wo sie ersichtlich ist, sondern schließt Anseïs noch mit ein, wie Gaston Paris vermutete.

Eines anderen belehren uns die Genealogien der Arnulfinge. Da finden wir zu unserer Überraschung, daß die Angaben des Gedichtes nach unten hin richtig sind: Ansigisus, Ansigisilus (> Anseïs) ist eine historische Person. Er ist der älteste Sohn des heiligen Arnulf, Erzbischofs von Metz, des Stammvaters der Kärlinge. Er ist der Vater Pipins II., der hier als Vater Karls des Großen gilt. — Aber erst Pipin III. ist ja Vater Karls des Großen? — Wenn wir noch ein Zeugnis dafür brauchten, daß unsere Sage und ihre Chronologie volkstümlich von geschriebener Chronik unbeeinflußt ist, so besitzen wir es an dieser Genealogie:

Arnulf
|
Ansigisil
|
Pipin II.
|
Karl [Martell]
|
Pipin III.
|
Karl [der Große].

---

[1] [Vgl. aber seine *Légende de Pépin le Bref* in den *Mélanges J. Havet,* 1895, 605 f.]

Das ist eine Filiationstabelle, welche nur die Chronik auseinander halten kann: zwei Pipin, die beide Vater eines Karl sind, konnte die Sage nicht auseinander halten, verschmolz die Paare und kannte dann nur einen Pipin, nur einen Karl. Wie in Nordfrankreich alle Taten Karl Martells auf Karl den Groſsen übertragen, Pipin II. und III. zusammengeworfen wurden, das haben wir hier bereits gestreift und ist so oft und so gründlich behandelt worden, daſs wir uns mit dem Hinweis auf Pio Rajnas *Carlo Magno e Carlo Martello* aus seinen *Origini dell' Epopea Francese* begnügen können.

Wenn Jean Bodel oder einer seiner Kollegen an unseren Anspielungen etwas erfunden hat, so ist es die Unterbringung von Karl Martell vor Anseïs. Denn durch den eben geschilderten Vereinfachungsmodus der Sage wurde ja Karl Martell herausgedrängt, der 'gebildete' Interpolator aber, bestrebt, seine teuer erworbenen Geschichtskenntnisse an den Mann zu bringen, auf der anderen Seite nicht imstande, das Fleckchen wiederzufinden, wo er historisch hingehörte, machte ihn und Karl den Kahlen gar noch dazu — pro pudor! — zum Ahnen seiner Ahnen.

Also Anseïs ist keine Fiktion Jean Bodels, die Genealogie von ihm bis zu Karl dem Groſsen keine Reminiszenz aus Chroniken — echte, lebendige Sage ist es, die wir angetroffen haben, mit ihrem angestammten Schmucke und ihren ureigenen Irrungen.

Wenn er auch an der Echtheit unserer Sage zweifelt, so scheint Pio Rajna die Tatsache an sich, daſs unser Anseïs der Arnulfing Ansigisel ist, erkannt zu haben. Aber aus mir unerfindlichen Gründen spielt er in seinem Hauptwerk auf diese Beziehung nur an, ohne sie näher darzulegen (S. 246 op. cit.): *'E a più forte ragione* (als die Übertragung der *Enfances Pepin*) *rimetto ad altro luogo il parlare del padre di questo nostro Pipino, Ansegisilo o Anschiso, eroe anch' esso di canti, vivo ancora nella tradizione poetica del secolo XII, ma al quale l'onore di figurare nell' epopea potrebbe essere stato procacciato postumente dalla gloria del figlio e degli altri discendenti.*

Wenn dem so wäre, wenn die Sage Ansegisus erst dann zum Objekt gewählt hätte, als seine Enkel und Urenkel die gröſsten der Franken geworden waren, woher dann die Kenntnis seines Namens? Epische Väter sind freilich jünger als ihre Söhne, diese Erkenntnis ist ja schon zum Gemeinplatz geworden. Aber dann tragen sie auch keine historischen Namen! 'Aus einer Chronik sei der Name übernommen worden!' — Ich schreibe diese Entgegnung nicht als einen Einwand Rajnas hin, der eine solche, seinem eigenen System gegensätzliche nicht erheben würde. Ich schreibe sie nur, um daran zu erinnern, daſs sie schon widerlegt ist, ad absurdum geführt durch die rein sagenhafte Genealogie, welche Anseïs in unserer Anspielung mit Karl dem Groſsen verbindet.

Da nun der erste Teil der *Enfances rei Anseïs* Motive aus der Jugendsage der beiden Karl verwendet, so ist die Form der Sage

freilich jünger als diese Tradition; und da sie zudem als zweites Element die berühmte Tat Clothars auf ihn überträgt, so gibt sie vorab nichts von organisch zu Anseïs gehörendem Sagengut wieder. Es ist nur der 'epische Name' und seine Stellung, die echt sind. Ein epischer Name Anseïs in dieser Stellung aber setzt verlorene, organisch zu seinen Taten gehörende Dichtungen über ihn voraus.

Die Persönlichkeit des Ansigisus war den Arnulfingen besonders teuer aus einem Grunde, den man nicht belachen soll. Denn ein solches Aufschauen zu einer älteren Kultur, ein solches Bestreben, mit der höheren Kultur sich äufserlich zu verbinden, zeigt die Erkenntnis ihrer Superiorität und ist die Quelle innerer Assimilation: die Ähnlichkeit des Namens Ansigisus mit Anchises, dem alten Trojanervater, von dem die Römer sich herleiteten, begründete eine phantastische Ableitung von den Trojanern. Überall in den Taten der Bischöfe von Metz (Pertz II, S. 264), dem Epitaphium der Rothaid, Pipins Tochter (ebda. S. 265), stofsen wir auf sie:

> Aber Anchises, ihr wackerer Ahnherr, führt seinen Namen
> Von dem greisen Vater des ältesten Römers her.[1]

Noch Alberich von Trois-Fontaines nennt ihn: *Ansigisus qui et Anchises* (ad 644, 685). Mousket nennt ihn Angis (21512), ohne von einer Sage über ihn etwas zu wissen.

Es hätte wirklich etwas Bestechendes, in der Übertragung der Tat von einem Merowing auf einen Arnulfing, von Clothar auf Anseïs, eine familienpolitische Tat des jüngeren Geschlechtes zu sehen, aber wieder steht uns die echt volkstümliche Art der *Enfances Anseïs* entgegen: denn eine solche tendenziöse Dichtung würde sich enger an die Chronik und Chronologie gehalten haben, würde ihn nicht zum Bastard gemacht haben, sondern ihn nach Anschises etwa Angis und nicht lautgesetzlich nach Ansigisus: Anseïs genannt haben.

Nein! Eine tendenziöse Dichtung sind diese *Enfances* nicht, und die Tat, die von dem reifen Manne berichtet wurde, die Rolle, die König oder Held Anseïs historisch und episch gespielt, sie mufs bestanden haben, um *Enfances*-Dichtung und epischen Namen entstehen lassen und überliefern zu können. Und sie hat auch bestanden, wenn es auch wiederum nur Chroniken sind, die ein Echo von den ihm gewidmeten Sagen widerhallen. Anseïs hat in dem schon öfters besprochenen, epische Spuren deutlich verratenden Thüringerkriege von 641 historisch eine Rolle gehabt. Zwar nennt ihn Fredegar (Buch IV, Kap. 87) in diesem Kriege Adalgyselus (Algiselus), doch läfst Dahn keinen Zweifel an der Identität beider Persönlichkeiten. Ja, er nennt ihn im Laufe seiner *Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker* mehrfach Adalgisil, im Register allerdings nur unter Ansigisel (S. 645, 6). Es 'begegnet

[1] *Ast abavus Anschise potens, qui ducit ab illo*
Trojano Anchisa longo post tempore nomen.

Adalgisil auch nach Pipins Tode nicht wieder als *major domus*, vielmehr tritt Pipins Sohn Grimoald alsbald in dieses Amt. Einen Bruch mit Arnulfs Sohn hat man aber um deswillen nicht anzunehmen: Adalgisil erscheint 640 als Heerführer in Sigiberts Feldzug gegen die Thüringer neben Grimoald.'

Der gesprächige Fredegar berichtet aber (IV, 77): Radulfus der Thüringerherzog war im Kampf gegen die Wenden Sieger geblieben, und im Hochmut darüber versuchte er mehrmals dem Herzog Adalgyselus nachzustellen und wandte sich nach und nach auch gegen Dagoberts Sohn Sigybertus. Wer den Streit sucht, der hat Kampf im Sinn ... (IV, 87). Im achten Regierungsjahre des Sigybert (641) brach er los. Sigybert berief stracks den Heerbann, setzte über den Rhein, jagte des Thüringers Genossen Fara in die Flucht und drang ins Thüringerland ein. Ein Schwur einte die Herzöge, Radulf nicht länger leben zu lassen; aber es kam anders! Radulf baute sich nämlich ein festes Kastell an der Unstrut und liefs sich ruhig vom Gegner umzingeln. Sigybert war jung und ungeduldig; und obgleich die Herzöge Adalgisil und Grimoald ihn ohne Unterlafs bewachten, befahl er ohne Beratung den Angriff. Radulfus aber hatte ein geheimes Einverständnis mit gewissen fränkischen Herzögen, fiel aus und brachte den Franken eine empfindliche Niederlage bei. Viele Tausende von ihnen sollen getötet worden sein. Sigybertus aber, nachdem Radulf sich wieder in seine Burg zurückgezogen, safs auf dem Boden und weinte bittere Tränen über die Verlorenen. Die Mainzer sollen es gewesen sein, die in diesem Kampfe sich treulos erwiesen.

Kurth ist in seiner *Histoire Poétique des Mérovingiens* S. 466 den sagenhaften Zügen dieser Darstellung gerecht geworden. Fredegars Darstellung macht den Eindruck, als ob die Fülle der ihm gefallenden Züge ihn überwältigte und er dadurch vollkommen aus dem Zusammenhang geraten wäre. Er berichtet (wir haben die Darstellung zu ordnen versucht) von dem planlosen Angriff, dann erst von der Überwachung des königlichen Prinzen durch Adalgisel und Grimoald. Er schliefst seine Schilderung ab, dann erinnert er sich der Untreue der Mainzer und bringt diese Bemerkung als Schlufs der Kämpfe vor den Verhandlungen, mit denen Sigybert den gefährdeten Rückzug erkaufen mufste. Die Untreue der Mainzer bringt er mit einer nicht oft von ihm geübten Vorsicht: Die Mainzer 'sollen' sich in diesem Gefecht untreu erwiesen haben und tatsächlich sind in der späteren epischen Tradition die Mainzer typische Verräter: der Dichter des *Doon de Maience* mufs mehrfach im Laufe des Gedichtes hervorheben, dafs sein Held nicht jener Doon von Mainz sei, der gegen Karl den Grofsen zu Felde gezogen, und der Bueve de Hanstone aus dem Lande gejagt. Jenes 'Mainz' sei eine andere Stadt jenseit des Meeres. Die weitgehendste Verwendung als Typus hat dann das Haus *Maganza,* die Verrätersippe, in den *Reali di Francia* gefunden, jener italienischen Kompilation aus dem Volksepos.

Wenn nun die Mainzer später als Verräter gelten, so mufs wohl einmal in der Geschichte ein Anlafs zu solcher Anschauung stattgefunden haben. Und warum sollte es nicht dieser sein. Nur Fredegars Ausdrucksweise könnte darauf deuten, dafs er damals schon typisch war und deshalb innerhalb des Ganzen Fredegars Argwohn erweckte. Wenn diese Untreue nicht mit Sicherheit als bereits sagenhafter Zug nachzuweisen ist, so sind es die folgenden sicherlich: der Eid der Herzöge, den Thüringer unter keinen Umständen zu schonen, der junge unerfahrene König, der weinend über Niederlage und Verluste auf dem Boden sitzt wie ein Kind. Das stammt nicht aus trockener Chronikenüberlieferung, das gehört zum feinen und zierlichen Schmuckwerk, mit dem der Volksmund die Sage zu bekleiden pflegt. Aber die Sage von Sigyberts Tollkühnheit und Niederlage hat ihren eigenen Beigeschmack: die Herzöge, die geschworen haben, Radulf keinen Pardon zu gewähren, stehen ja am Ende beschämt und eidbrüchig da, und auch der Übergang von jugendlichem Wagesinn zu kindischstem Ausdruck der Verzweiflung zeigt eine ungünstige Gesinnung der Erzählenden gegen den König. Sehr einfach, denkt man, die Austrasier, aus deren Mitte die Arnulfinge hervorgingen, erniedrigten das absterbende Königshaus und erhöhten das künftige. Jedoch ist von einer Erhöhung von Arnulfs Sohn, den die *Metzer Annalen* den erlauchtesten Fürsten nennen sollten, wenig zu spüren; nichts berechtigt uns, anzunehmen, dafs er den Eid der Herzöge nicht mitgeleistet hat, und nur die Überwachung des Königs mit Grimoald vor dem Unglückskampf zeigt seine Überlegenheit — allerdings mifslingt ja auch sie!

Soll ich daran erinnern, dafs auch andere Sagen sich bei Fredegar vollkommen umgestaltet und zwar volkstümlich umgestaltet zeigen, dafs Teile der Chronik burgundischen Ursprungs sind, dafs nur kurze Zeit darauf Burgund in der poetischen Darstellung seiner Kriege gegen Nordfrankreich sein Heldenepos erhielt, dementsprechend auch in der burgundischen Chronik bereits vielerlei tendenziös gefärbt erscheint, was die Franken anbetrifft? So werden wir wohl kaum fehlgehen, in der Art der Darstellung von Sigyberts Feldzug burgundische Auffassung zu vermuten. Burgundische Dichtung wohl. Den Kern des Berichtes mögen sie von Austrasiern erhalten haben, entwickelten ihn dann in ihrer Art weiter und verschärften das für die Franken Skandalöse. Grund genug, denke ich, dem Bericht Fredegars zu mifstrauen und ihn aus den Geschichtsbüchern verschwinden zu lassen, etwa bis auf den Kern — eine fränkische Niederlage an der Unstrut.

Ich denke mir die Entstehung der Sage folgendermafsen: die Niederlage Sigyberts an der Unstrut wurde von den Austrasiern in einer Weise dargestellt, welche den Merowingerprinzen demütigte und Ansigisel, dessen Rat vorher zurückgestofsen wurde, als den schliefslichen Retter und Rächer auftreten liefs, genau nach dem Muster

des Liedes von Dagobert und Clothar II., in welchem der junge König eine Niederlage erlitt, der ältere Fürst die Scharte auswetzte. Dort erlegte Clothar den Sachsen Bertoaldus — im *Sachsenlied* tötet Anseïs Brehier, dessen Identität mit Bertoaldus wir schon öfters betont. Also hier finden wir beide Sagen tatsächlich vermengt. Die burgundische Sage entlehnte nur den satirischen ersten Teil, der ihr behagte, und in dem sie die Schande der Austrasier sah. Sie schloſs mit der Niederlage der Franken, ohne Anseïs eingreifen zu lassen. So geht es aber, wenn man das eigene Haus beschmutzt.

Die Austrasier verloren umgekehrt mit Abnehmen des Widerwillens gegen die schwachen, kindischen Epigonen der absterbenden Rasse das Interesse an dem Sigybert niederdrückenden Anfang, der trotz allem eine fränkische Niederlage bedeutete, und behielten nur den, Anseïs erhebenden zweiten Teil, dem sie eine Vorgeschichte im Stile der Bastardschaft Karl Martells, vulgo Karls des Groſsen voraussetzten. Dies scheint mir die wahrscheinlichste Vermutung zu sein, welche besonders dadurch sich empfiehlt, daſs sie die beiden bisher genannten Anspielungen auf Anseïs auf eine Dichtung zurückführt, die das Schema einer älteren Sachsendichtung, der Sage von *Clothar und Dagobert*, getreu kopiert. Wie aber die Merowingersage mit wenigen überkommenen Themen zu wuchern pflegt und diese immer wieder erneuert, haben wir ja bereits öfters betont, wobei die Kooperation eines jungen und alten, tüchtigen und weniger tüchtigen Heerführers auch bereits als immer wiederkehrend erkannt wurde.

Wir können also für die Figur des Anseïs die aufgeworfenen Fragen im wesentlichen als gelöst betrachten. Was nun die seinerzeit so sagenberühmte *Brehiertötung* anbetrifft, so hat ja die von uns beigebrachte Version mancherlei Zweifel getilgt, aber sie hat auch neue Probleme mit sich gebracht: welcher Natur ist die Verwandtschaft der Versionen?

Nun brüstet sich im *Ogier* Brehier vor dem Kampfe (9874): 'Ich will einmal Karls Heer einen Besuch abstatten; als treulosen Verräter will ich ihn vor der Welt hinstellen: Braimont tötete er in mörderischem Verrat, sein Vater Pipin brachte Justamont um. Bei Mahomet, ich werde sie rächen!' Und Pipin schimpft er einen schlechten, stinkigen Zwerg (9946).

Erinnern wir uns nun, was wir zu Anfang sagten: die Erwähnung des Anseïs im Sachsenliede gewährt uns den Einblick in eine zyklische Sachsendichtung. Durch das Prinzip der Blutrache wurden eine Anzahl Dichtungen miteinander verknüpft, die alle einen fränkischen Führer als Sieger über den Sachsenkönig darstellten: als ersten den Floovent, dann Clothar-Anseïs, wie dieser schlug nach *Mainet* (*Romania* IV, S. 319) Pipin dem Justamont im Zweikampf den Kopf ab, ebenso Karl der Groſse dem Wittekind im erhaltenen *Sachsenlied*.

Nachahmungen dieser etwas stereotypen Schlüsse finden wir noch im Zweikampf: Karl der Grofse-Braimant (vgl. Brunamont *Mainet*); Karl der Grofse-Baligant (*Roland*). Und da der *Ogier* innerhalb seiner *Brehiertötung* sich mit den angeführten Worten auf die zyklische Sachsendichtung beruft, in dieser aber die Tat nach Ausweis des *Sachsenliedes* von Anseïs erzählt wurde, so ist es wahrscheinlich, dafs dieselbe von Anseïs auf Ogier direkt übertragen wurde und nicht, wie ich bisher mit Voretzsch annahm, von Lothar auf Ogier.

Des Alberich Anspielung behält freilich ihren vollen Wert, der *Lotharius Superbus* des noch von ihm gekannten Heldenliedes ist auf keine Weise auszuschalten.

Und so haben wir die interessante Sachlage, dafs man im 13. Jahrhundert die Brehiertötung zu gleicher Zeit von drei verschiedenen Personen singen hören konnte: von Clothar in ursprünglicher Version (Zeugnis Alberich, der ihn darum Ogier gleichsetzt), von Anseïs innerhalb einer zyklischen Nachdichtung, von Ogier in einer Nachgeschichte, die auch Motive der *Belisarsage* aufzuweisen hat.

Wahrscheinlich waren diese Sagen geographisch geschieden: Clothar mag in Alberichs Heimat, in der Champagne (Wattenbach: *Geschichtsquellen*, 5. Aufl., S. 422) besungen worden sein, Ogier um Meaux, wo sich nachweisbar eine Legende über ihn gebildet hat.

Anseïs aber gehört dem Osten an. Sein Vater war Erzbischof von Metz, er selber in Austrasien Hausmeier und Herzog. In östlichen Kriegen Heerführer. So nehme man es als Beleg dafür, dafs die Heimat seiner Sage Lothringen gewesen ist, dafs wir an Stelle der Unstrut ältester Sage, der Rune der Karlssage (= die Ruhr [1]), hier die **Maas** als Schauplatz seiner Taten finden.

Dort safsen auch diejenigen, die von ihm sangen, und die den Sohn des heiligen Arnulf trotz der stärker leuchtenden, alle schwächeren absorbierenden Gestirne Karl Martells, Karls des Grofsen, der Ludwige über fünf Jahrhunderte nicht vergafsen.

Anhang.

Der Text der Anspielung auf das *Anseïslied*.

Saisnes T. IV, 1. François se deffandirent com nobile guerrier.
Li uns rois après l'autre panse de l'anforcier,
Tant qu'en France morut li rois sanz heritier.
Ne sorent la corone cui doner ne baillier;
5 De Jofroi de Paris firent lor justisier

[1] Rune = Rhein ist ein Irrtum Gaston Paris' (*Hist. Poét.* S. 289), der kritiklos genug weitergetragen worden ist. Seit dem Aufsatz von Jos. Hansen in *Forschungen zur Deutschen Geschichte*, 1886, S. 119—121, ist wohl nicht mehr daran zu zweifeln, dafs die Ruhr gemeint ist: *Rura* > *Rure* ergab durch Dissimilation *Rune*. — Jüngere Literatur zu diesem Punkte siehe Rohnström op. cit. S. 175 ff. Hiernach findet sich der Name *Rune* in anderen Texten in Spanien. Deswegen für das *Sachsenlied* die Etymologie *Rune* — *Rura* abzulehnen, scheint übertrieben.

Por maintenir la guerre et por ax anforcier.
Après celui eslurent dant Garin le Pohyer;[1]
Ne sorent la corone allors miax amploier,
Quar molt estoit prodom, si soct bien guerroier;
10 Mès ainz n'ot fil ne fille de sa franche moillier.
Cil conçut Anséys an la fille au vachier,
Qui puis derraisna France cors à cors à Brehier[2]
Au parlement sor Muese, où ot maint haut princier,
François et Sesne[3] furent ajòrné por plaidier,
15 Por la destroite guerre finer et apaier.
Dont firent la bataille sor ·||· homes jugier
Et d'ambes parz trez bien jurer et fiancier
Que ne feront jamais guerre recommencier;
Mès cil en ait l'onor cui Dex vodra aidier.
20 Cel jor firent François d'Anséys chevalier,
Qar ancores servoit au role[4] d'escuier;
Bien li sistrent les armes, si s'an sot bien aidier.
Brehier refirent Saisne molt bien aparoillier,
Puis les firent andeus outre ·|· autre[5] nagier;
25 Se's ont andeus laissiez as armes acointier.
Anséys le conquist à l'espée d'acier:
Li Saisne s'an tornerent, n'i ot que correcier;
Mès toz lor sairemanz fauserent de legier,
Qar onques ne laisserent nos Frans à laidangier.
30 Anséys coronerent à Saint-Denis mostier;
Leax fu et prodom, Deu ama et ot chier.
Cil fu peres Pepin le vassal droiturier,
Qui puis refist à Saisnes maint mortel anconbrier
Et ocist Justamont, voirement sanz cuidier.
35 Guiteclins le cuida puis vers Karlon vangier;
Li fil après les peres repristrent le mestier.

Diese Anspielung ist in veränderter Gestalt wiederholt auf S. 165 desselben I. Bandes:

Tirade XCVII, 2. 'Morz fu Karles li Chaus qi l'ampire ot conqis;
Après Karles Martiax qi tant fu mal pansis;
Ne remest oirs en France ne an qint ne an sis;
·X· ans laisserent France à Joifroi de Paris.
5 Qant Garins de Baviere[6] fu do roiaume eslis,
Fame avoit bele et sage; mais ainz n'an fu oirs vis;
Cil ot une vachiere qi molt ot cler le vis:
Basse chose ert assez; mès li cuens (l: cuers = R) fu gentis.
Puis fu li suens lignages de chevage[7] franchis.
10 Por la biauté de li fu Garins ses amis:
O li jut une nuit, si an fist ses delis;
De lui fu angenrez li forz rois Anséys,
Qui puis ocist Brehier,[8] dont ancor nos est pis.[9]
D'Anséys fu Pepins, qi proz fu e gentis;
15 Et de Pepin fu Karles, qi nos a anvaïs.'

[1] R: Girart le Pontier. — [2] so A; L: Broier; R: cors à cors bataillier. — [3] L: Où France et Saisne ... — [4] A: en robe. — [5] A, R: isle. — [6] R: G. de Lancele, A: G. de Sansuerre. — [7] L: chevax; A, R: servage; T: chevage (vgl. Siepel, *Kritische Beiträge zu Jean Bodels Epos*, Diss., Greifswald 1899, Nr. 106). — [8] L: Broier. — [9] Ein Sachse ist der Erzählende.

München. Leo Jordan.

Note sul Boccaccio in Ispagna nell'Età Media.

(Fortsetzung.)

Il *De claris Mulieribus* ed il *De Casibus,* benchè diversi nell'accozzamento del materiale erudito, mostrano un aspetto medesimo dell'animo del Boccaccio; si completano a vicenda. È un ricreare e sollazzare la mente, riempiendola di fatti egregi e memorandi; un fortificare lo spirito fiacco con riflessioni morali ed una filosofia sensatissima e cristianissima, ma tutta a fior di pelle. Si infilzano esempi, e si ragiona: Badate alle antiche storie che son specchio della vita; incamminatevi alla virtù e fuggite il peccato. Chi, fuor d'Italia, conosceva il *De Casibus* del 'famoso filosofo y grand poeta' Boccaccio,[1] ignorava difficilmente

---

[1] Così chiamavalo un lettor assiduo del *De Casibus,* Fernan Mexia, nel *Libro yntitulado nobiliario perfetamente copylado y ordenado* (Sevilla 1492, cap. I), che potei consultare quando era già a stampa il capitolo precedente. Quivi il Boccaccio che, in materia di nobiltà e di virtù, pensava come Dante, è tratto a convalidare il pensier retrogrado di una nobiltà basata sulla purezza del sangue e la discendenza, e dovrebbe prestar armi per combattere il 'famoso doctor' Bartolo. (cap. I) 'En favor de nuestro proposito el voçaçio presta o nos enbia tres flechas agudas y fuertes para mortalmente ferir al dicho doctor, escudo de aquella tabla terçera de su escudo, escripto en sus tendales, como fueron sacadas de aquella epistola con la qual fue presentado el libro suyo caydes de principes . La qual esta situada en el començo de dicho libro . Las letras dizen asi . Maginardo onbre de onrrado linaje desta çibdad de florēçia, el qual es cavallero armado y el titulo de su linaje antiguo y muy famoso es en esta çibdad y de buenas costunbres mucho doctado . Por çierto si este famoso filosofo y grand poeta no sintiera como la antiguedad y claridad del linaje no era la perfeçion de la nobleza, no se metiera á dar loores de nobleza de antiguedad del dicho maginardo. ... Y luego lanço la segunda, sacada del goldre del dicho libro . cap. VII . cuyas letras materialmente dizen así . Vi al Rrey minus que ante todas las cosas en su nascimiēto fue muy claro asi como aquel que era engendrado de aquel grand Rrey de creta llamado astrio y de europa fija del Rey agenor; esto dixo el gran poeta por que asterio vestia de la mas alta sangre y antigua y noble del mundo. ... La tercera es aquella la qual sacada del dicho goldre puso en sus tendales aquellas letras que se leen en el cap. XIII en el comienço que dizen ansi: De un linaje muy claro muy alta y linpia sangre fue priamo . Aqui es de notar que alta sangre no quiere otra cosa dezir: salvo antiguo ... e esto quiso dezir el dicho poeta.' Di Dante non ragiona il Mexia nel *Nobiliario* (è così sciolto un dubbio espresso nelle note mie su *Dante in Ispagna,* p. 19 dell'estr.); cita però i *Trionfi* del Petrarca (Lib. I cap. LXXIIII), ricorda la *Vision deleytable* di Alfonso de la Torre (Lib. II cap. XX), e più volte le glosse del Villena all'*Eneide* tradotta.

il *De claris Mulieribus*; avveniva talvolta che i due trattati si mettessero in un fascio e si confondessero. Alla versione francese del *De claris Mulieribus*, venuta in luce nel 1493, il Vérard mandava innanzi l'avvertimento: 'La fin et intention du dit auteur est monstrer l'instabilité et variacion de fortune, laquelle souventesfois, apres plusieurs grandes prosperités, renverse l'estat des humains et parfond de miserable infelicité, et du contraire, apres plusieurs adversités, elle restitue les mortels vivans en plus grande prosperité que devant.'[1]

L'arte, già dal Boccaccio affogata entro le spire dell'erudizione e della morale, immiserivasi necessariamente nelle traslazioni ed imitazioni successive. Il trattato sulle chiare donne giungeva provvidenziale a' dotti, nel fervore delle discussioni sulle donne, in tanto affannarsi per sgombrare da' rovi e dalle spine la via che conduce al cielo. Dovunque s'apron cammini, penetra la donna. Hai le tentazioni di Sant'Antonio, accanto alla visione estatica di Maria Vergine; il diavolo che tira in giù gravoso la carne, e l'angelo che porta salute, e solleva lo spirito all'eterna beatitudine. Attorno alla donna giran tutti gli ordigni maggiori e minori della letteratura. Alla donna s'erigon tempi e si preparano inferni. I femministi lottano co' misogini. Hai trattati sui pregi e le virtù delle chiare donne; hai invettive mordenti e furenti contro il sesso debole e perverso, ed un coro di garrule voci che, dalle chiese e dai chiostri, impreca alle figlie di Eva, e inneggia a Maria, sola fra le donne purissima. Il Boccaccio, natura bonaria, solito a non macerare le carni con digiuni e privazioni, tardi pentito e ravveduto, messo, suo malgrado, a salmodiare co' mistici e gli asceti, perdonava alle donne tante fiacchezze per un amoroso sorriso; non covava per esse odio profondo. Espertissimo della natura loro, delicata, lascivetta e labile, tenera e caparbia, angelica e diavolesca ad un tempo, quand'ebbe rivolta la mente a' pensier gravi, beato ancora di poter scorrazzare a piacere nel mondo apertogli da' dottori antichi, e di riempir le carte di nomi illustri, mette insieme, attingendo alle mitologiche favole, alle leggende ed alla storia, incontentabile nel dare l'ultimo assetto al lavoro suo, i suoi bravi esempi di chiare donne. Lo sfogo de' suoi risentimenti, le amare invettive contro le vedove e le donne in genere, affidava al *Corbaccio*, spolverizzato qua e là di mistica doratura. Aveva scritto pe' paladini delle donne e per i loro denigratori, e pronunciato il suo: scegliete.

Vi furono Spagnuoli pronti a scegliere l'apologia, che, abilmente, sotto il cumulo di lodi, copre il biasimo alla frale natura

---

[1] H. Hauvette, *De Laurentio de Primofato*, Paris 1903, p. 106.

femminile,[1] tenuta dal Chaucer, tra i Britanni, in gran pregio, e fonte alla *Legend of good Women*; vi furono altri che, a chius'occhi, accettaron la satira. Ma, in generale, per certo spirito galante e cavalleresco ch'era ne' più dotti, nella patria del *Don Quijote*, ingentiliti dalla coltura umanistica, in tempi in cui le favole e le ambagi di re Arturo, gli amori di Tristano e d'Isotta scaldavan la fantasia e molcevano i cuori, e correvan le prime storie di Amadigi, preferirono i più schierarsi col *De claris Mulieribus* a sostenitori del valor femminile, che imprecare alla malvagità della donna col *Corbaccio*.[2]

Le imitazioni del trattato latino precedettero verosimilmente la traduzione castigliana, compiuta sotto il regno di Juan II, da un anonimo, che qua e là corresse il Boccaccio, e ne completò le storie abbozzate, giovandosi di 'algunos famosos y mas ciertos autores' (f. VII). Apparve l'opera stampata col titolo: *De las mugeres illustres en romance,* nel 1494, un anno prima delle *Caydas*.[3] I 'varones ilustres' di Castiglia, quali ce li descrive

---

[1] Come anche nel *De Genealogiis Deorum* il Boccaccio amasse svelare le fralezze femminili, mostra lo Schöningh, *Die Göttergenealogien des Boccaccio*, Posen 1900, p. 39 sg.

[2] Grandi vantaggi morali prometteva d'altronde il Boccaccio ai lettori del suo trattato. Vedi la conclusione della versione castigliana del *Libro ... de las illustres mugeres*, ch'io citerò più innanzi (f. L) 'Ca los hombres soñolientos y de poco leyendo muchas hazañas y empresas espantosas y de tan sobrados esfuerços de mugeres: sentiran grave aguijon para que no sean de menos que ellas. E las dueñas honradas hallaran grandes enxemplos y muy peregrinos para confirmacion de su virtud.'

[3] Pensava un tempo attribuirla ad Alonso de Cartagena, traduttore dell'ultima parte del *De Casibus*, al quale comunemente si aggiudica un trattato sulle donne illustri, irreperibile, ma è congettura cotesta priva affatto di fondamento. Non avrà certo ignorato l'insigne e dottissimo vescovo l'apologia boccaccesca, ma negli scritti e trattati suoi tralascia di farne ricordo. Nelle chiose alla versione del *De Providentia* di Seneca, ricorda il detto di Salomone: 'la muger es mas amarga que la muerte', per subito aggiungere, non doversi muovere ingiuria alla donna, 'ca no vino medea a buscar a iasō, mas iasō fue a buscar a medea' (Vedi la stampa citata dei *Cinco libros de Seneca*). — L'edizione di Zaragoza del 1494: *Johan bocaçio de certaldo poeta flo rētin d' las claras excellētes y mas fa mosas y señaladas damas: adreçado a la muy illustre señora doña Andrea de acchiarolis condesa de alta villa*, è di estrema rarità, ed io non potei vederla. (La registrano: il Gallardo, *Ens.* II, 97; A. Hortis, *Stud. s. oper. lat.* p. 897; P. B. Fernández in *La Ciudad de Dios*, 1902, marzo; C. Haebler, *Bibliogr. ibér. del siglo XV*. La Haya, Leipzig 1904, p. 24.) Ai più è solo accessibile l'edizione di Sevilla, 1528: *Libro de Juā Bocacio que tracta de las illustres mugeres*, tolta rapidamente in esame da L. Torretta in *Giorn. stor. d. letter. ital.* XL, 44 sg.: 'primeggia sulle altre per fedeltà, poichè segue passo passo il testo latino e lo rende con scrupolosa precisione', meno assai svisa e travolge il senso dell'originale che non facciano il tedesco Steinhöwel e l'italiano Betussi, 'talvolta al capitolo del Boccaccio, riprodotto interamente, viene aggiunto un nuovo brano contenente ora semplici considerazioni morali, come nei capitoli di Tisbe, di Niobe, delle

Hernando del Pulgar, e prima di lui il D'Ayala, amavan le donne, benchè austeri e gravi fossero; erano 'inclinados á mujeres'; unicamente di sogni puri e platonici non si pascevano. Attorno alle dame di corte gironzano gli spasimanti cavalieri, e profondono lodi e incenso. A paladino dell' onor femminino già s'era eretto Enrique de Villena, chiudendo l'allegorico trattato *Los trabajos de Hercules*. La lirica provenzaleggia e petrarcheggia; si crea i suoi idoli d'amore, e gioie, e tormenti. Cresce il prestigio della bellezza; con baldanza si affissano gli occhi nel bel corpo di donna, e non è da stupire, se Don Alvaro de Luna, incline alle lettere e alle donne, come i più grand' uomini del tempo, in pieno fervore di umanistici studi, capitatigli tra' mani, negli ozi concessigli dagli intricati negozi di stato, il *De claris Mulieribus* del Boccaccio, tentasse emularlo con un trattato analogo: il *Libro de las virtuosas et claras mugeres,* frutto di laboriosa e paziente compilazione, di accurato spoglio degli scrittori antichi, allora più in voga, di Valerio particolarmente, ponderato in ogni parte, scritto con senno e chiarezza, in una prosa nitida e fluida, la miglior prosa del tempo. Sfila innanzi a noi il gran corteo delle donne illustri. Porzia, Claudia, Virginia, Veturia, Lucrezia, Sulpizia, Ipermestra, Argia, Artemisia, Marzia, Penelope, Cammilla, moltissime altre, che troviamo pur raggruppate attorno alla *Cité des dames* di Christine de Pisan (suggerite dall'esempio del Boccaccio), trionfanti nel *Champion des dames* di Martin Le Franc, nella *Clarissimarum feminarum laudatio* di Albert von Eyb,[1] ci insegnano la fermezza muliebre nel fuggir le insidie, l'ozio, le mille tentazioni; celebrano il fior delle virtù nella donna: la castità, incarnata in Sulpicia, dura ad ogni assalto, 'amando con muy grande amor solamente á su marido,

---

mogli dei Meni, ora qualche ulteriore notizia intorno alla protagonista, come in quelli di Leena e di Ippone, notizie che egli attinge per lo più ai fonti stessi di cui si è servito il Boccaccio.' Ancor si dovrebbero studiare i manoscritti sparsi di questa versione, e determinare con esattezza le lacune e le interpolazioni nel testo castigliano, non tutte dovute certamente all' arbitrio dello stampatore.

[1] L. Torretta discorre con cognizioni scarse, nel citato articolo, della fortuna del *De claris Mulieribus,* fuori d'Italia. Di Christine de Pisan non fa parola; ignora il dotto studio di K. Drescher sulla traduzione dello Steinhöwel, ristampata con ogni cura nella *Bibl. d. litter. Vereins Stuttgarts* Vol. CCV, Tübingen 1895. Lo Steinhöwel informa in una nota com' egli liberamente traducesse: p. XXX: 'Ich gedenck ouch, daz ich nit entrinnen müg mit myner arbeit, die ich in guoter main uncz an dise fabel gebracht hab, in ringem, verstentlichem tüsch, on behaltne ordnung der wort gegen wort, ouch nit gelyche sinn gegen sinnen, sonder offt mit zuogeletten worten nach mynem bedunken darzuo dienenden, oder abgebrochen, ouch nit on ursach beschenhen.' Sulla *Clariss. fem. laudatio* ved. M. Herrmann, *Alb. v. Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus,* Berlin 1892, pp. 287 sgg., dove però a torto si tace il Boccaccio tra le fonti.

porque esta es la entera castidad'. Don Alvaro che al corteo delle donne insigni aggiunge le Ebree e le Cristiane, celebrate dalle Sante Scritture, e dal Boccaccio trascurate di proposito, perchè 'descritte in più di un volume da molti santi uomini, nelle sacre lettere dottissimi e non poco onorati', moralizza, emette sentenze, s'inchina ai sapienti; dà rialzo a' detti suoi con un 'segun dicen algunos Doctores, especialmente Juan Boccacio en el su libro de las nobles y claras Mujeres'. Al dottor Boccaccio parecchio toglie per completare le narrazioni degli antichi; toglie da Valerio in special modo, il gran compilatore, da cui, in Ispagna, ognun compila; nè si limita ai particolari, agli aneddoti, ma trascrive vite intere di donne, quando opportuno gli sembra.[1]

In verità, maggior gratitudine meritava il saggio precursore che gli fu provvido d'aiuto e di consiglio, e gli suggerì persino il titolo all'opera: 'claras mugeres'. Gli esce detto, a gran stento, che delle chiare donne: 'Joan Boccacio algunas cosas trata', ed ha il coraggio di appropriarsi anche il proemio del trattato latino boccaccesco. Meravigliasi ancor lui, 'non poco', 'de tantos prudentes, é santos Autores, que de los fechos é virtudes de los claros varones hayan fecho extendida é complida memoria', nessuna particolare descrizione lasciando de' virtuosi, egregi fatti delle donne; ancor lui menziona il Petrarca, 'del qual mas es de maravillar, porque vido el olvido de los otros é fué mas cercano á los nuestros tiempos.'[2]

Il libro, così composto, vergato da mano possente e temuta, fece fortuna. Dovettero rubarselo, a vicenda, donne e donzelle, le quali, con compiacimento infinito, vi avranno visto come un riverbero delle loro reali od immaginarie virtù, buono per stuzzicare la vanità femminile. 'Por haber compuesto tan noble libro en honrra d'ellas,' cioè delle 'claras mujeres del nuestro tiempo', Juan de Mena, l'Omero di Spagna, ringraziava in un *Prohemio* il 'muy virtuoso, é muy magnifico' contestabile. Offriva poi l'autore delle *Trecientas* in un suo svago in rima, accolto da' 'Canzioneros', col titolo: *Claro Escuro*[3], un elogio di virtuose donne, e celebrava Argia, Lucrezia, Ipermestra, Penelope, Arte-

[1] Una delle poche cose commendevoli nel libro di B. Sanvisenti, *I primi influssi di Dante, del Petrarca e del Boccaccio* ..., Milano 1902, è il diligente ed utile confronto (non privo però di gonfiezze e di fronzoli) fra il *De claris Mulieribus* del Boccaccio e il *Libro de las virtuosas y claras mugeres* di Alvaro de Luna (pp. 289 sgg.), stampato quest'ultimo per cura de' *Bibliof. Españ.*, Madrid 1891.

[2] Il Petrarca aveva pagato, d'altronde, il suo tributo d'encomio alle femmine egregie, in un'epistola ad Anna, sposa all'imperatore Carlo V, e steso un suo bravo elenco di nomi di illustri donne, da Minerva fino alla contessa Matilde. *Epist. fam.* ed. Fracass. Lib. XXI Cap. VIII (III, 70).

[3] *Cancion. general* I, 117.

misa ed altre illustri.[1] La 'buena Hypermestra', la 'casta Lucrecia', Artemisia, Penelope, Argia palesano la virtù loro nel primo ordine delle sfere rotanti del poema maggiore. (Nel 2° ordine di Mercurio str. XC appare 'Eriphyle'.) La *Coronacion* incensa pure le insigni e elette del 'linage feminino'. 'Por no espantar a las donas', aggiunge il poeta, 'ni robarles sus coronas | sus martyrios no assigno.'

I trattati, le biografie muliebri, le dispute sull'eccellenza, la nobiltà delle donne pullulano in quel secolo, così fertile di dotte scritture; muovono gli intelletti e i cuori de' letterati più eloquenti; occupano gli uomini di mondo, non meno degli uomini di chiesa, che di tutti i secreti possedevan le chiavi. Fioccan cavilli, e sottili e lambiccate distinzioni, e paradossi; si ponderano vizi e virtù, sulla bilancia offerta dal Boccaccio; si ribattono le accuse de' misogini sfrontati, con spirito partigiano acceso, acciecato. La tranquilla meditazione, che sola concede di penetrare negli abissi del cuore, ed illumina sulla psiche complessa dell'animal muliebre, non è di nessuno di que' paladini zelanti che, nelle terre del Cervantes, celebravan le Dulcinee alla stregua delle donne antiche, e vedevano un'anima ed una vita esemplare in un nome illustre che la leggenda e il mito tramandavano. È in pochi temperanza di giudizio. Impegnatasi la lotta, conveniva rivelarsi: o risolutamente femministi, o risolutamente antifemministi. Forti delle erudite memorie antiche, salivasi in cattedra e predicavasi alle turbe. S'insegnavan buone costumanze; s'indicavan quelle vie che conducevan dritte alla salute, guidati dal femminino eterno, o senza scorta di donna alcuna, liberi da' demoni tentatori. E se il Boccaccio, nel *De claris Mulieribus*, sdegnava disserrar le chiavi di Paradiso, ora, per la salute delle genti ispane, il Paradiso si dischiude, e all'alto si scorge, trionfante, esultante, il coro delle Vergini e delle Martiri. Le fiammelle delle luci sante si comunicano agli uomini. Alla beata speme ci solleva la Vergine. 'Ved el gran bien que tenemos | Por una Virgen doncella', griderà Juan del Encina agli stolti 'que dicen mal de mugeres', 'E pues fué muger, por ella | Todas las otras honremos.'

Partecipavano alacremente Catalani e Valenziani alle dispute sui pregi e le magagne delle donne, prima che si compiessero trattati e trionfi in Castiglia. Nel settentrione di Spagna erano più stretti i vincoli che univano alla letteratura di Francia, più naturale il riverbero delle diatribe e glorificazioni al

---

[1] L'opera di Alvaro de Luna figurava tra i libri della regina Isabella cattolica. V. *Memor. d. l. R. Acad. d. l. Hist.* VI, 464; 'puede creerse', congettura il Clemencin, 'que perteneció¿á su autor el condestable D. Alvaro de Luna'.

bel sesso, ispirate in gran parte all'universale *Roman de la Rose*. Il vescovo Francisco Eximeniz aveva composto lassù, in fin del '300, con intendimento ascetico spiccato, e, con tutta probabilità, indipendentemente dall'opera encomiastica latina, o satirica in volgare, del Boccaccio, il *Libre de les dones*,[1] libro fortunatissimo, divulgato e letto per più di un secolo ('todo de mugeres' come avvertiron poi i Castigliani traducendolo), in cui, saggiamente, col sostegno delle sacre scritture, si esponeva il bene ed il male, 'bondades et vicios', e tempravasi il biasimo alle rie femmine, che, spudorate e baldanzose, correvano per le vie di Valencia, patria del vescovo, colle lodi alle virtuose, di cui, più nelle dotte carte che nella vita, allor vissuta, era memoria. Alle carte latine e volgari, che Bernat Metge assiduamente leggeva, a' tempi dell'Eximeniz, è attinta, in parte, la scienza e l'esperienza muliebre sfoggiata nel *Somni*. Il valente secretario de' prenci di Catalogna ha un bel trincerarsi dietro i grandi e venerati uomini antichi del Lazio e della Grecia, e farsi forte dell'autorità di Aristotile e di Platone, di Omero e di Virgilio, dissimulando la dottrina che agli ingegni d'Italia attinge, tacendo con ostinazion vera e in ogni scritto il nome del Certaldese; irresistibilmente è pur condotto a' trattati de' sommi italiani che saccheggia. È saputo come la grandinata d'ingiurie che l'indovino Tiresia riversa sul capo del 'maleyt linatge femeni', tutta sia tolta al *Corbaccio*. Il panegirico che segue alla diatriba,[2] l'obbligatoria glorificazione de' femminili 'actes virtuosos e de gran valor', è suggerita dal *De claris Mulieribus* boccaccesco. Ben è vero che, al corteggio delle chiare donne antiche s'aggiunge, nel *Somni*, l'esigua schiera di donne virtuose, ch'eran decoro e luce nel reame di Aragona: Pedraltes, Eleonora, Sibilla, Violante e

---

[1] Vedi le mie note sulla fortuna del *Corbaccio*. Non so chi prima fantasticasse di uno studio fatto dall'Eximeniz delle opere del Boccaccio. A. Hortis, ispiratosi ad A. de los Rios (*Hist.* VI, 265) scrive (*Stud. s. op. lat. d. Bocc.* p. 593): 'Per far l'elogio (delle donne), e difenderle dalle accuse del Boccaccio, Francesco Ximenez, cedendo alle preghiere della contessa di Prades, dettò il *Libre de las Donas*'. Ultimamente l'amico mio J. Fitzmaurice-Kelly, nella sua pregevole *Historia de la liter. españ.* (trad. Bonilla, Madrid 1901, p. 156) sosteneva essere il *Carro de las Donas*, non altro che 'versión catalana del tratado *De claris mulieribus* de Boccaccio'; nè coglieva nel segno Menéndez y Pelayo rettificando, nel prologo alla traduzione (p. XXVIII): 'Boccaccio esta utilizado como otros muchos autores.' La recentissima traduzione francese della bell'opera dell'ispanista inglese (Paris 1904) tralascia, toccando dell'Eximeniz, l'accenno al Boccaccio.

[2] 'Son aço paraules de home ab sana pensa?' così s'ode rinfacciare Tiresia, prima di lanciare le contumelie carpite al Boccaccio (*Somni* Lib. III, p. 112), 'son aço paraules convinents a la tua edat? son aço paraules de home qui am scientia e hage legit tant com tu? Lexa semblants coses a homens otiosos, vans e illiterats, car lo teu enginy nos deu distribuir en amor'.

Maria; si ricordano le donne insigni del Vecchio Testamento; s'esalta la pazienza e l'amore di Griselda; ma dalle storie compilate dal Boccaccio si traggono tutte le aride enumerazioni, gli esempi storici e leggendari dell'aurea antichità, e il *Somni,* che non trascura le Amazzoni conquistatrici, si fregia di nomi illustri, vantati dal Certaldese: 'Semiramis', 'Orithya', 'Tamiris', 'Cenobia', 'Ysis', 'Saffo', 'Pobra' (Proba), 'Hipsicratea', 'Portia', 'Julia', 'Artemisia', 'Emilia', 'Sulpitia', 'Didone', 'Lucretia', 'Hippo', 'Cloelia', 'Cornelia'.

Alla satira de' costumi delle donne s'oppone, 'per semblant forma', quella de' costumi maschili, satira grossolana e sempliciotta alquanto, in cui non è nulla dell'ironia fine e dell'umore bonario del Boccaccio, il quale, pur vantando le virtù femminili, frustando gli uomini, che non rimanevano addietro alle donne nelle foggie artificiate e impudiche, nel restringersi follemente la persona, nello specchiarsi, nell'azzimarsi ecc., ripeteva esser l'uomo il più nobile animale che tra' mortali fosse creato da Dio, più perfetto quindi, più fermo e costante della donna. Il panegirista delle donne nel *Somni* chiama gli uomini bestie senza più: 'La maior part d ells es bestia de prat, e cascu cuyda esser altre Salamo en saviesa, et altre Tulli en eloquentia.' [1]

Tutte le glorificazioni muliebri, sorte in terra di Spagna, nel '400, si oppongono deliberatamente alle accuse vituperevoli de' maldicenti. 'Rusticus est vere, qui turpia de muliere | dicit, nam vere sumus omnes de muliere', ammoniva il *Facetus* (II, 12). Gli avvocati difensori, ispirati talvolta alle arringhe de' difensori di Francia e d'Italia, assestano colpi agli accusatori spietati, e tessono, con lusso di erudite citazioni, il loro panegirico. Da un lato addentano il Boccaccio, per le invettive acerbe contro le vedove, le pulzelle e le maritate, dall'altro attingono alla dottrina del grand'uomo, profusa nel *De claris Mulieribus,* le prove più acconcie per la difesa. E se il Boccaccio dedicava il suo trattato a Madonna Andrea degli Acciaiuoli, sorella del gran siniscalco Nicola, 'elegante nel conversare, generosa nel-

---

[1] Nel 1420 Mossen Bernat Blanes compiva il suo *Libre dels Feyts d armes de Catalunya,* e quivi, più e più volte, accenna ad una sua 'libreria', fornita di cronache e d'opere storiche d'ogni genere (ediz. della *Bibl. catal.* dell'Aguiló, Barcelona 1880, pp. 41; 122; 167; 328). Ma che vi figurasse un trattato del Boccaccio non dice il Blanes. Era natura opposta affatto al Metge, ghiottissimo di memorie del tempo antico, e condannava le 'favole' che solevano contaminare la storia veridica; spregiava gli scrittori che cercavano il plauso del volgo 'ab lurs mentides e fingiments'. (p. 37) 'Veritat sia dita com sen deu a historia, quen ha desser verge e molt pura ... car deurien esser molt greument punits tots aquells qui ab badomeries e faules que hi volen mesclar rompen la sua enterea.' I cronisti maggiori di Catalogna, il Muntaner e il Desclot sdegnarono, ch'io sappia, torre consiglio alle prose ed ai versi dei grandi trecentisti fiorentini.

l'animo, forte nell'ingegno, specchio dei buoni costumi e d'esimia onestà', s'egli chiudeva l'opera poderosa col panegirico alla regina Giovanna, illustrissima donna, per origine, per potenza e costumi; i valentuomini di Castiglia incensano, di comune accordo, il fior delle regine, Donna Maria, sposa al re Juan II, la più virtuosa delle mogli, la 'mas digna y mas noble', 'la muy enseñada et perfecta'; tessono ghirlande sul suo capo; inneggiano al bel sesso nel suo nome; ed è probabile che la regina stessa sollecitasse, per sè e le gentildonne del suo seguito: Doña Leonor de Castilla, Doña Elvira Portocarrero, Doña Beatrix de Avellaneda, Doña Mencia Tellez de Toledo, e trionfi, e tempi, e santuari di illustri donne, perchè si desse piena sconfitta agli iniqui maldicenti, 'çegados por ygnorancia'.[1]

Credo che, prima alquanto di Alvaro de Luna, dessero mano alle loro difese, e componessero i loro trattati, forse ad un tempo, Rodríguez del Padrón e Mossen Diego de Valera, e si impartisse da entrambi la nota lezioncina morale all'autore del *Corbaccio,* ricordata nelle storie letterarie più in voga.[2] Con argomenti filosofici e sottigliezze di ragionamenti, 'por numero de razones é non de mugeres famosas, como algunos, errando en sus fablas proceden', Rodríguez del Padrón vuol mettere in luce la gloria delle donne oscurata, mostrare la preeminenza loro sugli uomini.[3] Al labirinto de' vizi oppone un trionfo di virtù. L'eccellenza, la perfezione fisica e morale della donna, dimostra colle 'naturales razones', già in parte allegate nel *Somni* del Metge, noto probabilmente al Padrón[4] e non sdegnate ancora da Diego de San Pedro, nella *Carcel de amor,* dall'Agrippa, nella *De nobilitate et praecellentia feminei sexus declamatio* (1529), dedicata a Margherita d'Austria.[5] E il

---

[1] 'ledo y gozoso desechara la murmuracion y assechanças de los tristes maldizientes: y aun puestos por tierra los maliciosos | levara muy adelante y pregonara mucho mas el esclarecido nombre vuestro', così la dedica alla regina Giovanna, nella traduzione castigliana del trattato boccaccesco. E l'anonima *Defensione delle donne* (Bologna 1876, p. 8): 'Volendo io pigliarmi la faticosa impresa della protezione delle donne contra' loro maledici calunniatori ... e dovendo scancellare li obbrobrii che falsamente gli sono imposti, e predicare le loro laudi e virtudi'.

[2] Debbo io qui rimandare alle note critiche, bibliografiche e illustrative sul *Corbaccio in Ispagna,* che ristamperò più tardi, ampliate e corrette.

[3] Un anonimo esponeva, ben prima di lui, cinque cause per le quali 'mulier prefertur viro'. Vedi P. Meyer in *Roman.* VI, 300.

[4] Vedi anche A. Rubió y Lluch, *El Renacimiento clásico en la literatura catalana,* Barcelona 1889, p. 31. Che Rodríguez del Padrón conoscesse anche il *Reggimento di donna* di Francesco da Barberino non mi pare probabile.

[5] Fu poi tradotta in francese: *De la Noblesse et Preexcellence du sexe féminin,* Paris 1578. Tra le *Premières Œuvres poétiques* di Marie de Romieu (1581) trovi un *Discours que l'excellence des femmes surpasse celle de l'homme.*

Trionfo, così eretto, ha liete accoglienze in Francia, la patria del *Champion des dames,* e d'altre strenue e gloriose difese dell'onor femminino: *L'Avocat des dames,* il *Miroir des dames à l'honneur des femmes,* il *Chevalier aux Dames,* il *Jardin de plaisance,* il *Miroir des Dames et des Demoiselles,*[1] il *Triomphe ou le parement des dames,*[2] *La Nef des dames vertueuses, Les louenges, fleurs et deffensoir des dames,*[3] *Le Palais des nobles dames* (Jean du Pré), *La louenge de mariage et Recueil des histoires des bonnes vertueuses et illustres femmes* (P. de Lesnaudière), *La louange du mulièbre et féminin sexe* (H. Courteault), *Le grant Triumphe et honneur des dames de Paris et de tout le royaume de France* (1531), *Le Fort inexpugnable de l'honneur du sexe féminin* (François de Billon)[4] ecc.[5]

---

[1] Poemetto recentemente pubblicato da W. Söderhjelm nelle *Neuphilolog. Mitteil.*, hsg. v. neuphilolog. Verein in Helsingfors, 1904, pp. 73 sgg.

[2] Non sembra che Olivier de la Marche abbia cavato dottrina dal *De Mulieribus claris* del Boccaccio. Vedi l'edizione del *Triumphe des Dames* curata da J. Kalbfleisch, Rostock 1901, che poteva ricordare la traduzione, fatta in fine del seicento (*Triumpho das mulheres*), di Dª Juana Josefa de Meneses, contessa di Ericeira, cit. da M. Serrano y Sanz, *Apuntes para una biblioteca de Escritoras españolas,* Madrid 1905, II, 59.

[3] Offron notizia di questi trattati apologetici di Symphorien Champier: l'Allut, *Etude biographique et bibliogr. sur S. C.*, Lyon 1859, pp. 183 sgg. e R. Maulde La Clavière, *Les femmes de la Renaissance,* Paris 1898. Comincia *La nef* (es. d. Nazion. di Parigi Rés. Ye 856) co' versi: 'La nef des dames vertueuse | Ou toute vertu est enclose | Les gestes et le vasselaige | Des dames cy abbat la raige | De cil qui les dames accuse | Des dames par aulcune ruse | Des mesdisans mord le langaige'. Ma il Champier aveva pur scritto un suo acre, mordace e violentissimo 'Corbaccio': *La Malice des femmes.* ('Cy commence ung petit livre intitule la malice des femmes lequel a este recueilly de matheolus et aultres qui ont prins plaisir a en mesdire par affection desordonnee lequel est cy couche non pour mesdire: mais par doctrine pour eviter aux inconvenients que peuvent arriver par femmes. Par quoy sil y a aulcuns mots qui soient desplaisants et mordants soient, attribues au bigame Matheolus.') Gli editori dell'opere di Guillaume Alexis (A. Piaget, E. Picot in *Soc. d. anc. textes,* Paris 1896, *Le debat de l'omme et de la femme* I, 125), ricordano un *Dialogue apologetique excusant ou defendant le devot sexe femenin, introduict par deux personnaiges: l'un a nom Bouche Maldisant, l'autre Femme deffendant.* Nouvellem. impr. à Paris 1516.

[4] Alla letteratura indicata nelle note sul *Corbaccio,* s'aggiunga, per la Francia: A. Campaux, *La Querelle des femmes au XV siècle,* Paris 1865; A. Mennung, *Jean-François Sarasin's Leben u. Werke,* Halle 1904, II, 122 sgg.; A. Lefranc, *Le tiers livre de Pantagruel et la querelle des femmes* in *Rev. d. études rabelaisiennes,* II, 78 sgg.

[5] È saputo quanta stima avesse il Brantôme per il 'beau livre' del Boccaccio sulle chiare donne. Nelle *Vies des dames illustres de France* (ediz. di Leyde 1665, pp. 368 sgg.) offre un panegirico esaltatissimo della regina Giovanna di Napoli, e, ricordato 'ce qu'en dit Boccace en son livre des Dames', soggiunge sembrargli encomio non sufficente. Nessuno avrebbe saputo dire di questa gran donna più degnamente e compiutamente del Boccaccio, 'il l'eut sçeu mieux faire qu'homme du monde pour le grand sçavoir qui estoit en luy.'

'Per una che biasmar cantando ardisco, | lodarne cento incontro m'offerisco,' diceva l'Ariosto, sottil conoscitore della femminil natura, più di diavolo che di angelo. Mossen Diego de Valera risparmia il biasimo nel suo *Tratado,* e prodiga incenso e lodi. Fa specie ch'egli, così pronto a citare le *Caydas,* non menzioni che una sol volta, e di sfuggita, il *Libro de las Mugeres ilustres,* nel quale il Boccaccio 'la vida de muchas castas é virgines con soberano loor descrivió', libro che leggeva e spogliava clandestinamente, nell'originale latino, e fors'anche nella traduzione castigliana. Offre il Valera un seguito di storie di chiare, antiche donne, e consiglia poi a coloro che amassero completarle, o saperle 'por extenso', di leggere (p. 158) 'Tito Livio en la primera é segunda Década, é á Valerio Maximo en el su Compendio, é á Ovidio en el su Metamorfoseos, é á Lucano, é á la Biblia, é ally lo fallarán estendidamente.' Immaginavasi il Valera, compilatore esperto di trattati di scienza e di morale, che nessuno pensasse a rintracciare questi suoi esempi di castità, e fedeltà, e verginità muliebri anche, nell'esemplar libro del Boccaccio, a cui rinfacciava le corbaccesche 'fealdades'? Era anche in Ispagna un profonder gli inchini ai magni uomini di Ellade e di Roma, ed un tacer prudente e ostinato de' men saggi grand'uomini d'altri tempi, men gloriosi, eppur larghi com'essi di consigli e d'ammaestramenti. Pareva stuonassero le voci de' moderni nel coro augusto degli antichi. Mossen Diego de Valera, a cui sovente cadon di bocca i nomi di Socrate, di Seneca, di Platone, toglie, è vero, da Valerio Massimo esempi di vite di virtuose donne; accoglie nel coro sacro le bibliche Ester e le Debore, ma fa pure all'uopo i suoi bravi strappi alle vite narrate, 'con soberano loor', dal Boccaccio; registra le virtù e i fatti egregi di 'Claudia vestal' (p. 149: 'el nombre de su padre no me rremiembro averlo leydo'), rimembrando e compendiando la storia di Claudia dal *De claris Mulieribus,* che pur gli suggerisce le virtù di 'Mynerba por otros llamada Palas' ('por esta fué fallado el arteficio de la lana é ella buscó arte para la limpiar, — esta el usso de las carretas falló'), [1] di 'Clodia romana', di 'Erifola Sebila' (p. 150: 'aver seydo su nascimiento en Babilonia notoria cosa es asaz dias ánte de la total destroycion troyana'), [2] di 'Lucrecia' ('la qual fué onrra de la generacion ro-

---

[1] '... dizen el artificio de la lana, nunca ante della conocido, aver sido por ella inventado. ... Quieren otrosí algunos aver ella inventado el uso de los carros de quatro rruedas' (*Libro de J. B. ... de las illustres Mugeres,* Sevilla 1528, cap. VI, f. XI).

[2] Leggo nell'ispida traduzione del Betussi, *Libro delle donne illustri,* che ora ho tra mani (ediz. di Venezia 1558, f. 25), di Erithrea, ovvero Eriphila: 'questa essere stata la più celebrata dicono, et essere nata in

mana'), che, ferita a morte, esclamava: 'la que tomar quisiere enxemplo de la culpa no dexe el enxemplo de la pena')[1] di 'Penelope', di 'Porcia', 'Julia', 'Antonia', 'Tamaris', 'Artemisia', 'Argia', 'Suplicia', 'Ipolita griega', 'Hippon' (p. 154 'de quales padres aya traydo su nascimiento, los antiguos ystoriadores, quier por peresa ó por malicia de la fortuna no lo dexaron á nos').[2]

Grandissima stima aveva Mossen Diego de Valera del 'reverendo doctor' Alonso de Cartagena di cui elogia un trattato, che non è il *Libro de las mugeres ilustres,* scritto, si è detto e si è tradizionalmente ripetuto, dal dotto vescovo, dietro l'esempio del Boccaccio, e per desiderio espresso della regina Maria. Non era ancor composta l'apologia, smarrita ormai, quando il Valera scriveva la sua 'Difesa'? È fantastica e gratuita affermazione quella che Andrés Delgadillo esprimeva, in un suo inedito e ignoto *Libro de las Mugeres,* aver egli tolto al Cartagena i suoi esempi di virtù muliebri? È follia voler veder chiaro in tanta oscurità.

I trattati boccacceschi eran pur consultati dal gran Tostado, Alonso de Madrigal, arca di dottrina, 'maestro en santa theologia', capace, volendo, dicevasi, di cavarsi dal capo suo la Bibbia intera, se mai fosse dalla terra scomparsa, scrittor fecondo, autore anche di un *Breviloquio de amor,* e di un trattatello *De como al omne es necesario amar.* Leggendo il Boccaccio, e il *Libro de las claras y virtuosas mugeres* del padron suo colendissimo Don Alvaro de Luna, Fra Martin Alonso de Córdova, che già conosciamo come ammiratore del *De Casibus,* mette insieme un suo *Vergel de nobles doncellas,* che dedica ad Elisabetta, sorella dell'infante Enrico IV,[3] e risolutamente vi combatte 'la non sabia nin onesta osadia de los que contra

---

Babilonia molto prima che fosse la guerra Troiana'. E nella versione castigliana (cap. XIX, f. XXI): 'esta dizen ... que su nacimiēto fue en babilonia poco ante de la guerra de troya'.

[1] 'illustre esempio della pudicitia Romana' (trad. Bet. f. 55) — 's'io m'assolvo del peccato non mi libero dalla pena'. 'Yo desta manera me absuelvo del pecado | mas no me libro de la pena' (trad. cast. f. XLIII). 'Yo só quita de la culpa; mas non de la pena' (*Glosas á los Prov.* del Santillana, *Obras,* 79). Anche le *Caydas* (Lib. III, cap. II, f. XXXVI) offrivano al Valera il racconto della tragica fine di Lucrezia: 'de la culpa y pecado yo me quiero absolver | mas de la pena no me quiero escusar'.

[2] 'dapoi che per la malignità del tempo, et la sua patria, e i suoi parenti e gli altri suoi nobili atti et opre si sono estinte' (trad. Bet. f. 54). 'Mas pues que por malicia de la antiguedad | el linaje | la patria y las otras hazañas suyas nos han sido quitadas' (trad. cast. f. XLVIII).

[3] Stampato, se io non erro, solo nel 1542: *Jardin de las nobles doncellas — A loor y gloria de nuestro Señor y de su bendita madre.* (Ved. A. de los Rios, *Hist.* VI, 266.)

la generacion de las mugeres avian querido dezir é escribir, queriendo amenguar sus claras virtudes'.[1]

Sulle carte del trattato apologetico del Boccaccio più volte ebbe a chinare pensoso il capo il Marchese di Santillana. Le virtù di Porzia, figlia di Catone, l'eroismo tragico di Lucrezia si commendano nelle note ai *Proverbios,* dove esplicitamente si rimanda alle lodi che della 'fortaleça de las mujeres' si fecero nel *Libro de las dueñas,* o *De Praeclaris mulieribus.* Qual giudizio facesse il marchese del *Libro de las virtuosas et claras mugeres* dell'abborrito rivale Alvaro de Luna, non sappiamo, ma l'opera del Boccaccio, ch'ei possedeva tradotta, non poltriva ne' suoi scaffali, e sicuramente era consultata co' *Trionfi* petrarcheschi e le *Caydas,* quando, ad accrescer la gloria dell'onnipossente Fortuna, che volge e rivolge le umane cose, da lui descritta nella *Comedieta de Ponça,* occorrevagli un coro cospicuo di donne insigni. Il Boccaccio gli suggeriva i nomi di Antonia, Rea 'muger de Tarquino', Marzia, Lucrezia, Paolina, Hipsicrata, Curia, Porzia, Cornelia, Triaria, Faustina, Jocasta, Argia, Amaltea, 'la muy famosa Sibilla Erithea', Hippo, Veturia, Proba, Megulia.[2]

Dovette pur leggere il trattato boccaccesco, o consultarlo almeno, il 'Condestavel' Don Pedro de Portugal, ligio assai al 'feminil linage', al quale, diceva, 'yo tanto soy tenudo e loar devo'. Nella *Sátira de felice é infelice vida,* più volte accenna alle virtù magnanime dell'inclite donne; rammenta 'Lucretia', 'Ypo', 'que en las marinas ondas falló causa de loable muerte é perpetual fama', 'Vecturia', 'cuyas mujeriles preces fueron más poderosas que la muy poderosa caballeria romana', 'Pantasilea', e 'Sulpicia', e 'Dido'.[3] Dovevasi comprendere il Boccaccio tra gli 'actores' ed encomiatori delle miglior donne, a' quali vagamente rimanda Pedro de Escavias in alcune sue misere *Coplas á una dama,* dove è gran sfoggio di gran nomi, non tutti vantati però, e rammentati nel *De claris Mulieribus.*[4]

Le difese delle donne nelle provincie di Catalogna e di Valencia erano men calorose che in Castiglia; ma qui pure, per gran tempo, offre consiglio e storica materia il trattato del Boc-

---

[1] Non so dire, se di lui sieno le *Alabanzas á la Virginidad,* attribuite pure ad Alonso de Horozco, vissuto un secol più tardi, e da Nicol. Ant. (*Bibl. Vet.* II, 306 e 665) registrate fra le opere del frate agostiniano.

[2] A questo non pensano punto gli studiosi, buoni, o cattivi, dell'operetta del Santillana, che unicamente pescan nomi ne' *Trionfi* del Petrarca e nella *Commedia* di Dante.

[3] *Opúsculos literarios de los siglos XIV á XVI* (*Soc. d. Bib. Esp.*), Madrid 1892; pp. 74; 76; 81. — Vero è che il Contestabile leggeva con profitto l'apologia di Alvaro de Luna, e dal *De Casibus,* più che dal *De Mulieribus claris,* conosceva i 'tristes infortunios' delle donne insigni.

[4] *Un Cancionero del siglo XV, con varias poesias inéditas* ed. F. de Uhagon in *Rev. de Arch., Bibl. y Mus.,* 1900, p. 519 sg.

caccio, nell'originale latino e nella traduzione castigliana; qui pure certamente era noto e diffuso il libro analogo di Don Alvaro de Luna.[1] A magnificare le virtù di certe monachelle di Valldonzella, ritrosette, suppongo, alle tenere sue proposte d'amore, il notaio Antoni Vallmanya[2] mette insieme, nel maggio del 1448, una serie di 'coblas unissonanz' alle devote vergini, che solleva, sull'ali del canto, all'altezza delle Sofonisbe, delle Medee, Meduse, Veturie, Tisbi, Lavinie, Eritee, Deanire, e perchè non aprissero le monache tant'occhi a nomi si spettacolosi, ed a paragoni sì poco cristiani, il poeta puntella il verso con una prosa illustrativa, dove rimanda ai libri che gli somministraron tanta scienza: l'*Eneide* di Virgilio, l'*Inferno* di Dante, i *Trionfi* del Petrarca, un libro sulle fatiche d'Ercole, probabilmente la compilazione del Villena, la *Storia troiana* di Guido delle Colonne, e sopratutto il gran libro delle *clares dones de Johan Bochassi.*[3] Quest'ultimo era al Vallmanya indubbiamente ancor presente, quando di nomi illustri cosparge altre rime encomiastiche ('obra de grat e ingrat'), alle dilette sue 'signore monache', e ricorda Tisbe, Didone, 'Issifle' ed altre donne chiarissime.[4]

---

[1] Sono completamente al buio sulla natura e le vicissitudini di un libro sulle chiare donne: *De las donas mes famosas en las historias*, trascritto, non so in qual epoca, da Francisco Barata y Montaña, canonico di Barcellona, priore, per molt'anni, della real casa di Monserrate a Roma, e rimando a quanto Torres Amat osserva in proposito nelle *Memorias*, pp. 85 sg.: 'Tenia copia de esta obra ya rara, mi compañero D. Pedro José Avellá, arcediano y canónigo de la iglesia de Barcelona, pero se le habia extraviado y no pudo enseñarmela. ... No puedo pues decir si el manuscrito de Barata es obra original ó copia de Alvaro de Luna.'

[2] I notai catalani di quell'epoca erano particolarmente invasi da furor poetico. Si pensi a Berenguer Cardona, Johan Moreno, Johan Verdanxa.

[3] Torres Amat, *Memor.* p. 640 sgg.; Milá y Fontanals, *Obras* III, 198; Sanvisenti, *I primi influssi* p. 360 sg.; 384.

[4] Torres Amat, *Memor.* 637 sg.; 639 sg. Se a Jaume Roig fosse noto il *De claris Mulieribus* del Boccaccio non saprei affermare. All'autore del *Libre de les dones* occorrevano, più degli encomi, le rustiche invettive. Chiude però la gran sequela di versetti, inneggiando alla Vergine, sola a sorreggerci in questa valle di lacrime, ed ha un vago accenno alle donne virtuose e famose (p. 182 dell'ediz. citata nelle note al *Corbaccio*): 'Si mes t impliques | hé fort repliques | de virtuoses | dones famoses | hé venerades qui son estades | vergens, fadrines, | monges, beguines, | poques casades, canonizades | per papa santes | Sybilles tantes ecc.' — Un po' della scienza muliebre, rivelata dal Boccaccio, nell'opere latine e volgari, passò sicuramente a Mossen Johanot Martorell, che mostra conoscere il *Decameron*, il *Filostrato*, la *Fiammetta*, il *De Casibus*, e sfoggia, nel *Tirant lo Blanch*, sentenze, a diritta ed a rovescio, moralizzando col 'gran philosof Aristotil', con Salomone, Cicerone, Seneca, Virgilio, Ovidio, Tito Livio, Catone, Boezio, i Santi Padri. Nel cap. CCLXXXXIV (ed. *Bibl. catal.*, Barcelona 1879, III, 310 sgg.) re Scandiano fa un predicozzo morale a Tirant sui 'casos sinistres de fortuna qui algunes vegades han acostumat de venir als ergullosos, e per lur superbia son mesos baix', e, memore delle letture dei fatti egregi di 'moltes virtuoses senyores qui en lo mon son stades',

Nuove rime e nuove prose si sciorinarono all' apparire dell'innocente *maldecir* del Torrella, ch'ebbe fama immeritata, inaudita. Dall' inferno, dove certamente, con Matteolo, scontava i falli suoi, i vituperi lanciati alle valorose donne, Jean de Meun pareva venuto su in sembianze novelle. Occorreva turar la bocca sacrilega allo scellerato maldicente.[1] Gran tempo si pugnò a parole, ed alla rissa, incruenta, parteciparono i versificatori a frotte. 'Conviene que se castigue, | quien contra damas arguye | ... De las notables y netas | muy mas claras que vedrio | maldezir es desvario', esclama Gomez Manrique, opponendo ad ogni strofa accusatrice del Torrella la sua, di fiacca difesa. Mossen Pere Torrella, vistosi scatenate sul capo le Furie, ministre della giustizia di Dio e della vendetta delle donne, scrive una sua placida ritrattazione, un *Razonamiento en deffension de las donas, por satisfaccion de unas coplas que de la condicion de aquellas conpuso,*[2] dove non credo sia traccia del trattato apologetico del Boccaccio. Qualche suggerimento dal Certaldese avrà avuto invece Diego de San Pedro, innestando nella sentimentale e lacrimosa storia d'amore, che ha già anticipato sapor di Werther, la *Carcel de amor*, 'veynte razones', certificanti gli obblighi che gli uomini contraggono per necessità colle donne, e ponendo in bocca a Leriano, mosso a difendere il bel sesso contro Teseo

---

esalta la donna del suo cuore, comparandola a 'Uricia', 'Semiramis', 'Sinobia', 'Pantasilea', 'Tamilla', 'Minerva', 'Ysipo', 'Porcia', 'Julia', Artemisa', 'Adriana', 'Fedra', 'Sipill'.

[1] Le note sul *Corbaccio in Ispagna* riassumono, con brevità forse soverchia, la storia edificante del martirio inflitto al Torrella. Dimenticava qui di citare, tra le punizioni invocate ai maldicenti, quelle che Christine de Pisan augurava nell'*Epistre au dieu d'Amour* (*Œuvres* ed. E. Roy in *Soc. d. anc. textes* II, 25):

> Pour ce conclus en diffinicion
> Que des mauvais soit fait punicion,
> Qui les blasment, diffament et accusent,
> Et qui de faulz desloiaulz semblans usent
> Pour decepvoir elles; si soient fuit
> De nostre Court, chacié, bani, destruit,
> Et entredis et escommenié,
> Et tous noz biens si leur soient nyé,
> C'est bien raison qu'on les escomenie,
> Et commandons de fait — — — —
> — — — — — — — — —
> que tous ceulz maubaillis
> Et villennez soient très laidement,
> Injuriez, punis honteusement,
> Pris et liez, et justice en soit faitte,
> Sanz plus souffrir nulle injure si faitte,
> Ne plus ne soit souffert telle laidure.

[2] È registrata, tra le *Obres de Mossen Pere Torroella*, dal Morel-Fatio, *Catal. d. manusc. esp.* IV, 623, fol. 98—105, p. 239.

'y todos los que dizen mal de mujeres', esempi memorandi di virtù femminili. S'invoca quivi dal cielo giusto castigo a' vituperatori malvagi, e giusto, tremendo castigo si ha il Torrella nella disputa su chi dà più occasione di peccare: l'uomo alla donna, o la donna all'uomo, che riempie la storia di *Grisel y Mirabella* (ribattezzata *Aurelio y Isabela*), storia languida, eppure divulgatissima, in cui occorron esempi di bontà e castità muliebre, in opposizione alle 'perversas obras' degli uomini. S'augurava Juan del Encina piovessero le benedizioni sul capo di chi serviva le donne, 'y ensalzare su corona' (*Contra los que dizen mal de mugeres*), e al protagonista di una sua egloga, il disperato Fileno, buon conoscitore del *Corbaccio,* pria che, disperato, pèr crudel disdegno, si ferisca a morte, fa che innanzi gli si schierino nomi asciutti di donne antiche, chiare e virtuose: Marzia, Lucrezia, Penelope, Didone, Claudia, Veturia, Porzia e più altre, che all'orecchio dell'innamorato pastore ben strani dovevan suonare.[1]

Non è nella natura muliebre la costanza e la fermezza dell'uomo, pensava, col Boccaccio, il petrarchista Don Pedro Manuel de Urrea. Or se la donna, per voler del cielo, realmente rivela coteste rare virtù, chi non vorrà lodarla? 'Pues como dize Juan Bocacio en el libro que compuso de claris mulieribus, las tales cosas en los hombres serian muy alabadas, ¿quanto más lo deven ser en las mugeres, á quien la naturaleza negó las fuerças varoniles?'[2] E parecchie di tali fenici, degne del massimo encomio, e dal Boccaccio esaltate, volle egli pure rammentare.

Biasimi e lodi, le estreme ingiurie, i maggiori encomi si alternano, si combinano, si intrecciano, si combattono in altri componimenti, dell'estremo '400 e del '500, che è qui follia voler descrivere, od analizzare. 'Malas hembras' e 'buenas mugeres', s'oppongono, come 'lodo' all''oro', in 24 *coplas* di Fray Iñigo de Mendoza. Un *Tractado e respuesta a çierta pregunta, e de algunas reynas e grandes señoras que non fueron buenas mugeres, et de otras que fueron muy buenas, tiniendo honesta, casta e vyrtuosa [vida] et de cosas famosas que por sus maridos fizieron,* scrive, intorno al 1484, il compilatore del consultatissimo *Valerio de las hystorias,* Diego Rodriguez de Almella, canonico di Cartagena, 'arcipreste de val de santivañes', cappellano della regina Isabella de Castiglia, e a Diego de Caravajal, 'corregidor' della città di Murcia lo dedica.[3] Crebbe via via la discen-

[1] Rammentai l'egloga dell'Encina ed altri versi e prose, in pro e contro le donne, nelle note sul *Corbaccio*.

[2] *Prologo* a Do᷉a Cathalina de Yxar y de Urrea, riprodotto nel *Cancionero* pubbl. dalla *Deputac. prov.* di Zaragoza, 1878, p. 4.

[3] Le note mie sul *Corbaccio* ricordano la copia manoscritta conservata al British Museum, della quale un breve estratto mi fu favorito dall'amico

denza del *De claris Mulieribus* boccaccesco, determinata in gran parte dalla maggiore o minore violenza con cui le donne erano aggredite, prolifica anche per il riversarsi che facevano, sulle vicine terre d'Italia, altri trattati sul valor femminile, come l'anonima *Defensione delle donne,*[1] il *De plurimis, claris, selectisque mulieribus* di Filippo Foresti da Bergamo[2] ed altri libri analoghi, posteriori, del '500: *Della Eccellenza et Dignità delle Donne* (Roma 1525) di Flavio Galeazzo Capella, le *Difese delle donne* (Firenze 1552) del Pistoiese Domenico Bruni, l'*Apologia pro Mulieribus* (manoscr.) di Pompeo Colonna, *La bella e dotta difesa delle donne in verso e in prosa* di Messer Luigi Dardano (Venezia 1554), curiosa anche per le reminiscenze dantesche che vi si innestano, da nessuno ancora avvertite, diretta, pur essa, contro la 'malvagità d'alcuni uomini, i quali senza alcuno rispetto dicono male del nobile sesso femminile', e 'mercé dei loro strani et disordinati appetiti, vorrebbono non solo oscurare il nome delle valorose donne, ma del tutto spegnerne il seme'.[3] S'ebbero, in Ispagna: un trattato *De las ilustres mugeres* di F. Juan Maldonado,[4] un libro di Francisco de Sosa *De las ilustres Mugeres que en el mundo ha havido* ('recopilado de varios autores'), or perduto,[5] le *Trecientas*

Fitzmaurice-Kelly. Non citano questo trattato Nicol. Ant. in *Bibl. Vet.* II, 325, A. de los Rios, *Hist.* VII, 306 sgg. e quei pochi ch'ebbero a scrivere sull'autore del *Valerio.*

[1] È a stampa, per cura dello Zambrini, in *Scelta di curios. letter.* V, 148. Offre analogie singolarissime col 'Trattato' di Diego de Valera che talvolta sembrerebbe tradurre, ed è, pur essa, diretta contro le 'calunniose accusazioni di perfidi maldicenti'. Il Boccaccio è qui taciuto, e il biasimo maggiore si riversa sull'autore dell'*Ars Amandi* fatale. Trovi invece un rimprovero al Boccaccio nel breve trattato di L. Domenichi, *La nobiltà delle donne,* Venezia 1546, p. 46: 'Et in somma tutti coloro, che le biasimano, come Giovanni Boccaccio e simili, non debbono essere ascoltati: perchè ciò hanno fatto per odio, e per lo non havere elleno voluto a loro dishonesti desiderij acconsentire'.

[2] Consultato più volte dall'Acosta nel suo *Tratado en loor de las mugeres,* Venezia 1592, p. 92 sg. Figurava nell'inventario de' libri di Isabella d'Este (*Giorn. stor. d. letter. ital.* XLII, 75), ed è riassunto nel *De memorabilibus et claris mulieribus, aliquot diversorum scriptorum opera,* Paris 1521 (Vedi *Mémoires de littér.* de Sallengre, La Haye 1775, I, 165) che non veggo citato da quanti ebbero recentemente a scrivere sui trattati in onor delle donne.

[3] Ne trae profitto l'Acosta nel *Tratado* ecc. p. 10, che vi trova 'buenas raçones y verdaderas historias'. L'Acosta ricorda pure, a p. 107, l'apologia di Symphorien Champier.

[4] Lo rammenta il Cardoso in *Agiologio Lusitano.* Vedi Nicol. Ant. *Bibl. Nov.* II, 730. Non è apologetico il *Dialogo de mugeres entre dos sabios* del Castillejo.

[5] Vedi Nicol. Ant. *Bibl. Nov.* I, 479 e la diligentissima, preziosa opera di M. Serrano y Sanz, *Apuntes para una biblioteca de las escritoras españolas desde el año 1401 al 1833,* Vol. I, Madrid 1903, p. X.

del Triumpho de virtudes en defensa de illustres mugeres, tuttora inedite (composte intorno al 1582), del curato Luis Hurtado, rimaneggiatore del *Palmeirim de Inglaterra,* una *Varia historia de sanctas e illustres mugeres en todo genero de virtudes* del 'bachiller' Juan Pérez de Moya, noto poligrafo,[1] il *Ginaecepaenos,* o *Dialogo en laude de las mugeres* di Juan de Espinosa,[2] il *Tratado en loor de las mugeres, y de la Onestidad, castidad, constancia, silencio y justicia dellas* di Cristoval de Acosta, dedicato all'infanta Donna Caterina d'Austria, apologia diretta, come il prologo avverte, 'á un mordaz murmurador de las mugeres en respuesta de una carta que me escrivio', e dipendente ancora dalla dottrina del sapientissimo Boccaccio.[3] Nel 1609, stampavasi a Venezia l'opera del Valenziano Pedro Paolo de Ribera: *Le glorie immortali de' trionfi et heroiche imprese d'ottocento quarantacinque donne illustri antiche e moderne.*

* * *

Conoscere le virtù delle donne valorose poteva sembrare agli uomini gravi del Medio Evo tutt'una cosa come un procacciarsi i suffragi del cielo all'ambita spirituale salute. È grato a Dio chi è grato alle donne, così pensava anche Vespasiano da Bisticci in un suo *Libro della lode e commendazione delle donne.*[4] C'era adunque un posticino per il Boccaccio tra i Padri Santi, gli Evangelisti, le autorità della Bibbia, che medicavano le ferite del cuore, e, col balsamo delle sacre scritture, tenevan lungi le perturbazioni e le passioni struggenti. Naturalmente, a non offuscare la gloria del Boccaccio, occorreva ignorare la diatriba contro le rie femmine, o far piena astrazione di essa. L'ignorava, con tutta probabilità, Donna Teresa de Cartagena,

---

[1] Nicol. Ant. *Bibl. Nov.* I, 757 cita un'edizione dell'opera del Moya di Madrid 1583. M. D. Berrueta, in alcuni appunti, nella *Rev. d. Arch., Bibl. y Mus.,* 1899, p. 467 ne registra un'edizione di Madrid del 1538; sarà, suppongo, errore di stampa. — Ad un trattato sulle chiare donne (*Theatro de mujeres illustres*) di Damian Froes Perim, e ad un altro di Francisco de Guzmán, allude Serrano y Sanz nell'opera sua, Vol. I, p. X; Vol. II, pgg. 6; 86; 162.

[2] Stampato a Milano nel 1580, e ristampato dallo Sbarbi nel II tomo del suo *Refranero español.* E. Motta in una notiziuola: *I libri di un castellano spagnuolo del 1594,* in *Briciole bibliogr.,* Como 1893, p. 42, ricorda il *Micracanthos* dell'Espinosa, edito dopo la morte dell'autore, a spese del Re di Spagna. Il re accordava alla vedova dell'Espinosa, ai 2 novembre 1601, 150 scudi per sussidiarne la stampa (Dall'Arch. di stato di Milano). Il *Micracanthos* è registrato dal Gallardo, *Ens.* II, 955.

[3] p. 20; p. 95; p. 107; p. 113 ecc. A p. 126 si rammenta la *Caida de los principes.* Sull'Acosta Affricano vedi D. Garcia Peres, *Catálogo razonado biográfico y bibliográf. de los autores portugueses que escribieron en castellano,* Madrid 1890, pp. 12 sgg.

[4] Vedi E. Bertana, *L'Ariosto e le donne,* in *Miscellanea di studi critici edita in onore di Arturo Graf,* Bergamo 1903, pp. 161 sgg.

religiosa di non si sa bene qual ordine, amica di Gomez Manrique, estimatore grande della dottrina boccaccesca. Era donna tutta accesa d'amor divino, sempre intenta a dissipare 'la niebla de tristeza temporal humana', a tener lungi l''espeso torvellino de angustiosas pasiones', fuggendo la selva, od 'isola' del peccato, 'que se llama oprobium hominum', l''exillyo e tenebroso destierro', coll'opere di pietà e gli scritti ascetici. Ad illuminarsi fra le tenebre metteva anch'essa i suoi fari, o, com'ella s'esprimeva: popolava i deserti di 'arboledas de buenos consejos y espirituales consolaçiones'. Compilava anch'essa dalle dotte carte, pur deplorando il proprio, 'flaco mugeril entendimiento'. Anch'essa toglieva consiglio da' trattati morali del Boccaccio. Aveva scritto, per compiacere Donna Juana de Mendoza, moglie di Gomez Manrique, una sua *Admiracion de las obras de Dios,* dove pur discute della preeminenza vantata dagli uomini sulle donne, e provvedeva all''entendimiento flaco mugeril, puesto entre tantos e tan peligrosos lasos'. Da Elche mandava a Donna Leonor de Ayala il *Vencimiento del mundo.* Raccoglieva, come prima di lei aveva fatto Fernán Peréz de Guzmán, varie *Sentencias de philosophos e sabios,* ed affidava lo sfogo maggiore dell'anima ad un trattato ascetico morale, l'*Arboleda de los enfermos,* composto 'seyendo apasyonada de graves dolençias', 'a loor de Dios e espiritual consolacion suya e de todos aquellos que enfermedades padescen'. Coi confortatori e salmisti e dottori della Chiesa, non ti meravigli di trovar citato, nell'opere sue, quale veneranda autorità, Giovanni Boccaccio.[1] Avvenivale così, mercè le assidue letture di libri 'los quales de arboledas saludables tienen en sy maravillosos enxertos', i conforti procacciatisi, ed i 'santos consejos', di convertire 'en compañia e familiaridat de buenas costunbres', 'la soledat penosa de las conversaçiones del siglo'.

Alle donne in pena, contristate e gementi, travagliate da iniqua fortuna, poteva, per un capriccio della fantasia de' poeti, apparire il Boccaccio, disceso dal cielo in terra, a terger le lagrime, ad accogliere e reprimere i sospiri, a mitigare i dolori e gli affanni crudi. Chi più del Boccaccio esperto delle miserie e delle sciagure di quaggiù, più atto quindi a porger sollievo e conforto quando il cuore è in preda a cupa disperazione? Se lo fa risorgere il Santillana nella *Comedieta,* a ristoro dell'anima delle regine di 'gran sangue e magnificencia', lettrici del *De Casibus,*

---

[1] Nell'*Admiracion de las obras de Dios.* Vedi A. de los Rios, *Hist.* VII, 178, dove però assai superficialmente si discorre dell'*Arboleda,* dall'insigne storico forse non mai letta, come ben dimostra Serrano y Sanz, nel notevole articolo dedicato a Donna Teresa de Cartagena (opera citata sulle scritrici di Spagna I, 218 sgg.). Vedi gli estratti dell'opere, manoscritte all'Escorial, offerti dal Serrano.

molestate pur esse dalla 'regina, ch'infra li mortali | rege et iudica', la possente Fortuna. Gemiti e pianti inducono il Boccaccio a partir tosto 'dal loco ove è lo dilecto | eterno, la gloria e somma potencia'; e, impietosito, il grand'uomo favella; offre al 'piacere' delle afflitte: 'prose, rime e versi'. Il Santillana medesimo stupisce di questa risurrezione: 'de como ya vive soy maravellado'; scorge nel redivivo poeta un non so che del venerando aspetto del Catone dantesco. Il Boccaccio appare 'cortés', 'en hábito honesto, mas bien arreado'; ha cinta la fronte di 'verde lauro'.[1] Non per confortare le donne afflitte, ma per farsi protettore dell'onor loro, calpestato da' malvagi, il Boccaccio risorgeva, e prestavasi ad una vivace difesa nel *Procès d'honneur féminin* di Martin Le Franc, preposto di Lausanne, autore di quel *Champion des dames*, che gli Spagnuoli leggevano, al pari del *Trésor* e della *Cité des dames* di Christine de Pisan. Il catalano Francesch Farrer, invece, in un *Conort*, ch'ebbe

[1] In questa immaginata risurrezione del Boccaccio (*Comedieta de Ponça*; *Obras* 100 sgg.), il marchese sovvenivasi evidentemente dell'apparizione del Petrarca nel *De Casibus* (Lib. VIII, cap. I, f. CI delle *Caydas* cast.): 'E yo fablando comigo assi como hombre vencido del todo alce mi cabeça sufriendome sobre mis codos, y abaxandola otra vez pusola sobre el cabeçal con mucho cansancio: y ahe que me parescio no se de parte venia un hombre muy fermoso de rostro y onrrado acatamiento muy plazible y gracioso: en la cabeça una corona de ramos de laurel . y el vulto de su onorable cuerpo cubierto de una vestidura real: al qual como yo catasse no me fallo alguna cosa . y yo abrí mis ojos apartando de mi todo sueño y pereza con mayor diligencia lo torne a mirar por ver quien era . y estando asi entre mi pensando conosci que era francisco petrarca mi señor y amigo y maestro: el qual siempre me castigo y amonesto y enseño todas buenas costumbres y obras de sciencia y doctrina muy virtuosa.'

Il Boccaccio della *Comedieta* riappare, a sua volta, in sembianze di pellegrino confortatore e di veglio antico, degno della maggior riverenza, pur di verde alloro coronato, nella *Tragedia de la insigne Reyna Isabel* del 'Condestavel' Don Pedro de Portugal (*Homen. á Men. y Pel.* I, 700):

> En esto estando ahe vos do vino
> un ombre antigo de grand estatura,
> que bien resemblava de honor muy digno
> segund denotava la su catadura.
> — — — — — — — —
> — — me fiso su grand fermosura
> dubdar sy humano era o divino,
> — — — — — — — —
> — — — — — — — —
> Esplendida ropa e rica cobria,
> bordada de ojos que fueron obrados
> por la gran Minerva con tal maestria,
> que jamas despiertos serian fallados.
> En la diestra mano tres pomos tenia,
> por donde tres tiempos eran demostrados;
> muy passo a passo sus passos movia,
> segund fazer suelen los bien enseñados
> de laureo verde guirlanda traya.

qualche diffusione, ridona vita al Boccaccio, perchè sostenga il motteggiare sulle fralezze ed astuzie muliebri, e scongiuri un castigo solenne, arringando con successo, col collega Serveri de Gerona.[1] Torna a rivivere ed a prodigar dottrina 'misser Joan Bocaci de Certaldo', 'honra toscana', di 'graciosa cara', solerte raccoglitore di favole antiche, nelle esposizioni morali ed allegoriche che Francesch Alegre aggiunge ad una sua versione delle *Metamorfosi* di Ovidio, e si presta a dirigere i discorsi ed i ragionamenti di una schiera di dotti, fatti discendere dal cielo, dalla beatissima Vergine, in soccorso del debole intelletto dell'espositore.[2] Quando il Santillana venne a morte, e si diè la stura alle lagrime e a' panegirici, un secretario di tanto 'ylustre y maravilloso señor', Diego de Burgos erige, in forma di visione dantesca, un tempio al defunto; chiama a raccolta i grandi uomini antichi e i grandi moderni, perchè s'inchinino al suo signore, spirito fulgente di gloria e di luce, e sollevato su tutti. I tre maggiori Fiorentini: Dante, Petrarca ed il Boccaccio profondono lodi strabilianti anch'essi, e il Boccaccio, memore dei casi di alta virtù narrati, pronuncia in pochi versi il suo panegirico: 'Por nueva manera, polida, graciosa, | compuso el Marqués qualquier su tractado: | maestro del metro, señor de la prosa, | de altas virtudes varon coronado'; non è però si folle e sì audace da confessare, come qui Dante, docilissima guida del secretario, faceva, goder egli fama, sol perchè il Marchese degnò leggere le opere sue.[3]

---

[1] Ho tolto in esame il *Conort* nelle note sul *Corbaccio*.
[2] Il *Llibre de les transformacions del poeta Ovidi* ci occuperà più innanzi.
[3] Vedi le note mie su *Dante* ed il *Petrarca in Ispagna*. Come l'*Amorosa Visione* del Boccaccio soccorresse l'immaginazione di Diego de Burgos dirò in seguito.

Gmunden. Arturo Farinelli.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Ags. *rihthamscyld:* echtes Hoftor.

Aethelberht von Kent bestimmt im 32. Gesetz: *gif man rihthamscyld þurhstinð, mid weorðe forgelde.* Da ags. Schreiber die Komponenten eines Kompositum zu trennen pflegen, läfst sich die erste Silbe als besonderes Adjektiv — so hier nach Bosworth-Toller — überall da fassen, wo sie nicht laut Genus, Numerus und Kasus des letzten Gliedes eine Flexionsendung haben, oder das Adjektiv schwach lauten müfste. Dieser Zweifel braucht jedoch die Bedeutung nicht zu beeinflussen.

Unter den Erklärern wollte 1640 de Laet[1] *riht* streichen, weil es im Codex mit blasserer Tinte geschrieben sei; er liefs für das Wort in der Übersetzung eine Lücke. Er oder Hickes wollte *hamscyld* als 'Lederschild' verstehen oder durch *handscyld* 'Schild' emendieren. Einen Rückschritt tat hier wie öfters Wilkins,[2] indem er *scyld* als instr. auffafste und als abl. *lanceā,* sodann *riht ham* als *dextrum femur* mifsverstand, mit Berufung auf die Stellung des Gesetzes vor den Gliederbufsen. R. Schmid verwarf dies 1832[3] stillschweigend, indem er das Wort unübersetzt liefs. R. Price[4] († 1833) wagte keine Übersetzung und schwankte in der Erklärung zwischen 'Hautschutz, d. i. ein Kleidungsstück' und der Emendation *[on un-] riht ham [oððe] scyld:* 'unrechtmäfsig Kleid oder Schild'. Thorpe[5] wiederholte dies zwar, verwarf es aber mit Recht: nur [?] *hama* bedeute ags. 'Kleid'. Er selbst erklärte: 'rechtes Schulterblatt'; *ham* nämlich sei identisch mit got. *ams* (lies *amsa*) — was J. Grimm[6] dann ablehnte — und *shield* dialekt. Englisch für 'Blattknochen' (hierzu vgl. Halliwell, *Diction. of archaic*). Schmid in zweiter Ausgabe (1858)[7] nahm mit Recht keine dieser Erklärungen an; er verzeichnete, aber nur zweifelnd, als vielleicht mit *hamscyld* zusammenhängend, *hama : uterus; cildhama : matrix* (Gebärmutter).

Inzwischen hatte H. Leo, den Schmid ohne Beifall nur zitiert, 1842[8] den richtigen Weg durch einen Vergleich mit dem friesischen Brokmerbrief gewiesen und den Sinn der Stelle getroffen mit *'tutela septi, der rechte Schutz des Gehöftes, vielleicht das Tor.'* Es heifst dort: *Al tha deda, ther skiath oppa houwe inna hemme and binna skelde.*

---

[1] Bei Hickes *Dissert. epist.* p. 90, in *Ling. vet. thes.* II, 1703. [2] *Leges Anglo-Sax.* (1721) p. 4. [3] *Gesetze der Agsa.* S. 3. [4] *Anglo-Saxon laws* p. 4 (nur bis p. 92 gedruckt, nicht veröffentlicht). [5] *Anc. laws,* fol. 1840, p. 5. [6] *Kleine Schr.* V 318. [7] S. 6. 606. [8] *Rectitudines sing. person.* S. 33, im *Angelsächs. Glossar* (1877) fehlt *hamscyld.*

Herr Prof. Th. Siebs, den ich um den genauen Sinn dieser Stelle fragte, hatte die dankenswerte Freundlichkeit, folgende Antwort zu erteilen und deren Abdruck zu erlauben:

— — Afrs. *hem* entspricht einem ags. *hęmm* und ist ein germ. Stamm **hamjo-;* ob Mask. oder Neutr. läßt sich nicht sagen. Die Wurzel ist jene weitverzweigte, die auch in unserem 'hemmen' enthalten ist, und zweifellos bedeutet afrs. *hem* (man vgl. auch ostfrs.-plattd. *ham* 'eingefriedigtes Land', westfrs. die 'Hemmen' u. a. m.) 'Einfriedigung, Abgrenzung'.

Ganz unerklärt ist meines Wissens bisher afrs. *skēlde;* aber auch dieses ist mir nicht zweifelhaft. Es hat weder mit 'Schuld' noch mit 'Schild'[1] etwas zu tun, sondern ist eine der in den germ. Sprachen ja reichlich auftretenden Nominalbildungen auf *-iđô-,* und zwar zu dem sehr gebräuchlichen friesischen *skûl* 'Schutz, Deckung, Versteck'; man vgl. afrs. *fugelskûl* 'Vogelherd', wangeroog. *sxûl* 'Deckung, geschützter Platz für Schiffe, Windschutz', syltersch *skŷl* 'Schutz, Versteck' in meinem Wörterb. zu den 'Sylter Lustspielen', ostfrs.-plattd. *schûl,* ndl. *schuylen* 'sich verstecken' u. a. m. Afrs. *skēlde* (ags. müßte es **scýld* lauten) aus **skûliđô-* ist also 'Beschützung, Deckung'. Also: 'alle die Taten, die geschehen auf dem "Hofe" binnen Einfriedigung und schützender Deckung, dreifach zu büßen etc.' — —

Da die einzige Hs. Aethelberhts dem 12. Jahrh. angehört, und ags. Schreiber weder die Vokale *a* und *y* verschiedener Herkunft, noch auslautend *m* von *mm* unterscheiden, so mag fraglich bleiben, ob *hamm* (eingefriedigtes Stück Land, Wohnstatt) oder *hâm* (Heim), ob *scield* (Schild), wie alle einschließlich Leo meinen, oder ein sonst fehlendes **scýld* (Deckung) in jenem Kompositum steckt. Gebildet ist es wie *ceasterhlid* 'Stadttor'.

Sicher aber ist ein durchstechbarer, wohl vorzugsweise aus Holz gefertigter Teil des Hofeingangs gemeint, dessen Verletzung vom Rechte jener Friesen wie auch anderer Germanen mit einer Buße belegt ward, die gesondert neben der Ahndung der übrigen Missetat stand. Dabei bedeutet *riht:* 'ordentlich, wirklich, eigentlich, echt' und festigt das ihm folgende Wort zum Rechtsbegriff. Die Gesetzessprache braucht so[2]: *rihtæw, -andaga, -dom, -fæsten, -fæstendæg, -fæstentid, -gesamhiwan, -gifu, -hamsocn, -handdæda, -hlafordhyldo, -lagu, -lif, -regol, -scir, -scriftscir, -wer, -wif.* Die Tür war unter den Teilen des Hauses ausgezeichnet[3] und galt als heilig;[4] wer bei den Friesen[5] Tür und Tor einstößt, muß den Schaden — wie hier *mid weorđe* — ersetzen; das 'Hausstoßen' gilt als feindliche Herausforderung; ein Durchbohren der Haustür durch Pfeil oder Speer kennen andere Volksrechte der Germanen.[6]

Auch die Anordnung Aethelberhts findet dort Beispiele. Daß

[1] Gegen Richthofen *Altfries. Wb.* 1022 und Leo a. a. O. [F. L.].
[2] Meine *Gesetze der Agsa.,* II, 1 (*Wörterbuch*), *S.* 178. [3] Grimm, *Rechtsaltertümer* 175 (I 241[4]). [4] Wilda, *Strafrecht* 905. [5] His, *Strafr. d. Friesen* 354. 357. [6] Wilda, 953 ff.; Brunner, *Dt. Rechtsg.* II 651 ff.

gewaltsame Heimsuchung den Realinjurien vorangeht, ist natürlich. Wenn sie hier hinter dem Beschlafen des Weibes eines Freien steht, so erscheint sie auch bei Franken und Jüten neben Frauenraub.[1]

Berlin. F. Liebermann.

Zum 90. angelsächsischen Rätsel.

In Band CXI dieser Zeitschrift, Seite 59 ff., behandelt Edmund Erlemann das 90. angelsächsische Rätsel und gibt als dessen Lösung '*Cynewulf*'.[2] Er sagt dort:

'Ich löse auf $\frac{\textit{C y n e w u l f}}{1\ 2\ 3\ 4\ 5\ 6\ 7\ 8}$. *Lupus-wulf* 5—8, ab *agno-ewu* 4—6, *tenetur* (gleichsam im Maule); darum *mirum videtur mihi* ... *Obcurrit agnus:* dem die einzelnen Buchstaben verfolgenden Auge des Dichters scheinen die drei: *e, w, u* = 4—6, dem Wolf, *wulf* = 5—8, entgegenzulaufen. *Et capit viscera lupi:* ähnlich wie vorher *tenetur,* und nimmt die Eingeweide, d. i. das Innerste des *-wulf,* nämlich die beiden Buchstaben *w* und *u*. Das anknüpfende *dum starem et mirarem* zeigt deutlich, daſs die Scharade weitergeht ...'

Die Lösung dieser zwei ersten Zeilen leuchtet ohne weiteres ein. Anders verhält es sich mit den beiden letzten Zeilen. Hierfür wuſste Erlemann keine befriedigende Erklärung zu geben, und auch die Lösung, die Dr. Joseph Gotzen ebendaselbst vorschlägt (Seite 63), klingt ziemlich unwahrscheinlich. Ich glaube, daſs sich auch die zwei letzten Verse folgendermaſsen in befriedigender Weise werden erklären lassen.

Mit Edmund Erlemann und Gotzen fasse ich *lupi* als Genetiv und *duo* als Neutrum auf, und zwar letzteres mit hinweisender Bedeutung; unter *duo lupi* sind also die zwei Buchstaben des Wortes *ewu* (von dem zuletzt die Rede war) verstanden, die gleichzeitig auch zu *wulf* gehören, = *wu*. Der noch übrigbleibende dritte Buchstabe ist *e*. Es bleiben also *wu* stehen (*stantes*), verdrängen aber das *e* (*tribulantes*). So erhalten wir das aus sieben Buchstaben bestehende Wort '*Cynwulf*' (*cum septem oculis videbant*). Unter *quatuor pedes* sind die vier letzten Buchstaben dieses Wortes, also *wulf,* zu verstehen.

So ist das Ganze gewissermaſsen als eine Art Verwandlungsrätsel anzusehen, indem in dieser scherzhaften Weise der Name '*Cynewulf*' in '*Cynwulf*' umgestaltet werden soll. Dabei erinnere man sich daran, daſs beide Formen je zweimal in den sicher Cynewulfschen Werken vorkommen: *Cynewulf* in der Juliana und der Elene, *Cynwulf* in den *Fata apostolorum* und der Himmelfahrtsstelle.

Wenn man wegen der Formen *stantes* und *tribulantes* Bedenken haben sollte, *duo* als Neutrum aufzufassen, so denke man nur daran in welch freier Weise im Mittelalter die lateinische Sprache gehand-

---

[1] Wilda, 953. 242.

[2] Der Wortlaut des lateinisch abgefaſsten Rätsels lautet bekanntlich: *Mirum videtur mihi: lupus ab agno tenetur; obcurrit agnus et capit viscera lupi. Dum starem et mirarem, vidi gloriam magnam: duo lupi stantes et tertium tribul[antes] IIII pedes habebant, cum septem oculis videbant.*

habt wurde. Daſs auch unser Dichter nicht klassisches Latein schreibt, das zeigt ja schon zur Genüge die Form *mirarem.*

Was, abgesehen von der inneren Wahrscheinlichkeit, für die Richtigkeit dieser Lösung spricht, ist ferner der Umstand, daſs gleichzeitig Herr Professor Dr. Vietor zu derselben Lösung der beiden letzten Zeilen des Rätsels kam.

Marburg. **Fritz Erlemann.**

Ein altenglisches Prosa-Rätsel.

Bekanntlich sind die altenglischen Rätsel der Exeter-Handschrift rein literarische Kunstdichtungen, die in Anlehnung an die lateinische gelehrte Rätseldichtung eines Symphosius, Aldhelm, Eusebius und Tatwine geschrieben sind. Es ist uns aber ein bisher unbeachteter Rest der volkstümlichen Rätseldichtung der Angelsachsen erhalten: ich meine das altenglische Prosa-Rätsel, welches auf Blatt 16ᵇ der bekannten glossierten Psalterhandschrift Vitellius E 18 (nach Wanley im Jahre 1031 geschrieben) steht und bereits 1705 von Wanley in seinem Kataloge S. 228 gedruckt worden ist. Da ich dies Rätsel nicht zu lösen vermag, habe ich bereits vor einigen Jahren in dem Fragekasten der Zeitschrift *Literature* eine neuenglische Übersetzung mitgeteilt und zur Lösung aufgefordert. Da diese Anfrage aber erfolglos geblieben ist, möchte ich mit den Lesern des *Archivs* einen neuen Versuch wagen. Ich teile daher das Rätsel hier im Urtext nach einer Kollation, die mir Kollege Varnhagen freundlichst besorgt hat, mit und füge zur Sicherheit eine wörtliche deutsche Übersetzung bei.

Nys þks[1] frfgfn[2] syllkc þknc to rædfnnf.[3]

Ðu þe færst on þone[4] weg, gret ðu minne broðor, minre modor ceor[*l*][5] . þone acende min agen wif . *and* ic wæs mines broðor dohtor . *and* ic eom[6] mines fæder modor geworden . *and* mine bearn syndon geworden mines[7] fæder modor.

Wenn du d[ies]en Weg gehst, grüſse du meinen Bruder, meiner Mutter [Ehe-]Mann, den mein eigen Weib gebar (oder, wenn *þone* = *þonne,* 'dann gebar mein Weib'?). Und ich war meines Bruders Tochter. Und ich bin meines Vaters Mutter geworden; und meine Kinder sind meines Vaters Mutter geworden.

Höchst wahrscheinlich gehört das Rätsel in die Gattung der Verwandtschaftsrätsel, die wohl nur als uneigentliche Volksrätsel anzusehen sind (s. R. Petsch, *Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels,* Berlin 1889, S. 18 f., und *Neue Philol. Rundschau* VIII 171 f.).

[1] *Nys þk* ist ganz undeutlich. [2] Ae. *fregen* 'Frage' fehlt in unseren Wörterbüchern; vgl. Vf. *Engl. Stud.* XXXVI 2. [3] In Vexierschrift für: *Nys þis fregen syllic þinc to rædenne.* Vgl. A. Meister, *Die Anfänge der modernen diplomatischen Geheimschrift,* Paderborn 1902, S. 5 ff. Bei Wanley steht dieser Satz fälschlich hinter dem Rätsel (Varnhagen). [4] Wanley fälschlich: *ðone.* [5] *l* ist am Zeilenrande infolge des Brandes abgebröckelt (Varnhagen). [6] *ic eom* 'sehr undeutlich, weil verbrannt und überklebt' (Varnhagen). [7] *mi* 'am Zeilenende und undeutlich' (Varnhagen).

Man möchte auch geneigt sein, die obigen schwierigen Verwandtschaftsverhältnisse mit Lots Familie in Verbindung zu bringen, wofür es gerade im Englischen nicht an Beispielen fehlt (s. Petsch a. a. O.); indes will mir dies im einzelnen nicht gelingen.

Wer kann uns also das Rätsel lösen!

Würzburg. **Max Förster.**

Das Englisch des städtischen Rechts im 15. Jahrhundert

findet wertvolle Belege in *Borough customs ed. for the Selden soc. by M. Bateson* (I, London 1904), grofsenteils aus unveröffentlichten Archivalien von mehr als hundert Orten, auch der von Engländern kolonisierten Nachbarländer. Vor 1400 lauten die Stücke zwar alle lateinisch oder französisch, atmen aber ebenfalls rein englischen Geist und bergen viele seltene englische Formeln und Termini, so das nordische *kyrrseta* (in Frieden sitzen), die Alliteration *deske hul et hom* (d. i. *hill and holm,* aus Exeter um 1280, in einem Paragraphen über die Verfolgung schädigenden Viehes zu dessen Eigentümer), ferner den Reim *nameles fremeles,* der die Ungültigkeit der Parteirede mit Irrtum in den Namen der Zeugen oder Gewährsleute bestimmt, die Formel *veche* (*fetch*) *and have* p. 250. Auf den Kampf der Sprachen wirft es Licht, dafs viele Städte noch im 15. Jahrh. ihr Recht französisch aufzeichnen und, laut einiger Zitate, in ihrem Gericht französisch verhandeln lassen, dafs eine französische Übersetzung des 14. Jahrh. von zwei lateinischen Büchern im 15. Jahrh. ins Englische übertragen ward. Die Hrsgbin. bewahrt die Orthographie des Englischen genau; vgl. *xall* für *shall* p. 310.

Berlin. F. Liebermann.

Ein neuentdecktes Manuskript Thomas Chattertons.

Die Chatterton-Reliquien der Bristoler Wills Art Gallery sind durch die Grofsmut eines Gönners, Sir George White, um ein wertvolles Manuskript vermehrt worden. Kein Biograph Chattertons hat es bisher beachtet, auch Dix nicht, trotzdem es die Aufschrift trägt: *Autograph of Thomas Chatterton, presented by John Dix to Dr. Mackenzie.*

Das vier eng geschriebene Seiten umfassende Prosafragment scheint der in modernem Englisch geschriebene Entwurf zu einer später nicht ausgearbeiteten oder verloren gegangenen Rowley-Schrift zu sein. Die Anfänge zu einer altertümlichen Schreibart sind bereits gemacht, und die Erwähnung Racines, Shakespeares und Drydens bildet dazu einen sonderbaren Widerspruch.

Der Anfang sieht einer Apostrophe an Canynge gleich.

Die äufsere Fassung — Personifikation der Natur, die den Dichter auffordert, ihr in ihren Palast zu folgen, und die ihm dort die Werke der berühmtesten Maler zeigt — läfst die Vorbilder, Chaucer und Lydgate, leicht erkennen.

Charakteristisch für den jungen literarischen Bahnbrecher ist die Beobachtung, die er sich in der Bildergalerie der Natur zunutze

macht: daſs die groſsen Meister die Dinge genau so malten, wie sie ihnen in der Natur erschienen, daſs sie aber in kluger Auswahl nur solche natürliche Vorgänge darstellten, die an sich schön waren.

Wir lassen den Text hier nach einem Abdruck in *The Bristol Mercury* vom 26. Juni 1905 folgen.

THE GALLERY AND SCHOOL OF NATURE.
A VISION.

A few Nights ago as I was sitting in my Closet, & had not Immediately fixed on any book to Read, it came into my mind that I was to prepare a discourse for your Entertainment this Night. I might have lost some time choosing a Subject to write upon if I had not considered that there still remained many important things to be said on the argument which had furnished matter for the two discourses which you had before heard with a most encouraging Candour.

Being therefore determined to lay before you some further observations on the subject of TAST, I began to collect & dispose such thoughts as seemed proper to be added to what I had already written. But finding it difficult to Range every thing in order to my content, my mind began to be weary after a little application, & I fell insensibly into a Sound Sleep; But Phancy, which had begun to work before, finding her self now at Liberty to draw what scenes she pleased, set her self to paint insensible Figures some what like the scheme that Reason had laid out and in some measure pursued. My Dream was to this Purpose.

ME THOUGHT I was sitting on the Bank of a large River yt ran through a Plain across which there was an open prospect to a hilly countrey that was well wooded & inclosed with agreable variety. My eyes were fixt on the Stream which flowed with Majestick Silence, & presently brought to my mind the famous lines in Cooper's hill. Oh, might I flow etc. And I should have thought my self somewhere on the Bank of the Thames if the inexpressible Brightness of the Air, & the sight of many Trees yt are not of our English growth had not convinced me I was removed into some happier Climate. The remembrance of those verses soon turn'd y thoughts to the

GLORIOUS IMMORTALITY

which those great men secured to themselves who had excelled in Poetry, History & Eloquence. And do I then sit here, thought I, in dishonest Idleness when yet I pretend to a passion for Immortality? as soon shall this large & deep Stream run out, & leave the hollow channel to become Pasture for the beasts which now it waters, as that man leave behind him an honourable name who wasts the bright days of health, & vigour in unactive sloth. With this thought I sprung up, & turning about beheld at some distance from me a beautiful Woman: She was cloth'd with a garment of changeable Silk that most enclined to Green, a Scarf of light blue flowing behind her, gave a becoming shade to her complexion & was sometimes swell'd sometimes pesled by the Sporting Winds; her Hair was plaited with nice art & formed into a knot to which her scarf was fastened by a Diamant Buckle. My eyes were fixed upon her, & it was at once with a sense of pleasure & of awe that I perceived her coming towards me. When she was come near I saw the freest & most perfect Features, & finest Complexion that ever was Imagined by a Lover or a Poet.

The Sight was enough to have inspired an irresistable Passion if there had not appeared in her Face an air of Authority & a sort of Maternal Tenderness that commanded Reverence and Duty. When she was advanced within a few Paces of me, she becken'd me with such a gracious Look as gave me Courage to approach her. I could not forbear falling down on my knees at the sight of so great Beauty & Majesty; & I observed with wonder (what Lovers often say in Figure of their Mistresses)

that various beautiful Flowers Sprung up under her feet as she rais'd them of the ground, and mark'd with gay distinction the path she trod. She bid me rise, with a turn of her eyes upwards censur'd my adoration, & then spoke to this purpose. Youth, said she, let it not surprize thee to understand that I know the thoughts wch have just now passed in thy mind; I applaud thy Thirst after Glory, & am willing to encourage & assist thee in the pursuit of it; I acknowledged my obligation by a low bow, & followed her according to her command. I soon perceiv'd we were going towards a noble Palace built in the midst of an Island that was made by the River from the Banks of which I came. As I walked behind her I was amazed at the new Brightness wch ye grass, the Trees, the Flowers put on as my fair Guide passed by. This prepared me to believe wt she presently told me that she was NATURE her self. The Palace, she added, which thou seest is mine; there I will show thee such things as shall raise & strengthen the noble Passion thou hast conceived, & there also thou shalt meet with such help as shall enable thee to deserve the Immortality to which thou aspirest. We had now passed through a small Growe, & were come to a fine Bridge of Stone that joyn'd the Island to the Plain: The Bridge ended just against the middle of a stately place inclosed by a Portico of a fourfold order of Marble Pillars.

When we had entered, I had a good view of the Large and Noble Palace which before I had seen at a distance: It was built of white Marble, a double order of Pilasters ran round the Fabrick & a Balustrade, adorn'd alternately with Statues & arms, satisfyed the most curious eye. As I enter'd with my Guide into the Palace she told me she would first conduct me into 3 galleries, in which were preserved the works of the most famous Painters that had ever appeared in the world; and that the subject of those pieces were, for the most part, some Particulars of her History, but that tho' she was generally the principal figure in them, yet they were so contrived as to represent all the Arguments which have employed the Pens of the most famous Poets, Historians, & Orators.

We then ascended a great stair case charged with a brazen Balustrade, which landed us just at the entrance of the largest & finest of the Galleries, in which were contained the best and most perfect Pieces that had ever been drawn by Mortal Hands. It stood almost, open on one side to the South, so that the Paintings which stood on the opposite side between coupled Ionick Pilasters of porphyry were seen to good Advantage.

THE GALLERY

(tho' very long) was filled from one end to the other. The Pictures were disposed according to the order of time in which the Several Masters lived, & under every one the name of the painter was written in letters of Gold, with that of his Country & the year of the World when he flourished. The finest pieces in this Gallery were drawn by Moses, David, Solomon, Isaiah, Luke, & Paul.

When we had passed through this we enter'd into another Gallery of much greater length, but inferiour both in breadth & height; this was all of white Marble without any other mixture, & contained the works of the Greek and Roman Artists. Homer's Pieces held the first rank, & were indeed admirably fine, tho' as my Guide told me he drew all by the pure force of memory, never stirring out of his working Room to consult the Originale he was Painting. The finest after his were drawn by Plato, Xenophon, Sophocles, Herodotus, Demosthenes, Lucretius, Terence, Cicero, Virgil, Horace.

An open Portico which answered in length to the first Gallery Joyn'd this to the third, which in bigness & all ornaments exactly answered this. Here were preserved the works of modern Painters. Among many others I remember more Particularly the names of Petrarch, Tasso, Vega, Cervantes, Malherbe, Corneille, Fontaine, Racine, Boileau, Fletcher, Chaucer, Spencer, Milton, Shakespear, Cowley, Dryden, &c. I beheld these master-

pieces of Art with Infinite Satisfaction, & told my Guide, I could gladly spend all may days in Studying them. Tho' I gave but a transient view to most of them, yet I made some observations which I thought might be of service to me in my future labours. One observation I made was, that those great Masters especially those of Antiquity, appear'd plainly to have made it their business to paint things just as they are in Nature; & it was to their success in this I imputed the very great Satisfaction which they gave me. I observed farther that they discovered great judgment in choosing such scenes of Nature, & such events as were in themselves very beautiful, & did very much interest the Spectator. The brightness of their colours surprized me, but what no less pleas'd me was that they so well understood the clear-obscure, & so happily avoided the fault of making every Figure equally bright & conspicuous, which

MODERN PAINTERS

are so eternally guilty of.

Having spent as much time in those Galleries as my Fair Conductor thought fit to allow me, I followed her to the entrance of the Palace which open'd to the Garden, & after passing a long Terras came to the Schools, which stood at the end of it. This building was cast into an exact square which surrounded a large Court, in the midst whereof was a brazen fountain adorned with the Statues of Apollo & the Muses. The 4 sides were appropriated to the 4 parts of the world; & each side was laid out into distinct apartments, which were assign'd to the several polite Nations in each of those Parts. The side that faced the North belonged to the Europeans; the Africans lodged to the South; the Asiaticks to the East; & the Americans to the West. We made our entrance on the West side, & my Guide told me she design'd to make a short tour round the 3 last mentioned sides, but that we should make some stay in the fourth. I observed that all the Artists on the West side were Europeans except some few Natives who had been at first taught by them, followed their manner; the far greater Number were Spainards. The South side was likewise very thinly inhabited; towards the Eastern end of it I saw a large Apartment which I guessed belonged to the Egyptians, in which by the bags of colours, boxes of Pencils, rolls of canvas, & all sorts of Mathematical Instruments, I concluded there had formerly lived some famous Masters. A poor Greek yt saw me make a little stop to observe those things, came up to me & told me that had once been the most flourishing apartment in the whole College.

The Lodgings on the Eastern side were better filled, particularly the Apartments of the Arabians & Persians. By the transient sight I had of some of their Pieces, I observed that their Colours were

VERY BRIGHT AND FINELY LAID;

but they seem'd mightily to delight in emblematical or rather Hieroglyphical works; & what was also very shocking they seemed to have no notion of unity of design nor of Perspective; yet I thought I could have staid among them with great pleasure. I signifyed by mind to my Guide, but she bad me come away, for, said she, you'll infallibly spoil your Tast if you spend any time there.

So we came on the Northern side, which was prodigiously full of Workmen. I found I was to pass the whole length of the Building before I came to my own countrymen, whose Apartmt was at the West end. The first Apartment, which belonged to the Muscovites, was just now filled up with great Magnificence, & I met with some persons among them who seem'd born for great things. The Grecian apartmt was considerable for nothing but the appearance that formerly it had been well filled. An old fellow like a Monk would needs have shown me a Catalogue of about 7000 Pieces that had been wrought there, & some very few of which I had seen in the second Gallery.

I had better satysfaction among the Italians, Spainards, & French;

these latter came nearest to the noble Simplicity of the Antients. At length I entered the English apartment; here I staid longest, & made many remarks that I thought would be of service to me in my future studies and Labours. 'Twould be too long to give the Characters of all the Painters I saw there. I particularly distinguished one venerable old man who had drawn some History Pieces, which I understood were to be hung up in the Gallery of Moderns. One of his Pictures which represented a plague was unspeakably fine. I also observed two Illustrious Youths who wrought together; they seem'd to work with a confidence of Immortality. My dear Guide look'd with particular pleasure upon some of her own sex who were likewise in pursuit of glory. I made several observations on the different manner of Working that was peculiar to every one of them. Some I saw excelled in Portraits, some in representing the Passions: Love and ambition employed the hands of most; but there were some who laboured to express anger, Envy, Pride, Bashfulness, & the like. Some young fellows who seem'd to have a great ....

Wien. Helene Richter.

Zu Archiv CXII, 190 ff. (Anzeige).

In der Beurteilung von Dr. Hoogvliet's '*Lingua*' (CXII, S. 190 ff.) ist S. 192 am Anfang des vorletzten Absatzes (Zeile 21 v. unten) anstatt 'Satzbindewörter' zu lesen 'Satzteilwörter'. Etwas höher lese man lieber folgenderweise: '... gehe ich zu der Besprechung des speziellen sprachlichen Teiles, mit Beschränkung auf einen besonders hervortretenden Abschnitt desselben: die Einteilung der Wörter, über.'

Haag. A. J. Barnouw.

Zu Archiv CXIV, 474 (Bibliogr.).

Im Titel von Professor Curmes German Grammar soll es nicht 'poetical', sondern 'practical study of the language' heifsen.

Elex oder *Illex*?

Das *ēlex*, das ich mit eingehender Begründung in der Akademieschrift '*Zur Kenntnis des Altlogudoresischen*' und kürzer im *Grundr. f. rom. Phil.* I² 464 als Grundlage für ital. *elce*, frz. *yeuse* aufgestellt habe, sucht Niedermann oben Bd. CXIV S. 456[1] vom Standpunkte des Lateinischen und der Überlieferung zu widerlegen und ersetzt es wieder durch *illex*. Er hat dabei die Betrachtung etwas verschoben und dadurch die ganze Frage in falsche Beleuchtung gebracht. Meine Gedankenfolge ist die: wie lautet die romanische Grundform? Hat sie in der Überlieferung Stützen? Wie verhält sie sich zu der schriftlateinischen Form? Ich will nun wieder so vorgehen und zunächst den Entscheid zwischen *illex* und *ēlex* fällen. Ich könnte mich

[1] 'Seit Schuchardt Vok. Vulg. Lat. II 77 operieren die Romanisten fortwährend mit einem altlateinischen eilex' heifst es S. 456. Soweit mir die Akten bekannt sind, ist Schuchardts Ansatz *eilex* von allen, auch von mir, übersehen worden, bis ihn Sch. selber *Zs. f. rom. Phil.* XXVII 106 wieder in Erinnerung gebracht hat. Alle folgenden haben entweder *ĭlex* oder wohl *ẹlex* angesetzt, also sich für *ĭ* ausgesprochen oder die Frage unentschieden gelassen, D'Ovidio hat *Grundr. f. rom. Phil.* I¹ 507 *ēlex* direkt als unwahrscheinlich abgelehnt. Erst in der angeführten Akademieschrift habe ich *ēlex* gesichert und zu erklären versucht.

dafür einfach auf die genannte Abhandlung berufen, will aber zur Bequemlichkeit des Lesers das Wichtigste hier anführen. Lat. *pollice* gibt ital. *pollice,* lat. *pulice* dagegen *pulce,* folglich kann *elce* nicht auf *ellice* beruhen; im Neapolitanischen bleibt *ll,* im Sizilianischen und Sardischen wird es zu *dd,* wir haben aber neap. *elęcę,* siz. *iliči,* log. *elige.* Nur im Provenzalischen kann *euse* auch auf *illice* zurückgehen, es muſs es aber nicht. Somit haben wir eine Form, die über die Quantität des *l* keine Auskunft gibt, mehrere, die nur auf *l* zurückweisen, und da die lateinisch überlieferte auch *l,* nicht *ll* hat, spricht alles gegen, nichts für *ĭllex.* Mit Bezug auf den Vokal ist das Sardische entscheidend, da lat. *ĭ* hier durch *i,* lat. *ē* durch *e* vertreten wird: ein lat. **ĭlex* müſste also sard. *ilige,* ein **ēlex* dagegen *ēlige* lauten, und da die letztere Form nun tatsächlich da ist und *elce, euse, yeuse* nicht widersprechen, so erweist sich *ēlex* als die allein allen romanischen Reflexen entsprechende Grundlage, während bei **ĭlex* der sardische Vertreter nicht unterzubringen ist und **illex* nur für das Provenzalische paſst. Ich denke, unter solchen Umständen wird *illex,* das leider auch in Brugmanns *Grundriſs der vergl. Grammatik* I² 801 Aufnahme gefunden hat, endgültig verschwinden müssen.

Ist aber *ēlex* gesichert, so sucht man naturgemäſs nach älteren Belegen. Ich gebe nun zu, daſs die Glosse, die ich angeführt habe, nicht streng beweisend ist. Der Zusammenhang spricht sogar eher für ἑλίκη, der Ausgang *-is* dagegen legt *ilex* näher. Die Stelle aus Gregor von Tours ist es dagegen unbedingt, da in den Handschriften *e* für *ī* nur eintritt bei *se* für *si* 'wenn', was eine gesprochene Form ist (it., afrz. *se*), und beim Austausch zwischen *ē*- und *ī*-Verben. Das *ēlignis* bei Schuchardt habe ich absichtlich nicht wiederholt, da es verschiedene Deutungen zuläſst. Daſs auch die Stelle aus Marius Victorinus nicht ganz sicher ist, ist klar, doch gilt gegen Niedermanns Änderung von *silicem* in *sicilem* dasselbe, was er gegen *silicem* einwendet: das *i* von *sicilis* ist kurz (rum. *seacere* usw., vgl. *Einführung in die rom. Sprachw.* 112).

Will man nun nicht nur *elex* konstatieren, sondern auch sein Verhältnis zu *īlex* womöglich angeben, so wird man die von mir versuchte Erklärung, die ja sachlich nicht uneben ist, mindestens geben dürfen. Erwiesen oder widerlegt würde sie, sobald sich in denjenigen Schwestersprachen, die *ī* und *ei* scheiden, Verwandte finden. Leider fehlen sie bis jetzt. Freilich führt ja Hesych ἴλαξ als lateinisch und mazedonisch an, aber wir wissen nicht, wie alt die Glosse ist, ob also nicht das mazedonische Wort aus dem Lateinischen entlehnt ist, beweist ja doch alb. *ilk',* daſs lat. *ilex* bei den Balkanrömern üblich war; wir wissen nicht, ob in der Zeit, der die Glosse angehört, im Mazedonischen nicht ει zu ι geworden war; wenn der Akut statt des Zirkumflex auf Kürze des ι schlieſsen läſst, so könnte man unter der Voraussetzung, daſs ἴλαξ alt sei, dieses mit *īlex* am besten mit der Annahme eines alten Ablautes *ēil* : *il* verbinden, also darin sogar die gesuchte auſseritalische Stütze von *eilex* sehen. Aber ich will gar

nicht ἴλαξ für meine Zwecke verwenden, ich will nur zeigen, daſs die Form vorläufig nicht verwertet werden kann. Nun sagt Niedermann freilich, eine Wurzelform *eil* könne es nie gegeben haben. Warum nicht? Die Gruppe *eil* ist doch nicht etwa unindogermanisch, und selbst wenn sie es wäre, wer bürgt uns denn dafür, daſs *eilex* ein indogermanisches, nicht etwa ein etruskisches Wort sei? Solange es so vollständig isoliert steht, können wir darüber gar nichts aussagen. Oder weist Niedermann *eilex* etwa darum ab, weil eine Wurzel *eil* fehlt? Aber haben wir denn Wurzeln für Erle, Föhre, Eiche, Buche, da ja doch den Zusammenhang des vorletzten Baumnamens mit skr. *ēj* 'schütteln', des letzten mit φαγεῖν heute niemand mehr ernst nehmen wird.

Schlieſslich mag, da Suchier in der neuen Auflage des *Grundr.* 836 an *yeuse* = '*helicem* im Sinne von *ilicem*' festhält, auch das noch einmal gesagt werden, daſs nach Mistral npr. *ęuse* 'Efeu' von *ęuse* 'Steineiche' verschieden ist. Man müſste danach annehmen $\frac{i + ę}{2} = ę$, wenn man Suchiers Auffassung beipflichten wollte.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Notes sur la prononciation française du nom de Shakespeare.

Si le nom de Goethe a dû pendant longtemps s'accommoder chez nous de prononciations hétérogènes dont la versification et la typographie nous ont transmis le témoignage,[1] le nom de Shakespeare ne pouvait guère être plus heureux. Il y avait même là une accumulation de difficultés phonétiques capables de dérouter l'ingéniosité de ceux qui n'imaginaient point que voyelles, diphtongues et consonnes pussent avoir ailleurs une autre valeur qu'en français.[2] Et, ici encore, il est permis d'inférer, de quelques indices typographiques et métriques, certaines habitudes de prononciation courante.

Les premières mentions faites, en français, du nom de Shakespeare ne s'écartaient pas de l'orthographe courante: c'étaient des copies et des reports d'après des originaux anglais, et ni le bibliothécaire royal Nicolas Clément, ni le rédacteur de *l'Inventaire … des livres* … de Fouquet n'auraient eu de raisons de s'écarter de la graphie qu'ils avaient sous les yeux. Ni Baillet ni Boyer, de leur coté, ne font infraction à l'usage anglais moyen.[3] A plus forte raison des traductions de l'anglais ne fournissent-elles aucun témoignage: le

---

[1] Cf. mes *Notes sur la prononciation française du nom de Goethe* (*Euphorion* IX, 2—3, 1902).

[2] La conclusion d'un article de M. Gaston Deschamps sur la réforme de l'orthographe témoigne assez de la pérennité de cette tendance. Dans le *Temps* du 5 février 1905, après avoir cité l'opinion d'un correspondant qui demande que les Anglais mettent leur langue écrite d'accord avec leur langue parlée, M. Deschamps reprend la parole: 'Je pense, en effet, qu'on pourrait attendre que les Anglais aient écrit: *Chekspire, lord Saulcebeurré,* etc.'

[3] D'après Jusserand, *Shakespeare en France sous l'ancien régime,* Paris, 1898.

poète anglais est mentionné une fois dans les *Œuvres mêlées* du chevalier Temple,[1] plusieurs fois dans le *Mentor moderne*[2] et dans le *Spectateur ou le Socrate moderne,*[3] sans qu'on puisse discerner quels phonèmes des lecteurs français devaient s'imaginer sous la forme *Shakespear,* la plus communément employée dans ces ouvrages.

Il est probable que ce nom, qui, à partir du premier quart du XVIIIe siècle, sera souvent lancé dans les controverses littéraires, offrait aux Français deux difficultés principales, et que des lecteurs laissés à leurs seules lumières étaient tentés: 1° de prononcer le *Sh* initial comme un simple *S*; 2° de dissocier en *e* + *a* la diphtongue finale. Quant à l'*e* de la deuxième syllabe, il ne devait offrir aucune difficulté, et ne manquait pas, sans doute, de recevoir sa part d'accent et de prononciation dans le mot! Si étrange que paraisse la graphie *Shakees Pear,* qui figure au *Journal des Savants* de 1710,[4] il est possible qu'elle ne fasse que rendre un compte excessif de cette valeur attribuée à l'*e* de la syllabe médiane.

De ces trois façons d'errer — que vraisemblablement ne combattaient pas avec un succès suffisant les prononciations plus conformes de Français qui avaient été en Angleterre, un Voltaire, un abbé Prévost — il est facile de suivre la trace persistante.[5] L'habitude erronée était-elle déjà prise, on menaçait-elle seulement, quand furent imprimées — en 1725 — les *Lettres sur les Anglais et les Français?* Muralt se contentait-il de reproduire l'ortographe qu'il avait employée jadis, en manuscrit, pour écrire ce nom de Shakespeare d'une façon plus conformer à la prononciation qu'il entendait dans la bouche des Anglais? En tout cas, il écrit *Schakspear,*[6] de même qu'il écrit *Schadvel;* et, de la part d'un homme qui écrit plusieurs fois *Houmour* et qui donne d'ailleurs une liste d'*errata* fort soigneuse, il y a certes là autre chose qu'une faute d'impression.

J'en dirai autant de la persistance de la graphie *Shakespéar* dans les *Lettres* de l'abbé Leblanc[7] (concurremment avec *Shakespear* sans accent). Comme on la rencontre aussi sous la plume d'un autre auteur qui connaissait l'Angleterre pour y avoir séjourné,[8] il est permis d'y voir une invite à mettre sur cet *é* une intonation qui rapproche la diphtongue *ea* de la prononciation *eare* anglaise. En re-

---

[1] Utrecht, 1693.

[2] Je n'ai eu entre les mains que la deuxième édition, La Haye, 1724.

[3] Amsterdam, 1720.

[4] Citée par Jusseraud, *ouv. cité,* p. 147.

[5] Je ne serais pas éloigné d'attribuer le cas bien connu de Bodmer, écrivant *Saspar* et *Sasper* en 1740, *Saksper* en 1741, à l'influence de quelqu'une de ces graphies erronées. Pour l'élision du *k*, voir l'exemple cité plus loin de Saurin. Il importe de noter que dans *le Pour et le Contre* de l'abbé Prévost et dans le *Journal étranger,* où le nom de Shakespeare est souvent cité, il ne présente aucune de ces anomalies d'écriture; la graphie *Shakespear* prédomine dans l'un et l'autre.

[6] (Genève) 1725, p. 57.

[7] Notamment pages 80, 83, 84 du tome II.

[8] Grosley dans son *Londres* (Lausanne, 1770), cité par Jusserand, p. 249.

vanche, le *Shakespehar* du Président Hénault,[1] le *Shakespeart* de *l'Observateur français à Londres*[2] témoignent d'une adhésion de l'auteur (ou du typographe, tout au moins) à la prononciation commune: l'*h* de l'un en séparant les deux voyelles de la diphtongue, le *t* final de l'autre en faisant de la syllabe *art* l'analogue de mots comme *part, art* etc., invitent le lecteur à prononcer *pe* + *ar*.[3]

Chose curieuse, l'erreur phonétique qui faisait du *Sh* initial l'équivalent d'un simple *S* (peut-être suivi d'une vague aspiration?) semble avoir été plus tenace que celle qui dissociait ainsi les deux lettres de la syllabe diphtonguée. On trouve en effet très longtemps:

'... à la façon de *Sakespear*, le Corneille des Anglais';[4]

'Nous invitons les admirateurs du théâtre anglais à lire les articles *Sakespeare* ...'[5]

'Quelques pensées de Sakespeare'[6]

quand déjà une graphie phonétique démontre que la prononciation correcte de la diphtongue n'est plus ignorée:

Rien, sans l'habit anglais, ne pouvoit réussir.
Au-dessus de Corneille, il mettait *Sakespir*.[7]

ou encore:

Emule généreux du fameux Sakespir,
Tu voulais, imitant cet auteur admirable,
A ses rares talens nous forcer d'applaudir ...[8]

Il va sans dire que les auteurs bien renseignés ne se contentaient pas toujours des moyens que nous avons vus (*Sch* ou *péar*) pour indiquer tant bien que mal à leurs lecteurs quelle était la prononciation usitée chez les compatriotes du poète. Si une *Elégie sur la mort de Ducis* renferme encore ce vers:

Schakespear, tu devais naître et mourir deux fois[9]

il y avait longtemps cependant que Saurin avait inséré dans son *Anglomane* la réplique suivante (où la suppression du *k* serait singulière, si Damis n'était un Anglais par occasion et subterfuge):

Eraste. Celui de vos auteurs qu'avant tout autre j'aime,
C'est Shakespéar.
Damis. Nous prononçons, *Chespir*.
Eraste. *Chespir* soit: mais en tout j'admire sa manière.[10]

[1] Dans la *Préface* (non paginée) de *François* II.
[2] Cité par Jusserand, p. 225, note 2.
[3] Notons que, par une touchante conformité, le nom du *Roi Lear* était soumis à la même prononciation que celui de son auteur.
[4] *Mercure de France*, oct. 1747, p. 115. C'est l'ordinaire façon dont ce périodique écrit le nom du poète anglais: cf. ses comptes-rendus de La Place en 1746. L'*Année littéraire* écrit généralement *Shakespear*.
[5] *Journal des Debats*, 26 janvier 1804. Variétés.
[6] *Bulletin de Lyon*, 20 thermidor an XII, p. 368.
[7] Boissy, *la Frivolité*, comédie en un acte du vers. Paris, 1753, scène IV, p. 28.
[8] Mlle de Gaudin. A. M. Ducis, sur sa tragédie du Roi Lear. *Almanach des Muses*, 1784, p. 13.
[9] Par Mme Victoire Babois. *Almanach des Muses*, 1819, p. 39.
[10] Saurin, *l'Anglomane, ou l'Orpheline léguée*, édition en un acte, Paris, 1772, scène XII.

Vers le même temps, l'*Année littéraire* (1769, VI, p. 10) remarque au sujet de ce nom: 'Il s'écrit *Shakespear* et se prononce *Cheespir*.' Au commencement du XIX[e] siècle, Stendhal écrivant à sa sœur a soin de faire suivre le nom du poète de cette parenthèse: 'prononce *Chéquspire*',[1] et Al. Duval, publiant en brochure son *Shakespeare amoureux ou la Pièce à l'étude*, ne néglige pas de mettre en note, comme un renvoi encore nécessaire: 'On prononce *Chekspire*'[2] Précaution d'autant plus utile que c'était la première fois — sous les traits de Talma — que l'auteur d'*Hamlet* devenait un personnage de théâtre. Notons que c'est précisément vers cette époque que Sévelinges, publiant une nouvelle traduction de *Werther*, écrit en note à la première page de sa Préface: 'On prononce Gueûte. Il serait à souhaiter que toutes les fois que l'on imprime le nom d'un étranger célèbre, on donnât en même temps la manière de le prononcer. Faute de les avoir, on peut, dans l'occasion, se trouver exposé à ne pas comprendre, ou à n'être pas compris.'[3] Souci bien légitime! Sans doute l'extraordinaire remuement de l'émigration et des guerres de la Révolution et de l'Empire a-t-il produit déjà, pour ces deux 'étrangers célèbres', ce résultat de mettre quelques hommes de lettres et journalistes en mesure de garantir à des compatriotes ignorants une prononciation plus orthodoxe. Et désormais, si les poètes hésitent encore entre deux ou trois écritures du nom de Shakespeare, ils ne sont plus tentés de lui ajouter une syllabe inutile dans la prononciation:

> Mais elle avait Shakspear pour élargir son règne...
> (A. Dumas, *Christine*, acte I, sc. 2.)
>
> C'est ainsi qu'à Straffort l'Angleterre idolâtre
> Couronnait dans Shakspear le père du théâtre...
> (Cas. Delavigne, Discours en l'honneur de Corneille.
> *Alm. des Muses*, 1830, p. 260.)

Il va sans dire qu'ensuite, pour Musset, pour Banville, Shakespeare fournit une rime féminine, quelle qu'en soit l'orthographe:

> L'autre, comme Racine et le divin Shakspeare,
> Monte sur le théâtre, une lampe à la main...
> (Musset, *la Coupe et les Lèvres*, Dédicace.)
>
> Toute création à laquelle on aspire,
> Tout rêve, toute chose, émanent de Shakspere...
> (Banville, *Cariatides*, *la Voie lactée*.)

---

[1] *Lettres intimes*, p. 29: lettre du 10 pluviôse an XI.

[2] Paris, an XII, p. 2. L'année précédente, dans le prologue de son *Guillaume le Conquérant*, Duval avait fait figurer le nom de Shakespeare, réduit à deux syllabes sous cette forme: Ou Shak'spear ou Schiller vous servit de modèle.

[3] C. L. Sévelinges, *Werther*, traduit de l'allemand sur une nouvelle édition. Paris, an XII, 1804, p. VIII, note 1.

Lyon. **Fernand Baldensperger.**

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Andreas Heusler, Lied und Epos in germanischer Sagendichtung. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1905. 52 S.

Eine inhaltsvollere Schrift ist auf dem Gebiet der Heldensage seit lange kaum erschienen als dies schmale Heftchen. Wohl kündigt H. als seine Absicht nur an, W. P. Kers 'gedankenreiches Buch' *Epic and Romance* (London 1897) nach seinem wesentlichen Inhalt zur allgemeineren Kenntnis zu bringen; und schon das wäre verdienstvoll, denn das wichtige Werk des Engländers (dessen Bekanntschaft ich auch nur Heuslers persönlichem Hinweis danke) scheint bei uns kaum beachtet zu sein. Tatsächlich aber führt H. nicht nur Kers Gedanken — unter gelegentlich auch bessernder Kritik — vor, sondern gibt selbständig eine knappe Darstellung neuer Theorien zur *Naturgeschichte des Epos*.

In dem einen Hauptpunkt zwar könnte seine Polemik gegen die herrschende Theorie überflüssig scheinen. Gibt es wirklich noch Forscher, die sich ein Epos durch bloſse 'Summierung' von Einzelliedern entstanden denken? Lachmann und auch noch Müllenhoff durften glauben, nach Ausscheiden der 'Interpolationen' die 'echten Lieder' unmittelbar zu erhalten; so einfach aber stellen sich doch wohl auch ihre Nachfolger die Sache nicht mehr vor.

Aber es ist vollkommen richtig, daſs der stilistische Unterschied, der zwischen 'Lied' und 'Epos' besteht, den deutschen Forschern keineswegs klar genug zum Bewuſstsein kommt, und daſs ihre Kritik dem Unterschied des Tempos (S. 22), der zwischen dem knappen Lied und dem breiten Epos waltet, daher nicht gerecht wird. In der Herausarbeitung dieses Unterschiedes liegt das gröſste Verdienst von H.s Werkchen. Wenn man sieht, wie Wilamowitz' geniale neueste Geschichte der hellenischen Literatur diese eigentlich nur als Stilgeschichte behandelt, oder wenn man neuere (und auch ältere) französische Monographien zur Literaturgeschichte vergleicht, erkennt man nicht ohne Beschämung, wie weit wir trotz Scherer und seinen ersten Schülern hier zurückgeblieben sind.

Aus dieser stilgeschichtlichen Erkenntnis zieht H. nun aber weitergehende Schlüsse. Er leugnet jene Zwischenstufe zwischen Lied und Epos, die wir als zyklisches Lied oder Kettengedicht zu bezeichnen pflegen. Er glaubt an einen plötzlichen, radikalen Umschwung der Darstellungsweise (vgl. bes. S. 32), der um das Skelett des fertigen Liedes die 'Mastkur der epischen Breite' (S. 51) wuchern lieſs.

Hier nun kann ich ihm nicht folgen. Das reine 'Ereignislied' der Edda (vgl. S. 13 f.) scheint mir allerdings durch die eddische Philologie selbst (H. Z. 32, 402) verbürgt, und Jónssons Widerspruch (*Oldnordisk Lit. Hist.* I, 117 f.) hat mich nicht überzeugt. Das karikierende Selbstbekenntnis des Dichters aber, das H. (S. 27) als unentbehrliche Voraussetzung der 'Sammeltheorie' auffaſst, kann man von einem Rhapsoden nicht verlangen, der, statt die Werbungsfahrt aus der 'ganzen Geschichte

von Siegfried, Kriemhild und Brunhild' herauszugreifen, die uralte Tradition einfach fortsetzte, für die die Erzählung von Autharis Brautfahrt zeugt. Die Eddalieder wie Reg. und Fáf. scheinen mir auch nur als Glieder einer Kette verständlich. Allerdings lehnt H. ihr Zeugnis ab, weil sie schwer zu beurteilen seien; sündigt er aber da nicht, wie nach seinem eigenen treffenden Urteil sonst die Germanisten, die (S. 52) ihren Reichtum nicht zu nützen wissen?

H.s Hauptargument gegen Lieder ἐξ ὑπολήψεως ist (S. 18), daſs jedes Einzellied bis zum Schluſs gehe, den Ausgangspunkt der Fabel mit enthalte. Allerdings gibt er selbst Ausnahmen zu, die aber motiviert seien. Zunächst nun sehe ich gerade in der üblichen Bezugnahme auf den Schluſs den Beweis der ὑπολῆψις: an diesem bekanntesten, festen Teil werden die Lieder verankert, so daſs ihre Zusammengehörigkeit markiert war. Dann aber ist die Art dieser Bezugnahme doch zu verschieden, um gerade auf sie weitere Folgerungen zu bauen. Oft ist es nur ein abbrechender Akkord, wie die Berichte vom späteren Schicksal des Helden in den älteren englischen Romanen, so etwa in der Prosa von H. Hj. II; ein andermal nur ein lyrisches Echo, wie in Vkv. Und darf man die Götterlieder von ausgesprochener Einzelhandlung wie Skirn. ganz von den Heldenliedern absondern?

Zur Stütze seiner Theorie gibt H. auſser kurzen — nur zu kurzen — Besprechungen des Beowulf (S. 36), des Waltharius usw. ein englisches und ein dänisches Analogon (Robin Hood S. 36 f., Mask Stig S. 41 f.). Über diese selbst habe ich kein Urteil; die Beweiskraft der Analogien aber schlage ich nicht allzu hoch an: nicht, weil ich mit Nöldeke jedem Volksepos eine völlig isolierte Entwickelung zuschreiben möchte, sondern weil nach H.s eigener Auffassung hier schon die 'Lieder' in die Epoche epischer Breite fallen. Übrigens sind H.s Vergleiche seiner Ergebnisse mit den Voraussetzungen der Sammeltheorie (S. 40, 45) sehr lehrreich — nur daſs er eben auch hier diese Theorie mechanischer nimmt als wohl ihre meisten Anhänger.

Daſs zwischen den 'Liedern' und den 'Epen', die beide H. vortrefflich charakterisiert, eine Zwischenstufe bestand, in der die einfachen 'Ereignislieder' sich dem epischen Stil annäherten und gleichzeitig (wie die breiter entwickelte Novelle oder das voller gestaltete Märchen überall) dem Zyklus zustrebten — dies scheint mir der Verf. nicht widerlegt zu haben, und dies scheint mir nach wie vor schon durch die Edda allein ausreichend bewiesen. Aber auch wenn hierin die ältere Theorie bestehen sollte, gibt Heuslers Stilkritik ihr ein ganz neues Ansehen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Ludwig Geiger, Goethes Leben und Werke. Einzeldruck aus: 'Goethes sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 44 Bänden. Mit Einleitung von L. Geiger. Mit zwei Bildnissen, Faksimile und Registerband'. Leipzig, Max Hesses Verlag.

'Keine Biographie im gewöhnlichen Sinne' hat sich der Verfasser zur Aufgabe gesetzt, 'keine bloſs eingehende Darstellung der Lebensereignisse Goethes, sondern eine Einführung in das Verständnis seiner Werke und seines Wesens.' Dem 'groſsen Publikum', für das die Arbeit ausschlieſslich bestimmt ist, nur eine intime Kenntnis seiner Liebschaften und Privatverhältnisse übermitteln, wie es so häufig geschehe, heiſse den Zweck verfehlen. Viel wichtiger als diese Einzelheiten, wenn sie gleich nicht übergangen werden dürften, sei die Belehrung über des Meisters Stellung zur Politik und Religion; über seine Bedeutung als Lyriker, Dramatiker und Epiker; eine Darlegung seiner Kunstlehren, seiner Anschauungen von Geschichtlichem und Geschichte; eine Übersicht seiner eigenen geschicht-

lichen Arbeiten; endlich noch eine Würdigung der Art, wie er seine Briefe schrieb und seine Tagebücher redigierte.

Von alledem wird denn auch kurz und bündig, wie es der knapp zubemessene Raum verlangte, in neun Abschnitten auf 200 Seiten gehandelt: vollständig und gediegen und gemeinverständlich genug, vielleicht aber doch ein wenig allzu literarhistorisch, mit allzu heroischem Verzicht auf persönliche Ansicht und persönliche Darstellung. Wir wollen das große Publikum immer noch zu gründlich, zu fachwissenschaftlich 'bilden', und erziehen ihm so, gegen unseren Willen, ein verstandesmäßiges Verhalten zur Kunst an, statt zu wecken, zu entwickeln, was an aufnehmenden künstlerischen Fähigkeiten untätig und verschüchtert in ihm liegt. Wo es gilt, Liebe zur Kunst und wahres Verständnis in weiteren und weitesten Kreisen zu fördern, sollten wir uns, meine ich, inniger und bewußter an Alfred Lichtwark und die Seinen anschließen, sollten diesen eifrigen und erfolgreichen Nachbarn die rechte Volkserziehung ablernen, die ja nach Wesen und Art dieselbe sein muß auf allen Kunstgebieten.

Freiburg i. B. R. Woerner.

Max Batt, The treatment of nature in German literature from Günther to the appearance of Goethes Werther. (Diss. Chicago.)

'The treatment of nature' ist ein Lieblingsgegenstand amerikanischer Literaturforschung geworden. Aber mag die Aufgabe ursprünglich nur deshalb so allgemein bezeichnet worden sein, weil ein geläufiges Wort für Naturgefühl mangelte: Tatsache ist, daß man sie nun auch so allgemein behandelt. Unter Sammelworten wie: Himmelserscheinungen, Jahreszeiten, Gebirge, Gewässer usw. wird eine Anzahl von Stellen aufgereiht, in denen der Dichter irgendwie auf das in der Überschrift Angegebene Bezug nimmt, ohne daß von vornherein und grundsätzlich unterschieden würde zwischen dem, was er neu aus eigener Anschauung und Empfindung schöpft, und dem, was er aus der Überlieferung wiederholt. Diesem statistisch-topographischen Verfahren soll sein Nutzen nicht aberkannt werden — besonders nicht nach der kulturgeschichtlichen Seite hin. Allein es haftet, scheint mir, in bedauerlicher Weise solchen Versuchen der Charakter des Halbgetanen, der bloßen Vorarbeit an, wo sich doch — mit einer weniger äußerlichen Behandlungsart — sogleich Befriedigenderes gewinnen, ja in vielen Fällen Endgültiges und Abschließendes erreichen ließe.

Was ich hiermit über die Methode zu bedenken gebe, bedeute keineswegs eine Herabwürdigung der vorliegenden, in ihren Schranken sehr tüchtigen Dissertation! Auf Grund ausgebreiteter und sorgfältiger Studien bietet sie mancherlei neue Beobachtungen, besonders in den Abschnitten Letters und Travels. Auch die Schlußbetrachtung zeugt von anerkennenswerter Beherrschung des gesamten Gebietes.

Freiburg i. B. R. Woerner.

R. Petsch, Vorträge über Goethes 'Faust'. Gehalten im Ferienkurs für Lehrer 1902. (Würzburger Hochschulvorträge B. I.) Würzburg, Ballhorn u. Cramer Nachf., 1903. 198 S.

Der Verfasser ist der schwierigen Aufgabe, ein gemeinverständliches Modell unserer größten Dichtung aufzubauen, für den ersten Teil besser als für den zweiten gerecht geworden. Hier begegnen nicht bloß seltsame Hypothesen (Homunkulus von Mephisto erschaffen! S. 142), die als sichere Tatsachen vorgetragen werden, und allzu feine Ausdeutungen (über den Famulus Wagner S. 139, vgl. aber S. 149; über das innere Licht S. 190 u. ö.), sondern vor allem geht hier über zu ausführlicher Deutung von Kleinigkeiten (Einzelinterpretation des Mummenschanzes u. dgl.) die

übersichtliche Führung verloren. Verzeihlich finden wir es freilich, daſs P. hier Schwierigkeiten leichter Hand eliminiert; denn vielleicht haben die, die die Frage der Wette nicht so einfach abzutun vermögen, nicht 'dicke Ohren' (S. 192), sondern eher zu feine. Die Erklärung des ersten Teils ist dagegen im allgemeinen recht glücklich. Wohl begegnen auch hier Gesuchtheiten (zum 'Gesetz' S. 62) und kleine Lapsus, wie daſs Lavater der Jesuiten-Riecher sein soll (S. 102; ebenso z. B. zum zweiten Teil: Goethe habe zwischen Neptunisten und Vulkanisten eine Mittelstellung eingenommen, S. 150), und anfechtbare Deutungen, wie über den Zweck der Osternachtszene (S. 48); aber dafür entschädigen glückliche Zitate und Verwendungen ('Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang' S. 30; über die Historie S. 46) und vor allem eine herzenswarme und doch verständig-klare Auseinandersetzung.

Berlin. Richard M. Meyer.

N. Lenau, Poète lyrique. Par L. Reynaud. Paris, Société nouvelle de Librairie et d'Edition, 1905. XVII, 461 S.

Das Ziel seines Buches formuliert der Verfasser in der Vorrede so: 'Nous nous sommes proposé ici, en substance, de soumettre l'organisation morale et la production lyrique du poète à une analyse aussi exacte et aussi complète que possible, pour essayer de déterminer les rapports profonds qui les unissent.' Er glaubt aber seine Aufgabe noch weiter fassen zu müssen. Aus der Analyse von Leben und Kunst dieses einen Dichters, der ihm einen bestimmten Typus zu vertreten scheint, soll etwas für die Wertmaſsstäbe der Ästhetik überhaupt gewonnen werden (S. IX). Er glaubt hier eine Art Schulfall zu haben für das seiner Meinung nach höchster Künstlergröſse Verderbliche einer Organisation, in der Sinnen- und Gefühlsleben ein völliges Übergewicht über die logischen Fähigkeiten und den bewuſsten Willen erlangt haben. Der mangelnden Kraft, sich durch eine selbständige feste Weltanschauung über das Chaos seiner Empfindungen und Impulse denkend zu erheben, der unsicheren inkonsequenten Lebensführung müsse der Gehalt der Kunst entsprechen, vor allem aber auch Mängel der artistischen Form. 'Le poète a succombé là même où l'homme avait succombé, car les lois de la production artistique ne sont qu'une transposition des lois de l'existence réelle. Le rythme des pensées et des mots n'est en dernière instance que l'expression du rythme des actes.' R. gelangt aus dieser Grundanschauung heraus zu einer Verwerfung aller Epochen, in denen die stärksten Kunstleistungen von Naturen ausgingen, denen es nicht gelang, ihr Leben zu harmonisieren, mit ihrem inneren Reichtum als gute Haushalter zu verfahren. Die Romantik ist ihm besonders antipathisch. Eine gewisse Warnung vor der Überschätzung der Romantik mag heute, wo man in aller Freude an ihrem wiederentdeckten Reichtum geneigt ist, ihre Grenzen zu übersehen, vielleicht am Platze sein. Doch R.s Art der Ablehnung, wie sie sich auf S. XV und öfter offenbart, ist in ihrer Einseitigkeit kaum haltbar. Seine Abneigung gegen moderne, sich mit romantischer Art berührende Kunst scheint mir seiner Betrachtung Lenaus von vornherein eine gewisse Richtung gegeben zu haben, weil er in Lenau einen seelischen Typus erkennt, dessen Steigerung jene 'verderblichen' Erscheinungen zeitigen kann. Diese pädagogischen Absichten trüben vielleicht hier und da die Objektivität der Betrachtung, obwohl ich ein Verdienst des Buches darin sehe, daſs es die Grenzen von Lenaus Kunst nicht aus dem Auge verliert.

Gegen R.s allgemeine Anschauungen läſst sich gewiſs manches einwenden. Eine so bündige Beantwortung der alle Ästhetik beschäftigenden Frage nach dem Grundverhältnis von Leben und Kunst lieſse sich meines Erachtens immer nur auf Grund eines sehr groſsen, sorgfältig durch-

gearbeiteten psychologischen Materials geben. Eine Betrachtung der verschiedenartigsten Künstlerpersönlichkeiten unter diesem Gesichtspunkt müfste voraufgegangen sein. Und auch dann bedarf es in der Anwendung des etwa Gefundenen gröfster Vorsicht: eine seelische Organisation, die dem Dramatiker verhängnisvoll werden mufs, braucht es nicht für den Lyriker zu sein. Das, was man künstlerische Intelligenz nennt, kann ein Lyriker im hohen Mafse besitzen, der nie mit seinem Denken Herr des Lebens wurde. Bei dem Gedanken über die Erscheinungen auf künstlerischem Gebiet, die der Willensschwäche im Leben entsprechen, wäre schärfer zu scheiden zwischen den lebenshungrigen Impulsmenschen, die alle Kraft im Leben verschwenden, denen keine Mufse zur künstlerischen Konzentration bleibt, und den willensmatten Naturen, die, scheu vor dem Leben, die Kunstübung als einzige Lebensbetätigung leidenschaftlich umklammern und die von der Kunst allmählich verzehrt werden. Hier wird der gröfsten Willensschwäche im Leben eine sehr sichere Beherrschung der Kunstform parallel gehen. Gerade die österreichische Literatur lädt zur Beobachtung dieses Typs ein. Gehört Lenau nicht dem zweiten Typus an, auch nach R.s eigener Darstellung?

Der Künstler würde allerdings immer da unterliegen, wo der Mensch unterliegt, wenn er nur das ausdrückte, was er ist, nicht auch was ihm mangelt; wenn alle Kunst nur aus dem verwirklichten Sein, nicht auch aus der Sehnsucht eines Menschen entstünde. Wie weit freilich einer solchen Natur die reife, künstlerische Gestaltung dessen möglich ist, was ihrem eigenen Sein widerspricht, das wird von der Selbsterziehung bedingt sein. Aber vor allem von der auf Kultur der Sinnlichkeit und Phantasie gerichteten: von der wohl erziehbaren Fähigkeit, sich anschauend in fremdes Leben zu versenken — eine Gabe, die doch wohl nicht direkt von intellektueller und moralischer Kultur abhängt. Ein bekanntes Beispiel ist C. F. Meyer, der die Renaissance gestaltet. Aber wie gesagt: mit Einzelbeobachtungen kommt man diesem Problem nicht sehr nahe, hier bedarf es einer breiten, empirischen Grundlegung.

Durch solche Einwände ist noch nichts darüber ausgesagt, wie weit in diesem einen Fall die These zutrifft, wie weit das Problem Lenau durch R. erschöpft wird. Er betrachtet im ersten Teil des Buches: 'Les sources de l'œuvre lyrique: l'homme' das Seelenwesen Lenaus, wie es sich in seinem Verhältnis zur Natur offenbart, wie es in der Art, die Umstände, die Menschen, namentlich die Frauen, auf sich wirken zu lassen, in den Unregelmäfsigkeiten seines Lebens, in seinen Beziehungen zur Philosophie und Literatur zutage tritt. Im zweiten Teil: 'L'œuvre lyrique' sucht er die Spiegelungen dieses Seelenwesens in der Lyrik, strebt, das Walten der gleichen Haupttendenzen, die das Leben beherrschen, nachzuweisen.

In der Charakteristik, die er am Ende der ersten Partie gibt, wiederholt er zum Teil das, was Roustan in seiner trefflichen Lenaubiographie zusammenfassend gesagt hatte. Er betont die nervöse Empfindlichkeit, das Vorherrschen der 'sensibilité', das jähen Impulsen gehorchende Temperament, den Mangel an 'energie réfléchie'. Viel mehr Bedeutung als Roustan oder Castle mifst er dem Einflufs literarischer Moden auf Lenaus Leben und Kunst bei. Erwägenswert sind die Betrachtungen über das, was 'Literatur' in Lenaus Leben war, aber R. überschätzt doch wohl diese Einflüsse; namentlich spielt der Byronismus, dessen Wichtigkeit andere Betrachter ganz zurückgedrängt hatten, eine zu grofse Rolle. Roustan bewertete Lenaus philosophisches Denken höher als R. es tut. 'La sensibilité mobile et inquiète, qui constitue le caractère de Lenau comme elle est la source de sa poésie, n'est qu'une face de cet être complexe. A côté de l'instinctif et de l'impulsif substituent un intellectuel et un analyste.' R. sieht viel mehr den Mangel an Konsequenz, Tiefe, Selbständigkeit in Lenaus Denken. Man kann ihm den Denker Lenau preisgeben: den Ge-

dankeninhalt der epischen Dichtung nicht hoch einschätzen, aber es ist nicht zu verkennen, dafs es dem Dichter gelang, durch dieses immer wieder begonnene Ringen um die Weltanschauung seiner Lyrik Tiefgang zu geben. Hier zeigt sich eine Willenskonzentration des Künstlers, die sogar Grillparzers herbe Verse anerkennen, und die R. mir nicht genug zu beachten scheint. Sehr wünschenswert wäre es gewesen, dafs die Phantasie Lenaus eine zusammenhängende Darstellung erfahren hätte. Ansätze dazu finden sich öfters in R.s Buch, aber der Anteil der Phantasie an Leben und Kunst Lenaus wird viel weniger beachtet als der der Gefühlssphäre, der nervösen Empfindlichkeit. Castle und Walzel hatten darauf hingewiesen, dafs viel von Lenaus Eigenart aus der Psychologie des Österreichers überhaupt zu erklären ist. Die Verfolgung dieser Spur läfst sich R. entgehen. Ferner: er führt die Eintönigkeit in der Grundstimmung, die Lenaus Kunst trotz aller Farbigkeit zeigt, wesentlich auf die Grenzen seiner intellektuellen und moralischen Persönlichkeit zurück. Aber hier wäre eben zu fragen, ob nicht vielmehr eine zu enge Ausbildung der anschauenden Fähigkeit daran schuld ist. Ob Lenau nicht — was ihm durch Denken nicht oder nur spät gelang — von den einseitigen Forderungen seines Gefühls sich hätte bis zu einem gewissen Grade befreien können, wenn er es vermocht hätte, sich anschauend auch in die Erscheinungen zu versenken, die seinem Gefühl nicht sofort antworteten. Der 'Kult seiner Melancholie' verhinderte das. Aber ob nicht Lenau, ganz abgesehen von einer Erziehung des praktischen Willens, durch eine nicht nur intensive, virtuose, sondern auch extensive Entwickelung seiner anschauenden Fähigkeit, nicht mittels ethischer, sondern ästhetischer Kultur zu einer Befreiung von diesem Kult, zur Aufweitung seiner Kunst gelangt wäre? Vielleicht hätte eine Untersuchung in dieser Richtung, namentlich eine Betrachtung der Anläufe, die Lenau zuweilen nimmt, eine Lebensform darzustellen, die der seinen entgegengesetzt ist, die Formel etwas erweitert, mit der R. ihn zu erklären sucht.

R.s These bedurfte vor allem stärkerer Stützen durch den Nachweis, dafs dem Mangel an Lebensbeherrschung ein Versagen des künstlerischen Ordnungsgeistes in Lenaus Dichtung entspricht. Dieser Nachweis ist nicht völlig erbracht. Freilich, die mangelhafte Komposition der Epen ist unbestreitbar. Aber diese Enge der Begabung beim Lyriker braucht wahrlich nicht auf einer solchen Seelenbeschaffenheit zu beruhen. Uhland, der klare, wissenschaftlich geschulte Geist, der feste, sein Leben beherrschende Mann, war ebenso unfähig, ein Drama oder Epos zu komponieren, wie der Impuls- und Stimmungsmensch Lenau: er war eben nur Lyriker. Was nun das eigentlich lyrische Gedicht und das lyrisch-epische Stimmungsbild betrifft, so stehen neben den unvollkommen komponierten Gedichten, die R. auf S. 432 anführt und deren Zahl man übrigens leicht um eine Reihe mifslungener Reflexionspoesien erweitern könnte, genügend andere, die strengste künstlerische Besonnenheit im Gesamtaufbau wie im einzelnen verraten.

Die Analyse von Lenaus Lyrik im zweiten Teil des Buches enthält aufserordentlich viel Feines. Besonders anregend ist im Kapitel 'Vérité et poésie' dargestellt, wie Erlebnis, Phantasie und literarische Tradition die Stilisierung des Themas der Berta-Lieder beeinflufsten. Die Behandlung des Lenauschen Naturgefühls führt in einigen Punkten weit über das hinaus, was etwa Geskys mit hilflosen Beiwörtern an Lenaus Kunst herumtastende Studie geben konnte. R. begnügt sich nicht, zu klassifizieren, er erkennt die Probleme. Er gibt im Kapitel 'L'art de Lenau' eine besonders dankenswerte Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Lenaus theoretischen Ansichten über Naturlyrik und der Entwickelung seiner eigenen Naturpoesie. Die Ausdrucksmittel von Lenaus Kunst werden feinfühlig gewertet. Manches ist zu modifizieren, die Beobachtungen über

das Stilistische sind hier und da zu erweitern; im ganzen liegen hier die gröfsten Vorzüge des Buches.

Im einzelnen liefse sich noch manches bemerken. Ein Vergleich mit anderen Dichtern des Meeres, der Heide, des Hochgebirges wäre vielleicht der genaueren Entscheidung der Frage zugute gekommen, wie weit es nur auf Lenaus eigenstes Temperament zurückzuführen ist, dafs ihn wesentlich eine Natur in grofsartiger Trostlosigkeit oder in leidenschaftlichem Aufruhr künstlerisch erregt, wie weit die Landschaften, in denen er hauptsächlich lebt, auch auf andere Künstlernaturen so zu wirken pflegten. Zu solchen psychologischen Vergleichen konnte Ratzels trefflicher Aufsatz (Beilage zur *Allgemeinen Zeitung* 1903, Nr. 218 bis 220) anregen, der R. leider entgangen ist. In dem Kapitel 'Son tempérament physique et morale' befremdet zuweilen die gleichwertige Behandlung der Zeugnisse; mehr noch die Art, wie die Neigung und Fähigkeit, sich durch musikalische Erlebnisse im tiefsten erschüttern zu lassen, mit Lenaus Schwäche für physische Reizmittel, wie Kaffee und Tabak, in engstem Zusammenhang behandelt werden. R. hat das ungünstigste Urteil über Sophie Löwenthal und ihren Einflufs auf Lenau. Er gibt die vorsichtig abwägende Behandlung dieses Verhältnisses auf, die Minor mit Recht (*Anzeiger f. d. A.* 1892) anwendet, betont auch nicht genug Lenaus Kampf mit seiner Leidenschaft. Vor allem aber kann ich dem Urteil nicht beistimmen, dafs Sophie ebenso unheilvoll auf Lenaus Kunst einwirkte, wie sie zweifellos auf sein Leben gewirkt hat. Mag man R.s Urteil über 'Savonarola', über die 'Liebesklänge' unterschreiben — man darf die ebenfalls an Sophie gerichteten Sonette 'Stimmen' (s. Mayer, *Zeitschrift für österr. Gymnasien* 1898) nicht vergessen, die einen Höhepunkt in Lenaus Kunst darstellen. Ebensowenig den Anteil, den die tiefe Erschütterung durch diese Leidenschaft an dem neuen, durch die Philosophie nur befreiten Daseinsgefühl der 'Waldlieder' hat. Nur auf Grund einer grofsen tragischen Erfahrung war diese Auffassung des Lebens zu gewinnen. Nie hätte er ohne seine Liebe zu Sophie den 'Don Juan' schreiben können. Auf den inneren Anteil dieser Leidenschaft an der Entstehung des 'Don Juan' hat Castle besonders hingewiesen. Hier gibt Lenau mehr als einzelne Erschütterungen, Vibrationen der Seele. Er vermag hier das, was R. bei ihm vermifst: seine persönlichen Leiden in einem grofsen Zusammenhang als etwas typisch Bedeutsames zu erfassen. Denn nicht so sehr Don Juans Seele als die Gewalt und das Schrecknis der sinnlichen Liebe überhaupt ist der Held dieser in ihren besten Partien lyrischen Dichtung.

Wenn schon Roustans Darstellung der österreichischen Literaturzustände den Vorwurf erfahren hat, zu sehr grau in grau zu malen, wenn anderseits Walzel einen Hauptvorzug von Castles Biographie darin sieht, dafs er in dem Eingangskapitel 'scharf umschreibt, welche Fülle von Anregungen literarischer und künstlerischer Art sich am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Wien und in Österreich zusammenfindet, Anregungen, die der folgenden Blütezeit zur Begründung dienen', so werden die Seiten, die R. den Wiener Literaturverhältnissen widmet, kaum der Kritik der Spezialkenner entgehen. Man vermifst übrigens an dieser Stelle im Literaturverzeichnis Minors Aufsatz *'Zur Bibliographie und Quellenkunde der österr. Lit.-Gesch.': Zeitschrift für österr. Gymnasien* 1886.

Die Art, wie Lenau philosophischen Einflüssen unterliegt, betrachtet R. eingehend und mit Sorgfalt. Der Gedanke, dafs auch der philosophische Gehalt des 'Cain' für die Entwickelung der Weltanschauung in Betracht komme (S. 212), ist zu beachten. Nicht tief genug scheint mir R. zu graben bei der Behandlung des Problems, wie gerade Hegels System, das doch den Rausch der logischen Fähigkeit darstellt, von Lenau, dem Impuls- und Stimmungsmenschen, den bisher alle intellektualistischen Philosophien auf die Dauer abgestofsen hatten, so assimiliert werden konnte,

ja, wie es ihm, als er schon der Zerstörung zueilte, noch eine Nachblüte seiner Kunst schenkte. Das Zurückdrängen der 'freien Dichtungen' Lenaus bei der Analyse seiner Lyrik hat doch manche Bedenken. Es steckt so viel Lyrik in diesen episch und dramatisch verkleideten Dichtungen; namentlich für die lyrische Sprachkunst bieten sie sehr viel. Ferner hätte zu dem von R. ausführlich behandelten Thema 'Vérité et poésie' doch schliefslich auch die freie Umbildung des dem Dichter vorliegenden Stoffes gehört, wenn auch das Resultat nur Material zur vergleichenden Ergänzung der für das Verhalten des Lyrikers gefundenen Ergebnisse sein konnte. Die Studien von Bolte, Prosch, Castle haben hier vorgearbeitet. Im Kapitel 'Par la Nature à l'absolu' bieten die ersten Seiten der Kritik manchen Angriffspunkt. Die Definition, die R. hier vom Impressionismus gibt, ist unzureichend. Schon der technischen Behandlung wegen scheint es mir übrigens unmöglich, die hier angeführten Gedichte Lenaus impressionistisch zu nennen. Auch ist es nicht richtig, den 'Postillon' unter die Gedichte zu rechnen, die Eindrücke flüchtig erhaschen, ohne dafs eine tiefere Gefühlsauffassung die Wiedergabe der Eindrücke beseele. Er gibt ein Urthema Lenaus: die geheimnisvolle Nähe von Tod und Leben in Natur und Menschendasein mit elegisch gefühlvoller Betonung. Die Wechselbeziehung zwischen Natur und Seele durchklingt das Gedicht, nur leiser, diskreter als anderwärts.' Dafs Lenau in dem Brief an Emilie Reinbeek vom 8. Juni 1832 technische Versuche des modernen lyrischen Impressionismus theoretisch vorausnimmt, hatte schon R. M. Meyer bemerkt (*Die deutsche Literatur des 19. Jh.*, 1900, S. 8 6). Es bleibt ein Verdienst R.s, sich an dem Problem 'Lenau und der Impressionismus' versucht zu haben.

Zusammenfassend möchte ich sagen, dafs dieses Buch zwar infolge einer gewissen Einseitigkeit des Kunstgeschmacks und zu scharfer Anspannung mancher an sich richtiger Gedanken Lenaus Wesen nicht erschöpft, dafs es aber doch in sehr vielen Punkten, namentlich für den Künstler Lenau aufschlufsreich ist, Vorzüge und Grenzen seiner Art scharf umschreibt und, wenn auch oft zum Widerspruch, so doch jedenfalls zum Nachdenken über die Lenauprobleme anregt.

Berlin. Helene Herrmann.

Th. Fontanes Briefe an seine Familie. XII, 316, 342 S. Berlin, F. Fontane u. Co., 1905.

Diese Auswahl aus den zahllosen Familienbriefen des eifrigsten Briefschreibers unter unseren neueren Schriftstellern und des am meisten literarischen unter unseren Briefschreibern ist von den Verwandten mit anerkennenswertem Absehen von persönlichen und familienhaften Rücksichten veranstaltet. Für das Verständnis Fontanes ist sie daher unschätzbar, aber auch für seine gesamte 'Umwelt'; man könnte das Buch ruhig nach dem Muster des Fontanischen über Scherenberg 'Theodor Fontane und das literarische Berlin von 1852—1898' benennen. Und wenn seine Bücher zuweilen wie eine blofse Sammlung von Briefen und Gesprächen wirken, mutet umgekehrt diese Sammlung wie ein Roman an. Mit der entscheidenden Reise nach England beginnt sie, und ein geistreicher Zufall läfst den Brief, den Fontane am Morgen seines Todestages schrieb, mit den Worten beginnen: 'Dies sind nun also die letzten Zeilen!'

Literarisch also sind die beiden Bände noch bedeutsamer als literarhistorisch: überquellend von Witz und Weisheit, feiner Beobachtung und tiefsinniger Verallgemeinerung. Etwas Roman steckt in jedem Brief: F. stilisiert immer, und vor allem sind seine bitteren Klagen über Welt und Leben ein wenig im Sinne der Goethischen Verse zu nehmen:

Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklem Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Wir wollen übrigens den Ernst seiner jahrzehntelangen Verstimmung nicht leugnen: bot doch die unglaubliche Verkennung seiner Bedeutung Grund genug dazu, während er äufsere Bedrängnis leichter und zuweilen fast leichtsinnig trug. Für die literarischen Zustände in jenem halben Jahrhundert sind diese Klagen auch nur zu bezeichnend; zieht man von seinen Betrachtungen über Verleger, Publikum, Cliquen die stilistische Steigerung und die persönliche Vergröfserung ab, so bleibt genug übrig — um unsere Zeit zu rechtfertigen!

Mit jenen beiden Kautelen sind auch die literarischen Urteile aufzunehmen, um derentwillen wir ein Namenverzeichnis besonders lebhaft vermissen. Besonders wichtig ist der Wechsel der Stimmungen über W. Scott, höchst charakteristisch die Stellung zu Zola. Über P. Heyse fällt manch bezeichnendes Wort; an Spielhagen und Hopfen mifst F. sich selbst — und sieht sich von anderen an Brachvogel gemessen! Freudige Zustimmung zu einem vergessenen Buch von Parisius beweist, wie eng F. mit dem Altberliner Roman überhaupt zusammenhängt.

Erstaunlich ist die Sicherheit seiner Selbstkritik, besonders auch über seine Gedichte. Aber über sein ganzes Wesen findet man Urteile von unbeirrbarster Sachlichkeit; wir geben die Stellen nicht an, damit das ganze Buch um so eifriger gelesen werde. Dann werden den Leser auch die überraschendsten historischen Momentbilder belohnen!

Berlin. Richard M. Meyer.

The nation's need. Chapters on education. Edited by Spenser Wilkinson. Westminster, Archibald Constable & Co., Ltd. 311 S. 8º.

Der Herausgeber dieser Sammlung von Aufsätzen verschiedener Verfasser zum Thema der öffentlichen Erziehung hat sich sonst auf einem anderen Gebiete bewegt, das offenbar auch das ihm selbst vertraute ist: er behandelte in einer Reihe von zum Teil umfangreichen Büchern die Fragen der englischen Landesverteidigung, die Reformbedürfnisse der Armee und Verwandtes. Auch hier betrifft sein eigener, die ganze Sammlung abschliefsender Beitrag die allgemeine und die berufstechnische Ausbildung der Offiziere des Landheeres und darauf die der Marineoffiziere. Aber er sucht die wahren nationalen Bedürfnisse nun in gröfserer Tiefe und läfst zu diesem Zweck allerlei Stimmen laut werden über die einzelnen Gebiete des Erziehungswesens und das, was zurzeit innerhalb derselben fehlt und was anzustreben wäre. Die so gewonnenen, dem einleitenden Aufsatz folgenden Abschnitte sind überschrieben: The Elementary School, by F. S. Marwin; Local and Central Government, their Relation in Education, by Graham Wallas; Primary Education of Girls, by Catherine J. Dodd; Hygiene and Household Economics, by Alice Ravenhill; Higher Education in France and Germany, by J. J. Findlay; The Secondary Day School, by J. J. Findlay; The public Schools by J. C. Tarver; The Teaching of modern Languages, by K. Breul; Higher Education, by H. J. Mackinder; The Nation's Servants, by Spenser Wilkinson.

Natürlich enthalten die Aufsätze nicht wenig Interessantes für nichtenglische Pädagogen, die hier zum Teil den Widerklang von wohlvertrauten Fragen und Problemen finden, aber ebenso auch für jeden, der englisches Geistes- und Kulturleben kennen lernen will, und deshalb ist des Buches in gegenwärtiger Zeitschrift zu gedenken. Dafs ein Abschnitt dem Lehren und Lernen der neueren Sprachen gewidmet ist, dürfte wohl

auch mitsprechen, zumal derselbe gute Gedanken enthält; doch braucht gerade auf dieses besondere Thema hier nicht eingegangen zu werden, da es unter uns so überreichlich erörtert worden ist. Nur eins sei aus dem Aufsatz unseres Landsmannes Breul hervorgehoben, nämlich die den Engländern jetzt durchaus nicht gleichgültige Frage, ob der Unterricht in lebenden Fremdsprachen für die Zukunft englischen Lehrern anzuvertrauen sei oder Ausländern. Zunächst wird geantwortet: den Bestbefähigten, gleichviel von welcher Nation, dann aber zugestanden, daſs den Unterricht in den Händen von wohlausgebildeten Engländern zu sehen doch das natürliche Programm der Zukunft bilde.

Aus den übrigen Abschnitten sei es gestattet, etwas ungesondert eine Anzahl Punkte herauszuheben, die unsere Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Dazu gehört die rückhaltlos an mehreren Stellen ausgesprochene Klage über langdauernde und noch nicht überwundene Rückständigkeit des englischen Elementarschulunterrichts. Es fehle hier durchaus an gröſseren Gesichtspunkten, an einer bestimmten Theorie des Lehrplans, an gemütbildenden Elementen. Gut formuliert ist jedenfalls die Gegenüberstellung von *formal* und *vital teaching* und das Urteil: *formal teaching dulls feeling and deadens interest; vital teaching arouses interest, awakens sympathy and warms the heart.* Auf die planlose und unzulängliche Unterrichtsorganisation wird, wie bekanntlich gegenwärtig in England vielfach, so auch hier die Schuld für ein gewisses Zurückbleiben Englands im internationalen Wettbewerb geschoben. Spottend wird der *'narrow ideals'* gedacht, von denen man sich beherrscht zeige, spottend z. B. auch des unverhältnismäſsigen Enthusiasmus, mit dem man seinerzeit so inferiore methodische Erfindungen wie die von Bell und Lancaster begrüſst habe.

Natürlich schweift der Blick der Verfasser unseres Buches zwischendurch immer wieder hinüber nach Deutschland, nach den Vereinigten Staaten und auch nach Frankreich, nicht bloſs in denjenigen Beiträgen, die ausdrücklich dem Schulwesen dieser Länder gewidmet sind. Dabei tritt denn der bekannte (in England besonders häufig zu beobachtende) Zug hervor, daſs man, um die Landsleute aufzurütteln, die Verhältnisse des Auslandes im schönsten Lichte sieht und in das schönste Licht setzt, während eine objektive Beurteilung keinerlei solchen Wertkontrast ergeben würde und in dem anderen Lande gleichzeitig Schmerzen genug gefühlt werden. Richtig ist übrigens, daſs die ernste Pflege des Unterrichts- und Bildungswesens in Deutschland eingesetzt hat mit der Zeit nationaler Erniedrigung und materieller Kümmerlichkeit, und daſs es England immer zu gut gegangen ist, als daſs es sich in ähnlicher Weise hätte auf sich selbst besinnen müssen. Ziemlich richtig mag auch sein, was von der Überlegenheit französischer Lehrer an höheren Schulen über englische in Beziehung auf Bildung und Können angedeutet wird, wenigstens wenn man an die Kunst schöner zusammenhängender Rede und feinsinniger Analyse denkt. Und nicht unrichtig ist die Gegenüberstellung des englischen Schulzöglings und des deutschen, wo es vom ersteren heiſst: *The English boy does not love books or lessons nor do his parents set him the example. The English boy and young man is the outcome of a nation in easy circumstances — he doesn't worry! His parents do not mind much if he has an easy time in his boyhood — 'let him run wild while he is young.'* Auch das kann man nach eigener Beobachtung unterschreiben: *when once the young Englishman takes to his life's business con amore, he displays a freshness and vigour which is seldom witnessed in the plodding young German.* Nur daſs dabei, wie fast immer bei solchen Gelegenheiten, die Zahmheit und der subalterne Gehorsam und die unentwegt willige Büffelei des deutschen Gymnasiasten denn doch sehr übertrieben wird. Aber man muſs sich eben immer irgendwie dafür schadlos halten, wenn man dem Ausland das Zugeständnis eines Vorzugs gemacht hat! Und

im Grunde ist dagegen nicht einmal viel einzuwenden. Ganz mit Recht wird denn auch an einer anderen Stelle der Wert des Ideals, und zwar des verwirklichten Ideals gerühmt, das in Begriff und Erscheinung des *gentleman* als Produkt englischer Erziehung vorliege. Aber sehr weise wird hinzugefügt, wie dieses Bildungsergebnis doch an sich und für die Zukunft keineswegs genüge.

Im ganzen wird wieder und wieder als ein englischer Nationalmangel die viel zu geringe Schätzung der Bildung als solcher, der fehlende 'Glaube an Bildung' oder an ihren Wert beklagt, wozu es denn z. B. auch gehört und paſst, daſs der zu geistigem Arbeiten sich nicht bequemende Knabe und Jüngling von der Familie durchaus in Ruhe gelassen wird. Es wird aber auch auf die viel gröſsere Zahl der wirklich gebildeten und dabei einfach lebenden Familien in Deutschland mit einer gewissen Beschämung hinübergeblickt, wenigstens wird das Urteil des trefflichen M. E. Sadler darüber mit Beifall zitiert; und diese Anerkennung dürfen wir uns getrost gefallen lassen: man vergleiche nur in einem deutschen und in einem englischen Theater einerseits die Zahl der elegant Gekleideten und anderseits die der in gebildeter Weise Teilnehmenden! Daſs die vielgerühmte Freiheit des englischen *boy* zum Arbeiten oder Nichtarbeiten vielfach auch in eine Gleichgültigkeit der Männer gegenüber idealen Interessen auslaufe, dieses hier anzutreffende Urteil wird man noch nicht leicht gehört haben; ihm beizustimmen oder es zu bezweifeln ist nicht unsere Sache. Ebenso mag die hier wiederholt auftauchende Klage über einen starken Rückgang wertvollen Familienlebens für uns zwar von Interesse sein, darf uns aber nicht zu rasch zum Übernehmen und zu etwaigem Nachsprechen veranlassen.

Und auch an den vornehmen Mittelschulen, den berühmten und den kaum berühmten *public schools*, wird ziemlich schwere Kritik unter mehr als einem Gesichtspunkt geübt, dabei auch Klagen geäuſsert, die mit den gerade auch bei uns verbreiteten Anschauungen von dem Leben dieser Schulen gar nicht zusammenstimmen. Daſs ihre Kostspieligkeit und namentlich auch die Kostspieligkeit der vorbereitenden Abteilungen (*preparatory schools*, in welche die Knaben mit zehn Jahren eintreten) als ein nationaler Übelstand betrachtet wird, kann zwar nicht sehr überraschen, aber es wird auch über unnötige Entfernung und Entfremdung vom Familienleben geklagt, und anderseits wiederum wird bedauert, daſs die Angst der zärtlichen Mütter vor dem *bullying* durch die Mitschüler und vor der sonstigen Rauheit des Schullebens auf dessen Gestaltung gegenwärtig verweichlichend einwirke. Man rühmte sonst immer das Gegenteil.

Und so sind es auch auf anderen Gebieten Verhältnisse, die wir Deutschen sonst als uns eigentümlich betrachteten, und die hier ausdrücklich auch für das England der Gegenwart festgestellt und angefochten werden. So eine philologische Kleinmeisterei beim muttersprachlichen Unterricht, so eine verspätete Differenzierung der Studien in den höheren Schulen (während für den jungen Menschen von sechzehn Jahren aufwärts das Bedürfnis einer gewissen Wahl anerkannt und berücksichtigt werden müſste), so ferner ein zu geringes Interesse der meisten Lehrer für die Fragen der Hygiene, weiter die zu groſse Ermüdung der Lehrer, die mehr freie Zeit zu eigenen Studien übrigbehalten müſsten, und endlich auch die nicht wirklich ausreichenden Besoldungen.

Wie sehr die englischen Universitäten sich von den deutschen unterscheiden, weiſs jedermann; daſs sie in wichtigen Punkten sich auch sehr günstig von ihnen unterscheiden, leugnet wahrscheinlich nur der Unwissende. Aber wie auch für die Universitätsstudien die Zielsetzung doch ins Schwanken gekommen ist oder vielmehr ein Kampf um dieselbe im Lande sich abspielt, kommt in unserem Buche zu deutlicher Darstellung. An die Namen Newman und Huxley knüpft sich die Vorstellung der

gegenüberstehenden Prinzipien. Nach dem ersteren soll wesentliches Ziel der Universitätszeit die Charakterbildung bleiben, nach dem letzteren die Befähigung für wissenschaftliche Arbeit (*the power of winning new knowledge*). Daſs die Verbindung beider Ziele das Wünschenswerteste sei, versteht sich für den Verfasser von selbst und ebensowohl für verständige Leser — nur daſs, wenn man von Verbindung oder Vermittelung entgegenstehender Aufgaben spricht, die Majorität alsbald über Halbheit, Unklarheit oder gar Charakterschwäche zu schreien pflegt.

Im Vermitteln zwischen den Gegensätzen müssen übrigens gegenwärtig, wie es scheint, alle englischen Schriftsteller über das nationale Erziehungswesen sich versuchen, wenn sie die Frage berühren, ob nicht eine zentrale Autorität auch in England sich unentbehrlich erweise. Recht zu bejahen wagt es bis jetzt niemand, um nicht den individualistischen Neigungen seiner Landsleute vor den Kopf zu stoſsen und darüber selbst niedergetrampelt zu werden. Zentralisation, bestimmende Vollmacht für Regierungsbehörden — das sind dort im Lande höchst anstöſsige Begriffe; aber man seufzt doch und leidet unter der Zerfahrenheit, Willkür oder Ziellosigkeit auf diesem Gebiete, wie neben so manchem anderen auch das gegenwärtige Buch wieder beweist. Ja, wenn wir doch alles gute Englische und alles gute Deutsche mit einander vermählen könnten und in diesem Sinne 'das Böse überwinden durch das Gute!' Aber dergleichen kann nur Gedanke der Denkenden sein, es wird niemals der Wille und die Leistung der Gesamtheit werden.

Berlin. W. Münch.

The making of English. By Henry Bradley, Hon. M. A. Oxon., Hon. Ph. D. Heidelberg, sometime President of the Philological Society. London, Macmillan and Co., 1904. VIII, 245 S. 4 s. 6 d.

Schon lange nicht ist mir ein Buch in die Hände gekommen, das ich mit solchem Vergnügen gelesen habe wie dieses. Es sucht die Grundzüge der englischen Sprachentwicklung für die weiteren Kreise der Gebildeten darzustellen. Vom Altenglischen ausgehend, von dessen Sprachbau Bradley durch Verweise auf das Neuhochdeutsche eine ungefähre Vorstellung gibt, führt er den Verfall der alten Flexionssysteme, das Aufkommen neuer Hilfsmittel zum Ausdruck grammatischer Beziehungen, die Veränderungen des Wortschatzes durch Entlehnung und Neubildung, die Arten des Bedeutungswandels und schlieſslich im Anhang einige 'makers of English' dem Leser vor. Das sind fast alles Gegenstände, die schon vielfach behandelt worden sind, auch für weitere Kreise. Der besondere Reiz, der dieser Darstellung eigen ist, rührt einmal daher, daſs Bradley aus gründlichster Sachkenntnis schöpft, sorgfältig und verständnisvoll aus dem groſsen Stoff das Treffendste und Anschaulichste auszuwählen weiſs und alles, was er sagt, anziehend zu sagen versteht. Er ist nicht bloſs ein bedeutender Gelehrter, sondern auch ein vorzüglicher Stilist, dessen klare, ebenmäſsige und dabei belebte Darstellung auch dem schon Bekannten, ja oft Gesagten ein neues, gefälliges Kleid verleiht. Ferner aber will Bradley nicht bloſs über Tatsachen berichten, nicht bloſs die Veränderungen der Sprache und deren Ursachen darlegen, sondern auch abschätzen, wie weit diese Veränderungen der englischen Sprache als Werkzeug des Gedanken- und Gefühlsausdruckes zum Vorteil oder zum Schaden gereicht haben (S. 14). Dabei nun tritt ein feines Empfinden für sprachliche Wirkungen zutage und eine Objektivität, die sehr wohltuend von der vielfach üblichen, einseitigen Verherrlichung des Englischen absticht.

Dies zeigt sich gleich bei Besprechung eines der charakteristischsten Züge der englischen Sprachentwicklung, der Beseitigung der Flexionsendungen. Bradley sieht darin natürlich nicht, wie die ältere Sprach-

forschung zu tun geneigt war, einen Verfall der Sprache überhaupt, sondern weifs die Vorteile des analytischen Sprachbaues sehr wohl zu würdigen. Er prägt dafür einige glückliche Wendungen, die verdienen, besonders angeführt zu werden. Die Grammatik des Neuenglischen, sagt er S. 77, 'does not, as it does in purely inflexional languages, obtrude itself on the attention where it is not wanted'. Die Sprache habe den eigenartigen Vorteil einer 'noiseless grammatical machinery' (eb.). Aber auf der anderen Seite übersieht er nicht die Nachteile dieser Entwicklung und macht Äufserungen, die ein Ausländer nicht wagen dürfte, ohne von den meisten Engländern scharfe Zurückweisung zu erfahren, die allerdings auch eine so intime Sprachkenntnis voraussetzen, dafs sie nur im Munde eines Engländers als vollwertig erscheinen dürften. Bradley gesteht, dafs der englisch Schreibende oft besondere Sorgfalt darauf verwenden mufs, um nicht in Zweideutigkeiten zu verfallen, weil vielfach Nomen und Verbum und bei diesem wieder der Infinitiv und die meisten Präsensformen äufserlich nicht geschieden sind. Häufig müsse der Ungeübte einen Satz, der seinen Gedanken genau wiedergibt, ändern, um dieser Gefahr zu entgehen. Diese wachse bei der Verwendung von Inversionen, die, geschickt verwendet, die Kraft und Schönheit des Ausdruckes so sehr steigern: dann könne leicht Subjekt und Objekt verwechselt werden. Besonders bemerkenswert ist aber das Geständnis, dafs auch für die Engländer vieles in ihrer Poesie beim ersten Lesen dunkel ist, weil die Dichter durch den Bau ihrer Sprache gezwungen waren, entweder auf Durchsichtigkeit oder auf Nachdruck und Schönheit zu verzichten. Viele derartige Stellen würden aber vollkommen deutlich, wenn man sie wörtlich ins Lateinische oder Deutsche übersetze (S. 75). Solche freimütige Äufserungen sind an sich erfreulich und wissenschaftlich von hohem Wert, weil sie eine Charakteristik des tatsächlichen Sprachzustandes enthalten. Sie zeigen ganz schlagend, dafs Jespersen, obwohl von einem sehr richtigen Grundgedanken ausgehend, in seiner Verherrlichung des analytischen Sprachbaues doch etwas zu weit gegangen ist ('Progress in Language', London 1894).

Auch den ungeheuren Wortschatz des Englischen weifs Bradley ruhig und unbefangen zu würdigen. Er hebt seinen Umfang gebührend hervor, aber er behält dabei im Auge, dafs nicht ein Viertel der Wörter, die in den Wörterbüchern stehen, der grofsen Masse gebildeter Leser wirklich geläufig sind ('really familiar', S. 105).

Dafs alles, was Bradley sagt, wissenschaftlich gut fundiert ist, versteht sich von selbst. Nur einigen allgemeinen Ausführungen mufs ich die lebhaftesten Zweifel entgegensetzen. Wir finden hier die seit Grimm öfter ausgesprochene Ansicht wieder, dafs die rasche Vereinfachung der ursprünglichen Flexion mit der in England eingetretenen Rassenmischung zusammenhänge: Bradley will in ihr wenigstens eine Ursache sehen und bildet freilich diese Lehre etwas feiner aus (S. 25 ff.). Er weist darauf hin, dafs für den praktischen Sprachgebrauch im Alltagsleben vielfach die Wortstämme genügen, wie etwa Engländer in Deutschland leben und gut durchkommen, ohne sich viel um die Endungen der Adjektiv- und Substantivflexion und des Artikels zu kümmern. Ähnlich ungefähr hätten sich die Stämme, welche in England nach den Angelsachsen eindrangen, namentlich die Dänen, den Einheimischen gegenüber verhalten; diese hätten zunächst im Gespräch mit ihnen den Gebrauch jener Endungen, die den Fremdlingen schwer fielen, vermieden, und schliefslich sei dieser Brauch verallgemeinert worden. An einen solchen Vorgang vermag ich nicht zu glauben, solange nicht aus der Gegenwart sichere Parallelen beigebracht werden. In Österreich gibt es viele Gegenden, wo Deutsche und Slawen nebeneinander wohnen und letztere das Deutsch nur radebrechen: von einem Einflufs dieser Redeweise auf die Formenlehre der betreffenden

deutschen Dialekte ist aber nichts bekannt. Auch an das Pidgin-Englisch darf man nicht etwa denken: bei ihm handelt es sich um lautliche Veränderungen und Wiedergabe einer fremden inneren Sprachform durch englisches Wortmaterial, keine Vereinfachung der Formenlehre in dem Sinne, wie sie sich im 11. und 12. Jahrhundert vollzieht. Eher scheinen sich ja bei Rassenmischung lautliche Tendenzen zu übertragen und eine neue Färbung der Lautgebung hervorzurufen, wie man abermals beim Zusammentreffen von Deutschen und Slawen beobachten kann.

Dazu kommt noch eine Erwägung. Es ist eine bekannte Tatsache, dafs die Kinder von Eingewanderten immer der ortsüblichen Sprechweise zustreben, keineswegs der ihrer Eltern, und sich jene in der Regel vollkommen aneignen. In Wien leben viele zugewanderte Tschechen, die mit der deutschen Formenlehre und Syntax auf dem gespanntesten Fufse stehen; ihre Kinder dagegen sprechen, wenn sie nicht etwa künstlich von der Berührung mit Einheimischen ferngehalten werden, den reinsten Wiener Dialekt. Auch die in England geborenen Nachkommen der eingewanderten Dänen werden, sobald sie als Kinder überhaupt Englisch lernten, sich dieselbe Sprechweise wie die einheimischen Kinder angeeignet und keineswegs ihre radebrechenden Eltern nachgeahmt haben. Allerdings lagen die Verhältnisse in England insofern anders, als die Dänen vielfach die herrschenden Kreise bildeten und manche Angelsachsen, wie uns ausdrücklich bezeugt ist, sie in Sitten und Gebräuchen nachahmten. Dies mag sich sehr wohl auf die Sprechweise ausgedehnt haben, so dafs einzelne Angelsachsen in der Tat das Radebrechen der Dänen übernahmen. Ob aber ihre Anzahl und ihre Bedeutung grofs genug war, um die Masse der Einheimischen in ihrer Sprechweise dauernd zu beeinflussen, scheint mir doch sehr zweifelhaft. Und wenn Bradley darauf hinweist, dafs gerade in den von Dänen besiedelten Gebieten die Formenabschleifung am raschesten sich vollzieht, so ist zu erwidern, dafs schon vor der Zeit der Dänenniederlassungen die anglischen Dialekte eine stärkere Auflösung der alten Formensysteme aufweisen als das Westsächsische und Kentische und dadurch die mittelenglischen Verhältnisse hinreichend erklärt sind.

Auf der anderen Seite ist auch zu erwägen, dafs das Niederdeutsche, speziell das Friesische, in bezug auf Formenabschleifung dem Englischen sehr nahe kommt, während die Träger dieser Dialekte am allerwenigsten Rassenmischung durchgemacht haben. Wir haben also gar keinen Anlafs, diesen Erklärungsgrund fürs Englische heranzuziehen. Schliefslich sei noch auf die diese Frage berührenden Darlegungen Hempls[1] und Jespersens[2] verwiesen, welche ebenfalls nicht zugunsten Bradleys sprechen.

Wie zwei Sprachen aufeinander wirken, denkt er sich ferner aber auch das Verhältnis zwischen zwei verschiedenen Dialekten derselben Sprache, die in der Flexion nicht übereinstimmen. Im Verkehr mit einem Vertreter des anderen Dialektes sei beim Sprechenden ein gewisses Zögern, eine Unsicherheit bezüglich der Endungen entstanden, und das habe zu undeutlicher Aussprache und schliefslich zum völligen Abfall geführt (S 28). Hier gelten dieselben Einwände wie früher in noch höherem Mafse. Ein solcher Vorgang setzt übrigens eine Überlegung oder doch eine Feinfühligkeit und Rücksichtnahme auf seiten des Sprechenden voraus, die nur einzelnen eigen, und die im Verkehr mit Landsleuten am seltensten sein wird. Wieder möchte man Beispiele aus der Gegenwart sehen: ich glaube, es werden sich keine finden.

Von Einzelheiten sei erwähnt, dafs Bradley öfter die 'leichtere' Aussprache als Erklärungsgrund für das Siegen oder Beharren gewisser Formen heranzieht (S. 51 ff.). Leicht ist aber dem Sprechenden immer das

---

[1] *Transactions of the American Philological Association* XXIX (1898) 31 ff.
[2] *Engl. Studien* XXXV (1905) 12 ff.

Gewohnte, schwer das Ungewohnte (Sievers, *Phon.*[5] § 726). Dagegen wird in den von Bradley angeführten Fällen die Kürze das Ausschlaggebende gewesen sein. Vermiſst habe ich einige Worte über das Aufkommen der Dativumschreibung mit *to*, nachdem die Genetivbildung mit *of* behandelt worden ist (S. 59). Bei der Besprechung des attributiven Gebrauches des Substantivs hätte der 'level stress' mit Nutzen herangezogen werden können (S. 64). *Alum* (S. 81) gehört, wenigstens nach dem Material des *NED.* und unserer anderen Behelfe, nicht zu den Lehnwörtern, die die Angelsachsen schon vom Kontinent mitbrachten. Hat etwa Bradley noch nicht bekannte Belege für das Gegenteil?

Das Buch ist sicherlich geeignet, allgemein Gebildete für die Geschichte des Englischen zu interessieren. Aber auch der Fachmann wird daraus mancherlei Anregung schöpfen, insbesondere aber der Studierende eine vorzügliche Übersicht über die Grundtatsachen der englischen Sprachentwicklung und viele ihrer Probleme gewinnen. Für uns Nichtengländer werden namentlich auch die vielen feinsinnigen Bemerkungen im Kapitel über Bedeutungswandel förderlich sein. Feines Sprachgefühl und umfassende Sprachkenntnis äuſsert sich ferner in den Bemerkungen über die Leistungen der einzelnen Autoren für die Sprachentwicklung (S. 215 ff.) oder auch in denjenigen über ihr Verhalten gegenüber Kompositionen (S. 126 ff.). Wir können uns freuen, ein so ausgezeichnetes Büchlein zu besitzen.

Graz. K. Luick.

Moritz Trautmann, Das Beowulflied, als Anhang das Finn-Bruchstück und die Waldhere-Bruchstücke, bearbeiteter Text und deutsche Übersetzung (Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft XVI). Bonn 1904.

Diese Beowulfausgabe verdankt ihre Entstehung der Überzeugung des Verfassers (Vorw. S. V), daſs 'die Handschrift von groben Schreibfehlern wimmelt und sich schon dadurch als unzuverlässig erweist. Doch,' heiſst es weiter, 'auch an sehr vielen Stellen, an denen die Fehler nicht sofort in die Augen springen, ist der Text ohne Zweifel verderbt. Der Beowulf ist ein klassisches Werk, ein Gipfel der Kunst seiner Art; daher sind wir, wo wir auf schiefen Ausdruck, Unklarheit des Gedankens, Widersprüche, stilwidrige Wendungen, unbelegbare Satzfügungen stoſsen, berechtigt und verpflichtet, fehlerhafte Überlieferung zu vermuten und auf Besserung zu denken.'

Man kann über die Prämisse dieser Thesen verschiedener Ansicht sein. 'Gipfel der Kunst seiner Art' ist auf alle Fälle ein vergleichender Ausdruck. Und wo sind die verglichenen Objekte? — 'Ein klassisches Werk?' Soll das heiſsen: ein in sich vollendetes Werk? Dann dürfen wir das Wort auf den kompositionell so schwachen Beowulf gewiſs nicht anwenden. Aber dem sei, wie ihm wolle. 'Widersprüche, stilwidrige Wendungen' etc. dürfen wir gewiſs verbessern. Es müssen nur Widersprüche und stilwidrige Wendungen sein. Denn dafür gilt das Wort ten Brinks: 'Es kommt nicht darauf an, auf die bequemste Art und Weise einen lesbaren Text herzustellen, sondern vor allem darauf, der Überlieferung einen Sinn abzugewinnen und in den Prozeſs ihrer Entstehung einzudringen.' Daſs Trautmann das nicht für nötig hält, darüber hat Sievers, *Beitr.* 29, S. 307 ff., schon ein Urteil gefällt, das der Sache nach wohl nirgends auf Widerspruch stoſsen wird. Dafür bietet nun auch diese neue Ausgabe Beispiele über Beispiele. Warum 'hieſse es den Dichter beleidigen, wenn man annehmen wollte, daſs so törichte Einschiebsel wie *ecg wæs iren* von ihm selber herrührten'? Strotzt nicht z. B. auch das Nibelungenlied von Parenthesen, wo man es aufschlägt, wie V. 621, 782, 1437, 1501, 1503, 1625, 1878, von denen manche nicht geistreicher sind als die obige? Von

anderen mhd. Gedichten gar nicht zu reden, wie König Rother (vergl. J. Wiegand, *Stilistische Untersuchungen zum König Rother*, Marburg 1904, S. 4 ff.). Zu welch arger Mifshandlung des Textes Trautmanns Vernichtungskampf gegen die Parenthesen führt, dafür gewährt V. 1509 (*he þæs*[1] *modig wæs*) ein gutes Beispiel. Hier wird verändert in: *Swa he ne mihte no, he, þæm mynle wæs*, 'er, dem Verlangen war'. Eine solche Konstruktion, Wiederaufnahme des Subjekts durch das Pronomen zwecks Anhängung eines Relativsatzes, ist für den Beowulf ganz unerhört (vgl. meine '*Satzverknüpfung im Beowulf*' § 24—28), und ich zweifle, ob Trautmann in den noch versprochenen Erläuterungen dazu wird Parallelen beibringen können. Ebenso geht es mit der Ersetzung einzelner Worte durch andere. Warum wird V. 275 *dæd-hata* durch *deađ-scađa* ersetzt? Wir haben *dæd-beta, dæd-bana, dæd-scua*, und das Wort gibt vortreffliches Sinn. Warum ist V. 276 *þurh egsan* verbessert in *æfstu*? Man könnte auf den Gedanken kommen, Trautmann übersähe, dafs *þurh* auch zum Ausdruck der '*accompanying circumstances of an action*' (Bosworth-Toller S. 1078) dient, wie Seefahrer 88 u. ö. Oder warum wird *wæpnum gewurđad* 331 in *bewædad* umgeändert? Exod. 580 gab ja die schönste Parallele an die Hand! Warum wird das Wort *dol-sceađan* V. 479 entfernt? Ist es etwa nicht genügend belegt? (vergl. B.-T. 206, 207). Ebenso liegt auf der Welt kein Grund vor, *sundor-nytte* V. 667 zu entfernen, wir haben ja entsprechendes *sundor-gecynd, sundor-gifu, sundor-wundor*. V. 711 wird uns von Grendel gesagt: *godes yrre bær*. Das ist ohne weiteres verständlich und wäre es auch, wenn wir die Parallelen Genes. 695 und Phön. 408 nicht hätten. Denn Grendel wird immer unter dem Bilde des Teufels angeschaut, weswegen auch Trautmann V. 101 *on helle* nicht in *on healle* zu verändern braucht. *godes ondsaca* heifst er V. 1682. Also liegt nicht die leiseste Veranlassung vor, *godes yrre* in *gud-yrre* zu ändern. Dasselbe gilt von *deofla* 756 (Tr. *deop*). Wozu wird V. 323 *furđum* in *furđur* verändert, wenn es V. 2009 stehen bleibt? Vgl. auch ein gelegentliches *Ic furđum ongan* = *I first began* im Gudlac. Warum *onbræd þa* V. 723 in *onbrædde* verändert wird, ist nicht einzusehen, vgl. V. 1664. Aber es ist eine undankbare Arbeit, alle diese Fälle aufzuführen. Auffallend sind auch gelegentlich die Inkonsequenzen des Herausgebers. V. 1260 wird hinter *Grendles modor* statt *se þe* die Form *seo þe* eingesetzt, aber V. 1392 und 1394 steht ganz munter wieder *he*. Unbegreiflich ist auch die Nichtachtung der übrigen Beowulf-Literatur durch den Herausgeber. Dafs zu V. 31 Kocks Auffassung (*Anglia* 27, S. 222) nicht angegeben, liegt wohl an dem ungefähr gleichzeitigen Erscheinen.[2] Aber man kann nicht mehr gut V. 68 *he* einsetzen, wenn man Pogatschers Aufsatz, *Anglia* 23, 261 ff., gelesen hat. Wie man noch an dem *þonne* V. 70 Anstofs nehmen kann, wenn man die Beispiele in Cosijns *Aanteekeningen* für diesen Gebrauch gesehen hat, begreife ich ebensowenig. Ist Trautmann ferner die Bedeutung von *þa* = 'weil' ungeläufig, dafs er 201 *þa* in *þe* ändert? Nach Neckels 'altgermanischen Relativsätzen' wird man auch V. 1000 kaum mehr für *þe* das Wort *þa* einsetzen und das *þær* V. 286 nicht mit 'wo er' wiedergeben. Nach dem eben angeführten Aufsatz von Pogatscher wird man auch gut tun, 1291 *þa hine* wiederherzustellen und nicht *þe* (*hine*) lesen. Das, was Trautmann selbst *BBzA.* II, S. 169 über *þæt* V. 22 bemerkt hatte und was von Kock in den *English Rel. Pron.*, Lund 1897, in einen gröfseren Zusammenhang eingestellt war —

---

[1] *þæm* MS für *þæs* erklärt sich aus irrtümlicher Vorwegnahme des folgenden *m*.

[2] Das von mir ('*Satzverknüpfung*' § 37 A Anm. 1) geltend gemachte metrische Bedenken sei hiermit als ein Versehen beim eiligen Einsetzen der Korrekturnote berichtigt.

vgl. auch *'Satzverknüpfung'* S. 132 — hat er nun mittlerweile glücklich wieder umgestoſsen. V. 649 *odde* in *ond þa* zu verwandeln, heiſst der Bedeutung von *odde*, wie sie Bugge festgestellt hat, einfach nicht gerecht werden (vergl. *'Satzverknüpfung'* § 48). Die Änderung von *þær* in *þæt* V. 852 rechnet nicht damit, daſs *þær* auch = 'als' sein kann. (Ebendort S. 55.) V. 1247 ist Trautmann wohl die Bedeutung von *oft* = *as a rule* nicht gegenwärtig (vgl. Kock a. a. O., schon Heyne-Socin zu *oft* V. 1248 und 1888). Ebenso das von Cosijn erschlossene 'denn' für *ac* V. 1576. Die Änderung in *'swa'* ist hier gänzlich unnötig. V. 617 verändert Trautmann *blidne* in *blidsan*, aber ausgelassenes *wesan* finden wir häufig (vgl. V. 2661, 1858, 1785, 2363). — Das sind nur ganz wenige von den vielen Fällen. Im ganzen kann man sagen, daſs die neueren Emendationen bei Trautmann ganz unberücksichtigt geblieben sind. Schlimmer schon sind nun die Fälle, in denen die 'Besserung' Fehler enthält. Wenn in *þara þe* das *þara* V. 98 gestrichen wird, so ist das ein Verstoſs gegen den Beowulfgebrauch, in dem auf *gehwȝlc* immer *þara þe* folgt (vgl. *'Satzverknüpfung'* § 27, einmal *swa*). Durch die Besserung V. 62 wird ein eingegliederter *od*-Satz herausgebracht. Eingegliederte *od-þæt*-Sätze kommen sonst im Beowulf nicht vor, einfache *od*-Sätze gleichfalls nicht (S.-V. § 7). Das *broc* statt *bôt* V. 281 ist wohl in *brôc* zu ändern. Ich bezweifle auch die Möglichkeit des Ersatzes der alten Grundtwigschen Fassung: *for were — fyhtum þu … Beowulf … usic sohtest* durch das Trautmannsche: *For gewyrhtum …*, *gewyrht* ist ein spezifisch christliches Wort, mit dem auch fast immer der Begriff des Präteritalen verknüpft ist, es wird fast stets von den (guten) 'Werken' gebraucht. Sicher ist die Änderung *hleodor* V. 497 für *hador* falsch. Trautmann übersetzt: 'Ein Spielmann sang zuweilen ein Lied in Heorot'. Aber *hleodor* heiſst nicht 'Lied'. In Trautmanns eigenen *BBzA.* IV gibt Padelford dafür: *melody, music, tone* (*voice, sound, noise*). Auf *sonitus* weisen auch die germanischen Verwandten des Wortes. Am nächsten kommt *Widsid* 105 der Bedeutung 'Lied', aber die anderen Fälle zeigen auch hier die eigentliche Bedeutung ganz klar. Dem gegenüber ist *hador* ganz ohne Einwand (vgl. Elene 748 u. ö.). *ah* 587 kommt sonst im Beowulf nicht vor. Für die Wortstellung *æfter gum-cynnum gyf heo gyt lyfad* V. 944 würde Trautmann guttun, einige Parallelen beizubringen. Der Vorschlag *'ond* statt *ac?'* V. 1448 erledigt sich durch das S.-V. S. 92, Z. 3 v. u. bemerkte. V. 1537 ist statt *eaxle* Riegers Änderung *feaxe* aufgenommen. Aber jemanden an den Haaren schwingen, daſs er zu Boden fällt? Da eignet sich doch wohl die Achsel zum Ringen besser. — Manchmal schläft freilich auch der gute Homer, aber die Sentenz V. 2029 *Deah seldan wær æfter leod-hryre* 'ein Friedevertrag taugt selten nach Menschenfall' ist doch wohl zu albern, als daſs wir sie dem Beowulf zutrauen könnten. Gibt es auch in jener Zeit einen Friedensvertrag ohne 'Menschenfall'? Zu dem Vorschlag *seo þe þone gomelan* V. 2421 ist zu bemerken, daſs im Beowulf niemals eine Form von *se þe* mit einer Form von *se* unmittelbar zusammentritt, diese Wortfolge vielmehr offenbar gemieden wird (einmal tritt *seþe* und *þes* zusammen in V. 2252, *þaraþe þis lif ofgeaf*). Ich glaube, den Euphuismus *feoht-leas gefeoht* 'kampfloser Kampf' trauen wir dem Angelsachsen besser nicht zu, V. 2441. Die Besserung V. 2777 *bill æfter gestread* wird schon durch die Erzählung selbst als unrichtig dargetan. V. 2800 ist *nuna* eine sonst dem Beowulf unbekannte Form. Zu dem Vorschlag *'nu* statt *ac'* V. 2850 ist zu beachten, daſs *nu* im Beowulf noch ausschlieſslich in der Rede erscheint im direkten Bezug auf die Gegenwart (vgl. S.-V. § 2). Warum die Lesart *ymb wean sprecan* V. 3172 (statt *ymb wer sprecan*) nicht richtig sein kann, dafür hoffe ich die Gründe in einem in Vorbereitung befindlichen Aufsatz über das angelsächsische Totenklagelied darzutun. Ebendort hoffe ich das *'ridend swefad'* von V. 2457 zu erklären,

für das Trautmann *redende swefeð* einsetzt. Bei V. 2215 ist freilich der Text arg zerstört, aber darin stimmen doch alle Berichte über die Hs. überein, daſs man noch ein *d* sehen kann (vergl. Heyne-Socin,[7] S. 107). Trautmanns Emendation der Stelle kümmert sich nicht darum.

Mit der Aufführung dieser Tatsachen, die nur ein kleiner Bruchteil, vielleicht kaum ein Zehntel der Fälle sind, die angeführt werden könnten, muſs ich befürchten, von Trautmann in die Klasse derer eingereiht zu werden, die 'mit gänzlicher, textkritischer Unfruchtbarkeit geschlagen' sind, wobei ich mich denn wenigstens in ganz guter Gesellschaft befinde. Auch der Hinweis auf einige von mir in der '*Satzverknüpfung*' versuchte Besserungsvorschläge würde mir da wohl wenig helfen. Nun ist es ja aber freilich nicht zu leugnen, daſs im Beowulf eine ganze Reihe Stellen anders zu lesen oder zu übersetzen sind. Das *wiht unhælo* bei Socin V. 120 ist z. B. offenbar falsch mit 'Dämon des Verderbens' als Subjekt des folgenden Satzes gefaſst. Aber für Trautmanns Fassung: *Wiht onhæle* scheint mir noch weniger zu sprechen (= der unheimliche Wicht). *Wiht* wird überhaupt von Grendel nie gebraucht. Man hat offenbar das Ganze als Variation zu *sorge* zu ziehen, = 'irgendein Unheil'. So liest, wie ich nachträglich sehe, schon Bosworth-Toller 1118 und gibt eine Fülle Beispiele für *wiht* mit Genit. Der nach Sievers 'allein möglichen Übersetzung' von *his myne* 169 scheint mir doch die von Bosworth-Toller: *his purpose* vorzuziehen. Kaum diskutabel dünkt mich aber V. 513 *wehton* statt *þehton*. Das letztere ist anschaulicher, das erstere scheint mir dem ags. Sprachgebrauch zu widersprechen, der *weccan* = *agitare, movere* nur gebraucht, wo das Bild wirklich am Platze ist, von Regenschauer, Sturm, Wind usw. Trautmanns Auffassung von V. 668 *eoton weard abad* ist vielleicht die einfachste Lösung der Schwierigkeit. Seine Besserung des vielbesprochenen *here-wæsmun* 677 in *here-wæpnum* ist dagegen nur möglich, wenn wir 'nicht schwächer' als sehr kühne Litotes = 'stärker' auffassen. Die Wiederherstellung der alten Greinschen Fassung *scyn-scaða* V. 707 findet auch Edward Schröders Beifall (vgl. *Z. f. d. A.* 43, 361 ff.). Durchaus diskutabel erscheint mir auch Trautmanns Auffassung von *soðe gebunden* V. 871, vor das er einen Punkt setzt. Die bisherige Auffassung davon: 'in guten alliterierenden Versen' (S. 144 bei Heyne-Socin) ist etwas fantastisch. V. 723 hätte bemerkt werden müssen, daſs die Ergänzung schon von Zupitza herrührt. Die Änderung *wigum Scyldinga* statt *winum Scyldinga* V. 1418 ist wohl eine wirkliche Verbesserung (vgl. die anderen Fälle von *wine* mit Gen. Pl.). V. 2252 bin ich mit der Socinschen Auffassung, die auf den himmlischen Saaljubel geht, auch nicht einverstanden. Aber Trautmann ändert zu radikal *gesawon* in (*ge*)*secga* um. Ob wir an eine Übernahme des negativen Begriffes aus dem vorhergehenden Satz zu denken haben? Fehlende Negation im Beowulf ist öfters auffällig, so V. 649. V. 2336 heiſst: *Him þæs guð-cyning, Wedera þioden, wræce leornode,* Trautmann setzt dafür *leanode:* 'lohnte mit Strafe'. Er knüpft dabei an die Bedeutung von *lean* = Vergeltung an. Aber mir kommt diese Änderung unnötig vor. Freilich, die bisherige Auffassung: 'der Kampfkönig ersann sich dafür Rache' (Socin S. 220) erscheint mir gleichfalls unrichtig. Die Sache liegt vielmehr so: die Begriffe 'lernen' und 'lehren' unterliegen seit alter Zeit einer Verwechselung, die durch die enge Verwandtschaft beider hervorgerufen wird. Das Dänische, Schwedische, Holländische, Niederdeutsche kennen ja überhaupt nur 'lehren' für beide Begriffe. Für die deutsche Sprache wird die Verwechselung 'lernen' für 'lehren' als 'schon seit alters' bestehend angegeben (*Grimmsches Wörterb.* Sp. 768). Und wenn *leornian* in der Bedeutung *'to teach'* erst me. auftaucht, wie im *Cursor Mundi* 19028, *Orm.* 19613, so ist das nur ein neuer interessanter Beweis dafür, wie wenig eigentlich volkstümliches Sprachgut aus ae. Zeit uns

überliefert ist. An dieser Stelle, Beowulf 2336, aber haben wir es offenbar mit *leornian* = 'lehren' zu tun. 'Er lehrte ihn Rache', wie ne. vulgär '*to learn him a lesson*', nhd. in bösem Sinne: 'jemand etwas beibringen'. Anderseits ist Socins 'ersann sich dafür Rache' mit *leornian* = *excogitare* völlig ohne Parallelen. Ebenso natürlich Greins Auffassung von *him* = *ei*. *leornian* im gewöhnlichen Sinne heifst nur '*to learn, to study, to read*'. Mit Trautmann bin ich ferner der Meinung, dafs wir in V. 2657 *þæt næron eald-gewyrht* ursprünglich eine andere Fassung anzunehmen haben. *eald-gewyrht* kommt sonst einmal von Adams Taten vor (Kr. 100), es pafst hier schwerlich. Vielleicht haben wir an der Stelle ein ursprünglich heidnische Begriffe widerspiegelndes Wort *eald-wyrda* anzunehmen (*fata* = *wyrde* heifst es in den Glossen).

Über die deutsche Übersetzung Trautmanns läfst sich nicht viel Rühmendes sagen. 'Enttragen', 'Halsgebettin', 'Fifelgeschlecht', 'Gegenzeit', 'unklein', 'Gelfworte', 'eine Fahrt ziehen', 'die Kampfplatze', 'Leutemänner', 'Wehverfügung', 'Handmörder', 'ungesündigtes Verbrechen', 'des Kampffürsten Handarbeit', alles das ist kein Deutsch. Das *æfter symle* V. 1008 gibt Trautmann durch: 'nach der Lust' wieder. Auch Socin fafst es merkwürdigerweise so auf (S. 266). Es ist aber offenbar sowohl *symle* als *æfter* Adverbium, und die Stelle heifst: 'beständig nachher' wie *symble ece* Ps. 110, 2 und *a symle* Hy. 4, 114. 2077 *læg* heifst nicht 'lag', sondern 'fiel'. Sind Apfelschimmel 'apfelgelb'? (V. 2165). Noch vieles derart liefse sich anführen. Und schliefslich könnte man die Frage erörtern, ob eine Übersetzung neben dem Text zweckdienlich ist. Für den Angelsächsisch lernenden und lesenden Studenten doch wohl sicher nicht. Denn lernen kann man eine tote Sprache nur durch Nachschlagen der Worte im Lexikon. Die nebenstehende Übersetzung wird immer dazu verleiten, ein solches Nachschlagen zu unterlassen. Aber auch all der anderen angeführten Mängel halber ist diese Beowulfausgabe für den Gebrauch des Studenten m. E. wenig zu empfehlen.

Göttingen. Levin Ludwig Schücking.

Levin Ludwig Schücking, Beowulfs Rückkehr, eine kritische Studie

(Studien zur englischen Philologie, herausgeg. von Lorenz Morsbach, XXI). Halle, Niemeyer, 1905. 74 S.

Schücking packt das vielumstrittene Problem der Beowulf-Entstehung an einem Zipfel, der in der Mitte herausguckt: an der Doppelerzählung des Grendelkampfes. Die zweite Fassung, wie sie Beowulf selbst nach der Heimkehr dem König Hygelac vorträgt, ist ihm 'langweilig' und von vornherein verdächtig als ein schlechter Kitt, mit dem die Grendelgeschichte und die Drachengeschichte von einem dritten aneinandergesetzt wurden (S. 11). Sie sei 'erstaunlich', besonders weil sie erst von einer Handtasche des Grendel berichtet, um überwältigte Männer hineinzustecken, während der Dichter selbst in der ersten Fassung davon nichts verriet. Überhaupt sei eine Ausmalung von Beowulfs Heimkehr unerwartet, weil seine Heimat früher nur flüchtig berührt wurde; 'namentlich knüpft nichts an ein vorher gegebenes Moment an; die einzige auf ein Geschehnis vor der Abreise Beowulfs gehende Äufserung, die des Hygelac, dafs er dem Beowulf stets abgeraten habe, verträgt sich ... sogar mit dem vorhergehenden schlecht (V. 204)'. Auf Grund dieser Inhalts- und Kompositionsverhältnisse schied Schücking V. 1888—2200, d. h. alles, was zwischen dem Abschied Beowulfs von Hrothgar und dem Anfange der Drachengeschichte liegt, aus und suchte dann nach syntaktischen, metrischen, stilistischen Eigentümlichkeiten dieser Partie, um sie als 'späteren Zusatz' zu erweisen, wobei er mit rühmlichem Fleifs und nicht ohne Vorsicht zu

Werke ging. Dann aber wagte er noch einige kühne Schritte. Unter Hinweis darauf, dafs die Formel *siððan ærest* = 'sobald als' nur in B(eowulfs) R(ückkehr) und in der Einleitung V. 6 erscheint, schliefst er auf Beziehungen zwischen den beiden Partien, und, da sie beide 'kompositionell höchst bedenklich' seien, auf gleiche Verfasserschaft (S. 72). Da ferner in BR zwei Ausnahmen im Tempus- und Modusgebrauch (gegen die consecutio temporum 1928 und die Vorschrift des Opt. nach *ær* 2019) vorkommen und in einem historischen Exkurs der Drachengeschichte 2496 eine dritte (gegen die consec. temp.), so wird auch letzteres Stück dem oben erschlossenen Nachdichter zugewiesen, zumal es einen der seltenen Fälle von '*þa* an zweiter Stelle des Satzes' mit BR teilt (S. 73). Einige andere historische Abweichungen gehen mit in den Handel. Es wird also für die ursprünglich separaten Epen von Beowulf-Grendel und Beowulf-Drache ein Einleiter, Verbinder und Interpolator aufgestellt, ohne Anspruch auf vollständige Herausschälung seines Anteils.

Zu dieser nicht wesentlich neuen, aber neuartig formulierten Hypothese ist Schücking offenbar gelangt, weil er anläfslich seiner Studie über die Satzverknüpfung in Beowulf, Halle 1904, mancherlei Ungleichmäfsigkeit im Gebrauch der Konjunktionen bemerkt hatte. Die Sprachbeobachtung ging voran; sie lieferte bisher ungebrauchte Argumente; mit ihr hat daher auch die Kritik einzusetzen.

Was Schücking als Sprachabsonderlichkeiten in BR bezeichnet, zerfällt in zwei Klassen: in 'Waisen', d. h. ganz vereinzelt auftretende Formeln und Fügungen, und in Häufigkeitsstufen. Bei den Waisen kann der Zufall eine grofse Rolle spielen; Schücking gibt dies selbst zu und belegt es durch interessante Zusammenstellungen (S. 55); ich möchte daher auf dies Kriterium nicht zu viel geben, besonders solange die ae. Syntax der erschöpfenden Durchforschung und Sichtung noch sehr entbehrt. Schücking, der sie gewifs gut kennt, stöfst sich z. B. an ein paar Verletzungen der consec. temp., obwohl es deren auch sonst in ae. Autoren manche gibt; ein Fall ist aus dem poetischen Guthlac bekannt (*nænig wæs ... þæs georn, þæt he bibugan mæge* 837, vgl. M. Furkert, 1889, S. 14); ein anderer aus den Blickling-Homilien (L. Kellner, *Engl. synt.*, 1892, S. 231), mehrere aus Alfred (*him sealdest genihł hwætes ... þeah hi his ðe ne ðancien,* Wülfing I[a] 150 u. ö.). Er verzeichnet es als eine 'Verletzung der für das Got. Ahd. Mhd. As. geltenden Regel', dafs unterordnendes *ær* einmal mit Indikativ erscheint, und doch belegt es Wülfing II[a] 116 f. aus Sachsenchronik, Wulfstan und mehrfach aus Alfred. Wir haben es da wohl eher mit stilistischen Nuancen als mit syntaktischen Abnormitäten zu tun. Schücking selbst wollte sicherlich seinem im allgemeinen recht gewandten Nachdichter nicht geradezu Sprachschnitzer vorwerfen. — Um ferner seine Behandlung der Häufigkeitsstufen bei gewöhnlichen Wörtern nachzuprüfen, gehe ich auf das ein, was er S. 57 f. über *ond* als Einführungskonjunktion für ein neues Subjekt sagt. Nach seiner 'Satzverk. im B.' S. 82 erscheint solches *ond* nur an folgenden Stellen: *280, 393,* 690, 808, 924?, *1090, 1108, 1154,* 1193, 1194, 1237, 1554, 1591, *1850,* 1858, *2066, 2100, 2105, 2139,* 2208, 2388, *2449.* Dafs vier von diesen Stellen in BR fallen, findet Schücking sehr hoch. Obige Liste zeigt aber, dafs sie überhaupt gern gruppenweise auftreten. Gleiches ergibt sich aus einem Verzeichnis derselben *ond*-Fälle im Andreas: *283* (*346* gleiches Subjekt wiederholt), 371, *399, 896* (*1187* Subj. wiederh.), *1193,* 1203, 1224, 1280 (1414 Subj. wiederh.), 1635, 1644, *1719.* Die kursiv gedruckten Zahlen beziehen sich auf Reden; in erregter Rede oder Beschreibung oder beim Übergang von Erzählung zu direkter Rede steht solches *ond* am liebsten; ich möchte es daher als ein Stilmittel ansehen, das an lebhafterer Stimmung hängt, nicht als ein Autorenkriterium, das an einer Person haftet. Ähnliches gilt von der Häufigkeit der Gegensatzpartikeln; Schücking

findet sie wieder in BR beachtenswert (S. 58); die Erklärung traf er selbst: der gröſste Teil von BR ist Rede, und wenn der Held selbst seine Abenteuer vorträgt, ist der Stil natürlich wärmer, als wenn sie bloſs der Epiker erzählt. — Anderes Scheidungsmaterial sprachlicher und auch metrischer Art hat bereits Schücking nachgeprüft und als schwach dargetan; es behält Wert, obwohl in anderer, stilgeschichtlicher Richtung.

Die sachlichen Argumente Schückings gründen minder tief. Ob es Zuhörern des 7.—8. Jahrhunderts wirklich langweilig wurde, den Grendelkampf zweimal zu hören, namentlich wenn neue Züge bei der zweiten Fassung hinzukamen, kann man bezweifeln; die Versuchungen des hl. Guthlac wiederholen sich kaum weniger, und in der afrz. Epik ist bekanntlich die Wiederholungsstrophe ein beliebter Schmuck. Daſs wir auf die Heimat des Helden von BR fast nicht vorbereitet seien, möchte ich angesichts der mannigfachen Erwähnungen Hygelacs im Grendelteil nicht unterschreiben; mehr darüber zu sagen, bevor sie zum Schauplatz wurde, hätte kaum der altepischen Kompositionsweise entsprochen. Die Abgrenzung von BR, wie sie Schücking vornimmt (1880—2200), ist bedenklich, insofern schon vorher der Besuch bei Hygelac ausdrücklich angekündigt wird (*we fundiað Higelac secan* 1820 f.), und insofern kurz darauf an Hygelac erinnert wird (*syððan Hygelac læg* 2202); doch fordert die Gerechtigkeit, beizufügen, daſs Schücking seine Grenzlinie wenigstens nicht als absolut sicher hinstellt. Warum der Verfasser von BR auſser dem Grendelkampf auch schon den Drachenkampf vor Augen gehabt haben soll, ist bei Schücking, soweit ich sehe, gar nicht begründet; war BR eine Nachdichtung, so brauchte sie lediglich zur Abrundung des Grendelteils zu dienen. Hätte endlich gerade dieser Nachdichter die Einleitung zum Ganzen vorangestellt, so wäre er darin wohl eher auf den ihm vertrauten Hygelac zu sprechen gekommen als auf die Dänen. Im sachlichen Teil hat es sich Schücking entschieden leichter gemacht.

Es war das Unglück des Büchleins, daſs Schücking bei der Darstellung von der etwas raschen Deutung einer sachlichen Besonderheit ausging, um sie durch formelle Besonderheiten zu stützen. Wäre er auf dem Wege geblieben, den er beim Forschen befolgte, so hätte er eine vollständigere und geordnetere Sammlung der syntaktischen Schwankungen im Beowulf bekommen und sich dann vor der Frage gefunden, wie sie zu erklären seien: ob durch Verschiedenheit des Stoffes oder der Stimmung oder des Autors? Unbefangenes Urteil wäre schwerlich auf die letztere Deutung geraten.

Berlin. A. Brandl.

Theodor Eichhoff, Die beiden ältesten Ausgaben von Romeo and Juliet. Eine vergleichende Prüfung ihres Inhalts. (Unser Shakespeare, IV.) Halle a. S., Max Niemeyer, 1904. 278 S. M. 7.

Die Shakspere-Forschung hat bisher ganz falsche Bahnen eingeschlagen; die Wege, die sie ging, konnten nicht zu sicheren, positiven Ergebnissen führen, und so stehen wir noch heute, nach 300 Jahren, vor einer Fülle ungelöster Shakspere-Rätsel. Das ist die neue Entdeckung. Doch nur Mut! Der Ödipus, der diese Sphinx nun endgültig stürzen wird, ist erschienen: er heiſst Theodor Eichhoff und hat soeben den vierten Band seiner Publikation *'Unser Shakespeare'* herausgebracht.

Das Ziel des Verfassers ist, zu beweisen, daſs nicht die zweite, mit der Folio wesentlich übereinstimmende Quarto von *'Romeo and Juliet'* (1599) den echten Shakespereschen Text darstelle, daſs dieser vielmehr in der ersten Quarto (1597) vorliege, welche Ausgabe bisher entweder als ein früherer Entwurf des Dichters oder als eine buchhändlerische Raubausgabe angesehen, in jedem Falle der Quarto von 1599 nachgestellt wurde. Eich-

hoff dagegen behauptet, dafs Q_2 eine von einem unfähigen Korrektor vorgenommene Ballhornisierung des echten *'Romeo'* sei, der uns in Q_1 vorliege. 'Nur die älteste Ausgabe ist gut, nur die älteste ist ein Kunstwerk'. Das Stück sollte daher, das ist Eichhoffs Forderung, nur in dieser Ausgabe genossen werden, sowohl im Theater wie bei der Lektüre.

Es gibt zwei Wege von sehr verschiedener Art, um derartige Aufgaben zu lösen. 1) Unter weitester Heranziehung aller Werke Shakspeares, auch der *Poems*, des Dichters ästhetisches und sittliches Empfinden kennen zu lernen und dann, auf Grund des erlangten Wissens, an die Beantwortung der Frage zu gehen, ob die Abweichungen in der späteren Fassung von dem Dichter herrühren können, oder ob sie als unvereinbar abzuweisen sind. Das beste Hilfsmittel zum Verständnis eines Kunstwerkes sind eben die anderen Werke des Künstlers. Der Weg führt oft zu schönen Resultaten, wie Loenings prächtiges Buch über *'Hamlet'* beweist. — 2) Der andere Weg ist billiger. Man nimmt das betreffende Kunstwerk, verzeichnet die nicht zusagenden Stellen und zieht gegen sie los mit Schärfe, Schneidigkeit, vor allem mit Sicherheit; je lauter man donnert, desto mehr Gläubige findet man. Bei Kontroversen, Disputationen bekam nur zu oft derjenige Recht, der 'am lautesten schrie'.

Den ersten Weg geht Eichhoff nicht; das ist ja die antiquierte, zu ganz unsicheren Resultaten führende Heerstrafse, von der schleunigste Umkehr geboten ist. Wir sollen endlich aufhören, zu fragen, was eigentlich von Shakspere stamme, sondern gleich daran gehen, den Schönheitsgehalt der Werke Shakspeares (sic!) zu untersuchen. 'Wir können viel wissenschaftlicher sein, wenn wir die Schönheit, als wenn wir die Richtigkeit der Texte erforschen,' denn 'Wissenschaft ist Begründung'.

Und wie begründet Eichhoff? Nun gar nicht; er zieht gegen die ihm mifsliebigen Stellen zu Felde, wobei er sich die Rolle eines ästhetischen Papstes gibt, und in dem stolzen Gefühl der Unfehlbarkeit fällt er sein Urteil. Ausdrücke wie 'abgeschmackt, possenhafte Parodie, lächerlich, unglaubliche Albernheit', ironische Seitenbemerkungen ('der Korrektor ist immer korrekt') nehmen einen bevorzugten Platz in Eichhoffs Vokabelschatz ein. Wenn im allgemeinen Bücher unter einer solchen Sprache leiden, so ist bei dem vorliegenden Buche das Gegenteil der Fall; die Harmonie zwischen dem Inhalt und der Form kann einem Werke nur von Nutzen sein.

Es fällt mir nicht ein, gegen die Eichhoffsche Methode zu Felde zu ziehen; eine Methode, die solche Blüten zeitigt, richtet sich von selbst. Ob sie, grob aber deutlich, als Unfug abgewiesen oder, ein wenig milder, unter die krankhaften Auswüchse gerechnet wird, die jede Wissenschaft begleiten und also auch der Shakspere-Forschung nicht fehlen, bleibt sich schliefslich gleich. Dagegen kann ich mich der Verpflichtung nicht ganz entziehen, Eichhoff mit seinen eigenen Waffen anzugehen. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie dieser Prediger des schrankenlosen Subjektivismus alle Augenblicke gegen sein eigenes System anrennt. Wenn er (Bd. I, S. 11) die Herausgeber der *Globe-Edition* scharf tadelt, dafs 'sie in einer so unerhörten Weise die Freiheit ihrer Mitmenschen vergewaltigen, indem sie dieselben einfach zwingen, die Bürgschaft, die ihnen genügend war, gleichfalls als hinreichend anzuerkennen', so möchte ich doch den Verfasser fragen, ob er es mit seinen Mitmenschen anders macht? Weil ihm die Bürgschaft seines ästhetischen Urteils genügt, Q_2 zu verdammen, so mutet er uns zu, *'Romeo'* künftig in der Fassung von Q_1 zu geniefsen! Die *Globe-Editors* werden wegen einer gleichen, nur besser fundierten Zumutung verurteilt. Ist dem Autor sodann nicht ein einziges Mal zum Bewufstsein gekommen, mit welch ungeheurer Anmafsung er zu Gericht sitzt, zwar nicht über Shakspere (denn er hat sich ja einen Korrektor als Zielscheibe konstruiert), wohl aber über das Schönheitsempfinden dreier

Jahrhunderte, die sich an '*Romeo and Juliet*' begeistert haben und zwar in der von Eichhoff als kein Kunstwerk geschmähten Fassung? Sollte das Urteil dieser drei Jahrhunderte nicht das eines einzelnen in Frage stellen? Wollte sich Eichhoff aber nicht fügen, so blieb es ihm unbenommen, sich in Shakspere hineinzulesen, wie es ihm paſste, sich 'das Fremde zu amalgamieren'. Das war sein gutes Recht; unser gutes Recht aber wahren wir uns, indem wir gegen die Zumutung protestieren, dieses Eichhoffsche Amalgam als neue Offenbarung anzunehmen.

Es ist miſslich, Proben aus einem Werke zu geben, das auf jeder Seite zur schärfsten Kritik herausfordert. Wiſsbegierigen sei hier wenigstens der Glanzpunkt verraten (S. 15 ff.): es ist die Betrachtung des Monologes der Juliet vor ihrer Hochzeitsnacht (III, 2), jenes herrlichen, trotz der glutvollen Sprache so keuschen Epithalamiums. Was sich der Verfasser hier leistet, ist bodenlos; die Sprache, deren er sich bedient, derart, daſs ich keine Parallele für sie in der Shakspere-Literatur kenne — auſser in den Eichhoffschen Büchern (vgl. S. 28, 78 u. a.).

Der Verfasser hat in zwei Jahren vier Bände seiner Publikation herausgebracht, eine quantitativ ganz tüchtige Leistung. Um so mehr kann er es jetzt des grausamen Spiels genug sein lassen. Nicht nur die Shakspere-Forschung, sondern jeder geistig gesunde Leser lehnt sein Werk durchaus ab. Sollte Eichhoff gleichwohl seine Tätigkeit in der begonnenen Weise fortsetzen, so möge er wenigstens den Gesamttitel seiner Publikation ändern; 'unser Skakspere' ist das nicht.

Berlin. Ernst Kröger.

George Masons Grammaire Angloise nach den Drucken von 1622 und 1633 herausgegeben von Rudolf Brotanek. Halle, Niemeyer, 1905 (Neudrucke frühneuenglischer Grammatiken, herausgeg. von R. Brotanek, Heft I). LII, 118 S.

Vorliegendes Heft eröffnet eine Serie von Neudrucken englischer Orthoepisten, die mit zu den gröſsten Desideraten unserer heutigen Wissenschaft gehören, und verdient schon deshalb groſse Anerkennung. Es gibt einen bis auf sämtliche Druckfehler des Textes und der Paginierung getreuen Abdruck des Originals, die Varianten der zweiten Auflage und eine wertvolle Einleitung, die den Verfasser zu charakterisieren und seine Lautwerte zu ermitteln sucht. Stellenweise ist dies nur möglich durch eingehende Untersuchungen der gleichzeitigen französischen Aussprache und vermittelst Hypothesen, die trotz alles eindringenden Scharfsinnes des Herausgebers nicht immer überzeugend sind — auch kaum überzeugen können, weil seinem Autor die nötige Sicherheit und Konsequenz in der Aussprachebezeichnung fehlt. Mason bedient sich eines Längezeichens, aber ohne Folgerichtigkeit, den aus me. *ī* entstandenen Diphthongen transkribiert er teils durch *ei*, teils behält er die überlieferte Schreibung bei, und wo er für denselben verschiedene Aussprachen gibt, ist es meist unmöglich, einen inneren Grund für die Abgrenzung beider Lautungen zu finden; er wird daher stets zu den untergeordneten Quellen für die Sprache des 17. Jahrhunderts gehören. Immerhin ist er bemerkenswert als einer der fortschrittlichen Grammatiker, der ohne gelehrten Konservatismus das Gehörte wiederzugeben strebt; unter seinen Ansätzen fällt z. B. auf die Gleichung engl. *au* = frz. *a*, die der Herausgeber mit Recht dahin interpretiert, daſs in Wörtern wie *draw*, *Laurence* ein *ā*-artiger Mittellaut zwischen me. und ne. Lautstande zu hören war (S. XV). Auch die Annahme einer Monophthongierung von *ǭu* zu *ō* wird schon für diese Zeit dadurch gesichert, daſs Mason dem Vokal in *blow*, *soul*, *show* den Wert des frz. *au* [ō] zuspricht (S. XXXVII). Unter diesen Umständen will es mir wenig einleuchten, daſs Mason für das me. *ū* noch einen Monophthong,

höchstens mit zweigipfliger Aussprache, gehört haben soll. Seine Transkription [*haoû*] für ne. *how* sucht Brotanek allerdings auch für *ū* [vgl. frz. *aoust, raouler*] in Anspruch zu nehmen. Aber es wäre doch sehr auffällig, dafs ein sonst so fortschrittlicher Grammatiker hier eine Aussprache ignoriert haben sollte, die schon für Tyndal [*hawe* < ae. *hū, nawe* < *nū*, Sopps Marburger Diss. 1889, S. 29], ja sogar für die Paston Letters gesichert ist [*withaught, abaught* für *-ūt-*; vgl. *Anglia* XXIII 363]. Ob nicht Mason eine der verschiedenen Zwischenstufen zwischen dem me. und dem ne. Laut [Sweet, *HES* § 826] gehört haben dürfte, den er nicht genauer wiederzugeben in der Lage war, für den er dann meist die übliche Orthographie beibehielt und nur einmal zu einem — für die damalige Zeit wohl auch noch nicht ganz zutreffenden — *a* + *ou* entgleiste? Dafs er nicht immer imstande war, zu beschreiben, was er hörte, geht z. B. deutlich hervor aus seiner summarisch einfachen Angabe für den Anlaut in *knaue, knit, knot, knuckle*: *'devant n il [k] est un peu plus difficile!'*

Nicht ganz klar, aber bemerkenswert sind seine Angaben über *ŭ* (S. XXXVIII), die bereits auf eine starke Modifikation des me. Lautes deuten, und schwierig ist ebenfalls die Beschreibung des me. *ę̄* (geschrieben *ea*), hinter der Brotanek wohl mit Recht die Luicksche 'Abstumpfung' jenes Lautes vermutet (S. XXI) — nur dürfte Mason seine Ausspracheregel wohl nach einigen, auch sonst mit Abstumpfung belegten wenigen Dialektwörtern gebildet und sie dann in übertriebener Weise verallgemeinert haben. Interessant sind ferner seine Transkriptionen für ne. *sir, girdle, first, shirt*, in denen die ne. *r*-Modifikation [*əə*] bereits deutlich erscheint (S. XXVI). Nur ist der Herausgeber im Irrtum, wenn er darin den frühesten Beleg für diesen Vokalwandel sieht, und wenn er meint, er müsse sich bei *i* früher entwickelt haben als bei den anderen Lauten. Eine Modifikation des me. *u* legen nahe die Schreibungen der Paston Letters *herte* und *reterned* (*Anglia* XXIII 360); die gleiche Erscheinung zeigen für me. *i* ebd. *sur, urke* (Neumann, *Marburger Studien* VII S. 66, 68), möglicherweise deuten auch die Schreibungen mit *ee* für me. *e* + *r* auf eine quantitative Veränderung des *e* (ebd. S. 33, § 102), die mit dem qualitativen Lautwandel *e* > *əə* Hand in Hand gegangen sein wird. Auch sonst hätten sich die Schreibungen des 15. Jahrhunderts für die Chronologie der von den Orthoepisten aufgedeckten Lautvorgänge verwerten lassen. Das *au* < *a* + *ll*, welches erst seit Tindal (Brotanek XVI) auftreten soll, ist schon vierzig Jahre früher bezeugt (*Anglia* XXIII 184); noch viel früher erscheint *f* < *χ* [ne. *enough*], das Brotanek S. XLVIII erst seit 1568 belegt, es ist im 15. Jahrhundert häufig, vielleicht schon für das Früh-Me. anzunehmen (ebd. S. 467).

Masons Ansatz für *cough* mit einem *þ* im Auslaut, den Brotanek für eine akustische Täuschung hält, ist wohl möglich; wenigstens zeigen ne. Dialekte *keuþ* = *cough* (*Anglia* XXIII 467); auch ne. dial. *fleiþ* 'Flöhe' aus ae. **flēaha* (Wright, *Engl. Dial. Gr.* § 359) wird hierher zu stellen sein.

Posen. Wilhelm Dibelius.

Engelskt uttal af C. J. M. Fant, Lektor vid Västerås högre allmänna läroverk. Stockholm, P. A. Norstedt & Söners Förlag, 1905. 37 S. Preis 60 öre.

Zweck des vorliegenden Schriftchens ist, nicht nur vorgeschritteneren Schülern an den Gymnasien und anderen damit zu vergleichenden Lehranstalten, sondern auch Universitätsstudenten und Gymnasiallehrern eine übersichtliche Darstellung wichtiger Fragen der englischen Lautlehre in populärer Form zu geben. Besonders hervorgehoben werden die lokalen Verschiedenheiten der Aussprache (namentlich diejenigen zwischen Northern und Southern English). Diesen Auseinandersetzungen schliefst sich öfter

eine Diskussion der bei dem Unterricht vorzuziehenden Aussprache an. Der Verfasser bekämpft die wenigstens in Schweden nicht seltene Neigung der Lehrer, Eigentümlichkeiten der englischen Aussprache zu übertreiben; dies gilt seiner Meinung nach besonders für die diphthongische Aussprache von e^i und o^u, der er entschieden eine monophthongische Aussprache vorziehen will. Er beruft sich dabei auf eine Äufserung von Sweet, der in seinen Vorlesungen (University Extension Meeting, Oxford 1897) — denen auch Referent beiwohnte — einmal Ausländer vor der diphthongischen Aussprache warnte, da 'foreigners exaggerate', und eine monophthongische Aussprache höchstens als eine schottische Eigentümlichkeit aufgefafst werden würde, während eine mifslungene Diphthongierung entschieden den Ausländer gleich verraten würde. Hiermit vergleicht er eine Stelle in dem Websterschen Wörterbuche: 'The vanish comes out more clearly in some syllables than in others. It is not used in the Scottish dialect; and it is not apt to be given by people of foreign birth and training.' Auch anderswo hält es der Verfasser für empfehlenswert, von zwei oder mehreren Aussprachen, die als gut englisch betrachtet werden können, diejenige vorzuziehen, die den Schülern am besten mundgerecht wird. Daraus folgt also, dafs man der gebildeten Aussprache eines gewissen Gebietes nicht in allen Details zu folgen braucht, sondern dafs man aus praktischen und anderen Rücksichten sehr gut sich auch Eigentümlichkeiten anderer Gebiete — wenn sie nur als gut englisch anerkannt sind — aneignen darf. Ich will nicht auf die Frage eingehen, ob nun eine solche eklektische Anschauungsweise mit allen ihren Konsequenzen wirklich in abstracto zu billigen ist. Die konkreten Fälle, die vom Verfasser angeführt werden, sind aber kaum ernsthaft zu beanstanden. Meiner Ansicht nach mufs jedoch jeder tüchtige Lehrer zuerst wenigstens versuchen, seinen Schülern die beste englische Aussprache ('that which gives the fewest signs of locality') beizubringen.

Auf Einzelheiten der Arbeit kann ich nicht eingehen. Nur mufs ich es als auffallend bezeichnen, dafs Verfasser die Aussprache der Gebildeten in einem gewissen Gebiete 'den Dialekt dieses Gebietes' öfters nennt (so z. B. S. 7).

Die phonetische Literatur der letzten Zeit, auch die in zahlreichen Zeitschriften zerstreuten Einzeldarstellungen, hat der Verfasser sich mit grofsem Fleifse zunutze gemacht.

Das in schwedischer Sprache geschriebene Büchlein wird wohl aufserhalb der skandinavischen Länder kaum einen Leserkreis finden. Es macht keinen Anspruch darauf, neues Material zu liefern; aber wertvoll wird das Buch besonders durch die Zusammenstellungen einiger der letzten Resultate der englischen Phonetik. Somit wird die Arbeit für die Kreise, für welche sie bestimmt ist, hoffentlich doch von Nutzen sein.

Hellebæk (Dänemark). Erik Björkman.

Lehrbuch der englischen Sprache für Realschulen von **Wilhelm Swoboda**, Prof. an der Landes-Oberrealschule in Graz. 1. Teil: Elementarbuch der englischen Sprache für Realschulen; geb. 2 K 20 h (M. 1,85). — 2. Teil: English Reader (Lehr- und Lesebuch für die 6. Klasse); geb. 3 K 60 h (M. 3). — 3. Teil: Literary Reader (Lehr- und Lesebuch für die 7. Klasse); geb. 3 K 60 h (M. 3). — 4. Teil: Schulgrammatik der modernen englischen Sprache; geb. 3 K 40 h (M. 2,80). — Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1905.

Der 1. Teil dieses Werkes, der die Elemente der englischen Grammatik enthält, schliefst sich in seinem Lehrgange der Art und Weise an, die ein Lehrer befolgt, dem nichts anderes als Lesestücke zur Verfügung stehen. Der kann nicht immer ein bestimmtes System streng innehalten.

Er muſs manches berücksichtigen, das nicht in sein Hauptkapitel gehört, die Themata durchkreuzen sich, statt aufeinander zu folgen, und die Darstellung zeigt eine gewisse Unordnung. Aber nur äuſserlich; denn Ordnung und System liegen in dem Lehrenden fest begründet. Er kann sie jeden Augenblick auch nach auſsen hin kenntlich machen. Darum schadet die Abschweifung vom Systematischen kaum. — Anders nimmt sich dies Verfahren in gedruckter Grammatik aus. Die gestörte Ordnung ist hier nicht so leicht wie dort zu retablieren, da auch in ihr Methode liegt, der der Lehrer folgen muſs, wenn er vom Leichten zum Wenigerleichten und Schweren Schritt für Schritt weitergehen will. Die Basis des 1. Teiles dieser Grammatik ist ein *pêle-mêle*, das besonders störend dem Schüler werden muſs. (Man vergleiche § 8: Persönliche Fürwörter, § 9: Geschlecht des Substantivs, § 10—12 handeln vom Verb, § 13: Possessivpronomen, § 14: Adjektiv; dann folgen wieder Verb, Pronomen, und in diesem Durcheinander geht es fort.) Allerdings findet sich die hier fehlende höhere Ordnung im 4. Teil des Werkes; aber den bekommt der Elementar-Anglist nicht in die Hand, und er versteht ihn auch noch nicht. So bleibt ein Rest zu tragen peinlich. Wer sich aber einmal mit dieser sehr natürlichen Darstellungsweise abgefunden hat, wird sich auch weiter mit dem Buche befreunden.

Einer allgemeinen Forderung dürfte diese Schulgrammatik mehr als andere gerecht werden. Sie wählt die Stoffe ihrer Übungsstücke aus dem alltäglichen englischen Leben, wobei sie vom Schulleben ausgeht und den Schüler in ein Milieu versetzt, an das er gewöhnt ist. Das Bild eines *class-room* trägt zur Orientierung bei, wenn auch nicht alles darauf ist, was, nach Aussage des Lesestückes, darauf zu sehen wäre. Zugleich wird der Schüler genötigt, sich möglichst bald der englischen Sprache zu bedienen. Er muſs das Datum einsetzen; am Schluſs der Lesestücke erfolgen kurze Fragen und Anmerkungen in englischer Sprache, im Anschluſs an die grammatische Regel stehen englische Sätze, in die er das Wesentliche selbst einzufügen hat, die Zahl der Anmerkungen wird stetig geringer, so daſs er das Wörterbuch (S. 140 ff.) zu Rate ziehen muſs, Aufzählung von Synonymen mit ihren Unterschieden fördern das Eindringen in den Geist der Sprache. Bei so konsequentem Festhalten am Milieu lassen sich familiäre Wörter und Aussprache nicht immer vermeiden; mit anstelligen Schülern wird man darauf eingehen können, anderenfalls muſs man sich mit dem Notwendigsten bescheiden. Die Regeln genügen in kurzer Fassung durchaus dem Verständnis. *'The Do-Infinitive-Construction in Questions'* (I, § 28) ist allerdings wenig übersichtlich behandelt. Die Aussprachelehre geht praktisch von englischen Wörtern aus, die auch dem Deutschen geläufig sind (*spleen, strike, clown*, ...). Hier muſs der Lehrer das Beste tun. Dem Nachschlagebedürfnis der Schüler genügt sie. Löblich ist der Hinweis auf die einzelnen Lautarten und das Bestreben, den Schüler an ihre Unterscheidung zu gewöhnen.

Diese elementar gehaltenen Regeln des 1. Teils finden ihre Ergänzung im 4. Teil, der mit Kenntnis und Sorgfalt zusammengestellt ist. Eingehender als in Schulgrammatiken üblich, wird die Stellung der Adverbien berücksichtigt (S. 31—37), woran sich die ausführliche Darlegung der Mittel knüpft, durch die ein Satzteil im Englischen hervorgehoben wird. Bei der Ausführlichkeit dieser Grammatik, die sogar die Interpunktionslehre eingehend bespricht (§ 406—409) und dem Komma ein besonderes Übungsstück widmet (S. 202), hat es mich gewundert, daſs nicht auch ein Abriſs der englischen Metrik seine Stelle gefunden hat. — Druckfehler habe ich bemerkt in IV, S. 23, Z. 6 v. o.: 'Stellung und die der Wörter' statt: und die Stellung der Wörter, in I, S. 105, Z. 7 v. u.: *'tiee'* statt: *tie*.

Wenn der 1. Teil im wesentlichen in englisches Schulleben einzuführen sucht, so wollen der 2. und der 3. Teil eine Vorstellung von dem ge-

samten Kultur- und Geistesleben Englands geben. Auf die Geographie der Britischen Inseln folgt die der Hauptstadt angeschlossen an *'A Trip on the Thames'*, die Beschreibung ihrer Sehenswürdigkeiten und Verkehrsmittel, von Spielen, Reisen in England und seinen Kolonien etc., untermischt mit passenden Gedichten, erläutert durch Anmerkungen, Wörterbuch, Illustrationen, eine Karte von Grofsbritannien und London, kurz eine so reiche Stofffülle, dafs Lehrer und Schüler, wohin sie auch greifen mögen, sicher sind, ein volles, interessantes Völkerleben zu packen. Dieser Teil enthält auch deutsche Stücke zur Übertragung ins Englische.

Teil 3 ist eine englische Chrestomathie, die, von der Neuzeit ausgehend, den Schüler bis in die Zeit des Beowulf zurückführt und ihm an der Hand ihrer Hauptvertreter eine Vorstellung des jeweiligen Standes der englischen Sprache und Literatur zu verschaffen sucht. Die Epochen Chaucers, König Alfreds und des Beowulfdichters sind wenigstens in Charakteristiken vertreten. Eine *'History of the English Language'* schliefst den Teil ab. Jedem Bruchstück eines gröfseren Literaturwerkes gehen Bemerkungen voran, welche die Exposition enthalten. Auch hier tragen Bilder, Karte, Noten in englischer Sprache — wie im 2. Teil — und Wörterbuch zum Verständnis der Dichtungen bei. Diese Chrestomathie bildet einen organischen Teil des gesamten 'Lehrbuches', das ohne sie unvollständig wäre. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet darf sie auch vor dem ausgesprochenen Gegner der Chrestomathien unangefochten passieren. — Alles in allem ist diese englische Grammatik ein Werk, das ebensoviel fachmännische Kenntnis wie liebevolle Hingabe an den Gegenstand bekundet, und das ich für würdig halte, einem Schüler in die Hand zu geben. Ein Bedenken habe ich: der für ein Schulbuch sehr hohe Preis — der Gesamtpreis beläuft sich auf mehr als 10 Mark — dürfte seine Einführung oft erschweren, wenn nicht unmöglich machen.

Willi Splettstöfser.

R. Hall, Lehrbuch der englischen Sprache. Für Mädchenschulen bearbeitet in zwei Teilen. Frankfurt a. M., Carl Jügels Verlag (Moritz Abendroth). I. Teil, 2. Aufl. 1904; II. Teil, 1. Aufl. 1905.

Diese Grammatik läfst im Anfang dem Lehrer ausgedehnten Spielraum. Mit ihrer Vorschrift, die ersten zwanzig Stunden bei geschlossenen Büchern zu unterrichten, weist sie ihn auf sich selbst und gibt ihm nur die Anleitung. Teil I führt die *would-be English girls* an der Hand von Sprichwörtern, Lebensregeln, kleinen Gedichten, Rätseln, Gesprächen spielend in die Sprache ein und ist für den Anfang nicht übel, wenn auch das englische Milieu nicht stark hervortritt. Auf denselben kindlichen Ton ist aber auch der II. Teil gestimmt, der in höheren Klassen zur Verwendung kommen soll. *Riddles, Proverbs, Tricks* (II, S. 122), *Games: Making words* (II, S. 144), *Making little words from long ones* (II, S. 145) etc. nehmen auch hier einen breiten Raum ein. Da das Buch für Mädchen bestimmt ist, sind Stücke wie die folgenden wohl am Platze: II, § 69: *Shops*, § 70: *Shopping for Christmas* (*At the linen-draper's*), § 79: *Three Cookery Receipts* (1. *Plain sweet omelette*, 2. *Macaroons*, 3. *Apple Pie*). Neben ihnen aber und anderen von allgemeinem Interesse (*Woods, Animals, Plants, Death of Socrates* etc.) kommen Stücke von typisch englischem Gehalt nur wenig zur Geltung. Englischer Geist spricht nicht aus diesem Werk. Es ist klar und sorgfältig durchgearbeitet, und so mag es seinen Zweck erfüllen.

Willi Splettstöfser.

W. Sattler, Deutsch-Englisches Sachwörterbuch. Leipzig, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch), 1905.

Nachdem ich die Vollendung des stattlichen Werkes von Sattler vor kurzem berichtet, kann ich jetzt bereits das Erscheinen des von dem Autor

damals in Aussicht gestellten Verzeichnisses der englischen Wörter melden (Lieferung 12). Letzteres bedeutet eine wertvolle Beigabe, die auch unter der angelsächsischen Lehrerwelt geschätzt werden wird. Das Verzeichnis umfaſst 89 Seiten von je vier Kolumnen. Seine sorgfältigen Verweise werden dem Lehrer des Englischen wesentliche Dienste leisten. Sattler hat Wort gehalten, und auch hierdurch hat er Anspruch auf unsere Dankbarkeit. Sein Werk sei der Fachwelt bestens empfohlen.

Tübingen. W. Franz.

Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festschrift Heinrich Morf zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Lehrtätigkeit von seinen Schülern dargebracht. Halle a. S., M. Niemeyer, 1905. 427 S.

Wie sehr dieser Band, den freundliches Gedenken mir widmet, mich mit Freude und Stolz erfüllt, das habe ich in dem Kreise, aus dem er hervorgegangen ist, diesen Sommer mündlich auszusprechen unvergeſsliche Gelegenheit gehabt. Meine damaligen Worte des Dankes glaube ich nicht besser bestätigen zu können als dadurch, daſs ich als aufmerksamer Leser hier über den Inhalt des Buches selbst referiere und damit dem Beispiel folge, das zuerst, wenn ich nicht irre, Gaston Paris gegeben, und für welches ich an dieser Stelle mich besonders auf Adolf Tobler berufen kann (vergl. *Archiv* XCV, 198; CXV, 238). Ich möchte von den 14 Beiträgen, die der Band umschlieſst, hier sagen, worin sie nach meiner Meinung unsere Erkenntnis fördern. Es ist keiner darunter, dem ich nicht für viele Anregung und Belehrung dankbar zu sein hätte. Daſs diese Anerkennung gelegentlichen Zweifel und Widerspruch nicht ausschlieſst, ist natürlich, und ebenso natürlich muſs es den Freunden, die sich hier zu einer gemeinsamen Gabe zusammengetan haben, erscheinen, daſs ich diese Zweifel äuſsere und diesem Widerspruch Ausdruck gebe, wo er mir fruchtbar zu sein scheint — denn sie wissen wohl, daſs es sich dabei nicht darum handelt, daſs der Referent recht behält, sondern daſs aus Rede und Gegenrede gesicherte neue Erkenntnis erwachse.

Die Beiträge umfassen ältere und neuere französische Literatur (7), sie verfolgen laut- und formengeschichtliche Probleme innerhalb einzelner lebender Mundarten oder über das ganze romanische Sprachgebiet dahin (5), sie handeln von romanischer Syntax (1) und bringen Neues zur Geschichte des fremdsprachlichen Unterrichts (1). Sie sind aber nicht stofflich, sondern nach den Verfassernamen alphabetisch geordnet. In dieser Folge gehe ich ihnen nach.

Den Anfang macht E. Bovets La préface de Chapelain à l'Adonis.

Als der 'chevalier Marin' ums Jahr 1620 mit dem Plane umging, die 40000 Verse seines Idylls *Adone* in Paris drucken zu lassen, da suchte er einen französischen Literaten, der eine programmatische Vorrede dazu schriebe. Man wies ihn an den jungen Chapelain, der dafür bekannt war, daſs er mit der literarischen Tradition Italiens vertraut sei.[1] Denn es galt, diese neue Art des idyllischen Epos (diese '*nouveauté*') von vornherein gegen die Kritik zu schützen, die seitens der italienischen Akademien zu erwarten war. Diese Akademien würden nach den überlieferten Kunstregeln urteilen, so daſs also der Vorrede hauptsächlich die

[1] Chapelains Kenntnis der spanischen Literatur war doch wohl nicht so bedeutend, wie gewöhnlich angenommen wird, sonst hätte er 1630 nicht schreiben können, daſs auſser dem *rimeur Lope de Vega* alle Spanier ihre Dramen in Prosa oder reimlosen Versen schreiben.

Aufgabe zufiel, zu zeigen, dafs *Adone*, obwohl neuartig, doch *'conduit et tissu selon les règles générales de l'épopée'* sei.

Chapelain versenkte sich in das Studium der italienischen Theoretiker von Trissino bis zur Gegenwart,[1] Scaliger eingeschlossen, und schrieb mit ihrer Hilfe die Vorrede 1620. Gedruckt wurde sie 1623.

Diese Vorrede ist viel genannt und — wenig gelesen, wie Bovet humorvoll zeigt. Er druckt sie in extenso ab (p. 30—52) und begleitet diesen Abdruck mit einem sehr interessanten Kommentar.

Chapelains Vorrede ist keine leichte Lektüre. Form und Inhalt sind in gleicher Weise schwierig: Chapelains Satzbau ist schwerfällig, und die Regeltheorien der Zeit sind oft genug abstrus. Zu alledem gesellt sich noch der Umstand, dafs Chapelain, wie Bovet zeigt, mit Hintergedanken schreibt und seine wahre Meinung oft zwischen den Zeilen gesucht werden mufs. Er denkt in Wirklichkeit vom *Adone* nicht so gut, als er höflicherweise in seiner Verteidigungsrede sagt.

Diese Verhältnisse erschweren eine Wiedergabe seiner Gedanken. Doch hat sich Bovet der Aufgabe, die Vorrede zu analysieren, in trefflicher, feiner Weise entledigt.

Er hat sich auch der dankenswerten Mühe unterzogen, Chapelains italienischen Quellen nachzugehen. Das Resultat, dafs Castelvetros *Poetica d'Aristotile vulgarizzata e sposta* (1570) die Hauptquelle bildet, wird keinem ernsten Widerspruch begegnen können.

So hat Chapelain seine Theorie des Epos aus Italien bezogen. Nichts läfst erkennen, dafs er die französischen Theoretiker des 16. Jahrhunderts, Ronsard, D'Aigaliers, Vauquelin, beachtet habe, oder dafs er auf Aristoteles direkt zurückgegangen sei.[2]

Eine Theorie des Epos läfst sich nicht entwickeln, ohne dafs die übrigen Gattungen der Dichtkunst, Lyrik und Drama, in Mitleidenschaft gezogen werden, und ohne dafs die Frage nach Wesen und Aufgabe der Poesie überhaupt berührt wird. Chapelain hat die Lyrik völlig beiseite gelassen, die Dramatik nur gelegentlich zum Vergleich herangezogen. Von Wesen und Aufgabe der Poesie handelt er indessen ausgiebig: die Poesie stellt nicht nackte Tatsächlichkeit (*vérité particulière*) dar, sondern sie kombiniert sich gemäfs dem Geiste der *justice* und der *raison* eine allgemeingültige vorbildliche Wahrscheinlichkeit (*vraissemblance*), die sie in den Dienst der sittlichen Läuterung der Menschheit stellt (*purgation ou amendement ès mœurs des hommes qui est le but de la poésie*).[3]

Diese rationalistische Lehre ist eben die der Italiener: Chapelain hat

---

[1] Ob er Tassos *Discorsi dell'arte poetica e del poema eroico* (1587—94) gekannt hat? Eine Spur ihrer Verwertung kann ich in der *Préface* nicht finden.

[2] Der Umstand, dafs Chapelain der Handlung des Epos nur die Dauer eines Jahres einräumt, während Aristoteles eine solche Beschränkung nicht kennt, spricht nicht dafür, dafs er sich stark nach Aristoteles selbst umgesehen, dessen Meinung überhaupt für ihn nicht entscheidend war. — Auch über Homer und Vergil setzt sich Chapelain dabei hinweg, während die älteren Theoretiker (auch Madius, trotz Bovet p. 28 n.) die zeitliche Freiheit des Epos gerade mit Odyssee und Äneis begründen. Bei Chapelain ist das Bedürfnis, eine Regel aufzustellen, gröfser als sein Respekt vor dem Altertum: *On devient poète*, sagt er in der Vorrede zur zweiten Hälfte der *Pucelle*, *par l'étude des règles*. — Übereifrige Moderne wie Saint-Amant haben schliefslich die epische Handlung in die 24 Stunden-Einheit gezwungen (*Moïse sauvé*, 1653). — Chapelain selbst gibt später (1680) auch wieder zu, dafs das Epos eine Handlung von mehreren Jahren umfassen dürfe.

[3] Das ist denn doch nicht so neu in Frankreich. Cf. Ronsard in der Vorrede zur *Franciade* (1572): *il* (*le poète*) *a pour maxime très nécessaire de son art de ne suivre jamais pas à pas la vérité, mais la vraisemblance et le possible* etc.

sie, nach Bovets Urteil, klarer und bestimmter formuliert. Man kann das zugeben und doch finden, daſs Bovet den Chapelain zu nahe an Boileau rückt. Gewiſs ist beiden die rationalistische Poetik, die ja die Basis des Klassizismus bildet, gemein — aber neben dieser Gemeinsamkeit möchte ich die tiefe Gegensätzlichkeit mehr betonen: Chapelain ist ein '*moderne*'. Der gelehrte Mann hat für die Antike wohl Worte der Bewunderung, aber er lehnt ihre Vorbildlichkeit ab. Er ist der Überzeugung, daſs die moderne Literatur der antiken nicht bedürfe und sie übertreffe. Er stellt eine Tragödie Grazianis über alles, was die Alten geleistet. Homer und Vergil, sagt er, sind meine Gottheiten — *mais ils ont bien de la peine à être mes patrons*. Er tadelt an Ronsard, daſs er ihr *écolier* gewesen sei. Er übt im Dialog über die Romanlektüre[1] (1647) an Homer jene Kritik, die für die '*modernes*' charakteristisch ist. Nicht die antiken Dichter, nicht Aristoteles, sondern 'die Idee der Kunst' sei sein Leitstern (cf. *Lettres* ed. Tamizey de Laroque I, 18 f., 631 f.; II, 744 etc.). Das ist Subjektivismus, ein revolutionäres Prinzip, und läuft Boileaus Altertumsreligion und klassischer Kunstlehre direkt zuwider. Chapelain hat keinen Respekt vor dem Altertum, so wenig wie Malherbe, Boisrobert, Sorel, Sarasin, Scudéry, Descartes, Pascal — die ganze erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Arbeit aller dieser Männer ist gegen die literarische Hegemonie des Altertums gerichtet. Sie vertreten die Gedanken, die in Italien Tassonis *Pensieri diversi* (1620) ausgesprochen haben: das Altertum gilt für überwunden.

In diese ikonoklastische Welt hat der grimme Boileau dann die Standbilder der literarischen Ahnen der Renaissance wieder hineingestellt. Er hat ihren Kultus restauriert und den Klassizismus strenger Observanz im Gegensatz zu der altertumsfeindlichen Haltung der Chapelains und Genossen begründet.

Seinem Grundsatz gemäſs, daſs die Idee der Kunst sein Leitstern sei, erweist Chapelain in seiner literarischen Kritik dem Aristoteles nirgends besondere Reverenz: in der Vorrede zum *Adone* nennt er ihn nur einmal und ganz nebenbei. Überall beruft er sich darauf, daſs seine eigenen Überlegungen, daſs die Forderungen der poetischen *vraisemblance* ihn zu den Regeln geführt haben, die er aufstelle. Dabei hebt er es gern hervor, wenn die Praxis der antiken und der italienischen Dichter zu seinen Forderungen stimmt. Aber was die alten und neuen Theoretiker sagen, das kümmert ihn nicht sehr: als ihn ein Freund um Auskunft über eine Kunstregel bittet, antwortet er ihm: 'Ich entsinne mich nicht, ob Aristoteles oder einer seiner Erklärer die Sache behandelt hat; ich will einfach versuchen, Ihnen meine eigene Begründung zu geben.'[2]

Nun sucht Bovet die Überlieferung zu stützen, welche lehrt, daſs Chapelain im 17. Jahrhundert die Regel der drei Einheiten für das Drama wieder eingeführt habe. So scharfsinnig seine Argumentation ist, so kann ich ihr doch nicht zustimmen. Ich teile die Meinung Ottos (in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Mairets *Silvanire*, Bamberg 1890) und Dannheiſsers (Behrens' *Zs.* XIV, 1—76). Mancherlei Besonderes lieſse sich freilich dazu sagen. Hier beschränke ich mich auf folgendes:

---

[1] Feillet hielt diesen Dialog mit Unrecht für ungedruckt, als er ihn 1870 edierte. Er ist schon 1728 von Desmolets und Goujet im 6. Band der *Continuation des mémoires de littérature et d'histoire de Sallengre* herausgegeben worden.

[2] Es ist das eine kapitale Stelle seines Briefes an Godeau vom 29. Nov. 1630, abgedruckt von Ch. Arnaud, *Les théories dramatiques au XVIIe siècle*, Paris, 1888, p. 336 ff. Und die Kunstregel, aus deren Anlaſs er hier Aristoteles und seinen Stab als *quantité négligeable* eliminiert, ist — die 24 Stunden-Einheit des Dramas! Ich werde auf die Stelle zurückkommen.

Man läuft Gefahr, einem Anachronismus zu verfallen, wenn man für die Jahre 1620—1630 von der *Règle des trois unités* spricht. Diese Trinität ist späteren Datums.[1]

Das Wort *unité* findet sich zunächst nur in dem Ausdruck *unité d'action:* die Handlungseinheit ist die älteste, in der Kunst selbst begründete Forderung. Sie ist aus Aristoteles in die Renaissancepoetik übergegangen. Auch Chapelain erhebt sie in der Vorrede zum *Adone* nicht als ein spezifisch dramatisches, sondern allgemeines, insbesondere episches Requisit (*unité de l'action*, Bovet p. 42).

Ebenfalls auf Aristoteles und der herrschenden Praxis der antiken Dramatik beruht die Forderung, daſs die Handlung des Dramas die Dauer eines Tages nicht überschreite. Chapelain erwähnt die Forderung in der Vorrede ganz beiläufig mit den Worten: Das Epos soll nicht mehr als ein Jahr umspannen, gerade wie das Drama nicht mehr als einen *jour naturel*.[2]

Neben dieser ganz beiläufigen Erwähnung der *règle des 24 heures* oder des *ordre du temps* — das sind die eigentlichen Termini technici — fehlt in der Vorrede jeder Hinweis auf eine sogenannte 'Ortseinheit'.

Tatsache ist also, daſs Chapelain in der Vorrede von 1620 nicht von den 'drei dramatischen Einheiten' spricht, sondern daſs er die *unité d'action* als eine allgemeine und spez. epische Forderung erwähnt, daſs er die *règle des 24 heures* im Vorbeigehen für das Drama konstatiert und von einer 'Ortseinheit' überhaupt nichts sagt.

Das macht durchaus nicht den Eindruck, als ob er den dramatischen Kunstregeln besondere Beachtung schenkte.

Daſs in Frankreich die vom Drama des Altertums sich herschreibenden Kunstregeln auch im Anfang des 17. Jahrhunderts ohnedies nicht gänzlich vergessen und unbekannt waren, zeigt z. B. Lariveys Vorrede zu *La Constance* (1611). Und ehe Chapelain in der Vorrede zum *Adone* nebenbei die 24-Stunden-Regel erwähnt, lieſs Théophile die zum romantischen Schauspiel geratene Tragödie *Pyramus und Thisbé* (1617) aufführen, deren einfache Handlung nur wenige Stunden umfaſst und in einer verhältnismäſsig einfachen *scène à compartiments* 'Landschaftseinheit' zeigt.

---

[1] Die gedrungene Formulierung Jeans de la Taille (1572): *il faut toujours représenter le jeu en un même jour* (Handlungseinheit), *en un même temps* (Zeiteinheit), *en un même lieu* (Ortseinheit) bleibt ganz isoliert. Chapelain kannte sie nicht (zur Auffassung der Stelle vergl. *Revue d'hist. litt. de la France* XII, p. 2). Mairet führt noch 1631 als die drei Hauptregeln der *Comédie* an: freie Erfindung der Fabel, Einheit der Handlung und '*la troisième et la plus rigoureuse est l'ordre du temps*' (Otto, *l. c.*, p. 15 f.). — Zum ersten Male finde ich im 17. Jahrhundert die drei Forderungen im Ausdruck vereinigt in Isnards Vorrede zu Pichous *La Filis de Scire* vom nämlichen Jahre 1631: ... *prescrire les règles de l'unité du lieu* (= Landschaftseinheit, cf. unten p. 8), *de l'action et des 24 heures du temps* (cf. Otto, *l. c.* p. CXII) und dann in der endgültigen, uns geläufigen Formulierung in Durvals *Traité* (A. Gasté, *La querelle du Cid*, 1899, p. 274): *l'unité d'action, de temps et de lieu.* Dieser *Traité* ist von 1637 (trotz E. Rigal, *Le théâtre français*, 1901, p. 339; cf. *Archiv* CVII, 443).

[2] Aus dem Umstand, daſs Chapelain hier und später diesen Ausdruck (*jour naturel*) braucht, darf geschlossen werden, daſs er von der Kontroverse wuſste, die sich an Aristoteles' *μίαν περίοδον ἡλίου* geknüpft hatte: ob damit nämlich der *dies naturalis* von 24 Stunden oder der *dies artificialis* der Tageshelle gemeint sei. Chapelain entscheidet anders als z. B. Robortello (*dies artificialis*) und Castelvetro (*dodici ore*). Kannte er Segnis *Poetica d'Aristotile* (1549)? Übrigens betrachtet er 1630 die 24 Stunden als ein Maximum und erscheint ihm die Hälfte dieser Zeit als das Normale (Arraud, *l. c.* p. 343).

So ist denn Chapelain 1620 keineswegs ein Entdecker, ganz abgesehen von der beiläufigen und fragmentarischen Form seiner Äufserungen.

Das Nächste, was wir nun in Frankreich von der 24-Stunden-Regel hören, datiert von 1628. Am 28. September dieses Jahres schreibt Balzac aus Paris an Mme Desloges über den Typus einer *femme savante*, die unter anderem auch literarische Kritik treibe und nicht imstande sei, *de souffrir une comédie qui n'est pas dans la loi des 24 heures, qu'elle s'en va faire publier par toute la France.*[1]

Balzac weist damit deutlich auf die Salons der hauptstädtischen *Société polie* als den Ausgangspunkt der praktischen Forderung der 'Zeitregel' hin: die Salonkritik fordert sie; sie fordert sie als eine neumodische Eleganz, als eine *nouvelle invention*,[2] wie Godeau noch 1630 zur Verwunderung Chapelains sagt, der ihm antwortet, die Geschichte sei ja uralt, schon das antike Theater habe diese Regel beobachtet — ob Aristoteles selbst von ihr handle, entsinne er sich nicht.[3]

Und deutlich können wir erkennen, wie die *Société polie* um 1628 zu ihrer Forderung kam. Das Vehikel bildete die Pastorale.

Die Pastorale war das Stück, in dem die Salonwelt mit ihrem galanten Treiben sich spiegelte. Seit Jahren stand sie unter dem Einflufs der *Astrée*. Die Derbheiten Hardys treten zurück. Künstlerisches Streben macht sich geltend (viel mehr als in der verwilderten *Tragicomédie*). Zu den italienischen Vorbildern Tasso und Guarini gesellen sich andere, besonders G. Bonarelli mit der *Filli di Sciro* (1607). Die französischen und italienischen Elemente mischen sich bei den einzelnen Dichtern in verschiedenen Dosen. Da die französische Pastorale die *règle des 24 heures* nicht beobachtet, so gestattet sie eine reichere Entfaltung der Bühnenhandlung.[4]

Gegen 1619 stellt Racan in *Les Bergeries* (gedruckt 1625) 'die Torheiten seiner Jugendjahre' dar. Das Stück ist zugleich Huldigung und Rache seiner unerwiderten Liebe. Die schleppende Handlung ist aus Hardyschen, D'Uréschen und italienischen Elementen zusammengesetzt und folgt in ihrer Kompliziertheit hauptsächlich dem *Pastor fido*.

Einen reicheren, bewegteren Inhalt, mehr wirkliches Liebesleben, leider auch mehr Pointen gibt Mairet in seiner, wie es scheint, frei erfundenen *Silvie* (1626), die sich der Welt der *Tragicomédie* nähert. Er nennt sie denn auch *tragicomédie pastorale*, worin andere ihm folgen werden.

Diesen unregelmäfsigen französischen Pastoralen gegenüber erschien der Salongesellschaft die strenge, zeitliche Regelhaftigkeit der italienischen Pastorale, die sich dafür auf das Altertum berief, als das Vornehmere. Und als ob sie nie zuvor in Frankreich erhoben worden

---

[1] Man fühlt, wie Balzac diese *loi qu'on va faire publier par toute la France* 1628 nicht eben sehr ernst nimmt, sondern eher für eine modische Schrulle hält.

[2] Als P. Corneille 1628—1629 zu Rouen sein erstes Stück schrieb, *Mélite*, da liefs er die dramatische Handlung sich über Wochen ausdehnen, weil er, wie er später selbst sagt, damals — in Rouen — von der Existenz der Zeitregel noch nichts wufste. In seinem zweiten Stück, *Clitandre* (1632), unterwirft er sich ihr.

[3] Vgl. oben S. 5 Anm. 2. Der Ton dieser Stelle läfst nicht annehmen, dafs Chapelain während der Jahre 1628—1630, da der Kampf um die *règle des 24 heures* schon heftig tobte, sich intensiv mit der Sache beschäftigt habe. Man begegnet überhaupt in dem ganzen Kampf dieser und der nächsten Jahre (bis 1636), an welchem Ogier, Mairet, Isnard, Scudéry, Gombaud, Rayssiguier, Corneille teilnehmen, keiner Spur von Chapelain. Auch in seinen Briefen spricht Chapelain von der Zeitregel erst aus Anlafs der *Querelle du Cid* (1637).

[4] Es ist bezeichnend, dafs z. B. Rayssiguier in seinem *Aminte du Tasse* (1632) Vorgänge, die Tasso nur erzählen läfst, in Handlung umsetzt.

wäre, wird nun 1628 die Forderung der 24-Stunden-Einheit aus der italienischen Pastorale neu importiert.[1]

Sofort erhebt sich auch der Widerspruch. In der bekannten Vorrede zu dem romantischen Schauspiel (*tragicomédie*) *Tyr et Sidon*[2] bekämpft 1628 der Pariser Geistliche Ogier die Zeitregel, weil sie den Dichter zu Unwahrscheinlichkeiten und zur Ersetzung der Handlung durch rhetorische Berichte dränge. Die griechische Bühne habe diese Regel keineswegs streng befolgt, und überdies seien die Franzosen keine Griechen. Er verweist auch auf das Beispiel der Freiheit, welches das spanische Theater gebe. Von einer Ortseinheit ist nirgends die Rede.

Mairet aber liefs sich von der Salonkritik belehren.[3] 1629 brachte er auf einer Salonbühne eine neue *tragicomédie pastorale* zur Aufführung: *Silvanire*, zu der D'Urfés gleichnamiges Stück (um 1627) ihn angeregt hatte. Er zwängte die schleppende, chorbegleitete Handlung in 24 Stunden ein und schuf so die regelhafte italianisierende Pastorale. In einer der Prachtausgabe des Stückes (1631) vorausgeschickten Abhandlung verteidigte er unter Berufung auf die Wahrscheinlichkeit, auf die italienische Pastorale und die Alten die Einheit der Handlung und den *ordre du temps* für ernste und heitere Bühnenstücke. Von einer Ortseinheit ist noch keine Rede. Doch bemerkt Mairet, dafs die Reduktion der Zeitdauer der Handlung auch eine Vereinfachung der 'ambulatorischen'[4] Szene bringen werde. Der Ortswechsel wird sich eben nun auf einen Raum beschränken, der in 24 Stunden durchmessen werden kann, z. B. auf eine Provinz oder eine Ortschaft. Man kann also zunächst blofs von einer Landschafts- oder Ortschaftseinheit (*unité de lieu en général*, wie Corneille sagt) reden, die in *Silvanire* denn auch mit recht verwickeltem Ortswechsel verbunden ist.[5]

Nichts in dieser Vorrede verrät Kenntnis noch Einflufs Chapelainscher Gedanken: was Mairets und Chapelains literarischer Kritik gemein ist, stammt aus den gemeinsamen Quellen; was für Chapelain charakteristisch ist, fehlt bei Mairet.

---

[1] Die Zeit von 1628 und 1629 macht in der Geschichte der Pariser Bühne überhaupt Epoche: der Streit um die Zeitregel entsteht; Mondory gründet ein neues Schauspielhaus; nachdem Mairet vorangegangen, debütieren nun Rotrou, Gombaud, Rayssiguier, Du Ryer, Scudéry, Corneille und andere als Theaterdichter. Es stellt ein frischer kräftiger Zug sich ein.

[2] In seinem Abdruck dieser Tragikomödie von 1628 (*Anc. théâtre français*, 1856, VIII, p. 7) sagt Viollet Le Duc, dafs dies die zweite vermehrte Auflage einer Ausgabe des Stückes von 1608 sei, die er nicht selbst gesehen. Die Sache verlohnt eine nähere Untersuchung, auf die ich zurückkommen werde. Das Stück von 1608 ist ein wesentlich anderes: *Tyr et Sidon, tragédie, ou les funestres amours de Belcar et Meliane* etc., in 5 Akten, mit Chören und erheblich weniger Personen. Die Umwandlung dieser antikisierenden Tragödie von 1608 in eine Tragikomödie von 1628 ist eine sehr interessante Illustration zur Theatergeschichte der Zeit Hardys, welche die Renaissancetragödie ins romantische Schauspiel überführt. Die *Société des Textes français modernes* könnte das König Jakob I. von England gewidmete Bändchen von 1608 mit Nutzen neu drucken.

[3] Nach seiner eigenen Angabe (Otto, l. c. p. 9) bewog ihn das Zureden des Grafen Carmail und des Kardinals Valette *de composer une pastorale avec toutes les rigueurs que les Italiens ont accoûtumé de pratiquer en cet agréable genre d'écrire.*

[4] Der Ausdruck *scène ambulatoire* für die bunte Hardysche Inszenierung stammt von Sarasin, Vorrede zu Scudérys *Amour tyrannique.*

[5] In der Vorrede zu seiner Pastorale *Amaranthe* billigt Gombaud im nämlichen Jahre (1631) die Beschränkung der Zeitdauer auf zwölf Stunden, *du matin au soir ou du soir au matin.* Die Landschaftseinheit werde sich auf eine Insel oder eine Provinz beschränken.

Die in den Salons mit Beifall überschüttete *Silvanire* wurde im Hôtel de Bourgogne (1630) ohne Beifall gespielt. Die Zeitregel, sagt nachher Mairet selbst, *est de très difficile observation à cause de la stérilité des beaux effets qui rarement se peuvent rencontrer dans un si petit espace de temps.*[1] *C'est la raison de l'Hôtel de Bourgogne que mettent en avant quelques-uns de nos poètes qui ne s'y veulent pas assujettir.* Und Rayssiguier bemerkt 1632 (Otto, l. c. p. CXIII): *La plus grande part de ceux qui portent le teston à l'Hôtel de Bourgogne veulent que l'on contente leurs yeux par la diversité et changement de la face du théâtre et que le grand nombre des accidents et aventures extraordinaires leur ôtent la connaissance du sujet: ainsi ceux qui veulent faire le profit et l'avantage des messieurs qui recitent leurs vers sont obligés d'écrire sans observer aucune règle.*

Die Schauspieler und die für sie schreibenden Dichter lehnen also die Fessel der neuen Zeitregel ab. So wurde der Streit um die Regel zu einem Kampf zwischen Salonästhetikern und Bühne, zwischen den '*doctes*' und den '*ignorants*', zwischen Theorie und Praxis.

Zu Mairets italienischer Theorie bekannte sich Gombaud. Auf seiten dieser Salonkritik steht natürlich auch Richelieu, der eben damals daran ging, sich ein Salontheater zu erbauen. Auch Chapelain, der schon in der Vorrede zum *Adone* zu erkennen gegeben hatte, daſs ihm der *jour naturel* für das Drama als eine Forderung der *vraissemblance* erscheine. Als der verwunderte Godeau ihn 1630 nach der neuen Regelerfindung frägt, gibt er die schon oben zitierte briefliche Antwort (cf. oben S. 5 und 7), die, wie gesagt, in keiner Weise verrät, daſs er sich mit dem nun schon zwei Jahre dauernden Regelstreit näher beschäftigt habe. Jetzt erwähnt auch Chapelain, daſs die Beobachtung der Zeitregel naturgemäſs eine Vereinfachung des Handlungsortes zur Folge haben werde. Er spricht durchaus noch nicht von einer *unité de lieu*, sondern er drückt sich allgemeiner, ganz im Sinne der Landschaftseinheit aus, wie damals auch die anderen taten.[2]

Daſs der theaterfreundliche Richelieu erst durch Chapelain, der kaum vor 1634 zu ihm in Beziehungen trat, von einem dramaturgischen Streit unterrichtet worden sei, welcher seit 1628 Theater und Salons erfüllte, hält vor streng chronologischer Betrachtung nicht stand.

Die Rücksicht auf den Bühnenerfolg bestimmt Mairet, in seinem nächsten Stücke wieder von den alten Freiheiten Gebrauch zu machen (1632: *Les galanteries du duc d'Ossone*). Die *tragicomédie Virginie* (1633) aber mit ihrer komplizierten Szenerie unterwirft er von neuem der Zeitregel.

Inzwischen griffen andere auf die Tragödien Senecas zurück und bearbeiteten, unbekümmert um diese Zeitregel, seinen *Thyestes* oder seinen 'sterbenden Herkules' (Rotrou 1634).

Von dieser Seneca-Renaissance angeregt, schrieb auch Mairet eine Tragödie, *Sophonisbe*, und lieſs sie (Dezember 1634) im Maraistheater aufführen, das der Salonkritik mehr entgegenkam. Die Handlung verläuft

---

[1] Die antiken Tragödien und Komödien erscheinen ihm denn auch handlungsarm und *en quelque façon ennuyeuses* (Otto, l. c. p. 19).

[2] Im Februar 1635 sendet Chapelain an Boisrobert die Abschrift einer kleinen dramaturgischen Arbeit (*la copie de ces règles de la comédie*). Es ist damit wohl eine Skizze gemeint, wie sie bei Arnauld p. 347 sich abgedruckt findet. Es ist leicht möglich, daſs diese kompendiöse Zusammenfassung für die seit 1634 bestehende Genossenschaft der *cinq auteurs* bestimmt war. Hier braucht Chapelain zum ersten Male den Ausdruck *unité du lieu*, aber der Zusammenhang zeigt deutlich, daſs er immer noch die Provinz- oder Landschaftseinheit meint und nicht die *unité de lieu* im späteren strengen Sinne.

innerhalb 24 Stunden. Die Bühne zeigt das Innere eines Königspalastes mit dessen Umgebung; mitten im fünften Akt wird durch Entfernung eines Vorhanges ein weiterer Raum geöffnet, in dem die tote Königin liegt. So zeigt die rhetorische *Sophonisbe* wirklich Einheit des Ortes.

Diese *Sophonisbe* schwellte den Strom der Tragödiendichtung, der seit anderthalb Jahrzehnten versiegt war. Fast jeder Dichter schrieb 1635|36 sein regelrechtes Trauerspiel: La Calprenède einen *Mithridates*, Corneille eine *Medea*, Desmarets eine *Aspasia*, Tristan eine *Mariamne*, Benserade eine *Cleopatra*. Sogar Scudéry 'genügte den Gelehrten' durch einen *Cæsar*, um dann durch die Buntheit einer *Dido* (1637) wieder 'das Volk zu befriedigen'. Mairet selbst, der Führer der ganzen Bewegung, gab noch einen *Marcus Antonius* und einen *Soliman*. Rotrou hielt sich fern.

Alle diese 'regelrechten' Tragödien zeigen noch kombinierte Inszenierung. Das Beste unter ihnen, Tristans *Mariamne*, bedarf fünf verschiedener, aber benachbarter Örtlichkeiten (*compartiments*): Thronsaal, zwei Gemächer, Gefängnis und offene Halle.[1]

So ist mit dem Jahre 1635 der Sieg der 24-Stunden-Regel gesichert. In der Vorrede zu *Panthée* (Anfang 1639) erklärt denn auch Durval, daſs die '*réguliers*' nun seit reichlich drei Jahren die Bühne beherrschen.

Es erscheint als ganz natürlich, daſs — wie schon das Beispiel von Mairets *Sophonisbe* zeigt — auch der Handlungsort des zeitlich vereinfachten Dramas sich immer mehr vereinfacht, und daſs die Theoretiker hier nachzuhelfen sich bestreben, um die Landschafts- und Ortschaftseinheit der kombinierten Szene[2] zur strengeren unkombinierten Ortseinheit zu führen. Noch 1635 kennt auch Chapelain nur diese Landschaftseinheit (vgl. S. 9 Anm. 2). Aber schon im Sommer 1636 zeigt Durvals *Argument* zu *Agarite*, daſs die Kritik angefangen hat, die Einheit des Ortes zu fordern, und bekanntlich verlangt dann im Dezember 1657 die junge Akademie in ihren *Sentiments sur le Cid* diese strenge Ortseinheit als Konsequenz der Tageseinheit.

Aber diese Forderung blieb zunächst wesentlich Theorie. Im Jahre 1639 tadelt Sarasin, daſs die Dichter noch einige Reste der alten Hardyschen Inszenierung bewahrt hätten: *leur scène est bien en une seul eville mais non pas en un seul lieu* (Otto, l. c. p. CXVI).

La Mesnardière stellt in seiner *Poëtique* den Stand der 'göttlichen' Regeln für 1640 dar. Auch er bezeugt noch die Ortschaftseinheit mit kombinierter Inszenierung. Der Abbé d'Aubignac aber fordert 1657 in seiner *Pratique du théâtre* die strenge Orteinheit, die nun, wie er sagt, auch herrschend zu werden beginne, nachdem die Zeiteinheit seit zwanzig Jahren zur Regel geworden. Und der Erste, der schlieſslich dazu kommt, die *unité de lieu* im allerstrengsten Sinne als 'Zimmereinheit' zu formulieren, ist Corneille, der 1661 einen Ausweg aus seinen Inszenierungsnöten in der Fiktion jenes Vestibüls, wo alle Personen in gleicher Weise zu Hause sind, findet (*Œuvres*, ed. Marty-Laveaux I, 121).

Ich bitte meinen Freund Bovet um Entschuldigung dafür, daſs ich alle diese Dinge hier aufzähle, die er ebensogut kennt wie ich. Doch, wollte ich seinen scharfsinnigen Ausführungen mit Aussicht auf Erfolg widersprechen, so war es unerläſslich, das Wesentliche aus den zeit-

---

[1] Mit dieser Inszenierung wurde *Mariamne* im Februar 1897 im Odéon aufgeführt.

[2] Zur kombinierten Szene gesellte sich bereits auch der Szenenwechsel mit Hilfe von Vorhängen und Kulissen (vgl. *Archiv* CVII, 443 f.), den besonders Scudéry braucht. Eine nützliche Zusammenstellung seiner schwankenden Ortsbehandlung gibt A. Batereau, *G. de Scudéry als Dramatiker*, Leipzig, 1902, S. 170 ff.

genössischen Zeugnissen hier zusammenzufügen. Denn nicht die isolierende Betrachtungsweise, sondern bloſs solche Zusammenfügung setzt die Entwickelungsvorgänge in deutliches Licht. Das Detail gewinnt erst hier seine Kraft: *l'union fait la force* gilt auch davon.

In der Literaturgeschichte — wie in der Geschichte überhaupt — werden entscheidende Bewegungen gern auf bewuſstes Eingreifen bestimmter Persönlichkeiten zurückgeführt und so eine anekdotische Erklärung bedeutsamer geschichtlicher Vorgänge geschaffen. Der Mensch neigt dazu, alles Denkwürdige auf einen bestimmten Namen abgestempelt zu sehen. Dieser Neigung zur Legendenbildung sind auch die sogenannten 'drei Einheiten' zum Opfer gefallen, und zwei Gewährsmänner des achtzehnten Jahrhunderts, die *Segraisiana* und D'Olivet, erklären denn die 'Einführung der drei Einheiten' als die Tat Chapelains.[1]

Kein Zeitgenosse weiſs etwas davon, und was uns die Zeugnisse der Zeitgenossen — Chapelain inbegriffen — über dramaturgische Dinge der Jahre 1628—1636 lehren, das widerspricht direkt jener nachträglichen Überlieferung.

Es handelt sich nicht um die Einführung der 'drei Einheiten'. Die *unité d'action* ist jederzeit eine unbestrittene Forderung gewesen. Es handelt sich zunächst auch nicht um die *unité de lieu;* diese tritt erst im Laufe der Jahre im Gefolge der Zeiteinheit auf, braucht Jahre, um formuliert zu werden, und Jahrzehnte, um durchzudringen.[2] Es handelt sich nur um die *règle des 24 heures.* Diese wird durch das Beispiel der italienischen Pastoralen um 1628 in die Salons der Pariser *Société polie* getragen, und der Einfluſs dieser mächtigen Kreise bewegt den Pastoralendichter Mairet 1629, trotz des Widerspruches der Praktiker seine *Silvanire* der Forderung der Salonkritik zu unterwerfen.

Die Zeitregel kommt mit der Pastorale aus Italien.

Das Tragödienjahr 1635, im Gefolge von Mairets *Sophonisbe,* besiegelt dann ihren Triumph.

Unter den Namen der literarischen Persönlichkeiten, die in diesem siebenjährigen Kriege hervortreten, fehlt der Chapelains. —

E. Brugger, der seit Jahren mit tief eindringender Arbeit das Gebiet der bretonischen Sagen und ihrer französischen Überlieferung durchforscht, bringt einen 'Beitrag zur Arthurischen Namenforschung' und handelt über *Alain de Gomeret.*

---

[1] Zweifellos wird bei dieser Legende Chapelain überhaupt eine persönliche Bedeutung zugeschrieben, die der junge Mann gegen 1630 noch gar nicht hatte. In der Erinnerung der Nachwelt lebte eben der spätere Nephelegeretes Chapelain weiter, der dann besonders unter Mazarin das literarische Wetter machte, bis das Boileau-Gewitter ihn wegfegte.

[2] Die Geschichte der *unité de lieu* ist ein Kapitel für sich. Es ist immer noch nicht geschrieben trotz aller Abhandlungen zur Geschichte der drei Einheiten. Wer sie schreiben will, muſs besonders auf zwei Dinge achten. Erstens muſs er in der Darstellung der Theoretiker wohl scheiden zwischen der älteren Forderung einer bloſsen Vereinfachung der Handlungsörtlichkeiten (cf. Madius, 1550; Scaliger, 1561; Mairet, 1631, Landschaftseinheit) und der späteren Forderung einer eigentlichen Ortseinheit (Castelvetro, 1570; Jean de la Taille, 1572; Carlos Boyl, 1616: *dentro una casa;* Académie française, 1637). Zweitens muſs er die zeitgenössische Bühnenpraxis der *mise en scène* (kombinierte Inszenierung und Kulissenwechsel) genau verfolgen. Was eben die Ortseinheit von den beiden anderen Einheiten trennt, das ist, daſs sie einen tiefen Eingriff in die überlieferte Bühnenpraxis bedeutet. Dieser Umstand hielt ihren Triumph hintan.

Alain de Gomeret klingt auch dem, der im *Cycle breton* einigermaßen belesen ist, fremd. Und wirklich findet sich der Name in dieser Form nirgends in der Arthur-Epik. Brugger aber hat seine Spur doch überall gefunden — als Namen von Percevals Vater.

De Gomeret begegnet als bretonische Heimatsbezeichnung bei mehreren Namen:

Ban de Gomeret (z. B. im *Erec* und *Perceval* Chrétiens; im *Beau Déconnu*); *Elinan, Elian de Gomeret* (in den *Proph. de Merlin*); *Marin le jaloux de Gomeret, Gomoret, Gomaret* (im *Perlesvaus*).

Es findet sich ein *Alain* (*le gros*) als Vater Percevals in den meisten französischen Perceval-Romanen.

Als Personenname erscheint *Gomeret* (*Gaumeret*) mit dem bretonischen Attribut *mor* (= der Große) im *Atre périlleux* und, wenn Brugger gegen Hertz und Heinzel recht hat, bei Wolfram. Wolfram nennt den Vater Percevals *Gahmuret* (von Anjou). Dieser *Gahmuret*, mit dessen Geschichte Wolfram die beiden ersten Bücher seines *Parzival* füllt, würde einem *Gomeret, Gaumeret* des verlorenen Guiotschen *Perceval* entsprechen, und in diesem hätte der Verfasser des *Atre périlleux* den Namen gefunden.

In die Vielheit dieser Namen bringt Bruggers Scharfsinn Einheit: ihr gemeinsamer Ursprung ist in *Alain de Gomeret* zu suchen.

Gomeret ist die auf graphischem Mißverständnis beruhende Namensform, mit der die französischen Romane die altbretonische Landschaft *Guenet* (= franz. *Vannes*) bezeichnen (der Name kann dann wohl auch die Bretagne überhaupt bedeuten).

Alain mor [*de Gomeret*] hieß ein historischer Graf von Vannes († 908), der schließlich Herrscher über die ganze Bretagne geworden war. Die Überlieferung der Lais und Romane hätte also den Namen dieses *Alain mor* [*de Gomeret*] merkwürdig getrennt in: einerseits *Alain*, dessen Beiname *mor* dem Attribut *le gros* wich, das von einem späteren bretonischen Grafen Conain le gros († 1148), dem Sohne Alain Fergants, herkäme (cf. den *Lai Tidorel*); anderseits *Gomeret*, was mißverständlich zum Personennamen gemacht wurde.

Da diese Überlieferung im Französischen wesentlich schriftlich war, so waren die fremden Eigennamen argen Verstümmelungen und Verwechselungen ausgesetzt, und damit ist denn auch bei dieser Namenforschung der Hypothese ein weites Feld eröffnet. Falsche Schreibung oder Lesung, Kleckse, welche einen Teil des Wortes entstellen, Vertauschung von Buchstaben und Buchstabengruppen, Abfall ganzer Silben sind mehr oder weniger authentische Vorgänge, die zwischen scheinbar unverwandten Namensformen willkommene Brücken zu schlagen gestatten. Dem Linguisten schwindelt bei diesen Kombinationen — doch hat er hier wenig mitzureden, da es sich nicht um lautliche, sondern um graphische Vorgänge handelt. Man wird Brugger, der sich auf diesem glatten Boden mit großer Sicherheit, aber auch mit großer Vorsicht bewegt — wie oft sagt er 'vielleicht', 'wohl', 'es dürfte' —, bei seinen einzelnen Schritten meist gern folgen und doch am Ziele auf die durchlaufene Bahn mit einem Gefühl der Unsicherheit zurückblicken. Aber lehrreich ist der Weg, und Dank schulden wir dem, der ihn so scharfsinnig gewiesen hat.

So verfolgt Brugger die *Histoire poétique* des *Alain mor* [*de Gomeret*] des 9. Jahrhunderts durch das Wirrsal der bretonisch-französischen Überlieferungen und ihrer fremden (griechischen) Einschläge. Von ihr aus fallen fesselnde Streiflichter auf Entstehung und Charakter des französischen *Cycle breton*. Z. B. auf die Stammsage der Bretonenfürsten (*Lai Tidorel*)[1] und des Hauses Bouillon (Schwanrittersage) und ihre Verknüpfung

[1] In der Deutung des Details dieses merkwürdigen Lai vermag ich freilich Br. nicht überall zu folgen.

mit dem *Perceval*-Roman, auf den griechischen Ursprung des verlorenen *Sagremor*-Romans etc. Das Vorkommen von Mohrenland und Sarazenen in den späteren Arthur-Romanen wird besprochen; es werden Spuren der Überlieferung von den Kämpfen der Bretonen gegen Goten und Franken signalisiert; das Verhältnis von *Perceval* und *Lancelot* (gemeinsame Quelle) wird gestreift — Brugger verweist hier, wie nicht selten, auf Untersuchungen, mit denen er noch nicht ans Licht getreten ist, und deren Veröffentlichung man mit Spannung entgegensieht. Das gilt besonders auch für seine Bemerkungen zur Kiot-Frage. Brugger, der uns längst eine Ausgabe der Werke Guiots von Provins versprochen hat, wird in dieser Ausgabe seinerseits den Nachweis versuchen, daſs Guiot in angevinischem Interesse einen angevinischen *Perceval* mit Beigabe sekundärer kymrischer Züge geschrieben, der Wolfram als Muster gedient. Dieser angevinische Tendenzroman sei dann mit dem Sinken der Macht des Hauses Anjou der Vergessenheit anheimgefallen und der Nachwelt verloren gegangen. Diese Auffassung zu besprechen wird erst dann an der Zeit sein, wenn Brugger ihre ausführliche Begründung gegeben haben wird.

Sein ganzer Aufsatz ist ein neuer Beitrag zur Lehre von der bretonischen Herkunft der französischen Arthur-Epik. In der einst so leidenschaftlich geführten Diskussion dieser Frage ist man jetzt ruhiger geworden, und Brugger selbst hat seinen Ton zum Nutzen der Sache gemäſsigt. Ich gehöre zu denen, die der von ihm vertretenen Auffassung im wesentlichen recht geben, ohne einen frühen kräftigen britisch-anglonormannischen Einschlag in dem bunten Gewebe der französischen Arthur-Epik zu leugnen. —

Das Patois von Crémines[1] betitelte sich eine Inauguraldissertation von 1896, die im Druck indessen nur die Darstellung des Vokalismus bot. Ihr Verfasser, W. Degen, trägt hier aus seinem Material Die Konjugation im Patois von Crémines nach. Leider verschwindet dabei ein Teil der Lautlehre, die Darstellung des Konsonantismus, in der Versenkung, und der Leser steht nun manchem Problem der Verbalformen zu wenig ausgerüstet gegenüber. Hoffentlich schenkt uns Degen nachträglich auch diese Konsonantenlehre noch.

Das Verbum von Crémines ist reich an Problemen, gemeinwestschweizerischen und eigenen.[2] Die Mundart ist am Absterben und zeigt in der Konjugation Erscheinungen, die man als Zeichen des Verfalls, d. h. des schwindenden Sprachgefühls ansprechen möchte.

Das lautliche Zusammenfallen von Infinitiv und Part. perf. in den Verben auf *-are* und *-ire* (auch anderer Verba, wie z. B. *tšwö* = *cadēre* und **cadectu*) führt dazu, daſs *oyü* und *mərü* als Infinitive in Gebrauch gekommen sind.[3] Wie das Partizip den Infinitiv erneuert, zeigen auch

---

[1] Crémines liegt im Jura an der Sprachgrenze, die dort zugleich bernisch-solothurnische Kantonsgrenze ist.

[2] Daſs *habutum* dem Verb *ętr* sein Part. perf. liefert: *i sö äyü* (= *j'ai été*), darf freilich nicht als eine Crémines eigentümliche Erscheinung angesprochen werden (§ 30). Sie ist nicht nur gemeinwestschweizerisch (cf. S. 192, 293), sondern weit über romanisches Gebiet verbreitet, und seit Gauchat 1900 in der Festschrift für E. Monaci über sie gehandelt hat, ist sie auch von Salvioni (*Arch. glottol.* XVI, 208) besprochen worden. Einen Hinweis bringt auch dies *Archiv* CIX, 197 n.

[3] Wie auf der Basis des *r*-losen Infinitivs eine Verwechselung mit dem Part. perf. eintreten kann, zeigt das surselvische *i* (gehen; mit der Nebenform *ira* aus *ire* + *ad*, wie Gartner, *Rätorom. Grammatik*, p. 186, richtig erklärt). Das Part. perf. von *i* heiſst im Sing. *ius*, im Plur. *i*. *Els ein i* (sie sind gegangen) wird nun zu *els ein ira*, was trotz Ascolis Bedenken (*Arch. glott.* VII, 511) nicht als Präsens,

die Verba, die das *r* des Infinitivs noch erhalten haben. So ist *rötre* < *rumpere* nicht schwer zu deuten (§ 9), sondern aus dem Part. **rumpitu* entstanden wie trentinisches *rotter* aus *ruptu*. *Rontre* fand Nigra in Val Soana (*Arch. glott.* III, 38, wo er auch auf die weitere Verbreitung der Form hinweist), und seither hat sie Salvioni auch im Pavesischen nachgewiesen (ib. XV, 36 f.). So sind denn auch gewiſs die merkwürdigen Infinitive *äpü'r* (*appuyer*), *däü'r* (*jouer*) etc. Neubildungen auf Grund der Part. *äpü'* etc.

Daſs die endungsbetonten (Plural-)Formen des Konjunktiv praes. teilweise mit den Imperfektformen zusammenfallen, ist ja gemeinfranzösisch (*-ions*, *-iez*). Eine Reihe westschweizerischer und ostfranzösischer Mundarten haben diese Betonung auch auf die 3. Pers. Plur. ausgedehnt, so daſs der ganze Plural von Imperf. und Konj. praes. zusammenfällt. Viele Mundarten des franko-provenzalischen Gebietes haben bekanntlich auch im Singular des Konj. praes. endungsbetonte Formen entwickelt und damit diesen Konj. lautlich dem Imperf. noch mehr genähert. Aber bis jetzt ist nur in Crémines der völlige Zusammenfall der Endungen von Konj. praes. und Imperf. indic. beobachtet worden. Man wird durchaus geneigt sein, diesen Zusammenfall lautlich — und nicht analogisch — zu erklären, doch fehlt für eine fruchtbare Diskussion noch die phonetische Grundlage.[1]

Degens Darstellung ist sehr knapp; ein reiches morphologisches Material ist auf wenigen Seiten zusammengedrängt und übersichtlich geordnet. Die Probleme treten scharf hervor; doch hat der Verfasser mit Recht auf billige Gelegenheitserklärungen verzichtet und auf die groſsen Zusammenhänge hingewiesen.[2] —

Aus seinem umfangreichen Werke über *Dante in Francia* gibt A. Farinelli hier einen weiteren Vorläufer: das Kapitel Dante nell'opere di Christine de Pisan.

Fast zu gleicher Zeit zogen von Italien nach Westen und nach Norden die beiden ersten literarischen Verkündiger Dantes aus: der Genuese Francisco Imperial nach Spanien und die Venezianerin Christine nach Frankreich. Wie Imperial sich auf der Spur Dantes abmüht, zeigt Farinelli in seiner Arbeit *Dante in Ispagna nell' Età Media* (vgl. *Archiv* CXV, 270). Christine ist eine ungleich bedeutendere Persönlichkeit als jener Genuese. Streben, Gesinnung und Wissensdurst brachten Dante ihrem Denken und Empfinden inhaltlich nahe. Augenscheinlich erbaute sie sich an ihm, wenn sie auch aus seiner Gedankenwelt wenig direkt sich zu eigen zu machen vermochte. Die Macht des Poeten mag sie gefühlt haben, aber künstlerisch bleibt Dante auch ihr nicht nur unerreichbar — der Künstler bleibt auch ihrem Schaffen fremd. Christine hat keine Gestaltungskraft, und eine persönliche Note ist in ihren Werken eigentlich nur da erkennbar, wo sie von ihrem Unglück spricht oder ein Liebeslied singt.

---

sondern als historisches Perfekt aufzufassen ist, wie der Zusammenhang der Texte zeigt. Vergl. z. B. *Cheu ein ci ira* in den *Praulas surselvanas* in Böhmers *Rom. Studien* II, 133, 8.

[1] Warum sollte z. B. *rǟši* (*scier*) nicht *res(e)care* sein (§ 12)? Cf. jetzt Gilliéron et Mongin, '*Scier dans la Gaule romane du sud et de l'est*, Paris 1905. — Ist nicht *ābrü'r* (*avaler*) = franz. *broyer* (§ 13)?

[2] Der Ausdruck: 'es wird ein *y* eingeschoben zum Zwecke, einen durch den Fall eines Konsonanten entstandenen Hiatus zu beseitigen' ist sehr anfechtbar. Solche Zwecke darf man dem Lautwandel nicht setzen. Die Sprache scheut keinen Hiatus; wohl aber entwickeln sich zwischen Vokalen leicht hörbare Übergangslaute. Vergl. dazu Gorras Abhandlung (*Studi di fil. rom.* VI, 465 ff.).

Es ist ihr Verdienst, zum ersten Male in französischer Sprache von *Dant de Florence*, dem *vaillant*, dem *sage poete* gesprochen zu haben. Sie stellt das Buch *qu'on appelle le Dant en langue florentine souverainement ditte*, als eine Quelle höherer Belehrung und edlerer Art dem verabscheuten Rosenroman gegenüber. Von der Überzeugung erfüllt, daſs wissenschaftliche Bildung die Blüte des Daseins ist, wählt sie das *lungo studio*, mit welchem Dante sich bei Vergil legitimiert (*Inferno* I, 83), zur Lebensaufgabe. Sie schreibt das Buch vom *Chemin de long étude* (1402), indem sie Dantes Wort

Vaglia mi il lungo studio e il grande amore
Che m'a fatto cercar lo tuo volume

zu ihrer Devise, zu ihrem Stoſsgebet macht:

Vaille moy long estude
Qui m'a fait cerchier tes volumes.

Am Anfang ihres endlosen allegorischen *Chemin* zeigt sie einige Dantesche Reminiszenzen (an den Limbo mit seinen Gelehrten und Dichtern, an das Paradiso terrestre) — auch in den zunächst folgenden Werken (*Mutacion de fortune*, *Visions*, *Livre de Prudence*) verweist sie noch auf Dante und entlehnt ihm dort eine Invektive, hier einen Hinweis auf *les palus d'enfer* oder den Spruch von der *vérité qui face a de mençonge* (*Inf.* XVI, 124). Dann aber entschwindet der Dichter ihrem Gesichtskreis; Italien und seine Sprache werden Christine fremder in der Not ihrer französischen Existenz. Seit 1407 scheint sie Dante nicht mehr zu nennen, und sichere Spuren der *Commedia* vermag auch das scharfe Auge Farinellis bei ihr nicht weiter zu finden.

So ist Dante in ihr nicht sehr lebendig geworden. Sie sieht aus engen Schranken zu ihm auf. Sie kennt von seinen Werken nur die *Commedia*. Diese ist für sie ein *opus doctrinale*. Der so persönlich geprägten Gedankenwelt dieser *Commedia* vermag die unermüdliche Kompilatorin eigentlich nur das Unpersönliche zu entnehmen, das, was sich schon in den Quellen Dantes, in der Bibel, bei Boethius etc., fand: Gemeinplätze der mittelalterlichen Wissenschaft.

Das zeigt uns Farinelli mit reichem Kommentar, und er gibt uns zugleich ein sympathisches Bild der strebenden Frau, die sich selbst treffend eine *ancilla scientiae* genannt hat. Er schöpft dabei auch aus ihren ungedruckten Werken. Wieder erfüllt der Umfang seiner Belesenheit und die Fülle seines Gedächtnisses mit Bewunderung, und zum Gefühle der Sicherheit, mit dem der Leser sich diesem Führer überläſst, gesellt sich die Freude an der kunstvollen Darstellung, die das Wort Dantes mit der Rede Christinens in den fesselnden Text verwebt. —

A. Fluri erzählt nach den Akten des bernischen Staatsarchivs 'Die Anfänge des Französischunterrichts in Bern', die in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückgehen. Es sind sehr bescheidene Anfänge. Sie bezeugen ebensowohl die Ängstlichkeit des Rats in Sachen der Niederlassung von Fremden als das alte Elend des Sprachmeistertums. Was den Rat bewegt, die Einrichtung französischen Unterrichts seit 1675 ernstlich in Erwägung zu ziehen, ist der Umstand, daſs es bereits damals in der Bürgerschaft Sitte geworden war, die Kinder zur Erlernung der Sprache ins 'Welschland' zu senden, wodurch 'ohngleüblich vil gelt auſs dem land und hingegen vil böse sachen eingebracht werden.' Aber das Jahrhundert ging zu Ende, ohne daſs die amtlichen Schreibereien zu einer Tat führten. Eine *Eglise française* war schon 1624 errichtet und eine *Ecole française* für die *Réfugiés*, die nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes in Bern Zuflucht gesucht hatten, 1689 gegründet worden. Aber für die Bernburger, die 'welsch' lernen wollten, geschah von Amts

wegen noch lange Jahrzehnte nichts, obwohl der Schulrat 1726 erklärt, dafs 'die frantzösische Sprach heüt zu Dag fast in der gantzen Welt üblich und zum Commercio höchst nöhtig ist.' Erst 1769 wurde ein — unglücklicher — Versuch gemacht, Französisch in den Unterricht der Lateinschule aufzunehmen, und erst zehn Jahre später erscheint diese Sprache nun endgültig im Stundenplan einer städtischen Lehranstalt: der neugegründeten sogen. Kunstschule, wo sie 'anstatt der todten Sprachen, von denen man im gemeinen Leben selten einen Gebrauch zu machen weifs,' gelehrt wird.

Fluris interessante Mitteilungen zeigen aufs neue, dafs Bern von alters her bei allem französischen Firnis eine deutsche Stadt gewesen und geblieben ist. Die siegreichen Burgunderkriege, die Reformation, die Eroberung der Waadt hatten ohnedies seit Ende des 15. Jahrhunderts das deutsche Empfinden gestärkt: Französisch war die Sprache der besiegten Savoyer und Burgunder und der unterworfenen Waadtländer. Der Rat der Stadt Bern hielt jederzeit am Deutschen als seiner Amtssprache fest. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts weigerte er sich sogar, Mitteilungen fremder Gesandten in französischer Sprache entgegenzunehmen. Die Verhältnisse zwangen ihn hier natürlich bald zu Konzessionen. Die stete Berührung mit welschen Untertanen machte den regierenden Familien das Französische vertraut: französische Rede wurde gleichsam zum Zeichen der Regimentsfähigkeit, und mit dem 18. Jahrhundert kam die Zeit, da das vornehme Bern verwelscht war wie — das vornehme Berlin. Doch blieb Deutsch die Amtssprache, und der Bürger fuhr fort, sein bifschen Französisch mühsam durch Privatunterricht oder ein bifschen Schule und etwas 'Welschland' zu lernen — wie heute.

Zum erstenmal wird die Frage der Einheitlichkeit des Lautstandes einer Mundart zum Gegenstand systematischen Studiums gemacht von L. Gauchat: L'unité phonétique dans le patois d'une commune. Der reiche Inhalt dieser Arbeit über den Dialekt der freiburgischen Gemeinde Charmey[1] (Gruyère) mufs ebensowohl den Mundartenforscher wie den Sprachphilosophen fesseln; der Beobachter sprachlichen Kleinlebens findet in ihr den Mikrokosmus des Details, und wer weite Ausblicke liebt, vor dem rollt Gauchat die grofsen Fragen des Lebens aller Sprechtätigkeit auf.

Die Erfahrung einer langjährigen und unermüdlichen Patoisforschung diktierte ihm die ersten Seiten; sie bilden ein Vademekum für den Linguisten, mag er selbst Dialektaufnahmen machen oder die Aufnahmen anderer benutzen. Sie orientieren mit Hilfe präziser Angaben über die Kautelen, die zu beachten sind, über das Mafs des Zweifels, das berechtigt, über das Mafs des Vertrauens, das unanfechtbar ist.

Gauchat hat seit 1898 wiederholte umfangreiche Untersuchungen in Charmey vorgenommen, und seine Aufnahmen erstrecken sich über die ganze, weit ausgedehnte Gemeinde sowie über die Nachbarschaft, über alle Alter und Berufe. Er erhaschte noch einige Laute von einer fast hundertjährigen Greisin: *la bonne vieille venait de mettre de côté pour toujours son rouet, et, lisant la Bible auprès du cercueil qu'elle avait fait faire d'avance, elle n'était déjà plus de ce monde.* — Seine sukzessiven Aufnahmen von etwa fünfzig Individualsprachen kontrollieren sich gegenseitig. Sie sind ohne Hilfe eines Apparats von einem ungewöhnlich scharfen und geübten Ohre gemacht.

---

[1] Charmey liegt, 900 Meter hoch, in der östlichen Gruyère, hart an der deutschen Sprach- und Kantonsgrenze. Es ist ein grofses Dorf (1250 Einwohner). Fast identisch ist die Mundart des benachbarten, eine kleine Stunde entfernten Cerniat.

Gauchats Untersuchung gilt, wie der Titel zeigt, vor allem den Schwankungen, die der Lautstand der Mundart von einem Individuum zum anderen zeigt; seine Arbeit ist ein aus dem lebendigen Leben geschöpfter Beitrag zur Kenntnis der Natur des Lautwandels.

Er beginnt mit einigen orientierenden Ausführungen über den — verschwindenden — Einfluſs anderer Mundarten, über den Einfluſs des Hochfranzösischen[1] (der nicht phonetisch ist und sich besonders im Wort- und Phrasenschatz äuſsert). Dann kommt er (S. 191) zu der Sprachbewegung, die innerhalb des Patois selbst entsteht (*mouvement spontané*). Der Bewegung der Formen und des Wortschatzes[2] widmet er nur wenige Worte,

[1] Die alte mundartliche Konstruktion (S. 190 cf. p. 291) *i vā lu vwęri* (= *ils vont leur guérir*) zeigt mit ihrem *lu* als betontem Obliquus des Plurals (franz. *eux*) syntaktische Zugehörigkeit zum Provenzalischen.

[2] Für die Bewegung im Wortschatz sorgt das Leben. Die neuen Dinge und die neuen Beziehungen, die sein Fluſs auch ins abgelegene Alptal wirft, modifizieren den Wortschatz. Neben dem Neuen stirbt Altes ab: Wörter, die einst häufig waren, weil die von ihnen bezeichneten Dinge und Beziehungen alltäglich waren, treten mit diesen zurück und verschwinden. Diese Bewegung des Wortschatzes zieht auch den Lautstand in Mitleidenschaft, insofern durch das Zu- und Abkommen von Wörtern und Phrasen (d. h. Lautreihen) in der relativen Häufigkeit der Laute und Lautverbindungen, d. h. in der ganzen Ökonomie des Lautgebäudes der Mundart, kleine Verschiebungen erfolgen — kleine mikroskopische Verschiebungen. Aber Lautwandel entwickelt sich bekanntlich aus unscheinbarsten Anfängen. Hinter dem makroskopischen Lautwandel, den wir hören, liegt ein mikroskopischer, der jenen vorbereitet und dessen Bewegung wir nicht vernehmen.

Ich sehe in der steten Veränderung des Wortschatzes, für welche das Leben sorgt, eine Quelle des Lautwandels, d. h. der unserem Ohr und unseren Apparaten erkennbaren Veränderung des Lautstandes einer Sprache. Vergessen wir nicht, daſs die Sprachlaute auſserordentlich komplizierte Gebilde sind (auch die, die wir nach ihrem akustischen Eindruck als einheitlich bezeichnen, cf. S. 219 f.), und daſs diese Gebilde Schwankungen und Veränderungen ausgesetzt sind, die zu messen Ohr und Apparat nicht ausreichen. Aus diesen feinen und feinsten Schwankungen und Veränderungen, die jenseit unserer Beobachtung liegen, quillt der sogenannte Lautwandel, d. h. der phonetische Wandel, der sinnfällig genug ist, daſs wir ihn zu registrieren vermögen. Eine spätere Zeit wird ohne Zweifel Instrumente konstruieren, mit denen wir diesen Lautwandel noch weit hinter die Grenzen seiner heutigen Sinnfälligkeit zurück verfolgen können; auch hier wird sich die unendlich groſse Welt des unendlich Kleinen vor uns öffnen. Diese spätere Zeit wird mitleidig auf unsere heutigen Registrierapparate herabsehen; sie wird mit ihren 'Lautfernröhren' und 'Lautmikroskopen' ein Leben und Weben der Laute erkennen, das wir heute nur ahnen können — bis ans Ende wird freilich auch sie nicht sehen.

Also: das Aufkommen neuer Wörter, das Häufigwerden bisher seltener, das Seltenwerden und der Schwund bisher gebräuchlicher Wörter unterhält in der Ökonomie des Lautgebäudes einer Mundart eine stete mikroskopische Bewegung, die sich summieren und zum Ausgangspunkt makroskopischen Lautwandels werden kann. Denn es ist augenscheinlich — und ich weiſs mich hier mit Freund Gauchat völlig einig —, daſs der Umstand, ob ein Laut resp. eine Lautreihe häufig (überhäufig) oder selten ist, für die lautliche Entwickelung einer Mundart von fundamentaler Bedeutung ist: eine überhäufige Lautung kann sich, sozusagen durch das Gewicht ihrer Frequenz, ausbreiten (lautliche Analogie). Ein namhafter Wortzutritt oder Wortschwund kann aber eben Überhäufigkeit einer Lautung schaffen resp. hemmen helfen.

So ist das Leben (d. h. unsere Kultur) eine Quelle des sogenannten Lautwandels — und zwar eine nie versiegende Quelle, ein wahres perpetuum mobile.

um rasch zu seinem eigentlichen Gegenstand, der Bewegung der Laute, den phonetischen Variationen, zu kommen, die er in zwei grofsen Abschnitten behandelt:

A. *Variété phonétique provenant du rhythme de la phrase.*

B. *Variété phonétique suivant l'âge.*[1]

Eine Fülle linguistischer Belehrung tritt uns da entgegen. Gauchats Blick schweift von den *sons charmeysans* zu den Lauten der anderen *patois romands.* Wir erfahren, dafs nicht alle dieser Patois in ihrem Lautstand beweglich sind, und dafs auch innerhalb eines Patois *tous les sons ne marchent pas en même temps.* Die neuenburger Mundarten z. B. zeigen keine makroskopische Lautbewegung; in Charmey sind es hauptsächlich die Vokale, die in Bewegung begriffen sind (sich diphthongieren resp. monophthongieren):

A. vortoniges { *ęy*[2] bewegt sich über *ęy* zu *i* (*mey d'u* > *mi d'u* = *mois d'août*).
ow bewegt sich über *uw* zu *u* (*i pχow på* > *i pχu på* = *il ne pleut pas*).

B. betontes { *a°* bewegt sich nach *ā* (*la°* > *lā* = *loup*).
ę̄ bewegt sich nach *ęʸ* (*tę̄* > *tęʸ* = *toit*).
å bewegt sich nach *ao* (*fåve* > *faove* = *fèves*).

Zu A. Diese *voyelles mobiles ey* > *i* und *ou* > *u* sind also nur vortonig, d. h. sie finden sich nur im Innern des Sprechtaktes und auch hier nur in geläufigen Wortverbindungen (*formes liées* sagt Gauchat). *ey* > *i* sind die beweglichen Pendants zu betontem *ę* (*mę* = *mois, krę* = *croix, vę* = *voit*); *ow* > *u* die beweglichen Pendants zu betontem *a* (*i pχa* = *il pleut, ka* = *cœur*). Dieses betonte *ę* und *a* bleibt auch im Innern des Sprechtaktes bestehen, wenn nicht eigentliche Proklise eintritt, also: *la croix blanche* = *la krę blätse*, aber *le mois d'oût* = *lə męy d'u* — *lə męy d'u* — *lə mi d'u.*[3] Welche von diesen vortonigen Formen, die alle — samt Übergangsformen — der lebenden Mundart zur Verfügung stehen, im einzelnen Fall zur Verwendung kommt, hängt von verschiedenen Faktoren ab:

a) vom Akzent (Rhythmus),[4] z. B. v v́ begünstigt *i* (*mi d'u*); v̀ v v v́ begünstigt *ęy* (*męy de fevrę*);

b) vom Redetempo.

Doch ist von einer streng regelhaften Verwendung dieser *sons mobiles* nach Rhythmus und Redetempo nicht die Rede. Die Vielheit strebt zur Einheit: *i* und *u* werden herrschend, wenigstens bei den Jüngeren. Denn bei der Verteilung der Formen spricht

c) auch das Alter mit. Die älteren Leute sind vielfach bei *ęy, ow*

---

[1] Diese Einteilung ist nicht ganz scharf. Auch die von Akzent und Redetempo bedingten Lautschwankungen (A) erfolgen zum Teil *suivant l'âge*, vgl. unten.

[2] Ich kann nicht recht verstehen, warum G. die komplizierte Reihe *aver* — *aveir* — *avair* — *aveiʳ* — *avę* — *avey* ansetzt (S. 198). Weder der Umweg über *avair* scheint mir für Charmey wahrscheinlich, noch sehe ich ein, warum die vortonige Form *avęy* ihren Weg über das betonte *avę* genommen haben soll. Aus altem *aveiʳ* ist proklitisch *avey*, betont *avę* entstanden.

[3] Im benachbarten Bulle gibt es ein Wirtshaus *La Croix blanche* (S. 201). In Bulle ist infolgedessen der Nexus *croix blanche* so geläufig geworden, dafs *croix* in eigentliche Proklise trat und eine '*forme liée*' entstand; daher das Wirtshaus *la kri blätse* heifst.

[4] Es handelt sich um den vom expiratorischen Akzent geschaffenen Rhythmus. Gewifs kommt auch dem musikalischen Akzent (der Sprachmelodie) Einflufs im Lautwandel zu; doch bestehen über diese subtilen Dinge noch keine Untersuchungen.

geblieben, so dafs z. B. ihr *šowtå* (*sauter*) neben *šutå*, ihr *ręy rodzə* (*radis rouge*) neben *ri rodzə* noch besteht.

Aber auch die Alten sagen bereits regelmäfsig *du pã* (*du pain*), *dĭ fåve* (*des fèves*), *vuϑo* (*veux-tu*), *viϑo* (*vois-tu*) und nicht mehr *dow, dey, vow, vey*, d. h. der Lautwandel dieser überhäufigen Verbindungen ist auch in ihrer Rede weiter vorgeschritten. Nicht in einer Front marschieren die Wörter unter dem Befehl des Lautwandels, sondern die Bewegung hat ihre Vorposten und ihre Nachhut. Jene finden sich bei jung und alt, diese nur bei den Alten.

Die aus der Tiefe der Sprache aufsteigende Lauttendenz ergreift zuerst die überhäufigen Verbindungen.

Zu B. Die Mehrzahl der Tonvokale des Charmeysan ist nicht in Bewegung, aber die drei beweglichen *a*^{o} > *ā*, *ę̄* > *ę*^{y} und *å* > *ao* sind weitaus die häufigsten; am häufigsten ist *å* > *ao*, der den franz. Endungen *er, ez, é, ée* entspricht.

Auch im Wandel des betonten Vokalismus spielt die Häufigkeit des Vokals eine Rolle.

Die Bewegung *a*^{o} > *ā* ist heute abgeschlossen. Sie hat in Pausa und zwar im Wortauslaut begonnen: α) *õ lā*[1] (*un loup*); dann ist der Wortinlaut gefolgt: β) *āra* (*heure*); darauf ist auch das *a*^{o} des Satzinnern ergriffen worden: γ) *lə lā te prẽdrę* (*le loup te prendra*). Nur die erste Generation[2] braucht in β und γ noch *a*^{o} und auch sie nur mit Schwankungen: der nämliche Greis sagt *pa*^{o}*dzo* (*pollice*), aber *kādo* (*cubitu*).

Die Bewegung *ę̄* > *ę*^{y} scheint einen entstehenden Diphthong zu zeigen, doch bleibt hier manches im ungewissen.[3]

---

[1] *C'est l'accent qui en est cause*, fügt G. hinzu, ohne freilich zu verkennen, wie wenig damit erklärt ist. Der nämliche Finalis-Akzent, unter dem *a*^{o} zu *ā* monophthongiert wird, begleitet in *å* die Diphthongierung zu *ao*. Wenn aber der Akzent sowohl Monophthongierung als Diphthongierung mit sich bringt, so ist er offenbar nicht die eigentliche Ursache, sondern er schafft nur die Gelegenheit, bei welcher tiefer liegende Ursachen wirksam werden.

So sucht der eine Sprachforscher den Ursprung gewisser Diphthongierungen im Affekt (Schneegans); der andere läfst sie in 'den Lento-Formen' entstehen (Herzog). Beide haben darin recht, dafs sie für einzelne Sprachgebiete konstatieren, dafs dort das rasche affektische Sprechen und hier das langsame affektarme Reden den nämlichen Lautwandel (Diphthongierung) begleite. Aber solche Konstatierungen sind keine Erklärungen der Diphthongierung, und als Erklärung würde die eine der anderen nicht übel widersprechen. Dafs dort der Affekt und hier dessen Mangel mit Diphthongierung begleitet ist, liegt nicht am Affekt, sondern liegt an der Verschiedenheit des ganzen subtilen Lautgebäudes der betreffenden Idiome, an der ganz verschiedenen Lagerung ihrer mikoroskopisch verschiedenen Laute — d. h. die Ursache liegt in einer Tiefe verborgen, aus der noch kein Klang an unser Ohr dringt. Wir können einfach makroskopische Entsprechungen konstatieren.

[2] Gauchat unterscheidet drei Generationen: I (60 bis 90 Jahre), II (30 bis 60 Jahre), III (bis 30 Jahre).

[3] Sicher ist, dafs der Laut in Bewegung (bald *ę̄*, bald *ę*^{y}) ist; ob sie wirklich von *ę̄* zu *ę*^{y} geht und nicht etwa *ę*^{y} als das Ältere gelten mufs, davon hat mich Gauchats Darlegung der schwierigen Verhältnisse nicht überzeugt. Wenn *ę*^{y} ein schwindender Diphthong ist, so erklärt sich sowohl das ablehnende Verhalten von *-ę̄* aus *-ęr* als auch die Sprechgewohnheit einiger Alten (S. 214, bes. auch Anm. 3). Auch das *ę*^{y} der konservativen (cf. S. 211) *position interne* (*eϑę*^{y}*la* = *étoile*) spricht für älteres *ę*^{y}. Es scheint ein Kampf zwischen auslautendem *-ę* (aus *-ęr*) und *-ę*^{y} vorzuliegen, in welchem augenblicklich *ę*^{y} der mächtigere Partner ist und auch die Jungen für sich hat, während die alte und die mittlere Generation schwankt.

Für die Bewegung *å* > *ao* — sie zog von allen zuerst Gauchats Aufmerksamkeit auf die *sons mobiles* — notiert er Übergangsformen wie *å°*, *a°* bis zu *aw* > *ow*. Die Jugend steht heute allgemein bei *ao*; unter den Ältesten sind welche mit intaktem *å*, andere zeigen einige *a°* ohne alle Regelmäfsigkeit. Gauchat nennt Ehepaare, in deren Verkehr durchaus keine Ausgleichung stattgefunden hat: der Mann ist in der Hauptsache beim älteren *å* geblieben, während die Frau zu *ao* fortgeschritten ist.

Neben diese *voyelles mobiles*[1] gesellen sich nun auch einige Konsonantenbewegungen (vergl. S. 221), deren zwei von Gauchat besonders eingehend erörtert werden:

Mouilliertes *l* (*l̆*)[2] wird von Generation I und II noch gesprochen; III spricht *y*, d. h. bildet den palatalen Verschlufs nicht mehr.

Bei interdentalem *ϑ* ist eine ähnliche Bewegung im Gange: auch hier wird die Artikulationsbewegung der Zunge nicht mehr völlig ausgeführt, so dafs an Stelle der interdentalen Reibung ein indifferentes *h* entsteht.[3]

---

[1] Gauchat verzeichnet im Vorbeigehen auch noch andere Vokalbewegungen, z. B. S. 221. So zeigt die Jugend von Charmey (p. 188) die Neigung, die Nasalvokale zu dekomponieren, d. h. *ã* als *ãⁿ*, *õ* als *õⁿ* zu sprechen. Ich denke, die Bewegung ging von dem Falle aus, wo *ã*, *õ* vor einem Dental stand. *ãt* z. B. enthält stets und ganz natürlich den Gleitlaut *n*: *ãⁿt*, und wenn *tsãtå* (*chanter*) zu *tsãntå*, *pχãta* (*plante*) zu *pχãnta* wird, so ist eben dieser Gleitlaut gewachsen und gleichsam selbständig geworden. Die lautliche Analogie hat diese Entwickelung dann weitergetragen, so dafs auch *mãn* (*main*), *byãn* (*blanc*) etc. entstand. — Ihren Anfang aber hat die weithin verbreitete Lautbewegung *ã* > *ãn*, *õ* > *õn* vielleicht im Gefolge der Akzentverschiebung genommen, die *tsãtå* zu *tsãtå* führt.

[2] Ich mufs an meiner Auffassung festhalten, dafs der Laut, den Gauchat mit *χl̆* bezeichnet, ein 'einheitlicher', und zwar eine stimmlose *l mouillée* ist: *l̥̆*. Das *χ*, das einen vermeintlichen Rest von *k* bezeichnen soll, ist nichts anderes als der bei palatalen Verschlufslauten sich leicht einstellende, dem Verschlufs unmittelbar vorangehende Engelaut: ein Gleitlaut (vergl. das *y*, das leicht vor und nach dem mouillierten *ñ* gehört wird: *ʸñʸ*, aber im übrigen durchaus nicht zu den wesentlichen Komponenten des Lautes gehört, sondern nur seine Gleitlautumgebung bildet). Wird nun bei *l mouillée* der Verschlufs am Palatum nicht mehr völlig hergestellt, so entsteht der homorgane Engelaut: statt *l̆* ein *y* und statt *l̥̆* ein *χ*. Dieses *χ* ist aber vor Vokalen ganz natürlich vom tönenden Übergangslaut *y* begleitet: *χʸ*. Dieser Gleitlaut *y* ist auch keine neue Entwickelung: er hat schon beim *l̥̆* (= Gauchats *χl̆*) bestanden.

Steckt nicht in dem mouillierten *l* der Formen *l̆e* < *ille est* und *l̆a* < *ille habet* der Gruyère das *y* des lateinischen *ibi*, d. h. ist nicht *l̆e* = franz. *il y est* und *l̆a* = *il y a*? Die Erscheinung, dafs das Adverb in dieser Verbindung fest wird und semantisch untergeht, ist ja wohl bekannt; cf. das nordital. *ga* = *habet*.

Das Gegenstück dazu bietet altfr. *ẹre* (*ẹrt*) < *érat*. Dieses betonte *ẹre*, das mit *e* aus lat. *á* reimt, ist nicht aus einer tonlosen undiphthongierten Form (*ére*) entstanden, die den Vokal *ẹ* nicht erklären könnte, sondern ist erwachsen aus dem Nexus *il i iere*, d. h. der Lautreihe *iliere*, die in *il i ere* zerlegt wurde.

[3] Bei diesem Anlafs streift G. die Frage der Bequemheit des Lautwandels (vergl. auch S. 220). Wenn der Sprechende von einer alten zu einer neuen Lautform übergleitet, so dokumentiert er dadurch doch zweifellos, dafs ihm die neue Lautform bequemer ist als die alte. Die Gründe für diese Bequemheit sind selbstverständlich psychisch und liegen nicht nur in der phonetischen, sondern auch in der begrifflichen Natur der betr. Lautung. Die Frage ist eben nicht die, ob uns fremden Beobachtern die Lautverbindung bequem erscheint oder nicht. Sie kann unserer Zunge recht unbequem sein — fügt sich aber doch bequem ins Lautgebäude des fremden Idioms ein: sie ist bequem, weil sie idiomatisch ist, sie ist subjektiv bequem: *De commoditatibus non est disputandum!* Ist *r* be-

Gauchat zeigt an den drei Generationen vortrefflich die allmähliche Entwickelung des Wandels: ein wahres Schulbild für die Art, wie eine Lauttendenz sich nach und nach durchsetzt.

Zuerst wurde das Demonstrativum ergriffen und zwar *ϑow* (*ecce illorum*) früher als *ϑa* (*ecce illas*): auch die Ältesten — mit einer Ausnahme — sprechen bereits *how, hu, ha.*[1] Die erste Etappe ist also eine überhäufige Form.

Dann ergriff die Bewegung auch intervokales *ϑ* und zwar in Verbindungen wie *vois-tu* : *viϑo* > *viho; veux-tu* : *vuϑo* > *vuho.* Die Generation II zeigt die Anfänge dieser Ausdehnung: auch in dieser zweiten Etappe sind die Träger überhäufige Formen.

Ebenso beim jüngsten Schritt von *ϑ* zu *h*, in den Frageformen der dritten Person, wie *où est-il* = *yǫ eϑə* > *yǫ ehə?*

In den Wörtern wie *festa* > *fiϑa, testa* > *tiϑa* ist *ϑ* zu Charmey noch ganz intakt. Der Lautwandel *ϑ* > *h* tritt also zunächst innerhalb morphologischer Grenzen auf,[2] die, wohlgemerkt, zugleich Häufigkeitsgrenzen sind. Diese Formwörter *hu, ha* (*hu bā* = *ces beufs; ha vātse* = *cette vache*), *-ho? -hə?* sind ihrer Natur nach überhäufig und bedeutungsschwach.[3] Sie haben in bestimmten, stets wiederkehrenden Verbindungen, in welche die lebende, von Gesten begleitete Rede sie setzt, ihren festen Platz: der Sprechende kann sich begnügen, sie gleichsam bloſs anzudeuten. Überhäufigkeit und Bedeutungsschwachheit der Formwörter *ϑu, ϑa, -ϑo, -ϑə* ermöglichen und fördern eine reduzierte Artikulation *ϑ* > *h*. Diese reduzierte Artikulation *h* übt sich nun so ein und erstarkt

---

quem? Ja! sagt, wer es zu sprechen gewöhnt ist; nein! sagt, wer mit *R* aufgewachsen ist.

Dialektuntersuchungen wie die Gauchats zeigen auch, daſs die historische Grammatik in ihren entwickelungsgeschichtlichen Lautkonstruktionen nicht leichthin mit dem Begriff der Unaussprechbarkeit von Lautverbindungen operieren soll. Schwer aussprechbar oder unaussprechbar sind ganz subjektive (idiomatische) Begriffe, für die dem Grammatiker kein objektiver Maſsstab zur Verfügung steht. Lat. *obscuru* wird rätisch *ˢtχir*, ja in Oberhalbstein und Engadin *ṡtχikr*: das ist dem Räten leicht aussprechbar und bequem, dafür ist rätisch auch weder toskanisch noch sächsisch.

Das natürliche Bequemlichkeitsstreben des Sprechenden findet an der Hemmungsvorrichtung des sogen. Deutlichkeitstriebs (cf. *Archiv* CXIII, 154) seine natürliche Schranke. Wenn ich von meinem Jungen Theodor in der Familie als von The spreche (aus Bequemlichkeitsgründen), so werde ich vor Fremden dafür *en toutes lettres:* mein Sohn Theodor sagen; auch dies aus Bequemlichkeit, denn ich will eben verstanden werden.

[1] Eine orientierende Bemerkung über sämtliche Quellen des Lautes *ϑ* und über sein gesamtes Vorkommen, d. h. seine Stellung im Lautgebäude der Mundart, wäre für den Leser lehrreich gewesen.

[2] Doch erscheint er in Charmey im Begriff, diese Schranke zu überschreiten: *iϑrə* (*être*) wird *ihrə; fəniϑra* > *fənihra.*

[3] Die Überhäufigkeit eines Wortes bedingt stets eine gewisse Nachdruckslosigkeit: Gedanke und Artikulation des Sprechenden gleitet achtloser über ein solches Wort, das immer wiederkehrt und vom Hörenden ohne Mühe immer wieder erkannt wird. Der Grammatiklehrer, sagt Gauchat sehr gut, wird leicht in seinem Milieu *part'cip* zu sagen geneigt sein; aber deswegen wird er nicht ohne weiteres *Al'bi* oder *Prins'pat* statt Alibi, Prinzipat sprechen. Die Überhäufigkeit schafft für ein Wort besondere Lebensbedingungen und zeitigt Sondererscheinungen. Zu den überhäufigen Wörtern bestimmter Milieux gehören z. B. die Bezeichnungen des Handwerkszeuges, weshalb gerade diese Ausdrücke der etymologischen Deutung so groſse Schwierigkeiten machen.

so, dafs sie auch weiterhin auf dem Wege lautlicher Analogie sich ausdehnt und auch bedeutungsstarke Wörter wie *fiϑa*, *tiϑa* (Gruyères: *fiha*, *tiha*) ergreifen kann.

Diese Untersuchungen Gauchats zeigen, dafs der Lautwandel sich in Tat und Wahrheit in anderer Weise vollzieht, als die Theorie sich's ausgedacht hat. Diese Theorie behauptet, dafs, wenn ein Laut in Bewegung gerät, z. B. *á* gegen *e* hin oder ˇ*t*ˇ gegen *d* > *ð* hin, diese Bewegung in winzigen Schritten gleichmäfsig auf der ganzen Linie bei allen *á* und ˇ*t*ˇ sich einstelle und alle *á* und ˇ*t*ˇ zu gleicher Zeit bei *e* resp. *ð* anlangen. Und die Theorie fügt hinzu, dafs das so sein müsse, weil der Lautwandel ausnahmslos verlaufe. Die Tatsachen einer lebenden Mundart aber zeigen, dafs die Lautbewegung nicht in dieser Gleichmäfsigkeit und Allgemeinheit verläuft, sondern dafs sie an einer einzelnen, ganz bestimmten (bedingten) Stelle einsetzt und hier sich entwickelnd und erstarkend über diese ursprüngliche Bedingtheit hierhin und dorthin hinausgreift und — hier zögernd, dort stürmischer — das Entwickelungsresultat (d. h. den fertigen neuen Laut) auf andere, nicht identische, sondern nur ähnliche Fälle überträgt. Gewifs zeigt das Ergebnis dieser Übertragung schliefslich eine grofse Regelmäfsigkeit — aber der Übertragungsprozefs selbst (d. h. der Wandel) vollzieht sich in der Individualsprache sprunghaft und ohne Konsequenz.

Und in diesen Prozefs hinein führt uns Gauchats feine Beobachtungsgabe und kluger Sinn.

Der Wandel von *ϑ* > *h* nimmt mit einem einzigen überhäufigen Wort (*ϑow*), welches das *ϑ* in besonderer Stellung — anlautend vor *o* — zeigt, seinen Anfang. Anlautendes *ϑ* vor *a* im überhäufigen *ϑa* derselben demonstrativen Funktion folgt. *ϑ* vor *a* ist nämlich gar nicht der gleiche Laut wie *ϑ* vor *o* — ganz abgesehen von der makroskopischen Tatsache, dafs *ϑ* vor *o* 'gerundet' ist: jede Lautverbindung modifiziert durch feinere oder gröbere Assimilationsvorgänge (Sandhi) den einzelnen Laut, und für ein so feines Ding, wie der Lautwandel ist, fallen auch die kleinsten, feinsten Differenzen der Laute in Betracht.[1]

Nun greift *h* statt *ϑ* über die demonstrative Funktion, die den Prozefs zunächst begrifflich bedingt hatte, hinaus auf: *viho*, auf: *yǫ ehə*, immer noch innerhalb überhäufiger bedeutungsschwacher Nexus stehen bleibend. Ohne alle Regelmäfsigkeit sprechen die Sprachgenossen *ϑa* neben *ha*, *viϑo* neben *viho*, *yǫ eϑə* neben *yǫ ehə*.

Niemand sagt zu Charmey statt *fiϑa* ein *fiha* (wie sie im Hauptort Gruyères sprechen). Das *ϑ* in *fiϑa* ist eben tatsächlich ein etwas anderer Laut als das *ϑ* in *viϑo* — seine psychischen Bedingungen (Überhäufigkeit, Funktion) sind ganz andere —, und im Sprachempfinden des Charmeysan siegt vorläufig diese akzidentelle Verschiedenheit über die fundamentale Ähnlichkeit und verhindert die Ersetzung durch *h*. Aber — *il tempo è galantuomo* auch in Dingen des lautlichen Empfindens, und Charmey wird wohl ebenfalls dahin gelangen, wo Gruyères bereits angekommen ist: zu *fiha*.

Heifst es einmal *viha*, *fiha*, *tiha*, dann liegen die Dinge so, dafs am grünen Tisch der papierenen Linguistik ein sogen. 'ausnahmsloses Lautgesetz' beschlossen werden kann, das vorschreibt: in Charmey mufs intervokales *ϑ* zu *h* werden! Wie's aber mit *fiha* wirklich zugegangen ist, das läfst dieses 'Gesetz' nicht ahnen: ein solches 'Gesetz' schlägt das Leben tot!

---

[1] Schon längst habe ich (z. B. *Archiv* XCIV, 348 n.) dagegen protestiert, dafs unsere historische Lautlehre über diese Differenzen so leicht hinweggeht. G. Paris habe ich freilich nicht überzeugt (cf. *Romania* XXXI, 401).

Nún konstatiert Gauchat die kapitale Tatsache, dafs den Bewohnern von Charmey die geschilderten starken, zum Teil sprunghaften Lautdifferenzen nicht bewufst sind. Die einen sprechen ϑ, die anderen *h*, die einen sagen: *i pχow pa°*, die anderen: *i pχu på*, die: *ð nå* (*un nez*), jene: *ð nao* — aber sie hören diese Verschiedenheit nicht. Die Alten sagen: *lə mę l̓e da°* (*le miel est doux*), die Jungen: *le męᵛ le dā* — aber wenn sie auf solche Differenz aufmerksam gemacht werden, so wollen sie nichts davon wissen und weisen den Beobachter mit der Erklärung zurecht: *Nous parlons tous la même choȩe!* (S. 202). *Le sujet qui vient de prononcer* v u h o *proteste qu'il ne s'exprime jamais ainsi* (S. 231).

Der Lautwandel der gesprochenen Sprache vollzieht sich, ohne dafs die Sprachgemeinschaft der durch ihn geschaffenen individuellen Verschiedenheiten bewufst wird. Das ist eine sehr bedeutsame Tatsache.

Unser Ohr ist bekanntlich den Klängen der Muttersprache gegenüber sehr empfindlich. Die geringste Veränderung ihrer Laute, die ein Fremder sich zuschulden kommen läfst, kommt uns scharf und deutlich zum Bewufstsein. Dafs dieses scharfe Ohr in Charmey Lautdifferenzen wie ϑ — *h*, *ow* — *u* etc. nicht hört, liegt daran, dafs es sie nicht als etwas Fremdes empfindet. Diese Differenzen beruhen auf Lauttendenzen, die tief im Sprachgebäude begründet, die aus dessen besonderer Harmonie geboren sind. Sie reichen mit ihren Wurzeln tief in das mikroskopische Leben und Weben der Laute hinab, und auch das Individuum, das den Lautwandel noch nicht sinnfällig aufweist, trägt ihn doch latent in seiner Sprache, trägt die schlummernde Neigung dazu.

Ein Fremder verletzt unser Ohr durch Laute, die zu unserem ganzen Lautsystem in keinem harmonischen Verhältnis stehen; die neuen Laute, die der eingeborene Lautwandel schafft, empfinden wir als harmonische Teile dieses Systems,[1] das uns mit unseren Sprachgenossen gemeinsam ist.

Jenes komplizierte psychische Gebilde, das wir Sprache nennen, ist gewifs bei jedem Individuum individuell gestaltet. Die auf die Sprache bezüglichen Vorstellungen (Klang-, Bewegungs- und Begriffsbilder) sind bei jedem etwas anders gelagert, besonders die Begriffsbilder. Die Assoziationsreihen aber, in denen die den Sprachlauten geltenden Klang- und Bewegungsbilder geborgen sind, sind bei allen Sprachgenossen wesentlich identisch; sie sind interindividuell. Auf der Basis dieses gemeinsamen Lautempfindens erwächst der Lautwandel; in diesen Assoziationsreihen verläuft er.

So hat der Lautwandel wesentlich unpersönlichen Charakter. *J'ai étudié*, sagt Gauchat, *environ 50 langues individuelles et je n'y ai rien trouvé d'individuel.*[2] —

---

[1] Man pflegt die Resultante aller Artikulationen eines Idioms Artikulationsbasis zu nennen und könnte also in einer gewissen äufserlichen Weise sagen, dafs die durch den Lautwandel geschaffenen Laute eben der Artikulationsbasis konform sind. — Man darf aber nicht vergessen, dafs 'Artikulationsbasis' die Bezeichnung eines physiologischen Verhältnisses ist, während der Lautwandel ein psychischer Vorgang ist. Indessen könnte man von einer psychischen Artikulationsbasis sprechen und darunter das Ganze der psychischen Lautbilder verstehen, die der Artikulation vorstehen.

[2] Dafür gibt er zum Schlufs noch einen überraschenden Beleg, der zugleich die bewunderungswürdige Schärfe und Umsicht seiner Arbeitsweise illustriert. In dem jenseit des Javroz liegenden, von Charmey etwa dreiviertel Stunden entfernten Dorfe Cerniat, das mit Charmey sehr wenig Verbindung hat, zeigen sich die nämlichen Lauterscheinungen wie in Charmey. Dieselben Laute sind in der nämlichen

Wenn diese Anschauungen richtig sind, so ist es auch einleuchtend, daſs die Häufigkeit eines Lautes seinen Wandel fördert. Ich will nicht sagen, daſs die Häufigkeit den Wandel geradezu hervorruft — aber: ein Laut, der in Bewegung geraten ist, wird rascher zum sinnfälligen Lautwandel gelangen, wenn er sehr häufig gebraucht wird.

Gauchat hat nachgewiesen, wie Überhäufigkeit die Lautbewegung fördert: die mobilen *a°*, *e^y*, *å* sind zugleich die häufigsten Vokale, und *ϑ* beginnt seinen Verschluſs zu verlieren in gewissen Lautverbindungen häufigsten Gebrauchs.

Und noch auf eine andere 'Häufigkeitserscheinung' weist Gauchat wiederholt und nachdrücklich hin. Er hat beobachtet, daſs die Frauen den Männern im Lautwandel durchschnittlich voraus sind (in *l'* > *l*, S. 205; *ϑ* > *h*, S. 209; *a°* > *ā*, S. 211; *å* > *ao*, S. 218 f.; vergl. S. 224). Das hängt zweifellos damit zusammen, daſs die Frau mehr spricht und also auch die in Bewegung befindlichen Laute mehr braucht und so die in ihnen wirkende Lauttendenz fördert. *A la campagne*, heiſst es bei Gauchat (S. 218), *le père quitte la maison de bonne heure pour vaquer à ses travaux, au milieu desquels on le voit, taciturne et souvent isolé, toute la journée. Tel père parle plus, en été, à ses bêtes qu'à ses enfants. La mère qui passe beaucoup plus de temps à la maison, en société, à cuisiner, à laver, parle beaucoup plus. S'il faut dire 10 000 fois pâla pour arriver à dire paola, il est évident que la nouvelle façon de prononcer apparaîtra plus vite dans le langage de la femme que dans le parler plus rare et plus lent de l'homme.*

Daraus geht nun auch hervor, daſs das Kind von der Mutter einen vorgerückteren Lautstand lernt: '*La dernière génération, c'est à dire tous les enfants, se range du côté des mères ... on ne parle pas sans raison du toit paternel, mais de la langue maternelle.*

Das ist im Lautwandel die Rolle des Kindes: Übernahme und Weiterbildung einer vorgeschritteneren Lauttendenz. Diese Tendenz wird nicht durch eine angeblich unvollkommene Lautnachahmung seitens des Kindes geschaffen.[1] Nicht beim Kinde tritt eine Lauttendenz zuerst in Erscheinung, sondern, wie Gauchat mit guten Gründen meint, beim Erwachsenen im kräftigsten Alter, bei der Generation II. Diese Generation hat den reichsten Sprachbesitz, und in dieser gröſsten Fülle des Sprachlebens treten die verborgenen Lauttendenzen an die Oberfläche im Lautwandel.

Aber warum wandelt sich denn der Sprachlaut überhaupt? Keine der bisherigen Erklärungen befriedigt, insbesondere auch die nicht, die den Sprachwandel auf einen ganz imaginären Wandel der artikulierenden Organe gründet.

Indem sich die Linguistik ausschlieſslich an den sinnfällig gewordenen, makroskopischen Lautwandel hält, hat sie zu der Vorstellung gelangen

Bewegung, obwohl ein persönlicher Einfluſs von Dorf zu Dorf nicht besteht. Ein Greis zu Charmey spricht wie ein Alter aus Cerniat — auch die Jugend der beiden Dörfer ist lautlich gleich weit vorgeschritten, so daſs innerhalb der nämlichen Gemeinde zwischen einem 70jährigen und einem 20jährigen Charmeysan die Lautdifferenzen gröſser sind, als zwischen zwei jungen Burschen, von denen der eine aus Cerniat, der andere aus Charmey stammt.

[1] Diese unhaltbare Lehre ('Einübungstheorie') wird von Gauchat wiederholt abgelehnt (S. 212, 228 ff.). — Statt auf die angebliche Ungenauigkeit, mit der das Kind die Rede der Mutter nachahme, eine sprachliche Entwickelungstheorie zu gründen, fuſse man lieber auf der augenscheinlichen Genauigkeit dieser Nachahmung und der Virtuosität, mit der das Kind sich nach den ersten Tastversuchen seinem lautlichen Milieu anbequemt. Am Kinde ist doch gerade die Fähigkeit der Assimilierung das Charakteristische und nicht die Selbständigkeit.

können, es sei der Lautwandel ein rein artikulatorischer Vorgang. Sie hat auf diese Weise auch auf den Einfall kommen können, den Lautwandel aus Veränderungen der Artikulationsorgane zu erklären, und hat ihn als 'physiologisch' den 'psychischen' Sprachvorgängen gegenübergestellt.

Es ist aber der Lautwandel selbst ein psychisches Phänomen; er beginnt mit jenen allerfeinsten Veränderungen der psychischen Lautbilder, die der Akzent veranlafst.

Dafs die Lautgestalt eines Wortes mit dem Akzent aufs innigste zusammenhängt und die Tonsilbe andere Lautschicksale hat als die Nebentonsilbe, weifs man; ebenso, dafs eine Veränderung des Akzentes von Lautwandel begleitet ist.

Die romanische Sprache, deren Lautwandel sie am weitesten vom Latein entfernt hat, das Französische, weist auch die stärkste Akzentänderung auf. Das Französische ist binnen einem Jahrtausend vom übermächtigen expiratorischen Akzent, der die Nebentonsilben einschrumpfen liefs (*carricátis* > *tšardžiets*), zum schwebenden Akzent gekommen, der trotz grundsätzlicher Oxytonierung fast alle Silben gleich hervortreten läfst: das Französische ist vom Extrem des gewalttätigen Iktus zum Extrem des schwächsten Nachdrucks gekommen. Und gegenwärtig sieht es so aus, als ob neue Formen der Akzentuirung sich vorbereiteten: im Affekt stellt sich ein kräftiger expiratorischer Akzent ein, und oft sehen wir ihn die altgewohnte Tonstelle verlassen (*absolument; c'est dégoûtant* etc.). Wohin das führen mag, braucht uns hier nicht zu beschäftigen; ich wollte nur auf den Parallelismus zwischen Akzentwandel und Lautwandel hinweisen: Akzentwandel wird zum Anlafs von Lautwandel.

Der Akzent aber wandelt sich aus Gründen des Affekts. Der Akzent (der expiratorische und der musikalische) hat den Zweck, gewisse Teile der Lautreihe hervorzuheben und so die Aufmerksamkeit des Hörenden auf bestimmte Teile der Rede zu lenken. Im Akzent liegt das persönlichste Element der Sprache; er ist seiner Natur nach individuell. Indem nun die Sprache auch den Akzent in Rhythmus und Melodie der Lautreihe für alle festlegt, legt sie dem Individuum eine Fessel auf, die es in gewöhnlicher Rede willig trägt, die es aber in der Erregung, im Affekt forziert und sprengt. Das Bedürfnis des Affekts rehabilitiert den individuellen Akzent.

So liegt im Akzent der Sprache ein Widerspruch, der nie zur Ruhe kommen wird, so lange Menschen sprechen: der Widerspruch zwischen Individuum und Gemeinschaft. In dem Mafse, in welchem eine 'Hervorhebungsweise' (Akzentuirung) allgemein (interindividuell) wird, in dem nämlichen Mafse verliert sie an Hervorhebungskraft, d. h. wird sie selbst entwertet, und instinktiv strebt das Individuum nach eigener, abweichender, seinen Affekt befriedigender Hervorhebungsweise, die dann wieder allgemein werden kann. Aus diesem Kreislauf entsteht eine stete Bewegung der Laute, und aus ihr vermag im Laufe der Zeit makroskopischer Lautwandel zu erfolgen.

Eine andere Quelle des Lautwandels habe ich oben S. 17 Anm. 2 genannt: den Kulturwechsel, der den Wortschatz umgestaltet. Das ist eine Bewegung, die von aufsen an den sprechenden Menschen herantritt. Jene innere Quelle, die in seinem Affekt liegt, ist aber viel mächtiger: sie ist die Quelle des Lautwandels.

So ist der ununterbrochene Anstofs zum Lautwandel individuell, der Wandel selbst aber eine Gemeinschaftsform.

Vollzieht sich dieser Wandel nach Gesetzen? Gibt es Lautgesetze?

Das ist in letzter Linie eine Frage der Weltanschauung.

Wer überzeugt ist, dafs auch das psychische Geschehen Gesetzen unterliegt, der wird auch 'Lautgesetze' anerkennen.

Gefunden aber hat noch niemand ein solches Gesetz. Was die Lin-

guistik gefunden hat, und was sie mifsbräuchlich Lautgesetze nennt, sind keine Gesetze, sondern sind Regeln, d. h. Formeln für makroskopische historische Lautentsprechungen. Es sind gute wackere Regeln, die gerade so lange gelten, als keine Ausnahme kommt — denn auch von ihnen gilt: keine Regel ohne Ausnahme.[1]

Wir sollten wirklich aufhören, unsere kleinen Entdeckungen als Gesetze zu erklären und demgemäfs zu verehren und über diesem Götzendienstchen die wahre Natur des sprachlichen Lebens zu vergessen.[2]

Es ist mit der Sprache wie mit dem Wetter.

Gewifs ist der Witterungswandel von Gesetzen bedingt, und wenn wir diese Gesetze kennten, so könnten wir mit Sicherheit das Wetter voraussagen. Aber so eifrig unsere Meteorologen forschen, so sind sie doch zu einer unfehlbaren Wetterprognose noch nicht gekommen: sie haben in den Entsprechungen der Wetterkarten gewisse Wetterregeln gefunden, verfeinerte und erweiterte Bauernregeln, auf Grund deren sie die zukünftige Witterung erraten — stets der Ausnahme gewärtig.

Nun: auch der Lautwandel ist von Gesetzen bedingt, und wenn wir sie kennten, könnten wir die zukünftige Gestalt eines Idioms, das Sprachwetter, voraussagen. Aber wir haben noch keine Lautgesetze gefunden, sondern nur Regeln. Was wir kennen, das sind die Bauernregeln des Sprachwetters.

Gauchat, der tiefer als irgendeiner vor ihm in den Prozefs des Lautwandels eingedrungen ist, bestätigt eben diese Lehre, eine Lehre der Bescheidenheit. —

Die Zehnerzahlen in den romanischen Sprachen behandelt J. Jud. Seine Untersuchung gilt in erster Linie *vīginti* und *trīginta*.

Er geht von der hochlateinischen Betonung *vīgínti*, *trīgínta* aus und lehnt es mit Recht ab, der vereinzelten Angabe des Galliers Consentius (*trígínta*) gemeinromanische Bedeutung zuzumessen.[3] Auch in der weiteren Ausführung, durch die er die romanischen *vingt*, *venti*, *veinte* etc.;

---

[1] Gauchat schliefst seine Studie mit einigen schönen Worten an die Adresse derer *qui croient encore à l'infaillibilité des lois phonétiques*, die er durch seine Forschungsresultate noch einmal des Irrtums überwiesen hat. Aber auch er braucht noch den Ausdruck 'Lautgesetz' statt Lautregel. Gewifs haben alte termini technici ein gutes historisches Recht; aber gerade der terminus 'Lautgesetz' ist gefährlich, weil er fortwährend zu den Mifsverständnissen verleitet, die niemand nachdrücklicher bekämpft als Gauchat.

[2] Und doch hat schon vor dreifsig Jahren Ludwig Tobler *Über die Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache* geschrieben (*Vierteljahresschrift für wiss. Philosophie* III, 30—52).

[3] Zu der in extenso mitgeteilten Stelle aus Consentius wäre noch mancherlei nachzutragen. Es würde schon förderlich sein, sie übersichtlicher zu drucken, als dies der Verfasser (S. 247—249) vornimmt, der hier weniger tut als Förster im *Altfranz. Übungsbuch*, und der in der Zusammenstellung der gerügten Barbarismen (S. 249) einiges versieht (es soll heifsen: 10. *socrum pro socerum*; 15. *onorem pro honorem*).

Jud will zeigen, wie wenige der von Consentius angeführten Barbarismen 'eine Spur in den romanischen Sprachen zurückgelassen haben.' Da müssen aber zunächst die Fälle überhaupt ausgeschieden werden, die offenbar blofse Versehen flüchtiger oder unwissender Schreiber sind (*Tracia*, *Trachia* statt *Thracia*) oder die sich auf Quantitätsfehler zeitgenössischer Reimkünstler beziehen (*ōrator*, *pīper*). Diese Fälle bezeugen ja natürlich nicht unmittelbar entsprechende Lautwerte: dafs ein Dichter *pīper* mafs, beweist nicht die wirkliche Existenz einer Form mit *ī*, sondern zeigt nur, dafs ihm die hochlatein. Quantität des Wortes *piper* neben

trente, trinta, treinta etc. auf dem Wege lautgerechter und analogischer Entwickelung zu gewinnen sucht, stimme ich ihm im allgemeinen bei. Im einzelnen kann man sehr schwanken, denn jedes der beiden Zahlwörter ist lautlich sui generis.[1]

Die spätere lateinische Überlieferung zeigt folgende Graphien:

für **viginti**: *rigenti, veienti* (*βειεντι*), *vienti, vinti;*
für **triginta**: *trigenta, trienta, trenta, trinta* (*treginta* ist eine späte vereinzelte Schreibung).

Diese Graphien bedürfen der Interpretation; sie geben eben nicht einfach die späteren vulgärlateinischen Laute wieder, sondern stellen, wie üblich, Kompromisse zwischen vulgärer Lautform und Schreibtradition dar. Ich interpretiere sie so:

Trīgĭnta lautete zunächst *tridyénta, triyenta; vīgĭntī* aber *vidyinti, viyinti* (Umlaut *-ī*). Aus *triyenta, trienta* entstand *trenta*,[2] indem der komplizierte Anlaut *tr* die Reduktion des Diphthongs begünstigte. Aus *viyinti* entstand **viinti, vinti.*

Das ist die lautgerechte Entwickelung. Stets aber haben die beiden Wörter sich auch analogisch beeinflufst: nach *vinti* ward *trinta*,[3] nach

---

seinem vulgären *pebere* fremd geworden war. — Die übrigbleibenden Fälle aber haben im Romanischen denn doch in weiterem Umfange Spuren zurückgelassen, als Jud zugeben will. Wenn man 1. *coperit* statt *operit* brauchte, läfst uns das erkennen, dafs die Entwickelung *operit* < *aperit* bereits begonnen hat. Bei 8. *mile* und 9. *vila* kommt es in diesem Zusammenhang nicht darauf an, ob das ein oft gerügter Fehler sei, sondern darauf, dafs die Erscheinung romanisch ist: *ll* > *l* ist ja nordgallische Entwickelung (Priscians *l plenum* [nicht *plenus*!] hat hier nichts zu tun). Zu 16. *bobis pro vobis* ist nicht das Wort 'Betasismus' von Bedeutung, sondern der Nachweis Parodis, *Romania* XXVII, 185 ff., dafs darin ein noch romanisch wirksamer Lautwandel sich zu erkennen gibt. 17. *peres pro pedes:* das *r* kann sehr wohl eine ungeschickte Notierung für die Tatsache sein, dafs der Verschlufs des *d* sich zu lösen beginnt (*đ*). 18. *stetim pro statim* deutet auf Umlaut hin, dessen zerstreute lateinische Zeugnisse einmal systematisch gesammelt werden sollten (vgl. Gröbers *Zeitschr.* XXV, 733). 19. *tarterum pro tartarum* ist gemeinromanischer Lautwandel, denn auf den Laut kommt es hier an, nicht auf das Wort, etc.

Übrigens fügt Consentius zu dem Barbarismus *triginta* hinzu: *qui et per immutationem fieri videtur.* Wie versteht er diese *immutatio*, die sonst in seinem System die dritte Kategorie der Barbarismen veranlafst? Er meint wohl einfach, dafs man *triginta* auch zur dritten Kategorie stellen könnte, wo er als Beispiel der 'Akzentvertauschung' *óratorem* anführt. Durch die Nachbarschaft dieses hybriden *óratorem* gewinnt *triginta* nicht an Beweiskraft. Ich teile ganz die Meinung Juds, der dieses *triginta* als Sprachzeugnis unerheblich findet. Zur Zeit des Consentius kannte die lebende Sprache kaum mehr dreisilbige *triginta* neben *trinta, trenta.*

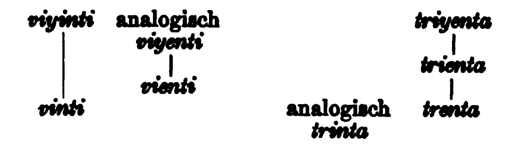
[1] In *trigĭnta* steht z. B der Tonvokal unter dem möglichen Einflufs eines vorangehenden Palatals; in *vigĭnti* ist der Tonvokal *ĭ* palatal doppelt bedroht durch *g* und *ī*. Ich bestreite also durchaus, dafs *triginta* das gleiche Resultat ergeben mufste wie *viginti* (S. 240). Auch ist die Verschiedenheit des Anlauts (*tri-* gegen *vi-*) für die weitere Entwickelung nicht bedeutungslos.

[2] Jud behandelt *trenta* als analogisch, doch nicht ohne Schwankungen. S. 250 nennt er *trenta* lautgerecht; vergl. S. 241 n.

Einer solchen Schwankung begegne ich auch in der Beurteilung des Einflusses von *ī* in *vigintī* (Umlaut). Nachdem er S. 237 die Möglichkeit solchen Einflusses erwogen und zugegeben (wie S. 241 n.), erklärt er ihn S. 242 und 259 n. als unwahrscheinlich.

[3] *Trinta* kann regional auch lautgerecht sein; wenigstens ist es dies im Romanischen da, wo lat. *ĭ* nicht *ẹ*, sondern *i* ergab, wie Sizilien und Sardinien

triyenta, trienta ward *viyenti* (*veienti*), *vienti*[1] gebildet (es ist bezeichnend, dafs Verg. Maro, der *trienta* hat, auch *vienti* bietet). Die vulgärlatein. Formen sind also:



Vinti und *trenta* sind die romanischen Erben; sie sind die beiden dominierenden Formen der Ostromania (Rätien, Italien, Gallien).

Wo sich *vent(i)* findet, da liegt Angleichung an die Endung *-ent(a)* der übrigen Zehnerzahlen vor, so im florent. *venti* neben toskan. (senesisch) *vinti*, im locarn. *vent* neben gemeinlomb. *vint*.[2]

Vulgärlat. *vinti* und *trenta* sind die Grundlagen der ostromanischen Entwickelung. Die Formen, auf denen die weströmanische (span.-portug.) Entwickelung beruht, führen auf einen älteren Lautstand zurück: span. *véinte, tréinta;* portug. *vinte, trinta.* Die mundartlichen Formen sind uns noch fast unbekannt.

Die älteren spanischen und portugiesischen Texte zeigen nach Juds Sammlungen: *veyente, viente, veynte, veinte, vente, viinte, vinte*; *treyenta, treenta, treyinta, treynta, treinta, triinta, trinta.*

Es leuchtet ohne weiteres ein, dafs Jud recht hat, 1. dreisilbige For-

---

(logud.). In Gallura freilich ist *trenta* regelhaft. Juds Bemerkungen dazu (S. 253) sind mir nicht klar.

[1] Dafs *vienti* im Romanischen Spuren zurückgelassen habe, wage ich nicht zu sagen. Es kann seinerseits noch umgelautet worden und so zu *viinti, vinti* geführt worden sein. Dafs *vienti* zu *venti* geführt habe, glaube ich nicht. Jedenfalls taugen Parallelen wie *quietus* > *quetus*, *sapiebam* > *sapebam* nicht zur Erhärtung (S. 238). Dafs die Analogieform *venti* vulgärlateinisch nicht belegt ist, halte ich für Zufall.

[2] Dafs 'bei ital. *vinti* einzelsprachlich kein Umlaut anzunehmen ist' (S. 255), mufs ich grundsätzlich bestreiten, auch wenn ich im Einzelfalle Juds Auffassung des senes. genues. *vinti* und des tosk. *venti* teile.

Wenn einzelne Mundarten keinen Umlaut aufweisen, so ist damit nicht gesagt, dafs nicht doch ihre Zahlwörter, die so häufig singulären Lautwandel zeigen, jener mächtigen Palatalisierung erlegen seien, die wir Umlaut nennen. Insbesondere kann ich nicht zugeben, dafs das Genuesische aus **venti* heute nicht *vinti*, sondern **veinti* ('Attraktion des *i*') hätte ergeben müssen. Diese sogen. 'Attraktion' ist selbst nichts anderes als 'Umlaut'. Wenn **canī* zu *cain* wird, so ist nicht das ī 'attrahiert' worden, sondern es hat sich aus **canī* durch Vorwegnahme der Zungenstellung für -ī (progressive Assimilation) zwischen *á* und *n* ein Gleitlaut *i* (*caini*) entwickelt. Damit ist das *á* palatal umgelautet, ob es bei *ai* bleibt oder schliefslich *e* (*ken*) entsteht. Der Umlaut *a* > *e* kann eben entweder durch direkte 'Steigerung' oder auf dem Umweg über Diphthongierung *ae* > *ai* > *ei* > *e* entstehen. Die Diphthongierung ('Epenthese', 'Attraktion' sind sehr unglückliche Bezeichnungen des Vorganges) ist hier nur eine Form des Umlauts — eine Erkenntnis, die besonders für die Phonetik der süditalienischen Mundarten grundlegend ist.

Genues. **veinti* wäre also von *vinti* nicht grundsätzlich, sondern nur graduell verschieden. *Vinti* kann ein monophthongisiertes **veinti* sein.

In den rätischen Formen von *viginti* (S. 253) sollte Jud das *e* Gartners in seiner Transkription als *ẹ* wiedergeben; zu rät. *ẹ* aus lat. ĭ cf. Gartners *Rätische Gramm.*, § 43 f.

men zugrunde zu legen und 2. ausgiebige Analogiewirkungen[1] anzunehmen. Im einzelnen aber ist es sehr schwer, ohne die Hilfe der lebenden Mundarten in diese Graphien lautliche Ordnung zu bringen. Doch ist der Ausgangspunkt ganz klar: **veyinti*, das aus *viyinti* durch jene Dissimilation entstanden ist, die ja interromanisch und deshalb sehr alt ist. Von diesem **veyinte* ist dann *treyenta* (statt *triyenta*), *treyinta* beeinflufst, und nach *treyenta* ist wieder *veyente* gebildet. So entstand *veinte* (altspan. *véinte*), darnach *treinta*; *trenta* und darnach *vente* (dialektisch).

Aber auch *viyinte* — *viinte* — *vinte* ist auf weitem iberischem Gebiet geblieben (z. B. portugiesisch) und hat *trinta* nach sich gezogen.

Der ganze Unterschied zwischen den west- und den ostromanischen Formen reduziert sich also in seinem Ursprung auf *veyinti* statt *viyinti*, d. h. auf die verschiedene Behandlung von *viginti*, die dann das Schicksal von *triginta* analogisch beeinflufst hat.

Das obige Schema ist also wie folgt zu ergänzen:

	viyinti		*triyenta*;		regional: *triyinta*
(analogisch: *venti*)	*vinti*, westroman. u. portug.	*veyinte* | *veinte* span.	analogisch: *treyinta* | *treinta*, span.	*trienta* | *trenta* (analogisch: *trinta*)	| *trinta*, siz. sard.

Auch in der Behandlung der lat. Endung *-agínta* (*quadragínta*) zeigt das Span. einen älteren Lautstand. Gemeinromanisch ist *-agínta* über *-aénta* früh zu *-anta* geworden, z. B. ital. *quaranta* (cf. *magistrum* > *mastro*). Während dies *quaranta* schon in vulgärlatein. Schreibung erscheint, zeigt Spanien nach den lehrreichen Zusammenstellungen von Jud noch im späteren Mittelalter *-aenta*, *-eenta*, die in der lebenden Sprache *-enta* ergeben haben, ähnlich wie altspan. *cuaraesma* heute *cuaresma* lautet.

Wir haben also, wie Jud konstatiert, für die ganze Serie der Zehnerzahlen von 20 bis 90 diese nämliche Erscheinung: die ganze Romania aufser der iberischen Halbinsel führt auf bereits monophthongierte Formen (*vinti*, *trenta*, *-anta*) zurück; Spanien aber weist einen Lautstand auf, der weit über diese Monophthongierung zurückdeutet in eine Zeit, wo noch *veyinte*, *triyenta*, *-ayenta* erklang. —

Un document inédit du français dialectal de Fribourg au XV[e] siècle behandelt J. Jeanjaquet.

Die Suisse romande, die uns mit ihren heutigen Patois so reiche Auskunft über das Leben der Sprache gibt, bietet nur sehr kärgliches Material zur Erforschung ihrer alten Mundarten. Diese haben kein Schrifttum hervorgebracht, und die Amtssprache blieb lateinisch. So sind die älteren Urkunden alle lateinisch, und wenn mit dem 14. Jahrhundert die Vulgärsprache in die amtlichen Aufzeichnungen eindringt, so ist diese Vulgärsprache eben nicht rein dialektisch. Es bemüht sich z. B. die Kanzlei der Stadt Freiburg augenscheinlich, Französisch zu schreiben — wenigstens jenes Französisch, das im amtlichen Verkehr des benachbarten Ostfrankreich üblich war: eine regionale ostfranzösische Kanzlei-

---

[1] Jud braucht dafür auch den Ausdruck Assimilation, was mir nicht glücklich erscheint. Und vollends von progressiver resp. regressiver Assimilation zu sprechen, um die Analogiewirkung von *viginti* auf *triginta* resp. umgekehrt zu bezeichnen, ist ein Mifsgriff. Diese Termini eignen der Lautlehre: wenn in *fēcī* das *ē* zu *i* umlautet (*hice*), so ist eben dieser Umlaut progressive Assimilation des *é* an *ī*.

sprache. In diese Kanzleisprache mischen dann die freiburgischen Ämter je nach der Persönlichkeit der Schreiber Formen des lokalen Dialekts, so daſs ein hybrides Amtsfranzösisch entstand — kein *français fédéral*, aber ein *français communal* —, ähnlich dem hybriden Deutsch, das zur nämlichen Zeit in den Kanzleien der Zentral- und Ostschweiz im Schwange war. Aus dieser labilen Schriftsprache gilt es, die dialektischen Indizien zu gewinnen, die uns über das *parler local* der alten Zeit Aufschluſs zu geben geeignet sind.

Was an Dokumenten des freiburgischen *français dialectal* erhalten ist, ist zumeist in den acht Bänden des *Recueil diplomatique du canton de Fribourg* und in den *Comptes de dépenses de la construction du clocher de St-Nicolas* veröffentlicht; cf. auch *Romania* XXI, 39 ff. Nach den summarischen Bemerkungen von P. Meyer *l. c.* hat dann J. Girardin in Gröbers *Zeitschrift* XXIV, 199 ff. den altfreiburgischen Vokalismus (Ende des 15. Jahrhunderts) auf Grund der *Comptes* darzustellen unternommen.

Jeanjaquet hat sich die Aufgabe gestellt, die hybride Kanzleisprache selbst in ihren Schwankungen darzustellen. Er legt dabei auſser dem ältesten Dokument von 1319 eine bisher unveröffentlichte Verordnung von 1414 zugrunde, dehnt aber seine Beobachtungen auf das ganze gedruckte Material aus. Er zeigt in der Graphie die Mischung hochfranzösischer, ostfranzösischer und lokaler Lautung auf; weist in Biegung und Satzfügung lokale Gewohnheiten und gelegentliche Germanismen nach und fügt auch ein Glossar hinzu.[1]

So gibt Jeanjaquet zum erstenmal ein Bild der alten Amtssprache der französischen Schweiz, speziell Freiburgs. Er stellt mit dieser gedrängten, scharfen und sicheren Orientierung zugleich fest, in welchem Maſse diese alten Dokumente als Quellen unserer Dialektkenntnis gelten dürfen, und er hat auf Grund seiner reichen Erfahrung Veranlassung, zur Vorsicht zu mahnen (S. 288 u.). —

Unter dem Titel Zur italienischen Syntax behandelt E. Keller einige Fragen der Parataxe mit reicher Beispielsammlung.

I. Ché.[2] Dieses *ché* (= denn), das lautlich mit *che* (= daſs, weil) zusammenfällt und infolgedessen auch graphisch (*chè, ché*) nicht konsequent — und in der älteren Schrift gar nicht — von jenem unterschieden wird, ist eigentlich Fragepronomen (*quid?*). Ein *Non piangere, che la mamma è in paradiso* ist schon durch den Indikativ dahin charakterisiert, daſs nicht das gewöhnliche Objektsverhältnis (*che la mamma sia in paradiso*) vorliegt, sondern: *Non piangere, ché la mamma è in paradiso* d. h. eigentlich = *Non piangere! ché? la mamma è in paradiso* (cf. A. Tobler, *Verm. Beitr.* II, 79 frz. *car* = quare?).[3]

II. Die relativische Verknüpfung selbständiger Gedanken ist lateinische Stilgewohnheit. *Il qual padre Cristoforo*, wie Manzoni das fünfte

---

[1] Das Lehnwort der Kirchenverwaltung *marguillier* < *matricularius* weist im Romanischen zahllose Varianten auf, von denen viele auf Verschränkung mit *regula* : *matricula* > **matregula*, **matregularius* hinweisen, so gewiſs auch freiburgisches *maruglei* und walliser *maruley*. Die lehnwortliche Behandlung von *regula* selbst ist vielgestaltig, und es wäre zunächst diese für die Westschweiz festzustellen, um *maruglei* etc. zu erklären.

[2] Der Verfasser schreibt mit den neueren *ché*, *perché*; warum dann aber *poichè*, *fuorchè*, *sicchè*?

[3] Hierher gehört auch das von Keller S. 310 f. behandelte *perché* = denn. Z. B.: *Per l'anima di Laurenti fu quello un giorno di sole. Perché dovete sapere che* ... = *Perché? Dovete sapere che* ...

Mit Unrecht sind auch die Beispiele 'kontinuativer' Relativsätze der S. 317 f. getrennt von den S. 308 f. angeführten.

Kapitel seines Romans beginnt, ist nicht lingua parlata.[1] — Bezieht sich das Relativum auf den ganzen Inhalt des vorangehenden Satzes, so lautet es zumeist *il che*, doch auch *che* allein und entsprechend in präpositionaler Verbindung, z. B.: *del che non devi stupirti* oder *di che non devi stupirti* (S. 307); *per il che dicevano* ... oder *per che dicevano*[2] (Vockeradt, *Lehrbuch der ital. Sprache*, Berlin 1878, § 453, 2).

In einem dritten Abschnitt werden noch andere Fälle besprochen, wo die Verbindung selbständiger Sätze mit Mitteln der Hypotaxe vorgenommen wird: *poiché* = nämlich (vgl. das franz. *puisque* hier XCVIII, 383); *senonché* = nur; *fuorché* = nur; *sicché* = so; (e) *tanto che* = (und) schliefslich; *quando* = da; *oltreché* = zudem. Und mit Recht weist Keller darauf hin, wie schwankend die Grenzen der Erscheinungen sind, welche die Grammatik durch ihre überlieferten technischen Ausdrücke hübsch voneinander geschieden zu haben wähnt. —

Henri Blazes Übertragung des zweiten Teils von Goethes Faust. Der erste Franzose, der das Wagnis einer Übersetzung des zweiten Teils des *Faust* unternommen hat, ist Blaze de Bury. Proben dieser Übertragung gab er zunächst in der *Revue des deux mondes* (1889). Im Jahre darauf erschien dann sein *Faust de Goethe, traduction complète*. Sie wird noch heute aufgelegt. — H. Blaze hat nur die durch ihren poetischen Charakter hervorragenden Stellen in gebundener Rede wiedergegeben; das meiste ist in Prosa übertragen, und in den späteren Auflagen hat er die metrischen Stellen noch weiter reduziert.

M. Langkavel hat diese Übertragung einer eingehenden Vergleichung mit der Urschrift unterworfen. Wohl zeigt sie, wie der Zwang des Verses und die Fessel der traditionellen Dichtersprache den Übersetzer hemmt, seinen Ausdruck dekoloriert und ihm Füllsel und Formeln in die Feder fliefsen (z. B. das Epitheton *blond*); wie gelegentlich ein sprachliches Mifsverständnis mit unterläuft, obschon Blaze Loève-Veimars zu Rate zieht. Doch kommt sie auf Grund ihrer Untersuchung dazu, *en connaissance de cause* das günstige Urteil, das bisher über Blazes Leistung bestand, zu bestätigen, indem sie es begründet und ergänzt. —

Aus ihrer Beschäftigung mit Houdar de la Motte heraus spendet M. J. Minckwitz: Ein Scherflein zur Geschichte der französischen Akademie von 1710—31, d. h. in den zwanzig Jahren, während deren la Motte Mitglied und Directeur war. Es sind die letzten Jahre Ludwigs XIV., die Regentschaft (1715—23) und die erste Zeit Ludwigs XV. mit seinem Minister Kardinal Fleury (seit 1726). Diese zwei Jahrzehnte haben, wie die Verfasserin selbst sagt, eine besondere Bedeutung in der Geschichte der Akademie nicht. Die Akademie ist, wie vorher und wie nachher, eine höfische Institution. Die Verf. hat denn auch vorzüglich von höfischen Obliegenheiten und Gunstbezeugungen zu reden und berichtet da manches charakteristische Detail aus dem Kleinleben dieser geistlich geleiteten Körperschaft, deren dekorative Huldigungen der schlaue Regent dem Königsknaben zukommen liefs, wie der Erwachsene einem unbequemen Kinde glänzendes Spielzeug zuschiebt. Gegenüber diesen höfischen Obliegenheiten, zu denen ja auch die Wahlen und *Concours* gehörten, gegenüber Fragen der Sitzungsräume und der Sitzungsfauteuils, stand auch damals die eigentliche Aufgabe der Akademie im Hintergrunde. Sehr

[1] Wie Manzoni sich in den verschiedenen Redaktionen der *Promessi Sposi* zu dieser Konstruktion verhielt, sagt D'Ovidio, ‚*Le correzioni ai Prom. Sp.*‚[4] Napoli, 1895, p. 77.

[2] Da dieses *per che* ein der Sprache auch sonst sehr geläufiger Nexus ist, so tritt das *il* des Satzrelativums bisweilen vor *per: il perché dicevano* (S. 307).

bezeichnend ist, was Verf. von der Arbeit am *Dictionnaire* zu berichten weiſs: der Antrag, die einzelnen Wörter mit historischen Belegstellen zu versehen, wurde 1727 abgelehnt. Neunzig Jahre zuvor hatte ihn bereits der einsichtsvolle Chapelain umsonst gestellt. Die Akademie beharrte von Anfang an darauf, die Musterbeispiele, die sie ihren Wortdefinitionen beifügte, selbst zu erfinden, und sicherte sich so die Freiheit sprachmeisterlicher Eigenwilligkeit. Dem Secrétaire perpétuel aber ward gestattet, bei der Korrektur der Druckbogen geeignete Belegstellen aus guten Autoren von sich aus einzufügen. Doch war ihm streng verwehrt, dabei an die Definitionen und Musterbeispiele der Akademie zu rühren, d. h. der historische Beleg muſste diesen aprioristischen Schranken sich fügen. So hat die Akademie das, was die induktive und lexikologische Wissenschaft einer späteren Zeit als Grundlage betrachtet, jederzeit als das Sekundäre behandelt und gering geschätzt.

Zwei akademische Vorkommnisse dieser Zeit erklärt Verf. als besonders bedeutsam: die Ausstoſsung St-Pierres (1718)[1] und die Aufnahme Montesquieus (1724—28). Jene wird eingehend erzählt, diese nur gestreift. Ich bin überzeugt, daſs Brunel (S. 347) recht hat, wenn er glaubt, daſs der Regent St-Pierre nicht gram war. Er war sicherlich an den geistlich-akademischen Verfolgungen, denen St-Pierre erlag, unbeteiligt und brachte es deutlich zum Ausdruck, daſs ihm das akademische Gezänk zuwider war. Die *Polysynodie* war für den, der mit Ministerkonseils regierte, keine revolutionäre Schrift,[2] und sich für das Andenken Ludwigs XIV. besonders ins Zeug zu legen, hatte der, der dessen Testament gebrochen, keine Veranlassung. Daſs, nach Brunel, der Schwärmer St-Pierre als ein Vorläufer Montesquieus bezeichnet wird, halte ich für unrichtig. St-Pierre ist, wie freilich der treffliche Hettner besser und deutlicher zeigt als Brunel, ein universeller Reformer, Montesquieu ist ein konservativer Antireformer (cf. *Archiv* CXIII, 391). Auch daſs mit der Wahl Montesquieus an Stelle de Sacys (1728) für die Folgezeit ein 'ungemein bedeutsamer Ersatz' gewonnen worden sei, muſs ich bestreiten. Montesquieu ist für die Akademie vielmehr völlig bedeutungslos gewesen. Der, der in den *Lettres persanes* so unbarmherzig über das 'ewige Gewäsch' der Akademiker gespottet hatte, hat nach seinem *Discours de réception* die Sitzungen überhaupt nur noch wenige Male besucht und keinerlei Einfluſs weder auszuüben erstrebt noch tatsächlich ausgeübt. Wer die unerfreulichen Vorgänge, die Montesquieus Kandidatur und Wahl begleiteten (vgl. *Sonntagsblatt* des *Bund*, Bern 1884, n° 18 ff.), näher untersucht, der findet dies auch erklärlich. Diese Vorgänge sind für die Akademie ebenso charakteristisch wie für Montesquieu. Sie zeigen, wie der akademische Ehrgeiz zur verhängnisvollen Klippe ward, an der auch Montesquieus Charakter nicht ohne Havarie vorüberkam. —

Der junge Voltaire und der junge Goethe ist der Titel des interessanten Essay, den K. Schirmacher beigetragen hat. Den jungen Voltaire vornehmlich nach seinen Briefen zu charakterisieren, habe auch ich vor langen Jahren einst unternommen[3] und dabei aus seinen Jugendbriefen ähnliches herausgelesen wie K. Schirmacher; aber der Gedanke,

[1] Es empfiehlt sich, in den mit *Saint* gebildeten französischen Eigennamen die französische und nicht die deutsche Form der Abkürzung zu gebrauchen: *St-* und nicht *St.* (= Sankt), also *St-Pierre*, *Ste-Beuve* und nicht *St. Pierre*, *Ste. Beuve* zu schreiben.

[2] Aus welchen Gründen vielleicht der Regent trotz der Lobsprüche, die Saint-Pierre seiner Person und seinem Regierungssystem widmet, sich verletzt fühlen konnte, zeigt Rousseau in seinem *Jugement sur la Polysynodie*.

[3] Im *Sonntagsblatt* des *Bund* (Bern) 1888, n° 20—22.

ihn mit dem jungen Goethe zu vergleichen, der höchsten Kultur die tiefste Natur gegenüberzustellen, ist mir nicht gekommen. Unbestreitbar ist dieser Gedanke ein sehr glücklicher. Für beide besteht auskömmliches Material in Briefen an Freunde, Gönner und geliebte Mädchen: reicher freilich ist dies Material für den reicheren Goethe. Die Verfasserin hat, was es birgt, in helles Licht gesetzt und die Gestalten dieser beiden Grofsen, von denen der eine 'typisch französisch, der andere unnachahmlich deutsch' war, in scharfen Umrissen aus ihren Jugendbriefen erstehen lassen. Und es erfreut insbesondere, zu sehen, wie gerecht sie Voltaire beurteilt, gegen den der Deutsche so leicht unbillig wird. —

E. Tappolet handelt Über die Bedeutung der Sprachgeographie mit besonderer Berücksichtigung französischer Mundarten. Dabei steht die Frage der Dialektgrenzen im Zentrum seiner Erörterungen. Er legt Gilliérons *Atlas linguistique de la France* zugrunde und geht auch vom zukünftigen *Atlas linguistique de la Suisse romande* aus, aus dessen Werkstätte L. Gauchat hier (CXI, 365 ff.) so fesselnde Mitteilungen gemacht hat. Auch verfügt Tappolet als einer der drei Redaktoren des *Glossaire de la Suisse romande* über eigene reiche dialektische Beobachtungen und methodische Erfahrungen.

Tappolet verfährt nach der nämlichen graphischen Methode, die Gauchat zu so schönen Erkenntnissen geführt hat: er bestätigt diese Erkenntnisse und bereichert sie.

Er hat, vorzüglich aus dem ersten Faszikel des *Atlas Gilliéron*, etwa drei Dutzend Erscheinungen, hauptsächlich phonetische und lexikologische, aufs Geratewohl ausgewählt, die Grenzlinien dieser Dialektmerkmale festgestellt und diese Grenzlinien alle auf das nämliche Kartenblatt eingetragen. Aus dem Wirrsal dieser Merkmalgrenzen[1] ergibt sich zunächst für Frankreich, was die Karte hier CXI, 392 für die Schweiz lehrt: die dialektischen Merkmale sind nicht in gleichmäfsig allmählichen Übergängen über das ganze Land verteilt (wie eine aprioristische Sprachlehre behauptet hat), sondern in dem einen Landesteile häufen sie sich mit scheinbar willkürlichen Kreuzungen, in anderen Gegenden sind sie selten. Es gibt grenzenreiche, d. h. dialektisch heterogene, und gibt grenzenarme, d. h. dialektisch homogene, Gebiete — immerhin bleibt abzuwarten, inwiefern die Eintragung weiterer Merkmalgrenzen im einzelnen das vorläufige Kartenbild, das uns Tappolet weist, modifizieren würde. Er erkennt zwei grofse relativ homogene Gebiete: das südöstliche Tiefland, Provence-Languedoc, und das sogenannte Pariserbecken im Nordwesten. Zwischen diesen beiden grenzenarmen 'Kernlandschaften' zieht sich in südwestnordöstlicher Richtung eine Zone heterogenen Sprachgebietes über das Zentralplateau.[2] Ihre Breite variiert von 50—200 Kilometer.

[1] Man kann die Linie, welche die Grenzorte der nämlichen Lauterscheinung verbindet, als Isophonen bezeichnen und darnach auch von Isomorphen, Isolexen sprechen: Grenzlinien für flexivische und lexikologische Erscheinungen.

[2] Tappolet konstatiert das eigentümliche Zusammentreffen, dafs 'da, wo Frankreich ans Meer grenzt, sich meist homogenes Dialektgebiet findet; dafs hingegen da, wo franz. Mundarten mit deutschen, italienischen, katalanischen oder baskischen zusammenstofsen, sich erstere in der Regel recht stark differenziert haben.' Dafs die vom Meer begrenzten Landesteile, wo jeder sprachliche Gegenstofs fehlt, verhältnismäfsig einheitlich bleiben, ist erklärlich. Da ein dialektischer Gegenstofs auch von fremden Idiomen, wie deutsch, kaum ausgeht, so ist die Differenzierung der franz. Mundarten an der deutschen Sprachgrenze auffallend. — Italienisch und Katalanisch durften in diesem Zusammenhang nicht ohne weiteres mitgenannt werden: hier finden Übergänge und Gegenstöfse statt, und es ist ja das Katalanische nur eine verhältnismäfsig junge Verlängerung des Provenzalischen.

So ergibt sich eine sprachliche Dreiteilung für das heutige Land; sie entspricht Frankreichs topographischer Gliederung und erinnert auch an Caesars Gallia est omnis divisa in partes tres. Die mittlere heterogene Zone sieht aus wie die sprachlichen Trümmer der Gallia lugdunensis. In welchem Umfange dieser Dreiteilung aber wirklich alte galloromanische Sprachzustände zugrunde liegen — dies zu eruieren wäre eine reizvolle Aufgabe der historischen Lautlehre, deren Lösung durch sorgfältige Eintragung der ältesten erreichbaren Isophonen zu suchen wäre. Daſs die erdrückende Mehrzahl der Tappoletschen Merkmalgrenzen — und insbesondere die Isophonen, welche alten galloromanischen Lautwandel darstellen — west-östlich verlaufen, ist eine Erscheinung, die für die Erklärung des Romanisierungsprozesses in Gallien von der höchsten Bedeutung ist. —

Bisweilen fallen von den im allgemeinen wirr verlaufenden Merkmalgrenzen einige auf kürzere oder längere Strecken völlig zusammen. Es zeigen sich so kürzere oder längere, schwächere oder stärkere Linienbündel, zum Zeichen, daſs auf der betreffenden Strecke mehrere Sprachmerkmale erlöschen. Jedes dieser Linienbündel ist als tieferer sprachlicher Einschnitt interessant und gibt der Sprachgeschichte ein kleines Problem auf. Am interessantesten sind unzweifelhaft jene starken und langen Linienbündel, wie sie Gauchat hier CXI, 392 ff. für die Suisse romande nachgewiesen und besprochen hat, und wie sich nun Tappolet vorläufig deren zwei für Frankreich ergeben haben, beide im Südwesten: I. Von der Mündung der Gironde bis nördlich von Bordeaux fallen auf eine Strecke von 100 Kilometern dreizehn Merkmalgrenzen zusammen, d. h. die breite Gironde, die eine natürliche Verkehrsgrenze ist, bedeutet auch einen tiefen sprachlichen Einschnitt[1] zwischen Saintonge und Medoc. II. Sechs Merkmalgrenzen fallen auf eine 300 Kilometer lange Strecke zusammen, die sich bogenförmig vom Bassin d'Arcachon gegen die Garonnequellen hinzieht, das Fluſsgebiet des Adour umschlieſsend. Das ist die alte Gascogne, die also heute noch durch eine Dialektgrenze vom übrigen südfranzösischen Mundartengebiet scharf geschieden ist. Man wird Tappolets Vermutung, daſs diese dauerhafte und energische Dialektscheide auf ethnischer (iberischer) Grundlage beruhe, berechtigt finden. Die endgültige Aufklärung über Entstehung und Erhaltung dieser Dialektgrenze muſs uns die Provinzial- und Lokalgeschichte geben. Sie muſs über die staatliche, kirchliche, wirtschaftliche Zugehörigkeit resp. Autonomie des umgrenzten Gebietes im Laufe der Jahrhunderte Aufschluſs geben. Von ihr ist die Antwort auf die Frage zu erwarten, welches waren im Lauf der Jahrhunderte die politischen und kirchlichen Grenzen und das wirtschaftliche Leben dieser Südwestecke Frankreichs, d. h. wohin gravitierte der ganze politisch, kirchlich und wirtschaftlich bedingte Verkehr ihrer Bewohner — mit anderen Worten: welches waren einst ihre Verkehrsgrenzen? Denn, was emsige Arbeit bis jetzt auf dem Gebiete der deutschen und französischen Mundartenforschung zutage gefördert hat, hat die sprachliche Allgewalt des Verkehrs erwiesen: die bis jetzt gefundenen Dialektgrenzen sind Verkehrsgrenzen, uralte oder jüngere, mit oder ohne erkennbare Verschiedenheit des ethnischen Substrats.

Daſs diese Verkehrsgrenzen, welche mundartliche Einschnitte schaffen, oft genug von Terrainschwierigkeiten bedingt sind, ist einleuchtend (z. B. die Gironde) — wie oft aber überwindet politische, kirchliche, wirtschaftliche Zusammengehörigkeit die gröſsten Terrainschwierigkeiten und schafft mit der Verkehrseinheit auch Spracheinheit. Zwar ist der Gotthard eine Sprachscheide — aber dafür haben die höchsten Gipfel der Alpen,

[1] Doch bilden die untere Loire, Seine und Rhône keine sprachlichen Einschnitte.

der Montblanc und der Monterosa, nicht verkehrshemmend und also nicht sprachtrennend gewirkt: die Alpwirtschaft verbindet das Aostatal mit Savoyen und Macugnaga mit Saas.

Die Verhältnisse der Schweiz sind hier insbesondere lehrreich, und Tappolet widmet ihnen die letzten Seiten seines schönen Aufsatzes. Schon Gauchat hatte gezeigt, daſs die ausgeprägteste Dialektgrenze der Suisse romande nicht im Hochgebirge, sondern auf flachem Grund und Boden, auf einer Hochebene des bernischen und neuenburgischen Juras liegt und da die beiden Dörfer Les Bois und La Ferrière trennt: das bäuerliche und katholische Les Bois vom industriellen und protestantischen La Ferrière. Indem Tappolet den mundartlichen Erscheinungen längs der französisch-schweizerischen Landesgrenze (waadtländer, neuenburger und berner Jura) nachgeht, zeigt er den sprachtrennenden Einfluſs der Konfessionen. Auf der waadtländischen Strecke ist die Landesgrenze zugleich Dialektgrenze, trotzdem nach Frankreich hinüber keine natürlichen Verkehrshemmnisse bestehen: die Waadt ist protestantisch; auf der berner Strecke vermag sogar das tief eingeschnittene Grenztal des Doubs keine scharfe Mundartscheide zu bilden: der berner Jura ist katholisch.

Wie sehr kirchliche Zugehörigkeit die Verkehrgruppen und damit die Sprachgruppen besonders ländlicher Kreise bis heute bestimmt, das zeigt Graubünden, in dessen Oberland geradezu eine katholische und eine reformierte Varietät des Romontsch unterschieden wird. — Im Sprachbild des Mittelalters haben unzweifelhaft die Diözesangrenzen eine hervorragende Rolle gespielt: sie schieden die Bezirke des groſsen *foires* auch mundartlich voneinander.

Empirische Feststellungen wie die Tappolets zeigen, daſs es zwar Dialekte im landläufigen Sinne, in die sich die Sprachmasse eines Landes wissenschaftlich einteilen lieſse, nicht gibt; daſs aber anderseits diese Sprachmasse sich auch nicht gleichmäſsig in einzelne Merkmalzonen auflöst, die, wie die Ringe eines Harnisch, ineinander liegen, und von denen keine sich ganz mit der anderen deckte. Die Wahrheit liegt vielmehr sozusagen in der Mitte: es gibt zwar keine scharf umgrenzten Dialekte — aber es gibt scharfe Dialektgrenzstrecken. Sie sind geschichtlich bedingt als Verkehrsgrenzen, die ihrerseits politisch, kirchlich und wirtschaftlich bedingt sind.

In diesen Forschungen beleuchten sich Linguistik und Geschichte gegenseitig. Wo der Linguist eine Mundartgrenze — d. h. das Zusammenfallen von Isophonen — nachweist, da muſs der Historiker — wenn die Gegenwart keine entsprechende Verkehrsgrenze mehr aufweist — nach einem alten Limes graben. Und umgekehrt müssen alte Verkehrsgrenzen, z. B. die Diözesangrenzen, auch wenn ihre sprachlichen Spuren in der heutigen Mundart nicht mehr erkennbar sind, von der Sprachgeschichte in Rechnung gesetzt werden.

Man darf wohl sagen, daſs die Erforschung der lebenden Mundarten, in Verbindung mit der Phonetik, die Sprachwissenschaft der letzten zwanzig Jahre völlig umgestaltet hat. Man hat einsehen lernen, daſs die Gesetze des Sprachlebens vor allem am Leben selbst zu studieren sind, und daſs jene linguistischen Theorien, die auf papierenem Boden gewachsen sind, eine gründliche Revision und Säuberung durch die Empirie, welche das wunderbare Leben der Mundarten so freigebig gewährt, erfahren müssen. Die Linguistik hat sich lange am Phantom geübt; nun ist sie zum Studium des lebendigen Leibes übergegangen. Sie hat sich lange auf Paläontologie beschränkt, hat Knochenreste gedeutet und Koprolithe bestimmt, nun ist auch sie zur Biologie gekommen und muſs jetzt ihre paläontologischen Theorien revidieren. Und weil ich an mir selbst erfahren habe, welche Erfrischung das bedeutet, habe ich längst dafür plädiert, die Arbeit am lebenden Patois in den akademischen Unterricht

aufzunehmen.[1] Diese Arbeit ist wie keine andere eine Schule linguistischen Denkens. Die schweizerischen Universitäten sind durch ihre Lage für Patoisforschung besonders günstig gestellt. Solche Gunst schafft Verpflichtungen, und dafs sie ihrer bewufst sind, zeigt die tiefgehende Studie Gauchats, die feine Skizze Jeanjaquets und diese orientierende Antrittsvorlesung Tappolets. —

Zu den Stimmen der Lebenden gesellt sich am Schlufs die Stimme eines teuren Toten. L. P. Betz hat zu dem Bande einen Aufsatz über den Zürcher Heinrich Meister, den 'Pariser Meister', beisteuern wollen. Er war dazu vortrefflich gerüstet. Dieser treue Freund Grimms und Diderots, der von 1773 an während vierzig Jahren deren *Correspondance littéraire* in Paris, in London und Zürich fortgeführt hat, dieser schweizerische Vermittler deutschen und französischen Geistes, war einer von Betz' Lieblingen. Wie oft bildete er den Gegenstand unserer Unterhaltung; wie oft hatte Betz neues über ihn mitzuteilen! Es sollte ihm nicht vergönnt sein, die ordnende Hand an sein reiches Material zu legen. Ein grausames Schicksal entrifs den Vortrefflichen in der Blüte der Jahre seiner weitausblickenden Tätigkeit als Forscher und akademischer Lehrer, seiner Familie und seinen Freunden (vergl. *Goethe-Jahrbuch* 1904). Von seiner Arbeit über Meister war nur die Bibliographie der Werke Jakob Heinrich Meisters bereit. Die Sorge gemeinsamer Freunde hat sich dieses Bruchstücks angenommen, und auch Frau Betz, der treuen Mitarbeiterin ihres Gatten, sage ich dabei herzlichen Dank dafür, dafs sie ihre Einwilligung dazu gegeben hat, dafs der Torso dem Lehrer und Freunde dargebracht werde. Wie eine gebrochene Säule steht er am Schlusse des Bandes über einem Grab, das viele schöne Hoffnungen deckt.

Das Buch, von dem ich hier so lange gesprochen, hat in mir die lebhafteste Erinnerung an die nur zu rasch entschwundenen Zeiten geweckt, die uns zu gemeinsamer Arbeit in den romanischen Seminaren zu Bern und zu Zürich vereinigte. Dafs auch ich in Dankbarkeit und treuer Anhänglichkeit an diese gemeinsame Arbeit zurückdenke — das den Verfassern dieses Bandes zu zeigen

Vaglia mi il lungo studio e il grande amore
Che m'a fatto cercar il lor volume.

H. M.

Dr. Otto Knörk et Gabriel Puy-Fourcat, Le français pratique pour la jeunesse commerçante et industrielle. 1ère partie. Berlin, Mittler & Sohn, 1905. 128 S. 8 mit Vocabulaire (getrennt) 23 S.

Ein neues Glied in der Reihe der Lehrgänge für den französischen Anfangsunterricht an Handels- und Fortbildungsschulen, das von den betreffenden Lehrern mit Freude begrüfst werden wird. Es will diesen Herren, wie die *Préface* hervorhebt, die Möglichkeit bieten, den Unterricht gleich in französischer Sprache zu erteilen. Deshalb ist es ganz in dieser Sprache geschrieben, abgesehen vom *Cours préliminaire*, der auf S. XI bis XIX Lautlehre und Bindung bespricht und Ausspracheübungen bringt. Deutsche Sätze zum Übersetzen fehlen also, entsprechend dem Reformgrundsatze: 'Das Übersetzen ist eine Kunst, welche die Schule nichts angeht.' Mit Recht, denn durch Übersetzen ist noch kein Schüler direkt zum Aufsatz und zum freien Gebrauch der Sprache geführt worden. Jede der 30 Lektionen enthält *Lecture*, *Questions*, *Grammaire* und *Exercice*. Die *Lecture* fängt mit Anschauungsunterricht und dem Nächstliegenden

[1] *Die Untersuchung lebender Mundarten und ihre Bedeutung für den akademischen Unterricht*, in Behrens' *Zeitschrift* 1888; cf. W. Vietors *Phonetische Studien* III, 71.

an: *La salle de classe, Le corps humain, Les vêtements, L'enseignement commercial et industriel, Lettre, Carte postale* etc., und bringt von der 19. Lektion an die Geschichte zweier jungen Kaufleute, die Stellungen in Paris finden und dorthin reisen. Ein Vorzug des Buches ist also, dafs es interessant ist; ein zweiter, dafs es praktisch und kurz ist. Denn die *Grammaire*, welche vielfach noch nicht eine Seite, dazu in sehr übersichtlicher Form und in zum Teil fettem Druck, einnimmt, behandelt in der vorliegenden *1ère partie* die ganze Formenlehre und Teile der Syntax: des *subjonctif, place de l'adjectif, infinitif.* Ist es nicht ganz natürlich, bei *aller, venir, courir* gleich den *infinitif sans préposition*, bei *résoudre* etc. gleich den *infinitif avec la préposition à* zu behandeln, namentlich wenn es in so kurzer Form wie hier geschieht? Etwas bedenklich dagegen erscheint es, wenn nun gleich in derselben Lektion mit dem Infinitiv die Konstruktion von *ne pas douter* mit dem Subjonktiv durchgenommen wird. Überhaupt dürfte der Lehrer bei Zugrundelegung des Buches mit manchem deutschen Anfänger an der Handelsschule, wo die Schüler jung und noch anderweitig stark belastet sind, schwere Arbeit haben; indessen mufs es sehr interessant sein, Schüler nach diesem Buche ganz in französischer Sprache zu fördern. Bedingungslos zu empfehlen ist das Buch für Fortbildungsschulen, wo die Schüler älter sind und meist nichts weiter gleichzeitig in ihrer Mufse treiben. Zum Schlufs sei noch ein Vorzug vor vielen anderen Lehrbüchern hervorgehoben: es ist in gutem und einfachem Französisch geschrieben.

Berlin. **Keesebiter.**

I. Giorgi ed E. Sicardi, Abbozzi di rime edite ed inedite di Francesco Petrarca. Perugia, Unione Tipografica Cooperativa MDCCCCV. 20 pp. 8.

Ein glücklicher Zufall mehrt uns die Zahl der bekannten Dichtungen Petrarcas um ein paar interessante kleine Stücke. Als der Kodex 924 der casanatensischen Bibliothek, dessen Wichtigkeit für die Petrarcaphilologie sich bei des Referenten Prüfung herausgestellt hatte, kürzlich einen neuen Einband erhielt, fand man, dafs die auf dem alten Umschlag festgeklebten zwei Pergamentblätter eine Fortsetzung der Kollation enthalten, welche ein Petrarchist des 16. Jahrhunderts nach eigenhändigen Niederschriften des Dichters auf den Text dieser Handschrift eingetragen hatte. Jene Niederschriften sind uns im Cod. Vatic. 3196 erhalten, aber nur zum Teil. Beccadelli und Daniello haben mehr von ihnen gekannt, als jetzt vorhanden ist (s. die Geschichte dieser Blätter in des Ref. *Zur Entwickelung ital. Dichtungen Petrarcas* S. 2 ff.), und ebenso der Kollationator des Casanatensis. Nachdem uns seine Arbeit schon eine grofse Zahl neuer Lesarten des Dichters für die Triumphe kennen gelehrt hatte, fügt es jetzt der Zufall, dafs die neu losgelösten Blätter wieder einige der im Original verloren gegangenen Stücke ans Licht bringen.

Der Kollationator trug, wie gesagt, die Varianten jener Autographe auf einen an sich wertlosen, im 15. Jahrhundert geschriebenen Text des Kanzoniere und der Triumphe ein. Die Blätter enthielten aber auch Gedichte, welche Petrarca nicht in die Sammlung seiner *rerum vulgarium fragmenta* aufnahm, weil sie ihm dessen nicht wert erschienen, oder weil sie in unvollendetem Zustande geblieben oder auch weil sie ihm nicht zu guter Stunde wieder unter die Augen gekommen waren. Solche Stücke konnte der Kollationator also nicht im Zusammenhange des Kanzoniere mitteilen, und er schrieb sie auf den jetzt wieder zum Vorschein gekommenen Seiten nieder. Sechs Sonette, drei Ballaten und ein Fragment einer Ballata werden uns so überliefert. Von ihnen besitzen wir eine Ballata (*Amor, che'n cielo e'n gentil core alberghi*) und drei Sonette (*Se Phebo al primo amor non è bugiardo, Quando talor da giusta ira commosso,*

Più volte il dì mi fo vermiglio e fosco) noch jetzt im Vat. 3196; die Ballata *Nova bellezza in habito gentile* ist schon unter den estravaganti der Ausgabe Giunti 1522, Morelli 1799 (und in manchen anderen Ausgaben, die Giorgi und Sicardi nicht nennen) gedruckt. Die anderen Ballaten und drei Sonette sind neu. Es fehlen dagegen die in den vatikanischen Blättern stehenden, in den Kanzoniere nicht aufgenommenen Sonette *Quella che gli animali del mondo atterra, Quella che'l giovenil meo core avinse* und *Tal cavalier tutta una schiera atterra* und einige Fragmente, so daſs wir annehmen dürfen, daſs auch jetzt uns ebensowenig für den Kanzoniere wie für die Triumphe die vollständige Arbeit des Kollationators vorliegt.

Die Abschrift der im Original erhaltenen Stücke ist uns willkommen, weil wir an ihr von neuem die Sorgfalt des alten Petrarchisten prüfen können. Sie läſst wenig zu wünschen übrig für die Sonette *Se Phebo, Quando talora* und *Più volte,* die auf den petrarkischen Blättern, sauber geschrieben, leicht lesbar sind: In *Se Phebo* ist v. 3 *giamai* mit zwei *m* geschrieben. In *Quando talora* hat der Kopist für *giugne* zuerst *gionge* gesetzt, dann *gne* hinzugefügt, ohne *nge* zu tilgen. Die Überschrift zu *Più volte* hat am Ende von *parisj'* das ' übersehen. Die Notiz *4 nouēbr 1336 recepi hoc* (oder *hic*) *scribere* scheint nach dem Druck der beiden Herausgeber zum Sonett *Quando talora* zu gehören. Der Kollationator hat sie, ganz dem Original entsprechend, am Rande des Blattes oberhalb des Sonettes *Più volte* eingetragen.[1] V. 6 des Sonetts steht *Hauea* statt *Auea.*

Nicht so gut überschrieben ist die im Original schwerer zu lesende Ballata *Amor che'n cielo.* V. 2 hat freilich nur der Druck *ispiri;* die Photographie zeigt das *inspiri* Petrarkas. Aber v. 3 steht *mei* statt *miei,* v. 5 *leual graue penser tallor* statt *leua il gr. pensier talor,* v. 7 fehlt die Lesart *nodo,* die Petr. für *peso* eingeführt hat, v. 9 steht *su(oi)* statt *tuoi,* v. 11 fehlt die letzte Lesart *pur spero,* v. 12 steht *perfetta* statt *perfecta.*

Merkwürdigerweise fehlen im Casan. die lateinischen Notizen, welche der Dichter dieser Ballata beigegeben hatte (s. *Zur Entwickelung* S. 100), während wir hier wieder eine Notiz finden, welche das Blatt der Vatikana nicht zeigt. Diese Notiz lautet nach der Lesung der Herausgeber:

h[2] *ī ordine retrogrado ad lram*[3] *ñ fallor ut hic sūt dictaui āno isto pro confortiuo et unū aliud postea quod nō curaui pficere ex his aut elegit* ...[4] *ipse ultimū quod hic est primū scripsi hoc ne elaberet in totū que magna* ...

Wo diese Notiz gestanden hat, bleibt unklar. Das Originalblatt zeigt keine Spur einer Beschädigung, die sie hätte verloren gehen lassen. Es ist dort vielmehr Raum genug frei, auf dem sie hätte stehen können. Hierzu kommt, daſs der Kollationator sie mit einer anderen Feder, offenbar erst später, der Abschrift der Ballata hinzugefügt hat, so daſs er sie wohl irgend anderswoher nahm. Es erscheint also durchaus zweifelhaft, ob sie zu dieser Ballata gehört, wobei aber doch wieder zu bemerken ist, daſs dieselbe Seite des Originals, welche die Ballata enthält, auch, wie diese Notiz, einer Abschrift *pro Confortino* gedenkt.

Diese Notiz hat nun leider beim Druck der neugefundenen Stücke groſses Unheil angerichtet. Die Worte *in ordine retrogrado,* die sich offenbar auf die (buchstäbliche *'ad litteram'*) Überschreibung mehrerer Stücke von einer Niederschrift zu einer anderen 'in umgekehrter Reihenfolge' beziehen, haben die Herausgeber dahin verstanden, daſs Petrarca die Folge der einzelnen Verse geändert habe, *per rendere più difficile a quanti gli*

[1] Ich benutze die photographische Wiedergabe der beiden Blätter, welche die Herausgeber mir freundlich zugesandt haben, und die im 3. Bande des *Archivio Paleografico Italiano* auf tav. 55 enthalten sein soll.

[2] Der Anfang scheint mir unsicher. Es liegt nahe, *Tr.* zu lesen, wie bei so vielen Stücken des Vat. steht: *Tr. in ordine.*

[3] Über *lram* ein Strich als Zeichen der Abkürzung.

[4] Das Ende der zweiten Zeile ist unsicher.

capitavano in casa con l'intenzione di chiedergli o sottrargli de' versi, o qualsiasi altro scritto (*Famil.* V, 16), *il leggere specialmente quelle sue rime che erano in uno stato di prima elaborazione.* So drucken sie denn, nach einem diplomatischen Text auf S. 6 f., die neugefundenen Stücke S. 16—18 ab *'nell' ordine in cui li avremmo trovati nella membrana A* (dem ersten der losgelösten Blätter), *se egli ve li avesse voluti disporre nel modo ordinario, come stanno appunto nella membrana B'* (dem zweiten Blatt, auf welchem die Herausgeber die schlichte Reihenfolge der Verse anerkennen).

Von ihrem Irrtum hätte sie schon der Umstand abhalten sollen, daſs gerade die Ballata, zu welcher die lat. Notiz scheinbar gehört, auf dem neuen Blatt in fast derselben Art geschrieben steht wie im Vat. 3196. Freilich geht das nicht aus ihrem Abdruck S. 6 f. hervor, wohl aber aus der photographischen Reproduktion. Auch daſs die Form der Sonette, die bei der Neuordnung der Verse herauskommt, eine bei Petrarca beispiellose ist (a b b a b a a b in den Quaternarien, vgl. über die Sonettenform bei Petrarca des Referenten *Berliner Handschriften der Rime Petrarcas* S. 63 Anm.), zeigt sogleich, daſs diese Ordnung der Verse nicht die richtige sein kann. Die Stücke sind vielmehr in derselben einfachen Art zu lesen wie alle Niederschriften Petrarcas, und es ergeben sich sodann die folgenden Texte für die bisher noch nicht bekannten Gedichte:[1]

I.

...... ove onesti, ligiadrette e sole:
Un spirto elletto in cuor grave e superno
Regon madonna, ed ella à il mio governo
Ch'al mondo con begli occhi il fosco tole.
5 Farebbe a megia notte arder il sole
E primavera quando è maggior ver*no*;
Ma con più sua beltate e'l mio amor ferno,
Più sua crudezza mi trapesa e dole.
Amor, (*questa*) già mia consienza non acerba
10 Ma ben l'invita, e'l vero mi constrigne
Che tanto . . i lice l'esser meno acerba
Quanto fortuna in alto più la spigne.

Giorgi und Sicardi nehmen die Reihenfolge 2, 4, 1, 3, 6, 5, 8, 7; 9, 10, 11, 12 als die richtige an und fassen die Verse 1—8, 9—12 als Fragmente zweier verschiedener Dichtungen auf. Da sie in der Niederschrift als zusammengehörig erscheinen, sehe ich in ihnen ein unvollendetes oder unvollständig überliefertes Sonett, dessen Ternarien die Reihenfolge c d c d c d hatten (wie 113 von den 317 Sonetten des Kanzoniere). Ob die fehlenden zwei Verse am Ende oder vor v. 9 oder etwa vor 10 hinzuzufügen sind, bleibt ungewiſs. — V. 1 ist im Beginn unlesbar. G. und S. ergänzen *Oh pruove,* und besseres weiſs ich auch nicht vorzuschlagen. *Onesti* ist zu *oneste* zu korrigieren. — V. 2 l. *un* statt *in*? — V. 7 darf man statt *ferno* wohl *scerno* lesen und *con* als *com'* (s. 209, 8; 269, 13) verstehen. — Auch *trapesa* v. 8 wird nicht bleiben dürfen; man kann in verschiedener Art ändern.

II.

In cielo, in aria, in terra, in fuoco e in mare
Amor percuote, e vola senza manto.
Contra suo' strali orati non è incanto;
Ma se col piombo vuol, può risanare.
5 A megia state fa l'huomo tremare
Et arder a gran verno, e più chè quanto
.... forza di canpar e ufsir di pianto,
In più vilupi e lacrime fa intrare.

[1] Ich behalte die Orthographie des Casanatensis bei.

La baila, le mie fasse e la mia chuna
10 **O biastemato mille fiate e gli anni**
Onde io son vivo e gusto aureo martire.
M'al fin i'(*penso*) credo soglier queste funa
O dar rimeggio a mie' gravosi affanni,
Se tempo aspetto con humil sufrire.

Reihenfolge der Verse bei GS: 2, 1, 4, 3, 5—8, 10, 9, 11—14. V. 7. Den unlesbaren Anfang des Verses ergänzen GS. zweifellos mit Recht: *se sforza*; l. *uscir* wie v. 9 *fasoie*, v. 12 *scioglier*. — V. 12: *Ma al fin*.

III.

L'oro e le perle e i bei fioretti e l'erba
Oe par natura aduopre più che seta,
Le bianche mano e l'angelice deta
Che a nobil uopre a punto se riserba,
5 **Quegli occhi ch'al voltar suo disacerba**
Ogni crudezza, e'l viso che divieta
Turbarsi l'aria, e quella faza lieta
Che humil farebe ogni fera superba,
Mirategli, per Dio, signor gentile!
10 **Mirategli, se mai bramasti in terra**
Veder un dolce e proprio paradiso.
Vedrete cose d'aquetar humile
Vulcano e Jove alhor che più disserra
Per fulminar qui giù luoco preciso.

Versfolge bei GS: 5—8, 2, 1, 4, 2, 9—14. — 2. l. *Ove*. 3. l. *mani*. 10. l. *bramaste*.

Diese Sonette werden zum Lorbeer Petrarcas kein neues Blatt hinzufügen. Der Dichter hat sie wohl weiterer Überarbeitung für unwert gehalten. Wenigstens das letzte, vielleicht aber auch die beiden vorhergehenden, sind auch kaum eigenem Antrieb entsprungen, sondern sind Risposte, vielleicht mit mehr oder weniger denselben Reimwörtern, auf Sonette, die man ihm Antwort heischend zugesandt hatte. Daher denn auch Formen, die wir sonst nicht bei ihm finden, wie *deta*, und gezwungene Ausdrücke und Konstruktionen, die zu korrigieren unter diesen Umständen ein müßsiges Beginnen wäre. Freilich bleibt auch immer noch der Zweifel, inwiefern die Überlieferung des Casanatensis in jedem Punkte genau ist. Besser als mit den Sonetten steht es mit den beiden Ballaten. Sie entbehren nicht der Anmut. Die erste von ihnen, die schon in den genannten Ausgaben steht, lautet nunmehr, mit geringen Abweichungen von jenen Drucken (M):

IV.

Nova bellezza in habito gentile
Volse il mio core al' amorosa schiera
Ove'l mal si sostene e'l ben si spera.
Gir mi convene e star com' altri vole,
5 **Poi ch'al vago penser fu posto un freno**
Di dolci sdegni e di pietosi sguardi.
El chiaro nome e'l suon de le parole
De la mia donna e'l bel viso sereno
Son le faville, Amor, di che'l cor m'ardi.
10 **I'pur spero mercè, quanto che tardi,**
Ch'avenga (*oder:* Chè ben) ella si mostre acerba e fera,
Humile amante vince donna altera.

Versfolge bei GS: 1—3, 5, 4, 7, 6, 9; — 8, 10—12 (als zwei Fragmente gedruckt). V. 8 *mal* fehlt C. 9 *a. per chè il c.* M. 10. *sp. quantunque che sia t.* M. 11. *chè ben* fehlt M.

V.

L'amorose faville e'l dolce lume
De' be' vostri occhi, onde la mente ho piena,
Fanno la vita mia (*troppo*) sempre serena.
Donna, l'alto viaggio ond'io m'ingegno
5 Meritar vostra gratia humilemente,
Con sua durezza m'averia già stancho,
Se non ch' Amor dal bel viso lucente
Si fa mia scorta et infallibil segno,
Mostrandose nel bel nero et nel bi*anco*;
10 *On*de sospira il disioso fianco
E riprende valor, che'n alto il mena,
*Vi*ncendo ogni contrario che l'affrena.

V. 4, 6, 8, 10, 12 die ersten Buchstaben unleserlich, V. 9 die letzten Buchstaben abgeschnitten (vgl. für diesen Vers 29, 23; 72, 50). GS. haben die ersten drei Verse als besonderes Fragment von den folgenden getrennt.

Diese Ballata, die wie das in mancher Beziehung ähnliche Madrigal *Per ch'al viso d'Amor portava insegna* dantischen Erinnerungen entsprungen scheint, hätte der Dichter wohl mit geringen Änderungen in den Kanzoniere aufgenommen, wäre es ihm zu rechter Zeit begegnet. Die letzten fünf Verse, welche uns die neugefundenen Blätter kennen lehren, gehören auch wohl einer Ballata und vielleicht auch einer fast vollendeten an; aber es sind nur ihre ersten und letzten Verse, während die dazwischenliegenden uns verloren gegangen sind, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie uns wiederfinden läfst:

VI.

Amor, che'n pace il tuo regno governi,
Pon fine a l'aspra guerra ch' i' sostegno,
Sè ch' i' non pera per soverchio sdegno
etc. et in fine:
A voi servir, a voi piacer m'ingegno,
E quel poco ch' i' son, da voi mi tegno.

Die Verse sind auf dem zweiten Blatt mit anderer Feder dem Sonett *Più volte il dì* nachgesetzt.

Breslau. C. Appel.

O. Hecker, Neues deutsch-italienisches Wörterbuch aus der lebenden Sprache mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs zusammengestellt und mit Aussprachehilfen versehen. Teil II: Deutsch-Italienisch. Braunschweig, G. Westermann, 1905. VIII, 643 S. kl. 8. M. 4.

Die grofsen Vorzüge, welche dieses italienische Wörterbuch vor den übrigen auszeichnen, hat kein geringerer als Tobler in dieser Zeitschrift Bd. CV S. 216—218 schon hervorgehoben. Die kleinen Unebenheiten, welche sich in dem ersten Bande noch hier und dort finden, scheinen mir hier ganz verschwunden zu sein. Auf die Anordnung der einzelnen Artikel nach der Bedeutungsentwickelung und die Verdeutschung ist womöglich noch mehr Sorgfalt verwendet worden. Dazu bietet dieser zweite Teil des Wörterbuches eine bei seinem Umfange geradezu überraschende Fülle von Stoff, besonders Redensarten aus dem täglichen Leben, und bei jedem mehrdeutigen Ausdruck ist durch geeignete Zusätze für schnelle und sichere Unterscheidungsmöglichkeit gesorgt. Um ein Beispiel zu geben: '**ab'schlagen**, *t.* 1. portár via con un colpo | (Kopf) tagliare | (Nüsse) abbacchiare | die Schneppe ~ von sboccare | sein Wasser ~ fare un pò' d'acqua. 2. (Billardbande) rèndere. 3. (fig.) rifiutare, negare | schlagen Sie es mir nicht ab! non mi dica di nò!; (Angriff, Gesuch) respíngere. ~, *i.* sonár la ritirata.'

Kein grofser Schade ist es, dafs, jedenfalls der Raumersparnis halber, hier bei den italienischen Zeitwörtern der Akzent im Präsens und die Qualität der *e* und *o* unter dem Tone nicht angegeben sind; da hilft mit leichter Mühe der erste Teil aus.

Bei den vielen Stichproben, die ich an der Hand meiner eigenen reichhaltigen Sammlungen von italienischen Redensarten, Bedeutungsentwickelungen usw. angestellt habe, ist mir kaum etwas zu bessern aufgestofsen. Denn, wenn man hier und dort Zusätze wünschte und dafür lieber anderes aufzugeben geneigt wäre, so beruht das natürlich einem so sorgfältig durchdachten Werke gegenüber auf persönlichem Empfinden. Zunächst also in bunter Reihenfolge ganz wenige Bedenken. Zurückzahlen *rimborsare*. Daraus ist nicht ersichtlich, dafs es heifst *rimborsare uno delle spese*. Pech an den Hosen haben ist mit *aver la disdetta addòsso* übersetzt. Das heifst aber nur Pech haben. Ich kenne wenigstens Pech an den Hosen haben nur in der Bedeutung 'nicht aus der Kneipe, einer Gesellschaft usw. nach Hause finden können'. Beschottern ist mit *acciottolare* übersetzt. Dies heifst doch aber 'mit Kieselsteinen pflastern', wie *acciottolato* ein Kieselsteinpflaster ist. Ich hätte es mit *imbrecciare* wiedergegeben, wie das Hauptwort Beschotterung, das H. nicht hat, mit *imbrecciata*. Bei Notnagel steht nur *última risorsa*, eine Bedeutung, in der ich das Wort überhaupt nicht kenne, und die jedenfalls weit häufigere 'Notnagel am Finger' fehlt. An Zusätzen hätte ich etwa gewünscht: befingern (H. hat das seltenere fingern); in die Falle locken (*accalappiare*); netter Kerl! iron. *bèl cesto*; bei Olim hätte ich *al tèmpo della Regina Bèrta* angeführt (an dieser Stelle habe ich übrigens den einzigen Druckfehler gefunden: von *illis* ist das *s* abgesprungen); eine lose Zunge haben (H. hat nur loses Maul); verfahren als adj. (etwa *spallato*); aufgeschmissen; Furchenkamm; mit vollen Backen kauen (*mangiare a due palmenti*); keinen Ton reden (*non avèr paròle fatte*); ersaufen (in Schuhen) (*sbigonciare*); Hauptmahlzeit; platt sein; Strohblume, Immortelle; reiterlos (*scòsso*); Winkelmafs; lichtbraun (*sagginato*); prangen von der Landschaft (*il paesaggio esulta*).

Eine ausgezeichnete, ja unentbehrliche Zugabe ist das Eigennamenverzeichnis. In der Aussprache des Deutschen schwankt übrigens der Akzent in einer ganzen Anzahl der aufgeführten Worte; H. gibt da immer nur eine Betonung an, meist die richtigere oder gebräuchlichere. Sehr viele Deutsche sagen z. B. Bee'thoven und nicht Beetho'ven; A'gathon, nicht Agathon'; Ah'riman, nicht Ahri'man; Beresi'na, nicht Bere'sina; Damo'kles, nicht Da'mokles; Eu'gen, nicht Eugen' u. a.; wohl die meisten betonen E'mil und nicht Emi'l, um Ge'org und Jo'hann gar nicht zu erwähnen, die nach norddeutscher Ansicht verkehrte, aber weitverbreitete Betonung. Bei Worten wie sha'kespearisch u. a. wäre vielleicht in Rücksicht auf die Italiener eine Umschrift der Aussprache angebracht gewesen. Für diese ist endlich auch noch der Anhang der starken und unregelmäfsigen Verbformen in streng alphabetischer Anordnung und das Verzeichnis der üblichsten Abkürzungen von gröfster Wichtigkeit.

Alles in allem ist das Büchlein inhaltlich und typographisch eine Musterleistung, zu welcher wir dem Verfasser und der Verlagsbuchhandlung nur Glück wünschen können. Uns selber aber, sowohl den deutschen Freunden Italiens und seiner Literatur, als auch den italienischen Freunden des deutschen Geisteslebens, wünschen wir, dafs wahr sein möge, was man munkelt, dafs nämlich Hecker an einem grofsen, allumfassenden Wörterbuch der italienischen Sprache arbeitet, und dafs er die Kraft und die Mufse findet, es samt seinen Boccacciostudien unter Dach und Fach zu bringen.

Halle a. S. Berthold Wiese.

Verzeichnis

der vom 2. Oktober bis zum 28. November 1905 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Voſsler, K., Sprache als Schöpfung und Entwickelung. Eine theoretische Untersuchung mit praktischen Beispielen. Heidelberg, Winter, 1905. VII, 154 S.

Panzer, Fr., Märchen, Sage und Dichtung. München, O. Beck, 1905. 56 S. [Eine reizvolle Arbeit, gleich schön in der Form wie reich im Inhalt. Märchen, Sage und Dichtung sind drei Stufen der Epik, die P. in groſsen Zügen und doch mit lebendigem und belebendem Detail entwickelungsgeschichtlich darstellt und verbindet. P. teilt die Auffassung, daſs das Märchen, 'ein Nachklang der Urpoesie des Menschengeschlechts', aus den Erlebnissen des Traumes entstanden ist: *su vida es sueño*. Der Alltagsnot des Lebens setzt der primitive Mensch im Märchen eine Wunderwelt entgegen, wo einem Sonntagskind alles in wunderbarer Weise zu Diensten ist und alles zum Guten gerät. Ihre namenlosen Helden und Örtlichkeiten entsprechen einer namen- und heimatlosen Menschheit. Kein lyrisches (religiöses) Element mischt sich in die Erzählung des Abenteuers; das Märchen hat auch nie Liedform. Wohl aber kann sich die Volkssage zu dieser Form erheben. Die Volkssage ist die Epik einer höheren Kulturstufe, einer Menschheit, die eine feste Heimat hat, deren bestimmte Umwelt Deutung und deren Schicksale Bericht und Erklärung verlangen. In den Dienst dieser Erklärung tritt auch die primitive Metaphysik, d. i. der Mythus. Die Stimmung der Volkssage ist reifer, d. h. ernster als die des Märchens; mit dem Gefühle der Abhängigkeit (*religio*), dessen anthropomorphisierender Ausdruck der Mythus ist, stellen sich lyrische, religiöse Elemente ein. Diese werden zum Ferment künstlerischer Gestaltung, und diese künstlerische Gestaltung wird insbesondere der geschichtlichen Sage zuteil und erhebt sie in den kriegerisch-aristokratischen Kreisen zu dem, was wir Heldensage nennen. Die Heldensage ist nicht aus dem Stoffe der — prosaförmigen — Volkssage später erwachsen, sondern sie ist aus dem Ereignis durch die Dichtung geschaffen und ausgebildet. Die Heldensage ist das historische Lied in jener reichen Entfaltung, welche dieses Lied in der unmittelbaren heroistischen Umgebung der hervorragenden Persönlichkeiten fand, die im Mittelpunkt der heldenhaften Ereignisse standen. Die poetische Ausgestaltung dieser Heldensage hat sich dabei im Laufe der Jahrhunderte auch auſsergeschichtliche epische Elemente (Märchen-, Novellen-, Schwankstoffe) dienstbar gemacht. P. wird wohl auch zugeben, daſs sie dabei gelegentlich auch zu Stoffen der prosaischen, episodenhaften Volkssage gegriffen hat. — Nur in dieser poetischen Form hat sich zusammenhängende geschichtliche Überlieferung mündlich dauernd erhalten. Dauerndes Leben in der Erinnerung der Menschen hat auch hier nur die künstlerische Auslese und Gestaltung der einstigen Wirklichkeit verliehen. — Mit dem Fortschritt von Erkenntnis und Kunst ist dann in der Folgezeit das Verhältnis des Menschen zur Geschichte (zum hervorragenden heroistischen Geschehnis) ein anderes geworden. Sie hat aufgehört, die vornehmste Hüterin seiner Aspirationen, der stärkste Antrieb seiner Dichtung zu sein. Kritischere Zeiten schaffen keine Heldensage mehr. In ihren epischen Dichtungen tritt überhaupt das Abenteuer

zurück, wird die Geschichte zu einem blofsen antiquarischen Rahmen, der dazu meist unvollkommen ist. An die Stelle des Heros tritt der Mensch; unsere Epik hat sich erdenwärts gewandt, wie unsere ganze Lebensarbeit und Weltanschauung, und baut in die Tiefe. Das führt P. zum Schlufs in geistvoller Weise aus. — Man sieht, dafs der Verfasser von *Hilde-Gudrun* in dieser akademischen Antrittsrede einen kunstvollen Rahmen zu jenem Märchenbuche geschaffen hat. Ich bedaure, dafs er dabei nicht Veranlassung genommen, im Vorbeigehen auch ein Wort über Entstehung des Mythus und des 'Tiermärchens' zu sagen: wir hätten sicherlich einige feine Bemerkungen zu hören bekommen. Doch fürchte ich, dafs so der dankbare Leser, der hier spricht, schliefslich noch gar unbefriedigt erscheint — aber: an leckerer Tafel *l'appetit vient en mangeant*].

Sieveking, F., Die Hamburger Universität. Ein Wort der Anregung. Hamburg, Meifsner, 1905. 39 S. M. 0,50.

The American journal of philology. XXVI, 3 (whole nr. 103).

Rösler, Margarete, Die Fassungen der Alexius-Legende, mit besonderer Berücksichtigung der mittelenglichen Versionen (Wiener Beiträge zur engl. Philol., XXI). Wien, Braumüller, 1905. X, 197 S. M. 6.

Spruchwörterbuch, Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, Liederanfängen, von Zitaten, von Schnaderhüpfln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten etc., nach den Leitworten, sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller hg. von Franz Freiherrn von Lipperheide. In monatlichen Lieferungen, je 3 Bogen fassend, zu M. 0,60. Gesamtpreis M. 12. 1. Lieferung, 48 S. Berlin (W. 35, Potsdamerstr. 38) 1906.

Literaturblatt für germanische u. romanische Philologie. XXVI, 10 (Oktober).

Publications of the Mod. Lang. Association of America. XX, 2, June 1905 [J. D. Ford, 'To bite the dust' and symbolic lay communion. — L. F. Mott, The round table. — J. P. Hoskins, Parke Godwin and the translation of Zschokke's Tales. — S. G. Morley, The detection of personality in literature. — O. M. Johnston, Sources of the lay of Yonce. — C. C. Rice, Romance etymologies. — H. S. Jones, Some observations upon the Squire's tale. — F. G. Hubbard, Repetition and parallelism in the earlier Elizabethan drama. — K. McKenzie, Unpublished mss. of Italian bestiaries].

Die neueren Sprachen ... hg. von W. Vietor. XIII, 4 [A. Rambeau, The Teaching of Modern Language in the American High School. — O. Jespersen, Zur Geschichte der Phonetik (I). — Besprechungen. — Vermischtes]. XIII, 5 [A. Altschul, Über Bilder als Lehrmittel beim Unterricht in den neusprachlichen Realien. — R. J. Lloyd, Glides between Consonants in English (VI). — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XIII, 6 [W. Münch, Ein italienischer Vorgänger Miltons. — R. J. Lloyd, Glides between Consonants in English (VII). — J. Geddes jun., A Universal Alphabet. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XIII, 7 [W. Münch, Ein italienischer Vorgänger Miltons (Schlufs). — O. Jespersen, Zur Geschichte der Phonetik (II). — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Modern philology. III, 2, October [S. Lee, Chapman's 'Amorous Zodiacke'. — E. P. Hammond, On the order of the Canterbury tales: Caxton's two editions. — F. M. Warren, Some features of style in Early French narrative poetry 1150—70, part I. — R. Weeks, The newly discovered Chaucun de Willame, part III. — F. Klaeber, Studies in the textual interpretation of 'Beowulf'. — W. A. Nitze, A new source of the 'Yvain'].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphilol. Verein in Helsingfors. 1905. Nr. 4/5 [A. Lindfors, Sur la méthode de l'enseignement des langues modernes (II). — Besprechungen. — Zeitschriften-Rundschau. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen]. 1905. Nr. 6 [A. Långfors, Une paraphrase anonyme de l'*Ave Maria* en ancien français. — H. Palander, Volksetymologische Umbildung im Englischen. — Besprechungen. — Bericht und Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Modern language teaching. I, 6, Oct. [N. L. Frazer, § 6 of the new regulations. — P. S. Jeffrey, Normal English. — Mrs. E. Miall, French in the elementary stages. — A modern lang. teacher's reference library. — Discussion column, correspondence etc.]. — 7, Nov. [R. J. Lloyd, On thinking in a foreign tongue. — Discussion column, Mod. Lang. Association, Esperanto congress, Examinations etc.].

The modern language review. I, 1. A quarterly devoted to the study of medieval and modern literature and philology edited by J. G. Robinson. Advisory board: H. Bradley, L. M. Brandin, E. G. Braunholtz, K. Breul, E. Dowden, H. G. Fiedler, J. Fitzmaurice-Kelly, W. W. Greg, C. H. Herford, W. P. Ker, Kuno Meyer, W. R. Morfill, A. S. Napier, R. Priebsch, W. W. Skeat, Paget Toynbee. Cambridge, University Press. 86 p. To appear four times a year; annual subscription: 8 sh. net. [G. G. Smith, Some notes on the comparative study of literature. — P. Toynbee, English translations of Dante in the 18th cent. — A. C. Bradley, Notes on passages in Shelley. — W. W. Greg, The authorship of the songs in Lyly's plays. — G .C. Moore Smith, Shakespeareana. — J. Crosland, A German version of the thief-legend. — Reviews. Minor notices. New publications].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hg. von E. Hoffmann-Krayer und J. Jeanjaquet. IX, 2 [H. Zahler, Rätsel aus Münchenbuchsee (Bern). — A. Rossat, Les Paniers, poème patois (suite). — S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. — Miszellen. — Bücheranzeigen. — Berichte]. IX, 3 [Chr. Luchsinger, Das Molkereigerät in den Alpendialekten der romanischen Schweiz. — H. Zahler, Rätsel aus Münchenbuchsee (Schlufs). — S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt (Forts.). — A. Rossat, Les Paniers, poème patois (suite). — Bücheranzeigen].

Breymann, H., Neusprachliche Reform-Literatur (Drittes Heft). Eine bibliographisch-kritische Übersicht, bearbeitet von Prof. Dr. Steinmüller. Leipzig, Deichert (G. Böhme), 1905. IV, 152 S. M. 4. [Die übersichtliche Anlage des trefflichen Breymannschen Werkes ist in diesem dritten Hefte bewahrt worden. Die ersten Seiten enthalten Nachträge zu den früher erschienenen Teilen; S. 10—102 bieten das neue Material, hauptsächlich für die Jahre 1899—1904, und daran schliefst sich der zusammenfassende Rückblick, der über die methodologische Diskussion dieser fünf Jahre im Sinne der 'vermittelnden Reformmethode' orientiert.]

Münch, W., Das akademische Privatstudium der Neuphilologen [S.-A. aus *Lehrproben und Lehrgänge der Gymnasien und Realschulen*, 4. Heft]. 1905. 20 S. [Von dem Gedanken ausgehend, dafs der Student der neueren Sprachen allzuleicht sich damit begnügt, sich nur mit dem zu beschäftigen, was der Turnus der Vorlesungen und Seminarübungen ihm zufällig zuführt, weist hier M. nachdrücklich auf die Notwendigkeit eines planmäfsigen Privatstudiums hin, das neben der gleichsam offiziellen Beschäftigung herzugehen hat. Er spricht von den Aufgaben dieses Privatstudiums und seiner Organisation in warmen Worten der Erfahrung, die jeder Student sich zu Herzen nehmen sollte.]

Lüderitz, A., Die Liebestheorie der Provenzalen bei den Minnesingern der Stauferzeit (Literarhistorische Forschungen, hg. von Schick und v. Waldberg, XXIX. Heft). Berlin u. Leipzig, Felber, 1904. 136 S. M. 3, Subskriptionspreis M. 2,60.

The journal of English and Germanic philology. V, 4, October 1905 [E. D. Hanscone, The feeling for nature in O. E. poetry. — O. B. Schlutter, On the O. E. glosses printed in Kluge's Ags. Lesebuch. — C. H. Hathaway jr., Chaucer's verse tags as a part of his narrative machinery. — A. S. Cook, Browning, Abt Vogler, 99 ff. — G. H. Nettleton, The books of Lydia Languish's circulating library. — E. Björkman, Etymological notes. — G. M. Priest, Zu Eberhard von Erfurt. — C. Osthaus, Strong forms of *Ein* before nouns. — F. L. Wells, Experimental phonetics and Verner's law. — F. M. Padelford, Note on Brasil's Address to young men. — E. Klaeber, An O. E. proverb. — W. S. Johnson, A note on King Lear. — G. T. Flom, The Norwegian dialect and Folklore Society. — Reviews].

Jantzen, Hermann, Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. 3. Aufl. (Sammlung Göschen Nr. 79). Leipzig, Göschen, 1905. 153 S. M. 0,80.

Golther, Wolfgang, Nordische Literaturgeschichte. I. Teil: Die isländische und norwegische Literatur des Mittelalters (Sammlung Göschen Nr. 254). Leipzig, Göschen, 1905. 123 S. M. 0,80.

Skandinavisk månadsrevy. I, 4, Nov. [E. Wrangel, Schiller und Schweden. — The Kipling reader, Jungle animals in India. — English guides to learning. — Miscellanea etc.].

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht f. d. Selbststudium der schwedischen Sprache von E. Jonas, E. Tuneld, C. G. Morén. Berlin, Langenscheidt. Brief 31—35 zu M. 1.

Sahr, Julius, Das deutsche Volkslied, ausgewählt und erläutert. 2. Auflage (Sammlung Göschen Nr. 25). Leipzig, Göschen, 1905. 189 S. M. 0,80.

Zscharnack, Leopold, Lessing und Semler. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Rationalismus und der kritischen Theologie. Giefsen, Töpelmann, 1905. 388 S. M. 10.

Homers Ilias und Odyssee in verkürzter Form nach Joh. H. Vofs bearbeitet von Dr. Edmund Weifsenborn, Prof. am Gymn. zu Mühlhausen i. Th. I. Bändchen: Ilias. 3. Auflage. Leipzig, Teubner, 1905. IV, 164 S.

Goethe's Faust, translated by Anna Swanwick, LL. D. with an introduction and bibliography by Karl Breul, York Library. London, Bell, 1905. LXX, 437 S. 2 s.

Goethes Iphigenie auf Tauris, edited with introduction and notes by Max Winkler, Ph. D. Neuyork, Holt, 1905. CV, 211 S.

Drescher, Max, Die Quellen zu Hauffs 'Lichtenstein' (Probefahrten, Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig, VIII). Leipzig, Voigtländer, 1905. 146 S.

Paszkowski, Wilhelm, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes. 2. Auflage. Berlin, Weidmann, 1905. VIII, 240 S. M. 3,20.

Langer, O., Deutsche Diktierstoffe in Aufsatzform, vermehrt durch Einzelsätze für den Unterricht in der Rechtschreibung. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten sowie Bürgerschulen und für den Privatunterricht. 4. Auflage. Wien, Tempsky, 1906. 162 S. M. 2.

Beiblatt zur Anglia. XVI, 4, 5 (April, Mai 1905).

Scottish historical review. III, 9, Oct. 1905 [C. H. Firth, A restoration duel. — Sir Herbert Maxwell, The Scalacronica of Sir Thomas Gray. — R. M. Fergusson, Presbytery and popery in the 16. cent. — R. M. Holden, The first Highland regiment. — W. G. B. Murdock, Charles the Second, his connection with art and letters. — A. F. Stewart, The

Scottish 'nation' at the university of Padua. — A. H. Millar, Killicrankie described by an eye-witness. — W. R. Scott, Scottish industrial undertakings before the union. — Reviews of books. Queries. Communication and replies].

Swaen, A. E. H., A short history of English literature. Second edition. Groningen, Noordhoff, 1906. 60 S. M. 0,80.

Schmidt, Friedrich, Oberlehrer, Short English prosody for use in schools. Leipzig, Renger, 1904. 14 S. M. 0,30.

Beowulf nebst dem Finnsburg-Bruchstück mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen hg. von F. Holthausen. I. Teil: Texte und Namenverzeichnis (Alt- u. mittelengl. Texte, hg. von Morsbach u. Holthausen, III). Heidelberg, Winter, 1905. VII, 112 S. M. 2,40.

Derocquigny, Jules, A contribution to the study of the French element in English. Lille, Le Bigot Bros., 1904. 176 S.

Lucht, Paul, Lautlehre der älteren Layamonhandschrift (Palaestra, XLIX). Berlin, Mayer & Müller, 1905. 132 S.

French, John C., The problem of the two prologues to Chaucer's Legend of good women. Baltimore, J. H. Furst Company, 1905. 100 S.

Benndorf, Cornelie, Die englische Pädagogik im 16. Jahrhundert, wie sie dargestellt wird im Wirken und in den Werken von Elyot, Ascham und Mulcaster (Wiener Beiträge zur engl. Philologie, XXII). Wien, Braumüller, 1905. XI, 84 S. M. 3.

Shakespeare, William, Hamlet. Erklärt von H. Fritsche, neu hg. von Hermann Conrad (Shakespeares ausgewählte Dichtungen, V). Berlin, Weidmann, 1905. LXXXII, 153 S. M. 2.

Shakespeare, Julius Cæsar edited by Frederic W. Moorman (Teubner's School Texts, I). Leipzig, Teubner, 1905. 91 S. (Dazu Notes, 66 S.)

Minor poets of the Caroline period, vol. I containing Chamberlayne's Pharonnida and England's jubilee, Benlowes' Theophila and the poems of Katherine Philips and Patrick Hannay, edited by George Saintsbury, M. A. Oxford, Clarendon Press, 1905. XVIII, 726 S. 10 s. 6 d.

Souvenir of the Crabbe celebration and catalogue of the exhibition at Aldeburgh, Suffolk, 16th to 17th september, 1905. 2 s. 6 d.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3841: Percy White, The patient man.
„ 3842—3: A. Hope, A servant of the public.
„ 3844: A. Morrison, Divers vanities.

Krueger, Gustav, Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. III. Teil: Lesebuch mit 8 farbigen Karten und Tafeln. Wien, Tempsky, 1906. 400 S. M. 3,60 = 4 K 30 h.

Röttgers, Benno, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Mit 35 Illustrationen und 3 farbigen Karten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1906. X, 352 S. M. 3,50.

Hamilton, Louis, The practical Englishman. Lehrbuch für öffentliche Lehranstalten und für den Privatunterricht. Berlin, Weidmann, 1905. 163 S.

Wingerath, Hubert H., New English reading-book for the use of middle forms in German high-schools. Second edition, revised and enlarged, with a map of Great Britain and Ireland. Cologne, Dumont-Schauberg, 1905. XII, 367 S. M. 3,50.

English histories in biographies, with a synopsis of the history of England from the Norman conquest to the time of George I. Zusammengestellt und erklärt von Karl Köhler (Schulbibliothek französ. und engl. Prosaschriften, II, 44). Berlin, Weidmann, 1905. VI, 144 S. M. 1,40.

Rider Haggard, H., Mr. Meeson's will. Annotated by Grondhoud and Roorda. Library of contemporary authors I. Second edition. Groningen, Noordhoff, 1906. VIII, 271 S. f. 1,50.

Romania p. p. P. Meyer et A. Thomas. No. 135 (juillet 1905) [A. Thomas, Le nominatif pluriel asymétrique des substantifs masculins en ancien provençal. — H. Omont, Notice sur des feuillets retrouvés du ms. 525 de Dijon. — A. Piaget, *Le Belle Dame sans merci* et ses imitations (suite). — P. Meyer, Fragments de manuscrits français. — Mélanges: J. Derocquigny, Anc. fr. *besuchier* (= s'occuper à des riens). — A. Thomas, Fr. *élanguer, élangueur;* fr. dialektal *fenerotet;* fr. *rancune;* anc. fr. *renformer*, fr. mod. *renformir*. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique].

Revue des langues romanes XLVIII, 4 [V. Chichmarev, Contenances de table en vers provençaux. — F. Castets, Une variante allemande de 'Après la bataille'. — P. Devoluy, Discours prounouncia au festenau de Santo-Estello lou 12 de jun 1905 en Arle. — P. Ulrich, L'Apocalypse en haut-engadinois (fin). — H. Guy, La Chronique française de Maître G. Crétin (suite). — Bibliographie]. XLVIII, 5 [L.-E. Kastner, Les versions fr. inédites de la descente de saint Paul en enfer. — F. Castets, I dodici canti (suite). — J. Ronjat, Sur la langue de Fourès. — A. Vidal, Les délibérations du conseil communal d'Albi de 1372 à 1388 (fin). — Bibliographie. — Chronique].

Romanische Forschungen. Organ für roman. Sprachen und Mittellatein, hg. v. K. Vollmöller. XX, 1. Heft [L. Jordan, Die Sage von den vier Haimonskindern. — G. Hartmann, Zur Geschichte der italienischen Orthographie. — F. B. Luquiens, The Roman de la Rose and medieval Castilian literature].

Bibliotheca Romanica, Strafsburg, Heitz u. Mündel (1905). Das Bändchen, ca. 5 Druckbogen, M. 0,40.

1. Molière, Le Misanthrope.
2. Molière, Les Femmes savantes.
3. Corneille, Le Cid.
4. Descartes, Discours de la méthode.
5. u. 6. Dante, Div. Commedia: Inferno.
7. Boccaccio, Decameron, Prima giornata.
8. Calderon, La vida es sueño.
9. Restif de la Bretonne, L'an 2000.
10. Camões, Los Lusiadas, Canto I und II. [Diese neue Sammlung will den Gelehrten, Studierenden, Lehrern, Schülern und den Gebildeten überhaupt zuverlässige Ausgaben romanischer Literaturwerke zu billigem Preise und in guter Ausstattung bieten. Das Unternehmen, das in der bewährten Hand von G. Gröber liegt, wird jedem willkommen sein und ist insbesondere im Interesse des Studierenden und des akademischen Unterrichts zu begrüfsen. Dieser Unterricht leidet vielfach unter dem Umstande, dafs dem Studenten die Literaturwerke nicht erreichbar sind und der Umfang seiner fremdsprachlichen Lektüre, seine direkte Quellenkenntnis unzureichend ist. Hier wird ihm eine reiche Auswahl romanischer Werke geboten, die seiner Börse zugänglich sind. Die weiteren Bändchen sollen zunächst auch Voltaire, Rousseau, Diderot, Beaumarchais, Balzac, Tillier, Musset; Petrarca, Ariost, Cellini, Tasso, Metastasio, Goldoni, Alfieri, Leopardi; Lope, Cervantes, Gil Vicente etc. bringen. Jedes Bändchen ist mit einer Einleitung versehen, die eine literaturgeschichtliche Würdigung des Werkes mit bibliographischen Angaben verbindet und in der Sprache des romanischen Autors verfafst ist. Der Druck ist klein, aber scharf. Die Orthographie der älteren französischen Texte ist in vernünftiger Weise modernisiert. Im allgemeinen sollen diesen Neudrucken die Ausgaben letzter Hand zugrunde gelegt werden. So beruht z. B. der *Cid* auf der Edition von 1682; doch sind die Abweichungen, die der ursprüngliche Text von 1637 zeigt, angeführt. Molières Stücke sind auf die Editiones principes gegründet (mit Angabe der Varianten von 1682). Der Wittesche Text der *Commedia* ist mit den Lesarten der verbreitetsten neueren Ausgaben und

der Boccaccio-Handschrift versehen, und die Ausgabe der *Lusiadas* (von Carolina Michaelis de Vasconcellos) bietet mit einer längeren Einleitung einen kritischen Text.]

Società filologica romana:

I Documenti d'Amore di Francesco da Barberino secondo i manoscritti originali a cura di F. Egidi, fasc. IV, Roma 1905. S. 209—288.

Bulletino della Soc. fil. rom. Num. VII. Roma 1905. 90 S.

Niedermann, M., Contributions à la critique et à l'explication des Gloses latines [Académie de Neuchatel. Recueil de travaux p. p. la Faculté des Lettres sous les auspices de la Société académique. Prem. fascicule]. Neuchâtel, Attinger, 1905. IX, 49 S. Fr. 3.

Weise, O., Charakteristik der lateinischen Sprache. Dritte Auflage. Leipzig, Teuber 1905. VI, 190 S. [Diese dritte Auflage des bekannten Werkchens zeigt mancherlei Ergänzungen und Nachträge, so z. B. einen kurzen Schlufsabschnitt über 'Die römische Kultur im Spiegel des lateinischen Wortschatzes'].

Grundrifs der romanischen Philologie, hg. von G. Gröber. I. Band, 4. Lieferung (Bogen 49—68; Schlufs des Bandes). Mit 13 Karten. Zweite verb. und verm. Auflage. Strafsburg, K. J. Trübner, 1906. M. 5,50. [Auf die drei vorausgehenden Lieferungen ist hier, CXIII, 244; 490; CXIV, 263, bereits hingewiesen worden. Mit der vorliegenden vierten (Schlufs-)Lieferung ist dieser erste Band nun auf rund 1100 Seiten angewachsen: er hat gegenüber der ersten Auflage eine Vermehrung von 15 Bogen erfahren. Diese Schlufslieferung führt Suchiers Darstellung 'Die französische und provenzalische Sprache und ihre Mundarten' zu Ende, bringt Morel-Fatios Darstellung des Katalanischen in teilweiser Neubearbeitung durch Saroïhandy, Baists 'Spanische Sprache', Cornus 'Portugiesische Sprache' (mit einem Anhang 'Neugalizische Formenlehre') und 'Die lateinischen Elemente im Albanesischen' in neuer Redaktion durch W. Meyer-Lübke. — Vergleicht man den Band in seiner neuen Gestalt mit der ursprünglichen Form von 1888, so findet man, ganz abgesehen von fortlaufenden Zusätzen, welche die Bibliographie à jour halten und sonstige im Laufe der Jahre entstandene Lücken ergänzen, fast in jedem Paragraphen Änderungen zum Teil tiefgreifender Art, wie sie durch die Fortschritte der Forschung bedingt worden sind (vgl. z. B. § 96 in Suchiers Abschnitt). Die Karten sind wohl ganz unverändert geblieben; zu kleineren Retuschen wäre auch hier gelegentlich Veranlassung gewesen. Z. B. gehört (Karte I) das linksloirische Montbrison nach Philipon, *Romania* XXII, 1 ff., zu den Orten, die *á* nach Palatalen bewahren (finales Pal. + *a* aber wird *i*), und diesen Forschungen Philipons, Devaux' und Gauchats zufolge hätte auf der allgemeineu Übersichtskarte des romanischen Sprachgebietes auch die Grenze des 'Frankoprovenzalischen' verändert werden müssen: das frankoprovenzalische Gebiet dehnt sich westlich von Lyon bis zur Loire, ja (mit auslaut. *-a* > *-i*) noch etwas jenseits dieses Flusses aus, während es anderseits sich etwas weniger weit nach Süden und ganz erheblich weniger weit nach Norden erstreckt, als die gelbe Grenze angibt. Es wäre übrigens erwünscht, dafs Herausgeber und Verleger diese Übersichtskarte in gröfserem Mafsstab, als Wandkarte, herstellen liefsen. Sie würde die Anschauungsmittel unserer Seminarien in willkommener Weise vermehren. — Der *Grundrifs* ist allen, die sich mit romanischer Philologie beschäftigen, den Lernenden und den Lehrenden, längst ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden. Die Rolle, die er in der Forschungsarbeit der letzten zwei Jahrzehnte als Inventar und Wegweiser gespielt hat, wird noch gewichtiger werden durch diese so rasch und glücklich geförderte Neubearbeitung von 1904—6.]

Roques, M., Méthodes étymologiques (Extrait du Journal des Savants, août). Paris 1905. 15 S. [Von A. Thomas' *Nouveaux Essais de philologie française*, vergl. hier CXIII, 493, ausgehend, gelangt Roques zu

einer vergleichenden Würdigung der Wortforschungsmethoden, die durch Thomas einerseits, durch Schuchardt anderseits vertreten werden. Auch er kommt, wie Tappolet in seinem hier erschienenen Aufsatz über 'Phonetik und Semantik in der etym. Forschung', CXV, 121, zu dem Resultat, daſs die Differenz, welche die beiden Forscher trennt, durch die Polemik gröſser erscheint, als sie wirklich ist. Man wird das gelten lassen und doch mit Roques der Meinung sein, daſs ein tiefer prinzipieller Unterschied sich in beider Methode verbirgt. Nicht darin liegt er freilich, daſs Schuchardt die semasiologische Seite der Wortgeschichte mehr betont als Thomas, sondern er liegt in der Auffassung der sog. Lautgesetze (cf. hier p. 454 f.), und hier ist er unüberbrückbar. Schuchardt glaubt nicht an die von uns formulierten Laut*gesetze*; er spricht diesen empirischen Formeln die ausnahmslose Gültigkeit ab. So findet er eben da keinen festen Boden, wo Thomas seinerseits ganz sicher zu stehen und zu gehen vermeint. Aus dieser Sicherheit Thomas' flieſst seine Selbstbeschränkung: er arbeitet mit Vorliebe am einzelnen Wort, bleibt gern innerhalb eines Dialekts und meist innerhalb des Französischen oder doch des Galloromanischen und begnügt sich mit der Herausarbeitung des limitierten phonetischen Problems, für welches sein Auge eine auſserordentliche Schärfe besitzt. Und weil Schuchardt in den sog. Lautgesetzen einen sicheren Halt nicht erkennen kann, sieht er sich nach anderen Hilfsmitteln um, befragt er mit unermüdlicher Wiſsbegier die Bedeutungsgeschichte, d. h. die Kulturgeschichte, dringt er vom einzelnen Wort zur ganzen Sippe vor, geht vom Begriff zur Sache und ist ihm der Kreis der romanischen Kulturen und Sprachen zu eng geworden. Gewiſs hat Roques recht: *'leurs méthodes se rencontrent et se confondent souvent,'* und auch diejenigen, die grundsätzlich auf Schuchardts Seite stehen, können sich der Resultate Thomas' freuen.]

Revue de philologie française p. p. L. Clédat. XIX, 2 et 3. [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise: le pronom régime de la 3e personne: le régime direct neutre. — P. Meyer, La simplification orthographique (fin). — J.-Henri Reinhold, Quelques remarques sur les sources de 'Floire et Blanceflor'. — Em. Casse et Eug. Chaumiade, Vieilles chansons patoises du Périgord. — Mélanges: L. Clédat, L'usage orthogr. du XVIIIe siècle. — Ph. Fabia, Malgoirès, une étymologie toponymique. — L. Clédat, Le verbe *falloir* — *faillir*. — J. Bastin, *Faillirai et défaille*. — Comptes rendus. — Chronique].

Zeitschrift für französ. Sprache und Literatur, hg. v. D. Behrens. XXVIII, 2 und 4 [Der Referate und Rezensionen erstes u. zweites Heft]. XXVIII, 5 und 6 [H. Droysen, Unvorgreifliche Bemerkungen zu dem Briefwechsel zwischen Friedrich d. G. und Voltaire. — W. Mangold, Noch einige Aktenstücke zu Voltaires Frankfurter Haft. — W. Küchler, Ste-Beuve Studien, I: Ste-B. und die deutsche Literatur. — W. Martini, V. Hugos dramat. Technik nach ihrer histor. und psychol. Entwickelung (Schluſs). — C. Riesland, Französische Sprichwörter-Bibliographie. — L. E. Kastner, A neglected french poetic form. — D. Behrens, Wortgeschichtliche Miszellen]. XXVIII, 6 und 7 [Der Referate und Rezensionen drittes und viertes Heft. — Miszellen: L. Thomas, Supplément à la bibliographie des écrits de Ste-Beuve; Notes bibliographiques sur Ste-Beuve. — E. Uhlemann, Syntaktisches].

Revue des Etudes Rabelaisiennes. III, 3 [A. Lefranc, Picrochole et Gaucher de Ste-Marthe. — J. Barat, L'influence de Tiraqueau sur Rabelais. — Mélanges. — Compte rendu. — Chronique].

Saure, H., Auswahl französischer Gedichte für Schule und Haus. Dritte Auflage. Berlin, Herbig, 1905. VIII, 143 S. Brosch. M. 1,60, gebunden M. 2.

Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Berlin, Weidmann, 1905:

Molière, Les Précieuses ridicules, erkl. von H. Fritsche. 2. Auflage, durchgesehen von Dr. J. Hengesbach. 73 S.

Schulbibl. franz. u. engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit, hg. von Bahlsen u. Hengesbach, Abteil. I. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg. 1905:

N° 37, Histoire de la Révolution française, hg. u. erklärt von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Mit 6 Abbildungen und einem Plan von Paris. Zweite verb. Auflage. VI, 160 S. Geb. M. 1,50.

N° 40, Conteurs contemporains, neun Erzählungen von Theuriet, France, Loti, Sardou, Zola, bearb. und erklärt v. Dr. J. Hengesbach. Mit einem Plan. Zweite sorgf. durchges. Auflage. XIV, 136 S. M. 1,40.

N° 54, L'Empire 1813—15. L'Allemagne anti-napoléonne. Aus der Hist. Genérale von Lavisse und Rambaud, bearbeit. u. mit Anm. hg. von Dr. Th. Haas. Mit einer Karte und zwei Plänen. VII, 168 S. M. 1,80.

Prosateurs Modernes. Wolfenbüttel, Zwifsler, 1905:

Band XX: L'Histoire de France depuis 1828 jusqu'en 1871, für den Schulgebrauch bearbeitet v. H. Bretschneider. Mit Karte und Plan von Paris. VI, 69 S. M. 0,75.

Counson, A., Petit manuel et morceaux célèbres de la littérature française. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1905. 276 S. M. 3,40. [Das Buch widmet dem Mittelalter und der Renaissance die ersten zwei Dutzend Seiten, dient im übrigen der literarischen Orientierung über das 17., 18. und 19. Jahrhundert und ist für höhere Schulen sowie für die Übungskurse des Universitätslektors bestimmt.]

Les Paniers. Poème en patois bisontin, traduit en patois jurassien p. F. Raspieler, curé de Courroux. Etude critique des diverses versions p. A. Rossat (S. A. aus d. *Schweiz. Archiv f. Volkskunde* VIII u. IX). Zürich 1905. 94 S. [Vgl. *Archiv* CXIV, 266; Rossat gibt hier den Text der einen Raspielerschen Handschrift (Ms. A) mit phonetischer Umschrift, reichem philologischem Kommentar und neufranz. Übersetzung.]

Løseth, E., Le Tristan et le Palamède des manuscrits français du British Museum. Etude critique (Aus Videnskabs-Selskabets Skrifter. II. Hist.-Filos. Klasse 1905, N° 4). Christiania, J. Dybwad 1905. 38 S. [Die Manuskripte sind acht an der Zahl; sechs davon enthalten den *Tristan*. An ihnen hat der Verfasser die ebenso verdienstliche wie mühevolle Arbeit fortgesetzt, die er bereits für die Pariser Hss. geliefert hat (*Le roman de Tr. en prose, le roman de Pal. et la compilation de Rusticien de Pise*, 1890). Die Untersuchung ist leider nicht sehr ergebnisreich, und insbesondere hat sie nichts zutage gefördert, um die Frage endgültig zu entscheiden, ob die franz. Quelle des italienischen *Tristano Riccardiano* älter ist als die uns bekannten franz. Versionen. Immerhin weifs L. gute Gründe gegen die Annahme solcher Priorität — die Parodi vertreten hat — geltend zu machen.]

Neumann, E., Der Söldner (*soudoyer*) im Mittelalter nach den frz. und provenzal. Heldenepen (Marburger Dissertation). Marburg, Schönhoven, 1905. 102 S.

Zenker, R., Boeve Amlethus. Das altfranz. Epos von Boeve de Hamtone und der Ursprung der Hamletsage (Literarhistorische Forschungen, hg. v. Schick und Waldberg, XXXII. Heft). Berlin und Leipzig, Felber, 1905. XX, 418 S. Ladenpreis M. 9. Subskriptionspreis M. 8.

Voretzsch, C., Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur, im Anschlufs an die Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache (Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen, II). Halle, M. Niemeyer, 1905. XVII, 573 S. M. 10. [Dieses Werk, auf welches das *Archiv* in eingehenderem Referat zurückkommen wird, ist nun freilich kein 'kurzes Lehrbuch' mehr, sondern eine recht eingehende Darstellung der mittelalterlichen Literatur Frank-

reichs. Doch war es wohl nicht anders zu machen, wollte der Verfasser, was er in seiner Vorrede verspricht: 'eine Übersicht über die historische Entstehung und Entwickelung der altfranz. Literatur im ganzen und ihrer Hauptgattungen bieten, die wichtigsten Werke besprechen oder wenigstens hervorheben und von allem eine möglichst konkrete Vorstellung geben.' Da das Buch pädagogischen Zwecken dienen soll, so mufste diese Aufgabe, dem Suchenden konkrete, scharfe und sichere Vorstellungen zu bieten, die nächstliegende sein. Sie erscheint mir auch in hohem Mafse erfüllt, sowohl durch die Gliederung des Ganzen und die Ökonomie der einzelnen Paragraphen, als durch die Anschauung, welche die Textproben (etwa zwei Dutzend) gewähren; durch die kritische Bibliographie und durch die Übersichten, die von den Ursprungsfragen handeln, an deren Aufhellung Voretzsch selbst ja hervorragend tätig ist (Heldenepos, *Roman de Renard*). Ein Glossar stellt das Buch auch in seinen Textproben auf eigene Füfse. Voretzsch' *Einführung* wird nicht nur dem Studierenden des Faches während und nach der Universitätszeit eine sehr nützliche Wegleitung sein, sondern sicherlich auch 'den Angehörigen der Nachbarfächer zur Orientierung über dieses oder jenes Gebiet der altfranzösischen Literatur dienen'.]

Lefranc, A., Les navigations de Pantagruel. Etude sur la géographie rabelaisienne. Paris, Henri Leclerc, 1905. 333 S. Mit 7 Tafeln. Fr. 12. [Das Buch über Pantagruels Seefahrten, das wir nach den Mitteilungen der *Revue des Etudes Rab.* von Abel Lefranc erwarten durften (cf. *Archiv* CXIV, 265), liegt vor: ein prachtvoll ausgestatteter Band, dessen reicher Druck und schöne Tafeln das Auge in gleicher Weise erfreuen. Mit Spannung folgt der Leser diesem Explorateur Lefranc, der hier die Reise durch unerforschte Länder zur *Divine Bouteille* erneut und verjüngt und der unterwegs von Rabelais und seiner Zeit so viel Neues zu sagen weifs. — Von drei Reisen seines Helden weifs R. zu berichten, nachdem er sie erst in dem heimatlichen *'benoist pays de Touraine'* fest verankert hat, in dessen Topographie erst gegen Ende des zweiten Buches durch das Hereinspielen des Landes Utopien ein phantastisches Element gebracht wird. Die drei Reisen sind indessen von R. sehr ungleich behandelt. Die erste — *la route ordinaire des Portugualoys* — führt von Frankreich ums Kap der guten Hoffnung nach Utopien (d. h. nach Nordchina = Oberindien): sie ist mit wenigen Worten erwähnt (II, cap. 24). Die zweite ist nur geplant: sie soll über den atlantischen Ozean, zwischen Nord- und Südamerika, die man sich 1532 noch getrennt dachte, hindurch nach Indien führen (II, cap. 34). Nachdem dann die Fortschritte der Geographie die Unmöglichkeit dieser Durchfahrt gezeigt, änderte R. 1546 mit Buch III den Reiseplan und liefs Pantagruel auf dem Wege der nordwestlichen Durchfahrt nach 'Oberindien' gelangen: diese dritte Reise (Saint-Malo—Neufundland—Ostasien) füllt bekanntlich die beiden letzten Bücher. Lefranc zeigt, wie R. diese Meerfahrt mit den Personen und den Tatsachen des zeitgenössischen nationalen Seefahrertums aufs engste verbunden hat, wie er die Reise an der Hand der neuesten Reisewerke und Karten macht und wie er sich dabei im Geiste von Jacques Cartier, dem Entdecker Kanadas, und von Jean Alfonse, dem Kosmographen, begleiten läfst. Rabelais' Reiseschilderung beruht, trotz aller Phantastik, auf ernsten Studien; der ganze Wissensdurst der Renaissance erfüllt und trägt sie, der Glaube an die Zukunft der Wissenschaft spricht aus ihr. Das zeigt in der anziehendsten Weise Lefranc, dessen feiner Sinn auch in dem scheinbar bedeutungslosen Detail Beziehungen erkennt und Leben aufweist. So fesselt denn seine Darstellung von Anfang bis zu Ende; sie fesselt durch all die neuen Lösungen grofser und kleiner Probleme und dadurch, dafs sie selbst wieder neue Probleme aufdeckt und neue Wege weist. Zwölf Appendices füllen die letzten 60 Seiten, und besonders der vorletzte (*Les éléments réels dans les trois premiers livres de R.*) zeigt, trotz seiner skizzenhaften Form,

in welchem Umfang Lefrancs unermüdliche Forscherarbeit unsere Kenntnis Rabelais' und seines Werkes zu erneuern im Begriffe steht.]

Roth, Dr. Th., Der Einfluſs von Ariosts Orlando Furioso auf das französische Theater (Münchener Beiträge zur roman. u. engl. Philologie, hg. v. Breymann u. Schick. XXXIV. Heft). Leipzig, Reichert (Nachfl. Böhme), 1905. XXII, 263 S. M. 5,80.

Schmid, K. F., John Barclays *Argenis*. Eine literarhistorische Untersuchung (Literarhist. Forschungen, hg. v. Schick und Waldberg, XXXI. Heft). Berlin und Leipzig, E. Felber, 1904. IX, 183 S. M. 4. [Dieser erste Teil eines neuen Buches über Barclays posthumen Roman (1621) trägt den Untertitel: *Ausgaben der A., ihrer Fortsetzungen und Übersetzungen* und ist wesentlich Bibliographie — doch eine kritische Bibliographie, deren Angaben über ein weitverstreutes Material, zudem auf Autopsie beruhen. Der Verfasser unterrichtet uns über charakteristische Verumständungen bei der Entstehung der einzelnen Drucke, er gibt eine Würdigung der Treue und Kunst der Übersetzer und eine Inhaltsangabe der Fortsetzung, die Mouchemberg (1625—26) drucken lieſs und durch die er Barclays Erfindungen in die Phantastik der galanten Romane überführte. Er schlieſst mit einer Charakteristik der Arbeiten seiner Vorgänger, d. h. derer, die der *Argenis* nicht nur gelegentliche Bemerkungen, sondern eine ganze Schrift gewidmet haben.]

Finsler, G., Die *Conjectures académiques* des Abbé d'Aubignac (S. A. a. d. *Neuen Jahrbüchern f. d. klass.* Altertum, ed. Ilborg und Gerth, I. Abteilung, XV, 7. Heft. S. 495—509). Leipzig, Teubner, 1905 [Der Verf. der *Pratique du Théâtre* steht in der Frage des Epos, d. h. Homers, Aristoteles freier gegenüber als in der Dramaturgie. Er hatte Tassoni gelesen, als er um 1664 seine *Conjectures académiques ou dissertation sur l'Iliade* schrieb. Aber zu den *Modernes* im Streit um Homer darf er deshalb nicht gerechnet werden, obwohl ihn Perrault dafür in Anspruch nimmt. D'Aubignac hat sich eine erfreuliche, in glückliche und würdige Worte gefaſste Unabhängigkeit des Urteils gewahrt: er zweifelt an der Existenz des einen Homer und sucht gegenüber den Verkleinerern der Ilias den Nachweis zu führen, daſs, 'was in einem durch einen einzigen Dichter planmäſsig angelegten Epos unverständlich und unerträglich wäre, bei Annahme verschiedener Dichter vollkommen erklärlich sei und daſs man auf diese Weise manches als wirkliche Schönheit genieſsen könne, was in einem langen Epos zum Fehler würde.' Die Ilias ist nach ihm ein Korpus von anonymen Einzelliedern, die — wie Plutarch überliefert — Lykurgos, der sie in Ionien fand, schriftlich zusammenfügte und so nach Griechenland brachte, wo sie später Peisistratos aus neuer Zerstreuung endgültig rettete. Das Korpus wurde 'die Rhapsodie des Blinden' (Homer = ὁ μὴ ὁρῶν) genannt und das Wort Homer dann als Eigenname miſsverstanden. — Diese Schrift, in welcher D'Aubignac die äuſseren und inneren Gründe für seine Liedertheorie scharfsinnig auseinandersetzt, ist von ihm nicht völlig druckfertig redigiert worden. Perrault kannte 1688 ihren Gedankengang; als Buch erschienen die *Conjectures* aber erst 1715, anonym. F. A. Wolf hat sie mit so ungerechter Geringschätzung behandelt, daſs der Verdacht entsteht, 'er habe den unbequemen Vorgänger abschütteln wollen.' So ist Wolfs Theorie vielleicht von Frankreich aus angeregt worden; jedenfalls stellt Finslers interessante Darlegung das vergessene Werk D'Aubignacs nachdrücklich an die Spitze der neueren Homerkritik. — Die französischen Komödien, auf welche D'Aubignac nach S. 499 anspielt, sind die *Comédie de chansons* 1640 und der *Orateur français* 1629.]

Becker, Ph. A., Molières Subjektivismus. H. Schneegans zur Erwiderung (S. A. aus *Zeitschr. f. vergl. Literaturgeschichte*, hg. v. Wetz und Collin, S. 193—221). Berlin, Felber, 1905. [Vergl. hier CXIV, 266. Ich sehe das Wesentliche dieses interessanten Aufsatzes in der Kritik der

anonymen *Fameuse Comédienne* (1688) und Grimarests *Vie de M. de Molière* (1705). Scharfsinnig deckt Becker einen wirklich frappanten Parallelismus der beiden Schriften auf. Er erklärt ihn so, daſs hinter beiden Schriften, sowohl hinter den Verleumdungen jenes Pamphlets als hinter der Apologie dieser Biographie, der Schauspieler Baron, der Feind der Mlle de Molière, stehe, der hier und dort aus verschiedenen Stimmungen heraus berichte. Die Hypothese hat etwas sehr Verführerisches; doch zögere ich, ihr ohne eine erneute Lektüre der beiden Quellen, die mir augenblicklich nicht möglich ist, zuzustimmen. Jedenfalls spricht aus Grimarest nicht allein Baron, und sicher scheint mir Beckers Schluſsfolgerung übertrieben: 'so verliert natürlich die eine Quelle so gut wie die andere ihren ganzen Wert.' Den ganzen Wert sicherlich nicht — doch wir werden Grimarest nach wie vor sehr kritisch benützen müssen. Gewiſs aber reicht seine Glaubwürdigkeit hin, um uns zu zeigen, daſs Molières Ehe unter dem Altersunterschied der Gatten und ihrer *incompatibilité d'humeurs* gelitten hat und unglücklich war. — Im weiteren sucht Becker darzutun, daſs Molière nicht sowohl durch persönliche Erlebnisse, als vielmehr durch seinen intellektuellen Habitus und seine geistige Entwickelung zu den Thematen der *Ecoles* und des *Misanthrope* geführt worden sei. Gewiſs bringt der Verf. viel Beachtenswertes vor und rückt die Zeitfragen, denen Molière sich gegenüber sah, in helles Licht; doch empfinde ich hier bei der temperamentvollen Darstellung Beckers mehr das, was mich von ihm trennt, als das, was mich mit ihm verbindet. Mich verbindet z. B. mit ihm die Ablehnung, an Armandes[1] skandalöse Lebensführung zu glauben: gewiſs sind die Spöttereien über Molières Hahnreischaft (seit 1663, *vengeance des Marquis*) nur schlechte 'Retourkutschen' — schlagend zeigt dies der Umstand, daſs Scarron schon 1660 — also pränumerando — *à Molière le cocuage* vermacht! Es ist Molière eben ergangen, wie er selbst es durch Chrysalde dem Arnolphe prophezeien lieſs: es schallte aus dem Walde zurück, wie er hineingerufen. Was mich von Becker scheidet, kann ich am kürzesten an zwei Punkten zeigen. 1) Ostern 1661 verlangt Molière als Sociétaire *deux parts* 'für sich und für seine Frau, falls er heirate.' Innerhalb des Theaterjahres, im Februar 1662, heiratet er Armande. Da denke ich denn doch, daſs Molière zu Ostern eben an die Heirat dachte, die er zehn Monate später schloſs. Becker aber hält es für 'ungewiſs, ob er Ostern 1661 bereits an die Ehe mit Armande dachte.' Da kann ich freilich nicht mehr mit; das ist für mich Hyperkritik und *nihil probat qui nimium probat.* 2) Molières Freunde sagen (1682): *il s'y est joué le premier en plusieurs endroits sur des affaires de sa famille et qui regardaient ce qui se passait dans son domestique.* Becker will das jenen Freunden, die in Molières Intimität gelebt haben (*ses plus particuliers amis*), zugeben 'für Szenen, wie die Entlassung der Martine oder die Ausforschung der Louison'. Also die Entlassung der Martine = etwas *qui passait dans son domestique,* wie seine intimsten Freunde haben beobachten können; und die Ausforschung der Louison = eine *affaire de sa famille!* Doch 'auch noch für wichtigere Dinge' will es B. zugeben — er sagt aber nicht für welche. Und in diesen wichtigeren Dingen, die hier unter den Tisch fallen, und nicht in Martine und Louison, muſs die raison d'être jener kapitalen Bemerkung von 1682 liegen; in ihnen liegt, was mich von Becker trennt — oder mit

[1] Ich gehöre übrigens noch zu denen, die in der Menou des Jahres 1653 Armande erkennen möchten; aber auch zu denen, die Bernardins Vermutung über Armandes Ursprung, so sinnreich sie ist, nicht beizustimmen vermögen (Bernardin, *Hommes et mœurs au XVIIe siècle,* 1900). Im übrigen rege ich mich über die Frage, ob Armande die Tochter oder die Schwester Madeleines gewesen sei, nicht auf, halte aber das letztere für wahrscheinlicher.

ihm verbindet. So hat mich Becker an der Auffassung, der ich hier CXIII, 459 Ausdruck gegeben habe, nicht irre zu machen vermocht, und die Konstruktion, aus der er z. B. p. 197 die *Ecole des maris* hervorgehen läſst, erscheint mir viel künstlicher und aprioristischer als die, zu der mich die Tatsachen des Lebens drängen — des Lebens Molières, des Lebens überhaupt. 'Ein Dichter, der mit dem Tod im Herzen noch den *Malade imaginaire* schafft, besitzt im allerhöchsten Maſse die Fähigkeit, sich über sich selbst zu erheben', schrieb K. Voſsler hier CVIII, 464. Dieselbe Fähigkeit hat Molière bewiesen, indem er als vierzigjähriger Bräutigam und Gatte einer Zwanzigjährigen die humorvollen Possenspiele vom vierzigjährigen Sganarelle und Arnolphe schrieb, die beide ihre jungen Isabelle und Agnès nicht zu bewahren wissen. Vom 'Ausdruck beklommener Angst- und Schmerzgefühle' sehe ich allerdings keine Spur! Alles ist eitel Lachen und Heiterkeit. Keine Sentimentalität, kein Pathos — er objektiviert mit kühler, erfrischender Gescheidtheit. So bleibe ich denn bei meiner Auffassung, der zufolge z. B. auch die *Femmes savantes* aus persönlichem Erlebnis geboren sind: sie sind eine persönliche Satire, die er kunstvoll in eine Sittenkomödie hinein verwoben hat. Das Thema selbst stammt aus 1663. — Für die Entstehung der Themata Molières ist überhaupt dieses Jahr 1663 bedeutsam. Dieses stürmische Jahr ist ein Brennpunkt seiner Entwickelung. Die Erfahrungen dieses Jahres suggerieren ihm die Idee einer 'Schauspielerkomödie', die er indessen — im *Impromptu* — nur skizziert, einer Autorenkomödie (*Femmes savantes*), einer Komödie der Kirchlichkeit (*Tartuffe*) und einer Komödie der gesellschaftlichen Heuchelei (*Misanthrope*). Doch davon im Zusammenhang ein andermal.]

Roques, M., La composition de la fable de Lafontaine 'Le vieillard et les trois jeunes hommes' (S. A. aus *Revue d'hist. litt.* XII). Paris 1905. 6 S. [R. macht wahrscheinlich, daſs die Todesbetrachtungen dieser Fabel aus Senecas Briefen an Lucilius stammen.]

Baldensperger, F., Les aspects successifs de Schiller dans le romantisme français (S. A. aus *Euphorion*, hg. v. A. Sauer, XII, 681—9). Leipzig und Wien, C. Fromme, 1905. — Schiller et Camille Jordan (S.-A. aus d. *Revue germanique* I, 555—68). Paris, Alcan, Sept. 1905. — Paul de Krüdener en Lorraine et en Alsace (1812—13) d'après des documents inédits (S. A. aus d. *Bulletin de la Société philomatique Vosgienne*). St-Dié, C. Cuny, 1905. 28 S.

Burkhardt, Dr. C. A. H., Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Nach dem französischen Texte als eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe des dritten Teils der Eckermannschen Gespräche herausgeg. Weimar, H. Böhlaus Nachf., 1905. XVII, 158 S. M. 4. [Eckermann ist Soret gegenüber, der ihm um 1839 seine *Conversations de Goethe* zur Verfügung gestellt hatte (73 Nummern), nicht dankbar verfahren: er hat ihn weder genau benutzt, noch gerecht gewürdigt. Da im groſsherz. Hausarchiv zu Weimar ohnedies ein Exemplar der *Conversations* vorhanden ist, das noch gegen 100 Ergänzungen zu jenen 73 Nummern bietet, so ist ein vollständiger Abdruck dieser *Conversations* hochwillkommen. Der Ausgabe des franz. Textes wird hier eine deutsche Übersetzung vorausgeschickt, in welcher alles Neue sorgsam kenntlich gemacht ist. Eine biographische Notiz über den Genfer F.-J. Soret leitet die 'Unterhaltungen' ein; ein ausführliches Register schlieſst sie.]

Roques, M., Manuscrit et éditions du *'Père Goriot'*. 20 S. ohne Ort noch Datum. [Nur die ersten hundert Seiten des Balzacschen Romans, die für 1905 auf dem Programm der *agrégation de grammaire* stehen, bilden den Gegenstand dieser Broschüre. Roques gibt unter Zugrundelegung des Textes der *Nouv. Coll. Michel Lévy* (zu 1 franc) die *Varia lectio* des Originalmanuskripts, des ersten Druckes in der *Revue de Paris* (1834), zweier Buchausgaben — Werdet — von 1833, der édition Charpentier von

1839 und der édition Furne von 1843, von der ein Exemplar Balzacs letzte handschr. Verbesserungen enthält. Balzac hat im Laufe der zehn Jahre viel geändert; doch konstatiert R., dafs diese Änderungen eilig, oberflächlich und wenig von künstlerischen Erwägungen getragen sind, so dafs die oft kleinliche Verbesserungsarbeit dem Werke fast keinen Vorteil gebracht hat. Am meisten Interesse erweckt eine Namensänderung, d. h. die nachträgliche Überführung einer neuen Figur *(Massiac)* in eine alte *(Rastignac)*, durch welche Änderung hindurch R. scharfsinnig den ursprünglich einheitlicheren Plan des *Père Goriot* erkennen will.]

Grojean, O., Sainte-Beuve à Liège. Lettres et documents inédits. Bruxelles, Misch et Thron; Paris, Fontemoing, 1905. 66 S. [Ste-B. ist zweimal, im Mai 1831 und im Sept. 1848, zum Professor der franz. Literatur an der Universität zu Lüttich ernannt worden. Das erste Mal trat er sein Amt gar nicht an: die Wechselfälle seiner Liebe zu Frau Hugo hinderten ihn, Paris zu verlassen. Die näheren Umstände klärt Grojean mit zum Teil unediertem Material auf, und in ebenso interessanter Weise verbreitet er Licht über das Jahr, das Ste-B. 1848 im Gefolge der Julirevolution zu Lüttich verbrachte. Ste-B. war unglücklich; die Presse empfing ihn als einen *étranger sans titres sérieux*, der kein Examen gemacht und dessen Moralität anfechtbar sei; er lebte einsam und verdrossen, seine Briefe aus der Zeit sind ein langes Klagelied — wie schön war's in Lausanne! Am Schlufs des Sommersemesters nahm er seine Entlassung und verliefs das ungastliche Belgien, wo sein *Châteaubriand et son groupe littéraire* enstanden war.]

Wiske, Fr., Über Georges Gourdons Gedichtsammlung 'Chansons de Geste' und ihre Quellen. (Berliner Dissert.) Erlangen, Fr. Junge [1905]. 155 S.

Tobler, A., Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik. Berlin 1905, 17 S. [Sitzungsber. der kgl. preufs. Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse 824—40. Umfafst die Beiträge 8—11; cf. Archiv CXIV, 482. 8) *Die Verneinung in der rhetorischen Frage.* Die Wendung *que ne me reste-t-il (point) à faire!* ist eine rhetorische Frage, die den Gedanken: 'alles bleibt mir noch zu tun übrig' umschreibt, gleichwie 'wer weifs das nicht?' den Sinn von 'jeder weifs das' hat. Der nämliche Gedanke kann auch positiv ausgedrückt werden. In diesem Fall verwendet aber die heutige Sprache die Form der indirekten Frage: *ce qu'il me reste à faire!* als ob etwa ein *je vous demande un peu* ... den Ausdruck des Gedankens leitete. — 9) *'n'était ..., wenn ... nicht wäre'.* Die Verwendung des Indikativs in Bedingungsnebensätzen wie: *N'était la négligence du style, l'ouvrage serait fort bon* ist eine Folge des Eintretens dieses Modus im irrealen Bedingungssatz überhaupt (nach *si*) und somit dem Altfranzösischen fremd, das dafür *ne fust* sagt. Wie aber für die Vergangenheit neben *s'il avait été* noch heute altes *s'il eût été* gebräuchlich ist, so findet sich auch noch *n'eût été* neben *n'était (n'eût été le souci qui pesait lourdement sur son présent, il se fût estimé heureux,* S. 7). Das herrschende *n'était* ist übrigens geradezu zeitlos geworden und verbindet sich mit einem präsentischen, imperfektischen oder plusquamperfektischen Hauptsatz *(n'étaient ces raison, il mérite notre respect, — il mériterait notre respect, — il aurait mérité notre respect).* — 10) Das *Ausbleiben des unbestimmten und des 'Teilungs'-Artikels* wird durch zahlreiche Beispiele aus der lebenden Sprache belegt und als eine archaische Erscheinung geschichtlich erörtert. — 11) *La première vue l'un de l'autre.* Der Abschnitt handelt von der Konstruktion des franz. *l'un ... l'autre* ('einander', 'gegenseitig'). Er zeigt, wie bereits in der Verbindung dieses *l'un ... l'autre* mit dem Verbum eine gewisse Freiheit der Beziehung Platz greift (*nous devons parler des ouvrages les uns des autres avec beaucoup de circonspection,* S. 15) und die Sprache dann zu ganz attributiver Verwendung des Nexus fortschreitet: 'die gegenseitige Liebe der Bürger' = *l'amour des citoyens les uns pour les*

autres; 'das wechselseitige Übergreifen der Gedanken' = *les empiètements des pensées les unes sur les autres;* 'das gegenseitige erste Erblicken' = *la première vue l'un de l'autre* etc., wobei ganz wie bei der verbalen Rektion (*elles empiètent les unes sur les autres*) hier die nominale (*amour pour; empiètement sur, vue de*) am zweiten Komponenten des Nexus bezeichnet wird. Ja auch aufserhalb des Reziprozitätsverhältnisses: *la perte de ses possessions les unes après les autres* = 'der sukzessive Verlust seiner Besitzungen'. — Der Verf. weifs, wie begierig alle nach diesen seinen Gaben greifen, und wie dankbar wir für diese aus dem Vollen geschöpften Aufklärungen und Anregungen sind.]

Gilliéron, J., et Mongin, J., Étude de géographie linguistique. *Scier* dans la Gaule romane du sud et de l'est. [Mit 5 farbigen Karten.] Paris, Champion, 1905. 80 S. 4°. 5 fr.

Pünjer, J., Lehr- und Lernbuch der französichen Sprache. Zwei Teile. I. Teil. 7. Auflage. Hannover u. Berlin, Meyer (Prior), 1905. V, 170 S. Geb. M. 2.

Boerner u. Werr, Lehrbuch der französischen Sprache. Insbesondere für bayr. Real- und Handelsschulen. III. Teil (Oberstufe). Mit einem Hölzelschen Vollbild: 'La Ville' und 8 Ansichten von Paris, sowie 2 Beibüchern: Hauptregeln und Wörterbuch in Taschen. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. VIII, 172 S.

Boerner-Stefan, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Für österreichische Realschulen und verwandte Lehranstalten. Wien, K. Graeser u. Co., 1904—5. I. Teil, 128 S. Geb. 1 K. 80 h.; II. Teil, mit drei Vollbildern und einer Münztafel, 195 S. Geb. 2 K. 80 h.

Ploetz-Kares, Kurzer Lehrgang der franz. Sprache. Übungsbuch, verf. von Dr. G. Ploetz. Ausgabe F. Neue Ausgabe f. Realgymnasien. Berlin, F. A. Herbig, 1906. VIII, 323 S. Ungeb. M. 2.50.

Weitzenböck, G., Lehrbuch der französischen Sprache. II. Teil. B. Sprachlehre. Fünfte durchges. Auflage. Leipzig, Freytag, 1906. 89 S. Geb. M. 1.50.

Haupt, O., Neue franz. Handelskorrespondenz mit grammat. und stilist. Erläuterungen, zum Gebrauche an Handelsschulen, kaufm. und gewerbl. Fortbildungsschulen, sowie für den geschäftlichen Verkehr und zum Selbstunterricht. Stuttgart, P. Neff, 1905. XV, 283 S. Geb. M. 3.

Bechtle-Morgenthaler, Französische Sprachschule, Mittel- und Oberstufe. Stuttgart, Bonz u. Co., 1905. XII, 368 S.

Böddeker, K., Das Verbum im französischen Unterricht. Ein Hilfsbuch, neben jeder Grammatik zu gebrauchen. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1905. X, 38 S.

Böddeker, K., Die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik. Ein Lehrbuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Mit Beispielen und Belegstellen, zum gröfsten Teil neueren Autoren entnommen. Zweite Auflage. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1905. XIV, 176 S.

Stier, G., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Cöthen, Schulze, 1905. 216 S. Geb. M. 2.10.

Bally, Ch., Précis de stylistique. Esquisse d'une méthode fondée sur l'étude du français moderne. Genève, Eggimann [1905]. 183 S. [Das Buch ist aus den Erfahrungen hervorgegangen, die der Verf. in den Übungen des Genfer *Séminaire de français moderne* und der Ferienkurse gemacht hat. Es skizziert eine Methode, die Ausdrucksformen der französischen Sprache zu studieren, und illustriert sie an einer reichen Sammlung eindrucksvoller Beispiele und mit feinen Bemerkungen. Man mag gegen einzelne Ausführungen, besonders vom linguistischen Standpunkt aus, seine Vorbehalte machen und doch finden, dafs dem Studenten und dem Lehrer der franz. Sprache in diesem Buche ein guter und anregender Führer geboten wird.]

Mohrbutter, Dr. A., Hilfsbuch für den französischen Aufsatz. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1905. VIII, 152 S. Brosch. M. 2. Geb. mit Schreibpapier durchschossen M. 2.80.

Lambert, L., Chants et Chansons populaires du Languedoc, recueillis et publiés avec la musique notée et la traduction française. 2 voll. Paris u. Leipzig, Welter, 1906. VIII, 385; 345 S. [Vor nunmehr dreifsig Jahren erschien, zunächst in der *Revue des langues romanes* und einige Zeit darauf in besonderem Bande, der erste Teil einer grofs angelegten Sammlung von Volksliedern Südfrankreichs (*Chants pop. du Languedoc*, Paris, Maisonneuve, 1880). Die 600 Seiten dieses Bandes waren ausschliefslich Wiegenliedern gewidmet, denen die beiden Autoren A. Montel und L. Lambert einen ausführlichen sachlichen und philologischen Kommentar beigegeben hatten. Dieser erste Band liefs eine Liedersammlung erwarten, wie sie wohl kein anderes Land aufzuweisen hatte: mit dieser Fülle von Material sollte der ganze Lebensgang des Menschen 'von der Wiege bis zum Grabe' im Liede dargestellt werden: Kinderspiel und -tanz; Liebe, Ehe, Beruf etc. Da starb Montel, und der Überlebende fand den Mut nicht, das so grofs angelegte Werk fortzusetzen. Er sammelte weiter, um vor dem Untergang zu retten, was zu retten war, aber er liefs keinen zweiten Band folgen. Jetzt hat das Zureden der Freunde und Sprachgenossen ihn zu aller Freude bewogen, seine Schätze doch herauszugeben. Und so läfst er denn hier zunächst einen Nachtrag zu den Wiegenliedern und dann Hunderte von Kinderreimen folgen, an welche die *Rondes*, die *Danses rustiques*, Frühlings- und Liebeslieder (hier II, 150 ff., das Vorbild zu Mistrals *Magali*) und die Ehelieder sich anschliefsen. Im ganzen sind es wohl tausend Nummern, und ein weiteres halbes Tausend dürfen wir von dem unermüdlichen Sammler noch erwarten (S. III). Dafs er diesmal die Lieder ohne jenen Kommentar gibt, der die Sammlung von 1880 schmückte, wird man bedauern. Aber wie dankbar müssen wir trotzdem für diese Gabe sein, die uns Wort und Weise des Volksliedes des Languedoc in so reicher Fülle und mit so mancher wertvollen Orientierung bietet. Sachkenntnis und Liebe zur liederreichen südfranzösischen Heimat haben sich hier verbunden, um jahrzehntelanges Bemühen zu reichem Ertrag zu führen.]

Thomas, A., Le nominatif pluriel asymétrique des substantifs masculins en ancien provençal. (S.-A. aus *Romania* XXXIV.) Paris, Bouillon, 1905. 13 S. [Es handelt sich um die Deklination: Sing. nom. *donzels* acc. *donzel;* Plur. nom. *donzelh* acc. *donzels*, d. h. um die Spur des latein. *-ī* in der Pluralform des Substantivs. Thomas stellt die Beispiele zusammen, die sich im Altprov. für diese Palatalisierungserscheinung der Substantivdeklination finden, und die, so sporadisch sie auftreten, doch viel zahlreicher sind, als man bisher annahm. Er erwähnt im Vorübergehen natürlich auch die analoge Erscheinung in der Flexion des Pronomens und Adjektivs (Partizip) und schliefst mit Recht mit dem Hinweis, dafs das Phänomen dieses flexivischen Umlauts — Umlaut des Vokals oder des Konsonanten oder beider, oder auch Erhaltung des *-i* — im Zusammenhang der galloromanischen Idiome, ja am besten auf dem ganzen roman. Sprachgebiet untersucht werden müsse. — Soweit man die Erscheinung bis jetzt übersehen kann, ist die Erhaltung einer besonderen, auf *-ī*-Wirkung beruhenden Nominativform des Plurals im Altprov. dreifach konditioniert: 1. Ist sie gebunden an überhäufige pronominale Formen wie *cil*, *tuig*, die der analogischen Ausgleichung infolge ihrer Überhäufigkeit widerstanden haben; 2. erscheint sie als ein Produkt des prädikativen Verhältnisses (*que siatz visti d'els*, *Romania*, XVIII, 425; *Revue des ll. rr.* XLII, 267), wie im rätischen 'Prädikatskasus' (*Arch. glott.* VII, 426 ff.); 3. ist sie eine Eigentümlichkeit von Substantiven, die

lebende Wesen, besonders Personen, bezeichnen, und gibt sich damit als eine Vokativform zu erkennen: *enfanh! tozeh! donzelh!* Der Vokativ, der auch im Singular 'asymetrische' Nominativformen hat erhalten helfen (*enfas!*), hat im Plural eine ähnliche Wirkung ausgeübt: *enfanh!* Während die unter 1. genannten Fälle in allen Dialekten ziemlich gleichmäfsig vertreten sind, haben die Fälle unter 2. und 3. sehr wechselvolle Schicksale gehabt. Sie sind einerseits von analogischer Ausgleichung gefährdet. Anderseits ist es ihnen aber auch nicht selten gelungen, sich auszudehnen: 2. ist über den 'Prädikatskasus' hinaus ins attributive Verhältnis eingedrungen; 3. hat sich auch auf Substantiva ausgedehnt, die unbelebte Wesen bezeichnen.]

Giornale storico della lett. italiana, dir. e red. da F. Novati e R. Remier. Fasc. 136—7. [Ilda Morosini, Lettres in édites de Mme de Staël à V. Monti (1804—16). — R. Sabbadini, Briciole umanistiche. — Varietà: G. Lega, Una ballata politica del sec XIII. — G. Traversari, Per l'autenticità dell' epistola del Boccaccio a Fr. Nelli. — G. Malagoli, Per un verso dell' Ariosto e per una particolare forma sintattica italiana. — P. Toldo, Uno scenario inedito della Commedia dell'arte. — Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Publicazioni nuziali. — Communicazioni ed apunti. — Cronaca].

Bulletin italien. V (1905) 3 [A. Jennroy, Quelques réflexions sur le 'Quattrocento'. — P. Duhem, Léonard de Vinci et Villalpand. — Ch. Dejob, Les descriptions de batailles dans l''Orlando furioso' et dans la 'Gerusalemme liberata'. — P. Toldo, Les morts qui mangent. — Bibliographie].

Pasini, F., Un'amicizia giovenile di Niccolò Tommaseo. 54 S. [S. A. aus d. Archeografo triestino, serie III. vol. II]. Trieste, 1905.

Anzalone, E., Su la poesia satirica in Francia e in Italia nel secolo XVI. Appunti. Catania, G. Musumeci, 1905. 189 S.

Flamini, Fr., Varia, pagine di critica e d'arte. Livorno, R. Giusti, 1905. X, 350 S. 3 Lire. [Fr. Flamini, dem wir so viele und so schöne Arbeiten zur italienischen und zur vergleichenden Literaturgeschichte (besonders über die Zeit des Rinascimento) verdanken, stellt hier fünfzehn Reden und Aufsätze zusammen, die von Dante bis zur Gegenwart führen. Sie sind für ein weiteres Publikum berechnet, doch liegt ihnen gewissenhafteste fachmännische Forschung zugrunde. Sie geben, ohne gelehrten Apparat sichtbar zur Schau zu tragen, aber auch ohne Wortschwall, eine Synthese, die auch den Fachmann selbst zu fesseln und zu belehren vermag. Solche gute und populärwissenschaftliche Arbeiten werden in Italien zurzeit noch weniger gepflegt als bei uns oder in Frankreich. Flamini gibt mit diesen gesammelten *Varia* ein sehr gutes Beispiel ernster und zugleich künstlerischer Darstellung, und sein Buch wird sich auch bei uns Freunde erwerben und besonders auch denen willkommen sein, die gute, bildende italienische Lektüre suchen. Für den Zweck von Universitätsübungen ist es wie geschaffen. Die einzelnen Titel lauten: *Dante e il 'dolce stile' — Il trionfo di Beatrice — I significati e il fine del 'poema sacro' — Nel cielo di Venere — La gloria del Petrarca — Poesia di popolo del buon tempo antico — Un virtuoso del Quattrocento (Serafino) — Le lettere italiane in Francia nei secoli del Rinascimento — Giac. Leopardi poeta — Commemorando Nic. Tommaseo — L'opera di Gius. Verdi — Art. Graf e i Suoi 'Poemetti drammatici' — Pel re buono — In memoria d'un filologo (F. Gnesotto) — L'insegnamento scientifico della letteratura nazionale.* Schöner romanischer Inhalt in schöner romanischer Form.]

Heim, S., Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache. 4. Auflage. Zürich, Schulthess u. Co., 1905. VIII, 185 S. M. 1.80.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky, unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. Berlin, Langenscheidt. Brief 31—35 zu M. I.

Bartoli, M. G., Un po di Sardo [S. A. aus d. *Archeografo Triestino*, serie III, vol. I. S. 129—156]. Trieste, Stabilimento G. Caprin, 1908. [Ist eine Besprechung von G. Subaks *Bricciche linguistiche* 1903, der dann darauf in seinen *Noterelle* erwidert hat, cf. *Archiv* CXV, 270. Bartoli läfst es sich angelegen sein, das Sardische auch in seiner interromanischen Stellung allgemein zu charakterisieren: er stellt seine lautlichen, morphologischen und syntaktischen Sonderzüge zusammen, weist ihm zwischen Ost- und Westromania die mittlere Stellung an und scheidet das Gallureisische (mit dem Korsischen) vom eigentlichen Sardo della Sardegna (Logudor. und Campidan.). Der gröfsere Teil der interessanten Arbeit gilt einzelnen Problemen der sardischen Lautentwickelung.]

Vidossich, G., Etimologie triestine e istriane — Rassegna degli studi etnografici, dialettali e toponomastici 1902 — giugno 1905 [S. A. aus d. *Archeogr. Triestino*, serie III, vol. II. S. 143—46, 149—64]. Trieste, 1905. [Der erste Aufsatz bietet ein Dutzend Etymologien; der zweite gibt eine sehr lehrreiche kritische Übersicht über die neueste Literatur, die die interessante rätisch-venedisch-dalmatisch-rumänische Sprachecke behandelt.

Bulletin hispanique VII (1905) 3 [C. Jullian, Questions ibériques III. Oyarzun. — A. Morel-Fatio, Vida de D. Luis de Requesens y Zúñiga (suite). — E. Piñeyro, José Joaquín de Olmedo. — F. Sauvaire-Jourdan, La crise du change en Espagne. — Variétés: G. Daumet, Semonce du pape Benoît XII à Pierre IV d'Aragon. — C. Pitollet, 'La Bodega' de V. Blasco Ibañez. — Bibliographie. — Revues. — Chronique]. VII, 4 [P. Paris, Ornement de miroir en bronze au Musée archéologique de Madrid. — H de la Ville de Mirmont, Ciceron et les Espagnols. — A. Morel-Fatio, La duchesse d'Albe, Dª María Enríquez et Catherine de Médici. — S. Griswold Morley, The use of the verse-forms (strophes) by Tirso de Molina. Der Autor untersucht das numerische Verhältnis der *redondillas*, *quintillas*, *décimas*, *romances* etc. in den Tirsoschen Dramen, um Material zur Lösung des Problems der Autorschaft des *Burlador* und des *Condenado* zu gewinnen. In bezug auf den *Burlador* gelingt ihm das nicht, doch führt er einen anderen gewichtigen Grund (Behandlung der Bauernszenen) gegen diese Autorschaft ins Feld. Der Strophenbau des *Condenado por desconfiado* weist eine Strophentechnik auf, die Tirso fremd war. — Variétés: G. Cirot, Les portraits de Juan de Mariana. — H. Mérimée, Sur la biographie du chanoine Francisco de Tárrega. — Bibliographie. — Chroniques. — Tables. — 4 Planches].

Walberg, E., Juan de la Cueva et son *Exemplar poetico* [Lunds Universitets Årsskrift, Band 39. Afdeln 1 N° 2]. Lund, Imprimerie Håkan Ohlsson. 117 S. h°. 3:75. [Die *Ars poetica* des alten Sevillaner Dramatikers (1606), dieses Seitenstück zu Lopes *Arte nueva* (cf. *Archiv* CIX, 458), ist bisher sehr schwer zugänglich gewesen. Hundertdreifsig Jahre sind verflossen, seit Sedano sie in seinem *Parnaso Español* zum erstenmal gedruckt. Walberg bietet uns also eine sehr willkommene Gabe, indem er das geschichtlich recht wichtige Stück (1300 Verse) nach jenem Manuskript wiedergibt, welches die Colombina aufbewahrt und das das Handexemplar des Autors gewesen zu sein scheint. Die Varianten zweier anderer von Cueva selbst gefertigter Kopien werden beigefügt. Doppelt willkommen wird Walbergs sorgfältiger Neudruck durch Einleitung und Noten: Cuevas Stellung in der dramatischen Literatur, Tendenz, Quellen und Sprache seiner Poetik werden erörtert und in den Anmerkungen ein fortlaufender Kommentar gegeben.]

Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Strafsburg, K. J. Trübner, 1905. 4 Bände, XLI, 318; 406; 397; 374 S. Preis des Bandes geh. M. 2.50., geb. M. 3.50. [Braunfels' Übertragung des D. Q. ist eine sehr sorgfältige und kundige und auch eine sehr kunstvolle Arbeit. Er steht als D. Q.-Übersetzer weit über allen deutschen Vorgängern in seiner Verbindung von kenntnisreicher Sorgfalt und künstlerischem Nachempfinden. Er allein hat uns eine in Wortsinn und Ton treue Umschrift geliefert. Sie verdiente es wohl, im Jubiläumsjahre des Originals zu neuem Leben erweckt zu werden, nachdem sie zwei Jahrzehnte in den Bändchen der 'Collection Spemann' (1883) geschlummert hat. Die Fufsnoten jener ersten Ausgabe sind im Neudruck revidiert, reduziert und an den Schlufs der einzelnen Bände verwiesen worden. Über die Grundsätze, die im übrigen den Herausgeber geleitet haben, gibt die Vorrede Auskunft. Diese Neuausgabe ist von vornehmer Ausstattung, bestimmt und geeignet, ein Buch der Erholung und des Genusses zu sein. Der Preis der vier Bände (geh. M. 10, geb. M. 14) ist aufserordentlich niedrig.]

Menéndez Pidal, R., Manuel elemental de gramática histórica española. Segunda edicion. Madrid, Suárez, 1905. VII, 271 S. Pes. 6,50. [Der ersten Auflage dieses trefflichen Handbuches, cf. *Archiv* CXIII, 239, folgt binnen Jahresfrist die zweite. Der Autor hat es sich angelegen sein lassen, den Wünschen der fachmännischen Kritik Rechnung zu tragen, und wenn die Zahl der Paragraphen seines Buches sich nicht vermehrt hat, so ist doch vielfach deren Inhalt erneut und erweitert, so dafs das Buch erheblich an Umfang gewonnen hat. Die typographische Ausstattung ist ebenfalls reicher geworden.]

El Comerciante. Spanisches Lehrbuch für Kaufleute, kaufm. Fortbildungsschulen, Handelsschulen und verwandte Anstalten, sowie zum Selbstunterricht von C. Demehl. Unter Mitwirkung Hamburger Kaufleute und der spanischen Lehrer E. Solana und Cl. Herreros. Mit einer Konjugationstabelle, drei Münztafeln und einer mehrfarbigen Karte von Spanien. Leipzig und Berlin, Teubner. XII, 279 S.

Stuppaun, Gebhard, Las desch eteds. Publicaziun da Jacob Jud. Coira, H. Fiebig, 1905. 113 S. [Gegen 1560 schrieb der Prediger G. Stuppaun zu Ardez im Unterengadin das dramatische Gespräch der 'Zehn Alter', das Gartner vor zwanzig Jahren in Böhmers *Rom. Studien* VI, 239 ff. herausgegeben und für das Gartner auch die deutsche Quelle, Genzenbachs 'Zehn Alter' (1534), nachgewiesen hat. Jud druckt hier — es ist ein S.-A. aus den *Annalas della Societad Raeto-Romanscha* — den Text nach einer älteren und vollständigeren Handschrift neu und gibt die Sinnvarianten des Gartnerschen und zweier anderer fragmentarischer Manuskripte. Diese Handschrift führt ihn zu der ansprechenden Vermutung, dafs hinter den erhaltenen oberengadinischen Kopien sich eine unterengadinische Urschrift verbirgt. Ein rätisch-deutsches Glossar, das sorgfältig gearbeitet zu sein scheint, ist beigegeben. Ist *furberta* (cf. *fulbœrta*, Var. zu 699) nicht ein Fehler des Kopisten statt *furberia*? Die Wörter der Varia lectio sind nicht ins Glossar aufgenommen.]

Michael, J., Der Dialekt des Poschiavo-Tals (Poschiavo-Brusio-Campocologno). Zürcher Dissert. Halle, E. Karras, 1905. 99 S.

Beilagen:

Von der **Buchhandlung des Waisenhauses** in Halle a. S.
Von Herrn **Hermann Gesenius** in Halle a. S.
Von der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

LX. JAHRGANG, CXVI. BAND

DER NEUEN SERIE XVI. BAND

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1906

Inhalts-Verzeichnis des CXVI. Bandes,
der neuen Serie XVI. Bandes.

Abhandlungen.

Kleinere Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Verzeichnis der vom 29. November 1905 bis zum 8. März 1906 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften (mit kurzen Anzeigen von: E. Oswald, The legend of fair Helen as told by Homer, Goethe and others. — M. Potel, Trois ans de méthode directe. — Hölzels Wandbilder: Wien. — J. S. Clark, A study of English prose-writers. — J. C. French, The problem of the two prologues to Chaucer's Legend of good women. — W. E. Leonard, Byron and Byronism in America. — M. Roger, L'enseignement des lettres classiques d'Ausone à Alcuin. — E. Muret, *Glaucus*. — Chr. Luchsinger, Das Molkereigerät in den roman. Alpendialekten der Schweiz. — Kr. Nyrop, Poésies françaises, 1850—1900. — P. Fink, Volkstümliches aus Südburgund. — G. Paris, La littérature française au moyen âge. — A. Piaget, La Belle dame sans Merci et ses imitations. — M. Gerhardt, Der Aberglaube in der französ. Novelle des 16. Jahrh. — E. Rigal, La mise en scène dans les tragédies du 16e siècle. — H. Heiß, Studien über die burleske Modedichtung Frankreichs im 17. Jahrh. — Th. Pletscher, Die Märchen Charles Perraults. — M. v. Waldberg, Der empfindsame Roman in Frankreich. — E. Fueter, Voltaire als Historiker. — K. G. Lenz, Über Rousseaus Verbindung mit Weibern. — Annales de la Société J.-J. Rousseau. — J. Gärtner, Das *Journal Etranger*. —

———————

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN
VON
ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

CXVI. BAND, DER NEUEN SERIE XVI. BAND
1. u. 2. HEFT

BRAUNSCHWEIG
BREITESTRASSE 1
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN
1906

Inhalt.

CXVI. Band, der neuen Serie XVI. Band,

1. u. 2. Heft.

Schluſs der Redaktion: 20. März 1906.

(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 6 Mark.

Abhandlungen.

Kleinere Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Zur Entstehung des Märchens.

(Fortsetzung.)

III. Belebungsmärchen. Nach dem Glauben des Märchens können Götter und Zauberer auch gestorbene Tiere und Menschen beleben. Weit verbreitet hat sich dieser Glaube besonders in dieser Form: wenn man die Knochen eines getöteten oder verzehrten Tieres in der gehörigen Ordnung zusammenlegt und sie weiht, so steht es wieder auf und lebt sein früheres Leben.[1] Ein buddhistisches Märchen (Jātaka 150) erzählt uns von einem Schüler, den Buddha die Kunst lehrte, Tote zu beleben, und der sich, von Stolz geschwellt, dieser Kunst vor seinen Mitschülern rühmte, als er einen toten Tiger sah. Sie warnten ihn, und als es nichts half, brachten sie sich vorher in Sicherheit. Der Tiger empfing nun sein Leben, stürzte sich brüllend auf den gelehrten Toren, verschlang ihn und fiel dann selbst wieder tot zu Boden.

Der Inder schildert wieder nicht die Belebung überhaupt, sondern den besonderen Fall, in dem sie dem Belebenden selbst zum Verderben wird. Er schildert ferner die Kunst des Meisters im Kontrast mit der angelernten und sofort ganz verkehrt angewandten des Schülers und auch den Kontrast zwischen toter Gelehrsamkeit und natürlicher Klugheit. Und alles das erscheint vor uns nicht als lehrhafte Unterweisung, sondern als mächtige, eindrucksvolle Geschichte; die Erinnerung an den Tiger, der plötzlich brüllend über den stürzt, der ihm das Leben gab, und dann wieder tot zusammenfällt, vergifst sich so leicht nicht. Die Verwandtschaft dieser Entwickelung des Tigers mit der des Geistes aus der Flasche und der der Thronfiguren, die plötzlich aufleben und nach vollbrachter Aufgabe wieder erstarren, fällt auch sofort in die Augen.

Von den genannten Kontrasten erscheint im abendländischen Märchen nur einer, der zwischen Meister und Schüler, dieser allerdings weiter und anschaulicher ausgeführt als im indischen: einmal in Belebungsmärchen,[2] worin der Schüler glaubt, er habe dem Meister die Kunst abgesehen, sich darin versucht, ohne jeden Erfolg: und als er in äufserster Bestürzung, in sicherer Erwartung des nahen Unterganges dasteht, erscheint der Meister

[1] Reinhold Köhler I, 296.
[2] Vgl. etwa Grimm, *KHM* 81, Bruder Lustig.

und erlöst ihn. Dann auch, und so schon in der Literatur der Alten, in Märchen vom Typus des 'Zauberlehrlings'[1]: daſs der Meister die Zauberformel kennt, die ihm Gewalt über die Dinge gibt, daſs der Lehrling sie in dem Moment vergiſst, in dem er die helfenden Geister in unscheinbare Dinge zurückverwandeln oder in ihrer Tätigkeit Einhalt gebieten soll, und dicht vor der Katastrophe erscheint der Meister und gebietet dem Verderben Einhalt.[2]

Dies indische Belebungsmärchen wurde in Indien nun noch mannigfaltiger und reicher, der eben besprochene Kontrast zwischen Meister und Schüler fiel dabei ganz aus ihm heraus. Ich nenne von den späteren Gestaltungen zwei. Einmal die des Pantschatantra (V, 4). Drei Brahmanen haben alle Wissenschaften gelernt, der vierte besitzt nur Einsicht. Sie sehen die Gebeine eines toten Löwen, der eine fügt sie zusammen, der zweite verbindet sie durch Fleisch und Blut, der dritte will sie gerade beleben, da hält ihn der vierte zurück: es wird ja ein Löwe, und er wird uns alle verschlingen. Der dritte lacht ihn wegen seiner Unwissenheit aus, doch der Einsichtige erklettert rasch einen Baum und sieht von dort zu, wie sich seine Prophezeiung erfüllt.

In dieser Darstellung ist aus dem einmaligen Belebungsprozeſs ein allmählicher, aus dem einen Beleber sind drei ge-

---

[1] Vgl. etwa Viehoff, *Goethes Gedichte* 261 f., Grimm, *KHM* 103, auch Olrik, *Danmarks gamle Heltedigtning* (1903), 296 f.

[2] Dem erzählten Märchen vergleiche ich noch das folgende indische (Vetālapañc. 6), wir kennen es durch Goethes Legende. Ein Mann hat die Frau erhalten, nach der er sich sehnte (in einigen Versionen hat er der Göttin das Leben versprochen, wenn sie ihn mit der Geliebten zusammenführe). Als er nun auf einer Reise mit der Geliebten den Tempel der Göttin Durga betritt, opfert er sich ihr aus Dank: er schlägt sich das Haupt ab. Sein Freund (oder der Bruder der Frau) geht ihm nach, sieht es und opfert sich in seiner Verzweiflung auch. Die Frau, verwundert, daſs die Männer nicht wiederkommen, betritt nun den Tempel; als sie beide tot sieht, will sie ihnen in den Tod folgen, doch die Göttin will nicht so viel Opfer und ruft der Armen gnädig zu, sie solle die Köpfe der beiden Männer wieder auf den Rumpf setzen, dann erhielten sie das frühere Leben. Doch sie ist so verwirrt und freudig erregt zugleich, daſs sie die Köpfe falsch aufsetzt, den des Mannes auf den Rumpf des Bruders und umgekehrt. Die beiden Wiedererstandenen streiten nun heftig um den Besitz der Frau. Sie wird dem zugesprochen, der den Kopf hat (Oesterley, *Baital Pacchisi* 6. — Babington, *Vedāla Cadai* [*Miscellaneous Translations from Oriental Languages*, Vol. I, 1831]: Wer beim ersten Anblick die Frau als Gattin behandelt, ist ihr Mann. — Iken, *Tuti Nameh* [1822] 102. — Rosen, *Tuti Nameh* [1858] II, 169. — Zachariae, *Zs. d. V. f. Volkskunde* 11 [1901], 186; vgl. ebd. 262). Die Grundidee des Märchens ist wieder: was der Gott vermag, dazu ist der Mensch zu schwach, sogar das Gnadengeschenk des Gottes erzeugt in seinen Händen Verwirrung und Zank. Diese Idee scheint wieder buddhistisch; die Geschichte, durch die sie zur Geltung kommt, ist für unseren Geschmack freilich zu ausgeklügelt und unwahrscheinlich. Aber diese Verbindung von Tiefsinn und Spitzfindigkeit ist ja durchaus indisch.

worden. Der Löwe wächst und wird langsam vor unseren Augen, wir erfahren nicht sofort, sondern erst während der Erzählung, daſs das Tier ein Löwe ist, und dadurch erhöht sich unsere Spannung. Der wirkungsvolle Schluſs des buddhistischen wurde leider vergessen; der Kontrast zwischen natürlicher Einsicht und Bücherweisheit erscheint in anderem Zahlenverhältnis: die Bücherweisheit, die gelehrten Toren, sind, wie im Leben immer, in der Überzahl und verhöhnen den einzig Klugen.

In der Vetālapañcavimçati (Nr. 23, die schönste Darstellung wieder bei Somadeva) blieb auch dieser Kontrast fort, dafür ist der Belebungsprozeſs noch weiter in seine Einzelheiten aufgelöst und an vier Brüder verteilt, die einen mächtigen Löwen beleben, indem der eine zu einem gefundenen Knochen das Fleisch, der zweite zu diesem Haut und Haar, der dritte die anderen dazugehörigen Glieder und der vierte das Leben schafft. Diese Brüder, die der Löwe natürlich verzehrt, erscheinen nicht mehr als Toren, sondern als arme Narren, denen die einzige Kunst, die sie lernten, zum Verderben wird.[1]

Dies Belebungsmärchen blieb, soviel ich weiſs, in Indien, und wir beobachteten daran die uns nun vertrauten Besonderheiten der indischen Erzählungskunst, die Steigerung eines einfachen Motivs, in dem nämlich n u r d i e Belebung erzählt ist, die dem Belebenden gefährlich wird, und die zugleich natürliche Klugheit, nicht allein erlerntes Wissen erfordert; die Vervielfältigung dieses einen Motivs, in dem die Belebung an verschiedene sich verteilt und allmählich geschieht. Die einzelnen Motive bleiben nicht alle beisammen, bald wird dies, bald jenes auf Kosten des anderen hervorgehoben. Aber die Kunst, aus den Motiven die kritischen Wirkungen herauszuholen, sie eindrucksvoll anzuordnen und gegenüberzustellen, alles im Rahmen einer ganz kurzen Geschichte, verblüfft auch hier, besonders wenn man sie in ihren Einzelheiten betrachtet.

Eine Entwickelung, die der eben vorgeführten in manchem gleicht und die auch von einem sehr ähnlichen Motiv ausgeht, war einem Menschenbelebungsmärchen beschieden: diese Entwickelung ist reicher und hat in abendländischen alten Sagen merkwürdigere Parallelen. Ich meine das Märchen von der hölzernen Jungfrau, das in Indien am kunstreichsten erzählt ist und über die Grenzen von Indien weit hinaus bis nach Böhmen drang.[2]

Zugrunde liegt der Glaube, den wir aus der Anschauung primitiver Völker ableiteten,[3] daſs die Menschen aus Bäumen entstanden oder geschaffen seien.

[1] Vgl. auch v. der Leyen, *Preuſs. Jahrbücher* 99, 69 f.
[2] Benfey, *Pantschatantra* I, 491.
[3] S. oben *Archiv* CXIV, 14 Anm. 1.

In einem wahrscheinlich sehr alten[1] Bericht der Edda wird diese Schöpfung des Menschen auf verschiedene Götter verteilt: Mann und Frau liegen als leblose Baumstümpfe da, Odin, Loki und Hoenir finden sie, Odin gibt Atem, Hoenir Seele, Loki Gesicht und Farben und Glieder.[2] Den nordischen Erzähler interessiert also nicht, wie allmählich aus dem unbehauenen Baumstumpf ein äufserlich menschengleiches Gebilde wird und dies Leben erhält, dafür erscheint ihm der Vorgang der Belebung selbst so bedeutsam, dafs d r e i Götter ihre Kräfte hergeben müssen, um ihn zu vollenden.

Der Inder schildert umgekehrt das äufserliche Werden des Menschen und verteilt dies, wie bei der Belebung des Raubtieres, an verschiedene. Ein Mann schnitzt aus einem Baumstumpf ein Mädchen, der zweite schmückt sie, der dritte gibt ihr die charakteristischen Zeichen, der vierte haucht ihr Leben ein.[3] Und nun, als das Mädchen schön und verlockend vor ihnen steht, erhebt sich der Streit: wem gehört sie? Und um dieser schwer lösbaren, Scharfsinn erfordernden Streitfrage willen scheint das ganze Märchen überhaupt wiedergegeben.

Bis zur Vollendung des Mädchens gleicht die Entwickelung der Geschichte insofern durchaus der vorigen, als ein altes Motiv vervierfacht wird, der Belebungsvorgang allmählich ist und sich auf vier verteilt. Nun würde das Märchen bei anderen Völkern schliefsen, bei dem Inder fängt es jetzt eigentlich erst an: denn da verschiedene das Mädchen schufen, so haben auch verschiedene auf sie ein Recht.

Und diese Rechtsansprüche waren so schwer zu entscheiden, dafs der Inder das Märchen ihnen zuliebe immer noch weiter komplizierte. Ich hebe zwei Fortbildungen hervor, die beide auf indischen Vorbildern beruhen, die im Mongolischen und die im Türkischen.

Im Türkischen setzt sich der Streit fort: ein Derwisch, ein Polizeimeister und ein Kadi werden um die Entscheidung gebeten; alle sind von dem Mädchen so betört, dafs sie es für sich wollen und deswegen Lüge auf Lüge häufen, das Mädchen sei ihnen verwandt, ihnen geraubt und ähnliches. Schliefslich wird ein Gottesurteil angerufen, da tut sich ein Baum auf, an dem das Mädchen lehnt, und nimmt es wieder zu sich. Sie kehrt

[1] Loki erscheint darin als hilfreicher Gott; die Namen der Baummenschen Askr und Embla entsprechen ungefähr den Namen Assi und Ambri in einer alten longobardischen Sage, Grimm, *D. S.* 388.

[2] Vgl. v. der Leyen, *Märchen in Edda*, S. 11; Kretschmer, *Deutsche Literaturzeitung* 1899, 1278 f.

[3] Jülg, *Mongolische Märchen*, Innsbruck 1868, S. 235. Rosen, *Tuti Nameh* I, 151. Iken, S. 37. Im Türkischen sind die Beleber ein Zimmermann, ein Goldschmied, ein Schneider und ein Mönch.

dorthin zurück, von wo sie kam: denn es ist nicht gut, wenn der Mensch sich Werke anmaſst, die nur dem Gotte gebühren. Streit und Lüge entstehen daraus und können nur aufhören, wenn das Geschaffene selbst verschwindet.

Das Mongolische fügt unser Märchen in ein anderes: eine Prinzessin soll zum Reden gebracht werden. Ihr erzählt ein König unser Märchen, sie schweigt. Da hebt einer von den Begleitern des Königs, die er vorher in Altar, Lampe und Rosenkranz verwandelt, zu sprechen an, gibt selbst zu, daſs er von Weihrauch betört sei und als lebloser Gegenstand kein Recht zur Rede habe, und sagt absichtlich eine verkehrte Entscheidung. Darüber — über die dumme Antwort und über das Reden dessen, dem es nicht zukommt — ist die Prinzessin so entrüstet, daſs sie die rechte Antwort gibt: der sie schuf, ist ihr Vater, der sie schmückte, ihre Mutter, der sie bildete, ihr Lehrer, der sie beseelte, ihr Mann.[1] In dieser Fortsetzung erklimmt der indische Scharfsinn vor unseren Augen schwindelnde Höhen: es ist einfach erstaunlich, mit welchem Geschick die geistreiche Antwort am Schluſs vorbereitet, hinausgeschoben, durch Kontrastierung mit der verkehrten zur Geltung gebracht und zugleich der widerwilligen, klugen und doch betörten, Prinzessin entlockt wird.

Vergleichbar dieser Entscheidung ist eine Sage bei Hygin.

---

[1] Ähnlich im *Trône enchanté,* Lescallier 177 f. Dort ist unsere Geschichte eingeleitet durch den Rahmen der Vetâlapañc (König und Bettler, vgl. oben *Archiv* CXV, 275 Anm. 2), die den König begleitenden Geister verwandeln sich in Lampe, Gürtel, Gieſskanne und Bettfuſs der Prinzessin und verlocken den König zu vier Geschichten: 1) (Lampe) die von den Bewerbern mit wunderbaren Eigenschaften (= Vetâlapañc 5 und unten S. 12 f.); 2) (Gürtel) die von den vertauschten Köpfen (Vetalapañc 6 und oben S. 2 Anm. 2); 3) (Gieſskanne) die belebte Braut (Vetâlapañc 2, in der Fassung des Civadâsa, von der Leyen, *Ind. Märchen* 27 und 130); 4) (Bettfuſs) die hölzerne Jungfrau. Die Beleber sind Holzbildhauer, Juwelier, Weber, Mönch. Die Entscheidung der Prinzessin, das Mädchen solle dem Mönch gehören, ist nicht fein motiviert. Der oben *Archiv* CXV, 278 Anm. 2 betonte Zusammenhang zwischen Vetalapañc und verzaubertem Thron wird durch diese Geschichten noch deutlicher — nicht weniger als vier sind der Vetâlapañc entlehnt, und der Kunstgriff, der die Prinzessin zum Reden bringt, der Ärger über die voreiligen und dummen Antworten der vermeintlich leblosen Gegenstände ist nur eine Steigerung des Kunstgriffes der Vetâlapañc, in der der Vetâla manchmal dem König durch seine falschen Entscheidungen die richtigen abnötigt. — Eine Abschwächung der alten indischen Form gibt ein modernes singhalesisches Märchen bei Steele, *An eastern love Story* etc., London 1871; vgl. Benfey, *Kleinere Schriften* III, 233. Zimmermann, Maler, Kaufmann, Juwelier sind hier die Beleber; d. h. der Kaufmann kleidet das Mädchen, der Juwelier schmückt und belebt sie. Eine Prinzessin soll durch die Frage, wem gehört sie, zum Sprechen gebracht werden; der Prinz, der es ihr erzählt, hat einen Begleiter in eine Lampe verwandelt, die törichte Antworten gibt, und die Prinzessin gibt die richtige: sie gehört dem Wirt, aus dessen Holzblock sie gemacht wurde.

Die Sorge überschreitet einen Fluſs und schafft aus kreidigem Schlamm einen Menschen. Jupiter kommt hinzu und gibt dem Gebilde auf Bitten der Sorge Leben (*spiritum*). Dann streiten beide, wer dem Menschen den Namen geben dürfe, und während des Streites erhebt sich auch die Erde: da der Mensch von ihr genommen sei, müsse er auch von ihr den Namen erhalten. Saturn, als Schiedsrichter angerufen, entscheidet: die Sorge habe den Menschen zuerst geschaffen, ihr solle er sein ganzes Leben hindurch gehören, dem Jupiter gebühre der Körper, denn er habe dem Menschen den Geist eingehaucht, und der Name des Menschen solle *homo* lauten, da er aus der Erde (*ex humo*) geschaffen sei.

Diese Sage verteilt wie die indische die Belebung an verschiedene, nur weiſs sie die Vorgänge weder anschaulich zu schildern, noch zu steigern; der Streit ist nur ein Streit um den Namen des Menschen, nicht um ihn selbst, die Entscheidung ist für Jupiter unverständig, für die Erde eine leere etymologische Spielerei, tief ist sie nur für die Sorge — und dies Motiv war wohl auch der eigentliche Inhalt der Sage, an das sich das andere ansetzte. Gerade diese römische Sage offenbart aber die eminente Überlegenheit der Inder in Aufbau, Steigerung und Darstellungskunst ihrer Märchen.

IV. Märchen von Empfindlichkeit und Scharfsinn. Ich habe schon angedeutet, daſs Märchen, Schwänke und Novellen gern die Gaben Empfindlicher und Scharfsinniger, Dummer und Fauler übertreiben, bewundern oder verspotten.

Timaeus [1] berichtet uns ganz ernsthaft von einem Sybariten, der auf dem Acker Arbeiter hacken sah. Er bekam vom Zusehen einen Bruch, und als er einem anderen sein Leid klagte, erwiderte dieser, er habe vom bloſsen Anhören Seitenstechen bekommen.

Das Indische hat einen sehr ähnlichen Schwank [2]: einer Königin fällt ein Lotos in den Schoſs, sie wird verwundet und ohnmächtig, einer zweiten brennen die Mondstrahlen Geschwüre auf den Leib, und die dritte hört einen Mörser und bekommt davon Beulen. Wer ist nun die Empfindlichste? heiſst es am Schluſs, und den Preis erhält die letzte, weil ihre Empfindlichkeit durch das Gehör, die beider anderen erst durch die Berührung sich zeigte.

Möglich, daſs dieser Schwank von Griechenland nach Indien kam — ebenso möglich erscheint mir freilich, daſs beide Völker ihn unabhängig voneinander ersannen. Das bleibt auf jeden

[1] Müller, fr. 59. E. Rohde, *Der griechische Roman*[2] 588.
[2] Vetalapañcavimçati 11, Oesterley, *Baital Pacchisi* 92. 199.

Fall (und gerade das betonte Erwin Rohde nicht) dem indischen Schwank als Vorrecht, daſs er gleich drei Fälle von Empfindlichkeit aufzählt, sie steigert und den Schwank noch zu einem letzten Höhepunkte, der Schluſsfrage, führt. Durch sie wird der Hörer veranlaſst, sich die drei lustigen Empfindlichkeiten noch einmal zu vergegenwärtigen und miteinander zu vergleichen. Sogar dies kleine Geschichtchen zeigt also die Überlegenheit der indischen Erzählungskunst über die griechische im Märchen.

Von einem anderen Genüſsling erzählten die Griechen, er sei voller Schwielen aufgestanden, nachdem er auf einem Lager voller Rosenblüten geschlafen.[1] Der Inder übertreibt dies Motiv sofort ins ganz Lächerliche: sein Empfindlicher kann die ganze Nacht kein Auge zutun, weil unter der siebenten Matratze ein Haar liegt, und dies drückt sich deutlich auf seinem Körper ab. Und diesen vergleicht er wieder mit zwei anderen, zwei Brüdern: der eine schmeckt in einem Reis einen Leichengeschmack: und wirklich ist dieser Reis in der Nähe eines Kirchhofs gewachsen; der andere entdeckt an einem wunderschönen Mädchen einen Bocksgeruch: und wirklich, dieses Mädchen wurde in ihrer Jugend einmal mit Ziegenmilch genährt. Die Schluſsfrage — sie wird dadurch vorbereitet, daſs sich die Brüder um den Vorrang ihrer Gaben zuerst zanken — heiſst natürlich: wer war der Empfindlichste?

Von diesem Märchen haben wir nun eine Fülle von auſserindischen Fassungen, und wir können sogar den Wegen folgen, auf denen es nach Europa eindrang: über Arabien und Byzanz hier, über das sibirische Asien nach Nord- und Osteuropa dort. Im 12. Jahrhundert fügte es der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammaticus in seine Darstellung der Hamletsage: also schon vor dem 12. Jahrhundert sind die indischen Märchen nach Europa gewandert.

Die verschiedenen Zusammensetzungen und Wandlungen unseres Märchens sind schon oft geschildert:[2] seltsamerweise bleiben die einzelnen Scharfsinns- und Empfindlichkeitsproben fast immer unverändert. Das Märchen kann, gemäſs seiner nur in Indien denkbaren, dort aber durch viele Parallelen bezeugten Eigenheiten, nur in Indien entstanden sein: da es so frühzeitig und so weit wanderte und von so vielen Völkern so begierig aufgegriffen wurde, erkennen wir, daſs gerade die etwas ausgeklügelten und übertriebenen Scharfsinnsproben als märchenhaft empfunden wurden und das Wohlgefallen auſserindischer, oft ganz barbarischer Völker erregten.

---

[1] E. Rohde, 589, Anm. 3. Aelian, *Variae Historiae* IX, 24.

[2] Vgl. Bolte, *Reise der Söhne Giaffers*, Bibl. des Lit. Vereins, Stuttgart (1896), 208, 198; v. der Leyen, *Märchen in Edda* 71 f.; Chauvin VII, 158.

Erweitert wurden diese Scharfsinnsproben bei den Arabern und sonst noch durch eine andere, gleichfalls indischer Herkunft. Die Brüder beobachten zuerst die Spuren eines Kamels und sagen aus: es war halb mit Zuckerwerk und halb mit Getreide beladen (denn nur auf der einen Seite des Weges schwärmten die zuckerliebenden Fliegen), es war auf dem einen Auge blind (denn nur auf der einen Seite des Weges waren die Kräuter abgefressen), und es hatte keinen Schwanz (denn der Kamelkot, den das Kamel sonst durch das Wedeln seines Schwanzes zerstreut, lag auf einem Haufen [1]). Wie diese Episode entstand, ist leicht zu erraten; alle primitiven Völker — wir wissen es noch aus den Indianergeschichten unserer Jugend — haben eine merkwürdige, oft bestaunte Fähigkeit, Fuſsspuren zu entdecken, aus den Eindrücken festzustellen, wann der Vorbeigegangene die Spuren hinterlieſs, auf seine Fuſsbekleidung, auf das Tempo seines Ganges etc. zu schlieſsen. Diese Fähigheit steigert das indische Märchen zu systematischer Raffiniertheit der Beobachtung — die Brüder erkennen nicht nur die Spuren, sie erkennen die bezeichnenden Eigenheiten im Aussehen des Kamels und sogar die Art seiner Ladung. Andere Völker, die für solche Erfindung nicht die Gabe hatten, erzählten das einfach wieder.

Auf einige andere Scharfsinnsproben und -märchen will ich ganz kurz hinweisen. Das Urteil Salomonis wird in Indien, wie wir wissen, [2] oft erzählt und erscheint bei den Juden vereinzelt, bei den Indern inmitten einer Fülle gleichartiger Entscheidungen. Wir haben ähnliches schon beobachtet und werden es noch beobachten: ich möchte mich auch hier so entscheiden, daſs die Inder diese Geschichte, etwa wie die von dem Thron Salomos, der Königin von Saba und der Sprache der Tiere, von den Juden übernahmen und ihren Reichtum damit vergröſserten. Eine andere Entscheidung, die im Indischen auch gern erzählt wird: [3] eine Kurtisane hat ihren Liebhaber im Traum genossen und empfängt als Lohn den Schatten oder das Spiegelbild des ausbedungenen Lohnes, erzählten auch die Griechen, und die Inder haben sie wohl von ihnen. — Im Indischen unterscheidet ein kluger Minister eine Stute und ein Fohlen, die im Aussehen nicht unterschieden werden können, und ermittelt bei einem mit Edelsteinen besetzten Stabe, welches die Wurzel und welches die Spitze sei. [4] Diese Proben, durch die er seine Klugheit beweist, verhelfen ihm bei seinem König zu neuer Gnade; er war näm-

[1] Vgl. Bolte und v. der Leyen a. a. O. und Chauvin VIII, 106.
[2] Vgl. oben *Archiv* CXIV, 22 Anm. 3 und Benfey, *Kleinere Schriften* III, 171. 233.
[3] Vgl. oben *Archiv* CXIV, 22, Anm. 3 und Benfey, *Pantschatantra* I, 127. Ralston, *Tibetan Tales* 163.
[4] Çukasaptati *t. s.* 48. 49; *t. o.* 58.

lich verleumdet und gefangen, das wufsten die Nachbarstämme und setzten den König durch diese Fragen in Verlegenheit: er wufste keine Auskunft und rief nach dem treuen Minister. Wir erkennen: die Rahmenerzählung von Verleumdung und Begnadigung des Ministers ist dieselbe wie die von Josef und wie die vom weisen Heykar, auf die auch das Buch Tobias anspielt und die später selbständig weiterlebte und -wanderte.[1] Diese Rahmenerzählung erfand sich überall von selbst, aus dem Leben, auch aufserhalb Indiens. Die Inder füllten nach ihrer Art diesen Rahmen mit zwei Scharfsinnsproben aus, von denen die eine wieder, wie ich schon sagte (vgl. oben *Archiv* CXV, 15), an eine Geschichte des Königs Salomo erinnert. An diesen Scharfsinnsproben fanden die Inder selbst[2] und auch andere Völker grofses Wohlgefallen, sie wiederholten sie oft im Rahmen der Heykargeschichte.[3]

In einem durch ganz Europa und weiter verbreiteten Märchen von der klugen Dirne — aufser der deutschen zählt Reinhold Köhler[4] russische, litauische, wendische, italienische, französische, englische, finnische, nordische und auch tatarische Fassungen her, die älteste abendländische hat wieder das Altnordische, die Ragnar Loðbróksaga — erscheint die Forderung, ein Mädchen solle kommen: nicht gekleidet und nicht nackt, nicht geritten, nicht gefahren, nicht im Weg und nicht aufser dem Weg (Grimm, *KHM* 94) (weder bekleidet, noch unbekleidet, weder gespeist, noch nüchtern, nicht allein, und doch soll kein Mensch sie begleiten, Ragnar Loðbróksaga). In den verschiedenen Versionen fehlt bald die eine, bald die andere Forderung, es treten auch an Stelle der fortgefallenen neue, aber die Entstellungen und Zusätze sind unwesentlich. Die Forderung klingt uns so seltsam ersonnen und ausgeklügelt, dafs wir auf Indien als auf ihre Heimat raten, und sie findet sich dort auch in einer Geschichte buddhistischen Ursprungs.[5] Ein König will Reis, nicht zerstofsen mit einem Stöfsel, aber nicht unzerstofsen, gekocht nicht im Hause und nicht aufser dem Hause, nicht mit Feuer und nicht ohne Feuer, er soll geschickt werden nicht im Weg und nicht aufser dem Weg, nicht am Tag, aber auch nicht im Dunkeln,[6] nicht von einer Frau, aber auch nicht von einem

[1] Vgl. oben *Archiv* CXV, 13. Chauvin VI, 36 f.; 41 f.

[2] Benfey, *Kleinere Schriften* III, 172 f. (Dsanglun, cap. 23). — Ralston, *Tibetan Tales* 110 f.

[3] Benfey, a. a. O. 181, nennt u. a. eine walachische und eine ungarische Fassung.

[4] *Kleinere Schriften* I, 445 f.; III, 514. Wossidlo, *Mecklenburg. Volksüberlieferungen* I, 328.

[5] Ralston, *Tibetan Tales* 138.

[6] So auch in verschiedenen deutschen und wendischen Fassungen, Köhler 448.

Mann, der nicht beritten, aber der auch nicht geht. Die Kerne des Reises werden nun mit Nägeln sorgsam herausgeschält, auf der Schwelle des Hauses und in der Sonne gekocht, der Mensch, der ihn trägt, geht mit einem Fufs auf, mit dem anderen an der Seite des Weges, der Topf, in dem der Reis ist, wird mit einem dünnen Tuch bedeckt, so dafs ihn die Sonne nicht bescheint, der Träger hat einen Fufs beschuht und einen unbeschuht und ist ein Hermaphrodit.[1]

Dafs die europäischen Märchen aus diesem oder einem ähnlichen indischen Märchen schöpften, dürfen wir um so unbedenklicher annehmen, weil auch andere Motive aus der klugen Dirne im Buddhistischen erscheinen. U. a. wird dort von einem Mann verlangt, er solle Butter von Ochsen bringen. Als Antwort schickt er einen Mann, der sich in Schmerzen windet, weil er die Wehen habe, und als der König bei dessen Anblick ausruft: 'Das ist unmöglich!' wird ihm erwidert: 'Es ist ebenso unmöglich wie dafs Ochsen Butter geben.' Eine andere Zumutung ist: Stricke, aus Sand gedreht. Und die Antwort: man wolle eine Probe dieses Stoffes sehen, dann würde man hundert Ellen lange Stricke daraus herstellen.[2] Dem entspricht im Abendländischen: ein König spricht ein Füllen nicht dem Eigentümer, sondern dem Eigentümer zweier Ochsen zu, zwischen die es sich gelegt. Der Eigentümer des Füllens fischt nun auf dem trockenen Land und sagt: Ebenso gut wie ich im Trockenen fischen, ebenso gut kann ein Ochse Füllen werfen. Und: aus zwei Bündel Leinen sollen Segel und Taue und alles Nötige für ein Schiff hergestellt werden. Als Antwort schickt man ein Stückchen Holz, daraus solle man Rocken, Spindel, Webstuhl schnitzen. Wenn im abendländischen Märchen die Tochter die Kluge ist, die dem ratlosen Vater die Lösungen sagt, so hat das auch seine Analogie in manchem indischen Märchen.[3]

Der Zauberer in seiner Ekstase schickt seine Seele in den Himmel. Dabei geben ihm die Stammesgenossen Fragen mit, die ihm der Gott im Himmel beantworten soll. Das war, wie wir erfuhren (oben *Archiv* CXIV, 2), Brauch bei primitiven Völ-

[1] Benfey erinnert (214) an die Sage von Indra und Vṛtra: der sollte getötet werden nicht durch Trockenes und nicht durch Feuchtes, nicht durch Steine und nicht durch Holz, nicht durch Geschofs und nicht durch Messer, und nicht bei Tag und nicht bei Nacht: Indra bringt ihn in der Dämmerung durch Schlamm um. — Und B. erinnert auch (216) an das folgende griechische Rätsel (*Anthologia Palatina Appendix* 107): Es gibt ein Rätsel, dafs ein Mann, der nicht ein Mann (Eunuch), der sah und nicht sah (er schielte) einen Vogel, der nicht Vogel (Fledermaus), der auf einem Holz safs, das kein Holz (Dolde), mit einem Stein, der kein Stein (Bimstein), warf und doch nicht warf (er traf vorbei).

[2] Chauvin VI, 40 Anm. 2.

[3] Z. B. *Çukasaptati*, *t. s.* 5 f., *t. o.* 5 f.

kern, und dieser Brauch lebte zugleich als Märchen fort. Dem Inder war dies Märchen auch bekannt, bei seiner Vorliebe für Scharfsinnsproben verwandelte er aber die Reise in den Himmel in eine Reise zu einem weisen König oder Richter, und zugleich häufte er nach seiner Art die dem Reisenden mitgegebenen Fragen. Aufserdem kontaminierte er das Märchen mit einem anderen: ein vom Unglück Verfolgter hat auf einer Reise Unheil angerichtet, ohne dafs er Schuld auf sich lud. Er wird von denen verklagt, die er schädigte, und der weise König, der schon auf jede Frage die Antwort wufste, pariert nun noch jede Anklage durch eine Entscheidung, die durchaus gerecht scheint, die aber, in die Tat umgesetzt, die Ankläger noch viel stärker schädigen würde, als sie ohnehin geschädigt sind, so dafs sie sich lieber bei ihrem ersten Verlust beruhigen. Durch diese Entscheidung zeigt der König dann auch, dafs der Mensch nicht das Schicksal und den unseligen Zufall anklagen soll, wenn er sich nicht in die unseligsten Widerwärtigkeiten verfangen will. Dies kontaminierte Märchen, in dem nunmehr die Klugheit des Königs ins Überirdische wächst, erzählten sich schon die Buddhisten,[1] aufserhalb Indiens lebten die klugen Entscheidungen des Richters als eigenes Märchen fort. Ich nenne von diesen indischen Entscheidungen zwei: ein Armer hat von Reichen Ochsen entliehen, er bringt sie zurück, findet die Besitzer aber beim Nachtmahl und will sie nicht durch seine Meldung stören. Unternachts laufen die Ochsen davon. Die Entscheidung lautet: der Entleiher soll Bufse zahlen, dem Besitzer aber die Augen ausgestochen werden, weil er nicht besser aufpafste. Unterwegs will der Beklagte essen, die Frau des Hauses, in das er eintritt, holt ihm etwas, fällt auf der Treppe hin und erleidet eine Frühgeburt. Die Entscheidung: der Übeltäter soll der Frau ein neues Kind machen. Und so geht es fort, teils in guter Steigerung, indem der Verzweifelte sich einen Abhang herunterstürzt, dabei aber auf jemand anders fällt, diesen tötet, selbst aber leben bleibt. Diese Entscheidungen nun haben sich in den vielen aufserindischen Varianten[2] sehr wenig geändert. — Das andere Märchen aber von den Fragen blieb im Abendländischen eine Himmels- oder Höllenreise und nahm auch deren bezeichnende Motive zu sich: dafs ein neidischer König den Helden verderben will, den er in die Hölle schickt, dafs der Held aber wundersam behütet wird und der König in die Schlingen fällt, die er anderen legte.[3] In diesen abendländischen Rahmen aber kam nun ein Bild indischer Herkunft. Der Hauptinhalt dieses Reisemärchens näm-

---

[1] *Jātaka* 257. Benfey, *Pantschatantra* I, 394 f. Ralston, *Tibetan Tales* 29.

[2] Aufgezählt bei Benfey a. a. O. R. Köhler I, 578; II, 580.

[3] Vgl. oben *Archiv* CXV, 5 Anm. 2.

lich, die Fragen, wurde im Abendländischen aus dem Indischen herübergenommen, denn dort waren sie so märchenhaft und seltsam, daſs durch ihre Einfügung das alte Märchen einen neuen anziehenden Reiz erhielt.[1]

Die Fragen sind unter anderen etwa im Indischen: ein Wasser war früher klar und jetzt trübe. Warum? Antwort: Schlangen streiten sich darin. Bei Grimm: ein Marktbrunnen, aus dem früher Wein quoll, ist versiegt, und es will nicht einmal Wasser daraus quellen. Antwort: eine Kröte (Schlange) sitzt unter einem Stein im Brunnen. Und: die Früchte in einem Garten waren früher süſs, jetzt sind sie bitter. Antwort: weil die Geistlichen im Garten sich gegen ihre Pflichten vergehen (die Antwort ist offenbar nicht ursprünglich, sondern buddhistisch). Bei Grimm: ein Obstbaum hat sonst goldene Äpfel getragen und will jetzt nicht einmal Laub treiben. Woher? Antwort: an der Wurzel nagt eine Maus usw.[2]

Gewiſs war diese Herzählung schwerfällig und langwierig. Sie hat aber unsere Erkenntnis bereichert. Wir sahen, daſs die Inder hier und da ein Motiv anderen Völkern entlehnten und zu ihrem Reichtum legten. Wir sahen auch, daſs der Reichtum der Inder an Geschichten dieser Art — wir teilten ja nur die Proben mit, die auſserindisch ihre Parallelen haben, und das sind sehr wenige — den anderer Völker weit übertrifft, diese nahmen nur wenige Münzen aus dem groſsen indischen Goldschatz. Gerade die indischen Entscheidungen, Forderungen, Einfälle waren die anziehendsten, in ihrem Scharfsinn unüberbietbar: daher ihre Lebens- und Verbreitungskraft. Dabei läſst sich hier und da beobachten — ich erinnere nur an das Kontaminationsmärchen und auch an die Proben aus der klugen Dirne —, daſs die Inder an diesen Scharfsinnsproben allzu lebhafte Freude hatten. Sie häuften sie nämlich hier und da nur um des Häufens willen und vernachlässigten dabei Aufbau und Komposition der Geschichten, in dem sie doch sonst Meister blieben.

V. Menschen mit wunderbaren Eigenschaften und Verwandtes. Von einem Ungeheuer, einem Riesen oder Drachen, der eine Jungfrau raubt oder bewacht, melden uns viele Sagen und Märchen. Sehr oft schildern sie bei diesen und bei verwandten Anlässen die Sehnsucht, die halbgöttliche Wesen nach den Töchtern der Menschen verspüren, die sie dann mit List oder Gewalt in ihren Besitz bringen wollen.

Dies Motiv wurde in Indien nach zwei Seiten, durch eine

---

[1] Genaueres über Verbreitung und Varianten des Märchens bei Ernst Kuhn, *Byzantin. Zeitschrift* IV, 241. Dazu Chauvin VIII, 146; Cosquin, *Revue des questions historiques* 73, 5 ff.; 74, 207 ff.

[2] Vgl. auch von der Leyen, *Märchen in Edda* 15 ff.

Vor- und durch eine Nachgeschichte, erweitert. Eine Jungfrau soll verheiratet werden: Mutter, Bruder und Vater suchen ihr jeder einen Freier, und jeder begegnet einem, der eine ungewöhnliche Kunstfertigkeit oder einen Gegenstand mit wunderbaren Eigenschaften besitzt. Jeder verspricht ihm das Mädchen, und als die drei Freier erscheinen, an einem Tage, ist die Entscheidung kaum zu treffen. Da befreit der Drache die Menschen aus ihrer Unschlüssigkeit: er raubt die Jungfrau. Nun können die Freier ihre Kunstfertigkeiten wirklich beweisen: der erste, der alles weifs, ermittelt den Ort, an dem der Drache die Jungfrau verbirgt, der zweite, der einen Wagen hat, der durch die Lüfte fährt, bringt sie alle an diesen Ort, der dritte, der ein treffliches Schwert besitzt, erschlägt den Drachen. Sie drei bringen die Jungfrau zurück, und der Streit um sie beginnt von neuem.[1]

Das Hauptmotiv, die Entführung durch den Drachen, ist bei diesem Märchen äufserlich in der Mitte geblieben — man möchte aber sagen, es ist eine Art Puffermotiv geworden und wird durch indisches Raffinement von beiden Seiten ganz zerdrückt. Die Jungfrau hat nicht einen, sie hat drei Bewerber; jeder dieser Bewerber hat die gleichen Ansprüche, sie streiten sich um ihren Besitz, und der Streit wird verdoppelt: gerade in dem Moment, in dem er ausbricht, entführt der Drache die Jungfrau. So erhöht sich die Spannung, und die zweite Entscheidung erschwert sich noch dadurch, dafs die Bewerber ihrer Fertigkeiten und Besitztümer sich nicht nur rühmen, dafs sie deren Wert vielmehr bewiesen. Ähnlich wie bei der 'hölzernen Jungfrau' hört das Märchen nicht auf, wie die Jungfrau gerettet ist: im Gegenteil, dann gerade kommt der Konflikt auf seinen Höhepunkt.

Dies Märchen kennt nun wieder die ganze Welt.[2] Sein erster Teil, die erste Werbung um die Jungfrau, wurde in den aufserindischen Fassungen vergessen. Das Folgende: die verschiedenen Gaben der Bewerber, ihre Reise zum Drachen, der Streit um die Jungfrau, prägte sich dem Gedächtnis um so tiefer ein. Die Zahl der Bewerber und die Art der Begabung wechselte vielfach.

Während die aufserindischen Völker sonst die Motive selbst oder ihre Komplikationen behielten, die indischen Pointen vergafsen, blieb dies Märchen eigentlich nur wegen seiner Schlufsfrage am Leben. Diese interessierte die Völker immer von neuem, sie suchten nach immer neuen Lösungen und konnten sich in der Schilderung des Streites nicht genug tun. Das Märchen erscheint in der Mongolei, in Rufsland, in Polen, im jüdisch Deutschen, in Böhmen, in Frankreich, Italien, Deutschland, Däne-

[1] Vetālapañc 5. Vgl. v. der Leyen, *Ind. Märchen* 49, 142.
[2] Vgl. Benfey, *Kleinere Schriften* III, 94 f. — R. Köhler I, 298. 438. — Oben *Archiv* CXIV, 17, Anm. 3. — Chauvin VII, 124; VIII, 76. — Die Gaben der Bewerber geraten oft ins Groteske, vgl. Grimm, *KHM* 71.

mark usw. Es ist ein beredtes Zeugnis, dafs ein Gebilde, wie es sich nur die Inder ersinnen konnten, auf der ganzen Welt die Erzähler anzog und zu immer neuer Wiedergabe reizte.

Bei dieser Gelegenheit komme ich noch einmal auf ein Märchen zurück, das auch verwegene Geschicklichkeit rühmt, auf das Märchen vom Meisterdieb, d. h. auf seine indische Fassung. Am ausführlichsten und hübschesten erzählt sie eine Märchensammlung aus Tibet.[1] Die Diebe sind darin nicht Vater und Sohn, sondern Meister und Lehrling. Der Lehrling entschliefst sich zum Stehlen erst, als er sieht, dafs sein Meister, ein Weber, zu seinem Wohlstand nicht durch sein Handwerk, sondern durch die Dieberei kommt. Der Lehrling zeigt durch zwei Proben sofort seine Überlegenheit über den Meister im Stehlen. Dann werden beide, als sie in einem Hause durch das Loch, das sie dareingeschlagen, kräftig Diebereien üben, entdeckt; der Lehrling haut dem Meister den Kopf ab und zieht damit fort, den Rumpf läfst er zurück. Er weifs aber, dafs er dem verstorbenen Meister und Onkel noch die religiösen Pflichten zu erfüllen hat. So gebärdet er sich als Verrückter und umarmt den kopflosen ausgestellten Leichnam, er erscheint dann als Fuhrmann, schirrt die Ochsen seines Wagens ab, steckt dessen Holzladung an und verbrennt die Leiche; verkleidet sich als Brahmane, bittet um milde Gaben und bringt Opferkuchen auf den Begräbnisplatz, verkleidet sich nochmals in einen Siwaverehrer, sammelt Knochen und Asche und trägt sie in den Ganges. Allen Vorschriften der Religion ist so genügt: immer vor den Soldaten, die am Platze Wache halten, die ganzen Vorgänge mit ansehen und sich jedesmal zu spät darauf besinnen, wer der Fromme eigentlich war, und jedesmal dem König ihre verspätete Entdeckung viel zu spät melden.

Nun will der König den verwegenen Schlaukopf fangen und bringt seine Tochter in einen Garten, der an einer Bucht des Ganges liegt. Sowie sie berührt werde, solle sie schreien. Der Dieb verkleidet sich nun als Wasserträger, läfst sich mit grofser Geduld von der Verdacht schöpfenden Wache den Krug dreimal zerschlagen und kommt immer von neuem: als man ihn nun wirklich für einen Wasserträger hält, schwimmt er rasch über den Strom, bedroht die Königstochter mit dem Tode, wenn sie einen Laut von sich gebe, beschläft sie und verläfst sie.

Dem König hilft alles Zürnen nichts. Nach neun Monaten bekommt seine Tochter ein Kind. Der Dieb, als Höfling verkleidet, schleicht sich kurz nachher in des Königs Palast, und bei seiner Rückkehr befiehlt er, das Kaufmannsviertel zu plündern, der König habe das gewollt. Es gibt einen grofsen Auf-

[1] Vgl. auch Somadeva X, 64. — Ralston, *Tibetan Tales* 37, dazu Schiefner 37. 44. Ralston, p. XLVII. Chauvin VIII, 186.

ruhr. Nun läſst der König alle Untertanen kommen, sich in einen groſsen Kreis aufstellen, und das Kind, mit einer Girlande, geht auf den Dieb zu und nennt ihn den Vater. Er erhält die Königstochter und die Hälfte des Reiches.

Diese indische Geschichte beruht offenbar auf dem alten ägyptischen Märchen. Das Verhältnis der Diebe ist anders: der zweite wird erst Dieb und übertrifft dann gleich den ersten; auch die Erbauung des Schatzhauses ist vergessen, und die Listen des Diebes sind geändert. Durch die Änderung der Einzelheiten erhielt das Märchen ein echt indisches Kolorit, auſserdem zeigt diese Änderung alle uns wohlbekannten Eigenheiten der indischen Erzählungskunst. Die Listen des Diebes sind gehäuft und steigern sich langsam und systematisch; dadurch, daſs die Soldaten die List jedesmal zu spät merken und melden, und der König, der klüger sein will, noch ärger als sie betrogen wird, kommt eine hübsche Ironie in das Märchen. Die Entscheidung schiebt der Erzähler hinaus. Der König gibt dem Dieb die Tochter nicht freiwillig, sondern weil er ihr die Ehre wiedergeben muſs. Ein Kind findet den Dieb heraus, den alle Klugheit der Erwachsenen nicht entdecken konnte. Und die Listen des Diebes zerfallen in zwei gleichwertige Gruppen: die einen hängen mit dem Leichnam, die anderen mit der Tochter des Königs zusammen. Uns freilich scheint, als sei das alte Märchen einfacher, hübscher und lustiger und das indische gar zu indisch.

Ohne Einfluſs auf den Okzident blieb aber diese indische Form nicht: das Motiv von der Lehrlingszeit des Diebes,[1] das Wiedererkennen des Diebes durch das Kind[2] und des Aufruhrs im Kaufmannsviertel,[3] letztere beide unverstanden und entstellt, erscheinen auch im Abendländischen.

Die Inder schwelgten ja in Geschichten, in denen ein Schlaukopf oder eine schuldige Frau allen Gefahren und Verlegenheiten entrannen. Wie ein amüsanter Kontrast zu solchen Abenteuern mutet uns das Märchen vom 'Doktor Allwissend' an. Sehr hübsch erzählt es wieder Somadeva.[4] Harisarman, ein armer und dummer Tropf, wird von einem Brahmanen vernachlässigt, zu einem Fest nicht eingeladen, auf das er eingeladen sein wollte. Damit er doch seinen Trost habe, befiehlt er seiner Frau, ihn als Schlaukopf zu preisen, und stiehlt dann das Pferd jenes Brahmanen. Als der danach sucht, verrät er ihm, wo es ist: er wisse das durch seine höhere Einsicht. Nun werden des Königs Juwelen gestohlen, und da er ja 'alles weiſs', soll er den Dieb

[1] R. Köhler I, 210.
[2] Gälisch und französisch a. a. O. 199. 201/2. Vgl. auch Prym Socin, *Syrische Märchen* Nr. LXII, S. 170.
[3] Gälisch a. a. O. 199.
[4] VI, 30, Tawney I, 272.

nennen. In seiner Verzweiflung ruft er 'Zunge' und beschuldigt diese elende Schwätzerin, daſs sie ihn zu solch sinnloser Prahlerei verführt. Aber die Magd, die die Juwelen stahl, heiſst wirklich 'Zunge', sie lauscht, erschrickt, als sie genannt wird, und beichtet. Nun wird die Allwissenheit des Glückpinsels weiter geprüft: er soll noch sagen, was in einem Krug verwahrt ist, weiſs es natürlich wieder nicht und ruft in seiner Verzweiflung 'Frosch', so schalt ihn nämlich sein Vater. Tatsächlich aber war in jenem Kruge ein Frosch verborgen.

Dieser Tölpel bringt sich mutwillig in den Ruf eines Allwissenden, und als der Ruf erprobt wird, sagt er in seiner komischen Ratlosigkeit und Verzweiflung gleich zweimal hintereinander das Richtige. Das ist eine ganz reizende Idee und ist erzählt, wie es nur die Inder erzählen können: daſs wir uns an der tödlichen Verlegenheit dieses Prahlers schadenfroh weiden und zum Schluſs doch die Dupierten sind, weil seine Dummheit recht behält. In Indien, wo betrügerische Wahrsagekunst, Kurpfuscherei, gefälschte Gottesurteile[1] in echt indischer Massenhaftigkeit verfertigt und wiedergegeben wurden, hatte man an diesem Schwank gewiſs seine besondere Freude.[2]

Den Reiz der Geschichte empfanden auſserdem sehr viele Völker, die sie einander immer von neuem erzählten. Der

[1] Man denke an das berühmteste, das in Tristan und Isolde erzählte, das auch von Indien kam; Wilhelm Hertz, *Tristan und Isolde*[2] 545 f. — Oldenberg, *Die Literatur des alten Indien* 121.

[2] Verwandt im Wesen mit dem 'Doktor Allwissend' ist das 'tapfere Schneiderlein', Grimm *KHM* 20. Die Motive darin, daſs es vor einem Riesen prahlt und diesem dummen Riesen seine Stärke glauben macht, besiegt und überlistet, sind in germanischen Ländern seit langen Zeiten heimisch; vgl. von der Leyen, *Märchen in Edda* 40 f., 46 f. Die Motive aber, daſs das Menschlein Heldentaten verrichten soll, voll tödlicher Angst auf seine Fahrten auszieht und infolge seltsamer Zufälle wirklich Riesen und Ungeheuer tötet, sehen indisch aus und finden sich auch in indischen Märchensammlungen. Im *Jātaka* 186 klettert ein Mensch auf einen Baum, wirft einem Eber Zweiglein auf den Kopf, so daſs der erwacht, und als er merkt, daſs der Mensch auf dem Baum ihn auſserdem bestohlen und nun noch auslacht, rennt er voll Wut gegen den Baum und stöſst sich tot (ganz ähnlich tötet sich das Einhorn in dem Märchen Grimms). Bei Jülg, *Mongolische Märchen* 28, geht ein Pferd mit solchem Tapferen durch, er hält sich an einem Baum fest, der fällt um und erschlägt viele Feinde, die anderen fliehen. Derselbe soll einen Fuchs töten, er hat seinen Bogen dagelassen, den durchnagte der Fuchs und wurde dabei getötet: der Bogen schnellte nach durchbissener Sehne zurück und erschlug ihn. Drittens soll er Dämonen besiegen; er läſst ihnen sieben weiſse Brote zurück, die man ihm mitgab, während er von sieben schwarzen eins verzehrte: er wird betäubt. Die Dämonen fallen über die weiſsen her und vergiften sich. — Literatur etwa bei Clouston, *Popular Tales and Fictions* I, 133. — R. Köhler zu Gonzenbach 41. *Z. des V. f. Volksk.* 6, 76. R. Köhler I, 565 (zu Schiefners *Awarischen Texten* 11, die Erzählung ist der mongolischen recht ähnlich). Cosquin I, 96 f. (mit modernen indischen Parallelen).

'Doktor Allwissend' ist fast in jeder Märchensammlung enthalten. Dabei überrascht uns, wie treu die Erinnerung an das indische Original blieb: der Zuruf des Unglücklichen zu sich, 'Frosch' oder 'Krebs' etc., blieb in allen Versionen.[1]

VI. Zeichensprache und Tiersprache. Bei primitiven Völkern ersetzen oft sinnbildliche Mitteilungen und Botschaften höchst anschaulich und wirkungsvoll die Sprache. Ein Neger erhielt von einem anderen als Botschaft einen Stein, ein Stück Kohle, eine Pfefferbüchse, ein gedörrtes Getreidekorn und Lumpen, in Bündeln zusammengebunden. Das bedeutete: ich bin stark und fest wie ein Stein, meine Aussicht in die Zukunft ist schwarz wie eine Kohle, ich bin so voll Angst, daſs meine Haut wie Pfeffer brennt und Korn auf ihr gedörrt werden könnte, meine Kleidung ist ein Lumpen.[2] — Ein Maiskolben, eine Hühnerfeder und ein Pfeil an einem Baumast am Wege, den der Feind kommen muſs, aufgehängt, bedeuten die Kriegserklärung der Niam Niam. Diese Symbole erklären sich folgendermaſsen: laſst ihr euch's einfallen, auch nur einen Maiskolben zu knicken und ein Huhn zu greifen, so werdet ihr durch diesen Pfeil sterben.[3]

Mit diesen Mitteilungen vergleiche man die von Herodot (IV, 131. 32) erzählte Botschaft der Skythen an Darius. Sie sandten dem Perserkönig einen Herold mit Vogel, Maus, Frosch und fünf Pfeilen. Sie sollten das selber deuten. Darius interpretierte: die Skythen unterwerfen sich selbst (denn die Pfeile, ihre wehrhafte Stärke, das sind sie), sie unterwerfen ihre Pferde (der Vogel bedeute die Pferde), ihr Land (die Maus bedeute das Land), ihr Wasser (der Frosch bedeute das Wasser). Die Skythen aber wollten sagen: Wenn Ihr auch gleich den Vögeln in die Lüfte fliegt, wie die Mäuse in die Erde Euch verkriecht, wie die Frösche in den Sümpfen verschwindet, unseren Pfeilen entgeht Ihr nicht. Die Botschaft ist denen der Naturvölker überraschend ähnlich, mit der einen Steigerung, daſs sie nicht einmal, sondern doppelt, zuerst falsch, dann zutreffend geschildert wird.[4]

Verwandt mit dieser Zeichensprache ist die Gebärdensprache

---

[1] Benfey, *Orient und Okzident* III, 184. R. Köhler, *Kleinere Schriften* I, 39 f. Cosquin II, 187 f.; mit einer kamaonischen Fassung, die in manchem noch ursprünglicher als die bei Somadeva. Zachariae, *Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde* 15 (1905), 373, mit sehr wichtigen Bemerkungen zur Geschichte und Verbreitung dieses Märchens und seiner Motive.

[2] Waitz, *Anthropologie der Naturvölker* II, 247: zitiert bei Burdach, *Zs. f. d. A.* 27, 351.

[3] Andrée I, 191.

[4] Ganz ähnliche Botschaften mit doppelter Deutung im Alexanderroman, vgl. R. Köhler II, 492, und im indischen Epos Harivamsa; vgl. ferner Ottmann in seiner Übersetzung *Lamprechts Alexander* (Halle 1898), zu 1438 f.

durch Finger, auf ihr beruht ein besonders im Mittelalter gern vorgetragener Schwank, der außerdem die Spitzfindigkeit und die gewaltsamen Deutungen der gelehrten Theologen verspotten sollte. Die einzelnen Motive in dem Schwank variieren,[1] zwei davon kehren eigentlich immer wieder, und aus ihnen entsprang denn wohl auch das Ganze. Zwei (später ein Laie und ein Theologe) disputieren miteinander, der eine steckt einen Finger vor, der andere zwei; der erste streckt seine flache Hand hin und der zweite seine Faust. Die natürliche Deutung ist: der zweite meinte, der andere wolle ihm ein Auge ausstechen, er drohte, ihm zwei auszustechen, dann meinte er mit einer Ohrfeige bedroht zu werden und drohte mit einem Faustschlag. Die künstliche Deutung aber war: der eine Finger sollte besagen, es gibt nur einen Gott, die beiden: Gott ist ein doppelter, Gott Vater und Gott Sohn. Die flache Hand: die Welt liegt vor Gott offen wie eine flache Hand; die Faust: er hält diese Welt fest umschlossen. Man hat geglaubt, diesen Schwank aus Indien herleiten zu sollen,[2] das ist kaum nötig: es gehörte keine ungewöhnliche Kunst dazu, ihn aus den beiden Motiven der Fingersprache zu entwickeln.

In Indien hatten die gleichen Motive überdies eine ganz andere, viel künstlichere Entwickelung. Eine Prinzessin spricht dort mit einem Minister durch die Fingersprache: sie streckt den Finger einer Hand in die Höhe und fährt mit der anderen im Kreise herum, ballt die Hand und nimmt sie wieder auseinander, sie legt zwei Finger zusammen und deutet nach ihrem Hause. Der Minister versteht nichts, seine Frau klärt ihn auf: der eine Finger bedeutet, bei meinem Palast ist ein Baum, der Kreis um den Finger ist eine Mauer um den Baum; die geballte und auseinandergenommene Hand heißt: komm in den Blumengarten; die zusammengelegten Finger: bei dir möchte ich liegen.

Im Indischen versteht der eine gar nichts und der andere alles richtig, und die Zeichensprache verwandelt sich in ein geheimes Liebesabenteuer. Dies wurde dann weiter ausgebildet und verkünstelt, in der Vetalapañcavimçati: da sehen ein Königssohn und sein Freund, der Ministersohn, eine Kaufmannstochter. Sie legt einen Lotos ans Ohr, das soll heißen: ich wohne in Karnotpala ('karna' das Ohr, 'utpala' der Lotos) usw., ebenso deutet sie ihren Namen, auch den Stand ihres Vaters an. Der Ministersohn versteht alles, führt den Freund in ihre Nähe, läßt sie das durch eine Alte wissen, und mit der spricht Padmavati wieder durch Zeichensprache (sie ohrfeigt sie mit zehn Fin-

[1] Ausführliches bei R. Köhler a. a. O. 479 f.

[2] R. Köhler a. a. O. 489, aber die Parallele aus Somadeva ist wenig genau.

gern, die sie sich vorher mit Kampfer bestrichen, d. h. komme nicht in den zehn hellen Nächten; sie ohrfeigt sie dann mit drei blutigen Fingern, er solle noch drei Tage warten, sie sei unwohl; dann schickt sie die Alte auf einem bestimmten Weg zurück, den geht dann der Königssohn).

Hier entdeckt uns die Zeichensprache einen ganzen Roman, die Schicksale eines Liebespaares von dem ersten Zusammentreffen bis zur glücklichen Vereinigung, mit allen Listen und allem Geduldeu, die dazugehören. Dies höchst kunstvolle Märchen, in dem die ursprünglichen Motive der Zeichensprache fast ganz verschwanden, drang teilweise zu den Persern, Arabern und auch nach Europa.[1]

Im Abendlande entstand also aus der Zeichensprache ein hübscher Schwank, in Indien ein kunstvoll aufgebauter Roman.

In Märchen und Sage verstehen einzelne Begünstigte die Sprache der Tiere.[2] Auch Salomo verstand sie. Einst zog er, nach der spätjüdischen Sage, mit dem ganzen Heer in das Tal der Ameisen, und eine von diesen rief: Zieht Euch zurück, sonst zertreten Euch Salomo und sein Heer. Salomo aber lachte, als er dies gehört.[3]

Beide Züge: ein König versteht die Sprache der Ameisen und lacht darüber, vermitteln uns auch indische Legenden. Hinzugefügt ist die glückliche Erfindung, dafs die Frau des Königs ihn fragt, warum er lachte. Er will es nicht verraten; sie sagt, wenn ich es nicht erfahre, so sterbe ich. Aber auf Anraten dessen, der ihm die Gabe verliehen, bleibt er fest, und als sie das merkt, läfst sie auch das Fragen.[4]

Das Märchen hatte nun, ganz unvermerkt, einen hübschen menschlichen Inhalt gewonnen: es schilderte Art und Neugier der Frauen. Freilich blieb es noch immer etwas unbeholfen, ihm fehlten noch das rechte Märchenhafte und die Pointen und die Kontraste. Alles das erhielt es durch die spätere Kunst, aber noch vor dem Buddhismus.

[1] Vgl. v. der Leyen, *Ind. Märchen* 125 f. Jülg, *Mongol. Märchen* 111 f. Clouston, *Book of Sindibad*, 1884, 65. 166. 248. 303. Euling, *Germanistische Abhandlungen* XVIII (Studien über Heinrich Kaufringer, 1900), 71 f. Chauvin VI, 178 f.; VIII, 75, wo noch zitiert sind: *Revue de trad. pop.* 14, 405; Basset, *Contes d'Afrique* 237; *Journal Asiatique*, 1903, I, 348.

[2] Liebrecht, *Zur Volkskunde* 153. Marx, *Märchen v. dankb. Tieren* 110.

[3] Targum Scheni zu Esther, Eisenmenger, *Entdecktes Judentum* II, 441. Qorân, 27, 16—19, zitiert nach Benfey, *Orient und Okzident* II, 133 f. — Vgl. aufserdem ders., *Kl. Schriften* III, 234. R. Köhler II, 610, Anm. 2 (Bolte). — *Jātaka* 386. — Kuhn, *Märk. Märchen* 268.

[4] So ungefähr im Rāmāyana. Legendenhafter und langweiliger noch im Harivamśa; da sagt die Frau, sie habe den Gemahl nur prüfen wollen. Benfey a. a. O. 148. — Dies die ältesten Formen, die seltsamerweise die späten Epen überliefern; das äufserlich viel ältere buddhistische *Jātaka* 386 gibt eine viel kompliziertere Form mit verschiedenen Motivverdoppelungen.

Es wurde nämlich erzählt, woher der König seine Gabe, das Verstehen der Tiersprache, erhalten: weil er eine Schlange gerettet[1] oder weil er eine Schlange von der Untreue ihres Weibchens überzeugte.[2] Aufserdem empfing der König die Gabe nur unter der Bedingung, dafs er keinem davon erzählen darf. Als sein Weib daher erklärt, sie wolle sterben, wenn sie nichts erfahre, steht er vor dem Konflikt: entweder ich schweige und dann stirbt sie, oder ich rede, dann sterbe ich. Drittens aber wurde das Anhören der Tiersprache verdoppelt. Als der König in seiner Verzweiflung dasitzt, hört er, wie ein Bock zu einem weiblichen Schaf sagt, das Gräser verlangt, die am Rande eines Brunnens stehen und die der Bock nur mit Lebensgefahr holen kann: Wenn du um dieses nichtigen Gelüstes willen mein Leben aufs Spiel setzest, so liebst du mich nicht; ich hole dir die Gräser nicht. Damit ist der König geheilt, er sagt seiner Frau das Entsprechende.[3] Das letzte Motiv brachten die Araber in Tausend und Einer Nacht noch drastischer. Hahn und Hund unterhalten sich und der Hahn sagt: dieser König macht mir wenig Eindruck, ich werde mit hundert Frauen fertig, ich verprügele sie. Und das Verprügeln besorgt dann auch der König.[4]

Nun war in dem Märchen, wie wir sahen, der indische Konflikt und auch der indische Kontrast: zuerst verlacht der König die Tiere, und dann verlachen sie ihn. Auch das Menschliche in der Geschichte war erweitert zu einem, wie wir noch sehen werden, echt indischen Rezept, wie man Frauen zu behandeln hat. In dieser Vollendung fand das Märchen Freunde bei vielen Völkern; alle Änderungen, die hineinkamen, treffen nichts Wesentliches.[5]

Hier wird also, wie in manchen anderen Fällen, ein einfaches Motiv zu einer lebenswahren Geschichte, indem der Inder es mit dem Verhältnis von Mann und Frau verflicht, zugleich weibliche Neugier und männliche Langmut schildert und das Ganze dann kunstvoll verdoppelt, seine beiden Teile aber in hübschen Kontrast gegeneinander stellt.[6]

[1] So im *Jātaka* u. im Serbischen, Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, *Volksmärchen der Serben*, Berlin 1854, Nr. 3.

[2] Auch im *Jātaka*; hier also die erste Motivverdoppelung. Ferner in der Jainaform (*Munipaticaritram*) und im Türkischen (bei Rosen, *Tuti Nameh* II, 236).

[3] So im *Jātaka*, im Tamulischen (Babington, *Misc. Translations* I, 55) und Türkischen, Benfey a. a. O. — Auch in der Jaina-Erzählung; der Bock sagt dort: Ich bin durch Geburt ein Bock (d. i. Schaf), der König ist es durch sein Benehmen. Benfey, *Kl. Schriften* a. a. O.

[4] So *Tausend und Eine Nacht* und die serbische Form.

[5] In *Tausend und Einer Nacht* unterhalten sich nicht Ameisen, sondern Ochse und Esel, die einander raten, wie sie mit dem Herrn umgehen sollen. Chauvin V, 179.

[6] Eine andere Form des Tiersprachenmotivs ist es, dafs jemand die Unterhaltung von Tieren oder Geistern belauscht, die Gefahren hört, die

VII. Die dankbaren Tiere. Tiere bewahren dem, der ihnen wohl will oder wohltut, eine besondere Anhänglichkeit und Treue. Das zeigt die Beobachtung des täglichen Lebens, und Geschichten, die, vielleicht auf wahren Erlebnissen beruhend, ähnliches berichten, reichen gewiſs in sehr alte Zeiten. Das Griechische kennt sehr viele.[3] Uns sind diese Geschichten seit unserer Jugend lieb; ich erinnere nur an die berühmteste, an die von Androklos und dem Löwen.

Der Inder kontrastiert sofort die Dankbarkeit der Tiere mit der Undankbarkeit der Menschen. Ein Affe und ein Mensch sind auf einem Baum, ein Tiger belauert sie. Der Mensch schläft ein, der Affe beschützt ihn und wirft ihn dem Tiger trotz dessen Bitten nicht hinunter; als der Affe eingeschlafen ist und der Tiger seine Bitten wiederholt, will der Mensch ihm den Affen zuwerfen.[1]

Neben dieser einfachen Fabel bestanden seit alter Zeit kompliziertere, die auch in buddhistischen Kreisen weitergetragen wurden.[2] Statt eines Tieres erscheinen drei und bezeugen ihre Dankbarkeit verschieden, dadurch wird der Verlauf des Märchens mannigfaltiger und der Kontrast zur Undankbarkeit des Menschen noch stärker. Die Vorgänge folgen etwa so: drei Tiere und ein Mensch werden von einem Menschen aus einer Grube gezogen und gerettet. Die Tiere erweisen sich dankbar. Der Affe speist den Menschen mit einer köstlichen Frucht; der Tiger schenkt ihm eine Kette, die er einem Königssohn abnahm. Als

---

einem Freunde drohen, und sie abwendet, wobei er sich selbst fast ums Leben bringt. So z. B. im Märchen vom Typus des *Armen Johannes*, dessen Hauptmotive, die Abwendung der Gefahren und das Lebensopfer des Königs für den Diener, doch wohl aufs Indische zurückgehen. Denn die Steigerung der Gefahren ist echt indisch (Somadeva: er soll ein Halsband finden, das soll ihn erwürgen, wenn er es anlegt; er soll einen Fruchtbaum sehen, wenn er eine Frucht davon iſst, soll er sterben; wenn er das Haus des Schwiegervaters betritt, soll es über ihn einstürzen; und in der Brautkammer soll er hundertmal niesen, wenn jemand nicht hundertmal Gesundheit ruft, so soll er sterben), und das Opfer (im Indischen in einer besonderen Geschichte, die vom treuen Virâvara erzählt) wird gerade im Indischen rücksichtslos verlangt. Vgl. Cosquin I, XXXVIII. — Reinhold Köhler, *Aufsätze und Schriften* 1894, S. 24 f. — Von der Leyen, *Ind. Märchen* 142 f. — Auch das Märchen von dem, der Geister belauschte, ein Wunschding nahm, das sie zurücklieſsen (oder von wunderbaren Kuren vernahm, die er verrichten könne), das einem anderen erzählte, der auch zu den Geistern kam und von ihnen empfindlich miſshandelt oder bestraft wurde, erscheint zuerst im Indischen: Jülg, *Mongol. Märchen* S. 3 f. Chauvin V, 159 f. R. Köhler I, 510. 281 (bes. 286 mit Nachträgen Boltes). Cosquin I, bes. 90 f. (zu Nr. 7).

[1] Marx a. a. O.

[2] Vgl. Weber, *Ind. Studien* 15, 303 f.

[3] *Jātaka* 173. — Cosquin, *Les contes populaires et leur origine. Dernier état de la question* (*Compte rendu au troisième congrès des Catholiques, 3—8. Sept. 94*), Paris 1895, S. 19 f. — Benfey, *Pantschatantra* I, 193 f.

er nun mit dieser Kette in eine Stadt kam, beschuldigt ihn der gerettete Mensch, er habe sie gestohlen. Man warf den Unglücklichen ins Gefängnis. Da erschien ihm die Schlange, stach die Tochter des Königs: nur der Gefangene konnte sie heilen. Er wurde befreit und erzählte seine Geschichte. Nun erhielt der Schuldige, der so treulos handelte, wo doch sogar Tiger und Schlange ihr Versprechen hielten, seine verdiente Strafe. — Am vollendetsten und tiefsinnigsten erzählt die Geschichte die Berliner Handschrift des Pantschatantra (Benfey II, 128), ihren Wanderungen und Wandlungen ging Benfey nach. Sie war im abendländischen Mittelalter sehr berühmt; ihre Einzelheiten wurden wohl entstellt, ihr Wesen aber: die Rettung, die märchenhaften und wunderbaren Gaben, die Dankbarkeit der Tiere und die Undankbarkeit des Menschen blieben. In Schwaben und Sizilien lebt die Geschichte als Volksmärchen. Auch die Neger der Sklavenküste[1] kennen sie, wahrscheinlich durch einen Missionar. Statt der Schlange wird eine Ratte gerettet, diese stiehlt einen Stein aus dem Schatzhause des Königs und bereitet dadurch dem Retter Ungelegenheiten. Die Moral ist: 'Man solle sich das merken und nichts aus dem Hause des Königs stehlen.' Diese Moral scheint freilich, wie Cosquin meint, eigens dazu erfunden, um zu beweisen, daſs die Neger nicht einmal eine Geschichte auffassen, geschweige denn sie erzählen können, und sie wird dadurch zu einer indirekten glänzenden Bestätigung für die Ansicht, daſs diese Geschichte in Indien entstanden sein muſs, was ja auch ihre märchenhafte Verwickelung sofort direkt zeigt.

Das Motiv von der Dankbarkeit der Tiere entfaltete sich noch anders: die Tiere zeigten auſser ihrer Dankbarkeit ihre Klugheit und verhalfen dem Menschen zu wertvollen Besitztümern, z. B. zu einem kostbaren Talisman.

Solche Wunschdinge: Tische, die nie leer werden, Tiere, die Gold speien, Kappen, die unsichtbar machen, Schwerter, die keinen Fehlhieb tun, u. ähnl. ersinnen sich, wie wir wissen, alle Völker. Die Inder erfinden Wunschdinge, die nicht allgemeine, sondern bestimmte Wünsche gewähren und Fähigkeiten besitzen, wie wir schon aus dem Märchen von den kunstreichen Brüdern erfahren (ein Wagen, der durch die Lüfte fährt; ein Schwert, das jeden erschlägt); sie verengerten ihr Wirkungsgebiet und konnten sie deshalb häufen und steigern. Der Inder zeigte aber auch, wie wenig der Mensch die Wunschdinge verdient; gerade um ihretwillen entsteht der ärgste Betrug, einer listet sie dem anderen ab, und oft wissen die Menschen nicht, was mit ihnen beginnen, sie fürchten von ihnen Unheil und suchen sich ihrer zu befreien.[2]

---

[1] Cosquin, 22, *Journal asiatique* I, 208.

[2] Ich gebe einige Beispiele. Das Märchen erzählt hier und da von einer Laute, nach der alles tanzen muſs (Köhler I, 55. 61. 89; Cosquin I, 30;

Zu diesen Wunschdingen gehört auch ein Talisman mit der Gabe, einen kostbaren Palast zu erbauen, sowie der Stein schwindet, so schwindet auch der Palast. Diesen Stein verschaffen

Grimm, *KHM* 8. 56. 110). Im Indischen (Ralston, *Tibetan Tales* 229 f.) darf man nur die oberste Seite dieser Laute nicht berühren. Als das Verbot doch übertreten wird, fangen Bäume und Sträucher an, sich zu drehen; beim zweiten Male stellt ein Haus sich auf den Kopf, und das Geschirr geht in tausend Scherben; beim dritten Male kentert das Schiff, auf dem die Laute gespielt wird, und alle ertrinken. Man erkennt als Indisch die Ausmalung ins einzelne und die tragikomische Steigerung. — Wir kennen aus dem Märchen den Goldvogel: wer sein Herz und seine Leber ifst, findet täglich ein Goldstück (z. B. Grimm, *KHM* 60; Ralston, *Schiefner* 129, XLV; Cosquin I, 73; Köhler I, 409). Im Buddhistischen, *Jātaka* 286, erscheinen zwei Vögel, die sich zanken. Der untere sagt, wer mein Fleisch brät und ifst, findet jeden Tag hundert Goldstücke; der obere, wer mein Fleisch ifst, wird König, wer meine Haut, Hauptkönigin, wenn es eine Frau, Feldherr, wenn es ein Mann, wer das Fleisch an den Knochen, königlicher Schatzmeister, wenn er ein Hausvater, des Königs Vertrauter, wenn er ein Heiliger. Diese Fülle der Gaben, deren sie sich so unklug rühmen, wird den unbedachten Vögeln zum Verderben. Ein Reisigsammler hört sie und packt sie, um sie zu verzehren. Aber auch er wird in seiner Hoffnung betrogen; eine Welle trägt ihr Fleisch zu anderen, die es essen, ohne seine Eigenschaften zu kennen (vgl. auch Steel und Temple, p. 138). Die Anhäufung, Verteilung und Differenzierung der Gaben, dafs die Vögel sich durch sie den Tod anschwätzen, dafs das Geschick sie dem Wissenden nicht gönnt und dem Unwissenden gibt, das sind alles echt indische Züge. Die ganze Kompliziertheit dieses Märchens hat sich aufserhalb Indiens nicht erhalten; aber dafs gerade dem Wissenden das Begehrte nicht zuteil wird, dafs die verschiedenen Körperteile des Vogels verschiedene Gaben gewähren, erzählen, offenbar in Erinnerung solcher indischen Geschichten, auch europäische Märchen. — Es mag im Leben oft geschehen sein, dafs einer dem anderen etwas Hübsches schenkte, dieser das Geschenk weitergab, der zweite Empfänger es auch nicht behielt, und dafs schliefslich die Gabe zum ersten Geber zurückkehrte (Oesterley, *Baital Pacchisi*, p. 177/8). Auch in Indien hat sich derlei gewifs oft ereignet. Das indische Märchen (Einleitung zu dem Zyklus vom verzauberten Thron, vgl. oben *Archiv* CXV, 278 und Lescallier, *Le trône enchanté* 21 f.) machte nun aus der Gabe eine Frucht der Unsterblichkeit oder ein besonders kostbares Geschenk. Ein König erhielt es und gab es seiner Frau, diese ihrem Günstling, einem Minister, der aus Ehrfurcht und Zuneigung wieder dem König. Äufserlich blieb also die Geschichte unscheinbar und natürlich, aber sie enthüllte jetzt verborgene Zuneigungen; gerade durch gute Eigenschaften, Liebe und Anhänglichkeit, wurden verbotene Verhältnisse offenbar, und die Menschen zeigten ihre Furcht vor kostbaren Gaben. Verschiedene indische Märchensammlungen kannten diese wandernde Frucht. Da dieselbe Geschichte bei byzantinischen Chronisten, die zudem Nachrichten aus Indien benutzten, sich wiederfindet (Chronikon Paschale, ed. Dindorf, Bonn 1832, 584; Theophanes, ed. Clafsen, Bonn 1839, I, 158; Malalas, ed. Dindorf, p. 356; Johannes Antiochenus, ed. C. Müller, *fragm. hist. Graecae* 4, 535; Kedrenas, ed. Bekker, I, 591), dürfen wir mit Sicherheit annehmen, dafs sie von Indien über Byzanz nach dem Abendlande kam. Albrecht Weber, *Ind. Studien* 15, 212, der an den Einflufs von Indien nicht glaubte, übersah die Hauptsache, die unzweifelhaft indischen Charakteristika der Geschichte. — In einem buddhistischen Märchen (*Jātaka* 186) erhält einer eine Axt,

einem Brahmanen ein Affe, den er gerettet, die anderen ihm dankbaren Tiere sind eine Maus und ein Bär.[1] Kaufleute berauben den Brahmanen des Wundersteins: die Maus weifs die schlafenden Kaufleute, indem sie über sie läuft, in eine Stellung zu bringen, die die Wiedergewinnung des Wundersteins ermöglicht; mit vieler Mühe und List wird er aus dem Zimmer herausgebracht. Auf dem Wege zum Besitzer fällt er ins Wasser, und die Maus bewegt die Wassertiere, dafs sie ihn suchen und ans Land bringen. Diese Listen der Tiere, die immer von neuem verzweifeln, den Stein zu erobern, und es doch immer von neuem versuchen, bis es endlich glückt, sind im Indischen viel hübscher und anschaulicher erzählt, als ich es nacherzählen kann. Das Märchen preist die unverdrossene Dankbarkeit und die immer neu sich bewährende Erfindungsgabe der Tiere. Die anderen Völker haben ihr Verständnis für dies Märchen dadurch gezeigt, dafs sie es besonders hübsch wiedererzählten. Uns ist es durch Brentanos Gockel, Hinkel und Gackeleia in der anmutigsten Erinnerung.[2]

---

die Feuer macht, ein zweiter eine Trommel, die die Feinde in die Flucht jagt und ihn mit einem Heere umgibt, ein dritter eine Kugel, die zum Strom wird und ihm ein Königreich erobert. Ein vierter hat sich in Besitz von Juwelen gebracht (vgl. oben S. 16 Anm. 2), die Flugkraft verleihen; er tauscht sie mit der Axt des ersten und läfst durch die Axt deren früheren Besitzer erschlagen, ebenso bemächtigt er sich der Trommel und der Kugel und erobert sich mit Hilfe der Wunschdinge ein mächtiges Königreich. Das für dies Märchen Bezeichnende ist das Ablisten der wunderbaren Dinge, und das erzählen denn auch dem indischen sehr ähnlich andere Märchen. Am ähnlichsten ist Grimm, *KHM* 54; da sind die Wunschdinge ein Ranzen, aus dem Soldaten, ein Hütlein, aus dem Artillerie und Kanonen hervorkommen, und ein Hörnlein, bei dessen Gebläse alles umfällt. Alle drei werden mit Hilfe eines Tischlein deck dich abgelistet; Cosquin I, 123 f.; Chauvin V, 259 (der Eingang von *KHM* 54, der eine Bruder findet einen Silberberg, der andere einen Goldberg, der dritte geht weiter, hat sein Vorbild auch im Indischen: *Pantsch.* V, 3). Die Märchen bei Grimm, der Krautesel, Tischlein deck dich, sind in der Grundidee verwandt (vgl. Somadeva X, 57, *Zukunft* vom 23. Dez. 1899, Reinhold Köhler I, 186 und Ralston, *Tibetan Tales* 221). Zu den Wunschdingen im allgemeinen: Chauvin V, 229 f.

[1] Cosquin 20 u. Anm. 2. R. Köhler I, 63. Jülg, *Mongol. Märchen* 60. Benfey, *Pantschatantra* I, 211. Panzer, *Hilde Gudrun* 163. Prym Socin, *Syr. Märchen* 402.

[2] Dafs die unlösbaren Aufgaben im Märchen (vgl. oben *Archiv* CXIII, 256 Anm. 4) durch Hilfe dankbarer Tiere gelöst werden, die der Held schonte, mag auf indische Motive zurückgehen (vgl. Benfey, *Pantschatantra* I, 217). Von diesen Märchen oder ähnlichen aus gelangten die dankbaren Tiere wohl auch in das Märchen von der eingeschachtelten Seele des Riesen (vgl. oben *Archiv* CXV, S. 8 Anm. 3 und S. 288).

München. Friedrich von der Leyen.

(Schlufs folgt.)

Die Burghsche Cato-Paraphrase.

(Schlufs.)

IV, praef. **CXIX.**

What wiht that list to leede in sikirnesse
837 His lif and keepe his soule from accombrau*n*ce
Of vices, which a-yens **good* thewes expresse
Beth at stryff, com yiff good attendau*n*ce.
840 Thes p*re*ceptis keepe wel in remembra*n*ce.
Enrollyng hem and pryntyng in your mynde.
How to lyve wel, the mene shal **ye* fynde.

IV. 1 **CXX.** fol. 103v

843 The foule talent of richesse, my child, eschewe.
Resemble nat the gredy Tantalus
Whos etike in hungre is alway newe
846 Among the fair applis delicious;
Ne watir swete que*n*chythe his *th*u*rst riht thus.
To the violente swolwe of couetise
849 So al this world nat can ne may suffise.

IV. 2 **CXXI.**

Natur can be with litil thyng contente,
As in diete a man shuld neuer charge
852 Hymsilf with mete; for many men be shente,
For their receitis ben to grete and large.
Men *seen al day: the litell boot and barge
855 Wol drench a-non, whan it is ou*er*-freiht.
Cherissh nature, but hurt *hir nat **with* weiht.

IV. 3 **CXXII.**

Iff *thin thyng thou happe to *mysgou*erne*
858 Withoute reson or any p*ro*uydence,
Than, myn owne child, of me this lessou*n* lerne:
Sey nat, it was thi fortune such expence
861 To make, but wyte it thin owne necligence.
For fortune may neu*er* compellen the
Thi good to spende but at thi liberte.

IV. 4 **CXXIII.** fol. 104r

864 Loue the peny as for cheuysau*n*ce,
Nat for the coyn to hoord it **vp* on heepe.

838 *good* f. C ν 842 *be* C, *he* Hf ν, *the* He, *þu* Hc D Fc 847 *thrist* C M, *thirst* σ Ad, *thrust* H E Fc χ, *þorst* Hc 854 *seyn* C, *sayne* F, *sey* Hb 856 *nat hir* ϑ ‖ *with* f. ϑ 857 *thyng thin* C R, *thing of thyn* Hb | *mysgouere* C 865 *in* C π λ ν, *vp in* Hb, *on* R Cp κ D Fc

For of the prynte was maad an ordinaunce
867 Nat for it shuld **in coffres lye and sleepe,*
But for it shuld among the peple leepe
In ther eschaunge. Who kepith it inne
870 As for the fourme, is soget vnto synne.

IV. 5

CXXIV.

Whan thou hast plente and art pecuniall,
I meene, whan thou hast grete suffisaunce,
873 Off mony foisoun and of helthe but smalle,
Than spende thi monay and thi selfe avaunce.
Keepe neuer thy coyn and lyve in grevaunce.
876 The seek hathe siluer in ful grete excesse,
But of hymsilfe hathe he no sikirnesse.

IV. 6

CXXV.

Thouh somtyme thou suffre the grete sharpnesse
879 Off betyng, yit thi maistres chastisment
Take weel in gree withe lowly *humblenesse,
Sith it is doo al in good entente
882 To cause the lore and wisdom for to hente.
And thouh his woordis *sownen ful of ire,
Yit suffre thou the talent of that sire.

IV. 7

CXXVI.

fol. 104v

885 Also, my child, thou shalt the occupye
To werche thynges, that ben profitable.
But look thy wittis thou neuer applie
888 To thyng that may nat ben aduaylable.
To caste a thyng, that is nat profetable,
By wit or strengthe, it is but grete errour:
891 Dispeired hope is ende of suche labour.

IV. 8

CXXVII.

Whan thou shalt yive, than yive in freendly wise.
Frely content a prayere of requeste;
894 For thyng yoven be tyme is yoven twise.
Sith gladsom cheer makith **yiftis* richeste,
Who yiveth gladly and soone yeveth beste.
897 Lo, no thyng may bettir freende conquere
Than man to *leene, that he may weel forber.

IV. 9

CXXVIII.

Whan in a thyng thou haste a coniecture,
900 As in thi conceyt holdyng it suspecte,
To discusse that thyng a-non do thi cure.
For at the first whan such thyng is reiecte,
903 The reste is aftir esy to correcte;
*A*nd* thyng, that at the firste is nat sett by,
Is *oftyn seyn to greven fynally.

867[b] und 868[a] f. α, dafür neu nach 868 in α: *But oonly ther lyvyng therwith to reepe* (*but* f. Hb, *for to geete* [st. *reepe*] Hb) 880 *humblesse* ϑ R Hf, *humylynesse* He 883 *be sowen* $\tau\,\delta$, *sowen* Ha Fc, *sowne* Cp A ω, *sowne is* ν, *sounden* $\varkappa$, *sound* H, *seme* Hc 895 *yiftis* f. ϑ 898 oder *leeue*? (s. Oxf. Dict. unter *Lend* v[2], 2, a-b), *leen* σ Cp Hf Cx, *lende* R Hc, *leve* Hb Ad 904 *A* C Hb $\sigma\,\omega$ 905 *oftyntyme* C Hb, *ofte tyme* A, *often tymes* ω

IV. 10 CXXIX. fol. 105r

906 And whan thou arte disposid inwardli
To Venus actis, than represse corage.
Fostre nat thi fleessh to lustily.
909 For [*] grete diete makethe the fleessh outrage,
Where-as mesure myht cause it asswage.
And glotenye is clepid cheeff *promotrice,
912 Leedyng the fleissh to wantounnesse *and* vice.

IV. 11 CXXX.

The ranpaund leoun and the tigre felle,
The irous boor, the hound ful of envye
915 And bestis moo than nedithe heer to telle
Men dreede ful sore *and* fer herr tyrannye;
And wel thei do. But yit oon best I espye,
918 That is to feryn most in especial:
*Mann ys **the* beste, that thou moste dreeden shall.

IV. 12 CXXXI.

The vertu, that is clepid fortitude,
921 Stondith nat alle in strengthis bodyly,
As to be virous, myhti, strong *and* rude;
But in the soule it must ben sikirly.
924 Than, if thou wilt thi-selfe fortifie
Thi soule withynne acqueynte with sapience;
And than shalt thow be strong in existence.

IV. 13 CXXXII. fol. 105v

927 *What thyng in erthe thou shalt take on *honde,
And thi supporte shal be in freendlynesse.
No strange wiht on lyue so nyh wol the stonde
930 As thi knowen ffrende, my child, this is expresse;
Off the straungier haste thou no sikirnesse.
For whan all othir ben ful ferr to seche,
933 The feitheful knowe freende kan beste be thi leche.

IV. 14 CXXXIII.

The deethe of bestis, that beth vnresounable,
As bi custom *and riht of sacrifice
936 To purgyn the, is no seth greable.
Trust nat as so to gete thy reprise;
For thei, that trust so, ben ful vnwise.
939 Bi dethe of bestis God wil nat queemyd be,
And man a-bide in his iniquite.

IV. 15 CXXXIV.

Whan thou wolt chese a freende for trustynesse,
942 Than of his fortune make noon inquiraunce;
For fortune is moodir of changeabilnesse.
Aske of his liffe and of his gouernaunce;
945 For that is preeff of grettir suffisaunce

909 *for a* C 911 *promotice* C δ 919 *mannys* C Hb | *the* f. τ π ν λ Fc 922 *virous*] *vrous* *v* (*eurous* χ) 927 *whan* τ | *hande* C μ Y Ad 935 *and* und *of* umgestellt in *α* 936 *no sethc*] *nothyng* H, *not* Db, *no feith* Hf, *no suche* Hc Ad

Than vre or fortune, that is casuell.
For liff of man his fortune dothe excell.

IV. 16 — **CXXXV.** — fol. 106r

948 Vse weel the richesse, that thou hast **of* queste.
Off avarise the wikkid name eschewe.
Lat nat thi good **be* stoppid in a chest.
951 Keepe nat thy stuff ay cloisd stille in mewe.
Suche old tresour wol make thi shame ful newe.
What profitethe plente of grete *tresur
954 And in pouerte a wrecche alway endure.

IV. 17 — **CXXXVI.**

Iff thou desir to reioisen thi fame
In honeste, whil thou lyvest heere,
957 Eschiew *the thinges, that may cause shame.
Likerous lustis must be leid on beer
And thinges fele, that ful ioyous appeer.
960 This worldis **i*oye is ay ful deffectyfe:
Be war of ioye, that hurteth thi good liffe.

IV. 18 — **CXXXVII.**

And ay, my child, conceyve and aduertise,
963 That neuer thou skorne feeble stoupyng age.
Thi **e*lderis, my child, for nothyng **thou* despise,
*Thou*h* in ther wittis *the*i* be natt so sage
966 As in ther **y*outh, sith age is outrage.
Whan age cometh, this is sothe certeyn,
A man begynneth to ben a chyld a-geyn

IV. 19 — **CXXXVIII.** — fol. 106v

969 Enforce thi wittes somwhat for to lere;
Acqueynte the withe connyng. For that is sure,
Iff fortune chaunge and than pouert appeer,
972 *Wh*o* that hathe konnyng, is likly to recure.
Konnyng and crafte *remayne and endure;
And bi them a man may *h*i*m-silfe releve,
975 Whan fortune hathe caste hym in to myscheeffe.

IV. 20 — **CXXXIX.**

Be stille in silens with a-visenesse.
Tary, my child, til othir men han seid;
978 So shalt thou lerne somwhat in sothfastnesse.
Latt nat thy tonge sodenly be vnteid;
For that myht the of hastynesse abreid.
981 Bi manys woord his maner *w*i*l be schewed.
Bi woord is knowen the wise man from þe lewid.

---

948 *on* C Hb, *þe* Cp Hc D 950 *ly* C ϱ Y Hf ζ 953 *tresour* τ A Hf ζ, *tresoure* Hc 957 *thes* C, *thoo* δ Cp G Hc, f. ϱ E ζ 960 *yoye* C, *plesure* Hb 964 *alderis* C, *eldere* F H ν | *thou* f. C R ϱ $\varkappa$ λ D Fc 965 *thou* C, *thow* Hb | *the* C H, f. Hf 966 *thouht* α, *thowth* Hc, *yonghe* A, *yongith* Hf 972 *what* τ 973 *remaynethe* ϑ Hb Cp Hf He ν D, *remaynen* M 974 *them silfe* C 980 *abreid*] *upbreide* $\varkappa$ D, *vbbreyde* He, *breyde* Hc, *umbrayde* A 981 *wold* C, *wol* R Hf Y Hc D

IV. 21 CXL.

Thouh in konnyng thou have ful grete conceit,
984 Enforce *the ay yit to lerne more.
The soule it is, that must be the receit;
Replenissh hir with that tresour *and* stor.
987 Vse makithe maistrie; vse konnyng therfore.
Vse helpethe art, and cure helpithe the witte;
Than vse and **cure* to konnyng moste be *knitte.

IV. 22 CXLI. fol. 107r

990 Body from soule must haue disseueraunce.
Dethe is ende comoun to euery wiht.
Charge nat to muche therfore of dethis *chaunce;
993 The tribut of dethe must thou pay of riht.
But yit bi dethe shalt thou sette more liht,
Iff bi this liff thou sett no thyng expresse;
996 It is so ful of woo and wrecchidnesse.

IV. 23 CXLII.

**Lere* of the wise and teche the vnkunnyng.
For it is vertu and **ful* commendable
999 Tencrese doctryne thoruh such comonnyng.
It is alway a deede charitable
To lere and teche; it is ful greable
1002 To God. Doctryne kepithe vertu on lyve.
Whiche ne were, doctryne soone from man shuld slyve.

IV. 24 CXLIII.

Drynk nat to muche, no mor than þou maiste bere.
1005 Rewle thy-silfe bi the bridil of mesure.
To muche drynke wol the annoy and dere.
Surfette is euermore of helthe vnsure;
1008 And mesur makethe men in helthe endure.
Whatt man is rewlid aftir lustys vile,
In good astate ne may a-bide no while.

IV. 25 CXLIV. fol. 107v

1011 And iff hit happe the in audience
An thyng to preyse, be war, that thou ne blame
It eft ageyn riht in the same presence.
1014 Iff thou dispreise, comende nat eek the same;
Off suche trauers must needis risen shame.
To preisen now and eft to blame douteles
1017 It is a thynge of grete vnstabilnesse.

IV. 26 CXLV.

Whan thou lyuest heer riht at thyn owne ese
In al thy ioye, rest and prosperite,
1020 Thynk the per-case aduersite may sese;
For *welthe stondithe nat in sykirte.
And also soone, whan any aduersite

984 f. C, *thi* F, *thi self* Hc D 989 f. C Hb | *knette* C 992 *chaunge* C Ad 997 *Vere* C, *lerne* Hb A Cp ϰ G ζ 998 f. ϑ R Fc, *also* Hb, *at al tyme* ω 1003 *sleyue* H, *slyffe* ϰ Hc, *stryve* D, *schyve* Fc, *fliue* Cp 1021 *wethe* C E, *werth* Ad

1023 Assautethe the, yit fall nat in dispeire;
Thynke in thi-silfe: good fortune may repeire.

IV. 27

CXLVI.

It is ful fair, my child, [*] to be prudent
1026 And wys; looke thou lere ther-fore.
To lerne ay, my sone, do thyn entent.
Bi diligent bysynesse wisdom is more.
1029 Wisdom is she, that may nat be forbore.
The rare prudence, that folkes nyce refuse,
Can nat ben had but bi processe and vse.

IV. 28

CXLVII.

fol. 108r

1032 Beware alway, that thou neuer enhaunce
In thi lawde or preisyng a wiht to hihe;
For thou mayste haue cause eft to [*] dissavaunce
1035 The same. But ay thy preysyng modifie.
For att oon day thou shalt *ful wele espye,
*Whether he be freende, that freendly seemythe;
1038 For all be nat freendis, that men demethe.

IV. 29

CXLVIII.

Be nat asshamed, my child, also to *lere,
*That thou canst nat; for it is but a tecche
1041 Off foly nat to desire doctryne heere.
Ful wel is he, that to konnyng may strecche,
Sithe konnyngles a man is but a wrecche.
1044 To konne moche is riht comendable
And nouht to konne is ay reproveable.

IV. 31[1]

CXLIX.

The soleyn stille oft meenethe [*] fraude and gile;
1047 Off such a man eschewe the companye.
For the stille man compassethe othir while
Withynne his herte disceit and trecherye.
1050 In floodis stille is watir deep and hihe.
In stremys softe seemyng to thy plesaunce
Ofte betidithe ful vnhappy chaunce.

IV. 32

CL.

fol. 108v

1053 With thi fortune whan thou art discontent
And kanst nat take in gree thin *aduenture,
Behold and feele in thin aduisement,
1056 How thei, that whilom wer as thou as sur
And more likly in welthe for to endure
Bothe fore bounte and eek for noblesse,
1059 And yit haue *falle doun *into wrecchidnesse.

IV. 33

CLI.

Attempte the thyng, so as thou maist suffise.
Passe nat thi myht. Bere nat to hihe thi saile;

1025 *for* ω τ 1034 *to do* C 1036 *ful* f. C 1037 *whedir* C H Hf He Ad. *where* Fc 1039 *lerne* τ Hb 1040 *iff* ϑ R 1046 *of fraude* ϑ 1054 *aduerture* C, *aventure* ν 1059 *doun falle* τ | *into*] *doun* C, *in* F H

[1] IV. 30 folgt als Strophe CLIV.

1062 Ther is pereil, if that the storme a-rise.
Serteyn, my child, this is withouten faile:
The vessel smalle is at ful grete a-vaile,
1065 Whan with his ore to londe he may a-reche,
Where-as the sailes hihe ful oft go to wrecche.

IV. 34

CLII.

A-geyns the trewe iuste man brawle nat ne stryve;
1068 For to God a-boue that is displeasa*un*ce.
Trust this trewly: heer is no man on lyve,
That to the iuste man dothe dere or greuau*n*ce,
1071 But at the laste God wol take vengeau*n*ce.
And heerof it **is* good heed [*] to take:
The riht-wiseman of God is nat forsake.

IV. 35 fol. 109r

CLIII.

1074 Iff extorsiou*n* or mysauenture
Haue plukked at the and maad the threedbare
Off richesse, yit do thou thi force *and* cure.
1077 To be mery and eschewe thouht a*n*d care.
For fretyng thouht is a ful cursid snare;
Cum nat ther-in. Fortune is vnstable.
1080 Aftir pou*er*te richesse is p*r*eignable.

IV. 30

CLIV.

Venus is reedi to all hir actis vile,
Whan he, Bachus, hathe set hir in largesse
1083 The tresour of his hoote and feruent yle.
Therfore, my child, thin appetite represse.
In wynes hoote doo nat to grete excesse.
1086 Drynk, that for thi soule is expedient.
Eschewe stryffe. Withe mesure be content.

IV. 36

CLV.

It is an harme the *good*es* to forgoo,
1089 That ben on hande, bi force and violence.
But yit, my child, *tho*u* most considre, who
And what he is, that dothe the such offense.
1092 Bi-twix freend and foo haue ay a difference;
For in som case thou most a freend forbere
And suffre hym, thouh he *annoy and deere.

IV. 37 fol. 109v

CLVI.

1095 Be nat to sure, that thou shalt lyue heer long.
A wyht shal deye, alle be he lothe or leeffe;
And as the old so deye the yonge a-monge.
1098 Dethe stelithe on, as dothe a pryvy theefe.
Loo, a-yens dethe men fynde no releeffe.
She is a-boute to make a devorse
1101 And folwethe ay the shadwe of the *corse.

IV. 38

CLVII.

Serue ay thi God withe lowly obserua*un*ce,
Withe herte entier, withe swete smellyng encense;

1072 *is* f. C Hb | *for to* C 1088 *good* C R Hc 1090 *tho* C, *the* Ha He 1094 *anney* C, *noy* ρ Hc ω 1101 *corpse* ϑ R, *course* Hf

1104 Such sacrifice is moost to his pleasaunce.
Off calues smale, that neuer dede offence,
Thouh thou hem sle, the blood may nat dispence.
1107 With the lat *hem growe and swynke in þi plouhe.
Thin herte to God is suffisant *i-nouh.

IV. 39

CLVIII.

Yiff place to hym, that excedith thy myht:
1110 Thouh thou be hurt, it may profette perchaunce.
And seeld availethe a man for to fiht
Ageyns such on, as passith his pusaunce.
1113 Thouh he greve *now, yit *efte he may avaunce.
Ful oftyn is seyn aftir the grete duresse
The myhty man wol *kithe his gentilnesse

IV. 40

CLIX.

fol. 110r

1116 Aftir thy surffet and thi grete offence
Chastice thi-silfe, correcte, that is a-mys,
Correcte thi gilte, amende thi necligence.
1119 Sorwe for synne a verray medycyne is.
Repent the *sore; than art thou saufe iwis.
For fisik seithe, my child, I *the ensure:
1122 A bittir drynk the *sharpe sekenesse may cure.

IV. 41

CLX.

Yff thou haue founde longe frenship in a wyht
Ful yore ago, thouh he begynne to chaunge,
1125 *Dispreise hym nat; men bide nat in oon pliht.
*Somtyme was an abbey, ther is now a graunge[1].
This worldis cours is ful queynte and strange.
1128 But thouh the man as now be wax vnkynde,
His olde frenship remembr in thi mynde.

IV. 42

CLXI.

Iff it vre the in office to be sette,
1131 Than be thou gracious to othir men.
Thei may report: a goodly man is mette
With such office; and so good fame shal renne
1134 • A-boute of the. But *I ensure the, whenne
Thofficer is vnkynde, than seithe the pres:
Now wold God this man *were officeles.

IV. 43

CLXII.

fol. 110v

1137 Be nat suspect; that is a wikkid tecche.
The suspect wiht with cowarde ielousnesse
In his lyvyng is but a verray wrecche.
1140 Much is a-mys, and all wold he redresse.
Hee deemythe fals and failethe hertynesse.

1105 *dede* CHe ω, *deden* D, *dide* übr. 1107 *hym* CDbAd, *him* R, *them* MCp, *thaym* E 1108 *I nouht* C 1113 *nat* CHRHe ν | *ofte* ϑ Cp, f. ν 1115 *kithen* τ, *kythyth* H 1120 *sorwe* τ, *sorefully* D, *for* ν Fc 1121 *the* f. τ 1122 *sharper* CD 1125 *displese* CHb, *dispraue* G, *dispreire* Y χ 1126 *sometymes* C, *some* A 1134 *I* f. C ν 1136 *is* C

[1] Vgl. Skelton, Colin Cloute: *Of an abbaye ye make a graunge.*

His fals conceyt, set in malencolye,
1143 Slethe hym a-noon; **deth* endithe his folye.

IV. 44

CLXIII.

Iff thou haue men withouten liberte,
Such as be clepid the men of bondage,
1146 Thouh thei ben vndir thi captyuyte,
Yit ou*er* such men be neu*er* outrage,
Iff thei be holden vndir thy seruage.
1149 Thouh thei be bonde, yit verray men thei be.
That *the*i* be men, than ay remembr*e* the

IV. 45

CLXIV.

Thi first fortune receyve withe reedynesse;
1152 Refuse it nat, thouh it be scant and smalle.
It is wele bettir in gree to take the lesse,
Than refuse it and aftir faile of alle.
1155 Yiftis of fortune take them as thei falle.
Forsake hem nowe, and efte thou shalt *h*aue* neede.
Tyme is to take, whan men *pro*fere and beede.

IV. 46 fol. 111r

CLXV.

1158 Reioyse thou neu*er*, my child, in al thi lyve
The sodeyn dethe of a cursid man and wrecche.
Whan he is deede, the soule may nat revive;
1161 Fro peyne to ioye that spirit may nat strecche;
The feendis holdyn so sore, that thei may kecche.
Who lyuethe wele, ful wele eeke deyethe he;
1164 That soule is sykir of grete felicite.

IV. 47

CLXVI.

Iff thou haue a wiffe in assurau*n*ce,
Than trust hir weele and love hir inwardlye
1167 Withe herte and thouht and al thyn affiau*n*ce.
Be nat infecte with suspecte ielousye.
Iff no deffaute in hir thou kanst espye
1170 And if thi freend telle the, suche is the **f*ame,
He is a freend and she nothyng to blame.

IV. 48

CLXVII.

Whan thoruh stody and longe excersyce
1173 Thou knowest mochil and hast grete konnyng,
Yit do thy diligence in besy wyse
More to konne; it is an holsom thyng.
1176 To grete honou*r* konnyng may the bryng.
And ay eschewe nat for to be tawhte.
Withoute techyng science wol nat be kawhte.

IV. 49 fol. 111v

CLXVIII.

1179 And if thou ouht m*er*uayle and lest to muse,
In nakid *woord*is*, why my verse I write,

1143 f. CHRFb, *this* F, *thus* Hb, *thus deth* A ω 1150 *the* C 1156 *hem* C Hb, *them* Cp, f. M E 1170 *same* C R 1179 *lest* C Hc, *lust* ν E Ad, *lystene* Hb, *list* oder *lyste* übr. 1180 *woord* τ R

In no wise I may me bettir excuse,
1182 Than sey: my witt so dul and vnparfite
Artith me thus rudely for tendite.
Bi too and too my metre for to knytte
1185 Nat causethe me but sympilnesse of witte.

Explicit secundum Magistrum Benedictum credo [?] De. b. [oder v oder s]

Kolophon: *Explicit Cato x, Explicit hic Cato dans castigamina nato* F A Y (in F folgt noch: *Iste Cato erat unus .vij. prudencium Rome, Cato et Plato et* cetera. *Detur pro penna scriptori pulcra pu* [i. e. *puella*]. T. E. J. Þ.), *Explicit liber Catonis* H Hb Ha M λ (in Ha dahinter noch *transpositus in Anglicum*; in Hc: *Explicet liber Catonys compositus per Magistrum Benedyctum Boruh, vicarius de Maldoun in Essex*; in Hf dahinter noch: *compositus* per *Magistrum Benedictum Burgh, vicarium de Maldoun et cetera*; in M noch: *quod scripci* [sic!] *da michi quod merui.* G. U. P.), *Thus endith Catoun þat noble* and *worthi clerke, as here it shewith by his commendable werke* G, *Pars quarta et vltima* Cp, fehlt übr.

Lexikalisch verdienen folgende Wörter unseres Textes Beachtung, die zumeist frühere Belege bieten als das Oxford Dictionary (O D). Die wenigen dort, d. h. in den bisher veröffentlichten Teilen, noch nicht verzeichneten Wörter, Formvarianten oder Bedeutungen sind mit einem Kreuz versehen.[1]

Accombraunce 837 (Var.: *encombraunce* δ M ν, *incumbraunce* χ, *comberaunce* A x Hc D) 'Beschwerung, Belästigung'; im O D zweimal seit 1489 (Caxton) belegt.

available 153 (Var.: *vailable* H C Fc, *vaileable* F A Fb), *aduaylable* 888, an letzterer Stelle synonym mit *profitable* gebraucht, also 'nützlich' bedeutend; in diesem Sinne seit 1474 (Caxton).

aggregge 408 (Var.: *aggruggith* C H Hb A Cp χ; *engreggith* G Hf He D; *encrochith* M, *engroccheth* σ, *ingrogit* Fc, *engrechith* Y Hc), trans. †'niederdrücken' (*whan dreede of dethe a man so aggreggithe*). Diese Bedeutung fehlt in O D; doch ist die daraus abgeleitete intransitive Bedeutung 'to be heavy, to be weighed down' aus Gower daselbst belegt. — Die Variante *aggrugge* gehört zu ne. *aggrudge* 'to grumble' (O D seit 1470), mufs aber hier faktitive Bedeutung haben, etwa †'to annoy, dissatisfy', wie sie auch das im Promptorium Parvulorum (O D) belegte Partz. *aggroggyd* 'aggravatus' verlangt. — Die zu ne. *encroach* zu ziehende Variante *engroccheth* ist als frühester Beleg zu notieren, da O D diese Form erst aus dem 16. Jahrh. kennt. Die beiden anderen Kontaminationsformen, *ingroge* und *engreche*, fehlen O D.

aggrugge s. *aggregge*.

arable 350 (Var.: *areable* Cp, *erable* Db χ) 'beackerbar' (O D seit 1577 Tusser).

a-sethe 562 (Var.: *feith* Hf, *seethe* Hc; *aseth* He A, *a sethe* übr.) in *Hope ... shal make the a sethe* 'dir Genüge tun, Vergeltung schaffen'. Wenngleich auch sonst öfter das Präfix *a-* getrennt geschrieben wird, so scheint doch das Übereinstimmen fast aller Handschriften (nur He und A schreiben *aseth* zusammen) darauf hinzudeuten, dafs in diesem Falle *a*

[1] Die hier gemachten Zusammenstellungen haben in erster Linie den Zweck, Ergänzungen zu diesem nicht genug zu bewundernden Riesenwerke zu geben und dadurch dem jedenfalls einst notwendig werdenden Supplemente vorzuarbeiten. Da, wo das Oxford Dictionary nicht zum Vergleich vorlag, habe ich solche Wörter notiert, die ich im Mittelenglischen sonst nicht oder nur einmal nachweisen konnte, mochten sie im Neuenglischen auch noch so bekannt sein.

als unbestimmter Artikel und *sethe* als die Form des Substantivs empfunden wurde. Geradezu beweisend für diese Auffassung ist das Vorkommen von *no sethe* 936 (Var.: *no feith* Hf, *nothyng* H, *not* Db) in *is no sethe greable*, im Sinne einer starken Negation etwa 'keineswegs'. (O D belegt unter *assyth* ein schott. *na syth* 'keineswegs' um 1600.) *No sethe* ist zu *a sethe* offenbar nach Analogie von *no del* : *a del* usw. gebildet. Im Lichte dieser Tatsache ist nun wohl auch das in der Handschrift Hc und in den Paston Letters (O D) erscheinende *seethe* anders zu beurteilen, bei dem man sonst einfach Aphäräse des *a-* anzunehmen geneigt sein könnte.

attentyfnesse 765 'Aufmerksamkeit' (Var.: *ententyfnes* R A Hc); O D belegt das Substantiv erst seit 1549, das Adverb *attentifly* aber schon aus Wyclif. Die Variante †*ententyfnes* entspricht dem ne. *intentiveness* 'closeness of attention', welches O D seit 1561 nachweist.

†*awite* He C*a* 649 'tadeln, einem zum Vorwurf machen, einem die Schuld wofür zuweisen' (Var.: *a wyȝt* Hb; *atwyte* H R, *attwyte* F; *wyte* A Cp$\nu \varkappa \zeta$; — *a wayt* Hc). Ein Verbum *awite* 'tadeln' fehlt O D, dagegen steht es bei Mätzner. Allerdings ist von Mätzners zwei Belegen der eine abzulehnen; denn die Shoreham-Stelle (ed. Konrath S. 94, V. 248) verlangt die Bedeutung 'rächen, vergelten', so daſs hier sicher mit Kölbing das überlieferte *awyte* in *acwyte* zu ändern ist. Der zweite dort angeführte Beleg stammt aus *Stans puer ad mensam* V. 28, wo das Jesus-Ms. 56 (Rel. Ant. I 157) *awite* hat, andere Handschriften aber *attwite* (Hazlitt E. Pop. Poet. III 25) oder *edwite* (Furnivall, Babees Book, S. 29) lesen. Der letzteren Lesarten wegen hat O D die Form des Jesus-Ms. offenbar als Schreibfehler angesehen und darum *awite* nicht aufgenommen. Nachdem aber an unserer Cato-Stelle sechs zu verschiedenen Gruppen gehörige Handschriften ein *awite* bezeugen, wird an der Existenz einer solchen Nebenform kaum mehr zu zweifeln sein. Natürlich handelt es sich um Präfix-Vertauschung oder -Reduktion zu me. *atwite*, ae. *ætwītan*: zeigt doch das Spätmittelenglische eine starke Neigung, *a-* nicht nur für *on-*, *of-*, *and-*, *ge-* eintreten zu lassen, sondern auch für *up-* (*abraid* 980), *en-* (*accombrance* 837) u. dgl. m. Vergl. übrigens auch ne. *ado* und *adoors* (V. 726 lesen alle Handschriften *atwyte*, nur $\varkappa$ *edwyte*).

Beer 958 'Bahre': †*to be leid on beer* 'zu Grabe getragen werden', dann hier fig. von bösen Lüsten 'aufgegeben werden'; vgl. O D *to bring on bier* seit 1480.

berde 722 'Bart': †*caste in thy berde* 'dir ins Gesicht schleudern'.

Casuel 274: *it is a casuel* 'es ist ein Zufall'; frühester Beleg für die Substantivierung des Adjektivs (Einenkel, Streifzüge, S. 30), die O D seit 1566 bezeugt.

chynche 787 'geizen': *the nygard chincheth* in Hb Db (in den übrigen Handschriften ist *chynche* 'Geizhals' Substantiv). Das Verbum ist bisher (O D) nur aus dem Prompt. Parv. und einer Handschrift des Piers Plowman bekannt. Die Variante *chinge* G ist bisher ungebucht; vgl. dazu O. Ritter im *Archiv* CXV 174.

conclude 677 'folgern' mit prädikativem Adjektiv: *to conclude the body vnapte*. In dieser Konstruktion bisher erst seit 1628 nachgewiesen, doch mit prädikativem Substantiv schon seit 1512.

consumyng 357 'zehrend' (von Kräutern) im Gegensatz zu *nutritive*. In diesem medizinischen Sinne ist sowohl das Verbaladjektiv wie das Verbum bisher erst aus dem 17. Jahrh. belegt.

cros ne pile 718: *Sum man ... that hathe nouthir cros ne pile* 'weder Vorderseite noch Rückseite einer Münze', d. h. 'gar kein Geld'. Diese Form kennt O D erst seit 1584, jedoch *pill ne crouche* schon aus Gower.

cryminous 745 'eines Verbrechens schuldig', so von Personen seit 1535 (O D).

Deffectyfe 960 'unvollkommen'; frühester Beleg bisher 1472.

†*delaviaunce* 69 (Var.: *delevyance* Hf, *delauans* M; — *daliaunce* A Cp ν Hc E Fc φ). Die zuletzt genannte Variante, welche dem ne. *dalliance* 'Tändelei' entspricht, paſst metrisch und inhaltlich nicht recht in den Zusammenhang, da das *delaviaunce of woord eschewe* parallel mit *to be stille and keep thi tonge in mewe* steht und ein lateinisches *compescere linguam* und *tacere* Dist. I 3 wiedergibt. Dagegen ist metrisch nichts einzuwenden gegen das durch 13 Handschriften gesicherte *delaviaunce.* Ein solches Wort fehlt nun zwar bisher in unseren Wörterbüchern, ist aber leicht als Ableitung zu dem me. ne. *delavy* 'überströmend' > 'unmäſsig' zu erklären. Obendrein findet sich ein zu demselben Worte gehöriges Substantiv *delaviness* 'Unmäſsigkeit', das ebenso in Bezug auf das Sprechen gebraucht wird (z. B. bei Wyclif: *dilavynesse of tunge*) wie unser *delaviaunce.* Letzteres wird daher die gleiche Bedeutung haben, nämlich 'Maſslosigkeit'.

delyueraunce 571 (Var.: *deliberaunce* ν C κ). Das me. *deliveraunce* 'Befreiung' paſst mit keiner der im O D angeführten Bedeutungen in den Zusammenhang unserer Stelle, die ein lateinisches *Quod sequitur specta quodque imminet ante videto* (Dist. II 27) wiedergibt. Dagegen würde sehr gut passen die Bedeutung, die sonst ne. *deliberation* (lat. deliberatio) hat, nämlich 'Überlegung, Erwägung'. Daſs wir tatsächlich ein me. *deliveraunce* mit der Bedeutung 'Erwägung' erwarten dürfen, wird uns klar, wenn wir sehen, daſs es im Mittelenglischen auch ein Verbum *deliver* mit der Bedeutung 'erwägen' gab (6 Belege in O D). Für dieses galt ursprünglich die Form *deliber.* Es gingen aber offenbar ne. *deliber* 'erwägen' und *deliver* 'befreien' im 15. und 16. Jahrh. durcheinander; und wie man *deliver* in der Bedeutung 'erwägen' gebrauchte, faſste man auch *deliveraunce* als Ableitung davon als 'Erwägung'. Caxton und der Schreiber von ν fühlten die Zugehörigkeit zu *deliber* und schrieben dafür *deliberaunce* mit *b.*

distanye C 468 (Var.: *destany* D E, *destenye* δ σ Hf He Ad, *destynye* übr.) ist als neue Formvariante zu *destiny* zu buchen.

do 393: die Phrase *to do for* 'to act in behalf of' ist bisher erst seit 1523 belegt.

Egal 752 'unparteiisch'; diese Bedeutung belegt O D zuerst aus Shakspere; *equal* erscheint dort etwas früher so (1535).

ell oder, wenn man dem oft und ganz willkürlich verwendeten Strich durch *ll* eine Bedeutung beimessen will, *elle* liest die Handschrift C deutlich an zwei Stellen (204 und 532), auſserdem an der zweiten Stelle auch der Caxtonsche Druck. Die übrigen Handschriften haben *elles, ellis, ellys* oder *els.* Die Form ohne *-s* ist auch sonst noch zweimal überliefert, nämlich einmal *el* in einer Handschrift (Harl. 201) von Robert of Gloucester, V. 9258 (Var. *elles*), und bei John Maundeville (O D). Das Oxf. Dict. versieht nun zwar beide Formen mit Fragezeichen und scheint also geneigt, sie als Schreibfehler aufzufassen. Angesichts der drei neuen Belege (oben) müssen wir ihr aber wohl Existenzberechtigung zuerkennen. Auch ist eine solche Nebenform keineswegs auffallend, wenn man bedenkt, wie stark im Mittelenglischen die Neigung herrscht, bei allen Adverbien Doppelformen mit oder ohne *-es* zu gebrauchen; nur daſs, während sonst *-s* analogisch angefügt wird, hier nach Analogie der *s*-losen Formen dasselbe irrig unterdrückt ist.

enable 152 absol. 'bestärken', in diesem Sinne bisher seit 1534 belegt.

engreche siehe *aggregge.*

engroche siehe *aggregge.*

enrolle 841 'einprägen', in dieser fig. Bedeutung bisher zuerst bei Palsgrave (1530) nachgewiesen.

ententyfness siehe *attentyfness.*

entrete 750 'to beseech, implore' mit dem Akk. der Person; so seit 1502 belegt.

excessifly 789 Adv. 'verschwenderisch' (O D seit 1552).

Ferfulnesse 796: *dethe is eend of ferfulnesse* = lat. *finis malorum*, Dist. III 22, also objektiv 'dreadfulness, der Schrecken'. O D belegt diese Grundbedeutung seit Coverdale 1535.

freendlynesse 928 (O D seit Caxton 1490).

Gare siehe *gawre*.

gawre 656 (Var.: *gaure* F Hb D Hc Ht, *gare* Cp; — *gaule* R, *gawle* Fb; — *gnare* M): *we may nat lette the peple to gawre and crye* = lat. *arbitrii non est nostri, quid quisque loquatur*, Dist. III 2. Da von dem übeln Gerede der Leute die Rede ist, paſst die ursprüngliche Bedeutung 'to stare, to gape' (O D) hier nicht; es wird vielmehr, parallel zu *crye*, die abgeleitete 'to shout or cry' hier vorliegen, die das O D zuerst aus Palsgrave (1530) nachweist. — Ein Synonymon dazu ist offenbar das durch zwei Handschriften vertretene *gaule, gawle* — hier absolut und intransitiv gebraucht, während es in dem einzigen Belege[1] des O D aus Greene (1592) transitiv erscheint. (Die dort mit Fragezeichen gegebene Bedeutung 'to bawl out' wird also durch unsere Stelle bestätigt). — Die dritte Variante *gnare* (M) hat einen etwas abweichenden Sinn: 'knurren, brummen'. Sie ist als frühester Beleg (O D seit 1496) besonders zu vermerken. — Das *gare* endlich des Coplandschen Druckes (1557) ist eine (wohl phonetische) Schreibung für *gawre*, welche O D auch aus Phaer (1558) und Twyne (1579) belegt. — Das gleiche gilt für V. 435: *Make nat all men on it to gaur and crye* (Var.: *gaule* R, *gnare* M, *gare* Cp), nur daſs hier noch zwei weitere Varianten hinzukommen: *gavne* G und *glauere* Ad. Letzteres ist natürlich das bekannte me. ne. *glaver* 'schwatzen'. *Gavne* wird wohl für *gaune* stehen und dem im O D einmal aus Googe (1563) belegten ne. *gawne* entsprechen, das ich als Nebenform zu ne. *yawn* 'den Mund aufmachen, gaffen' ziehen möchte. Mit der letzteren Bedeutung würden wir sehr wohl an unserer zweiten Cato-Stelle auskommen, da es sich hier um den Gegensatz von 'Verschweigen' und 'Bekanntmachen' handelt. Doch sei darauf hingewiesen, daſs ne. dial. *yawn* neben 'gaffen' auch die Bedeutung 'schreien' (Wright) hat, die wir also auch für unser obiges *gavne* annehmen können.

gawle siehe *gawre*.

gavne siehe *gawre*.

gnare siehe *gawre*.

gouerment C H A $\varkappa$ 576 (Var.: *gouernament* F Hc, *gouernaunce* M, *regement* D, *gouernement* übr.) ist eine Nebenform zu *government*, die O D erst aus dem 16. Jahrh. kennt. Das Wort hat hier seine Grundbedeutung 'control, rule', die O D zuerst aus Alday (c. 1566) nachweist. Übrigens bildet unsere Cato-Stelle das bisher früheste Beispiel für das Vorkommen des Wortes überhaupt.

Hastyfly G He 790 (Var.: *hastly* C R, *hastyly* oder *hastely* übr.) kommt als dritter zu den bisherigen zwei Belegen (14. Jahrh.) hinzu.

herbeire 818 ‚Blumengarten' (Var.: *herbere* C M ν ζ, *erbayre* Ad). Die hier durch den Reim auf *ayr, fayr, repeir* gesicherte Nebenform auf *-eire* (*herbeire* und *erbayre*) wäre in O D unter *arbour* hinzuzufügen.

hertynesse 1141 (Var.: *hartynesse* Hb Ha, *hertlynesse* χ) 'Herzlichkeit'. Die Form *hertyness* ist bisher erst seit Palsgrave (1530) belegt.

Ingroge siehe *aggregge*.

inheritaunce 721 'das Erbe' als Gegenstand (so O D seit 1473).

†*Jayissh* 116 C Cp (Var.: *jayeshe* Hb E D, *iayes* Pm, *iaishe* H, *jaysche* He, *jasche* Ad, *iaiscy* F; — *jangleyng* σ; — *rasshe* A ω; — *ragisshe* Fc). Ein Adjektiv *jayish* findet sich in keinem Wörterbuche aufgeführt. An unserer Stelle nimmt ein *such jayissh folk* ein vorausgehendes *wordy folk* (= lat. *verbosos*, Dist. I 10) wieder auf, muſs also mit ihm annähernd sy-

[1] Häufiger belegt ist das damit identische me. *goulen* (s. O D unter *gowl*; Björkman, Scandinavian Loanwords I 69).

nonym sein. Daraus ergibt sich die Bedeutung 'geschwätzig, plappernd'. Zu dieser können wir auch auf etymologischem Wege gelangen, wenn wir das Adjektiv als Ableitung zu ne. *jay* (1) 'Häher, Elster', (2) 'an impertinent chatterer' (O D) ziehen, natürlich an die zweite Bedeutung anknüpfend. Diese letztere Bedeutung ist nun zwar bisher erst seit Skelton (1523) nachgewiesen; doch daſs die Geschwätzigkeit der Elster schon damals in England sprichwörtlich war, zeigen sowohl die beiden Erzählungen, die Wright, Homes of Other Days, London 1871, S. 253 ff., aus dem 'Chevalier de la Tour-Landry' und den 'Seven Sages' anführt, wie zahlreiche Stellen bei Schriftstellern, wie z. B.: *thou janglest as a jay*, Chaucer C. T. B. 774; *they mowe wel chiteren, as doon these jages*, Chaucer C. T. G. 1397; *clappe and iangle foorth, as dooth a iay*, Hoccleve Bal. to Henry V. 37; *the iay iangled them amonge*, Squyr of Lowe Degre V. 51 (O D); *like a jay jangelyng in his cage*, Lydgate, Minor Poems, S. 165; *thei cheteryn and chateryn, as they jays were*, Coventry Myst. S. 382; *to jangle as a jay*, La Belle Dame sans merci (ed. Skeat) V. 744; *he jangleth as a jay*, Plowmans Tale V. 792; *as jangelynge as a jay*, Russells Boke of Nurture V. 36 (Babees Book p. 119) usw. Alles dies spricht dafür, daſs wir ein neues Adjektiv *jayish* 'geschwätzig' für das Wörterbuch notieren dürfen. In der Variante *iayes* (Pm) haben wir die nördliche Form des Suffixes *-ish* vorliegen. Die Nebenformen *iaishe, jaysche* sind zu vergleichen mit dem *prayng* des Catholicon Anglicum, S. 289: Kontraktion oder Haplographie. Das gleiche gilt wohl von *jasche* (mit schott. Schreibung?), das wohl schwerlich mit Douglas' *jasche* 'a noise' (O D) und schottischem *jass* (Wright) zusammenhängt. Schwieriger ist das *iaiscy* (oder *iaisey*?) der sonst sehr sorgfältigen Handschrift F zu deuten, wenn es auch wohl sicher ebenfalls zu *jay* gehört. Sollte hier vielleicht ein falsch abgetrenntes Suffix *-cy* | *-sy* vorliegen (vgl. ne. *icy, fleacy, spicy, juicy, sluicy, saucy*), wofür ich freilich sonst kein Beispiel weiſs? Oder sollte man, wie bei ne. dial. *jawsy* 'talkative' (Wright) zu *jaws* 'Kinnbacken', vom Plural *jays* ausgehen müssen? — Die Variante *jangleyng* 'schwatzend' ist ein wohlbekanntes Synonymon. — Einen abweichenden Sinn aber hat *rash* 'vorschnell, voreilig, unbesonnen', das in A und ω erscheint. Die Variante ist um so interessanter, als das Wort überhaupt nur zweimal (O D) in me. Zeit belegt ist und speziell in dem hier erforderlichen modernen Sinne erst seit 1558. — Das sonst unbezeugte *ragisshe* von Fc erklärt sich wohl am ehesten entweder als direkte Ableitung zu *rage* 'Wut' oder als Umgestaltung (Suffixvertauschung) von *ragious* 'wütend, rasend'.

iuparte 824 trans. 'to stake, to bet' (so O D seit 1470). Var.: *iupard, jubarte, jubard, joberd, gewparde, jeopard, gibarde, iebarde, ieparde.*

Knack 690: *For even so riht as thou deprauyst hym, byhynde thy bakke* | *Riht so wol men make the a mokke and a knakke* = lat. *exemplo simili ne te derideat alter*, Dist. III 7. Mithin ist *make the a mokke and a knakke* annähernd synonym gebraucht mit *deprave* 'schlecht machen'; und wer solches tut, heiſst gleich darauf ein *skorner* 'ein Spötter, Verächter'. Daraus ergibt sich, daſs sowohl *mokke* wie *knakke* so etwas wie 'Gegenstand des Spottes' heiſsen muſs, entsprechend dem latein. *derideat*. Das O D führt nun ein Wort *knak* mit der Bedeutung 'a taunt, gibe' auf, freilich nur mit Belegen aus schottischen Texten des 16. Jahrhunderts; ich zweifele aber nicht, daſs dasselbe Wort mit derselben Bedeutung hier an unserer Cato-Stelle vorliegt. — Statt *mokke* lesen C Hb E G D Fc *mowe* und Cp He Hd *moppe*. Beide Wörter bedeuten 'Grimasse, Fratze'. Diese Kopisten müssen auch *knakke* in einer anderen Bedeutung gefaſst haben, jedenfalls der gewöhnlichen von 'Posse, Streich'.

Leve 739: *to take leve* 'Lebewohl sagen' > 'fortgehen, schwinden' (von der menschlichen Kraft gesagt); so im fig. Sinne bisher seit Dunbar (1500) belegt.

lofte 165: *to crye on lofte,* im Gegensatz zu *speke soft,* kann nur heifsen 'laut schreien', eine Bedeutung, die unter *aloft* im O D fehlt, aber unter *loft* mit zwei Belegen aus 'Aunters of Arthur' und 'Golagros' nachgeholt wird. Ob die Stelle aus Purchas' Pilgrimage (1613) *Speake aloft and prowdley,* wo O D die sonst nicht nachweisbare Bedeutung 'in a lofty tone, loftily' annimmt, nicht auch hierher zu ziehen ist?

long 684: †*at the longe* 'schliefslich, d. h. auf die Dauer, auf die Länge; nichts genau Entsprechendes in O D.

Mis 657: *if thei sey mys, thei lye,* parallel zu *maligne;* mithin *to sey mys* 'übelreden, verleumden', was für me. *misseggen* mehrfach belegt. Weitere Beispiele für diese Abtrennung der Verbalpartikel stellt Mätzner unter *mis* zusammen. Dazu Sidney-Cato V. 468 (Engl. Stud. 36, 40): *If þou ... misse þe gouerne.*

modifie 1035 'mäfsigen'.

myserous 469 'unglücklich'.

mokke, moppe, mowe siehe *knakke.*

Noysaunce 619 'Übel, Schaden'; auch Partenay V. 401 (Str.-Br.).

noysaunt 723, parallel mit *ful of greuance,* gehört offenbar zu demselben Stamme und wird 'schädlich, lästig' heifsen; vergl. me. *noyous* 'troublesome'.

nutrytive 617 subst. 'Nahrung, Nährmittel'.

nyced 601 (Var.: *nysed* M E λ Y, *nyce* F ρ ζ; — *wanton* Hb) in *any nyced fantasie* mufs 'närrisch geworden' heifsen und wohl als Partz. zu me. *nisen* 'to become foolish' (Gawain 1206 Str.-B.) gezogen werden.

Officeless 1136 'ohne Amt', hier 'aus dem Amt'; in D O nur aus Cath. Angl. 1483 und Frasers Mag. 1834 belegt.

ouerfreiht 855 (*-fraught* Db, *-freht* F) 'überladen' (vom Boot gesagt); bisher frühester Beleg aus Palsgrave (1530).

ouerpeyntid 233 'übermalt', hier fig. (von der Rede = lat. *blando sermone,* Dist. I 27) 'geschmückt, geschminkt, schönfärberisch, schmeichlerisch'; so in fig. Sinne bisher erst seit c. 1750 nachgewiesen, das Wort selbst seit 1611. Vgl. me. *to paint* 'to feign, to fawn' (Beispiele in O D, dazu Burghs Cato 228, *with peyntid woord*).

Part 231: †*no part* 'keineswegs', fehlt O D; doch *some part* 'to some extant, somewhat'.

pecuniall 871: *whan thou hast plente and art pecuniall;* das Wort mufs also hier †'reich' bedeuten, wie sonst me. *pecunious,* obschon O D nur die Bedeutungen 1) 'consisting of money', 2) 'pertaining to money' kennt.

preignable 1080: *Aftir pouerte richesse is preignable* heifst es, wo vom Wechsel des Schicksals die Rede ist; somit würde hier gut passen die Bedeutung 'wieder erhältlich, erlangbar'. (Für ne. *pregnable* bieten die Wörterbücher nur die Bedeutung 'mit Gewalt einnehmbar'.)

preseruatiffe 821 'konservierend, erhaltend'.

processour 483 'der Prozefsführer, Kläger'?

progenytours 806 (Var : *prymogenitours* Hb Hc) 'die Eltern'.

Rasshe siehe *jayisshe.*

ragish siehe *jayische.*

regest 345 'einschreiben' > 'aufzeichnen' (O D erst seit 1520).

reiecte 902 'zurückweisen'.

releeve 732: *to othir mennys deede releeve,* und 812 *resorte and hidirward releve,* beide Male also intransitiv; daher etwa 'seine Zuflucht nehmen' bedeutend.

retreve 814: *vnto this place retreve,* intransitiv 'sich wieder einfinden, wieder hingehen'.

Sconfet 458 (Var.: *scomfite* H Ha A κ He D, *scumfit* M, *scomfited* ν v, *schoumfite* Ad, *sconfycted* Hc, *discomfet* Cp) 'besiegt'.

sethe siehe *a-seth.*

slyve 1003 (Var.: *slyffe* × Hc, *sleyue* H; — *stryve* D; — *schyve* Fc; — *fliue* Cp): *Doctryne kepithe vertu on lyve. Whiche ne were, doctryne soone from man shuld slyve.* Nach dem Zusammenhang muſs es sich hier um ein Verbum der Bewegung oder des Sich-Trennens handeln. Der ersteren Bedingung entspricht das ne. dial. *to slive* 'gleiten, schleichen' (Wright), das jedenfalls identisch ist mit Palsgraves *'I slyve downe, I fall downe sodaynly,* Je coule' (1530). Daher dürfen wir wohl für unsere Cato-Stelle ein me. *slyve* 'entschlüpfen' ansetzen. Dasselbe Wort kommt dialektisch auch als Faktitivum vor in der Bedeutung 'to put on any article of dress hastily and untidily' (Wright). (Zur Bedeutungsentwickelung vergleiche ne. *slip* 1) 'schlupfen, gleiten', 2) 'schlupfen machen' > 'hurtig anziehen' und mndd. *slippen* 1) 'gleiten', 2) 'gleiten lassen' > 'den Mantel über den Kopf hängen'.) Ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, daſs das Wort identisch ist mit dem ae. *slēfan* 'ein Kleidungsstück überwerfen, überstreifen', das einmal belegt ist in dem Prosaleben des h. Guthlac (ed. Goodwin, London 1848, S. 68): *Gudlac hine sylfne ungyrede, and þæt reaf, þe he genehlice on him hæfde, he hine* [lies *hit*] *slefde on þone foresprecenan man.* Lautlich und begrifflich würde sich dies ae. Verbum, ws. **slīefan,* **slȳfan,* angl. *slēfan* zu vläm. ndl. *slōven* in *zijne mouwen slooven* 'die Ärmel aufstreifen' (s. Franck) stellen und mit diesem zusammen auf ein urgm. **slaufjān-* oder **slauƀjān-* zurückweisen. Ableitungen dazu mit gleichem Vokalismus sind ae. *slȳfe, slēfe* 'Ärmel', ne. *sleeve* [= mndl. *slōve* (ohne i-Umlaut): nfries. saterl. *slēuə,* Sylt *sliwn̥*, Siebs im Grdr. S. 1350 u. 1387, beide ein afrs. **slēve* voraussetzend] sowie ae. *slebescoh* 'soccus' und *slȳflēas* 'ärmellos', auch das *slīfer* 'lubricus' der Brüsseler Glossen, falls hier nicht ein Schreibfehler für *slipor* vorliegt, was wegen des ne. dial. *sliverly* 'slinking, crafty' (Wright) nicht eben wahrscheinlich; weiterhin mit Ablaut (**sluf-, sluƀ-*) me. *sloveyn,* ne. *sloven* : ndl. *slof* 'nachlässig' mit Genossen (s. Franck). — Von den Varianten ist *stryve* 'streben' durchsichtig. — Die Form *schyve* wird dem bei Langland und Wyclif belegten me. *schiven,* ne. dial. *to shive* (Wright) 'schieben' (aus ae. **scȳfan* oder an. *skȳfa*) entsprechen, jedoch hier die intransitive Bedeutung 'sich abschieben, fortbewegen' haben, welche sowohl bei ne. *to shove* wie bei ne. dial. *to shive off* 'to go away' (s. Wright, der unnötig hierfür ein neues Verbum annimmt) vorkommt. — *Fliue* bei Copland ist wohl nur Druckfehler für *sliue.*

schyve siehe *slyve.*

strecche 1042 mit *to* 'sich strecken nach, trachten nach' (*to konnyng*); vgl. ne. *to stretch for* 'sich anstrengen, um etwas zu erlangen'.

superflue 579 'Überflüssiges' (Adj. oder Subst.?).

surfetour 320, 438 'Schwelger', ne. *surfeiter.*

Toilous 298 'geschäftig, fleiſsig'.

Virous 922 (Var.: *vrous v, eurous* χ). Die Variante der schlechtesten Handschriften-Gruppe, *vrous, eurous* 'glücklich', ist leicht verständlich, paſst aber nicht recht in den Zusammenhang. Die ganze Strophe handelt über die Stärke (*fortitude* = lat. *praevalidae in corpore vires ... vir fortis,* Dist. IV 12). Der Satzteil, in dem das Wort erscheint, *as to be virous, myhti, strong and rude,* ist nichts weiter als eine nähere Ausführung des vorherigen *strengthis bodyly;* mithin muſs *virous* so etwas wie 'kräftig, männlich' oder dgl. bedeuten, obgleich ich das Wort sonst nicht nachzuweisen vermag. Da im Neuenglischen ein gleichbedeutendes Adjektiv *virile* erscheint, werden wir unser *virous* wohl mit diesem zusammenstellen dürfen, sei es nun, daſs wir Suffixvertauschung annehmen oder eine gelehrte Neubildung zu lat. *vir* darin sehen.

Würzburg. **Max Förster.**

Zur Herkunft von ne. *slang*.

Mit einem Anhang über das 'bewegliche *s*' im Englischen.

Von Wedgwood, Skeat und anderen wird das Wort *slang* 'vulgar language' aus dem Nordischen hergeleitet: norw. *sleng* 'a slinging, a device, a burden of a song', *slengja* 'to sling', *slengja kjeften* 'to slang, abuse' (lit. 'to sling the jaw') usw. In seinem grofsen *Etymologischen Wörterbuch* bemerkt Skeat dazu: 'I see no objection to this explanation; which is far preferable to the wholly improbable and unauthorized connection of *slang* with E. *lingo* and F. *langue,* without an attempt to explain the initial *s*, which has been put forward by some, but only as a guess.' Schröer läfst die Frage nach der Herkunft des Wortes offen; an den nordischen Ursprung scheint er nicht zu glauben — er begnügt sich mit einem [?].

Auch mir will die Ableitung von ne. *slang* aus nordischer Quelle nicht einleuchten. Das Wort ist, soweit ich sehe, zuerst in Fieldings *Jonathan Wild* (1748) belegt;[1] der erste Lexikograph, der es bucht, ist Grose (*Classical Dictionary of the Vulgar Tongue,* 1785): '*Slang.* Cant language.' Allem Anschein nach ist es kein altes Wort, das unserem Blick nur durch die Ungunst der Überlieferung entzogen würde; es ist offenbar erst im 17. (oder gar im früh-18.?) Jahrhundert aufgekommen. Eine so späte Entlehnung aus dem Nordischen anzunehmen, hat aber zweifellos etwas Bedenkliches. Zudem bietet die Lautform des Wortes Schwierigkeiten. Ich sehe nicht, wie man von *sleng* aus zu *slang* gelangen sollte; viel eher wäre eine Entwickelung in entgegengesetzter Richtung, zu **sling* hin, zu erwarten (cf. *sling* < *slöngva, string, wing* usw.).[2] Endlich ist auch das semasiologische Verhältnis von engl. *slang* zu der nordischen Wortgruppe nicht ganz durchsichtig. Das englische Wort hat meines Bedünkens von Haus aus die Bedeutung 'besondere Sprache einer Gesellschaftsklasse, Zunftsprache';[3] wie sich diese aber aus den

[1] [Nachtrag. Nach gütiger Auskunft von Dr. Henry Bradley enthält auch das Material des *N. E. D.* keinen älteren Beleg.]

[2] Aus Lautungen wie *slant* (me. *slenten*) und *slat* (? zu an. *sletta*) darf kein Einwand dagegen hergeleitet werden, da für das *a* dieser Wörter keinesfalls das anlautende *sl*- verantwortlich zu machen ist.

[3] Die Bedeutung 'schelten, Schelt-' halte ich für abgeleitet, falls nicht überhaupt dieses *slang* von dem anderen ganz zu trennen ist.

Bedeutungen 'slinging, device, abuse' habe entwickeln können, ist schwer zu verstehen.

Ich möchte eine neue Deutung der Herkunft von e. *slang* wagen.

Meines Erachtens zerfällt das Wort etymologisch in die beiden Bestandteile *s* + *lang*. Ich stelle die Besprechung des zweiten voran.

Wie H. Reed richtig bemerkt hat, ist *slang* 'a word belonging to the very vocabulary it denotes'. Bekanntlich ist nun im Slang die Neigung stark ausgeprägt, mehrsilbige Wörter abzukürzen; es heifst (oder hiefs) im Slang *cab* für *cabriolet*, *mob* für *mobile* (*vulgus*), *phiz* für *physiognomy*, *rep* für *reputation* usw. So, meine ich, hat man auch das Wort *language* im Slang des 17. Jahrhunderts zu *lang* verkürzt; vielleicht, dafs das französische *langue* dabei von Einflufs gewesen war.[1]

Wie aber wäre das anlautende *s*- zu erklären?

Ich führe es auf einen Attraktions[2]vorgang zurück. Man verwendete, so möchte ich vermuten, das eben erschlossene *lang* besonders in Verbindungen wie *beggars' lang, gipsies' lang, hunters' lang, pedlars' lang, sailors' lang, thieves' lang, tinkers' lang* usw.; und von hier aus konnte man sehr leicht zu *slang* gelangen, indem man das -*s* zum Anlaut des folgenden Wortes zog.

Ein genaues Analogon zu dem hier für die Erklärung von ne. *slang* angenommenen Verschmelzungsprozefs vermag ich aus dem Dialekte des westlichen Cornwall anzuführen. "In West Cornwall the possessive *s* from such words as 'pig's crow', 'calf's crow', etc. has largely attached itself to the latter word, and 'a scrow' is as common (probably commoner) as 'a crow'," (*The English Dialect Dictionary* s. v. *scrow* 'a hut, hovel, shed').[3]

Die Erscheinung der 'Lautattraktion' ist ja im übrigen etwas der englischen Sprache ganz Geläufiges;[4] ich brauche nur an die bekannten Typen zu erinnern:

ch-am < *ich am*;
l-one < *al one*;
M-acclesfield < *be, to þam A-, Ecclesfield*;
n-ewt < *an ewt*;
n-once < *for then ones*;

[1] Das *N. E. D.* verzeichnet ein (heute veraltetes) *langue, lang(e)* < frz. *langue*. Ob der Beleg aus Carpenters *Pragm. Jesuit* c. 1665 'If your *lang* be scanty, Th'Italian Tongue welcoms you tuttie quanti' nicht vielleicht für unser **lang* < *language* in Anspruch zu nehmen ist?

[2] Ich bediene mich dieses Ausdrucks lediglich in Ermangelung eines besseren.

[3] Ist das Verhältnis von dial. *swash* 'pigs' wash' zu *wash* ebenso zu beurteilen?

[4] Vgl. die eingehende Abhandlung von Charles P. G. Scott in den *Transactions of the American Philological Association* 1892, XXIII 179 ff.; 1893, XXIV 89 ff.; 1894, XXV 82 ff.

n-uncle < *mine uncle*;
n-under (dial.) < *an, on* + *under*;
Pugh < *Ap* (wal. *map* 'Sohn'; ir., gael. *Mac*) *Hugh*;
Rea, Ree (Flufsname) < *be there ee*;[1]
t-awdry < *Saint Audry*;
t-other < [*the*]*t other*.

Von prosthetischen *s*-Bildungen dieser Art verzeichne ich:
's-arternoon (West Somerset) < *this afternoon*;
'scure (irisch) < *devil's cure*;[2]
s'lay, sley (Somers.) < *so lay* 'as lief';
slike, sloik (Yks., Gloucestersh., Somers.) 'probably; of course, certainly' < *it is like*;
smacle (Roxb.; veralt.) 'as much' < *as mickle*; ähnlich *stite* (Nhb., Dur., Yks.) 'as soon' < *as tite* und *zino* (Som.) < *as I know*;
smiver (Yks.) 'however' < *howsomever*;
'snaw (Wilts, Dors.) 'used as a meaningless expletive' < *dost* [*thou*] *know*;
Swithold < *Saint Withold*.[3]

Ob auch das Wort *sneck-up, snick-up* (Interj. ? 'zum Henker!') hierhergehört, ist zweifelhaft; die Herleitung aus *his neck up* will mir wenigstens nicht recht zusagen. Eine Gruppe für sich bilden die Ausrufe, in denen der Genitiv *God's* (oder auch das Pronomen *his*) euphemistisch zu *'s* verkürzt ist: *'sblood* [sblad, zblad], *scurse* (dial.), *'sdeath* [sdeþ, zdeþ], *'sfoot, 'slid, 'slife, 'slight, 'snails,*[4] *struth* (dial.), *zounds* (< *God's wounds*). Um eine blofse Aphärese handelt es sich in Fällen wie *scuse, 'scuse* < *excuse, sdain* < *disdain, smay* (dial.) < me. *esmaien, splay* < *display, sport* < *disport, stain* < *distain* usw.; aus vorliterarischer Zeit wäre (mit Kluge) **spraidjan* < *us-braidjan* (ae. *sprǣdan*, ahd. *spreiten*) hierherzustellen. —

Es sei mir erlaubt, diese Gelegenheit zu einem Exkurs über das sog. 'bewegliche *s*' im Englischen zu benutzen.[5] Die fragliche

[1] Hempl in der Furnivall-Festschrift S. 154. Ähnliches im Deutschen und anderwärts: lokal *Mech* < *im Eichicht* (Schwarzburg.-R.); *Ra* < *in der Aue* (Sachsen-Mein.); *Troppau* (slaw. *Opawa*) < *an der Oppa*; holstein. *Schreven-* < [*de*]*s greven-* (Schröder, *PBB* 29, 482); ital. *Stanko*, türk. *Istanköi* 'Kos' < ἐς τὰν Κῶ; mittelalt. *Sathines* 'Athen' < εἰς Ἀθήνας; *Stiva* 'Theben' usw. [*Stambul* ist wohl aus *(Kon)stantinopel* verkürzt].

[2] Wenn neben *lob's course* ein verkürztes *scouse* auftritt, so darf nicht vergessen werden, dafs *lob's course* erst aus *lobscouse* entstellt ist.

[3] Der Kuriosität halber erwähnt sei die famose Herleitung von *sleeve* 'a favour, a love-token' aus dtsch. *aus Liebe* (zitiert bei Skeat, *PrEE* II 448), die sich der Deutung von *Stuttgart* aus *[s]Totengarten* würdig an die Seite stellt.

[4] 'By goddes precious herte, and by *his nayles*' (Chaucer, *Pard. Tale*).

[5] Dafs bei dem Worte *slang* an dieses *s* nicht zu denken ist, haben die obigen Darlegungen gezeigt.

Erscheinung ist namentlich in den Dialekten sehr stark ausgeprägt; meine Beispiele habe ich daher grofsenteils dem *English Dialect Dictionary* entnehmen können. Das Bild, das sich dem Betrachter bietet, ist von verwirrender Buntheit. Zuweilen steht einer schriftsprachlichen Form ohne *s* eine dialektische mit *s* gegenüber, oder umgekehrt; häufig sind die Wörter in beiderlei Gestalt der Schriftsprache fremd; gelegentlich aber finden sich auch Formen mit und ohne *s* im Schriftenglischen nebeneinander. Einige Wörter sind über ein gröfseres, andere über ein kleineres Sprachgebiet verbreitet; diese Form ist im Norden zu Hause, jene etwa im Südwesten heimisch; ja es kommt wohl auch vor, dafs eine Form gleichzeitig in zwei weit voneinander entfernten Gegenden auftritt.[1] Chronologisch wären verschiedene Schichten zu unterscheiden, deren Entstehung zum Teil durch Jahrhunderte getrennt ist.[2] Was die Bedeutung des *s*- anlangt, so mag ihm zuweilen eine verstärkende Kraft innewohnen (ich denke vor allem an onomatopoetische Bildungen wie *screak, scrunch, splash* usw.);[3] in anderen Fällen wird davon freilich kaum die Rede sein können, so dafs dort das *s* blofs ein 'redundant initial' (Elworthy, *EDS* 50, S. 638) ist. Nur ausnahmsweise dürfte falsche Abtrennung eines vorhergehenden *-s* (Flexions-*s*; *-s* von *his, this, these, those* usw.), also 'Attraktion' (s. o.), für das Bestehen von Doppelformen verantwortlich zu machen sein. Bei Wörtern französischen Ursprungs spiegelt die Doppelgestalt häufig einen in der Quellsprache vorliegenden Wechsel von Formen mit und ohne Präfix *(e)s*- < *ex*- wieder. — Das bekannte lautliche Kriterium, demzufolge anlautendes [*sk*] in Wörtern germanischen Ursprungs auf nordische Herkunft deutet,[4] ist für die Wörter mit beweglichem *s* nur ausnahmsweise anwendbar (so vielleicht bei *scrab* < schwed. dial. *skrabba*); das [*sk*] dieser Wörter ist ähnlich wie das in *ask, dusk, tusk* zu beurteilen.[5] — Ich bemerke noch, dafs ich in der folgenden Zusammenstellung nur die spezifisch englischen Fälle von beweglichem *s* berücksichtigt habe.

---

[1] So wird das vb. *scaffle* im *Dial. Dict.* für Nord-Lincolnshire und Cornwall bezeugt. Allerdings: wie weit machen die Angaben des *D. D.* in diesem Punkte auf Vollständigkeit Anspruch? Da hierüber ein Zweifel berechtigt erscheint, habe ich von einer genauen Registrierung der einzelnen Verbreitungsgebiete absehen zu dürfen geglaubt.

[2] Sehr alte Dubletten sind z. B. *spink* : *finch*, *spunk* : *funk*, *strum* : *thrum*; ganz jung erscheinen dagegen Bildungen, wie sie namentlich in einigen südlichen Dialekten (Wilts, Hants) anzutreffen sind: *spicter* 'picture', *spith*, *spyzon* 'poison' usw.

[3] Wie weit hierbei das *s*- < afrz. *es*- von Einflufs gewesen sein mag, bleibe dahingestellt.

[4] Eine Ausnahme bilden holländische Lehnworte wie *landscape, skate, skellum, skipper* usw.

[5] Die vereinzelt aus ae. *scr*- (regelrecht) entwickelten *shr*-Formen habe ich beiseite gelassen.

s a-: *s aunter* 'adventure; idle tale' (frz.).

s ca-: *s caffle* 'to equivocate, to change one's mind'; *scagmagly* 'worthless' neben *cag-mag sb.* 'anything worthless'; *scammish* 'awkward' zu *chammish*; *scant* 'to *cant*'; *s cantle* (frz.); *scatcher* (Lin.) 'oyster-*catcher*'; *s cat(t)er-corner* 'diagonally'; *scause* (Nhb.) 'to *cause*'.

s cl-: *s clash*; *s clasp*; *s clatch* 'Schmutz'; *s claw*; *sclem* 'to steal slyly' zu *skellum* 'Schelm' (*D. D.*)? oder etwa zu *clem, clam* 'klemmen'?; *s climb*; *s cluchten* 'flat-lying ridge'; *s clyte* 'to fall heavily'.

s co-: *s coanse* 'pavement'; *s cocker* 'rift in a tree'; ? *scog* 'to boast' zu *cog* 'to cheat'? *s coggers* (auch *hogger*) 'leggings'; ? *collop(s)* 'Fleischschnitte' < *scollop(s)* < frz. *escalopes*; ? *scopious* 'ample' (Halliwell) zu *copious*; *s corkle, score* '*core* of an apple or pear'; ? *scottle* 'to cut badly' zu *cut*; *s couch* 'to stoop' (afrz. *escouchier*); *s co(u)rse* 'austauschen' (vgl. hierzu das *N. E. D.* und Scott l. c. XXIV 138 ff.); *s cowther* 'to drive'.

s cra-:[1] *scrab* (Clydesd. *scribe*) '*crab*-apple'; *s cradge* 'to dress and trim a fen-bank'; *scraffish* 'crawfish, crayfish' (frz.); *s crag*; *s cram*; *s cramble*; *s cranch*; *s craps* (schon me. *s crappe*); *s cratch*; *s cratch-cradle* zu me. *crecche*, afrz. *creche*; *s cratching* 'refuse of lard'; *s craw*; *s crawl*; *scraze* 'to *graze*' (**sgr-* > *scr-*; zugleich Anlehnung an *scratch*?).

s cre-: *s creak*; *s crease*; *s creech*; *screwmatic* (War. Nrf.) 'rheumatics' ist offenbar (ursprünglich scherzhaft?) an *screw* angelehnt.

s cri-: *scriggle* 'to wriggle about' zu 'struggle' oder zu 'wriggle'?; *s crim* 'Krume; quetschen'; *s crimp*; *s cringe*; *s crinkle*; ? *scrinkle* 'to shrivel' zu *wrinkle*; *s crip* 'Beutel'; *Scrips* (Name; 'the son of Crispin') neben *Crips, Crisp* (cf. Bardsley, *Diction. of English and Welsh Surnames,* 1901, S. 678); *scrisum* (Derbysh.) 'fogey' zu *chrisom*; *scritch, scruch* (Cornw.) '*crutch*'; ? *scrithe* 'to *writhe*' (**sr-* > *scr-*; vgl. *scriggle*).

s cro-: *s croffle* 'to hobble about'; *s crome* 'zusammenkratzen'; ? *scrooch* 'to stoop down' zu *crouch*; *s croodle* 'to crouch'; *s croot* sb. 'weak child', vb. 'to sprout'.

s cru-: ? *scruce, scruse* (e. Angl.) '*truce*' (**str-* > *scr-*); *s crudge*; *s crump* 'to crunch; to shrivel'; *s crumple*; *s crunch*; *s crush*.

s cu-: *s cuff* sb. 'nape or "scruff" of the neck', vb. 'to strike'; *s culch* 'rubbish'; *s cullion* 'rogue' (frz.); *scutch* (cf. *squitch-*) 'couch-grass'.

s e-: *s ellems* 'the bars of a gate'.

sh r-: *shrags* (veralt.) '*rags*' (**sr-* > *šr-*; Einfluſs von *shred*?); *shrail* (East Anglia) 'light *rail*'; *shrub* (Wilts) 'to rub along somehow' ("A sibilated form of *rub*" *E. D. S.* 69, p. 148).

s ka-: *s kag* 'stump of a branch'; ?? *skate* (Scotl. Yks.) 'paper *kite*'.

---

[1] Für die mit *scr-* beginnenden Wörter wurde der wertvolle Aufsatz von H. Schroeder über das bewegliche *s* (*PBB* 29, 479 ff.) verglichen.

s ke-: *s kedlock* 'charlock'; *skeeangie* neben *caingy* 'cross-tempered' (frz.); *s kelcher* 'heavy fall of rain'; *s kelter* 'order, arrangement'; *s ker* (*skar, car*) 'left-handed'.

s ki-: *skippet* 'an osier bushel basket' zu *kipe* 'large basket' (ae. *cȳpe*); *skirpin* 'gore, or strip of thin cloth, in the hinder part of breeches' zu *curpin* 'back, backbone' (frz.); *skir(r)* 'the *whirr* made by certain birds in taking flight'; *s kist* 'chest'; *skitterways* neben *cater-wise* 'diagonally' (vgl. *s catter*-corner).

s kl-: *sklammer* (Scotl.) 'to *clamber* about'; *sklatch* neben *clatch* 'mess, slop' etc.

s ko-: *s konk* (Som.) 'collection of people'.

s ku-: *skud* neben *cud* 'the undigested pellets of hair, bones, etc. thrown up by owls'; *sküil-brüil* (Shetl. I.) neben *goilbrul* 'laut brüllen' (nord. *gaula* + *brola*); *skutchineal* 'a dial. form of *cochineal*' (*D. D.*).

s la-: *s lam* 'to beat soundly' (an. *lemja*; doch vgl. auch norw. *slemma* usw.); ?*slanger* 'to *linger*'; *s langet* 'long strip of ground'; *s lank*; *s lash*.

s le-: *sleach, sleech* 'eintauchen' zu *cleach* 'to lade out in a skimming way'; *s leer* 'to sneer'; *s leer-rib* 'the spare-rib of pork'.

s lo-: *slock* 'to lure, entice' zu ae. *loccian*; *sloonge* 'heavy blow with the open palm' zu *lunge* 'to strike heavily'; *s loppet* 'to slouch'; *s louch* (? < afrz. *[es]lochier*); *slounge* 'to *lounge*'.

s lu-: *s lump*.

s ma-: *s mash*; *smatter* 'a dial. form of *matter*' (*D. D.*).

s me-: *s meagre*; *s melt, milt* 'the spleen' (ae. *milte*); *s mergh* 'marrow' (ae. *merg*); *s meuse* 'gap or hole through a fence used by hares and other small animals to pass through' (frz. *musse*).

s mi-: *smite* 'a *mite*'.

s mo-: *smoozed* 'smoked' zu *mose* 'to smoulder' (norw. dial. *mosa*; Anlehnung an *smoke, smoulder*?); *smoskert* 'smothered' zu *masker* 'to choke'.

s mu-: ?*muggled* 'cheap and trashy' < *smuggled*; *s mulfered* (up) 'overdone with heat'; *s mush* 'to mash'.

s na-: *snab* 'steep place' zu *knab*; *s nag* (auch *gnag*) 'to quarrel peevishly'; *snaggle* neben *gnaggle* 'to snap'; *snaister* 'to snap; to scold', *snaisty* 'peevish' zu *naist* 'to tease; to worry'; *s nam* 'to snap greedily at anything'; ?*(k)nap, gnap* 'to *snap* with the teeth' (cf. *knapsack, knip-knap* | *snapsack, snip-snap*); ?*snape* 'to seize by the *nape* of the neck' (Einfluſs von *snap, snatch*?); ?*snape, snaple* 'to *nip*'; *snapsen* 'aspen' (< *s* + *(a)n aspen*; vgl. *snivett, snope*); veralt. *gnare* 'to *snare*'; *gnarl* '*snarl*' (sb. und vb.); *snarl* '*gnarl* or knot in the wood', *snarly* 'gnarled'; *snash* neben *(g)nash* 'to abuse; to sneer'; *snast* neben *knast, gnaste* (an. *gneisti*) 'burning wick or snuff of a candle'; *s nawp* sb., vb. 'thump'; ?*Snazle, Snazel(l)* (Name) zu *Kneesall, Gnadeshall, Knateshall*; cf. Bardsley l. c.

s|ne-: *sneg* 'to *neigh*'; *sneeze*, me. *snēsen* neben ne. dial. *neeze*, me. *nēsen* (< **hnēosan*) und me. *fnēsen* < *fnēosan*.[1]

s|ni-: *snick* neben *nick* 'to cut' (cf. an. *snikka*); *s|nicker* 'to laugh sneeringly'; *s|niff* 'smell'; *s|niffle* (? vgl. frz. *nifler*); *snip* 'to *nip*'; *snivett* < *s* + *(a)n evet* 'a newt'.

s|no-: *snock* neben *knock*; *snook* 'to lie hidden' zu *nook* 'corner' [ae. *snoc*? 'nook' Earle, *Land-Charters*]; *snooze* 'a *nooze*'; *snoozle* zu veralt. *noozle* 'to nuzzle'; *s|nope* 'bullfinch' neben *alp*; *nor* (Shetl. I.) '*snore*'; *snorus vorus* (Glouc. Wilts) 'vehemently' < *nolens volens* (vgl. dial. *vorus-norus* 'rough, blustering'); *s|notch* sb.; ae. *Snotingahām* > ne. *Nottingham*; *s|nowl* 'head' (ae. *hnol*).[2]

s|pa-: *space* '*pace*; to measure by *paces*'; *s|paddle* 'small spade'; ?*spang* '*pang*'; ?*spang* 'Sprung; heftiger Stoſs' (gewöhnlich zu *spank* gestellt) zu *bang* (**sb-* > *sp-*); ?*spat* 'a *pat*, to *pat* sharply'; *spatch* (Scotl. Yks.) 'a *patch* or plaster; to *patch*'.

s|pe-: ?*speengie-rose* (Scotl.) 'the *peony*'; *speg* (Lothian) 'wooden *peg* or pin'; *spelter* | *pewter* (frz. [< germ.]).

s|pi-: *Spichfat* (Name) neben *Pichfatt* (cf. Bardsley l. c.); *Pickernell* (Name) neben *Sp*~ < *Spigurnell*; ?*spicketty* 'speckled' < frz. *picoté*; *spicter* (Wilts) '*picture*'; *spilchard* (Devonsh.) '*pilchard*'; *Pil(l)sbury* < *Spilsbury* (cf. Bardsley); *s|pink* '*finch*'; *spise* neben *pease* 'to ooze out'; *spith* (Hants) '*pith*'; *s|pit-sparrow*.

s|pla-: *s|plaice* (afrz. *plaïs*); *s|plash*; *s|plat*, *splot* '*plot* or piece of ground' < ae. *s|plott*; *s|platch* sb., vb. 'splash'; *s|platter* 'plantschen'; *s|platter-faced* 'having a flat face'.

s|plo-: *s|plodge* 'to wade through dirt'; *s|ploiter*, *plout(er)* 'to splash'; ?*splotch* '*blotch*' (*spl-* < **sbl-*); *s|ploy* 'a frolic' (< *employ*).

s|plu-: *s|plunge*.

s|po-: *s|poach*; ?*spotscar* (Yks.) zu *potsherd*.

s|pra-: ?*sprag* (Shetl. I.) 'to *brag*' (*spr-* < **sbr-*); ?*sprap* (Shr.) 'to *prop* up'.

s|pri-: *sprice* (Chesh.) < *paradise* 'parvis'; *sprize* (Chesh.) 'to *prize* or force anything open with a lever'.

s|pro-: *s|prong*; *sprose*, *pross* 'to boast';[3] ?*strowess* in Hollands Amm. Marcel. 1609 'possibly a misprint for *prowess*' (Nares).

s|pru-: *spruce* zu afrz. *Pruce* 'Preuſsen'; *s|prue* 'inferior cuttings of asparagus'.

s|pu-: *s|puddle*; schott. ir. *spung* 'purse' zu ae. *pung*; ?*punger* 'to *sponge* upon'; *spunk* 'Funke' zu me. *funke* (ne. *funk* 'rauchiger

---

[1] '*Sneeze* is probably nothing more than a variant of the older *fneeze*, due to substituting the common combination *sn* for the rare and difficult *fn*; whilst *neeze* resulted from dropping *f*' Skeat, *PrEE* I 381 (?).

[2] Scott a. a. O. XXIV 149 deutet *snowl* (kaum zutreffend) aus *his nowl*.

[3] '*Sprouze*. This strange verb is equivalent to stir or rouse up, or *uprouse* the fire. This may, probably, be its origin, with an accidental sibillant prefixed. *Moor's Suff. MS.*' (Halliwell).

Geruch'); *spurblind* (z. B. bei Lily, *Sapho and Phaon* II 2) < *purblind*; *Spurda(u)nce* (Name) neben *Purda(u)nce* (cf. Bardsley); *s purge* (frz. *es purger*); *s purre, pirre* 'die Schwalbe'.

s py-: *spyzon* (Wilts) < *poison*.

s qua-: *s quab* 'noch nicht flügge' (vgl. *squobby* 'flabby' und me. *quappen* 'to throb'); *squab* < *scrab* (s. o.); *squacket* 'to *quack* as a duck'; *s quackle* 'to suffocate'; *s quaddy* 'short of stature'; *s quaich* 'loud scream'; *s qualm*; *s quash* (frz.); *s quat* 'pimple'; *s quat, quod* 'hocken' (frz. *es quatir*); *s quatch* 'to betray, tell a secret'; ? *squatting-pills* 'opiate or *quieting* pills' (Wright, *Prov. Dict.*); *squaver* (Irel.) 'to throw the arms about' zu *quaver* 'to brandish, to clench the fists, to make a feint of striking'; *s quaw*(-hole) 'broad, shallow pond'.

s que-: *s queasy*; *squeech* (Suff.) 'small grove' zu *queach* 'small plantation of trees or bushes'; *s queechy, s queachy* 'boggy'; *s queeler* 'to work in a weak manner'; *squeeze* zu me. *queisen* (? ae. merc. * *cwēsan*); *s quelch*; *squelstring* neben *quel(s)tring 'sweltering'*; *s quelt, quilt, twilt, welt* sb. resp. vb. 'blow'; *s quench*; *s quezzen* 'to suffocate'.

s qui-: *s quiet*; *squiggle* < * *quiggle* zu *wiggle* (Cent. Dict.); *squilky* (Cornw.) 'frog' zu *quilkin, wilkin* (altkorn. *cwilcen*); *s quilt* 'pimple'; *s quin, queen* 'small scallop'; *squinacy, squinsy,* veralt. *squin(an)cy, swensie 'quinsy'* (afrz. *quinancie,* 16. Jahrh. *squinanc[i]e*); *s quinch, squince 'quince'*; *squink* neben *wink*; ? me. *squippen, swippen* 'to move swiftly' zu *wippen* 'to jig'; *squir(r)* < * *quir* zu *whirr*; *squirrly-wirly* 'an ornamental appendage' zu *curly-wurly*; *s quitch, switch, twitch* 'couch-grass'; *squitch, switch, quitchy* 'to *twitch*'; *squitchell, twitchell* 'narrow passage between houses' (*twi-* > * *qui-* > *squi-*); *s quix* 'to examine critically'; *s quizzle* 'to choke' (cf. *squezzen*).

s r-:[1] *srake* (Yks.) 'to *rake*'.

s ta-: *s tank* 'pool' (< afrz. *estang,* bez. port. *tanque*; lt. *stagnum*).

s te-: ?? *stemples* 'cross pieces put into a frame of woodwork to strengthen a shaft' zu lat. *templum* 'small timber'; *s tern* 'Seeschwalbe' (ae. *stearn,* dän. *terne*).

s ti-: *s tickle, ~ back*; ? *sticky* neben dial. (Wilts) *tucky*.

s to-: *s todge* 'any thick food'; *s totter*.

s tra-: ? *stram* (Somers. Devonsh. Cornw.) 'a lie' zu *cram* (Zwischenstufe * *scram*); *s tramp(le)*; *stransport* (Lanc.) *'transport'*.

s tre-, st re-: ? *streel* (Irel.) 'nachschleppen' zu *trail*; ? *streid* (Derbysh.) sb. und vb. *'tread'*; ? *strent* (Dors. Somers. Cornw.) sb. und pz. *'rent'* (* *sr-* > *str-* ?); *s trespass*.

s tri-: *striddling* (Wilts) 'the right to "lease" apples after the gathering in of the crop' zu *griggling* (* *sgr-* > * *scr-* > *str-*); me. *s trikelen* 'tröpfeln';[2] me. *striken* neben seltenem *triken*.

s tro-, st ro: ? *stroam* 'to wander about idly and vacantly' <

[1] S. auch unter *s cri-, sh r-* und *st r(e-, o-)*.
[2] 'The loss of *s* arose in the phr. *teres striklen* = tears trickle' (Skeat).

s-roam; *s troll* (vgl. *strollop* [Yks. Lanc. Flint] 'a *trollop*, a slovenly, untidy woman or girl'); ? *stroll* (Dev.) 'Of hay: a long *roll*'; veralt. *s trossers 'trousers'*; me. *st rother* 'rudder'.

s|tru-: ? *struggle*, me. *strugelen* zu mnl. *truggelen*; *s trum* zu *thrum*.

s|tu-: *Sturgis* (Name) neben *Turgis* (cf. Bardsley).

s|wa-: ? *swack* zu *whack* 'schlagen' (ebenso *swacker* zu *whacker* usw.); *s waddle*; *swaise* 'to swing the arms' zu *whaxe*; ?? dial. *swale* 'gentle rising in the ground with a corresponding declivity' < *s-wale* oder *s-vale* (* *sv-* > *sw-*); *s walloping* 'tall'; ? me. *swalter* (*Morte Arthure* 3924) zu *walter* 'welter'; *s wang* 'flat, grassy land liable to be flooded'; *swath* 'apparition of a person at the moment of his death', vgl. *waff* (der Wechsel von [þ] und [f], [đ] und [v] ist in den englischen Dialekten nichts seltenes); *s wauve* 'to lean over'; *swave* (Cumb.) 'to *wave*' (oder < nord. dial. *sveiva*?).

s|wi-: ? *swine-pipe* 'Weindrossel' < *w(h)ine-pipe*; *swirl* neben *whirl* (an. *hvirfla*, norw. dial. *svirla*); *swite* 'to cut, hack' zu * *white* < *thwite*? vgl. auch *swittle 'whittle'*; ?? dial. *swiver* 'to *quiver*'; *swiz* 'to *whiz*'.

s|wo-: ? *swotchel* (Oxf. I. W.) 'to roll in walking' zu *waddle* (vgl. deutsch *watscheln*).

Halle a. S. O. Ritter.

Studien zur fränkischen Sagengeschichte.

III. Zu den Verbannungen Childerichs und Floovents.

Verbannungssagen kennen alle Völker und alle Zeiten. Nicht dafs der Wechsel der Jahreszeiten oder des Tages und der Nacht hierzu den ursprünglichen Anlafs gegeben hätte, dafs die Sage aus mythologischen Quellen geflossen wäre. Denn das zu behaupten, hiefse ja der Abstraktion, der Allegorie vor dem einfach Konkreten den Vorzug geben. Es wird aber unschwer aus geschichtlichen Perioden zu beweisen sein, dafs es immer ein realer Vorgang ist, der dem Volke zur Quelle seiner Dichtung wird, und dafs Strömungen, die aus Abstraktionen schöpfen, stets einer Entartung gleichzusetzen sind — übrigens Strömungen, welche man nur in abgeschlossenen Schichten der Gesellschaft findet, die sich von der Welt abgewandt haben, um eine Treibhauskultur entstehen zu lassen: Priestertum oder höfische Gesellschaft.

Auch die Merowinger- und Kärlingersage kennt solche Verbannungen, besonders zahlreich werden sie von Vasallen erzählt, die irgendein Verbrechen begangen haben: wir fanden das Urbild Herzog Ernsts in der jüngeren Kärlingerzeit; wir behandeln in einer unserer Studien eine Reihe von Banditenleben (= *Bannitus!*) in den Ardennen, unter denen der uralte Tierri d'Ardane, 'der Tausende ums Leben gebracht hat', den Reigen eröffnet. Aber auch die Herrscher werden von der Sage herangezogen. Karl der Grofse in Vertretung von Karl Martell mufs als Knabe die gewohnten sieben Jahre in Spanien verbringen (*Mainet*). Später mufs der Merowing Chilperich mit seinem Majordomus Raginfred vor Karl Martell zum Herzog von Aquitanien flüchten, eine historische Begebenheit, welche die Sage von den *Haimonskindern* mit Ersetzung der historisch Verbannten durch vier geschichtlich nicht nachweisbare Brüder in sehr alter Zeit zum Urbild hat.

Eines lehren uns diese vier genannten Überlieferungen alle: die Verbannungssagen der historischen Zeit gehen stets auf einen realen Vorgang zurück. Bei *Herzog Ernst* und den *Haimonskindern* entspricht die Verbannungssage auch einer wirklichen Verbannung; im *Mainet* und im *Tierri d'Ardane* vertritt sie andere Strafen: Karl Martell wurde von der rechtmäfsigen Gattin seines Vaters, Plektrud,

eine Zeitlang festgesetzt, entschwand also den Augen des Volkes. Tierri d'Ardane entspricht vielleicht einem Bruder oder Satelliten der Mutter Karl Martells, Dodo, der nach einer anderen Sage zweimal Widersacher seiner Schwester ermordete und schliefslich selber dabei ums Leben kam. Auch hier verschwand wahrscheinlich eine dem Volke sympathische Figur aus dessen Gesichtskreis, und es erfand in Verbindung mit dem Doppelmorde eine Verbannung in die Ardennen, 'wo er haust, uralt, und Tausende ermordet hat'. Wie man Kaiser Friedrich in den Kyffhäuser verschwunden dachte.

In dieser Beobachtung, dafs eine das Volk interessierende Persönlichkeit im Falle einer Verbannung oder Festsetzung, ja heimlicher Bestrafung mit dem Tode aus dem Gesichtskreis des Erzählenden verschwindet, liegt bereits der Charakter der Darstellung: mit dem Entschwundensein hört das reale historische Element auf, und die Erzähler sind genötigt zu erfinden oder berühmten Mustern nachzuahmen. Und so finden wir denn in allen vier als Muster genommenen Verbannungssagen nur eine, die sich in etwas an die historische und geographische Grundlage hält: die Sage von den *Haimonskindern*. Wogegen *Mainet* und *Tierri d'Ardane* geographisch wie historisch frei verfahren, *Herzog Ernst* sogar der Verbannung ein Märchen aus *Tausendundeine Nacht* unterschob. Wir haben uns bei Behandlung dieser letzten Verbannung gefragt: kann von vornherein der Sprung aus echtem Epos ins Märchenland gemacht worden sein? Wir fanden eine Frage, die sich *a priori* nicht entscheiden liefs, fanden aber doch besser anzunehmen, dafs ursprünglich eine realer gehaltene Verbannung durch die belustigende Sindbadreise ersetzt worden sei. Ein Beispiel für eine solche Ersetzung werden wir im Laufe dieser Studie antreffen, in welcher die Verbannung derselben Person, die nach der Sage des 6. Jahrhunderts nach Thüringerland führte, im 7. Jahrhundert nach der burgundischen Sage in Konstantinopel lokalisiert ist.

Die Verbannungssage hat eben wie jede Sage ihre Mode: die kärlingsche führt ihren Verbannten nach dem Westen, dem Lande ihrer Kämpfe, Spanien; die Sage des 11. und 12. Jahrhunderts, der Kreuzzugsperiode, nach dem Orient (*Herzog Ernst, Huon, Bueve de Hanstone*).

Die ältere nordfranzösische Merowingersage begleitet ihre Helden stets zu dem Schauplatz ihrer nationalen Kämpfe, zu den Thüringern oder Sachsen. Dort verweilen ihre des Vaterlandes verwiesenen Fürsten die üblichen sieben Jahre, dort holen sie sich Ruhm und Gattin, um als Retter aus Not und Erniedrigung zu den Ihren zurückzukehren.

Die älteste Figur, von deren Verbannung auf Grund sagenhafter Quellen die Merowingerchroniken berichten, ist Childerich, der Sohn des Meroveus, der Vater Clodwigs (zirka 450). Der ehrwürdige

Gregor von Tours (zirka 580—590), unser ältester Gewährsmann für Geschichte und Sage dieser Zeit, der noch selber zwischen den beiden Zwillingsgeschwistern wenig Unterschied macht und nur hier und da ein Misstrauen andeutet, wenn er in seinem Berichte ausschliesslich auf mündliche Quellen angewiesen ist, beginnt die Reihe (Buch II, Kap. XII): In frevelhaftem Übermut vergriff sich Childerich, der König der Franken, an den Töchtern seines Landes. Die Franken aber setzten ihn in ihrer Empörung hierüber ab,[1] und als Childerich erfuhr, dass sie ihm auch nach dem Leben trachteten, verliess er das Land und flüchtete zu den Thüringern.

In der Heimat aber liess er einen Freund zurück, nachdem er eine Goldmünze mit ihm geteilt hatte. Sollten die Zeiten für Childerich wieder günstig werden, so würde ihm der Freund seine Hälfte als ein Zeichen dafür senden.

Unterdessen erheben die Franken den Römer Egidius zu ihrem König, als aber nach acht Jahren die Gemüter sich wieder beruhigt haben, sendet der Freund dem Verbannten das verabredete Zeichen. Dieser verlässt den Hof des Thüringerkönigs Bysinus und seiner Gattin Basina, bei denen er Zuflucht gefunden hatte, kehrt zurück und erlangt seinen Thron wieder. Basina aber, die den Wert des fränkischen Helden erkannt und ihn liebgewonnen hatte, verlässt Heimat und Gatten, um Childerichs Frau und Frankenkönigin zu werden.

Hundertdreissig Jahre später finden wir die Erzählung in dem sogenannten *Liber Historiae*, das vielleicht in Rouen im Jahre 727 entstanden ist, wieder. Manches zeigt im Wortlaut die Bekanntschaft mit Gregors Darstellung, manches aber, was über Gregors Bericht hinausgeht oder gar ihm widerspricht, zeigt, dass der Verfasser eine Quelle hatte, aus dem er Gregors Lücken ergänzen konnte. Die Chronik erzählt (Kap. 6, 7):

Wie Childerich wegen verbrecherischen Umganges mit den Töchtern seines Landes dieses verlassen soll, berät er sich erst mit seinem Getreuen Viomadus, wie er den Sinn der ergrimmten Franken sich wieder zuneigen könne ... Viomadus aber erreicht dies, während der König bei den Thüringern Zuflucht gefunden hat, durch folgende List: er schmeichelt sich bei dem zum Könige gewählten Römer Egidius ein, so dass ihn dieser zum Ratgeber wählt. Der falsche Ratgeber aber verleitet den dummen Römer, eine Anzahl Franken heimlich zu töten, bis das römische Regiment den Franken unerträglich wird und sie Childerichs Rückkehr erwünschen. Dieser ist — entsprechend der Ursache seiner Verbannung — bereits in Thüringen

[1] *Illique ob hoc indignantes, de regnum eum eieciunt.* Ist *regnum* konkret oder abstrakt? Ich verstehe es abstrakt, da sonst das folgende mir sinnlos zu sein scheint: *Conperto autem, quod eum etiam interficere vellent, Thoringiam petiit.*

zu der Frau seiner Gastfreundes in Beziehung gebracht: *Nam dum in Toringa fuit cum Basina regina ... adulterium commisit.* So dafs nicht, wie bei Gregor, Basina auf eigene Faust dem Zurückkehrenden folgt, sondern nach vorhergehendem Einverständnis.

Chronologisch mitten zwischen diesen beiden nordfranzösischen Berichten, sachlich über beide hinausgehend, steht die Version des Burgunders Fredegar. Sie zeigt entsprechend der älteren romanischen Kultur der Burgunder eine starke Differenzierung von der nordfranzösischen Sage, deren Schauplatz sie nach Konstantinopel verlegt. Deswegen hat ein Bearbeiter aus der Mitte des 7. Jahrhunderts durch Interpolationen, die er wörtlich Gregor entlehnt, eine Versöhnung mit der nordfranzösischen Überlieferung versucht. Wie die Ausgaben der *Monumenta Germaniae, Script. rer. merov.* II, 95, machen wir diese Interpolationen durch kleineren Druck als solche kenntlich und setzen sie aufserdem in eckige Klammern. Fredegar aber berichtet (III, 11, 12):

Wie Childerich, der Verführer fränkischer Mädchen, das Land verlassen mufs, gibt ihm sein Getreuer Wiomadus, der ihn einst nebst der Mutter aus hunnischer Gefangenschaft befreit, den Rat, nach Thüringen zu fliehen, er wolle unterdes die Franken beruhigen. Hätte er aber dies vollbracht, so wolle er ihm zum Zeichen einen halben Aureus[1] senden. [Childerich flieht nach Thüringen zu Bysinus.] Wiomadus aber wird vom Frankenkönig Eieio (oder Eiegio, Egegio) zum Unterkönig (*subregulus*) ernannt und beginnt seine Rolle zu spielen: erst verführt er den König, die Franken, die freien Franken, mit einer Kopfsteuer von einem Aureus zu belasten — die Franken murren nicht. Er bringt den König dazu, die Kopfsteuer auf drei Aurei zu erhöhen — sie zahlen lieber die drei Goldstücke, als sich von Childerich bedrücken zu lassen. Da bestimmt er Egidius, hundert von ihnen umzubringen, angeblich, weil sie sich mit rebellischen Gedanken trügen — endlich geht den Bedrückten die Geduld aus, und sie verlangen nach dem Regiment Childerichs zurück. Wiomadus aber versichert mit infernalischer Ironie dem dummen Römer: nun endlich habe er die Franken gebändigt. Lassen wir für die folgende nicht bequeme Stelle Fredegar selber das Wort: 'Und er gab ebenfalls noch den Rat, dem Kaiser Mauritius Gesandte zuzusenden; [die ihm melden sollten:] man könne die Nachbarvölker heranziehen (*adtrahi* Passiv) [und], dafs etwa 50000 Solidi vom Kaiser geschickt würden, damit die Völkerschaften, nachdem sie dies Geschenk empfangen, besser sich der Herrschaft (*imperio*) unterwürfen. Hinzufügend sagte er

---

[1] *Medium aureum*, d. h. einen halbierten, denn es wurde kein halber Aureus geprägt, sondern nur ein Drittel, der sog. Triens. Halbierung zum Zweck der Zahlung war allerdings üblich.

jenem: »*Aliquantulum solidos tuae instantiae locum accipiens militavi; parum servus tuus argentum habeo. Vellebam cum tuis legatis puerum dirigere, ut melius Constantinopole mihi argentum mercaret.*«' — Dieser Vorwand, den Rajna der Übersichtlichkeit halber fortläßt (er nennt ihn S. 58 einen *futile pretesto*), ist kulturhistorisch vielleicht das interessanteste an der ganzen burgundischen Version der Sage:[1] '»Indem ich auf dein Drängen die Stelle (eines Beraters?) empfing, habe ich mir einigermaßen Gold verdient (*militavi?*). Zuwenig aber habe ich, dein Sklave, Silber. Ich wollte [wohl] mit deinen Boten einen Knaben schicken, daß er mir in Konstantinopel mehr Silber einhandle.«'

Tatsächlich war in der mittleren Merowingerzeit das Silber selten geworden. Man hatte an dem Vorrate römischer Kaisermünzen aller Zeiten ursprünglich genug gehabt und sich auf die Goldprägung beschränkt. Erst in der letzten Merowingerzeit zeigt eine starke Ausprägung von kleinen rohen, aus der Silberplatte wie ausgerissenen dicken Denaren das entstandene Bedürfnis nach Silbermünzen, das unsere Stelle hier unmittelbar verrät. Soll aber ein solch kulturhistorisches Moment als Motiv in die Dichtung aufgenommen werden, so muß es herrschend sein.

Als Dichtungsmotiv ist es berufen, die Übersendung des halbierten Aureus an Childerich, der, 'wie Wiomad befunden, in Konstantinopel war', zu verdecken. Wiomad aber gibt dem Knaben nicht etwa die fünfzig Goldstücke mit, welche ihm Eiegius geschenkt hatte, sondern einen Sack voll Blei und unter diesem den halben Aureus, das verabredete Zeichen. Der Knabe eilt dem Gesandten voraus, verständigt Childerich, daß Eiegius Tribut, den er aus staatlichen Mitteln (Kurth interpretiert: dem Kaiser) zahlen soll, dem Kaiser auferlegen wolle; Childerich meldet dies dem Kaiser, der, erzürnt über solche Frechheit, die Gesandten in den Kerker werfen läßt und das Angebot seines Schützlings annimmt, ihn an den Franken zu rächen. Reich beschenkt kehrt Childerich zu Schiff nach Gallien zurück, Wiomad kommt ihm nach Bar entgegen, *et a Barrentibus receptus est.* So wird er wieder König und siegt in zahlreichen Gefechten über Eiegius und die Römer. [Basina kommt von Thüringen zu ihm, um seine Gattin zu werden.] —

Wir haben also ein und dieselbe Sage in drei Versionen, welche über hundertdreißig Jahre sich erstrecken und zwei verschiedene Gestaltungen ergeben: die eine im einfachen, ungeschmückten Gewande, kurz und bündig, mit kraftvoller Steigerung. — Die andere, unsere letzte, bunt ausgestattet mit verschiedenerlei Federn, in der Fülle des Schmuckes und Beiwerkes selbst in der Inhaltsangabe schwelgend.

Bleiben wir bei ihrer einfachen Gestalt, welche uns Gregor und das *Liber Historiae* überliefern.

---

[1] Vgl. Kurth, *op. cit.* S. 189[2], der aber auch die Stelle uninterpretiert läßt.

Pio Rajna hat alle drei epischen Auszüge in *Origini dell'Epopea francese* in glänzender Weise erklärt: bezüglich der zwei ersten hält er die Version des *Liber Historiae* für eine etwas ausfürlichere Inhaltsangabe als die Gregors: *'Le Gesta Regum Francorum ... v'aggiungon cose taciute colà'*. Wenn man aber bedenkt, daſs diese Chronik über hundertdreiſsig Jahre nach Gregor geschrieben wurde, so erscheint es wahrscheinlicher, in dem Berichte des *Liber* eine entwickeltere Form der Sage anzunehmen: bei Gregor lastet das ganze Gewicht auf Childerich, dem Helden. Er ist der einzig Handelnde, er läſst den Freund mit einem bestimmten Auftrag zurück, der aber kaum über eine passive Beobachtung der Dinge hinausgeht, sonderlich ihn nicht in Beziehung zu den Römern bringen läſst. Und dies ist nicht so ungewöhnlich wie man denken könnte: denn die ältere Sage wird sich naturgemäſs auf ein Theater (Thüringen) beschränkt haben, sie wäre sonst auch die einzige Verbannungssage, welche nicht bei dem Verbannten bliebe. Erst am Schlusse der Abenteuer wird sie auf ihr Ausgangstheater mit wenigen Worten zurückgekommen sein. Hundertdreiſsig Jahre später finden wir die Sage ausgereift wieder. Wiomad ist nicht mehr Zuschauer, er ist Akteur. Childerich berät sich mit ihm. Er ist es, der die Schuld an dem unvernünftigen Regiment des Egidius trägt, das die Sehnsucht nach Childerich wiedererwecken soll. Rajna meint, daſs dieser Zug der ältesten Sage angehören müsse, da er der einzige ist, der die Wahl eines Römers zum fränkischen König motiviert. Ein Franke hätte sich nicht so plump täuschen lassen. Und er erinnert an die Worte der *Kasseler Glossen*: *Stulti sunt Romani, sapienti sunt — Franci!* Ich muſs bekennen, das Argument ist bestechend. Aber diese Rolle des Wiomad bei Egidius fehlt nun einmal bei Gregor, im Gegenteil ist sie hier als bei den Franken stattfindend festgelegt. Er solle die Franken mit Worten besänftigen; ihn nennt er: *hominem sibi carum, qui virorum furentium animus verbis linibus mollire possit.*

Es läſst sich hier hinein die Intrige des *Liber Historiae* nur einschmuggeln, indem man einen Irrtum oder eine aus irgendwelchen kritischen Gründen von Gregor ausgeführte Änderung annimmt. Aber wozu eine Änderung annehmen, wenn doch feststeht, daſs das 6. Jahrhundert noch unter dem Eindruck der Siege Clodwigs über die Römer stand, wie ja auch Gregor den Siagrius *Romanorum Rex* nennt (II, 27). Rajna wendet hiergegen ein, es handle sich nicht nur um Erklärung der Titel, sondern dessen, daſs die Franken *unanimiter* einen Römer zum König wählen. Gut, es ist eben die historische Sachlage des Jahrhunderts in poetischer Weise auf die Spitze getrieben und mit der Childerichsage verknüpft.

Denn: die Ersetzung des Fürsten durch Neuwahl und seine Verbannung war durch die Childerichsage bedingt; ein Römer als König und Bedrücker der Franken durch Sagen über Aëtius und Syagrius. Solch innige Verschmelzungen zweier Sagen, von

denen jede ihren Teil der Motive bestimmt, ist ja nichts Ungewöhnliches.

Rajna wie Kurth haben sich beide an die Königschaft dieses Egidius gestofsen, ohne im übrigen sich mit seiner Person eingehender zu beschäftigen. An der Königschaft ist aber nicht das geringste Auffällige: den Germanen wurden die römischen Statthalter selbstverständlich zu Königen, Syagrius war in der Tat so unabhängig wie ein solcher und wurde von den Barbaren auch König genannt.[1] Syagrius war Clodwigs Gegner. Ägidius, des Syagrius Vater, wurde ganz natürlich zum Gegner von Clodwigs Vater, Childerich. Als Vater eines Königs wurde er, wie der ältere Aëtius, ebenfalls zum König. Man vergleiche dazu eine Stammtafel des 10. Jahrhunderts, die G. Kurth in dem genannten Werke aus einer Pariser Handschrift, der *Lex Salia*, entnahm:

> Egetius genuit Egegium
> Egegius genuit Siagrium per quem Romani
> regnum perdiderunt.

Wer ist Egetius, wer ist Egegium? Seit Heinzel in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie (*phil. hist. Cl.* CXIV, 1887, 417—514) für Aëtius die Namenformen beigebracht hat: *Aiecius, Agetius, Egecius, Agatius,* sollte es allgemeiner bekannt sein, dafs der grofse Besieger Attilas durch eine ganz offenbar romanische Verstümmelung seines Namens (> Ajejo) mit dem Vater des Syagrius, eben unserem Ägidius (> Ejejo, so Fredegar!) verwechselt und verschmolzen wurde. Ein Beispiel für die vollkommene Verquickung der Persönlichkeiten gab schon Grimm in der *Heldensage* aus einer Chronik des 10. Jahrhunderts: *Attila omnem pene Galliam devastavit, quo usque Deo annuente per Aegidium* (d. i. also sicher Aëtius) *patritium ... fugatus est* (Leibnitz, *Script. rer. brunsv.* II, 273).

Settegast hat in dankenswerter Weise diese von den einschlägigen Arbeiten übersehenen Dinge in Erinnerung gebracht (*Quellenstudien* S. 38), und es ergibt sich nun für uns unzweideutig, wie die Rolle des römischen Königs entstanden ist, und wie sie sich weiterentwickelt hat.

Den Zeitgenossen Gregors war Aëtius und Ägidius bereits eine Person. Und zwar eine typische und beliebte Figur, denn der Sieg über Attila hing an ihrem Namen. Deshalb wurde er dem verbrecherischen Franken Childerich von den eigenen Leuten vorgezogen. Und deshalb ist die tölpelhafte Rolle, die Ägidius in den späteren Berichten hat, bei Gregor nicht ausgelassen, sondern existierte damals in der Sage überhaupt noch nicht.

Erst als die Hochachtung vor Aëtius-Ägidius geschwunden war, jene Hochachtung, die ihn eben zum Gegenstück *in bonam*

---

[1] Hierüber ist Dahn, *Germ. und Rom. Völker,* 2, 3, S. 45, zu vergleichen.

partem des Frauenschänders Childerich hatte wählen lassen — entwickelte er sich unter dem Einflufs neuer Ideen über die immer mehr niedergehenden Romanen zu einem Gegenstück *in malam partem*, das seinen Vorgänger an Schlechtigkeit und Dummheit noch übertraf. Das konnte natürlich erst geschehen, als seine Taten in Vergessenheit gerieten, durch die Taten Clodwigs und seiner Söhne verwischt waren und seine Person demzufolge das Typische verlor.

Dafs auch in den Beziehungen des Flüchtlings zu Basina zwischen Gregor und dem *Liber Historiae* Unterschiede zu finden sind, habe ich bereits im Laufe der Darstellung angedeutet: die ältere Darstellung scheute sich offenbar, den Flüchtling als Verbrecher am Gastrecht darzustellen, die jüngere Sage war weniger skrupulös und brachte durch den Ehebruch am Hofe des Bysinus ein gut Stück Einheit mehr in Handlung und Charakter des Helden, der ja wegen ähnlicher Verbrechen des Landes verwiesen worden war.

In den hundertdreifsig Jahren also, die zwischen Gregor und dem *Liber Historiae* liegen, ist quantitativ wenig hinzugekommen; aber jede Zufügung war ein Fortschritt in der Komposition der Sage: sowohl die Verknüpfung Wiomads mit Egidius, wie die zwischen Basina und Childerich.

Ganz anders Fredegars Version. Dort *Multum*, hier *Multa*: die Beziehungen Childerichs zu Wiomad geben den Stoff zu einer Vorgeschichte, in der der Getreue Mutter und Sohn aus hunnischer Gefangenschaft befreite. Eine *Hunnenfluchtsage*, wie wohl zahlreiche bestanden, und die unleugbare Beziehungen zum *Walthari* zeigt, dessen Heimat sie meiner Ansicht nach teilt (Kurth, S. 161 ff.). Dementsprechend ist die Rolle des Wiomad im Vergleich zur fränkischen Version gewachsen; er ist einer jener uralten, unfehlbaren Ratgeber geworden, wie sie das Epos gern neben die Fürsten stellt. Er rät zur Flucht, schlägt das Symbol des halben Aureus als Zeichen der Rückkehr vor. — Diese Art der Zeichnung Wiomads ist insofern ein technischer Fortschritt, als nun ein Grund vorhanden ist, warum Egidius den bewährten Ratgeber in gleicher Stellung heranzieht. Die Art, wie er diesen, den dummen Römer, blindlings ins Verderben treibt, zeigt eine schöne, mit ihren drei Stufen echt poetische Steigerung: die Franken müssen Abgaben zahlen, erst ein Goldstück, dann drei. Es ist nicht nur der Verlust des Geldes, der moralisch auf diesen lastet, sondern die Schmach, durch die Abgabe deklassiert zu sein, nicht mehr *Franci* zu sein, denn *Francus* ist der Abgabenfreie. Die Ermordung von hundert ihrer Häupter bildet den Gipfel: *'Modo est gens Francorum tuae disciplinae perdomita.'* Und wir sehen ein ironisches Lächeln um die Lippen des Sprechers spielen, der sich zu weiteren Listen anschickt.

Es handelt sich nun nicht nur darum, Childerich zurückzurufen, sondern er soll auch zugleich, wie es einem Fürsten geziemt, mit

Heeresmacht und Gefolge zurückkommen, um den Römern entgegentreten zu können: dies wird durch eine Gesandtschaft des Egidius an den Kaiser von Konstantinopel, Mauritius, erreicht, die Egidius harmlos scheint, durch Childerich aber dem Kaiser interpretiert, diesen zu höchstem Zorn aufreizt. In Verbindung damit erscheint uns die Übersendung eines Knaben, der zum Geldwechseln ausgesandt ist, zu schwerfällig und zu kompliziert, den damaligen Zuhörern aber als ein Triumph der Findigkeit, durch den ein römischer König und ein römischer Kaiser zugleich ins Garn gelockt wurden und Egidius zudem noch mit einem Geschenk von fünfzig Goldstücken die Kosten des Verfahrens zahlte. Ausdrücklich wird erwähnt, daſs der schlaue Wiomad in dem Beutel mit dem halben Aureus Blei schickte, also das Geschenk zurückbehielt.

Die burgundische Entwickelung bedeutet demnach in der Hauptsache ein Voranstellen des πολυμῆτις Wiomadus und ein Abnehmen des Interesses am Frankenkönig. Seine Beziehungen zu Basina sind vergessen und nur in Gregor ausschreibenden Interpolationen bei seiner Rückkehr aus Konstantinopel nachgefügt.

Rajna glaubte, wegen dieser Nachfügungen es mit einer Sagenkontamination zu tun zu haben (S. 60): *La sovrapposizione* (die Interpolation) *si manifesta anche nella complicazione che il doppio rifugio di Childerio, prima in Turingia, poi in Constantinopoli, produce nella struttura, e nel rallentamento del vincolo tra la venuta di Basina e i casi antecedenti.* Ähnlich betrachtete Kurth (*Op. cit.*) diese Version als die Vereinigung zweier selbständiger Sagen '*imparfaitement soudées*'.

Die philologischen Untersuchungen haben nun ergeben, daſs beide Stellen, sowohl der erste Aufenthalt in Thüringen, wie Basinas Kommen, jüngere Zufügungen sind, welche den Bericht Gregors in dessen Wortlaut ausbeuten, um die Version Fredegars in etwa mit derjenigen des Erzbischofs von Tours in Einklang zu bringen. Das einzige, was nach der Ausgabe der *Monumenta Germaniae Antiquae* vom ursprünglichen Schauplatz der Verbannung übrigbliebe, wäre der Rat Wiomads: 'Fliehe nach Thüringen'. Woher weiſs dann aber Wiomad später, daſs Childerich in Konstantinopel ist? Freilich fügt die Chronik hinzu, er habe dies unterdessen erfahren. So zeigt sie, daſs sie sich bewuſst ist, hier etwas Unwahrscheinliches gebracht zu haben, und so halte ich es für natürlich, daſs ursprünglich diese Bemerkung über die Kenntnis von Childerichs Aufenthalt fehlte, und daſs Wiomad von vornherein den Rat gab, Konstantinopel aufzusuchen. Das heiſst wir haben hier eine Ersetzung der ursprünglichen Verbannung durch eine andere und nicht Kontamination zweier Verbannungen. Auch nach allgemeinen Prinzipien ist eine Ersetzung das Näherliegende und findet sich auch wohl in anderen Verbannungssagen wie in *Herzog Ernst* und *Huon von Bordeaux* mit einem * *Urernst* und * *Urhuon* verglichen.

Es kommt die schöne Erklärung Rajnas für die Ursache dieser Ersetzung hinzu (S. 65): 582—3 war der Prätendent Gundovald, von Konstantinopel, wohin er sich geflüchtet, kommend, in Marseille gelandet, von den Aquitanern auf den Schild erhoben, von Guntchramn, dem König von Burgund, aber besiegt worden. Die Sympathie des Südens für den Prätendenten, die Parteinahme gegen den eigenen Merowingerkönig Guntchramn ist echt burgundisch und spiegelt sich in Übertragung auf eine andere, ältere Figur, auf Childerich, wider, wo sie eine ursprüngliche Verbannung nach Thüringen ersetzte.

Interessant ist auch der Name des byzantinischen Kaisers Mauritius (582—602), der also als typisch galt, da er weder zu dem 150 Jahre älteren Childerich noch wohl zu Gundovald historisch in Beziehungen stand, wenn auch Fredegar ihn ebenfalls hier nennt. Wir wissen aber aus dieser Zeit von einer Vorliebe für Konstantinopel und oströmisches Wesen am fränkisch-burgundischen Hofe (vgl. Rajna, S. 67).

Mit Gundovald und Mauritius ist das Jahr 600 als ungefährer Zeitpunkt der Gestaltung unserer burgundischen Sage gegeben, eine chronologische Bestimmung, mit der Rajna (S. 67, 68) abschlofs, und der wir eine Heimatsbestimmung haben anfügen wollen.

Man könnte uns wegen letzterer Absicht vorwerfen, eins unbesprochen gelassen zu haben: nach der Landung wird doch Childerich in *Bar* von Wiomad empfangen, die Barenser treten auf seine Seite und erhalten deswegen von ihm Freiheiten. Auch Rajna hat eine Untersuchung hierüber abgelehnt, da ihm dieser Zug nicht zur Dichtung zu gehören schien. Selbst aber, wenn dies der Fall wäre, könnten wir mit dem Orte nichts anfangen: denn wir wissen nicht, wo er liegt. Der Sachlage nach zwischen Marseille und Dijon oder Mâcon. Rajna entschied sich für Bar-sur-Aube, Kurth mit Entschiedenheit für Bar-le-Duc, weil es die erste Station in Neustrien sei. Auch die Anmerkung der *Monumenta Germaniae* ist zu konsultieren, die ebenfalls am ehesten an Bar-le-Duc denkt und der Ansicht widerspricht, dafs zu dieser Zeit die Stadt noch nicht bestanden habe. Ich halte die Frage für unlösbar und mache darauf aufmerksam, dafs es sich um ein *Castro Barro* handelt.

Von den drei Versionen der Childerichsage, die wir besitzen, zeigen also die nordfranzösischen aus den Jahren 580 und 727 gleiche Form und gleichen Inhalt, während die burgundische von 624 ganz andere Wege eingeschlagen hat.

Vom allgemeinen Gesichtspunkt aus betrachtet, geben beide Sagen ein prächtiges Bild von den so verschiedenen Kulturen der Franken und Burgunder ab. Dort noch alles einfach und ursprünglich; hier reife Fülle, buntfarbige Phantasie, überquellende Erfindung. Dort sicherlich noch germanisch-fränkische Form, hier

ebenso sicher romanische, wie denn der Name Eieio, Egegio, Eiegio Fredegars die romanische, lautlich gerechte Entwickelung von Egīdius zeigt und, wenn es für Aëtius steht, auch für diesen Namen eine mögliche romanische Form bietet, eine Entwickelung, die keinesfalls aus der Chronik stammt, welche Egidius höchstens zu Egedius umgestaltet, den bekannten Aëtius aber bewahrt haben würde.[1]

So zeigt sich an den Gestaltungen des *Childerich-Liedes* unzweideutig, daſs ich in Beurteilung des Gegensatzes zwischen burgundischer und fränkischer Kultur und Sage, bei welcher ich die erstere für die ältere, reifere und romanische aus kulturhistorischen Gründen erklärte, recht gehabt habe. Zugleich zeigt sich aber, daſs der Übergang vom fränkischen zum französischen Epos nicht, wie ich ebenfalls vermutete, durch das burgundische Epos hindurchgegangen ist, wenigstens in unserem Falle nicht: denn eine französische Merowingerverbannungssage, die uns erhalten ist, die *Flooventsage,* ist nicht nach der Art von Fredegars Darstellung, sondern nach der Gregors oder des *Liber Historiae* gestaltet.

Ihr wenden wir uns nun zu, vom halb geschichtlichen, halb sagenhaften lateinischen Bericht zum altfranzösischen Spielmannstext.

2. *Die Verbannung Flooventa.*[2]

Ich will nur in aller Kürze versuchen, die mit Recht berühmte Darstellung Rajnas in Erinnerung zu bringen, ehe ich meine Nachträge bringe.

Sachlich zeigt sich die *Flooventsage* als eine Fortentwickelung der bisher besprochenen *Childerichsage.* Sie führt den Helden nach Sachsen, läſst ihn eine sächsische Königstochter heimführen und von einem treuen Freunde Richier in allem unterstützt werden.

Der epische Name Floovent ist ein Patronymicum. Hinter ihm versteckt sich Clodwigs Bastard Theodorich, dessen Namengleichheit mit dem Goten Theodorich in einem Falle wahrscheinlich zu Verwechselungen, in anderen Fällen zu Unterscheidungsnamen führte: Hugo-Theodoricus, Hugdietrich (Hugo heiſst: 'Franke'), Wolfdietrich (vgl. Voretzsch, *Ep. Stud.* S. 278 ff.).

Das schwierige Kapitel der *Flooventsage* ist: das Motiv der Verbannung. An die Stelle der Schändungen von Frauen durch Childerich ist die Schändung eines Lehrers mittels Bart-

[1] Vgl. oben S. 56 die für *Aëtius* beigebrachten Vulgärformen *Aiecius, Egetius* etc., welche einem romanischen **Ejedzo* entsprechen. Wenn also *Egidius* und *Aëtius* romanisch Ähnliches ergeben, so sind sie eben dadurch verwechselt worden. Dann ist aber der Name unter allen Umständen durch romanische Sage erhalten worden.

[2] Bröckstedt, *Flooventstudien* (Diss. Kiel 1904) blieb mir bis jetzt unzugänglich.

abschneidens getreten. Ist das die Milderung obszöner Szenen, die wir so oft antreffen, und die der Einspruch eines rein denkenden Volkes ganz natürlich mit sich bringt? — Die *Gesta Dagoberti* (Rajna S. 146) belehren uns eines anderen: Prinz Dagobert rächte sich an dem Minister seines Vaters Sadregisel, der ihn schnöde behandelt hatte und nach der Krone trachtete, indem er ihm den Bart schor. Der Wut des Königs entging er an geweihter Stätte, an der er später zur Erinnerung die Abtei St-Denis gebaut haben soll. Die kirchliche Konsequenz der episch anhebenden Erzählung werden wir mit G. Paris und Rajna (147, 148) dahin verweisen, wohin sie gehört, in die Kirche. Wir vermuten, daſs die Sage, ähnlich ihren Verwandten, Dagobert für die Schändung in eine Verbannung führte.

So hätten wir im 7. Jahrhundert nebeneinander:

1) Eine südfranzösische Verbannung Childerichs nach Konstantinopel (Motiv: Schändung der Frankenfrauen).
2) Eine nordfranzösische Verbannung Childerichs zu den Thüringern (*Rouen?*) (Motiv: Schändung der Frankenfrauen).
3) Eine (*ostfranzösische?*) Verbannung Theodorichs (= Floovent) zu den Sachsen (Motiv?).
4) Die kirchlich entstellte, zur Verherrlichung von Saint-Denis gefertigte (also zentralfranzösische!) Exposition einer gleichen Sage über Dagobert (Motiv: Schändung des Ministers).

Die Sagen über Childerich verwehten, die Sagen über Floovent und Dagobert flossen zusammen und mischten sich auf das innigste: der epische Name Floovent siegte über Dagobert. Seinerseits erhielt sich das Motiv von des letzteren Verbannung. Den Namen von Dagoberts Widersacher Sadregisel erkennt man wieder in dem entstellten Salardo der italienischen Version der *Reali*, dem Salvaerd der niederländischen Version. Der *Floovent* nennt ihn nur Senechal: 1444 *Senechaul de Dijon*, also wohl Ersetzung eines miſsverstandenen Namens. Die Schändung eines Mannes (hier des Lehrers) hat über die Schändung der Frauen aus der älteren Merowingersage gesiegt.

Aber sagen wir hier nicht zu viel? Kennen wir denn überhaupt die Ursache, derentwegen Floovent vor seiner Verschmelzung mit Dagobert wandern muſste? In der Tat, wir kennen sie nicht, und nichts berechtigt uns vorderhand, anzunehmen, daſs diese nach dem Muster von Childerich gemacht worden sei. Im Gegenteil kann ja die Lehrerschändung auch ihm gehören.

Wir besitzen noch eine zu Anfang erwähnte Anspielung auf Floovent, welche ganz andere Berichte über ihn vermuten läſst, aus der man aber bisher nichts hat machen können. — Nehmen wir sie im Wortlaut vor: *Saisnes* Tir. III, 4:

1 (Que) cil qui tint de France premiers la region
Ot a non Clodoïs, que de fi le set on;
Peres fu Floovant, qui fist la mesprison

De sa fille la bele, qui Aaliz (Heluis, Heloiz) ot non.
5 Tant fu sage et cortoise et de bele façon
Que noveles en vindrent au Saisne Brunamont,
Qui justisoit Sessoigne et la terre an viron.
Sarrazins ert li Saisnes, si [creoit an] Mahon;
De la franche pucele fist requerre le don,
10 Et li roiz li dona par male (A: fole) antancion:
Miax li venist avoir tuée d'un baston ...
Car (R, A) li oir k'en issirent furent fier et felon.

Gaston Paris schreibt über die Stelle (*Hist. Poét.* S. 221): '*Ce Floovant, ... eut le tort de marier sa fille Aaliz, Helois ou Heluiz au Saxon Brunamont, dont les descendants réclamèrent plus tard la couronne de France.*'

Und auch Rajna versteht die Stelle in dieser Weise (*Origini* S. 133): '*Delle nozze di una figliuola di Floovent, per nome Aaliz o Helois, con un re sassone, non abbiamo adesso nessuna esposizione diffusa.*'

Der altfranzösische Text ist nun doppeldeutig, je nachdem man das Possessivpronomen in Zeile 4 und *li rois* in Zeile 10 bezieht. Paris und Rajna beziehen beides auf Floovent, indem sie annehmen, daſs mit Vers 3 von Clodwig abgesprungen wird. Wo aber ist gesagt worden, daſs Floovent nun König sei?

Nicht anders die Anspielung Alberichs von Trois-Fontaines *ad.* 653: *Quedam hystoria de rege Floovenx, Clodovei filio. Huius filia Helvidis data Iustamundo regi Saxonum peperit Brunomundum et heredes Withecindi.*

Die Anspielung ist unabhängig von der im *Sachsenlied,* denn sie macht die Helvidis[1] zur Mutter, nicht zur Gattin Brunamunds. Wie jene ist sie zweideutig. *Huius* kann grammatisch auf Floovent wie auf Clodwig bezogen werden.

Man kann also Paris und Rajna entgegenhalten: in der Anspielung der *Saisnes* ist nicht gesagt, daſs Floovent König ist, mit *li rois* in Zeile 10 ist darum eher Clodwig gemeint. Damit erhielte man aber einen ganz anderen Sinn.

Es kommt aber noch etwas hinzu: beide haben Vers 3 *mesprison* modern französisch verstanden: *méprise* 'Fehlgriff'. Der Begriff 'fehlgreifen' dient aber auch häufig zur beschönigenden Bezeichnung von 'unrecht tun'. Vgl. 'sich vergreifen an jemandem'. Und diese Bedeutung hat *mesprison* auch altfranzösisch. Ja im *Floovent* ist es gerade dieses Wort, das (neben *mesfait* 19, 39) für die Schändung des Seneschals angeführt wird:

1442 'Je suis fiz Cloovis, le roi de Monloüm,
Qui me chaçai de France por une mesprison
Que je fis vers mon maitre, Senechaul de D[ijon],
Cui je copai la barbe enz après lou grenon.'

[1] Über Aaliz, Helois, Helvidis siehe O. Schultz, '*Héloïse*' in *Toblerabhandlungen* S. 180. Sein Etymon ist: *Heilwidis* (S. 184). Über die 'obligaten Namenvertauschungen' s. S. 185.

Es wird nun vor allen Dingen klar *'qui fist la mesprison — de sa fille ...'* heifst nicht: 'der den Fehlgriff mit seiner Tochter machte', ein Ausdruck, der dann erst Vers 10 seine Erklärung finden würde, dafs er sie einem Sachsen verheiratet hätte, sondern es heifst: Floovent, der sich an seiner oder Clodwigs Tochter (das wäre dann seine Stiefschwester) vergriff. Sachlich ist diese Deutung zu gut gestützt, als dafs man an ihr zweifeln könnte: das Vergreifen an Mädchen durch die etwas ältere Sage Childerichs, deren langes Bestehen ihre Beliebtheit bezeugt, und wie sie Vorbild für Verbannungssagen überhaupt wurde, auch das Motiv der Verbannung beeinflussen mufste, bis ein moderneres es verwischte. Das Unrecht und die Verbannung als Kern der Sage Floovents durch den erhaltenen *Floovent,* der noch die Bezeichnung *mesprison* braucht, wenn auch das Unrecht in anderer Form auftritt.

Dafs sich Floovent an Schwester oder Tochter statt an den Töchtern seiner Untertanen, wie in der *Childerichsage,* vergriffen habe, ist eher eine Stütze für, als dafs es gegen uns spräche. Die nordische Sage setzt Karl den Grofsen zu einer Schwester in geschlechtliche Beziehung (ihr sei Roland entsprossen) und zeigt, dafs die Franken die altgermanische Sage *von der Liebe zwischen Bruder und Schwester* kannten, der man einen mythologischen Ursprung beimifst. Aber auch der seiner Tochter nachstellende Vater bildet (wenn unsere Deutung von der Beziehung Floovents zu Aaliz nicht genehm ist) ein beliebtes Thema, das wir in der *Manekine,* in der *Comtesse d'Anjou* als Kern, in Grimms *Allerleirauh* in ursprünglicher Form, in der *Huon-Fortsetzung*: *Ide et Olive,* als Episode in *Cristal* und *Doon* (S. 99 ein Riese exkommuniziert, weil er ein Kind von seiner Tochter hat) wiederfinden. Kurz: die volkstümliche Dichtung perhorresziert das Thema 'Blutschande' nicht nur nicht, sondern sucht es auf. Übrigens braucht die *mesprison* Floovents nicht in Schändung bestanden zu haben, er kann ja auch ihr die Haare abgeschnitten oder sonst einen Schabernack gespielt haben. Über den Inhalt des Wortes aber kann ein Zweifel wohl kaum mehr bestehen.

Nun wollen wir uns ernstlich zu der Frage: Schwester oder Tochter? wenden. Zu ihrer Erledigung eine Vorbemerkung: Aaliz, Helois ist beleidigt, geschändet, dem Sachsenkönig gegeben worden. Dafs die Sage sie hieraufhin als Intrigantin gegen die Franken verwandt hat, ist selbstverständlich, wie sie die Burgunderin Crotechildis als Gattin Clodwigs gegen ihre burgundischen Verwandten stellte. Ja, man könnte annehmen, dafs diese Sage jener von Aaliz zum Vorbild gedient habe. Dafs übrigens die Anspielung der *Saisnes* in Aaliz die Intrigantin sieht, können wir aus dem scharfen Vers ersehen: 11 *Miax li venist avoir tuée d'un baston.*

Ihre Schuld war nicht nur indirekt, Gebärerin der Gegner ihrer Sippe gewesen zu sein, sondern eine direkte, für die sie verdiente, wie ein Hund totgeschlagen zu werden.

Diese Intrigantin am sächsischen Hofe entspricht nun der berühmten Intrigantin am thüringischen Hofe, der Gotin Amalaberga, die ihrem Gatten Irminfrid den Tisch nur halb deckte, da er sich mit einem halben Königreich begnügte. Sie war Nichte des Goten Theodorichs. Floovent ist aber der Franke Theodorich. Hat man beide verwechselt? Man hat dies offenbar, denn nach dem sagenhaften Bericht Wittekinds über sie ist Amalaberga Tochter Clodwigs und Stiefschwester Dietrichs (= Floovent). (Pertz III, 420, vgl. *Origini* S. 97 ff.)

Als nämlich Huga (d. i. Clodwig), der König der Franken, stirbt, wählt das Volk seinen Bastard Theodorich (die Bastardschaft ist historisch) zu seinem Nachfolger. Man überging dabei Hugas rechtmäſsige Tochter Amalberga, die Gattin des Thüringers Irminfrid geworden war und bereits ihren Ehrgeiz und ihre Lust an der Intrige gezeigt hatte.

Theodorich sucht nun die Bestätigung seiner Wahl durch die Thüringer zu erhalten. Er sendet eine Botschaft an Irminfrid, durch welche der Frieden zwischen beiden Völkern befestigt werden soll. Amalberga aber sucht dies Bestreben ihres Stiefbruders zu hintertreiben. Sie steckt sich hinter den Berater Iring und macht ihm klar, daſs ein Bündnis ihres Mannes mit dem Bastard Theodorich, ihrem Sklaven, unmöglich sei: *indecens fore proprio servo umquam manus dare.* Und Iring bringt es fertig, Irminfrid eine gleiche Antwort in den Mund zu legen, wonach der fränkische Gesandte kündet: Eine solche Beleidigung könne nur mit Blut abgewaschen werden.

Zu diesem Zwecke sehen wir Theodorich gegen die Thüringer ziehen, die ihn bei Runibergun an der Unstrut erwarten. Er schlägt sie in dreitägiger Schlacht und setzt die Unternehmungen gegen sie auch dann noch fort. 'Denn,' sagt sein Berater, als die Franken nicht übel Lust zeigen, heimzukehren nach dem ersten Siege: 'in ehrenhaften Dingen halte ich die Ausdauer für die gröſste Tugend: so hielten es unsere Vorfahren, die selten oder nie, wenn sie eine Pflicht übernommen, dieselbe nicht zu ihrem Ende führten.'

Die weiteren Kämpfe interessieren uns wenig, zumal sie von den Sachsen tendenziös entstellt sind. Hier ist die Thüringerkönigin Amalberga Schwester Dietrich-Flooventa, Kronprätendentin, es erklärt sich die Anspielung des *Sachsenliedes* in allen ihren Teilen, die Rolle des Brautvaters hat tatsächlich Clodwig, diese Verheiratung und die *mesprison* decken sich tatsächlich nicht, die Intrigantenrolle der Prinzessin, die uns Vers 11 vermuten lieſs, ist gesichert.

Daſs die ältere (verlorene) Sage von Thüringern spricht, die jüngere von Sachsen, ist nicht auffallend. Die Sage hat die Thüringer vollkommen vergessen, und ich glaube sie nur noch in einer sarazenischen Völkerschaft Tirant, Irant, Torant, die durch Zu-

sammenwerfen von *Torenc (Thoringus) mit Tirant (Tyrannus) entstanden sein könnte, wiederzuerkennen:

1) *Auberi-Bruchstück* ed. Bekker, *Fierabras* S. LXVI, Heidenkönig: Et avec aus Torant le combatant.
2) *Fierabras* 4913 Aufricans (Eigenname) li tirans.
3) *Ogier* 796 Ne Beduins, n'Achopart ne Irant, und öfters.

Rajna hat die Ähnlichkeit der Rolle der Aaliz mit Amalberga wohl erkannt, aber nicht genug gewürdigt, wohl hauptsächlich weil er die Doppeldeutigkeit der Anspielung der *Saisnes* nicht bemerkt hat (S. 163): *O sarebbero mai queste nozze (di Aaliz) da identificare con quelle di Ermenfrido com Amalberga, che conosciamo da un pezzo? Abbiamo in ambedue i casi un'unione, che dà pretesto ai barbari della Germania di mettere avanti pretensioni all'eredità del trono francese. La sostituzione dei Sassoni ai Turingi, ... sarebbe quanto mai regolare. Ciò posto, siccome Amalberga si fa sorella, non figliuola di Teodorico, ne verrebbe che Floovent, padre di Aaliz, fosse ancor egli Clodoveo.*

Wir brauchen die Künstelei nicht und stellen die Gleichung auf: Aaliz ist gleich Amalberga der Sage:

1) Beide sind nach der Sage Töchter Clodwigs.
2) Beide von ihm an den Sachsenkönig verheiratet.
3) Beide Intrigantinnen der Sage, Prätendentinnen des Thrones, Widersacherinnen gegen den Stiefbruder Theodorich-Floovent, der als Bastard geringeren Anspruch auf die Krone hatte.

Der durch die Anspielung der *Saisnes* gesicherte * *Urfloovent*, in dem sich der Held an der Schwester vergreift, ist also eine Vorgeschichte (*Enfances*) zu jener Konkurrenz beider. Sie fundiert die Feindschaft der Stiefgeschwister, indem sie den Helden der Schwester nachstellen und ihn wahrscheinlich daraufhin verbannen läfst, mit offenbarer Nachahmung von *Childerichs Verbannung* und Spezialisierung ihrer Ursache.

Nun zu dem epischen Namen der Heldin: Amalberga ergab französisch Amauberge und später wohl Mauberge, wie Maugis aus Amaugis. Hiervon dürften sich im *Floovent* als Varianten erhalten haben die sächsischen Geschwister Maudarant und Maudoire und ihre Schwester Maugalie, die Floovent heimführt.

Später tritt Willkür in der Namengebung ein, indem die Hs. der *Saisnes* sie Aaliz, Helois, Alberich sie Helvidis nennt.

Dafs aber in späteren Jahrhunderten die *mesprison* an Amalaberga noch bekannt war, dafür scheint mir zu sprechen, dafs eine solche in die Legende der heil. Amalberga übergegangen ist, welcher Karl der Grofse, den wir hier an Stelle seines Vorgängers finden, in brutaler Weise nachstellte, obgleich sie sich dem Kloster gewidmet hatte: Einst, als sie sich vor den Altar geflüchtet, wollte er sie fortziehen, um sie zu sei-

nem Willen zu zwingen, und brach ihr in seinem Ungestüm den Arm[1] (s. Gaston Paris, *Hist. Poët.* S. 382; Rajna, *Orig.* 237[4]).

Es ist kein Wunder, daſs dieser oder ein ähnlicher Konflikt aus dem *Floovent* verschwand, und daſs die Motivierung der Verbannung aus *Dagoberts Sage* dafür eintrat. Nur die Kirche hielt sie länger noch als das Volk, und so kam die heilige Amalberga zu einem Roman mit Karl dem Groſsen.

[1] Hier, in der jüngeren Form der Sage von Amalberga, hätten wir also die Beziehung zur *Manekinesage*, die wir als Pendant zur 'Blutschande' brachten, offenkundig. Das Brechen oder Abschneiden von Arm und Hand ist dort zum Märchen gehörig.

Nachschrift. Die seither erschienene *Table des Noms Propres dans les Chansons de Geste* von E. Langlois (Paris 1904) weist eine Erwähnung des Königs Anseïs auch im *Foucon de Candie* nach. König Ludwig wird dort genannt (S. 160): *'bon roy du lignage Anséis'*. Auch die Redensart aus *Doon M.*: *dès le temps Anséi*, könnte auf ihn zielen (5080, vgl. 5860: *Ansehier*). — Auch zu *Torant* finden wir andere Belegstellen.

München. Leo Jordan.

Note sul Boccaccio in Ispagna nell'Età Media.

(Fortsetzung.)

Assai minor fortuna del *De Casibus* e del *De claris Mulieribus* godettero in Ispagna gli altri trattati del Boccaccio. Ma sì del *De genealogiis deorum gentilium*, come del *De montibus, silvis, fontibus, lacubus, fluminibus. stagnis et paludibus et de nominibus maris* si avevano, nel '400, traduzioni ed imitazioni. La *Genealogia de los Dioses gentiles,* 'en castellano', era tra i libri del marchese di Santillana, ed è, verosimilmente, opera del dottor Pero Diaz de Toledo, uomo di vasto sapere, volgarizzatore di Platone. Nelle chiose ai *Proverbios,* dove è memoria di 'Damnes, fija de Peneo' (*Obras,* 79), la *Genealogia* è citata. Nel tempio della scienza del Marchese figurava pure il *Libro de Johan Bocaçio florentino, poeta laureado, el qual se intitula de los montes e rios e selvas,* e sarà, o non sarà, versione anonima, fatta per istanza del gentiluomo spagnuolo Nuño de Guzman, intelligente mediatore fra la letteratura umanistica d'Italia e quella di Spagna, che 'infiniti volumi', al dire di Vespasiano da Bisticci, fè trascrivere, e perdurava assorto ne' pensier gravi persino a tavola, dove 's'astraeva in modo che lasciava il mangiare ed ogni cosa'. L'unico suo biografo ci assicura avere il Guzman raccolta 'una degnissima libraria, la quale, prevenuto lui dalla morte in Siviglia, capitò male'.[1]

Tra i libri di Don Alvar García de Santa Maria, zio di Alonso de Cartagena, trovi *seis cuadernos de genealogia Deorum,* acquistati prima che si desse mano alla versione castigliana, contemporaneamente forse ai libri del *De Genealogia* di proprietà di Enrique de Villena.[2] Alla compilazione boccaccesca, vera

[1] Rimando all'accuratissima indagine di Mario Schiff sulla biblioteca del Santillana, che potei consultare nelle bozze. Un'appendice tratta della vita e degli scritti di Nuño de Guzman. Vedi anche A. Morel-Fatio, *Notice sur trois manuscr. de la bibl. d'Osuna* in *Roman.* XIV, 94 sg. — Due manoscritti del *De Geneal.* castigliano sono alla Nazionale di Madrid, un altro (N. 458 del fondo spagnuolo) alla Nazionale di Parigi, colla traduzione del *De montibus, silvis ecc.* La *Genealogia de los Dioses de los gentiles,* 'en castellano', 'falto del principio' è registrata nel noto *Catálogo* del Rocamora p. 12, N. 30.

[2] Vedi gli inventari del Villena e di Alvar García, citati altrove. Nel *Catálogo de la Libreria del Cabildo Toledano,* recentemente compilato (*Rev.*

enciclopedia della mitologica scienza, frequentemente consultata e studiata, in Italia e fuori, compendiata da parecchi, in breve volger di tempo, toglieva il Villena, già prima del Santillana, favole, notizie mitologiche, candidamente esposte come vere storie, e tutte, qual più, qual meno, di forte sapor terreno; toglieva nomi di Divinità, dichiarazioni polisense e caotiche de' miti antichi, 'reliquie degli dei pagani, sparse in quasi infiniti volumi'. Tracce di un'assidua lettura del *De Genealogiis* trovi nelle chiose all'*Eneide* tradotta, ingombre di vite e di miracoli, desunti dalla mitologia antica; pur le scopri ne' trattati: *Los Trabajos de Hercules*, la *Consolatoria á Fernández de Valera* (che associa il Boccaccio ad altri dotti: Petrarca, Isidoro, Valerio), dove, a conforto dell'amico afflitto, si narrano esempi di sciagure, patite dagli Dei. Nel *Prohemio* al *Condestable de Portugal*, il marchese di Santillana ricorda gli studi della 'graçiosa sçiençia' poetica, compiuti dal re 'Johan (!) de Chipri', e dal Boccaccio espressamente vantati nell''entrada prohemial de su libro de la Genealogia ó Linage de los dioses gentiles, fablando con el señor de Parma (!), mensajero ó embaxador suyo'; ed è certo anche un po' dietro l'esempio della memoranda difesa e magnificazione boccaccesca della poesia, negli ultimi libri della mitogica compilazione,[1] che il marchese, nell'esordio dell'epistola, combatte l'error di quelli che 'penssar quieren, ó decir', non tendere le poetiche favole che a 'cosas vanas é lascivas', ed identifica la poesia, cosa tutta celeste ('un çelo çeleste, una affection divina, ... de arriba infusa'),[2] colla scienza più sublime, 'mas prestante, mas noble, o mas dina del hombre'. La definizione stessa della poesia, o 'gaya sçiençia', qual 'fingimiento de cosas útiles, cubiertas ó veladas con muy fermosa cobertura, compuestas, distinguidas é scandidas por çierto cuento, pesso é

---

de Arch., Bibl. y Mus. 1903; aggiunta al fasc. di Luglio, p. 57), figurano: *Los 13 primeros libros de la genealogia de los dioses traducidos al castellano.* Ms. di 269 f., forse già registrato nel vecchio catalogo del 1455.

[1] Vedi lo studio, alquanto superficiale, di E. Woodbrige, *Boccaccio's Defense of Poetry* in *Publicat. of the Mod. Assoc. of America*, Nuova Ser. Vol. VI, 3, pp. 333—49; O. Hecker, *Boccaccio-Funde*, Braunschweig 1902, pp. 190 sgg., dove è un opportuno accenno alla difesa della poesia, tentata nel *De Casibus*, nell'epistole a Jacopo Pizzinghe, e nel commento di Dante, e si ricordano le note epistole di Coluccio Salutati a Giovanni da Samminiato. Come Albertino Mussato, in alcune sue ripetute difese della poesia, già si servisse degli argomenti addotti dal Boccaccio, ricorda il Novati, *Indagini e postille dantesche* (*Bibl. stor. crit. d. letter. dant.* IX. X), Bologna 1899, p. 102. Vedi inoltre la ristampa del libri XIV e XV del *De Geneal.* nell'opera del compianto Oddone Zenatti, *Dante e Firenze — Prose antiche, con note illustrative*, Firenze 1903.

[2] 'Nunca esta poesia é gaya sciencia se fallaron si non en los ánimos gentiles, é elevados espiritus' (*Obras* 2 sg.). Fernán Pérez de Guzmán (*Canc. de Baena* p. 615): 'La gaya çiençia que asy como rrosa | Nasció en el vergel de la poetria.'

medida', è tolta, in massima parte, da quella data dal Boccaccio nel penultimo libro del *De Genealogiis*.[1] Chi apre, continua poi il marchese, 'las escuridades é çerramientos dellas ... quién las esclaresçe, quién las demuestra é façe patentes sinon la eloqüençia dulçe é fermosa fabla, sea metro, sea prosa'?[2] E chi più degno, nel concetto del Santillana, di svelare ogni poetico mistero, del Boccaccio medesimo, 'orador insine', eminente scienziato, autor di prose 'de grand eloqüencia'?

---

[1] Poteva avvertirlo il Croce nella sua bella *Estetica*, Napoli 1902, p. 181.

[2] Non ho modo di consultare ora, nè l'originale latino del trattato del Boccaccio, nè il manoscritto della versione castigliana, e mi è forza giovarmi della versione Betussiana, sbiaditissima. Cito quei brani che più concordano col *Prohemio* del marchese (*Della Genealogia degli Dei. Lib.* XIV, f. 232): '... dicono la Poesia in tutto esser niente, e una vana facultà, e ridicola. ... Oltre ciò dicono ... i poemi essere troppo oscuri, bugiardi, pieni di lascivie, cavati da ciance ...' (f. 233). 'Egli è cosa certa ... questa, sì come l'altre discipline, havere havuto principio da Iddio ... è una facultà non vana, ma piena di succo a quelli, che vogliono con l'ingegno premer fuori i sensi dalle fittioni. ... La Poesia è un certo fervore di scrivere, ò dire astrattamente, e stranieramente quello, che haverà trovato, il quale derivando dal seno d'Iddio, a poche menti ... è conceduto. Gli effetti di questo fervore sono sublimi, come sarebbe ... le imaginate (invenzioni) con certo ordine distendere, ornar le composte con una certa inusitata testura di parole, e sentenze, e sotto velame di favole appropriato, nascondere la verità ...' (f. 234). 'ho detto questa scienza dal seno d'Iddio essere infusa nelle anime anco tenere ... il poeta ... quasi esser enfiato da un certo spirito divino ... Assai si può vedere ... la Poesia ... haver origine dal grembo d'Iddio. ... E gli è pura Poesia tutto quello, che sotto velame componiamo, e stranieramente si ricerca, e narra ... affine, che per la troppa brevità non levasse la dilettatione, nè con la soverchia lunghezza porgesse rincrescimento, con certe regole di misura, e tra diffinito numero di piedi, e sillabe il (verso) costrinsero ...' (f. 236). 'La favola è una locutione essemplare, overo dimostrativa sotto fittione, da cui levata la corteccia, è manifesta la intentione del favoleggiante.' Nella traduzione del *De Casibus* il marchese poteva leggere (p. XLV): 'E bien assi como la sancta scritura declaro primero por los profetas los secretos que eran por venir de la divinal voluntad so un encubierto callado y honesto: bien assi esta sciécia de poetria sus ymaginaciones en si concebidas son una cobertura de enfingimientos muy publica manifesta'. Il Santillana possedeva, come è noto, la *Vita di Dante* del Boccaccio, e non avrà mancato certamente di leggervi quanto, nell'esordio (§ 10), è detto sulla sacra missione de' poeti, i quali: 'quando con finzioni di varii Iddii, quando con trasmutazioni di uomini in varie forme, quando con leggiadre persuasioni ne dimostrano le ragioni delle cose e gli effetti delle virtù e dei vizi'. — Nelle note su *Dante in Ispagna* osservava, incidentalmente, come l'accenno a' 'refranes que dicen las viejas tras el fuego' ci ricordi il cenno alla popolarità delle poetiche favole, 'narrate ai bambini dalle vecchierelle accanto al fuoco' (*De Geneal.* Cap. X). Rileva nel *Conde Lucanor* (4) l'espressione: 'una palabra que dicen las viejas en Castiella', C. Michaëlis de Vasconcellos, *Tausend portugiesische Sprichwörter*, in *Festschrift A. Tobler*, Braunschweig 1905, p. 23. — L'immagine del legnetto sbattuto dall'onde, e raccomandato a stento con áncore al fondo (*De Geneal.* Lib. XV) difficilmente si sarà sovrapposta alla notissima immagine del Purgatorio dantesco nella mente del poeta che rimava: 'La flaca barquilla de mis pensamientos' ecc.

Gli encomi prodigati dal marchese a' massimi Italiani del '300 erano raccomandazioni valide perchè si leggessero e meditassero le opere loro. Non oserei affermare, tuttavia, che il *Prohemio,* incensatore del Boccaccio, bastasse perchè si desse bando alle compilazioni mitologiche antiche di Cicerone, Ovidio, Apollonio Rodio, Macrobio, Fulgenzio, e si consultasse unicamente il volume del Certaldese. Don Pedro de Portugal, p. es., a cui il *Prohemio* era indirizzato, interroga ancora, nella *Sátira de felice é infelice vida,* il *De natura Deorum* di Cicerone (fonte alle *Genealogie* del Boccaccio), quando gli occorre un'interpretazione della natura di Cupido, e non si dà pensiero della mitologica dottrina accumulata dall'eloquente Boccaccio.[1] Il gran Tostado, fenice de' teologi e dei dottori, si rivela invece lettore attento del *De genealogiis* boccaccesco, nella *Breve obra de los fechos de Medea,* e nel *Tratado de los dioses de los gentiles.*[2]

Tardi mi sorresse fortuna nelle ricerche assidue e costanti ch'io feci del *Llibre de les transformacions del poeta Ovidi,* scritto, in fine del '400, da Francesch Alegre, dedicato, 'ab humil affeccio', a Giovanna la pazza, figlia di Fernando d'Aragona, e stampato a Barcellona, nell'ultimo decennio del '400.[3] Da un ampio estratto pervenutomi, per condiscendenza somma di un mio giovane amico di Catalogna,[4] so di qual natura sieno e donde sieno cavate, le riflessioni allegorico-morali, che il Catalano, forte di studi umanistici, traduttore della 'Prima guerra punica' di Leonardo Bruni d'Arezzo (1472), compilando 'entre la ocupacio de molts negocis', aggiunge di suo alle 'trasformazioni' tradotte,

[1] *Opúscol. liter.* cit. p. 68. L'autore della cavalleresca novella *Curial y Guelfa* (ed. Rubió y Lluch, Barcelona 1901) si compiace assai di definizioni mitologiche (vedi particolarmente il cap. 18 del libro III), ma non ricorda il Boccaccio, e si fa forte dell'autorità di Macrobio.

[2] 'Tuvo sin duda en uno y otro presente el celebrado libro de Boccaccio: *Genealogia deorum*', così A. de los Rios, *Hist.* VI, 269, che probabilmente indovinava, senza legger ben addentro le opere del Tostado e del Boccaccio. Lessi alla Palatina di Vienna: *Las diez questiones vulgares puestas al Tostado y la respuesta y determinacion d'ellas sobre los dioses de los gentiles y las edades y virtudes,* nella rara edizione di Salamanca, 1507. Il *De Genealogiis Deorum* del Boccaccio vi è espressamente citato al f. XXX per la 'octava Question': 'Si por Diana se entiende la luna'. Nicolas Antonio, *Bibl. Vet.* Lib. X, cap. VII, p. 260 registra: *Catorze questiones* del Tostado, invece di dieci, e ricorda, a p. 387, un trattato *De Minerva,* che io, pur troppo, non lessi e non vidi mai.

[3] *Acaben los quinze libres d' transformations del poeta Ovidi: e los quinze libres de allegories e morals exposicions sobre ells estampats en Barcelona per Pere Miguel . Bonaventuradament en espanya e en los reynes d Arago regnant los invictisims Don Ferrando e Dona Isabel any MCCCLXXXXIIII a XXIIII d Abril,* così la portata finale dell'esemplare, rarissimo, conservato nella Bibl. Prov. Univ. di Barcellona. Un' altra copia è alla Nazionale di Madrid (I—1277).

[4] Il sig^r Don J. Pijoan, discepolo attivo e intelligente di A. Rubió y Lluch, a cui rendo qui pubbliche grazie.

'fets', osservava un anonimo nella *Renaixensa,* 'en forma de diálech sostingut per vint doctors antichs, que la Verge Maria atenent á sa deprecació li tramet, guiats per Micer Joan Bocaci y ahont (unich judici que la llegida superficial d'alguns trossos 'us permet fer) al costat de hipótesis las mes xocantas que fan recordar las sutilesas dels antichs escoliastas, y d'un violent y no interromput exercici de gimnástica intelectual, ... que li obliga á fer sa mania de desentranyar l'origin de totas las faulas, s'hi veu una asombrosa erudició.'[1] Attingeva l'Alegre allegramente dal *De Genealogiis Deorum* del Boccaccio, ch'è già, per sè stesso, un'illustrazione continua, ragionata, e poco vagliata, delle favole Ovidiane, fonte, non esausta mai, di mitologiche notizie e fizioni. Vero è che il Boccaccio godeva in Ispagna 'nominanza', più o meno 'onrata', come volgarizzatore del breviario Ovidiano degli amanti nell'Età media, 'nel quale il sommo poeta mostra come i santi fuochi di Venere si deano ne' freddi cuori con sollecitudine nutricare' (*Filocolo*),[2] ed i due gran nomi, Ovidio e Boccaccio, solevano associarsi con frequenza, come quelli de' più autorevoli maestri di amore.[3]

---

[1] *Las Metamórfosis d'Ovidi* (*traducció de Francesch Alegre*) *Renaixensa*, Barcelona 1871, I, 189. Qui non s'offre che un estratto breve e insignificante dell'esposizione allegorico-morale della metamorfosi di Dafne, tratto dall'esemplare della biblioteca di San Joan di Barcellona. Un'altra copia deve trovarsi all'episcopale di Vich. Dal *Grundr.* II/II, 121 rilevo come altri capitoli delle *Transformacions* si riproducano nella *Renaixensa* III, 316, che io non potei consultare. 'Algo de Alegre, tambien de las *Metamórfosis*', scrivevami tempo fa l'amico carissimo A. Rubió y Lluch, 'publicó mi padre (J. Rubió y Ors) en una de las Poesias del Rector de Vallfogona, creo que de 1840' (cap. IV del Lib. V e cap. II del Lib. IX).

[2] Nelle *Metamorfosi* di Ovidio è rintracciata dallo Zingarelli (*Roman.* XIV) la fonte della 4ª questione d'amore del *Filocolo*. Vedi ora il Rajna, *Roman.* XXXI. L'Hortis, nell'operone suo, sempre meraviglioso, il Crescini, l'Hecker, altri dotti scrissero, con senno, delle imitazioni di Ovidio nell'opere del Boccaccio.

[3] Col nome del Boccaccio era battezzato in Ispagna, non so bene se anche in Italia, un commento ad un volgarizzamento in versi dell'*Ars Amandi* di Ovidio, già registrato tra i libri del Guzmán, colla *Caida de Principes, Fiametta y Panfilo en castellano*: '*Ovidio. De Arte Amandi con comentario de J. Bocacio — en toscano*' (Gallardo, *Ens.* IV, 1486), e pure sepolto tra i manoscritti dell'Escorial. Antonio da Roma avrebbe aggiunte e frammischiate le proprie chiose a quelle del Boccaccio. La miscellanea, ignota a' dotti d'Italia, meriterebbe una descrizione ed un'analisi ben più minuta di quella, necessariamente superficiale e fugacissima, offerta dal Knust. La registrava l'Ebert (*Jahrb. f. rom. engl. Liter.* IV, 50): *Arte de amar de Ovidio explicado por Juan Bochatio.* 'Escripto de muy buena letra por Antonio de Roma 1388' (Man. Escor. P—II—10). Knust, *Ein Beitrag zur Gesch. der Escorialbibl.* (*Jahrb. f. rom. engl. Liter.* IX, 301) ricorda il manoscritto: 'Expliciunt glosule vulgares Nasonis Ovidii de arte amandi, translate et vulgariçate a glosulis licterali sermones ed. a dño Johē Bochatio de Florentia, quem ego Antonius de Roma scripsi et complevi sub annis 1388', per soggiunger poi: 'Welcher Theil der An-

Le 'esposizioni' dell'Alegre si aggiungono, come opera nuova ed apparentemente originale, in fine della versione del testo di Ovidio.[1] Volevasi qui investigare la verità, ascosa sotto il velo della favola, e l'Alegre, fresco della lettura del *De Genealogiis,* che accoglieva, negli ultimi libri, le effusioni dell'animo del grande novellatore, appare lui pure irato contro gli stolti, gli ignoranti, 'qui sol mirant la escorça indican los poetes per homens mentirosos; e reprovant les faules los tanquen les orelles'. La valorosa boccaccesca difesa della poesia gli è fitta in mente, e in parte la riproduce colle parole stesse del Certaldese. Credon molti, soggiunge, esser derivata la poesia da 'poyo grech', altro non significare, poeta che 'fengir', ed hanno quindi in disistima la nobil scienza; ora il vocabolo greco, che pur si rispecchia nel latino, vuol dire 'crear', e chi crea, deve necessariamente avere dottrina e sottile intendimento.[2] Segue la nota definizione del Boccaccio, già dal Santillana, con leggere varianti, ripetuta: 'Poesia es una fervor d exquisitament trobar guian la fantesia en ornadament scriure lo que havra trobat, proceint del si de Deu apochs enteniměts atorgada en la creacio. Daon ve que pochs son ves poetes perque atart se dexen veure los grans efectes de aquesta divina fervor. Aquesta constreny nostre enteniment a desitg de ben dir; a pensar noves e inhoides invencions, compon les ab cert orde inusitats vocables te per familiars: y les grans veritats de antiga historia ab gentil vel de fictio aporta cubertes y molt sovint les doctrines morals.'[3]

merkungen von Boccaccio selbst herrührt, ist nicht zu bestimmen.' — Non credo sia tutt'una cosa col commento contenuto nel codice laurenziano XLI, 36, descritto da E. Bellorini, *Note sulle traduzioni italiane dell'Ars Amatoria e dei Remedia Amoris d'Ovidio anteriori al Rinascimento,* Bergamo 1902, pp. 16 sgg., dove non è questione, nè del Boccaccio, nè di Antonio da Roma. È noto come il Boccaccio porgesse aiuto e consiglio alla traduzione delle *Eroidi* ovidiane, attribuite ad un ipotetico Carlo Figiovanni, su di cui vedi E. Bellorini in *Miscell. di stud. crit. ded. ad A. D'Ancona,* Firenze 1902, pp. 13 sgg. O. Hecker, *Boccaccio-Funde,* Braunschweig 1902, p. 33, registra un codice (489) dell'*Ars Amandi* di Ovidio, con scritture marginali del Boccaccio.

[1] fol. CXXXVI: *Prolech de Francesch Alegre en les alegories: e morals exposions dels libres d' transformacions del poeta Ovidi definint poesia faula e allegoria:* 'Arribat a la fi de tant treball e per orde posades en ma lengua vulgar les faules de Ovidi: no oblidat de la obligacio ... giri lo meu entendre en cerca de la veritat: que sots ellas se cobra'.

[2] *Della Geneal. d. Dei* (trad. Betussi) Lib. XIV, p. 234: 'Della cui Poesia il nome non è indi nato, onde molti poco avertentemente istimano, cioè da Poyo Poys, che suona l'istesso, che fingo fingis, anzi è derivato da Poetes, antichissimo vocabolo de' Greci, che Latinamente suona esquisita locutione.

[3] Boccaccio, *De Gen.* trad. Betussi Lib. XIV f. 233 'La Poesia ... è un certo fervore di scrivere, o dire astrattamente ... il quale derivando dal seno d'Iddio, a poche menti (come penso) nella creatione è conceduto. La onde, perchè è mirabile, sempre i poeti furono rarissimi. Gli effetti

Sempre sulla falsariga del Boccaccio, citasi poi l'orazione di Cicerone 'pro Archita'.[1] Distinte quattro speci di allegorie, vagamente sovvenendosi dei reconditi sensi, immaginati dal Boccaccio, nel corpo delle favole (Lib. I), passa alle dichiarazioni ed esposizioni, non senza ascoltare il consiglio del Certaldese: convenire ai poeti la solitudine, per degnamente considerare le cose sublimi. Fugge la città; si rifugia alle falde di un monte, e quivi innalza le sue preci alla Vergine, perchè aiuto gli somministri a svelar gli arcani delle favole di Ovidio. La Vergine, impietosita, accorda al suo devoto l'invocato soccorso. Muovesi l'aria dolcemente; appaiono venti gravi uomini biancovestiti, scortati da un duce, che, dall'abito, dalla leggiadria del volto, rivela essere il Boccaccio, onore di Toscana. E il Boccaccio favella; addita i grandi che gli fan corteggio; nè è meraviglia di trovare con lui quei medesimi che furono al compilatore delle *Genealogie* più larghi di dottrina e di consiglio:[2] 'entre ells vais yo perque ensemps havem çercat la natura dells antichs deus'. Vedi con Lattanzio, Eusebio, Cicerone, Macrobio, Plinio, Pomponio Mela, Sant'Agostino, Sant' Isidoro, anche 'Teodosi', il Teodonzio del Boccaccio, vedi Rabano Mauro e Pronapide ('Pronopides') l'autore del *Protocosmo,* e, col 'nostre catala tan estimat Orosi', anche Barlaam il calabrese, e Paolo Perugino. Fra cotanto senno, nell'assemblea degli illustri, che, 'ab continuades vigilies', accumularono 'profondos tresors de sciencies', l'Alegre si fa cuore, e i 'reverents insignes laureats' prendon seggio attorno a lui. 'Micer Joan Bocacio', 'tenint loch de promovedor', arringa: 'Desliberat es per aquests senyors ans de res dir veure que tu duptes, perque dexades largues rations digues que vols entendre de Ovidi e serat satisfet.' La disputa ha così solenne principio. L'Alegre espone i suoi dubbi, e li sciolgono, ne' discorsi loro, i gravi dottori, diretti dal Boccaccio, perchè 'la agudesa de son alevat e especulativ entendre dignament tal carrech li procura'. La materia delle dispute è tutta tolta dalle boccaccesche *Genealogie.* Cominciasi a discutere sul caos, sull'origine del mondo e dei venti, e prendon successiva-

di questo fervore sono sublimi, come sarebbe condurre la mente nel desiderio del dire, imaginarsi rare et non più udite inventioni, le imaginate con certo ordine distendere, ornar le composte con una certa inusitata testura di parole, e sentenze, e sotto velame di favole appropriato, nascondere la verità.'

[1] Citata ancora dal Boccaccio in fine del lib. XIV, p. 252 della trad. Betussi.

[2] Sugli autori consultati dal Boccaccio nel suo mitologico trattato, vedi, oltre il magistrale capitolo dell'Hortis, *Studi* pp. 363 sgg. e gli sparsi accenni in O. Hecker, *Boccaccio-Funde,* un breve studio, rimasto incompleto, se io non erro, di D. Schöningh, *Die Göttergenealogien des Boccaccio. Ein Beitrag zur Geschichte der wissensch. Forsch. im XIV. Jahrh.,* Posen 1900/1901.

mente la parola quegli illustri e venerandi che il Boccaccio, nelle spiegazioni sue, allegava come autorità principali. Il Boccaccio chiude volta a volta il discorso, dichiarando 'per lo seny allegorich lo que ells senyalen'. Sotto il velo tenue della favola, sempre si cela, s'intende, una storia. Torna p. es. Lattanzio a narrar la fiaba della generazione dei venti (*Alegoria dels fills de Auster en los quatre vents principals,* f. CCLXIIII sgg.), e Pronapide dimostra altra ragione, quella che ognun può vedere, sfogliando le carte del Boccaccio. E il Boccaccio, senza più torturarsi il cervello, stillando nuove, cavillose dottrine, sentenzia, traducendo per l'Alegre, dal suo latino, nella volgar lingua catalana: 'Si daquestas faules fictes vols trobar lo que es veritat nota primer: auster pare dels vents esser lo cel estelat perque segons lo creure meu lo moviment del cel e dels planetes son causa dels vents no propinqua mes remota; son dits mes avant esser fills de aurora qui es aquella estela que en la matina da guia al cami del sol perque acostant se tal hora los vents comunament se acostumen moure; lo que ha dit Lectanci que fóren per Juno incitats contra Jupiter se enten que los vents son empesos (!) segons lo creure de alguns per la terra la qual es dita Juno ecc.'[1] Aggiunge poi Isidoro il ragionamento suo e le sue etimologie, come le aggiungeva il Boccaccio nel trattato. Di simil natura, derivate dalle medesime scaturigini, sono le altre questioni poste e le rispettive soluzioni.[2] Ai maldicenti che osavano affermare

[1] Converrebbe sapere se all'Alegre era nota la versione castigliana del *De Genealogiis*. Or qui cito dalla solita versione Betussiana (Lib. IV, f. 75) 'Di queste fittioni adunque, se vogliamo trarne il costrutto, prima d'ogni altra cosa è bisogno, che crediamo questo Astreo loro padre essere il Cielo stellato, in questo modo nondimeno, che tutto un Cielo sia ciò che si contiene tra il concavo della Luna, e il congiunto all'ottava sfera. Perciochè istimo esser causato dal movimento del Cielo, e dai Pianeti, si come alquanto solamente da più rimota cagione. ... Sono poi detti figliuoli dell'Aurora: perchè per lo più nello spuntar dell'alba i Venti sono soliti nascere: il che approva l'autorità, e l'usanza de' nocchieri: i quali dicono che in quell'hora si levano; e perciò le più volte a quel tempo incominciano i loro viaggi, onde sono chiamati figliuoli dell'Aurora. È poi stato finto, che quelli fossero armati da Giunone contra Giove: perchè sono tenuti uscire dalla terra, la quale è Giunone, ecc.'.

[2]

Cap. IV p. CLXXI *tractant dues allegorias so es de Juno y de Tiresias.*	Bocc. *De Geneal.* Lib. IX, trad. Betussi f. 143 sgg. *Giunone ottava figliuola di Saturno.*
Bocacy. Juno es dita et soror et coniunx del deu Jupiter ... fos filla de Saturno e germana de Jupiter y ab aquell casada, segons molts altres noms no impropriament es dita e muller e germana de aquell e perço esta atent a les rations de Varro, macrobi, servi, rabano, e leonsi, perque ab aquelles	Giunone ... fu figliuola di Saturno ... è sorella e moglie di Giove ... ... di lei molte altre cose si riferiscono. Cerca le cose predette, che sono molte, molti diversamente hanno esposto varie dichiarationi ...

non aver lui inteso i libri di Ovidio, l'Alegre turava la bocca con coteste morali ed allegoriche esposizioni, furate tutte clan-

sentiras moltes coses de Juno e yo apres dire alguna cosa del fengit de aquella.

Varro. **Segons a scrit ennio en la sua historia de la filla de Saturno y de opis, nasque Juno ensemps dun part ab Jupiter e fon nodrida en las ysla de samo aon crescuda fon casada ab Jupiter e perço en samo era lo mes amich e noble temple de quants eran a Juno consegrats, en lo qual temple era la ymatge de Juno en habit de donzella novia e los seus annals celebraven com'a festa de nosses.**

Macroby. **Juno la qui es dita deessa de les dones parint per on es per aquelles cridada nomenāt la Juno e lucina no es la filla de Saturno ans por ella es entesa la luna, de qui es propi destendre e lexar los poros, e obrir los meats per acuytar lo part e segons aquest acte ultra los dits noms es dita artemia: quot latine sonat aerem secās e axi quant prenē a Juno per la luna es dita no solamēt deessa en los parts mes en los matrimonis per que solen les mullers en les nits esser portades a casa dels marits en la qual part del dia predomina la luna, altres voltes es presa Juno per lo ayre e Jupiter per lo cel e axi considerat com vehi esta laun del altre no impropriament lo es dita germana y muller.**

Servy. **... Jupiter algunas vegades es pres per foch e per lo cel y algunas vegades per lo foch solament e iuno sovint es pressa per la terra e per laygua: o com es dit per layre e perço degudament es lo un casat ab laltre: com lacte sia propi del foch y del ayre e la passio de la terra e de l aygua e axi totes coses per obra lur naxen entre nosaltres.**

Rabano. **Juno a ianua es dita quasi obrint les portes en lo naxer y en lo entrar de les noves esposes en casa dels marits: e tal interpretar li es propi com per ella es entesa la luna.**

Leonsy. **E yo seguint aquells qui a la terra volen nomenar Yuno he dit**

Nella sacra historia si legge, Giunone essere stata generata da Giove Re... e di Opi moglie di Saturno in un parto istesso con Giove, ma pria di lui esser nata, et secondo *Varrone* moglie, fu nodrita nell'Isola di Samo ... dove essendo cresciuta, fu maritata in Giove, e per ciò a Samo vi fu edificato un nobilissimo e antichissimo Tempio, dove era l'imagine di Giunone figurata in habito d'una donzella, che si mariti, alla quale ogni anno si celebravano i sacrifici nuttiali.

Dice *Fulgenzio* (l'Alegre lo confonde qui con Macrobio), che è chiamata Dea di quelle, che partoriscono, perchè le ricchezze, ne' quali ella è Regina, sempre ne partoriscono dell'altre; il che semplicemente non è vero di tutte, ... perchè la Luna, tenuta una cosa insieme con Giunone, fu solita da quelle che partorivano, essere sotto il nome di Lucina invocata, e secondo *Macrobio,* dicevano che in potere di Giunone era il far tosto allargare i meati, e le vene de i corpi delle donne nel tempo del parto ... et allora in Greco viene detta Artemia, latinamente come sarebbe seccante l'aere. ... Vogliono, che fosse Dea di matrimoni. ... credettero Giunone essere la Luna ... hanno tenuto Giunone per la strada guidare le spose, che partono dalle case dei padri, e vanno a quelle di mariti ... e affermano Giove essere il cielo e Giunone l'aere.

Servio **dice poi, che alle volte Giove, si toglie per lo fuoco e l'aere, e talora per lo fuoco solo; così Giunone si piglia per la terra, e l'acqua, e tal volta per l'aere solo: e però ... meritamente sono detti marito e moglie, havendo il fuoco e l'aere possa di oprare, e la terra e l'acqua di patire; e così oprando i superiori con gli inferiori ... appresso noi si genera il tutto.**

Ma *Rabano* chiama Giunone quasi Gianone, cioè Janua, rispetto alle proprietà delle donne, percioccbè ella venga ad aprire le porte delle madri ai figliuoli ... e delle spose ai mariti.

Tuttavia *Leontio* dice, che Giunone in Greco si chiama nen (ηϱη). Il quale

destinamente al Boccaccio. S'accommiata poi dalla brigata illustre; scioglie una prece a Dio, all''infinit deu pare', e chiude l'opera strana e strafalaria, che nessuno più legge.

Già era spuntata l'alba del nuovo secolo, e scemato d'assai in Ispagna il favore accordato alle opere latine del Boccaccio e del Petrarca, quando Lodovico Vives, fustigatore del Centonovelle del Boccaccio, degli Amadigi e dei Lancillotti, nel *De institutione feminae christianae* (saccheggiato da Lodovico Dolce nel dialogo *Della instituzion delle donne*),[1] aveva ancora, nel 3º libro del *De disciplinis tradendis,* memore di quanto Erasmo aveva scritto sul Boccaccio, nell'analogo trattato,[2] una parola d'elogio per il compendio boccaccesco delle favole mitologiche: 'Ad poetarum fabularumque cognitionem et si plurima ex Ovidio, atque iis autoribus, quos recensui, desumpserit, habet tamen Joannem Bocatium, qui deorum genealogias in corpus unum redegit, felicius quam illo erat seculo sperandum: tametsi in interpretandis fabulis saepe est nimius et frigidus.'[3] Il favoleggiare sulle divinità ed i miti antichissimi fu, in Ispagna, mania difficile da sradicare e combattere. I trattati mitologici affluivano, ed il Boccaccio,

que Yuno es dita en grechs nen qui ve de era quod est terra e feta mutacio de la *e* en *n* es feta nea, e mudada la *a* in *n* es la *nen* per on propriament es yuno intesa per la terra.

Bocacy. A aquesta son aplicats molts altres noms segōs diversos actes de la luna, del ayre y de la terra segons de cascuns en son loch declarant lo scrit per Ovidi te fare mēcio: a ella son assignades quatorze ninfes segons que diu Virgili: Sunt mihi bis septem prestāti corpore nimphe. Les armes y lo carro de que parla Virgili ... li assignaven per denotar lo carro la circuicio continua del ayre, entorn de la terra, e les armes tant per mostrar que lo ayre ab pluges y grops que sō les sues armes exercita ses forces, quāt per esser germana e muller de Jupiter per on era dita deessa dels reynes y de les riqueses per qui sovint son mogudes les guerres ...

viene da *ena* che è la terra, e si fa la mutatione di *e* in *n*, alla quale cangiando l'*a* in *n* si fa nea ($\eta\rho\alpha$) che è la terra. Onde Giunone propriamente è la terra.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Et acciocchè la Reina degli Dei non vadi sola, le aggiungono per serventi quattordici ninfe, si come in persona di lei Virgilio mostra, dicendo: Due volte sette ninfe a miei servigi | bellissime di corpo stanno pronte. ... Le fu attribuita la Carretta, per dinotare il continuo giro dell'aere d'intorno la terra. Le furono aggiunte l'armi, perciochè a guerreggianti ... pare che ella gli le conceda. ... Giunone la quale è sorella e moglie di Giove. ... Dea di Regni e delle ricchezze ...

[1] Vedi Bongi, *Annali di Gabriel Giolito de' Ferrari* I, 100 sgg.

[2] *De ratione instruendi pueros*, Parigi 1511: 'Ediscenda et deorum genealogia, quibus undique refertae sunt fabulae, eam post Hesiodum felicius quam pro suo seculo tradidit Bocatius.'

[3] J. Ludovici Vivis Valentini, *De Disciplinis*, Libri XX, Colonia 1532, p. 301. Il passo citato non era sfuggito ad A. de los Rios, *Hist.* VI, 41 nota 1, che però non ricordava Erasmo. Ora sul trattato del Vives è da vedersi la dotta monografia del Bonilla, *Luis Vives y la Filosofía del Renacimiento,* Madrid 1903, pp. 223 sgg.

dalle silenziose regioni in cui posava, poteva gioire della discendenza de' suoi libri magni. Il poligrafo e canonico di Granada, Juan Perez de Moya manda alle stampe, nel 1585, lo zibaldone: *Filosofia secreta, donde de baxo de historias fabulosas se contiene mucha doctrina provechosa a todos estudios. Con el origen de los Idolos ó Dioses de la Gentilidad.*[1] Un decennio dopo (1594), Juan de Azpilcueta Navarro, professore all'università di Zaragoza, mette insieme dieci *Dialogos de las imagines de los dioses antiguos,* togliendo assai dalla scienza del Boccaccio e da altri autori, che coscienziosamente cita,[2] 'sin negar a cada uno lo que es suyo', e 'sin cansar con prolixas alegorias de que son tan amigos los Italianos y ni hazer largos discursos con moralizar sus figuras'.[3] Un *Teatro de los Dioses de la gentilidad* (ben noto al Calderon), in due volumi, gravidi di scienza, racimolata, per chi non sapeva di latino, dagli antichi e dal Boccaccio, si fabbrica, in pieno '600, il frate minorita Baltasar de Vitoria, luminare di sapere, a' suoi dì.[4]

---

[1] Ristampavasi ancora a Madrid nel 1673. *'Es materia muy necessaria para entender Poetas, y Historiadores'.* Al trattato del Boccaccio si allude a p. 67 (*De Juno*), a p. 229 (*De Luna*), e altrove.

[2] Vidi ed esaminai alla Nazionale di Parigi un manoscritto di questi 'Dialoghi': Esp. 73 (ignoro se mai sieno stati stampati, nè mi soccorre lo studio di M. Arijita y Lasa, *El doctor navarro D. Martin de Azpilcueta y sus obras,* Pamplona 1895). Oltre il Boccaccio e gli antichi, è di grande autorità all'Azpilcueta, Lilio Gregorio Giraldi. La farraginosa operetta s'introduce con un inchino a D. Antonio Augustin. *Iseo*: 'Si Don A. A. hubiera querido alargar la pluma á mas de lo q̃ sus medallas se estendian, con mas satisfaçcion pudiera Cesarea entender las Imagenes de los Dioses que quiere que yo le declare, pues fue quien con mas verdad supo las cosas tocantes á sus religiosas figuras'. ... *Fabio*: 'Ni he de espantar como Juan Boccacio a los muy animosos con la horrible magestad del suzissimo y feo Dios Demogorgo, metido en tan escuras tinieblas, que con tener Giraldo en estas cosas ojos de Lynze no alcançó á conocerlo'. Al 1°, al 2°, al 6°, 8° e 9° dialogo, il Boccaccio ha somministrato dottrina. Citasi, col Petrarca (*De rerum*), l'Ariosto, il Pontano, l'Alciato, anche Dante (f. 6 b): 'Y assi Virgilio disculpando la incredulidad de Dante, cuando finge alla en su Comedia que le guiava por los circulos infernales, dixo á un arbol de donde havia cortado Dante una rama que se quexava de la offensa q̃ le perdonasse, que por no haver querido creer lo que él savia, ecc.'

[3] Con quant'amore e passione si discutesse delle favole mitologiche e delle origini degli Dei nella cerchia degli umanisti di Spagna, in fine del '500, e come si porgesse orecchio a tutto quanto fantasticavasi in proposito in Italia, può vedere ognuno nelle lettere riprodotte dal Dormes, *Progresos de la historia en el reyno de Aragon,* Zaragoza 1680, pp. 392; 398 sgg. (Nella ristampa della *Bibl. de Escrit. Aragon.* Zaragoza 1870, pp. 452 sgg.) Curiose e dotte le lettere dell'Illerden, che accennano ad un suo libro *De natura Deorum* (foggiato sul *De Diis gentilium* del Giraldi?), a me ignoto ancora, per sventura.

[4] Ho avuto sott'occhi l'edizione di Medina del Campo, 1657, e non so in che differisca dalle edizioni antecedenti di Salamanca, 1620 e 1623. Copiosissimi sono qui i rinvii al Petrarca, a Dante e al Boccaccio. V'è pur sfoggio di dottrina attinta al Pontano, al Sannazzaro, al Landino, all'Alciato, all'Ariosto.

Dalla compilazione geografica del Boccaccio gli Spagnuoli non trassero grande profitto; pur fu da alcuni consultata, nell'originale e nella traduzione, come si consultavano, in tanta febbre e novità di erudizione, tutte l'opere enciclopediche, i dizionari storici, i trattati scentifici dell'epoca. 'Mitto ad te libellum De fluminibus et montibus Hispaniarum quem ipse edidi', scriveva da Roma, nel 1475, all'amico 'Teseo', l'erudito ellenista catalano Jeronimo Pau, vissuto a lungo in Italia, e discepolo del Panormita.[1] Sullo stampo del trattato boccaccesco, adottando pur lui l'ordine alfabetico, comodissimo, aveva foggiato il Pau, giovane d'anni ancora e d'esperienza, con gran lusso di richiami agli autori antichi (il Boccaccio non è qui però citato con Omero, Pomponio Mela, Lucano, Marziale, Silvio Italico e l'opere degli umanisti) un suo trattato, non voluminoso, e di poca pretesa, nudo elenco, che solo ai mari ed ai fiumi di Spagna si restringe.

* * *

Meno diffuse e meno consultate erano nella Spagna del '400 le opere volgari del Boccaccio dell'opere latine maggiori, gravide di scienza, non originali, non vive e non durature. Quanto piacesse il *Corbaccio,* e come libero corresse ad illuminare le genti acciecate da lussuria e da sfrenato amore alle femmine, come giovasse a riporre sulla dritta via i traviati, s'è

[1] *Opúsculos inéditos del cronista catalan Pedro Miguel Carbonel* in *Colecc. de docum. inéd. del arch. gener. de la Cor. de Aragon,* XXVIII, 381. Il trattatello *De fluminibus et montibus Hispaniae* (*ad reverendiss. D. Rodericum episc. portuensem card. valentinum vicecancellarium*) è a stampa in A. Scott, *Hisp. illust.,* Francof. 1603, II, 834 sgg. Una trascrizione d'esso 'original de letra de Jerónimo Blancas' è alla Nazionale di Madrid (G. 178), come rileva J. Massó Torrents, *Manuscrits catalans de la Bibl. Nacion. de Madrid,* Barcelona 1896, p. 192. ('Spero dabuntur tuo nomini aliquando maiora: Nunc autem aliquid Cosmographiam et suscitationem Antiquitatis pertinens, per vacationem a studio iuris collectum', così il Pau nella dedica.) Prima alquanto del Pau, e probabilmente senza attingere alla scienza geografica del Boccaccio, Alfonso Fernandez de Palencia scriveva un suo trattato *De los nombres ya olvidados é mudados de las provincias y rios de España.* (Vedi il suo *Tratado de la perfeccion del Triunfo militar* in *Libros de Antaño,* Madrid 1876, V, 102.) Un'operetta di Francisco Tarafa, canonico di Barcellona: *Dels Pobles, Rius y Montanyes de Espanya,* a me ignota, è ricordata da N. Antonio (*Bibl. Nov.*) che n'ebbe notizia dalla *Coronica universal del principat de Cathalunya* di Hieronym Pujades (1609). Vedi G. Cirot, *Les histoires générales d'Espagne entre Alphonse X et Philippe II,* Paris 1905, p. 170. — La traduzione castigliana del trattato geografico del Boccaccio è più volte citata, con altri trattati boccacceschi (*De las mugeres illustres, De hombres illustres, Del origen de los Dioses*), e col *De Viris* ed il *De Rerum* del Petrarca, nello zibaldone erudito, di un discendente del marchese di Santillana: *Memorial de cosas notables, compuesto por Don Yñigo Lopez de Mendoza, Duque quarto del Infantado.* Guadalajara 1564, pp. 47; 166; 215; 343.

detto in uno studio mio particolare.[1] Alquanto minor fortuna s'ebbe la *Fiammetta,* sprovvista della sacra unzione mistica, gridata poi corruttrice dai santi inquisitori. Pure, dopo il *Corbaccio,* la *Fiammetta* del 'famoso Juan Vocacio', che 'por sotil y elegante estilo', 'da á entender muy particularizadamente los efectos que haze el amor en los animos ocupados de pasiones enamoradas' (così il frontespizio dell' edizione castigliana di Lisbona 1541) fu in Ispagna di gran lunga il libro del Boccaccio in volgare più letto e più schiettamente gustato. Spesse fiate accennano ad esso scrittori e poeti. Le pene ed angustie d'amore della donna abbandonata, la passione che pugnava nel suo povero e travagliatissimo cuore, passione furente e possente, che nessun limite conosce, a nessuna legge umana e divina soggiace, e la natura stessa vince; le ansie, i sospiri, i gemiti, gli alti lai, lo sperare ed il disperare, l'interna storia, analizzata a fondo e sapientemente, con finezza psicologica che invidierebbero i moderni, dal grande conoscitore ed esperimentatore del cuor di donna, non lasciava insensibili gli ingegni di Spagna, avviati appena, e con scarsa esperienza, alla composizione di novelle psicologiche. Il quadro esteriore, quel mettere in bocca all'amante la storia delle proprie sventure, facile a prolungarsi, ad abbreviarsi, e variabile a piacere, era di agevolissima applicazione. In mezzo allo strazio dell' anima erano gittati ancora i ricordi eruditi. Tornavasi a far pompa della sapienza antica. Non disdiceva quindi la *Fiammetta* dall' altre opere boccaccesche latine. La tradussero i Catalani ed i Castigliani, non sappiam bene quando, forse già ne' primi decenni del '400, e così voltata,[2] presto passò alle biblioteche de' gran signori; trovò dif-

[1] *Note sulla fortuna del 'Corbaccio' nella Spagna Medievale* (*Miscellanea Mussafia*) Halle 1905.

[2] I due manoscritti della versione castigliana, che l'Escorial conserva (P-I-22; e-III-9, vedi Ebert, *Jahrb. f. roman. u. engl. Liter.* IV, 65 e il volume di M. Schiff sulla biblioteca del Santillana), non discordano gran fatto dalle prime stampe: *El libro llamado Fiometa,* Salamanca, 1497; Sevilla, 1523 (*Libro llamado Fiameta | porque trata de los amores d'una notable dueña napolitana llamada Fiameta. El qual libro conpuso el famoso Juan Vocacio poeta florentino,* edizione posseduta da F. Colon); nè si dovrà confondere, come fecero il Salvá, il Gayangos ed il Gallardo, e come fa tuttodì l'Haebler (*Bibl. Ibér.* p. 25, N° 55) il primo traduttore anonimo col cinquecentista Pedro Rocha, valenziano, buon conoscitore dell'Aretino, a cui accenno nelle note sul *Corbaccio.* — La *Fiammetta* catalana, battezzata anche *Fiameta romana,* manoscritta tuttora, e da San Cugat del Vallés passata all'Archivio della corona di Aragon, fu da molti ricordata: dal Tastu, da Torres Amat, Milá y Fontanals, A. Pagès, Morel-Fatio, Rubió y Lluch, Massó y Torrents ecc. Ultimamente B. Sanvisenti allungava ed allargava i suoi idropici *Primi influssi,* riproducendo (pp. 395 sgg.) l'intestazione di tutti i capitoli del codice. Sarebbe opportuno lavoro un utile confronto del testo catalano coll'originale italiano e colla versione di Castiglia.

fusione nelle classi colte, e fè sospirare de' suoi sospiri, piangere del suo pianto, gli afflitti e torturati d'amore. Fiammetta e Pamfilo furono, con Piramo e Tisbe, Tristano e Isotta, Lancillotto e Ginevra, Paride e Vienna,[1] tra le coppie famose d'amanti che a memorando esempio ed ammaestramento solevansi citare.

Di Fiammetta sovviensi Donna Leonor nella *Comedieta de Ponça* del Santillana,[2] una delle tristi, gemebonde regine, confortate dal Boccaccio risorto. Il dolor che le preme il cuore la muove a rimembrare il dolor dell'amante infelice, i cui casi, la 'mano' del Boccaccio 'registra é aprueva'. La fatal lettera 'del lucto sellada', che le rivela la sua maggior sciagura, e le inonda di lacrime il viso, le rammenta 'la triste nueva' che a Fiammetta 'del pelegrino le fué reportada' (*Obras* 120). Il gran dolore della 'noble Flameta' muove al pianto, stringe il petto ('sobres dolor la pensa ma constreta') di Fra Rocaberti, che, nel suo immaginato giardino d'amore, scorge, sospirante, gemente, con altre coppie d'amanti, la sventurata eroina del Boccaccio. I martiri di Francesca, che tristo e pio fecer Dante, e a lacrimar lo mossero, hanno suggerito, come altrove avvertii, questa povera e scialba visione. Pamfilo, che abbandona Fiammetta in vita, non l'abbandona in morte, e se ne sta; 'ab cara desdenyosa, | desconaxent', lagrimando, muto come Paolo: 'trist abatut, ab la cara plorosa', e Fiammetta piange, e, rivolta a chi ha pietà del suo mal perverso, favella del suo amore'. Degenere sorella di Francesca, lungi dall'inneggiare all'indomabil passione, che della morte e dell'inferno trionfa, e che Dio rispetta, moralizza banalmente e goffamente, con compunzione. Alle genti, dice, 'qui mos dictats ligien', gioverà il lamento 'de ma fortuna', 'blasmen tots cells quin amen mes de una'. Assicura ancora dolersi, offendersi, dic'ella, con parola tolta a Francesca,[3] della fama ch'è rimasta nel mondo del dolor suo. E il poeta, che sì ingiuria l'arte sovrana di Dante, provasi a consolare questa misera Fiammetta. — Il ricordo di Fiammetta è in altri Catalani e Valenziani di quel tempo, in Mossen Ruiz de Corella p. es. (*Tragedia de Caldesa*). Alla *Fiammetta* ed al *Corvatgi* accenna fuggevolmente Ferrant Valentí, di Mallorca, nel prologo premesso alla traduzione de' *Paradoxa* di Cicerone. Trascrive il *Jardinet d'orats*, alquanto catalanizzata, una

[1] *Der altfranzösische Roman Paris et Vienne. Mit einer Einleitung, dem katalanischen, dem spanischen Text und dem Inhalt der italienischen Umarbeitung,* neu herausg. v. R. Kaltenbacher, Erlangen 1904.

[2] Il marchese possedeva anche l'originale italiano dell'*Elegia di madonna Fiammetta* (ora alla Nazionale di Madrid 6ª—11).

[3] Ripetuta la memoranda sentenza che strazia il cuore di Francesca, l'autore del *Tirant lo Blanch* soggiunge, pur con palese reminiscenza dantesca (*Rahonament que fa Tirant a la Viuda.* Cap. CXCVII. Vol. III, 11): 'la mia *pensa* sens comparacio esta *ofesa* per ma senyora'.

meschina stanza: *Phiameta á Grimalte,* delle molte che adornan una novella di Juan de Flores, foggiata sulla sentimental novella del Boccaccio:

Si los gozos desseados
Durassen siempre en un esser,
Aquellos cuando cobrados,
Como passion y cuydados
Nos matarian de plazer.
Mas enfriase el amor
Del corazon amador,
Ençendido,
Y queda solo el dolor
Con [los] suspiros del honor
Ya perdido.

Pues damas enamoradas,
Mirando byen lo que digo,
Cuando mas mas adoradas,
Con temores de olvidadas,
Contrastad al enemigo.
Porque sus actos graciosos
De la beldad,
Son tiros todos danyosos
Con que pierde sus reposos
La bondad.[1]

Fiammetta doveva pur ardere in uno de' tanti inferni d'amore, che i versificatori di quell'età, sí poco incline alla vera poesia, si creavano per trastullo. Spasimante tra gli spiriti 'mal fadados', 'llagados' da Cupido, la scorge, con altre illustri amanti lo Stuñiga: 'Ví á Fiometa inflamada | con un florentin ingrato.'[2]

Nella fantasia de' letterati e poeti s'eran venuti man mano mescolando i casi di Fiammetta e gli struggimenti suoi per Pamfilo, coi casi, le avventure e gli struggimenti d'amore degli eroi e delle eroine de' romanzi brettoni, de' romanzi cavallereschi, delle favole di Amadigi, da più tempo partorite, in voga, come ognun sa, in tutto il '400. Attorno al cuor di donna girava il mondo de' galanti e degli erranti cavalieri. Vivevasi de' suoi palpiti, pascevasi de' suoi sospiri. Il sentimento presto si stempera in sentimentalità. Si gonfiano di lagrime gli occhi, e di parole e di esclamazioni le carte, destinate a raccoglier le storie de' teneri, appassionati e fedeli amanti. L'innamoramento e l'abbandono di Fiammetta ricordava per giunta, agli Spagnuoli, la disperata, leggendaria passione di Macias. Rodríguez del Padrón andò a cercare nelle novelle di Francia parte delle favole, degli amori e delle galanterie, che riempion la storia pietosa, sentimentale: *El siervo libre de amor,* tutta involta in un fitto velo allegorico, mosso a descrivere, con intendimento figurato, e con allusioni insistenti ai tre stati immaginari del-

[1] Debbo alla cortesia dell'amico Pijoan una copia fedele della 'cobla', accolta nel *Jardinet d'orats* (f. 126 r. del codice Barcellonese, indicata già d'altronde dal Milá VI, 420), trascritta in linguaggio sovente irriconoscibile, e da me qui corretta.

[2] *Cancionero de Lope de Stúñiga,* ed. Madrid 1872, p. 76. — Sá de Miranda ricorderà poi, a sua volta, in versi castigliani, la *Fiammetta* boccaccesca: 'Otra vida a Beatriz ha dado el Dante, | A Laura hizo el Petrarca tan famosa | Que suena d'este mar al de levante, | Bocacio alzó Fiameta en verso i prosa' (*Poesias de Francisco de Sá de Miranda,* ed. C. Michaëlis de Vasconcellos, Halle 1885, p. 460).

l'anima, le sofferenze e torture d'amore, i dubbi e l'ansie, il logorarsi e il rodersi del cuore, lacrimevol martirio che solo cessa colla vittoria dell'intelletto e del 'libero arbitrio'. La *Fiammetta* del Boccaccio doveva prestare il pianto e l'elegiaco lamento all'eroe che soffre le torture di un Werther anticipato. Esala costui in lettere, i pianti e i lai del cuore, ed esce poi di servaggio, passando 'de la trabajosa vida á la perpetua gloria que poseen los leales amadores'.

Quello che più colpisce in questa tragica storia, alla quale male assai si sovrappone l'allegoria fredda e stentata, l'inutile apparato mitologico, astronomico, erudito[1] è lo stile, involuto, affettato, ridondante, boccaccesco, pieno di violente e inusitate trasposizioni, e inversioni. Decisamente l'elegiaca favella di Fiammetta, che si contorce e gonfia, secondando le ambasce del cuore,

---

[1] Può anch'esso esser derivato, in parte, come nel *Triunfo* e in altri scritti di Rodríguez de Padrón, dalla *Fiammetta* del Boccaccio, in parte anche dal *Filocolo*. — (*Fiammetta. Opere* VI, 22): 'Quantunque Febo sorgente co' chiari raggi di Gange insino all'ora che nell'onde di Esperia si tuffà colli lassi carri, alle sue fatiche dare requie, vede nel chiaro giorno ...' (*Triunfo de las Donas. Obras* p. 8): 'Feria Apollo al occidental orizonte con el carro de la luz, llegado al punto que ya sus cavallos, cansados del celestial afan, bañaban en las marinas ondas.' L'appressarsi della sera è così espresso nel *Filocolo*: 'I disiosi cavalli del Sole caldi per lo diurno affanno si bagnavano nelle marine acque d'occidente.' (Nelle note mie sul *Petrarca in Ispagna*, p. 51 dell'estr., supponevo forse a torto, un'imitazione del sonetto: 'Quando 'l sol bagna l'aurato carro'). (*Fiamm.* VI, 51): 'quali le marine onde da' venti e dalla pioggia sospinte'. (*Carta* d. Rod. d. Padr. p. 175): 'trayendo consigo las marinas ondas ecc.'. (*Fiamm.* p. 23): 'Questi con dorate piume leggerissimo in un momento volando per li suoi regni tutti gli visita, e il forte arco reggendo, sovra il tirato nervo addatta le sue saette' ... (p. 129): 'Egli era già un'altra volta il sole tornato nella parte del cielo che si cosse allora che male i suoi carri guidò il presuntuoso figliuolo ecc.' (Santillana, *Vision* 405): 'Al tiempo que va trençando Apollo sus crines d'oro | E recoje su thesoro, | Fácia el horiçonte andando, ecc.' (*Comedieta*, 119, due strofe prima dell'accenno al dolor di Fiammetta): 'Ya los corredores d'Apolo robavan | Del nuestro horiçonte las escuridades, | E las sus fermosas batallas llegaban | Por los altos montes á las sumidades'. (Condest. *Satira* 59): 'mis ojos á la oriental parte levanté ... no porque el fermoso mancebo Febo á Clicie ya no ficiese revolver los oios contra Oriente ... ya sus menudos é lumbrosos rayos ferían los altos montes ...' (*Fiamm. Opere*, VI, 166): 'E già quel Toro che trasportò Europa teneva Febo colla sua luce, e i giorni alle notti togliendo luogo, di brevissimi grandissimi divenieno; e il fiorifero zeffiro sopravvenuto, col suo leno e pacifico soffiamento avea l'impetuose guerre di borea poste in pace, e cacciati dal frigido aere i caliginosi tempi, e dell'altezza de' monti le candide nevi, e i guazzosi prati rasciutti delle candide piove.' (*Filocolo. Opere* VII, 315): 'Zeffiro non era stato da Eolo richiuso nella cavata pietra, anzi soffiando correa sopra le salate onde colle sue forze.' (VIII, 31): 'Era già Apollo col carro della luce salito al meridiano cerchio, e quasi con diritto occhio riguardava la rivestita terra' ecc. È stile da *Amadigi*, e gli Spagnuoli lo imitavano bravamente già nel primo '400.

piaceva e s'imponeva a Rodríguez del Padrón, che pur ammirava, e pur imitava la prosa fiorita de' novellatori di Francia.[1]

La Fiammetta offriva a' compagni di sventura i suoi languori e lamenti, le disperazioni ed imprecazioni, gli ohimè ripetuti, infiniti. Malediva l'infelice l'acerbo destino; malediva l'amore, la passione fatale e struggente che sveller non poteva dal cuore. 'Maladetto sia il giorno che io prima ti vidi, e l'ora e il punto nel quale tu mi piacesti. ... Ahi maladetta sia la mia pietà' (cap. VII). Invocava la morte come termine a' suoi mali, e premeva dall'angoscioso petto il: Non fossi nata mai. 'O maladetto quel giorno, a me più abominevol che alcun altro, nel quale io nacqui. Oh quanto più felice sarebbe stato, se nata non fossi, o se dal tristo parto alla sepoltura fossi stata portata'. Non geme altrimenti l'eroe di Rodríguez del Padrón: 'O regurosa y mal comedida muerte, deseosa de mi! E ya que en plazer te viene el trabajado fyn de mis dias. ...... O bien aventurada muerte que tornas en propia vida! Alegre y suave pena que tornas y vienes a mi en folgança! Otorgas que muera' (p. 52; 61). Piaceva similmente l'elegiaco lamento di Fiammetta al 'Condestabel' Don Pedro de Portugal che, ispirato al *Siervo libre de amor*, offriva, tutta pasciuta di gemiti e di sospiri, involuta e boccaccesca nella forma, la *Sátira de felice é infelice vida* ('gemir, sospirar é plañir le dé por respuesta' p. 57). 'O infortunado!' esclama, 'Conosce ser á ti la fortuna adversa! O desesperado! Conosce tu desesperacion! O ciego hombre! ... Que te puedo decir, salvo el más mal aventurado de los nascidos, pues tu pena quieres, é tu pena seguiendo deseas? (55) ... O fados crueles, nunca contentos de la aumentacion de mis infinitos males .. Maldito sea el dia en que primero amé, la noche que velando sin recelar la temedera muerte puse el firme sello á mi infinito querer é iuré mi servidumbre ser fasta el fin de mis dias!' (89). Questa affinità di sciagure e lamenti non isfuggiva a' contemporanei, ed una chiosa alla *Sátira*, che nel *Cancioneiro geral* di Resende corre col nome di Duarte de Brito, autore ben noto di un sentimentale inferno d'amore, che dall'inferno del cuor di Fiammetta alquanto ritrae, contrappone, non a caso, alla coppia d'amanti: Ardanlier e Liesse, i 'namorados Pamphilo con Fyometa'.[2]

---

[1] Vedi particolarmente le *Nouvelles françaises en prose du XIIIe siècle* ed. L. Moland et C. d'Héricault. Paris 1856.

[2] *Canc. ger.* III, 415. — C. Michaëlis de Vasconcellos (*Grundr.* II/II, 261) riaccosta saggiamente la *Sátira* alla novella di Rodríguez del Padrón, ma non ha presente la *Fiammetta* e il *Filocolo* quando scrive, toccando dello stile del 'condestavel': 'Die konstante Voranstellung der durch adverbielle Bestimmungen noch erweiterten Adjektive giebt dieser Schreibart ein *germanisch* anmutendes Gepräge'. — Anche nella *Comedia* del Rocaberti è subito memoria di Fiammetta e Pamfilo, dopo il ricordo degli amanti sventurati

Al *Planto que fiço Pantasilea,* 'la mas triste apassionada de quantas saben amar', che il Santillana raccoglie in alcune sue rime, si mescola il pianto di Fiammetta. Dolor disperato è nel cuore di Pentesilea, e le labbra mormorano l'imprecazione al destino (*Obras* 414):

¡O maldita sea la fada
Cuytada, que me fadó!
— — — — — — —
¡O madre desventurada,
La que tal fija parió!
Amaçona, reyna triste,
Del dios d'Amor maltractada,
En fuerte punto nasçiste,
O en algun ora menguada,
— — — — — — —
¡O triste ... mejor me fuera
Que nunca fuera nasçida.
— — — — — — —
Maldito sea aquel dia,
Archilles, en que nasçiste!

Alla *Fiammetta* similmente ci riconducono le smanie e gli struggimenti nella *Tragedia* di Don Pedro de Portugal, che avviano il misero alla soglia della pazzia (*Homenaje* p. 698):

é luego mis ropas romper fuy membrado;
feriendo mi rostro inhumanamente,
comienço mi planto tan desesperado,
que yo me quisiera matar prestamente,
mas fuy de tal caso por Dios reservado.

So mudo silençio mis ojos manavan
asy como una manante fontana,
por los mis cabellos mis manos tiravan.[1]

della novella di Rodríguez del Padrón (p. 35 dell'edizione scellerata di C. Del Balzo): 'Ardolies veut Liessa finida | Volch ser umil, ans que pendre veniança.'

[1] Anche il *Filostrato* era presente alla memoria di Rodríguez del Padrón, del marchese di Santillana e del 'condestavel'. Gemeva Griseida al separarsi da Troilo (*Filost. Opere* XIII, Parte III, 141):

Tal pianger fè, che mai non si fè tale.

Erasi la dolente in sul suo letto
Gittata stesa, piangendo sì forte,
Che dir non si poria; e il bianco petto
Spesso batteasi, chiamando la morte
Che l'uccidesse, poichè 'l suo diletto
Lasciar le convenia per dura sorte;
E i biondi crin tirandosi rompea,
E mille volte ognor morte chiedea.

Ella diceva: lassa sventurata,
Misera me dolente, ove vo io?
O trista me, che 'n mal punto fu' nata,
Dove ti lascio dolce l'amor mio?
Deh or fuss'io nel nascere affogata,
O non t'avessi, dolce mio disio,
Veduto mai ...

Dal sentimentalismo della *Fiammetta* derivano le sentimentalità delle novelle galanti, che molcevano il cuore degli Spagnuoli, prima che il '400 si chiudesse. Il *Breve Tractado de Grimalte y Gradissa* di Juan de Flores, composto, cred'io, nella seconda metà del '400, offre luminosissima prova della diffusione della *Fiammetta*. 'Entre las gentes', dice qui Grimalte a Pamfilo, 'no hay otro razonar sino de vos ... pues tanto por el mundo buela vuestro desconocimiento'. Rarissimo oggidì, noto in un solo esemplare,[1] l'amoroso e sentimental 'Trattato' era pure avidamente letto in Ispagna e nella Francia stessa.[2] Lo conosceva indubbiamente l'autore del *Tirant lo Blanch;* lo conosceva il Cervantes.[3]

[1] Ora alla Nazionale di Madrid, proveniente dalla biblioteca di Serafín Estébanez Calderon, riprodotto in fototipia a Madrid, nel 1883 (è l'esemplare di cui io mi valgo), coll'aggiunta di un prologo insignificante, e pressochè inutile, di Pascual de Gayangos. Discorrerà ampiamente di questa novella (edita pure a Sevilla, nel 1524 e 1529, ed a Toledo, nel 1526), Menéndez y Pelayo nello studio promesso sui novellatori anteriori al Cervantes.

[2] *La deplorable fin de flamete, elegante invention de Jehan de Flores espaignol, traduicte en langue francoyse* (da Maurice Scève), Lyon, 1535, e Paris, 1536. È a Chantilly. (*Le Cabinet des livres imprimés au milieu du XVI*[e] *siècle,* Paris 1905, p. 155). Non dovrà confondersi colla versione francese della *Fiammetta* boccaccesca, fatta su quella castigliana (citata anche dall' Hortis, *Studi s. op. lat. d. Bocc.* p. 698): *Complainte des tristes amours de Flamette à son amy Pamphile,* Lyon, 1532. — *Grimalte con Gradissa* figuran pure, con Pamfilo e Fiammetta, tra le coppie amorose, nella chiosa alla *Sátira* del 'condestavel' Don Pedro, di Duarte de Brito (*Canc. ger. de Resende* III, 415). Già si ricordarono i versi di Fiammetta a Grimalte nel *Jardinet de orats.*

[3] Ricorda ognuno l'espiazione bizzarra del cavaliere della Mancha nella Sierra Morena, e il vagar suo, per selvaggi luoghi, in traccia del disperato e folle Cardenio. 'He acordado', dice Grimalte, 'que las silvas y los cãpos y lugares y envegecidos desiertos son cõformes a los muy desesperados coraçones'. Occulta tra selve, Grimalte ritrova Fiammetta. 'Propuse de apartarme de lo poblado, y por los mõtes y desabitadas silvas hazer las diligencias a la busca convenibles siguiendo aq̃ella via de los salvatges . Y en una spessa montanya donde diversos caminos se ayuntavan ... passe muchos dias'. S'imbatte finalmente in 'una dama en aparado pomposa y honestos antoios'. Similmente, è tra boschi selvaggi, e cupe solitudini, che Grimalte trova Pamfilo 'de vestidos desnudo', dandosi 'tales consuelos quales los desesperados coraçones suelen recebir de soledad'. 'Allegado en la muy desesperada silva: andando algunos dias sin poder hallar alguna persona, en la mayor spessura de aquella mõtãya o quasi en las haldas de aquella vi star unos pastores en una roqua o quasi asi como una casiqua ... a los quales pregunte si por ventura a Pamphilo conocian, y ellos me respondieron que muchas vezes un hõbre haviã visto haziẽdo salvaje vida en aquella silva ... asi yo anduve muchos dias perdido en la texidura de los arboles: recibiendo grandes affruentos de muy spantables animales que me persiguian . y q̃ndo algunos hallava: con piadosas vozes llamava el nombre de pamphilo'. Lo ritrova, soccorso da' cani inseguitori. 'Y despues que Pãphilo fue de la cueva sallido, quando le vi : de tã desfigurada faciõ stava ... mudado en salvaje pareçer, porq̃ no solamẽte los cabellos y barvas tenia mucho mas q̃ su sta-

I ragionamenti sull'efficacia ed il poter d'amore, 'que todo vence', le querele, i disperati gemiti, le torture e le ambasce insanabili del cuore, si ripeton quivi, dietro l'esempio della boccaccesca novella. Si esalano i lamenti in lettere, che regolarmente si chiudono, con inverosimiglianza, semplicità e candor mirabili, in candidi versi, di meschina fattura,[1] 'porque lo metrificado mas dulcemente atrahe a los sentidos a recebir la memoria'. Rinnovasi il martirio di Fiammetta, ma le parti sono ora invertite. È l'uomo che patisce l'abbandono e la rigidezza della donna amata. Gradissa veste i panni di Pamfilo, mossa in parte dalla lettura della 'famosa' e 'muy graciosa scriptura' del Boccaccio; e perdura insensibile alle richieste ed agli struggimenti dell'infelice Grimalte; 'de passion de fiometa queria tomar la vengança de su pamphilo en mi, assi que por las faltas agenas azia yo la penitencia'. La storia di Fiammetta è messa a base di questa novella storia d'amore e di dolore; anzi, l'invenzione stessa del Boccaccio, compendiata nell'esordio, a pro' di coloro che ne ignorassero la trama,[2] è qui proseguita. Torna a gemer

tura crecidas: mas assi mismo era muy vieio por la continuació de andar desnudo, y los cabellos de la cabeça y barva le davan cauteloso vestir ... la habla de si despedido havia, que por infinitas pregũtas que yo le hize : a ninguna me respondio.'

[1] A giudicare dall'aggiunta finale al *Tractado*: 'La sepultura de Fiometa con las coplas y canciones quantas son en este tractado hizo Alonso de Cordova', queste 'coplas' non sembrano opera di Juan de Flores, ma di un amico e contemporaneo suo, oscurissimo. Son versi stentati, usciti da' lambicchi della mente ragionatrice, freddi bisticci, come ne divulgavano, con abbondanza soverchia, i 'Cancioneros' di quell'età prosaica. Fiammetta geme e sospira: 'Assi que biviendo muero | Tal morir | Que sin vida desespero | Mi bevir'; e Pamfilo esorta all'oblio: Olvida olvida olvidada Olvida no te des nada | Tras un virote perdido | Que quieres do no te quieren | ... Olvida pues yo te olvido.' Trovi qui pure un ricordo alla memoranda sentenza di Francesca da Rimini (vedi le note mie su *Dante in Ispagna*. Estr. d. *Giorn. stor. d. letter. ital.*, 1905, *Supp.* N° 8, p. 53). — In versi, similmente, si aggiungeranno in Castiglia i sommari alle *Trece Questiones* del *Filocolo*, tradotte.

[2] 'Comiença vn breve tractado cõpuesto por Johan de flores : el q̃l por la siguiẽte obra mudo su nombre en grimalte . La invecion del qual es sobre la fiometa . porque algunos de los que esto leyeren: por ventura no habra visto su famosa scriptura : me parecera biẽ declarar la en suma . Pues assi es que esta senyora fue una d'las que en beldat y valer a las otras eçedya . y seyedo al matrimonio lygada con companya a ella muy byen convenyble : una de las mas bienaventuradas en su tyempo se presumía . Mas como seã comuna cosa los mudamyẽtos de la fortũna : desdenyada la verguença y pospuesta la honra muy mudado el querer del valeroso marido con hũ strãyo hombre lamado pãphilo fue d amor presa . y en esto algũ tyempo vivyendo con plazenteros deportes passaron syn contrario impedimyento de sus amores . Y ell cõ necessidat huvo de partir adonde era natural . el q̃l dada su fe auctorizada con infinidas iuras dentro de quatro meses le prometio la tornada . la qual pãphilo no mantuvo . De que le seguio que ella mirado la gran affeccion q̃ le havia y la gradeza de honores q por ell perdido havia : y a la fin tal paga le

Fiammetta ed a sospirare l'assenza dell'amante infedele; raddoppia i pianti; gronda sangue il cuor piagato, finchè dalla delusion cruda l'infelice donna è condotta al dolore estremo ed alla morte.

Gradissa sa dei casi di Fiammetta, e ingiunge a Grimalte di porgere all'afflitta amante assistenza e conforto. 'Es razon que algun vuestro senyalado servicio ... me combide. El qual es bueno que seha de disponer vuestra persona en favor de fiometa, y que muestren vuestras obras con ella los desseos que para mi registrar mostrastes . Y si con aquella voluntad haveys seguydo a mi que deziys con ella trebays en su servicio : soy cierta que pamphilo de ser suyo no se defienda ... Assi que ... vos pido ... do quiere que ella sea se busque . y quando con fiometa seays, sepa ser vuestra venyda en favor suyo y ruego mio : y por mis males alevianar algun tanto por la compassion suya con que ella quexa sus danyos a las enamoradas duenyas : pareçqua que alguna huvo que con piadad toco sus oreias.' Parta adunque, raggiunga Fiammetta nella solitudine sua, e le esperienze avute esponga poi in lettere a lei, Gradissa, 'assi que ella (Fiammetta) me sera un speio de doctrina : con que vea lo que con vos me cumple hazer'. E Grimalte, docile all'invito della donna sua, si muove, peregrina per monti e selve disabitate, triste ricovero di amanti delusi; trova Fiammetta 'en una spessa montanya', disposta a giovarsi dell'assistenza del suo compagno di sventura. 'Yo vos offrezco', dice ella, generosa, a Grimalte: 'todo de aqui lo que por vos pudiere disponer mas a vuestro querer que al mio, reservando aquello que a vos gradissa rehusa.' Rinasce la speme, sopita nel cuore. Pamfilo è cercato e trovato nella sua natia Firenze. Corron lettere: di Fiammetta a Pamfilo, di Pamfilo a Fiammetta, di Grimalte a Pamfilo, di Pamfilo a Grimalte. Si succedon le suppliche, le repulse. Torni l'amante, dimentico della fede data, alla misera Fiammetta, ed usi ancor pietà uccidendola: 'si la fin de mi vida te satisfaze : o quan dulce me sera por tu mano recebirla en respecto de aquella que yo muchas veces contra mi he buscado.' Ricordi Fiammetta, risponde Pamfilo, l'ingiuria fatta al marito, l'onor perduto, l'onta comune gridata nel mondo; e Grimalte, 'con infinitas razones', s'affanna a ricondurre Pamfilo alla donna derelitta: 'No se con quales palabras comiençe a recontar vuestras culpas ... Porque una senyora mia no toviendo iusta causa para se defender de mis ruegos y

---

dava : tomo por remedio manifestar sus males a las damas enamoradas . porque en ello tomando enxemplo : cōtra la maldad de los hōbres se apercebyessē . y asi mysmo porque en quexar sus fatiguas mas senzillas las sentiesse . Por la qual causa venida su muy graciosa scriptura a la noticia d una sēyora mia llamada gradissa : las agenas tristesas tanto la apassionarō : que ella no menos llagada que aquella otra se sentia.'

recebidos servicios : ya con vos y vuestros yerros ha fallado scusas mil'. Un convegno degli amanti è ottenuto con gran stenti; ma quando Fiammetta sta per libare dal calice del piacere, e scoccano i primi baci,[1] l'inferno le è nuovamente gettato nel cuore. Pamfilo si stacca, determinato a non più concedere favore alcuno all'amante, e Fiammetta si strugge, ed ha la vita in orrore. Raddoppia gli antichi lai: 'O malaventurada de ti Fiometa, de castas mujeres infamia, derribamiento de nobles famas, ensuziamiento de limpios corazones, embargo de los castos lechos', finchè, disperata, 'dando mil bueltas a unas partes y otras con spantables senyales en la desfigurada cara dio fin a su vida'.

Nè mai morte fu più della sua lacrimata, 'ni las hijas de priamo | lloraron tanto por hector | ni desolacion de troya ... ni mucho menos eccuba se mostro tan dolorida quando el cruel fuego de grecia abrazava sus palacios . Pues si en tal tiempo legara la reyna pantalizea : tornada muy piadosa : otra muerte no llorara sino aquella'. Grimalte stesso n'è sì scosso, da esplodere in fieri lamenti,. e, come termine a' suoi mali, invoca la morte: 'Ven por mi no tardes nada'. Frattanto, con pietoso sentimento che i romantici gli avrebbero invidiato, preludendo, alla distanza di secoli, alle tumulazioni immaginate dal Prévost e dallo Chateaubriand, s'appresta a dar degna sepoltura a tanta donna, vittima sciagurata d'amore. La tomba 'de piedra de gran firmeza y negro color', eretta in luogo eccelso, porta alla sommità l'effigie della defunta, 'porque su gran gentileza despertasse la memoria desta senyora ... pusse alli sus senyales : que fuessen entero conocimento con entera relacion del despendido y mal gastado bevir', e a' quattro lati è adorna di simboliche figurazioni, illustrate da leggende in versi.[2] Udita la fatal no-

[1] Grimalte assiste alla scena del ritrovo: 'no creo dos enamorados ia mas mayores hoviesse . ni con tan lindos modos meior entenderse ... me parecia que el mismo dios de amores le ensenyava . para los quales cient mil secretos tenia reservados ... Y despues q̄ ya gran pieça los apartados labios de Fiometa hovjerō vengança del passado tiempo : creyendo en aq̄ll mométo cobrar enteros plazeres . y peleando la vieia cōgoxa con la nueva alegria ... de tal forma combatierō quel sobrado gozo derribo a ella en el suelo quasi muerta ... Y quando yo conoci q̄ antes el fin del mūdo q̄ el fin de tan honrosa baballa feneciéra me parecio ser bien poner les treguas.' I versi che seguono, ammoniscono: 'mas enfriase el amor | Del corazon matador | Ençendido | Y queda solo el dolor'.

[2] Questa immaginata tumulazione di Fiammetta è povera cosa, ma l'autor suo attribuiva ad essa, evidentemente, valore grandissimo. Alcuni versi si possono ricordare: 'Estos arboles y flores | Que vedes aqui guarridas | Son los deleytes de amores | Cogidos para dolores | De las muertes doloridas'. — 'Buscada cō la mayor diligencia q̄ pude la tūba muy mas alta d aq̄llos arrededores do sēyalasse su descāso', prosegue Grimalte, 'y alli con grādes y altas hōras trahida : los infinitos lloros de muchas gētes diversas q̄ para mi cōpāyia en el caso se legarō pareçia cō sus vozes q los muertos recordava de su siglo . y tanto q̄nto cō los oios la llorava tanto con sus bocas a pāphilo maldeziā.

vella, Pamfilo è stretto da improvvisi rimorsi; smarrisce la ragione, e, rifiutata la sfida di Grimalte, perchè vana, determinato a scegliere lui medesimo più duro e convenevol castigo, fugge lungi dagli uomini, in Asia nientemeno, 'al fin de las tierras todas', dove, dopo ventisette anni di viaggio e di faticosissime indagini, in cupa, orrida selva, lo raggiunge Grimalte, che invidia a lui la selvaggia vita d'espiazione: 'Dexa por dios a mi el premio de tal bevir', e s'accinge lui pure alla penitenza più rigida. 'Fuyme a lo mas spesso de aquell boscaie adonde mis vestidos me despoie . y començe a tomar possessiō de aquell tā triste bevir y morada, y las manos puestas por el suelo en la manera que aquell andava siguiendo sus pizadas tomandolo por maestro de mi nuevo officio.' Sopraggiunge la notte, nemica di chi ha nell'animo il pianto, ed ai due infelici il martirio è cresciuto da un'orribil visione, quella leggendaria, serbata agli sdegnosi amanti, di cui il *Lai d'Ignaurès* offre una forma primitiva, narrata dall'Helinand, da Vincent de Beauvais (*Speculum historiale*), divulgata dal Passavanti nel suo *Specchio*, scritto tra il 1354 e il 1355, assai noto e letto in Ispagna, dal Boccaccio in una novella famosa, da altri parecchi.[1] Fiammetta appare, sfigurata, scarna, immagine direbbesi della Morte, straziata, con atrocissimi, inauditi tormenti, dalle genti d'inferno che l'inseguono. Fiamme le escon dal volto, che di fosca luce coloran la notte. Posta nuda su di un carro, che due cavalli trascinano, Pamfilo può contemplarla a piacere, misurare il gran distacco dalla bellezza vagheggiata; e la visione fatale tre volte in settimana si ripete.

'Va adunque . Il tuo corso non puote esser molto ordinato'; così congediava il Boccaccio l'operetta sua. 'Et se alcuni troverai che leggendo te, i suoi occhi asciugati non tenga; ma dolente e pietosa de' nostri mali con le sue lagrime moltiplichi le tue macchie; quelle in te, siccome santissime, con le mie raccogli ... chiunque ella sia, priego ... che ella mai a tali miserie non pervenga, e che sempre le siano gli Dii placabili e benigni.' La pietosa elegia, 'la gracia con que fiometa quexa sus males', più che non distogliesse da ogni passione cieca e furente, dava nuova esca all'amore e al pianto, pascolo ai sospiri dell'anima; porgeva a' troppo rigidi amanti occasione di riparare i falli commessi, alle afflitte e deluse il conforto della miseria altrui. Serviva anche un po', come già un tempo l'*Ars amandi* di Ovidio, e la storia de' peccaminosi amori di Lancillotto e Ginevra, come libro Galeotto. Moralizzava tuttavia la Fiammetta nella novella del Flores: 'Y algun tanto me plaze de haver publicado mis males . pues por el gran numero dellos

[1] Vedi lo studio, non molto completo e approfondito, di W. A. Neilson, *The Purgatory of cruel beauties*, nella *Romania* XXIX, 85 sgg.

sera causa que muchos tomando en mi exemplo : sean savias contra los enganyos de los hombres'.

Si rinnovano i gemiti di Fiammetta in altra pietosa, divulgatissima storia di Juan de Flores: *Tractado donde se contiene el triste fin de los amores de Grisel y Mirabella* ('Porque la tierra no se me abre'; 'Ay fortuna que mayor tormento me podias tu dar jamas' ecc.). I languori si stemperano tra prolissi ragionamenti, e tediose ed aride disquisizioni teoretiche. A sazietà ripetevasi come 'todo hombre que bien ama es desdichado y todas venturas contrarias le empecen'. Gli afflitti d'amore non dovrebbero sdegnare il sacrificio della vita, perocchè 'los que verdaderamente mueren amando, el padescer dello por vida llevan y por galardon ... y por trabajos disfavores y males se conosce quanto basta la fuerça de su virtud'. Piacque siffattamente il sentimental pasticcio, da guadagnarsi i cuori di moltissimi lettori e lettrici di Spagna. Dal 1497 in poi le stampe si moltiplicarono.[1] I Francesi tradussero prestissimo la novella: *Le jugement d'amour auquel est racomptée l'histoire de Isabel fille du roy d'Escoce;* gli Italiani, all'esordire del '500, più non riconoscendo la lontana paternità del Boccaccio in siffatto genere di storie e lamentevoli effusioni, s'ebbero una versione anch'essi, battezzata dall'autor suo, Lelio Manfredi, gran rimestatore di roba spagnuola, col titolo più soave di *Aurelio e Isabella*, gustata e ricercata quanto la *Carcel de amor*, a cui il Ferrarese, per diletto e svago delle gentildonne del tempo, aveva pur dato veste italiana; si ritradusse infine nella lingua originale castigliana, e si acconciò sollecitamente a tutte le lingue.[2]

Crebbe, declinando il secolo, la smania per i deliqui amorosi delle coppie sventurate. Si moltiplicarono i pietosi avvenimenti, le peripezie dolorose e funeste, le separazioni struggenti. Piangevasi, querelavasi, invocavasi già allora il chiaror dell'amica luna, col pateticume elegiaco de' romantici di più tardi secoli. Colla *Fiammetta,* correva pur tradotta la *Historia muy verdadera de los dos amantes Eurialo franco y Lucrecia senesa* di Enea Silvio;[3] nè fu penuria di sfoghi d'amore in lettere, e declamazioni, e dichiarazioni, e confessioni, alla Richardson e alla Rousseau, di cui un lontanissimo esempio è già nelle

[1] È comunemente ricordata (da Nicol. Ant. *Bibl. Nov.* I, 690, dal Gayangos, *Libros de Caball.* nella *Bibl. de Aut. Esp.* Vol. XL, p. LXXIV dal Gallardo, *Ens.* ecc.) col titolo apposto all'edizione di Sevilla 1524: *La Historia de Grisel y Mirabella con la disputa de Torrellas y Brazaida, la qual compuso Juan de Flores á su amiga.*

[2] Un'edizione castigliana, col testo francese a fronte, data da Anversa 1556. Si ristampò ancora la novella in veste italiana, con eleganza insolita, a Firenze, nel 1864. Vedi P. Rajna, *Le fonti dell'Orl. Fur.*, Firenze[2] 1900, p. 156.

[3] Per qualche leggera affinità della novella col *Filostrato* vedi P. Savj-Lopez in *Roman.* XXVII, 469. I Tedeschi la conobbero nella traduzione

Eroidi Ovidiane, provvida fonte alle lettere boccaccesche. Piovvero le 'cartas de amores escritas de dos en dos', le 'cartas y razonamientos', le 'cartas y coplas para requerir de amores', i 'processos de cartas de amores'. La fantasia, sbalestrata lungi dal reale, amoreggiava col tetro e col lugubre. Le nozze obbligate, i finali congiungimenti ed accoppiamenti delle *comedias* famose, sarebbero sembrate allora un espediente volgare e prosaico, fuori dei domini dell'arte. Quando un matrimonio era minacciato, come a certo punto della *Carcel de amor,* subito si creavan guai e sciagure funeste, per scongiurarlo e tenerlo ben lungi. Fiumi di lacrime si versavano. Si finiva colla tragedia, non col tripudio. L'amore doveva consumare fino allo strazio, fino ad invocar la morte ed a procacciarsela, colla disperazione in cuore di un Werther.

Così, dalla prima diffusione dell'intimo romanzo di *Fiammetta,* dal *Siervo libre de amor* di Rodríguez del Padrón, s'eran venute generando via via, sul suol di Spagna, le storie d'amore e di morte, di cui si compiacquero le fantasie accese, nell'ultimo scorcio del '400 e nel secolo appresso. Pamfilo e Fiammetta traggon seco altre turbe d'amanti, che incedon per calli di rovi e di spine, e portano, col pianto dell'anima e l'inferno in cuore, la croce d'amore: Ardanlier e Liesse, Grimalte e Gradissa, Leriano e Laureola, Arnalte e Lucenda,[1] Peregrino e Ginebra, Curial e Guelfa, Tirant e Carmesina,[2] Lucindoro e

di Niclas von Wyle, rimaneggiata poi, a modo suo, da Hans Sachs. Fu versificata in francese (*Histoire de Eurialus et Lucrece vrays amoureux,* Paris 1493) da Octavien de Saint Gelais 'pour la charge expresse | d'une Dame qui ce me commenda' (Goujet, *Bibl. franc.* X, 231), e messa in prosa da un cappellano de' duchi di Borgogna (Picot, Nyrop, *Nouv. recueil de farces* p. LII). La prima edizione castigliana dell'*Eurialo y Lucrecia. Historia de dos amantes* uscì nel 1496 a Salamanca, e fu acquistata da Fernan Colón, a Medina del Campo, per 17 'maravedies' (Gallardo, *Ens.* II, 535); altre ristampe si fecero a Sevilla 1512; 1524; 1530. — La biblioteca di Fernan Colón possedeva, pur tradotti dal Piccolomini: i *Remedios contra el amor deshonesto,* il *Tratado de la vida y costumbres,* i *Proverbios, La Historia de Bohemia* (tradotta da Hernan Nuñez de Toledo. Gallardo, *Ens.* II, 533). Altre opere del papa umanista ebber veste spagnuola: *El compendio de los dichos y hechos del Rey D. Alonso de Napoles* (trad. da Anton Rodriguez Dávalos), *El tratado de la miseria de los cortesanos* (Diego Lopez de Cortegana), *La Vision delectable de la casa de Fortuna* (Juan Gómez, Valencia 1513). Vedi una nota del Clemencin nelle *Mem. d. la R. Acad. de la Hist.* VI, 481.

[1] L'*Historia de Arnalte y Lucenda,* attribuita a Diego de San Pedro (ediz. di Burgos, 1522) era tra i libri di Fernan Colón (Gallardo II, 547, N. 4055). Era già uscita un'edizione anteriore, nel 1491; fu tradotta in francese, da Nic. Herberay des Essars; in italiano, da Bartolomeo Marratti Fiorentino, *Picciol Trattato di Arnalte e di Lucenda intitolato L'amante maltrattato dalla sua amorosa,* Lyon 1555; su quest'ultima è basata la versione inglese: *The pretie and wittie historie of Arnalte and Lucenda,* London 1575.

[2] Della novella *Curial y Guelfa* avrò modo di discorrere ampiamente altrove. Nel *Tirant* del Martorell (compiuto da Mossen Johan de Galba)

Medusina, Clareo e Florisea.[1] Un rimasuglio di cotesto sentimentale sdilinquire è ancora nel Cervantes; e leggi nel romanzo immortale, i pietosi casi e gli amori di Lucinda e Cardenio, di Grisostomo e Marcela. Colla lunga storia de' triboli e delle ambasce d'amore di Persiles e Sigismunda, il genial uomo chiudeva il novellar suo e la vita.

* * *

Nella *Carcel de amor* che generò a sua volta nuovi amorosi deliqui[2] ('Qué dulce para sabor | Qué salsa para pecar'

i pianti e i gemiti, suggeriti in parte da' pianti e gemiti di Fiammetta, non han fine. Danno la stura alle lagrime ed ai disperati lamenti una contessa e un re (ediz. della *Bibl. catal.* I, 15; 25; 64): 'O trista de mi que tota la mia sperança veig perduda: vinga la mort, puix res nom pot valer ... vingua la mort sobre mi que es lo darrer remey de tots los mals ... O doloroses lagrimes, qui la destruccio e miseria mia representen ... O sino consistis ab gemechs, tristors e sospirs e sanglots esser hoydes ... E no fora millor yo fos morta ans que veure tanta dolor davant los meus ulls'. Geme Tirant (II, 70): 'O dia excellent qui daras repos a la mia fatigada pensa, amagua la tua lum perço que breument sia complit lo que tinch deliberat . Be sabia yo que axi havien a finir los meus trists e adolorits darrers dies'. Stephania (II, 338): 'Daume remey, daume la mort, e soterrau los meus membres bayats ab les lagrimes mies en mig del cami ... lo sanch fuig de mi, e la natural calor desempara lo meu cor e lo cors ... De res nom penit encara que los cruels fats me perseguixen ... altre be en mi no resta sino que ame los somnis e les ymaginacions que de nit me aparexen'. La regina di Tunisi (III, 348): 'atribulada de mi! que desige ni puch desijar sino la mort, qui dona fi a tots los mals, e repos a les penes e treballs de aquest miserable de mon e ple de miseries ... Com yols perdi de vista fon aquell asenyalat dia de dolor: com ja no pogues cridar ni planyer, lamentant la mia fort desaventura ... O piadosos hoynts, contemplau en vostres penses los meus cabells calats en lo coll y en les spatles scampats ... e axi tremolava lo meu cors com fa la aresta del blat com la toca lo vent'. Plaerdemavida (IV, 118): 'O incomparable desaventura que los meus trists e miserables fats han subjugat la mia persona ab plors, gemechs e dolorosos pensaments! E ja aquell cruel e impiados Pluto, deu de les perpetuals e horribles tenebres, e Megera e Proserpina, ab les altres furies infernals no hagueren suposat la mia anima a tan cruels e incomportables penes e turments com fa a mi la desconexent fortuna ... O mort, jatsia la memoria tua aterra les penses humanes, prech te nom sies ara piadosa: tu quest fi de tots los mals de la trista e miserable vida, dona terme a la mia incomportable dolor e intollerable agonia'. Sul cadavere di Tirant l'infelice Carmesina (IV, 361): 'rompe los seus cabells, les vestidures ensemps ab lo cuyro dels pits y de la cara, la triste sobre totes les altres adolorida'. — Altre esclamazioni sul poter infinito ed universale d'amore sono tolte di peso dalla *Fiammetta*.

[1] Vedi l'*Historia de los amores de Clareo y Florisea* di Alonso Nuñez de Reinoso, Venezia 1552, fonte ai *Trabajos de Persiles y Sigismunda* del Cervantes, come doveva avvertire K. Larsen nell'articolo: *Cervantes' Vorstellung vom Norden*, in *Studien z. vergl. Literaturgesch.* V, 273 sgg.

[2] Sulla traduzione catalana della *Carcel de amor*, dovuta a En Bernadi Vallmanya, vedi T. Sanpere i Miquel in *Rev. de bibl. catal.* II, 1902, N. 4, pp. 46 sgg. Ancor non vidi la ristampa dell'edizione castigliana di Sevilla 1492, nella *Bibliotheca Hispanica*, Vol. XIV, Barcelona 1904.

diceva della *Carcel* l'autor suo Diego de San Pedro, nel *Desprecio de la fortuna*),[1] trovi pure utilizzata la descrizione boccaccesca delle questioni d'amore del *Filocolo,* già note, come io fermamente ritengo, a Rodríguez del Padrón, e messe a profitto nel *Triunfo de las donas,* alle cui sottili distinzioni risalgono in gran parte le dispute sulla donna, e le ragioni della sua maggiore o minore eccellenza, nella contesa fra Leriano e Teseo. Sicchè, anche l'amorosa casistica che occupò i cervelli oziosi de' gentiluomini e delle gentildonne di Spagna, all'uscir dal carcere del Medio Evo, frutto delle medievali 'corti d'amore', di consuetudini antichissime, non ancor bene investigate, deve in parte la sua voga al rinnovamento delle questioni d'amore, offerto nel *Filocolo* boccaccesco, che già, in forma embrionale, contiene il quadro, la cornice piuttosto, del 'Decameron'.[2] Trovi un *Filocolo* tra i libri del Santillana, indizio sicuro che, già nella prima metà del '400, l'opera, benchè non onorata di una traduzione, come presto lo fu in Germania, in Francia e in Inghilterra, era letta e discussa ne' crocchi de' più valenti e dotti uomini di Spagna. T'imbatti in un *Filocolo,* congiunto al nome di *Blancaflor,* nel registo degli amanti della *Gloria de amor* del Rocaberti, e pare che la mente poco chiara del Catalano confondesse insieme la storia leggendaria poetica, intimissima, dei due amanti e la romanzesca narrazione del Boccaccio. I casi avventurosi di Fiorio e Biancofiore, famigliari assai per tempo, in Ispagna, come altrove, narrati in un libretto popolare, che ha stretti vincoli di parentela col cantare italiano,[3] più e più volte ricordati nel verso e nella prosa, a significare la costanza nell'avversa e nella prospera fortuna, e il poter magico d'amore,[4] venivan così, col volger del tempo,

---

[1] *Cancion. gener. d. Castillo* I, 461: Come Jean de Meun, nel *Testament* (2e str.: 'J'ai fait en ma jonesce maint diz par vanité, | Ou maintes gens se sont pluseurs fois délité; | Or me doint Diex ung faire par vraie charité | Pour amender les autres qui peu m'ont profité'), come l'autore del *Decameron,* Diego de San Pedro, pentiva l'opera sua, e tendeva all'alto le braccia, implorando perdono e pietà: 'Mas tu Señor eternal | me sey consejo y abrigo, | con tu perdon general, | que sin gracia divinal | no sabré lo que me digo'.

[2] Vedi Rajna in *Roman.* XXXI, 34.

[3] Vedi V. Crescini in *Giorn. d. filol. rom.* IV, 159 sgg. e il I Vol. dell'ottimo e compiutissimo studio: *Il cantare di Fiorio e Biancifiore edito ed illustrato* in *Scelta di curios. letter.,* Bologna 1889 (*Le fonti del romanzo spagnuolo* pp. 473—486).

[4] 'Os grandes nossos amores | Que mi e vos sempr' ouvemos | Nunca lhi cima fazemos | Coma Brancafrol e Flores' (*Il Canzon. portogh. della Bib. Vaticana,* ed. Monaci, Halle a. S. 1875, p. 358). 'Ca nunca fue tan leal blanca flor a frores, | nin es agora tristan con todos sus amadores (Arch. de Hita, *Libro de buen amor,* ed. Ducamin. v. 1703). L'Imperial nel *Decir al nascimiento de el Rey Don Juan* (*Canc. de Baena* p. 204):

'Todos los amores que ovieron Archiles,
Paris é Troyolos de las sus señoras,

ad assumere un colorito estraneo alquanto alla tradizione del volgo, e particolare al racconto giovanile del Boccaccio.[1]

Le innocenti dispute d'amore, proposte e risolte nel *Filocolo,* derivate, come ognun sa, dai *partimens* di Provenza e di Francia, riprese e coltivate nelle società colte e galanti d'Italia, già nel XIII secolo,[2] descritte poi nel *Corteqiano,* e più a lungo ne' *Trattenimenti* famosi di Scipione Bargagli, entrano pure nelle consuetudini dell'eletta società di Spagna nella seconda metà del '400. I *Cancioneros* accolgono le *preguntas* e *respuestas,* i *procesos* e le *reqüestas,*[3] le dialettiche lambiccature e divagazioni de' cervelli de' poeti. Dovevan risolversi p. es. gli innamorati nell'alternativa di parlare, senza speranza di vederla giammai, a 'dama muy virtuosa, | en extremidad fermosa', per la quale il cuor si strugge, oppure 'verla sin la poder | en ... vida fablar'; di scegliere, stretti dal dovere, fra donna 'fea, graciosa, indiscreta | en muy gran estremidad', e donna 'mal graciosa, indiscreta, | en fermosura perfeta, | complida de necedad'.[4] A sciogliere la prima di coteste 'questioni', Ludovico Scrivá, che visse a lungo in Italia, e già trovavasi nel 1497 a Roma, ambasciatore alla Santa Sede, immagina una sua corte d'amore, e,

Tristan, Lançarote, de las muy gentiles
Sus enamoradas é muy de valores;
El é su muger ayan mayores
Que los de Paris é los de Vyana,
E de Amadis é los de Oryana,
E que los de Blancaflor é flores';

Rammento, infine, la *Codolada* del Torrella (Milá y Fontanals, *Obras* III, 365) che allude agli amori costanti:

'De Floris e de Blancheflors,
D'Isolda la blonda e (de) Tristany
Que per amor s'emeron tan;
De Titus e de Piramus' ecc.

Già A. de Maruelh ha un ricordo a Biancofiore (Mahn, *Werke d. Troub.* I, 154): 'e Rodocesta ni Biblis Blancaflors ni Semiramis Tibes ni Leyda ni Elena' ecc.

[1] Vedi *La historia de los dos enamorados Flores y Blancaflor rey y reyna de España y emperadores de Roma,* Alcalá 1512, parecchie volte ristampata (Gayangos, *Libros de Caball.* in *Bib. de Autor. Esp.* Vol. XL, p. LXXIX).

[2] Vedi R. Renier nel *Giorn. stor. d. letter. ital.* XIII, 382. — Ai *jeux-partis* noti, altri quattro ne mette in luce lo Schultz-Gora nella *Miscellanea* in onore di A. Mussafia (sciaguratamente denominata *Bausteine),* Halle 1905, pp. 90 sgg. Vedi ora lo studio di F. Fiset, *Das altfranzösische Jeu-Parti,* in *Roman. Forsch.* XIX, 2, 1905.

[3] Sulle *preguntas* spagnuole e portoghesi promette uno studio H. R. Lang, *Cancion. gallego-castelhano* I, New York, London 1902, p. 213.

[4] Scelgo speditamente gli esempi offerti dall'amico Menéndez y Pelayo nella sua *Antologia* (Vol. VI, pp. LXXVIII sgg.), il quale pur ricorda l'alternarsi delle questioni fra 'Gomez Manrique, Francisco Bocanegra, Juan de Mazuela, Diego de Benavides, Francisco de Miranda, Diego de Saldaña, Pero Guillen de Segovia, Pedro de Mendoza, Guevara, Alvarez Gato, el Clavero, D. Garci López de Padilla'. Vedi anche F. Wolf, *Studien,* p. 202.

ispirato in parte al *Filocolo* del Boccaccio, riempie di sottigliezze e lambicchi un suo *Veneris Tribunal,* devotamente offerto al duca d'Urbino.[1]

Che i versificatori del tempo, Castigliani, Catalani e Valenziani, amoreggiassero co' distilli in rima de' fratelli d'oltre Pirenei, ed a' dibattiti d'amore potessero essere stimolati dalle trobadoriche tenzoni e dai *jeux partis,* è innegabile, ma non è follia ritenere che, pur conservando l'ordine di rime del tipo provenzale, alquanto amassero ripetere anche i distilli e i cavilli, i 'dubii de amore',[2] de' fratelli d'Italia, e qualche eccitamento traessero dalle questioni esemplari, poste dal Boccaccio nel *Filocolo,*[3] messe già in terza rima, verso la metà del '400, nel *Libro di definizioni* del Senese Jacomo di Giovanni di Ser Minonio.

Alle questioni famose, svolgenti 'materias sotiles de amor', limitasi, fatto significantissimo invero, la traduzione parziale e frammentaria del *Filocolo,* tentata, nei primi decenni del '500, da un canonico,[4] Diego López de Ayala, 'persona muy cobdiciosa

[1] L'ispanista americano Huntington diede, or non è molto, una nitida ristampa dell'edizione napoletana del 1537 del *Veneris Tribunal.* Già s'è discorso delle *questioni* che allargano ed infastidiscono la *Historia de Grisel y Mirabella* di Juan de Flores.

[2] Stampano A. Luzio e R. Renier negli studi *La coltura e le relazioni letterarie di Isabella d'Este Gonzaga,* raccolti dal *Giorn. stor.*, Torino 1903, p. 114 una curiosa lettera di Giangiacomo Calandra, in cui è detto di una avventura d'amore risolver 'quasi un dubio de amore che si suole proponere, quale ami più fervidamente, o quello de dui gioveni, che non ha mai ancora accolto li frutti del suo amore, o quello che ha goduto de la persona amata'.

[3] Il prof. Giuseppe Zonta, per consiglio del maestro suo Crescini, attende ad uno studio sulle *Questioni d'amore.* Or, siccome a me pure fu mossa domanda sulla voga che tali dibattiti ebbero in Ispagna, dirò qui, per incidenza, sembrarmi inopportuno affatto ricercare l'origine de' *partimens* provenzali e francesi, e delle così denominate *corti d'amore* nelle consuetudini arabe, passate a traverso la Spagna, consuetudini che a noi, per investigar che si faccia, rimarranno occulte, in ogni tempo. Di nessun impulso furono, a parer mio, le questioni d'amore dibattutesi in Ispagna, in questo o in quest'altro secolo, sulle questioni rigogliosamente fiorenti in Italia nel primo '500, quando appunto le genti ispane maggiormente ammiravano in terra italiana i diporti, i trattenimenti, i giuochi di società, la coltura, il lusso e lo splendore delle corti, le galanterie e virtuosità, i sottili, melliflui e lambiccati discorsi de' cortigiani. La Francia stessa fa buon viso, in pieno '500, alle *questioni d'amore,* poste e risolte nel *Filocolo.* Quell'originale di Brantôme, che libava da ogni calice l'erudizione sua, e rivelavasi, in ogni tempo, amantissimo delle invenzioni spagnuole, offre ancora nelle *Vies des Dames galantes* (ed. di Amsterdam 1690, pp. 4 sgg.) un lungo dibattito sull'efficacia d'amore nelle donzelle inesperte e nelle donne vedove, e traduce e commenta la nona questione del *'Philocoppe'* del 'venerable et docte Bocace'.

[4] Singolare quest'insistenza delle pietose genti di chiesa nell'occuparsi del Boccaccio, e nel tradurre comechessia le opere sue. Ad un curato (Heinrich Leubing?) attribuisce il Drescher la versione tedesca del *Decameron,* che va sotto il nome di *Arigo* (C. Drescher, *Arigo, der Ueber-*

de servir .. á un su amigo', che dalla lingua originale toscana, volge in lingua di Castiglia le *Treze questiones muy graciosas del Philoculo,* e lascia poi occulta e sepolta l'opera sua. La toglie una prima volta dall'oblio un ignoto, e la divulga 'á hurtadas' in una stampa ormai irreperibile, credo del 1541, col titolo *Laberinto de amor que hizo en toscano el famoso Juan Boccacio.*[1] Torna a ripescarla, poco dopo, un ex-capitano, che finì eremita, Diego de Salazar, amico e ammiratore entusiasta del traduttore, allettato dal meraviglioso stile boccaccesco ('encomenzaronseme a encender las orejas de calor con la dulzura de su estilo'). V'aggiunge costui di suo, in strofe di undici ottonari, i sommari delle singole questioni, ed altrettanti sommari delle soluzioni, o 'respuestas' (di dieci ottonari quest'ultimi).[2] L'Ulloa poneva poi l'opera 'del famoso poeta y orador Juan Boccaccio', tradotta e già divulgata per le stampe, in calce, qual corollario, alla divulgatissima *Cuestion de amor.*

---

setzer des Decamerone und des Fiore di Virtù, in *Quellen und Forsch. z. Sprache und Kulturgesch.,* Straßburg 1900); finta invece un frate nel traduttore, il dotto recensente, G. Baesecke, nell'*Anzeiger f. deutsch. Alterth.* XXXIV, 255.

[1] Vidi e lessi, anni or sono, questa traduzione *Laberinto de amor ... agora nuevamente traduzido en nuestra lengua castellana* (*Laberinto* era titolo in voga, dopo le *Trecientas* di Juan de Mena, anche fuori di Spagna. *Labyrinthe de Fortune* intitola un'operetta sua Jean Bouchet). I miei appunti mi rimandano ad un'edizione del *Laberinto* di Sevilla 1541 (?), ma non so ora più bene donde li abbia cavati. Il Gallardo, *Ensayo* I, 890, non registra che l'edizione di Sevilla 1546, contemporanea alle *Treze Questiones,* e in cui è riassunto brevemente il contenuto novellesco del *Filocolo.*

[2] *Trece questiones muy graciosas sacadas del Philoculo del famoso Juan Bocacio, traducidas de lengua toscana en nuestro romance castellano con mucha elegancia y primor,* Sevilla 1546. Quando veramente uscisse la prima edizione di quest'opuscolo, che, per qualche tempo, giaceva dimenticato, come si rileva dall'avvertimento del Garay, non so dire. Il Gallardo, *Ens.* II, N. 2724, registra l'edizione di Toledo 1546; il Pérez Pastor, *La Imprenta en Toledo,* Madrid 1887, p. 93, quella successiva del 1549 (un'altra ne apparve nel 1553). Vedi sulla versione, P. Rajna, *L'episodio delle Questioni d'amore nel Filocolo del Boccaccio* in *Roman.* XXXI, 28 sgg., dove pure è un cenno alle *Treize elegantes demandes damours,* e alle *Thirteen most pleasant and delectable Questions entituled A disport,* non indipendenti, forse, dalla versione castigliana. 'Sembra ben verosimile', scrive il Rajna, p. 31, 'che l'impresa minore delle 'Treze Questiones' precedesse e servisse come di eccitamento alla maggiore dell'Arcadia'. Non ha nulla a che fare colle *Questiones de amor* boccaccesche, il *coloquio pastoril: Discordia y question de amor* di Lope de Rueda, riprodotto dall'Uhagon in *Rev. d. Arch., Bibl. y Mus.,* 1902, pp. 340 sgg. (trae una comedia de amores llamada *question de amor* | entre amor y unos pastores).

Gmunden. Arturo Farinelli.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Kleinigkeiten zur englischen Wortforschung.

1. Mittelengl. *bīke* 'Bienennest'.

Me. *bīke* 'Nest für wilde Bienen etc.; Bienenschwarm' führt Björkman, *Scandinavian Loanwords,* S. 202 ff., unter den Wörtern auf, *'the Scandinavian origin of which is tolerably certain.'* Die Quelle des Wortes ist nach ihm ein nur in neuschwed. *byke* 'Haufe gemeinen Volks, Gesindel' bewahrtes skand. Wort, das ursprünglich 'Bienenschwarm' bedeutet haben und eine Ableitung von aschw. *bȳ* 'Biene' sein soll. Diese Erklärung ist zwar auf den ersten Blick recht ansprechend, um so mehr als auch dem engl. *bike* die Bedeutung 'Gesindel' zukommt. Sie hat auch von verschiedenen Seiten Zustimmung gefunden, vgl. Binz, *Z. f. d. Ph.* 36, S. 508, Flom, *Journal of Engl. and Germ. Phil.* V, S. 423. Gewichtige Gründe sprechen jedoch gegen Björkmans Erklärung, und meines Erachtens kann sie nicht richtig sein.

Erstens ist das schwed. *byke* sehr spät belegt, meines Wissens erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts (Ihre, *Dialect-Lexicon,* 1766). Es scheint in den schwed. Mundarten nicht gerade viel verbreitet zu sein, wenigstens nach Rietz' Wörterbuch zu urteilen, und dem älteren Nordisch wie den übrigen skand. Mundarten ist es gänzlich fremd. Das beweist gewiſs nicht, daſs das Wort jungen Ursprungs ist, aber es erregt doch schon Bedenken.

Zweitens ist es mir sehr zweifelhaft, ob wir überhaupt berechtigt sind, ein mittels eines *-k-* (oder besser *-kia-*)Suffixes von aschw. *bȳ* abgeleitetes aschw. (adän.) **bȳke* 'Bienenschwarm' anzusetzen. Björkman teilt keine Fälle ähnlicher Bildung mit; er spricht nur ganz allgemein von einem *k*-Suffix, das kollektive Bedeutung gebe oder etwas dem Stammworte Zugehöriges bezeichne. Soviel ich weiſs, gibt es keine analogen Fälle. Die von Kluge, *Nom. Stammbildungslehre,* § 68, und Wilmanns *Deutsche Grammatik* II, § 284, aufgeführten westgerm. Wörter (ahd. *fedarah* u. dgl.) und die vereinzelten nordischen Bildungen (wie altn. *smalke, smelke* m., neuschwed. *smolk* u. dgl.), die man bei Hellquist, *Den nord. Nominalbildungen,* § 4, findet, enthalten vielleicht teilweise ein kollektives *k*-Suffix, aber keine von diesen Bildungen zeigt dazu noch ein *ia*-Suffix. Unter solchen Umständen ist Björkmans Hypothese doch mindestens sehr

kühn. Meines Erachtens kann neuschw. *byke* unmöglich mit aschw. *bȳ* in Verbindung gesetzt werden.

Mir ist es demnach nicht zweifelhaft, daſs engl. *bike* und neuschwed. *byke* ganz auseinander zu halten und voneinander unabhängig zu erklären sind. Von dem schwed. Worte hat Tamm eine durchaus befriedigende Erklärung gegeben, die das späte Auftreten des Wortes berücksichtigt. Das einzige, was gegen sie einzuwenden wäre, ist der Umstand, daſs sie Zusammenhang mit engl. *bike* ausschlieſst.

Auf den rechten Weg zur Erklärung des engl. *bīke* hat meines Erachtens schon Jamieson gewiesen, wenn er auf mndl. *biebock, biebuyck* 'apiarium' verweist. Im Mndl. findet sich auch das Simplex *buuc* in der Bedeutung 'Bienenkorb'. Ich glaube, *bīke* ist eine Ableitung von altengl. *búc* 'Bauch, Eimer'. Es entspricht einer altengl. Form mit *i*-Umlaut, z. B. **býce*, n. oder **býc*, f. In den nördlichen Mundarten, wo das Wort allein vorkommt, konnte eine derartige Form me. *bīke* ergeben.

Näher die Geschichte des Wortes festzustellen, dürfte wegen des Mangels an altengl. Belegen kaum möglich sein. Man kommt nicht über Möglichkeiten hinaus, und der Möglichkeiten gibt es ja viele. Die folgende Entwickelungsgeschichte scheint mir eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu haben.

Als altengl. Grundform kann man ein neutrales **býce*[1] etwa mit der Grundbedeutung 'bauchiger (runder) Gegenstand' ansetzen. Aus dieser entwickelt sich die Bedeutung 'Bienennest'; vgl. schwed. (mundartl. und veraltet) *billa* 'Nest für kleine Tiere', *gietingebilla* 'Hornisnest', die sich zu aschwed. *ēterbilla* 'Eitergeschwür', mndl. mndd. *bille* 'Arschbelle' stellen (s. Tamm, *Nordiska Studier,* S. 32 f.). Die weitere Bedeutungsgeschichte wäre ja ganz durchsichtig. Betreffs der Wortbildung kann auf Fälle wie neuschw. (mundartl.) *hyve* 'Lug' zu *huf* 'gewölbter Raum', altengl. *býre* 'Kuhstall' zu *búr* 'Kammer' u. dgl. verwiesen werden.

Noch eine andere Möglichkeit will ich hier erwähnen. Im vorangehenden bin ich stillschweigend davon ausgegangen, daſs die Bedeutung des mengl. *bīke* 'Nest für wilde Bienen' war. Nun kommt im neuengl. *bike* auch in der Bedeutung *'a building for the storing of grain',* nach dem Beispiele zu urteilen 'ein bienenkorbförmiger Stack', vor; vgl. *N. E. D., E. D. D.* Das scheint auf ein *bike* 'Bienenkorb' zu deuten, und diese Bedeutung ist in den beiden mittelengl. Belegen sehr gut möglich. Ist 'Bienenkorb' die ältere Bedeutung von engl. *bike,* so könnte sich das Wort zu mndl. *buuc* verhalten ungefähr wie altengl. *hýf* 'Bienenkorb' zu ndl. *huif,* was wohl auf alt-

[1] Zwischen diesem **býce* und norweg. *bykje* n., das neben *buk* in der Bedeutung 'Krebsschale' vorkommt, braucht kein unmittelbarer Zusammenhang vorzuliegen.

engl. *_býc_ f. (< *_bûkiô-_) führen würde. Denn _hýf_ ist wohl eher wie _iô-_ als wie _i_-Stamm aufzufassen. Zwar scheint der Plural _hyfi_ in Corp. gl. auf _i_-Stamm zu deuten, aber in diesem Text wird kaum streng zwischen _-i_ und _-e_ in Endsilben geschieden.

Bleibt somit in der Geschichte unseres Wortes vieles dunkel, so glaube ich jedoch gezeigt zu haben, daſs es mit neuschwed. _byke_ nicht zusammengestellt werden kann, sondern vielmehr zu altengl. _búc_ zu führen ist.

Ist meine Erklärung richtig, so könnte doch schlieſslich engl. _bike_ mit schwed. _byke_ verwandt sein. Denn das Verbum _byka_ 'bauchen', von dem _byke_ eine Ableitung ist, stellt sich vielleicht zu demselben germ. *_bûka-_, von dem engl. _bike_ abgeleitet ist.

2. Engl. _litmus_ 'Lackmus'.

Dies Wort wird wohl allgemein für ein ndl. Lehnwort gehalten und zwar für eine Entstellung von ndl. _lakmoes_. Vgl. z. B. die etymologischen Wörterbücher von Müller und Skeat, das _Century Dictionary_, das _New English Dictionary_ (wo jedoch als nächste Quelle mndl. _leecmos_, _lycmoes_ angegeben wird). Nur Fr. Koch, _Jahrbuch für Roman. und Engl. Literatur_ VIII, S. 323, hat meines Wissens diese Erklärung abgewiesen und _lit-_ von altn. _lita_ oder _litr_ hergeleitet. Über das letzte Glied des Wortes spricht sich Koch nicht aus.

Die landläufige Etymologie ist sicher unrichtig; _litmus_ ist skandinavisches Lehnwort, und die Quelle ist altn. _litmose_ 'Flechten, aus denen ein gewisser Farbenstoff bereitet wurde, z. B. _lecanora tartarea_'.

Als erster Beleg wird in dem _N. E. D._ einer von 1502 gegeben. Tatsächlich findet sich jedoch das Wort im Englischen viel früher. Alexander Bugge, _Studier over de norske byers selvstyre og handel før Hanseaternes tid_, Kristiania 1899, teilt S. 200 ff. einen Auszug aus den Custom Rolls der Stadt Lynn für die Jahre 1303—1307 mit. Hier wird unter den aus Norwegen importierten Waren mehrmals _litmose_ genannt. Daſs dies das altn. _litmose_ ist, kann ja nicht bezweifelt werden und wird auch von Bugge angenommen. Aber es ist ja ebenso augenscheinlich, daſs wir hier die Quelle des engl. _litmus_ haben. Noch im 18. Jahrhundert kommen von diesem die Formen _litmose_, _litmos_ vor. Engl. _litmus_ ist eins von den skandinavischen Wörtern, die durch den Handelsverkehr ins Englische gedrungen sind.

Der Wechsel von _u_ und _o_ in der letzten Silbe erklärt sich einfach daraus, daſs infolge der schwachen Betonung _o_ zu _ə_ übergegangen war, und diesen Vokal konnte man ja ebensogut mit _u_ als mit _o_ bezeichnen; vgl. _stirrup_ aus me. _stirop_. Auch die Form _litmas_ kommt vor. Wenn die Form _litmus_ durchgedrungen ist, so kann das teilweise Einfluſs von deutsch. _lackmus_ oder ndl. _lakmoes_ (gespr. _-mūs_) zugeschrieben werden. Solcher Einfluſs erklärt sich gut daraus, daſs es namentlich Holland ist, wo der Farbenstoff hergestellt wird.

3. Mittelengl. *meth* 'met'.

Neben gewöhnlichem *mede* (< ae. *medu*) kommt im Mittelenglischen nicht selten eine Form *me[e]th* (*meþe*) vor, die z. B. bei Chaucer *C. T. A.* 3261 durch den Reim als wirklich gesprochene Form gesichert wird. Aus ae. *medu* kann sich dies *meeth* kaum, wie Dibelius, *Anglia* XXIII, S. 450, zu glauben scheint, entwickelt haben. Vielmehr ist es eine dem skand. (aisl. *mioþr*) entlehnte Form und Björkman, *Loanwords*, S. 164, nachzutragen.

4. Engl. *squint* 'scheelen'.

Die Etymologie dieses Wortes ist noch nicht gefunden worden. Murray (*N. E. D.* s. v. *asquint*) vergleicht zögernd (siehe auch *Trans. Phil. Soc.* 1882—1884, S. 510 f.) *squint* in *asquint* mit ndl. *schuinte* 'Schiefheit, Schräge'; aber dieser Gleichung stehen lautliche Schwierigkeiten im Wege. Das *ui* in ndl. *schuin, schuinte* dürfte auf älteres *û* zurückgehen; entlehntes *schuin* dürfte im me. *askoyne* vorliegen. Skeat, *Concise Et. Diction.*, bezeichnet die Herkunft von *squint* als dunkel.

Das anlautende *squ-* deutet auf Entlehnung. Ich glaube, *squint* ist skandinavischer Herkunft.

Zum Ausgangspunkt für meinen Erklärungsversuch wähle ich neuengl. *squint 'to squirt'* (auch subst. mit der Bedeutung *'a squirt'*), das im *E. D. D.* als Dialektwort aus Nottinghamshire mitgeteilt wird. Diesem entspricht an Form und Bedeutung durchaus ein vielverbreitetes skand. Wort, z. B. norweg. (mundartl.) *skvetta* st. v. 'spritzen' (intr.), das wahrscheinlich auf älteres **skwinta* zurückgeht, vgl. Noreen, *Aisl. Gramm.*³, § 106, 1. In den älteren skand. Sprachen ist das Wort nicht belegt. Aisl. *skuetta* 'verschüttet werden', das von Noreen a. a. O. aufgeführt wird, findet sich bei Fritzner nicht und dürfte Vigfussons Wörterbuch entstammen, wo *skvetta* als neuisl. Wort gegeben wird. Dennoch kann es kaum zweifelhaft sein, daſs das Wort alt und echt nordisch ist, da es in mehreren lebenden Sprachen vorkommt.

Ich glaube nicht, daſs die auffällige Übereinstimmung des engl. *squint* mit skand. *skvetta* auf Zufall beruht. Vielmehr ist neuengl. *squint 'to squirt'* ein skand. Lehnwort, das in älteren Denkmälern zufällig nicht belegt ist.

Es fragt sich nun, ob auch engl. *squint* 'scheelen' mit *squint* 'spritzen' und skand. **skwinta* in Verbindung gesetzt werden kann. Ich glaube, das ist möglich, zwar nicht unmittelbar, da das Verbum *squint* eine späte Rückbildung von *asquint* zu sein scheint (vgl. *N. E. D.* s. v. *asquint*), aber wohl mittelbar durch dies letztere Wort, das schon um 1230 belegt ist.

Ein starkes Verb **skwinta* oder Ableitungen davon kommen in mehreren skand. Sprachen und Mundarten vor, und zwar in mehreren Bedeutungen. Norweg. *skvetta* st. v. ist intrans. und bedeutet

u. a. 'spritzen, sprudeln; auffliegen, auffahren, plötzlich die Flucht ergreifen (von Tieren gesagt); vor Schrecken zittern; auffahren, zusammenfahren' (Aasen, *Norsk Ordbog*). Das entsprechende schwache *skvetta* ist transitiv; es bedeutet 'ausschütten, spritzen' u. dgl. Neuisl. *skvetta* wird nur intransitiv in der Bedeutung 'spritzen' gebraucht. In schwed. Mundarten finden sich das nur intransitive *skvitta* und *skwätta,* das sowohl intransitiv wie transitiv, stark wie schwach gebraucht wird. Augenscheinlich sind hier das starke intransitive und das schwache transitive *skwätta* zusammengeworfen worden. Die Bedeutungen von *skwätta* sind u. a. 'spritzen, tropfen; regnen; vor Schrecken zusammenfahren oder auffahren, schnell zur Seite weichen' (vergl. Rietz' *Dialekt-Wörterbuch*). Dän. *skvætt* (*skvatte*) bedeutet 'spritzen; verschütten (z. B. Geld); ohnmächtig werden'. Die ältesten Belege der Wortgruppe finde ich im Dänischen, wo *skvatte* um 1622, *skvatmølle* 'kleine Mühle' um 1643 bezeugt sind; vgl. Kalkar, *Ordbog til det ældre danske Sprog.*

Die Bedeutung 'spritzen' kommt dem Worte in allen Sprachen, wo es überhaupt belegt ist, zu und ist ja die einzige des neuisländ. *skvetta.* Demnach kann es nicht zweifelhaft sein, daſs diese Bedeutung ein hohes Alter beanspruchen kann. Bedeutungen wie 'auffliegen, vor Schrecken auffahren, zusammenfahren, zur Seite weichen', die in schwed. und norweg. Mundarten vorkommen, dürften auf eine gemeinsame Bedeutung, wie etwa 'eine plötzliche Bewegung machen', zurückgehen, und der dän. Bedeutung 'ohnmächtig werden', die sich mit der von 'zusammenfahren' nahe berührt, liegt wohl dieselbe Bedeutung zugrunde. Die Bedeutung 'eine plötzliche Bewegung machen' läſst sich also, wie es scheint, in drei verschiedenen Sprachen nachweisen und dürfte demnach alt sein, wenigstens alt genug, um für die Erklärung des engl. *asquint* in Anspruch genommen zu werden. Ich glaube aber, wir können noch einen Schritt weiter machen und diese Bedeutung für ursprünglicher als die von 'spritzen' halten.

An sich scheint es mir wahrscheinlicher zu sein, daſs die allgemeinere Bedeutung die ältere ist. Weiter legt ein anderes skand. Wort von ähnlicher Bedeutung, dessen Geschichte wir verfolgen können, diese Auffassung nahe. Aisl. *støkkva* st. v. ist intransitiv und bedeutet u. a. 'durch eine plötzliche Bewegung aus der Lage kommen (Fritzner gibt es auch mit *skvætte* wieder); prallen; fliehen; spritzen' (auch hier übersetzt Fritzner mit *skvætte*). Das trans. *støkkva* schw. v. bedeutet 'vertreiben; spritzen'. Dieselben Bedeutungen wie das starke *støkkva* hat das entsprechende aschw. *stiunka* (*stionka*) st. v.; das schwache *stænkia* bedeutet 'ausschütten; spritzen' u. dgl. In der neuschwed. Schriftsprache ist nur das letztere bewahrt; *stänka* bedeutet nur 'spritzen', transitiv und intransitiv. In dieser Wortgruppe hat sich die Bedeutung 'spritzen' sicher aus der Bedeutung 'durch eine plötzliche Bewegung aus der Lage kommen' oder dgl. entwickelt. — Noreen stellt *skuetta* zu griech. *σπενδειν*. Ob diese Zusammen-

stellung sich mit der von mir angenommenen älteren Bedeutung des Wortes vereinigen läſst, kann ich nicht entscheiden. Wenn nicht, möchte ich lieber Zusammenhang mit dem griech. Worte als die von mir aufgestellte ursprünglichere Bedeutung aufgeben. — Die Bedeutungen der beiden Verba aisl. *støkkva,* aschw. *stiunka* und norweg. *skvetta* etc. zeigen so viele Berührungspunkte, daſs man fast versucht sein könnte, zwischen ihnen einen näheren Zusammenhang anzunehmen und zwar derart, daſs **skwinta* (> *skvetta*) aus **stinkwa* (> *støkkva*) durch eine Art Metathese entstanden wäre; vgl. Kluge, *Grundr.*[2] I, S. 384.[1] Doch darauf lege ich keinerlei Gewicht. Übrigens ist die Etymologie des skand. **skwinta* für unseren Zweck von sekundärer Bedeutung. Kehren wir zum engl. *asquint* zurück.

Wie Murray bemerkt, in *Trans. Phil. Soc.* 1882 – 1884, S. 512 f., dürfte die Grundbedeutung dieses Wortes etwa *'off at an angle'* sein. Es ist eine Bildung ganz derselben Art wie engl. *aslant* 'schief' oder *astray* 'irre', d. h. wie sich *aslant* (me. auch *aslent*) zu dem Verbum **slanten, slenten* 'gleiten' u. dgl., *astray* zu me. *straien* 'irre gehen' stellt, setzt me. *asquint* ein unbelegtes me. Verbum **squinten* voraus. Und wie *aslant* durch *'slantingly, in a slanting manner (direction)'*, *astray* durch *'in a straying manner'* wiedergegeben werden kann, so wäre *asquint* mit *'in a "squinting" manner'* wiederzugeben. Die Bildungsweise der Wörter ist freilich nicht klar. Man erwartet in *aslant, astray* Zusammensetzungen von Präp. *on* (*a*) und Subst. oder möglicherweise Adv. **slant,* **stray*; solche sind im Mittelenglischen nicht belegt.

In dem vorauszusetzenden me. Verbum **squinten* erblicke ich eine Entlehnung von skand. **skwinta,* und diesem Verbum kam also die Grundbedeutung 'eine plötzliche Bewegung machen' zu. Daraus entwickelten sich leicht Bedeutungen wie 'eine Bewegung seitwärts machen' (vgl. schwed. *skvätta* 'zur Seite weichen'), 'eine abweichende Richtung nehmen', 'prallen' (vgl. die Bedeutungen von skand. *støkkva, stiunka*), 'to go off at an angle' u. dgl. Zu me. **squinten* in einer derartigen Bedeutung stellt sich, wie ich glaube, das Adv. *asquint.*

Die Einzelheiten der Geschichte des Wortes können natürlich nicht mit Sicherheit festgestellt werden. An meiner Erklärung mag vieles zu ändern sein; im wesentlichen glaube ich aber das Richtige getroffen zu haben.

Etwas auffällig mag vielleicht erscheinen, daſs me. *asquint* zuerst in einem südlichen Denkmal (Ancren Riwle) belegt ist. Das spricht jedoch nicht gegen nordische Herkunft, da dies Denkmal mehrere skand. Wörter enthält.

---

[1] [Korrekturnote: Dieser Gedanke ist wohl aufzugeben. Falk-Torp, *Etymologisk Ordbog,* s. v. *skvette,* stellen dies Wort zu ai. *skándati* 'schnelle, springe, spritze', air. *scendim* dass.; nach dieser Etymologie wären beide Hauptbedeutungen von **skwinta* matt.]

Somit wäre für die alten skand. Sprachen ein starkes Verbum *skwinta mit den Bedeutungen 'eine plötzliche Bewegung machen' u. dgl. und 'spritzen' aufzustellen. Das Englische nahm das Wort mit beiden Bedeutungen auf und hat sie bis auf den heutigen Tag bewahrt, die eine zwar nur im Adv. *asquint* mit der daraus entwickelten Wortgruppe, die andere in einer einzigen Mundart.

Lund. Eilert Ekwall.

Zu John Heywoods 'Wetterspiel'.

Da eine direkte Vorlage zu diesem Zwischenspiel[1] bisher meines Wissens nicht bekannt geworden ist, dürfte es nicht überflüssig sein, darauf hinzuweisen, daſs sich in Lukians Dialog *Ikaromenippos*[2] Züge finden, die direkt oder indirekt dem englischen Dichter einige Motive geliefert haben könnten.

Bekanntlich tragen im Wetterspiel Vertreter verschiedener Stände dem Jupiter ihre einander widersprechenden Wünsche in bezug auf die Witterung vor. Ebenso hört Zeus in Kap. 25 des Lukianschen Dialogs, wie einige Schiffer um Nordwind, andere um Südwind bitten, wie ein Bauer um Regen fleht, ein Walker oder Tuchscherer (*κναφεύς*) um Sonnenschein. Heywood läſst V. 363 ff. den Kaufmann um günstigen, jeweils nach Bedarf wechselnden Fahrwind beten, vgl. besonders V. 371:

East, west, North, and South, as beste may be set.

Um Regen dagegen bittet bei ihm der *Watermyller* V. 443 ff., um Sonnenschein die Wäscherin (*launder*) V. 894 ff. Lukians Zeus hört alle Bitten an und untersucht jede sorgfältig, um dann einzelne zu gewähren, andere abzuschlagen. Einmal, als zwei Männer gleichzeitig um ganz entgegengesetzte Dinge gebeten hatten, ist er unschlüssig, erwägt die Sache lange hin und her und bleibt schlieſslich die Entscheidung schuldig. Am Ende der Audienz — die allerdings nur durch Öffnungen im Himmelsboden vor sich geht, durch die er die Gebete hören kann — erhalten Wetter und Winde seine Befehle (Kap. 26): 'Heute soll es bei den Skythen regnen, bei den Libyern blitzen, bei den Hellenen schneien; du, Boreas, blase in Lydien, du, Notos, halte Ruhe; der Zephyros soll die Adria aufwühlen, und an Hagel sollen gegen tausend Scheffel über Kappadokien ausgeschüttet werden!' Entsprechend bestimmt Jupiter bei Heywood V. 1156 ff., daſs das Wetter wie bisher veränderlich bleiben soll, damit die Wünsche der verschiedenen Interessenten nacheinander erfüllt werden können.

Das andere Motiv, worin der englische Dichter mit dem Spötter

[1] Herausg. von Brandl, Q. F. LXXX, S. 211 ff. Vgl. dazu Einl. S. XLVII ff. und Young, *Mod. Phil.* II, 97 ff.

[2] *Editio princeps:* Florenz 1496. Neue Ausgabe von Sommerbrodt, Berlin 1896, Vol. II, P. 2, pag. 142 ff.

von Samosata übereinstimmt, ist die Figur des *Mery Report* (als *Vice*). Wie er keck bei dem Himmelsgotte eindringt, so kommt *Menippos*, der Held des Lukianschen Dialoges, gleich Ikaros mit Flügeln in den Olymp (Kap. 22) und wird sogleich von Zeus mit der homerischen Frage empfangen (Kap. 23):

τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν; πόθι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆες;

Vgl. dazu Wetterspiel V. 101:

Why, what arte thou that approchyst so ny?

Als *Mery Report* seinen Auftrag ausgerichtet hat und wieder im Himmel erscheint, erzählt er ruhmredig, welche Orte er alle besucht habe (V. 195 ff.). In derselben Weise berichtet im griechischen Dialoge Menippos seinem Genossen, wie er von der Erde zum Monde, von da zur Sonne, und schliesslich zur Burg des Zeus geflogen sei. Man vergleiche den Anfang (Kap. 1): 'Also 3000 Stadien waren es von der Erde bis zum Monde ... von da hinauf zur Sonne gegen 500 Parasangen' usw. mit Heywood V. 195 f.:

How be yt, yf ye sayd, I coulde not well tell,
But suer I thynke a thousande myle from hell.

Mit der Aufzählung der zahlreichen von ihm besuchten Städte und Länder (V. 199 ff.) läßt sich bei Lukian, Kap. 11, die Nennung verschiedener Gebirge und Gegenden vergleichen, die Menippos bei seinen Flugübungen berührt und vom Monde aus gesehen hat. — Die Art ferner, wie der *Gentylman* von *Mery Report* empfangen und vor den Thron Jupiters geführt wird (V. 217 ff.), ist der Szene bei Lukian, Kap. 22, nicht unähnlich, in der Hermes dem Ankömmling die Himmelstür öffnet und ihn bei Zeus meldet.

Die Götterversammlung endlich, worin am Ende des Dialoges Zeus eine donnernde Strafrede gegen die unnützen Philosophen hält, könnte vielleicht die Veranlassung zu der Eröffnungsrede Jupiters im Wetterspiele gegeben haben: da erzählt nämlich der Gott selbst als Prolokutor von dem Streite der Wettergottheiten, die vor seinen Thron geladen sich gegenseitig anklagten.

Wenn die beiden Dichtungen im übrigen, was Plan und Durchführung der Idee[1] betrifft, auch stark voneinander abweichen, so dürften doch die genannten Übereinstimmungen kaum als Zufall betrachtet werden können. Sei es nun, daſs Heywood unmittelbar aus Lukian geschöpft hat, sei es, daſs ihm dessen Dialog schon in französischer oder lateinischer Bearbeitung vorlag: ein Zusammenhang des Wetterspieles mit dem *Ikaromenippos* wird sich schwerlich in Abrede stellen lassen. Auch hier zeigt sich wieder deutlich, wieviel die spätere Zeit trotz aller Neuerungen dem Altertum verdankt!

Kiel. F. Holthausen.

---

[1] Vgl. die Inhaltsangaben des Heywoodschen Stückes bei Swoboda, Wiener Beitr. III, 38 ff. und bei Brandl a. a. O. I. f.

Ne. *rape* und *riding* 'Bezirk'.

Diese Wörter werden allgemein für nordische Entlehnungen gehalten. Am ausführlichsten wird eine solche Auffassung von Steenstrup, *Normannerne* IV, S. 75 und 93, begründet. Er leitet *rape* aus dem altn. *hreppr* 'Bezirk' (oder aber aus der von ihm angegebenen Nebenform *hrappr*), *riding* aus altn. *þriðjungr* 'Drittel', auch 'Bezirk', altdän. *thrithing,* her. Diese Etymologien haben allgemeinen Beifall gefunden. Sie werden z. B. vom *Century Dictionary,* Skeat, *Et. Dictionary,* Jespersen, *Growth and Structure of the English Language* 1905, S. 73, und anderen als richtig anerkannt. Meines Wissens hat aber noch niemand sich die grofsen lautlichen Schwierigkeiten, die mit dieser Auffassung verbunden sind, klargemacht. Man hat die Etymologien in allen anderen Beziehungen so einleuchtend gefunden, dafs man über die lautliche Seite der Frage ganz hinweggesehen hat. Nur über einen Punkt ist man ins klare gekommen: *þ* in **thriding* ist in den Verbindungen *North-thriding, East-thriding* und *West-thriding* lautgesetzlich geschwunden. Aber andere Schwierigkeiten sind noch zu überwinden. Aus altn. *hreppr* kann nur engl. **rep,* aus *hrappr* nur **rap* und aus *þrĭðjungr, thrĭthing* nur *(th)rithing* mit *ĭ* in der Stammsilbe werden. Diese Schwierigkeiten lösen sich aber ohne weiteres, wenn wir normannische Vermittelung annehmen. Die altenglischen Bezeichnungen **hrep* (**hrap*) und **þriþing,* die durch die Nordleute seinerzeit eingeführt waren, wurden also von den Normannen in die offizielle Terminologie aufgenommen[1] und sind von da aus wieder in die englische Volkssprache eingedrungen.

1) *rape* 'a division of the county of Sussex, intermediate between a hundred and the shire' (*Cent. Dict.*), nach Wright, *Engl. Dial. Dict.*, 'a division of the county comprising several hundreds'. Hier gilt es zuerst die Konsonantenquantität zu erklären. Wie bekannt, deckten sich die altfrz. Quantitäten, namentlich die der Vokale, nicht völlig mit den englischen in entsprechender Stellung; das Altfrz. kennt aufserdem in der Regel wahrscheinlich nur einfachen Konsonanten.[2] Bei der Aufnahme des Wortes ins Anglonormannische ist also die Quantität des *p* wahrscheinlich beträchtlich gekürzt worden. Es ist aber nicht notwendig, die anglonorm. Form als *rape* anzusetzen. Auch eine anglonorm. Form mit *pp* — das Anglonormannische kennt nämlich im Gegensatz zu den anderen französischen Dialekten vielfach doppelten Konsonanten, ja einfacher intervokalischer Konsonant wird nach kurzem Tonvokal im Anglonormannischen sogar vielfach gedehnt — würde aber bei Rückentlehnung ins Englische *rape* er-

[1] Steenstrup führt *treding* aus dem *Domesday Book* an.

[2] Vergl. Morsbach, *Die angebliche Originalität des frühmittelenglischen King Horn,* Halle 1902, S. 32 (= Beiträge zur rom. u. engl. Philologie, Festschrift für Wendelin Förster, S. 328).

geben können. Es genüge, auf die analogen Fälle bei Morsbach a. a. O. hinzuweisen; so entspricht z. B. dem altfrz. *passer* me. *pācen* und *passen* (ne. *pace* und *pass*). Ein anglofrz. **rappe* würde also selbstverständlich me. **rape* ergeben können. Vgl. altfrz. *grape, grappe* > ne. *grape*. — Aber auch der Vokallaut macht Schwierigkeiten, denn ein altn. **hrappr* 'a district', das vielfach als die Quelle des englischen Wortes angeführt wird, scheint nicht zu existieren. Der von Cleasby-Vigfússon angeführte Eigenname *Hrappr,* der eine Nebenform zu *hreppr* sein soll, kann doch kaum ernsthaft mit in Betracht genommen werden. Es wäre entschieden vorzuziehen, wenn wir von der einzigen sicheren altn. Form *hreppr* ausgehen könnten. Dies ist meines Erachtens auch tatsächlich der Fall. Und zwar sind hier zwei verschiedene Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen. Es ist wohl möglich, daſs hier altn. bezw. altengl. *ĕ* durch anglonorm. *a* wiedergegeben worden ist. Solche Fälle sind auch sonst vorhanden. So findet sich im *Domesday Book* für Essex neben seltenem *-dena* sehr häufig *-dana.*[1] Auch möge auf solche Doppelformen innerhalb des Französischen selbst als *aretter* und *aratter*, woraus me. *araten*, ne. *rate* 'to chide, reprimand' — wo freilich die Verhältnisse etwas anders liegen — hingewiesen werden. Eine zweite Möglichkeit ergibt sich in der Lautentwickelung innerhalb des Dialekts von Suffolk. Bei dem Fehlen von frühen Belegen und bei der unsicheren Lage dieser Frage kann ich aber auf diese letzte Möglichkeit nicht näher eingehen.

Es erübrigt nun, über das nordische Substrat ein paar Bemerkungen zu machen. Das Wort *hreppr* ist nur im Westnordischen belegt,[2] *rape* würde also auf eine norwegische Ansiedelung in Suffolk hinweisen. Nach Falk u. Torp, *Etymol. Ordbog* s. v. *rimpe,* soll das Wort aus einem älteren **hrimp-* entstanden und mit ne. *rimple*, mhd. *rimphen* 'in Falten, Runzeln zusammenziehen, krümmen, rümpfen' verwandt sein. So besonders einleuchtend finde ich diese Zusammenstellung nicht. Vor allen Dingen macht hier die semasiologische Frage Schwierigkeiten. Auſserdem würden wir in dem Worte das einzige Beispiel unter den nord. Lehnwörtern von der nord. Assimilation *mp* > *pp* zu erblicken haben; das wäre an und für sich nichts unmögliches, aber da wir sonst kein einziges ganz sicheres Beispiel von den Assimilationen *mp* > *pp, nt* > *tt, nk* > *kk* in den nordischen Lehnwörtern besitzen (vgl. Björkman, *Scand. Loanwords,* S. 169), so hätten wir doch eher hier eine Form ohne Assimilation zu erwarten, wenn *pp* in altn. *hreppr* aus *mp* entstanden wäre.

[1] Vgl. Stolze, *Zur Lautlehre der altengl. Ortsnamen im Domesday Book.* Berlin 1902, S. 16. Auch *mare* und *stade* ebenda sind in Betracht zu ziehen.

[2] Schwed. dial. *repp* 'mindre trakt af en socken' in dem Norwegen benachbarten Dalsland darf nicht für ostnordisch gelten.

2) *riding* 'one of the three divisions of the county of York'. In den nordischen Lehnwörtern im Englischen wird nord. *ð* in der Regel als Reibelaut beibehalten. Die Normannen konnten aber den Laut zur Zeit der Entlehnung nicht aussprechen, sondern liefsen ihn entweder ausfallen oder ersetzten ihn durch den stimmhaften Reibelaut *j* [1] oder durch den stimmhaften Verschlufslaut *d*. [2] *d* in *riding* deutet also unverkennbar auf anglonormannische Vermittelung hin. In derselben Weise erklärt sich meines Erachtens das me. *ī*, das von der ne. Form vorausgesetzt wird. Das *i* in der anglonormannischen Aussprache fiel hinsichtlich seiner Quantität weder mit engl. *ĭ* noch mit engl. *ī* zusammen, mufste aber mit einem von den beiden wiedergegeben werden. Dazu mögen nun freilich andere Momente, z. B. Assoziation mit dem Verbum *rīden*, hinzugekommen sein. *riding* könnte ja von dem Volke etwa als ein Bezirk, der von den inspizierenden Beamten in einer gewissen Zeit beritten werden kann, aufgefafst worden sein.

Göteborg. Erik Björkman.

---

[1] Vgl. Morsbach a. a. O. S. 9 (305). Die Schreibung *trihing* (Steenstrup, S. 75) gibt vielleicht eine Aussprache mit weggefallenem *d* wieder.
[2] Vgl. Luhmann, *Die Überlieferung von Laȝamons Brut*. Halle 1905, S. 38. Stolze a. a. O. S. 41.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 13. Dezember 1904.

Herr Risop erörtert die Formen, unter denen sich nach Auffassung der mittelalterlichen Christenheit die Beförderung der Seelen der soeben aus dem Leben Geschiedenen in die Hölle vollzog, und zwar im Anschlufs an die Verhaltungsmafsregeln, deren Innehaltung das sogenannte anglonormannische Adamsspiel (12. Jahrhundert) bei solcher Gelegenheit den Darstellern zur Pflicht macht. Er hebt aus ihnen insbesondere den Akt der Fesselung heraus und verfolgt die sehr seltenen Spuren dieser Vorstellung, soweit man ihrer innerhalb der Kunst und Literatur des Abendlandes ansichtig wird, und zeigt, dafs erst bei der Massenbeförderung der Seelen, wie sie uns die Darstellungen des jüngsten Gerichts auf den Bogenfeldern der Westportale französischer und deutscher Kathedralen romanischen oder gotischen Baustils, dann aber auch der Rahmen des Dürerschen Allerheiligenbildes zeigen, dieses Motiv häufiger verwendet wurde. Ungeachtet der starken Analogien, die sich aus den in der Savitriepisode des Mahabharata erzählten Ereignissen entnehmen lassen, glaubt der Vortragende nicht, dafs ein Zusammenhang zwischen dem altindischen und dem christlichen Ideengebiet anzunehmen sei; sonst anzutreffende christliche Darstellungen von den letzten Dingen legen vielmehr die Vermutung nahe, dafs die Vorstellung rein christlichen Ursprungs sei, zumal die bei der Fesselung und Abführung üblichen Einzelheiten, soweit sich aus der mittelalterlichen Literatur und Ikonographie ergibt, mit den Formen, die den der weltlichen Gerichtsbarkeit Verfallenen gegenüber beobachtet wurden, auffallend übereinstimmen. Der Vortragende schliefst mit einem Blick auf die Attribute des *Amor carnalis,* wie ihn Giotto auf seiner Allegorie der Keuschheit in der Unterkirche zu Assisi und nach Boccaccio gleichzeitig mit ihm auch Francesco da Barbarino, doch ohne den Rosenkranz, in uns unbekannten Gedichten geschildert hat. Der Vortragende zeigt, dafs die Vogelklauen des, wie bei den alten Christen so auch hier, als Dämon gedachten Amors schon in vorgiottoscher Zeit an den Teufeln gewöhnlichen Schlages zu bemerken seien, und Amor bereits in früheren byzantinischen Malereien wie auch auf späteren französischen Holzschnitten mit der Augenbinde erscheine; neu sei nur der um den Oberkörper geschlungene Strick mit den daran befestigten Herzen, ein Motiv, dessen Beziehungen zu der oben geschilderten Fesselung der Seelen offen zutage liegen, ohne dafs sich feststellen lasse, von welchem der beiden Künstler diese eigenartige Neugestaltung der Idee ausgegangen sei.

Herr Kuttner erinnert an die Ketten, die Marleys Geist in Dickens *Christmas Carol* mit sich schleppe, und Herr Münch an ähnliche Vorstellungen im Volksglauben.

Herr Münch macht auf eine neue Übertragung von Carducci und die *Revue germanique* aufmerksam und berichtet sodann über Eindrücke pädagogischer Art von einer Reise nach England. In London bestehen

vier deutsche Schulen; eine seit 110 Jahren in St. Mary; eine zweite seit 100 Jahren ist die St. Georgsschule; eine dritte ist in Islington, und eine vierte ist die katholische Bonifaciusschule in Whitechapel. Die deutschen Väter der Schüler sind meist Handwerker und Arbeiter, die ihre Kinder aus praktischen Gründen auf die deutsche Schule schicken; da die Mütter meist Engländerinnen sind, haben es die Lehrer nicht leicht, ihren Schülern das Deutschtum zu erhalten, und es gelingt ihnen das auch nur teilweise. Die Schulen sind recht rückständig in bezug auf ihre Lage und ihre Ausstattung. Überdem hat namentlich die katholische Schule Schwierigkeiten mit den polnischen und litauischen Elementen unter ihren Schülern. Jedenfalls verdienen die an diesen Schulen wirkenden Lehrkräfte unsere volle Sympathie. — In den höheren Schulen, wo der fremde Besucher jetzt freundlicher aufgenommen wird als früher, fällt die weitgehende Spezialisierung auf, die man den Schülern bei ihren Studien gestattet. So hatten an einer Schule 8 Schüler ihre Abschlufsprüfung für Mathematik bestanden und widmeten sich nur noch dem Studium des Lateinischen und Griechischen. Der neusprachliche Unterricht ist fast durchweg in guten Händen; aber wenn auch die Lehrer die fremden Sprachen beherrschen, die Schüler treten nach englischer Art wenig aus sich heraus, und ihre Lebendigkeit und Teilnahme am Unterricht ist geringer als bei uns. Das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern erscheint sehr angenehm, ebenso das zwischen Direktoren und Lehrern. Aber selbst in den besseren Schulen sind die Subsellien ganz elend, sogar vielfach ohne Rückenlehne. Auch zertiert wurde noch. Das Züchtigungsrecht existiert, aber es wird — aufser von den Monitoren — kaum mehr ausgeübt. An einer Schule allerdings bedeutete die Aufsteckung einer Rute den Beginn des Unterrichts. Das Andenken an berühmt gewordene frühere Schüler wird sehr gepflegt; so z. B. zeigt man in Harrow, wo man noch viele Byron-Andenken besitzt, den Brief, worin Byrons Mutter sein Nichtkommen damit entschuldigt, dafs er so verliebt sei. — Was das Universitätsleben betrifft, so ist es in einigen Colleges feierlicher und steifer als in anderen. Die Studenten erhalten zwei Gänge zum dinner, die Bachelors drei, die Professoren vier; die beiden ersten Gruppen haben auch noch Bänke ohne Rückenlehne. Die wissenschaftliche Höhe der Vorträge ist leidlich, wenn auch nicht immer das, was wir gewöhnt sind. Die Hälfte der Zuhörer sind Studentinnen, die von ihren männlichen Kommilitonen getrennt sitzen. In moralischer Beziehung ist manches gesunder als bei uns; vormittags wird studiert, der Nachmittag gehört allgemein dem Spiel und Sport; gekneipt wird nur im Freundeskreise.

Herr Dr. Thurau wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 10. Januar 1905.

Herr A. Tobler besprach drei Erscheinungen des neufranzösischen Sprachgebrauchs, die nach seiner Meinung in den ihm bekannten Grammatiken und Wörterbüchern des In- und des Auslandes unzulänglich behandelt oder auch ganz mit Stillschweigen übergangen sind. 1. Die Möglichkeit und die Art und Weise der Verwendung des Gerundiums solcher Verba, welche, als Verba finita gebraucht, ein *il* als 'grammatisches Subjekt' vor sich haben würden. Hier sollten die Grammatiken die Fälle reiner Subjektslosigkeit von denen scheiden, wo ein Subjekt in Form eines Infinitivs oder eines Subjektsatzes folgt. Warum in dem einen wie in den anderen Fällen ein pronominales Subjekt beim Gerundium nicht stehen kann, ist leicht zu erkennen. Es ist deswegen nicht möglich, weil es nur ein betontes sein dürfte, das neutral gebrauchte *il* aber eine betonte Form nicht neben sich hat; es ist aber auch gar nicht nötig. Dafs das Gerundium wirklich subjektloser Verba nicht gebraucht werde, mufs bestritten

werden. *y ayant, en étant de même* begegnen bis auf den heutigen Tag sehr häufig, während freilich ein **pleuvant encore*, **fallant croire* u. dergl., deren italienische oder spanische wörtliche Wiedergaben tadellos sein würden, schwerlich jemals vorkommen.

2. *aussi bien* im Sinne desjenigen bloſsen *aussi* zu gebrauchen, welches als 'Satzadverbium' den Ausdruck eines Sachverhaltes an den vorangegangenen eines anderen Sachverhaltes reiht und andeutet, daſs der zweite dem ersten entspreche, sei es als natürliche Folge, sei es als erklärende Ursache, soll nach Deschanel eine *déformation de la langue* sein. Daſs dem so nicht sei, wurde an zahlreichen Stellen aus Autoren ohne Tadel dargetan und zugleich gezeigt, daſs Herkunft und Bedeutung jedes der zwei Wörter sie durchaus geeignet machen, zusammentretend die gekennzeichnete Funktion zu übernehmen. 3. Weit eher lieſse sich die Bezeichnung 'Verunstaltung der Sprache' darauf anwenden, daſs die Franzosen zwar *du beau, du vrai* sagen, dagegen *rien que de beau, de vrai*, wo doch jeder grammatischen oder logischen Analyse der sogenannte Teilungsartikel durchaus und einzig angemessen scheinen muſs. Dem allgemeinen Gebrauche gegenüber — denn ein *rien que de l'inédit* erscheint als auffällige Ausnahme — schweigt natürlich jeder Tadel und hat man sich auf die Frage nach der Ursache der seltsamen Abweichung vom Naturgemäſsen zu beschränken. Sie liegt aller Wahrscheinlichkeit nach in der Einwirkung der nicht minder häufigen und ihrerseits unanfechtbaren Verbindung *rien de vrai, de beau.* Das heute übliche *rien que de vrai* scheint sich früher als aus dem 16. Jahrhundert nicht nachweisen zu lassen. Und das wird nicht überraschen, da bis zu dieser Zeit *rien* noch seinen ursprünglichen Charakter bestimmter bewahrt hat, ein zuerst weibliches, dann männliches Substantiv geblieben ist, das ein Adjektivum (ohne *de*) einfach als Attribut zu sich nahm, wie das in einigen wenigen, aus alter Zeit stammenden Verbindungen *rien tel, rien autre,* noch immer statthat (vgl. *Archiv* CXIV, 482).

Herr Penner spricht über Jonas, *25 Gedichte in französischer Sprache*, und über Dickmann-Heuschen, *Lesebuch.*

Sitzung vom 24. Januar 1905.

Herr Penner sprach über einige neuere Lehrmittel für den Unterricht im Französischen. Zunächst wurden die Bücher von Kurth (Lissa), von Lagarde und Dr. Müller, von Harnisch und von Kron erörtert, welche zu Sprechübungen anleiten sollen und welche jedes in seiner Weise und für bestimmte Gattungen von Schulen zu empfehlen sind. Besonders die Bücher von Harnisch und Kron verdienen warme Anerkennung. — Sodann ging der Vortragende im Anschluſs an die Besprechung der Kühn-Diehlschen Lehrbücher, die im Archiv erschienen ist, zur Erörterung der Frage über, wie die Lehre vom französischen Infinitiv am zweckmäſsigsten in der Schule zu behandeln sei. Es empfiehlt sich, nach einleitenden Bemerkungen über Substantivierung des Infinitivs (*le devoir* usw.) und über die Präpositionen, die ihn regieren, zunächst den Infinitiv mit *à* zu behandeln, weil in ihm ein klarer Grundsatz durchweg zur Geltung kommt; dieser Infinitiv antwortet nur auf die Fragen: wem? wozu? woran? wohin? wobei? Doch muſs der Schüler auf die abweichende Bedeutung von *chercher à* (sich Mühe geben bei), *réussir à* (Glück haben in), *aimer à* (Gefallen finden an), *apprendre à* (sich heranmachen an) usw. aufmerksam gemacht werden. Der Infinitiv mit *de* folgt zunächst demselben Gedanken, indem er auf die Fragen wessen? wovon? antwortet. Dann aber — und das allein ist die Schwierigkeit für den Schüler — steht der Infinitiv mit *de* meist als Antwort auf die Fragen wer? oder was? und wen? oder was? wo die Logik den reinen Infinitiv zu verlangen scheint und *de* sich nur als ein Wort darstellt, das gewisse nebeneinander stehende und von-

einander abhängige Satzteile verknüpft. Die Konstruktion des reinen Infinitivs findet sich wohl, aber nur als Ausnahme. Besonders zu üben sind die verschiedenen lehrreichen Konstruktionen von Verben wie *offrir de* und *s'offrir à, refuser de* und *se refuser à, résoudre de* und *se résoudre à, jurer* = *promettre* und = *assurer, dire* = *assurer* und = *ordonner*. — Auch die zweckmäfsigste Darstellung des Kapitels von den relativen und fragenden Fürwörtern wurde erörtert.

Herr Dr. Wespy hat sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 14. Februar 1905.

Herr Spies sprach über das Thema 'Englische Wörterbucharbeit und Vorführung des Gowerschen Wortschatzes'. Der Vortragende ging von den bisherigen Leistungen auf dem Gebiet der englischen Lexikographie aus, deren augenblicklicher Stand kurz charakterisiert wurde, und erörterte dann im ersten Teil die für die mittelenglische Wörterbucharbeit, insbesondere für die Fortführung des Mätzner-Bielingschen Werkes aufzustellenden Forderungen im Anschlufs an die in verwandten Disziplinen (besonders der lateinischen und germanistischen) gemachten Vorschläge und Erfahrungen und legte zugleich die Grundsätze dar, die für die weiteren Sammlungen zu den Buchstaben N—Z den Mitarbeitern vorgezeichnet werden sollen. — Im zweiten Teil führte der Vortragende den von ihm seit 1899 angelegten Zettelapparat vor, der den Wortschatz von John Gowers *Confessio Amantis* mit Angabe sämtlicher Belegstellen enthält. Entstehung, Anlage und Zweck wurden eingehend geschildert und zum Schlufs darauf hingewiesen, dafs eine derartige Katalogisierung des Wortschatzes zurzeit für Chaucer und für die gesamte altenglische Literatur möglich und höchst wünschenswert sei. Der erste Teil des Vortrags wird durch den Druck der Grundsätze jedem Interessenten zugänglich gemacht, der zweite gelegentlich in ausführlicher Form veröffentlicht werden.

Herr Adolf Tobler wies auf eine Reihe von Schwierigkeiten hin, welche sich der Abfassung eines wissenschaftlichen Wörterbuches entgegenstellen, wenn es nicht ins Riesenhafte wachsen soll; soll man z. B. alle Wörter aufnehmen, die mit Vorsilben zusammengesetzt sind, welche sich in der betreffenden Sprache vor jedes Zeitwort setzen lassen, wie im Altfrz. *re-* und *s'entre-*? Er habe in seinen Sammlungen mundartliche Formen im Stichwort in die Mundart der Isle de France umgesetzt; dazu müsse man aber die Ableitung des umzusetzenden Wortes kennen. Godefroy habe eine empfindliche Lücke gelassen, insofern er in sein Wörterbuch alle die Wörter, welche noch im Neufranzösischen fortleben, nicht aufgenommen habe.

Herr Adolf Müller berichtet im Namen der Revisionskommission; es wird hierauf den Herren Kassenführern vom Herrn Vorsitzenden Entlastung erteilt.

Herr Dr. Wespy wird als Mitglied aufgenommen. — Zur Aufnahme gemeldet hat sich Herr Dr. Wilhelm Greif, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium.

Sitzung vom 28. Februar 1905.

Herr Herzfeld sprach in Anknüpfung an eine Schrift von H. Ley (Erlangen 1904) über das Leben und die Werke der Lady Craven, der letzten Markgräfin von Ansbach-Bayreuth (1750—1828). Sie stammt aus der Familie Berkeley; noch sehr jung heiratete sie Lord Craven, von dem sie nach dreizehnjähriger Ehe geschieden wurde. Nach längeren Reisen auf dem Kontinent folgte sie der Einladung des Markgrafen Karl Alexander nach Ansbach, wo sie erst seine Maitresse, im Jahre 1791 aber seine Gattin wurde. Ihr Leben und Treiben bietet manche Parallele zu Schillers

'Kabale und Liebe'. Ihrem Einfluſs nachgebend trat der Markgraf seine Länder an Preuſsen ab und siedelte mit ihr nach England über, wo er 1806 starb. Sie überlebte ihn noch 22 Jahre. — Von ihren Werken wurden zunächst die dramatischen kurz vorgeführt. Sie hat Lustspiele und Opern in engl. und französ. Sprache verfaſst, die durchweg von geringem Werte sind. Nicht höher stehen ihre Erzählungen und Gedichte. Am interessantesten ist für uns ihre Bearbeitung von Schillers 'Räubern', die freilich in den letzten beiden Akten eine arge Verballhornung des Originals darstellt. Am wichtigsten sind (neben ihren Reisebriefen) die Memoiren, die sie hinterlassen hat. In vielen Dingen oberflächlich und nicht immer der Wahrheit getreu, enthalten sie doch manches Charakteristische und Wissenswerte. Im ganzen stellt sich uns die Markgräfin als Typus der aristokratischen Dilettantin dar.

Herr Carel berichtet über den am 23. September 1904 zu Berlin verstorbenen Privatgelehrten Herrn Julius Speier, der sich etwa seit 1875 bis zu seinem Tode mit nspr. Literatur beschäftigte, viel gelesen und übersetzt hat und eine vortrefflich zusammengestellte Bibliothek der Meisterwerke deutscher, französischer, spanischer und portugiesischer Literatur in den besten Ausgaben hinterlieſs. Von den etwa 10000 Bänden kommen auf das Spanische ungefähr 700 Bände, deren Benutzung Speier neben anderen Freunden auch dem Referenten mit freundlichster Bereitwilligkeit anheimgab. Von Speiers Druckschriften bespricht Herr C.: 1. '*Fern im Süd,*' eine Novellensammlung aus Pedro A. de Alarcón, O. Munilla, Francesco Fl. Garcia und Gustavo A. Bécquer. Berlin 1885. 2. Die '*Fabulas Literarias*' des Don Tomás de Iriarte. Berlin 1885. 3. und 4. '*Unverfängliche Geschichten*' mit ausgewählten Beiträgen aus der komischen Literatur von Gómez de Ampuero, Manuel Cubas, Narciso Campillo; erschienen in Eckhsteins Reisebibliothek. Die sämtlichen Bände enthalten gute, zum Teil treffliche Verdeutschungen. Auch im Prosadrama hat sich der Übersetzer versucht; mit gleichem Glück, wie z. B. '*Conjuración de Venecia*' (1310) des Martínez de la Rosa erweist, die jedoch ungedruckt blieb. — Sehr umfangreiche Manuskripte liegen vor von spanischen Lyrikern, besonders 17.—19. Jahrhunderts, in denen Speier eine auſserordentliche Belesenheit besaſs und an deren formvollendeter Wiedergabe er lange arbeitete. Leider hat er das begonnene Werk nicht zu Ende führen können, das vielleicht zu einer kritischen Geschichte der span. Lyrik schätzenswertes Material geboten hätte. In der gegenwärtigen Form sind die Übersetzungen zum groſsen Teil noch nicht druckreif. Zweimal, nämlich am 8. Februar 1898 und am 8. Mai 1900, hat Herr Speier in der Gesellschaft Gedichte von Manuel M. Flores, Acuña, Manuel de Villegas und Jorge Manrique in seiner Übersetzung vorgetragen. Referent gibt dann als Probe aus den hinterlassenen Manuskripten den sehr geschätzten '*Himno al Sol*' des Espronceda in Speiers Verdeutschung.

Herr Oberlehrer Dr. Greif wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 14. März 1905.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Ableben zweier Mitglieder, der Oberlehrer Dr. Joh. Böhm-Berlin und Dr. Reich-Gr. Lichterfelde. Die Versammlung ehrt ihr Andenken durch Erheben von den Sitzen.

Herr Münch spricht über die '*Angeleïda*' des Erasmo di Valvasono, den er als einen Vorgänger Miltons bezeichnet, womit aber nicht angedeutet sein solle, daſs M. diesem (ebensowenig wie einem der sonstigen, ziemlich zahlreichen Vorgänger in der Behandlung des Stoffes von *Paradise Lost* bezw. bestimmter Seiten dieses Stoffes) etwas für den Wert seiner eigenen Dichtung Wesentliches entlehnt habe. Diese im 18. Jahrhundert aufgetauchte Ansicht hat längst bestimmt zurückgewiesen werden

müssen. Als interessant darf hier aber immerhin die Vergleichung zwischen den beiden Vertretern zweier verschiedenen Jahrhunderte, Nationen, Religionen wohl gelten. Erasmo di Valvasone hat 1523—1593 in Friaul, meist in Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse, gelebt; 1825 ist in einer Sammlung von Werken einheimischer (Friauler) Dichter, die in Udine erschien, seine Angeleïda an erster Stelle neu veröffentlicht worden, mit einer etwas überschwänglichen Verherrlichung seines poetischen Schaffens (das übrigens u. a. auch ein schwungvolles Lehrgedicht '*La Caccia*' umfafst). In diesem Elogio wird eine Bekanntschaft Miltons mit der 1590 erschienenen Angeleïda als wahrscheinlich hingestellt, werden auch einige Mängel und Widersprüche hervorgehoben, die sich Erasmo im Unterschied von Milton nicht habe zuschulden kommen lassen. Der Vortragende gibt nun eine eingehende Analyse des (in ottave rime abgefafsten) italienischen Epos, dessen Schwächen dabei von selbst hervortreten, während anderseits der Wohlklang der Verse, auch die gelungene Ausführung mancher einzelnen Partien Anerkennung verdient. Die Verquickung der streng kirchlich-dogmatischen Anschauungen mit antikisierenden Elementen ist für die Zeit überhaupt charakteristisch; dabei erinnert die gestaltende Phantasie Erasmos allerdings mehr an eine ältere Periode der italienischen Malerei. An Geschmacklosigkeit bietet er für unser Gefühl nicht wenig. Die seelischen Vorgänge entbehren aller Originalität und Vertiefung. Weiterhin wird dann ausgeführt, wie sehr Milton — bei gewissen, sehr erklärbaren Koinzidenzen — durch Gestaltungskraft, persönlichen Aufschwung, Weite des Gesichtskreises, auch sprachliche Originalität über seinem italienischen Vorgänger stehe, wie er es auch erreicht habe, für das kaum Abzubildende doch mitunter treffliche Bilder zu finden, und vor allem wie weit er mit der Seelenschilderung des Fürsten der gefallenen Engel die früheren Bearbeiter unter sich lasse. So führt die Betrachtung der (übrigens in Italien selbst wenig mehr gekannten) Dichtung des E. di Valvasone zu einer um so begründeteren Würdigung des grofsen englischen Sängers.

Herr Gade spricht über einige Erscheinungen aus der französischen Marineliteratur. Unter den Historikern der französischen Marine verdienen Beachtung C. Chabaud-Arnault, der eine Gesamtdarstellung der Geschichte der Kriegsmarinen (*Histoire des flottes militaires*) geschrieben hat, ferner E. Jurien de la Gravière, dessen Werk *Les Guerres maritimes sous la République et l'Empire* zu dem Besten gehört, was auf diesem Gebiet geschrieben ist; endlich Maurice Loir, dessen jüngstes Buch *Études d'histoire maritime* über manches, wie z. B. die Seeschlacht bei Aboukir, Napoleon I. und die Marine, Neues und Interessantes bringt.

Von Gravières obengenanntem Werk ist eine Bearbeitung für die Schule bei Weidmann erschienen.

Sitzung vom 28. März 1905.

Herr Förster sprach über Carducci und seine deutschen Übersetzer. Er gab zunächst einen Abrifs des bedeutendsten italienischen Liederdichters unserer Zeit, einen Abrifs, der zugleich dessen dichterische Eigenart begründete und seine Werke nach Form und Inhalt beleuchtete. Zugleich wies er auf C. als Gelehrten hin; der Dichter hat als solcher einen Lehrstuhl für italienisches Schrifttum in Bologna inne. Die Hymne auf Satanas ist voller Schwung der Sprache und packenden Gedankengehaltes; nur der Name ist ein Mifsgriff, und einige dunkle Stellen belasten dieses Gedicht, wie viele andere; es hatte eigentlich ein Psalm auf Phöbos Apollon werden sollen. Die letzterschienenen '*Rime et ritmi*' zeigen noch keine Abnahme seiner dichterischen Kraft, wenn sie auch von Sonnenuntergangswehmut erfüllt sind; wir mögen aber noch auf manches schöne Werk des

Dichters hoffen. Carducci wird von seinem Volk nicht verstanden werden, kaum von allen Gebildeten; er geht selbstherrlich, abseits vom Volkstone, seinen einsamen Weg, wie ein Dante. Immerhin geht aber doch manches schöne Stimmungsbild alle an und leicht bei allen ein. Leider hat er auch Schule gemacht; doch ist er selbst frei von jenem naturalistischen 'Verismus', gesund-natürlich und dichterisch-natürlich, soweit als seine Gedichte nicht mit geschichtlichem und gelehrtem Stoffe belastet sind. Carduccis '*Heidentum*' ist nichts nur Verneinendes; es ist die Verehrung der schönen, festen, alten klassischen Form, die 'Liebe zur edlen Natur, von der die einsame semitische Abstraktion so lange und mit so wilder Feindschaft den Geist des Menschen abgewandt hatte'. Und es ist die Auflehnung des plastischen, antiken 'Klassizismus' gegen die unklare 'Romantik', die Gegenwirkung gegen die verbummelte, nachlässige Dichtweise seiner Zeit. Aus dieser flüchtet er sich ins Trecento und noch weiter zurück in die Welt der Römer und Griechen bis hinauf zum ewig jungen Homer. Dabei ist er immer ein echtes Maremmenkind und ein Sohn seiner Zeit geblieben. In Ergänzung des Lebensbildes wies der Vortragende die Eigenart des Dichters an einer Reihe von Stellen nach. Er kam zum Schlusse auf die Übersetzer zu sprechen, die Frage vorausschickend, ob — vom Schauspiel abgesehen — Übersetzungen überhaupt rätlich seien. Dies zugegeben, mögen sie sinn-, nicht wortgetreu sein; auch das Versgetreu sei nicht notwendig. Es solle nicht an einer Einführung, an einer Wertung des Dichters, an erläuternden Anmerkungen fehlen. Am besten auch werde der Urtext neben die deutsche Fassung gedruckt. Von C. liegen vor die Übersetzungen von B. Jacobson mit einer vortrefflichen Einleitung von Hillebrand, von P. Heyse, von Mommsen und Wilamowitz-Möllendorff (deutsch und italienisch), im Buchhandel nicht erschienen; von Händler. Diese letzte ist die reichhaltigste, und sie ist in der Hauptsache wohlgelungen. Vereinzelte Versuche haben Jul. Schanz und Herm. Grimm gemacht.

Herr A. Tobler fügte einiges hinzu über die gelehrte Tätigkeit Carduccis, sowie über die Art, wie dieser in seinen *Odi barbare* antike Versbildung zu neuem Leben zu erwecken versucht hat.

Herr Direktor Dr. Werth in Potsdam hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 11. April 1905.

Herr Brandl sprach über eine neue Art, Shakespeare zu spielen. Die heutige Bühnenkunst verwendet mit dem gröfsten Erfolg ihre Mittel, um die Illusion bei der Darstellung der Shakespeareschen Dramen zu erhöhen. Die Volksszenen im Julius Cäsar nach Art der Meininger, die Waldszenen im Sommernachtstraum, wie sie im Neuen Theater Berlins vorgeführt werden, sind ein Beweis dafür.

Doch hatte auch die alte Bühne Shakespeares Vorzüge, die freilich seit dem 17. Jahrhundert in Vergessenheit geraten sind, obschon der Dichter gerade jenen Einrichtungen seine Dramen angepafst hatte.

Der Fufsboden der Bühne sprang nämlich bis in die Mitte des Parterres vor, so beim Globus-Theater und bei dem 1599 erbauten Fortuna-Theater. Das war günstig z. B. für den Sprecher eines Monologs. Auf der hinteren Hälfte der Bühne stand nicht nur ein Balkon, sondern auf Säulen ein mit Fenstern versehenes oberes Stockwerk, das bald Mauerzinnen, bald Privatgemächer, bald eine Galerie für Geister darstellen konnte. So nahm am Abend oben Julia Gift, während man unten das Hochzeitsmahl bereitete. Am Morgen oben Entsetzen, als die Dienerin Julias Tod verkündete, während unten der Bräutigam mit Musikanten aufzog. Heute hilft man sich hier mit Streichungen und läfst sogar den Bräutigam mit Musikanten in das Schlafzimmer der Braut eintreten.

Leicht zu vermeiden sind auch heute die Pausen, die Sh. gar nicht kannte. In der Folio (1623) sind noch viele Stücke ohne Akt- und Szenenpausen gedruckt. Heinrich VIII. dauerte ohne Pause nur zwei Stunden. War Dekorationswechsel nötig, so wurden ein oder zwei Szenen vor dem Vorhang gespielt, der die Bühne in der Mitte teilte, also vor dem Doppelstockwerk hing. Vor dem Vorhang war eine offene Strafse, Schlachtfeld, Wald u. ä., aber nie Dekoration. Hinter dem Vorhang war immer eine bestimmte Stätte zwischen vier Wänden mit vielerlei Dekorationen. Diese hintere Illusionsbühne brauchte keine Verwandlungspausen wie bei uns, man spielte inzwischen auf der illusionslosen Vorderbühne weiter.

Das griechische Trauerspiel freilich hatte Pausen, in die es den Chor verlegte, und die Oper des 17. Jahrhunderts füllte die Pausen mit Musik aus und verschob nach der Rückkehr der Stuarts den Vorhang von der Mitte an den Vorderrand der Bühne. Hiernach wurden dann unsere Dramen, z. B. Tell, eingerichtet. Die abgeschaffte Zwischenaktsmusik war durchaus an ihrem Platze. Wollte Sh. sehr grofse Zeitabstände markieren, so liefs er wie im Heinrich V. und im Wintermärchen einen Prologredner auftreten. Bei Stücken loserer Fügung (Hamlet, Lear, Königsdrama) zerlegen die modernen Pausen die Stücke leider in eine Reihe Tableaus. Hamlet, in zwei Stunden gespielt, würde nachhaltiger wirken als in der jetzt üblichen Vorführung.

Am 29. April 1905 wird nun in Weimar eine pausenlose Aufführung Richards II. gewagt werden. Die Darsteller sind durchaus dafür, weil häufige Pausen sie oft aus der Stimmung bringen. Da eine Drehbühne in Weimar nicht vorhanden ist, wird man die Pausen durch einen Mittelvorhang beseitigen.

Im ersten Akt sitzt der König bereits auf dem Thron und ladet Bolingbroke und Mowbray nach Coventry. Vorhang fällt. Vor demselben spricht Gaunt mit einer Herzogin über eine Untat des Königs und geht dann vor unseren Augen ab. Inzwischen ist hinter dem Vorhang die Coventryszene vorbereitet. Der Vorhang geht hoch. Der König zieht ein, Turnier und Verbannung folgen. Vorhang fällt. Vorn bleibt der verbannte Bolingbroke mit seinem Vater zurück.

So wirkt der erste Akt konzentrischer, die Hauptszenen treten mehr ins Licht, die Sympathieszenen in den Schatten.

Im zweiten Akt vorn Gespräch des Königs mit seinen Günstlingen. Sie treten ab. Vorhang geht hoch. Richard II., der auf den Besitz des sterbenden Gaunt Hand legt.

Vorhang fällt: Gaunts Freunde planen den Aufstand. Vorhang hebt sich: Die Königin redet mit den Günstlingen. Vorhang fällt: Lagerszene, die Königlichen auf der einen Seite, Bolingbrokes Leute auf der anderen. Vorhang weg: Der König in Schlofs Flint, steigt hinab zu den Aufrührern, wird abgeführt.

Vorhang fällt: Königin und Gärtner. Hinten wird die Westminsterhalle vorbereitet, in der die Abdankung (vierter Akt) erfolgt.

Der Schlufsakt braucht drei Szenen mit Dekoration, daher vor jeder Hauptszene (Bolingbroke als König — Richard im Kerker — Bolingbroke auf dem Thron) einige Aktionen vor dem Vorhang.

In England hat man seit einigen Jahren zwar Versuche gemacht, die Pausen auszuschalten, aber die Vorhangsgesetze nicht beobachtet; daher kam kein Vorteil heraus.

Auch Drehbühnen haben nicht leisten können, was Sh. verlangte. In neuester Zeit beschäftigen sich die amerikanischen Universitäten gleichfalls mit dem Problem der Shakespeareaufführungen. —

Herr Cornicelius sprach über George Sands soziale Romane. Die Scheidung der Romane George Sands in vier Gruppen, neuerdings in der literarhistorischen Betrachtung fast allgemein angenommen, wird mit

Unrecht hier und da (so von Karénine, von Leblond, Revue de Paris, 1. Juli 1904) angegriffen; sie ist im wesentlichen wohlbegründet. Die sozial-humanitäre Gruppe, hauptsächlich vertreten durch Le Compagnon du tour de France, Le Meunier d'Angibault, Le Péché de Monsieur Antoine, steht bei den Franzosen nicht in besonders gutem ästhetischem Ruf. Sieht man diese Romane vor allem auf den charakteristischen Teil ihres Inhalts an, so ist am wichtigsten der zuletzt (1847) erschienene: Le Péché de Monsieur Antoine. Der von dem gut gezeichneten industriellen Unternehmer Cardonnet vertretenen praktisch materiellen, rationell egoistischen Lebensauffassung stellen sich in dessen Sohn Émile, dem Marquis von Boisguilbaut und dem Grafen Antoine von Châteaubrun und seiner Umgebung Idealisten verschiedener Schattierung gegenüber. Émile Cardonnet, der seinem Vater vergeblich den, wie er überzeugt ist, sicheren praktischen und ideellen Erfolg eines kommunistisch betriebenen Fabrikunternehmens ausmalt, findet ganz unverhofft in dem letzten Abkömmling eines altadligen Geschlechts einen ausschweifenden theoretischen Kommunisten, der ihn als sozialpolitischen Sohn und Erben adoptiert und ihm Grundbesitz und reiche Geldmittel zu dem praktischen Versuch einer landwirtschaftlichen Kommunegründung hinterläſst. — Dieselben kommunistischen Ideen, die hier breiter vorgetragen sind, künden sich in dem zwei Jahre älteren Roman: Le Meunier d'Angibault (1845), schon an, und auch dem Helden in Le Compagnon du tour de France (1840) schwebt einmal eine gemeinnützige Verwendung ihm zugedachten Reichtums im Sinne Émile Cardonnets vor. Sonst aber handeln beide Romane hauptsächlich von der sozialen Verwerflichkeit des Reichtums. In Le Compagnon du tour de France ist die Schilderung der französischen Gesellenbünde jener Zeit kulturgeschichtlich von Wert. Der Titel bezeichnet ein Mitglied eines Gesellenbundes, das Frankreich durchwandert hat. *Le tour de France* scheint aber auch die Gesamtheit der in der Wanderbewegung begriffenen verschieden inkorporierten Handwerksgesellen zu bedeuten (vgl. Bd. I 79. 92). — George Sand hat auch in der Journalistik für ihre sozialen Ideen eifrig gearbeitet, bis zu den Junitagen 1848. Dann schied sie aus der kämpfenden Opposition, ohne wesentlich ihre Gesinnung zu ändern. Ihre guten Beziehungen zu Napoleon benutzte sie, um das Schicksal politisch Verfolgter, soviel sie vermochte, zu mildern.

Sitzung vom 25. April 1905.

Herr Splettstöſser spricht über Ada Negri. Der Vortragende schildert die norditalienischen Industrie- und Arbeiterverhältnisse, das Milieu, in dem Ada Negri geboren und aufgewachsen ist. Ihr Lebenslauf offenbart ihre Abhängigkeit von dieser Umgebung, ihr Ringen und Streben darüber hinaus. Aus diesen Faktoren erwächst ihre Dichtung, deren Grundthema der Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft ist. Wie der Russe Gorki, weiht sie den unteren Volksklassen ihr Mitleid und ihre Hoffnung. Die Propaganda für ihre Erhebung gründet sie auf die Mutterschaft, die allen Menschen heilig ist. In ihrem Zeichen sind alle Menschen gleich; vor ihr verschwinden die trennenden Gegensätze, und es wird möglich die Rückkehr zur Natur, die Rückkehr zur Einfachheit und Menschenliebe, wie sie einst das Evangelium gepredigt hat. — Der Vortrag einiger Gedichte in Hedwig Jahns Übersetzung erläuterte das Gesagte.

Herr A. Tobler setzte die früher (in den Sitzungen vom 21. April und 19. Mai 1903) gegebenen Mitteilungen aus den in seinem Besitze befindlichen Briefen Gaston Paris' an Friedrich Diez fort und begleitete sie mit den zu völligem Verständnis nötig scheinenden Erläuterungen. Das Ganze soll demnächst im Archiv veröffentlicht werden.

Herr Oberlehrer Düvel wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 16. Mai 1905.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Tode des Mitgliedes der Gesellschaft, Oberlehrers Karl Falck. Die Anwesenden ehren sein Andenken durch Erheben von den Sitzen.

Herr Lamprecht spricht über Hanotaux, *Histoire de la France contemporaine*, Band 2. Er enthält in Kap. 1—9 die Politik vom 24. Mai 1873, die moralische Ordnung, die monarchischen Bestrebungen, die Zusammenkunft der Grafen v. Chambord und des Abgesandten Chesnelong in Salzburg am 14. Oktober, den Brief des Grafen vom 27. Oktober, die Festlegung des Septennats für den Präsidenten, das zweite Ministerium Broglie, in dem der Herzog Decazes das Äufsere, jener das Innere hatte, den bewaffneten Frieden und den Kulturkampf und den Sturz von Broglie am 16. Mai 1874.

Über Quellensammlung, Auffassung und Darstellung ist dasselbe zu sagen wie über den ersten Band (siehe *Archiv* CXIV, 173). Von bisher ungedruckten Quellen sind zu nennen die Memoiren von Mac Mahon, Aubry und dem Grafen von Paris, die Erinnerungen von dem Vicomte d'Harcourt, dem Grafen de Vaussey, die Briefe des Herzogs Decazes und des Generals le Flô, der Briefwechsel von Taine u. a. Eingehende, zum guten Teil auf persönlicher Bekanntschaft beruhende und deshalb treffende Charakteristiken finden sich von Mac Mahon, Herzog de Broglie, Gambetta, Herzog von Audiffret-Pasquier, Laboulaye und dem Herzog Decazes.

Die Kapitel 10—13 behandeln die Wiederaufrichtung Frankreichs und das Emporkommen der republikanischen Staatsform, den Stand der Literatur, der Künste und Wissenschaften, die sittliche Krisis in jener Zeit. Wenn die ersten neun Kapitel den Geschichtsforscher interessieren, so fesselt das zehnte besonders von der volkswirtschaftlichen und der gesellschaftlichen Seite. Das elfte ist für die Lehrer des Französischen das wichtigste, denn darin wird behandelt der nachwirkende Einflufs von V. Hugo, Michelet, Balzac und G. Sand, der Einflufs des Krieges auf Philosophie und Geschichtsforschung, auf das Theater, den Roman, die Literatur über die Neuordnung des Staates, die gelehrte und Gelegenheitsliteratur in Büchern und Zeitschriften, sowie endlich die Presse. Im zwölften findet sich Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei, sowie Musik; unter den Wissenschaften besonders die recht eigentlich modernen, nämlich Physik, Chemie, Elektrizität und Anthropologie. Das letzte, am schwersten zu verstehende wird besonders den Geschichtsphilosophen anziehen. Wie der erste Band, so verdient auch dieser für die Bibliotheken der Realgymnasien und Oberrealschulen die allerwärmste Empfehlung.

Sitzung vom 26. September 1905.

Der Vorsitzende, Herr Adolf Tobler, dankt in dieser ersten Sitzung nach den Ferien der Gesellschaft für die Ehrungen zu seinem 70. Geburtstage, besonders für die literarische Festgabe, die recht verdienstliche und wertvolle Arbeiten enthalte.

Sodann macht er Mitteilung von dem Ableben des Ehrenmitgliedes der Gesellschaft, Hofrats Mussafia in Wien, der erst im Februar dieses Jahres seinen 70. Geburtstag gefeiert und nach Aufgabe seiner Lehrtätigkeit sich nach Florenz zurückgezogen habe. In Spalato als Sohn eines Rabbiners geboren, studierte er zuerst Medizin und trat dann zum Katholizismus über, um eine öffentliche Stellung einnehmen zu können. Wie Frl. Elise Richter in den zu seinem letzten Geburtstage herausgegebenen 'Bausteinen zur romanischen Philologie' nachgewiesen habe, seien von ihm nicht weniger als 336 Arbeiten erschienen, die nicht nur von grofser Gewissenhaftigkeit und Feinheit in der Form, sondern auch von erstaunlicher

Vielseitigkeit zeugten; mit Ausnahme vielleicht des Rhätoromanischen habe er alle romanischen Dialekte in gleich eingehender Weise behandelt. Seine Hauptarbeiten sind die über die Legenden vom Kreuzesholz und von den Wundern der Jungfrau Maria. Eine Sammlung altfranzösischer Legenden in Prosa, die er begonnen hat herauszugeben, wird wahrscheinlich nicht vollendet werden. Am meisten Verbreitung fand seine Italienische Grammatik; aber sie hat am wenigsten Wert.

Auch ein ordentliches Mitglied der Gesellschaft ist gestorben: der Buchhändler Albert Cohn, der das 77. Lebensjahr erreicht hat. 22 Jahre war er Besitzer der Firma Asher, beschäftigte sich aber seit 1874 mit dem Antiquariat und lebte in den letzten Jahren ausschliefslich wissenschaftlicher Tätigkeit. Namentlich seine bibliographischen Studien über Shakespeare und sein Buch 'Shakespeare in Germany' sind sehr geschätzt. — Die Gesellschaft ehrt das Andenken beider Herren durch Erheben von den Sitzen.

Herr Münch spricht über *'Die Gestalt des Aufidius in Shakespeares Coriolanus'*. Im 'Coriolanus' spiegelt sich der Charakter des Helden auf mannigfache Weise in den umgebenden oder gegenüberstehenden Gestalten. Dabei ist aber die Auffassung dieser Gestalten und dessen, was sie dem Helden gegenüber bedeuten sollen, bei den Beurteilern vielfach ungleich. Dies kann schon für Menenius gelten oder für Volumnia, gilt aber am meisten für Tullus Aufidius. Vorwiegend handelt es sich um die Frage: Ist A. wesentlich als haltlose oder als tückische Natur aufzufassen? Das letztere ist namentlich die Überzeugung von Oechelhäuser. Zugleich hat Bulthaupt an der Zeichnung der Gestalt durch den Dichter viel auszusetzen. Unter anderem wird die nötige Vollständigkeit des Bildes vermifst und in der zum Schlufs geäufserten 'rapiden und wohlfeilen' Reue ein technisch-psychologischer Mangel gefunden. Oechelhäuser anderseits sucht zu beweisen, dafs der bei der Aufnahme des verbannten Coriolan an den Tag gelegte Edelmut des Aufidius als durchaus erheuchelt aufgefafst werden müsse. Der Vortragende findet, dafs Shakespeare in allem Wesentlichen einfach der Charakterschilderung seiner Quelle, des Northschen Plutarch, gefolgt sei und diese Schilderung nur ausgeführt und vertieft habe, dafs das Charakterbild des A. durchaus vollständig und deutlich genug sei, und er charakterisiert diese Gestalt schliefslich durch eine Zusammenstellung mit derjenigen von König Richard II. Entgegengesetzte Stimmungen streben auch bei jenem rasch zu mafslosem Ausdruck, eine überleicht erregte Phantasie übt eine starke Herrschaft über das Fühlen und Wollen, starker Stimmungsumschlag liegt niemals fern, und das empfindlichste Selbstgefühl wird zugleich zur Qual und zur Versuchung. Des Aufidius Wesen und dasjenige Coriolans treten auseinander wie starre Stetigkeit und lockere Unstetigkeit, wie anspruchsvoller Stolz und empfindlicher Ehrgeiz, wie Übermenschentum und Grofsmannssucht.

Herr Rudolf Tobler erstattete einen Bericht über den Ferienkursus, der im August 1905 in Edinburg stattgefunden hat. Der Leiter des Kursus war der im englischen Unterricht wohlerfahrene Professor Kirkpatrick, die Universität hatte die Räume, auch ihre Bibliothek nebst Lesesaal dazu hergegeben. Unter den englischen Vorlesungen war besonders zu rühmen die des Herrn Jack (*Tennyson and Browning*) und die von Herrn Professor Kirkpatrick (*English Language and Grammar*), letztere für Ausländer besonders wichtig durch die Anführung und Erklärung zahlreicher idiomatischer Ausdrücke. In englischer Sprache waren ferner Vorlesungen über Phonetik (Prof. Sweet), über Unterrichtsmethode (Mifs Robson, Direktor Walter), zwei Vorlesungen geschichtlichen Inhalts, zwei astronomische Vorträge, ein Vortrag über Alt-Edinburg und einer über die letzte englische Südpolfahrt. Neben den englischen Vorlesungen, die im ganzen 47 Stunden füllten, waren praktische Kurse zu je 15 Stunden eingerichtet in

Gruppen von 10—12 Mitgliedern, wo Aussprache sowie mündlicher und schriftlicher Ausdruck geübt wurde; hier machte sich die Ungleichheit der Vorbildung sehr unangenehm fühlbar. Neben den Vorlesungen gingen einher Rezitationsabende, gesellige Abende mit Deklamationen und Ausflüge. Da die Kurse hauptsächlich für Engländer und Schotten bestimmt waren, fand sich auch bei den letzteren viel Gelegenheit, Englisch zu hören. Auf den französischen und den deutschen Kursus, der neben dem englischen stattfand, geht der Vortragende nur kurz ein. Er rühmt zum Schlufs die reiche Anregung, die die verschiedenen Vorlesungen gegeben haben und bedauert nur die Häufung der phonetischen Vorlesungen und die unzweckmäfsige Anordnung der praktischen Übungen.

Herr Borbein meint, es wäre ihm interessant gewesen, allgemeine Bemerkungen über die Beziehungen zwischen den einzelnen Studenten zu hören. Er selber habe vor einigen Jahren längere Zeit in Edinburg verbracht, in einer Art studentischer Gemeinschaft, habe sich zwar körperlich und wirtschaftlich durchaus wohl gefühlt, es sei ihm aber nicht gelungen, in Beziehungen zu den englischen Studenten zu treten. Man habe ihn zwar nicht belästigt, aber auch nicht gefördert. — Herr R. Tobler sowie Herr Hahn und Herr Mangold stellen nach ihren Erfahrungen in Edinburg und Cambridge fest, dafs sie stets das liebenswürdigste Entgegenkommen und den denkbar besten Anschlufs gefunden hätten.

Sitzung vom 10. Oktober 1905.

Der Vorsitzende, Herr Adolf Tobler, macht Mitteilung von dem Tode des Mitgliedes Herrn Sohier. Die Gesellschaft ehrt das Andenken des Dahingeschiedenen durch Erheben von den Sitzen.

Herr Cornicelius sprach über Cormenin. C. ist, wie P. L. Courier für die Zeit der Restauration, für die Julimonarchie der charakteristische Pamphletist; charakteristisch Courier gegenüber auch darin, dafs er, wie überhaupt grofsenteils die französische Literatur jener zwei Jahrzehnte nach der Julirevolution, viel nachlässiger, unkünstlerischer in der Form ist, mit viel gröberen Mitteln nur auf den nächsten Effekt hin arbeitet. So hat ihn Sainte-Beuve schon 1843 (*Portraits contemporains* III 406 ff.) literarisch neben und unter P. L. Courier gestellt. — 1788 in Paris geboren, diente C. Napoleon und dann den beiden Bourbonenkönigen der Restauration im Staatsrat und gelangte als Jurist zu verdientem Ansehen durch sein Werk über das französische Verwaltungsrecht (1822). Ludwig XVIII. machte ihn zum Baron, Karl X. zum Vicomte und Majoratsherrn. In die Deputiertenkammer trat er 1828, aber erst seit 1830 mischte er sich anhaltend und gleich mit lautem Lärm in die politischen Tageskämpfe. Zu allgemeiner Überraschung vertritt er jetzt, auf dem Grunde der Volksouveränität und der anderen Hauptlehren des Contrat social, die extremsten Forderungen der radikalen Demokratie: vor allem ein unbeschränktes allgemeines gleiches Wahlrecht und unbeschränkte Prefsfreiheit. Aufs heftigste, ohne irgendwelche Rücksicht greift er dann die für König Louis Philipp geforderten Staatsaufwendungen an, später (1837 und 1840) die Apanage- und Dotationsforderungen für den Herzog von Nemours; mit offenbarem Erfolg in den beiden letzten Fällen, nicht nur bei der mit Schmeichelei von ihm überhäuften Masse des Volkes. Wie er damals auch literarische Schule gemacht hat, läfst sich in den Pamphleten Claude Tilliers nachweisen. — Unter Cormenins übrigen Schriften am wichtigsten und von französischen Historikern noch benutzt sind die zumeist witzig boshaften Charakteristiken franz. Parlamentsredner besonders der Julimonarchie, denen er in den späteren Ausgaben den anspruchsvollen Titel *Livre des orateurs* gab; hier hat er an dem Deutschen Rudolf Haym ('Reden und Redner des ersten preufsischen Vereinigten Landtages') einen Nach-

ahmer. Viel geringer an Wert sind die *Entretiens de village*, welche die mannigfaltigsten Reformen der Zustände auf dem französischen Lande vorschlagen. — Als gläubiger Katholik und scharfer Verteidiger der Ansprüche des ultramontanen franz. Klerus verlor C. gegen Ende der Julimonarchie eine Zeitlang die Volksgunst, spielte aber in den ersten Monaten nach der Februarrevolution wieder unter den radikalen Republikanern eine wichtige Rolle. Mit dem zweiten Kaiserreich, unter dem er wieder in den 1830 von ihm verlassenen Staatsrat trat, söhnte er sich trotz der mangelnden Freiheiten aus, da er es durch das Plebiszit auf das Prinzip der Volkssouveränität gestellt fand. 1868 ist er gestorben. Historisch bleibt er von Bedeutung als der wirksamste unter den Publizisten, die nach 1830 das monarchische Gefühl in den breiten Schichten des franz. Volkes von Grund aus zu vernichten begannen.

Herr Adolf Tobler hebt hervor, wie Hervorragendes die Franzosen in der politischen Beredsamkeit, der Journalistik und Pamphletistik geleistet haben; P. L. Courier ist der glänzendste Vertreter dieser Gattung; es würde sich wohl lohnen, auch manches davon im Unterricht zu verwerten.

Herr Ludwig spricht im Anschlufs an Rennert, *The Life of Lope de Vega*, über die Jugend des spanischen Dichters. Der Vortragende zeigt, wie die bisherigen biographischen Quellen durch die kürzlich veröffentlichten Akten des Beleidigungsprozesses eines Theaterdirektors gegen Lope berichtigt werden, und gibt dann eine Darstellung des Verhältnisses Lopes zu Elena Osorio (der Dorotea und Filis seiner Werke) und zu Isabel de Alderete (Belisa), seiner späteren Gattin. Es wird dargelegt, wie diese Liebeswirren in der Romanzendichtung Lopes ihre poetische Widerspiegelung finden, und der Versuch wird gemacht, Lopes Verhalten aus seinem Charakter heraus zu verstehen. — Der Vortrag wird in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung erscheinen.

Herr Werner sprach über: Besson, *Schiller et la littérature française*. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Rolle, die Schiller in Frankreich gespielt hat und spielt, wandte sich der Vortragende den Untersuchungen Bessons zu. Der französische Literarhistoriker will zeigen, wie die franz. Literatur auf Schiller gewirkt, was er von ihr gehalten, was er ihr verdankt hat. An zahlreichen Beispielen wurde dies im einzelnen dargetan. Der Verfasser kennt Schiller sehr gut; er tritt ihm im allgemeinen durchaus unparteiisch entgegen, und so können wir Deutschen ihm für seine kleine Jubiläumsgabe (die Schrift ist die Erweiterung einer Conférence, die Besson am 9. Mai d. J. an der Universität Grenoble gehalten hat) nur dankbar sein.

Herr Dr. Kurt Mehnert hat sich zur Aufnahme in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 24. Oktober 1905.

Herr Mangold spricht über einige Shakesperestellen und ihre Vorlagen im Anschlufs an den Aufsatz von E. A. Sonnenschein (University Review, May 1905): *Shakespere and Stoicism*, in welchem der Verfasser nachweist, dafs die berühmte Stelle über die Gnade im Merchant of Venice: *The quality of mercy is not strained* durch Senecas *De clementia* beeinflufst ist, insbesondere: *It is twice blessed* etc. durch I, 9 contendamus utrum etc.; *'Tis mightiest* etc. durch I, 19. 1; *It becomes* etc. durch I, 3. 3 und I, 19. 1; *But mercy is above* etc. durch I, 7. 2; *And earthly power* etc. durch Non proximum eis etc. I, 19. 9; *Consider this* etc. durch Cogitato etc. I, 6. 1. Auch in anderen Dramen zeigen sich Spuren desselben Traktates von Seneca. Da die erste englische Übersetzung von De Clementia 1614 erschien, kann Sh. nur aus dem lateinischen Original geschöpft haben. — Ferner weist Sonnenschein nach, dafs die Stelle des J. Caesar V, 1:

Even by the rule of that philosophy
By which I did blame Cato for the death
Which he did give himself ...

auf einem Fehler in Norths Plutarchübersetzung beruht. Die Stelle ἐν φιλοσοφίᾳ λόγον ἀφῆκα μέγαν heifst bei Amyot: *je feis un discours de philosophie,* und dies gibt North fälschlich wieder mit: *I trust a certain rule of philosophy, by the which I did greatly blame Cato.* Während also bei Plutarch Brutus als Jüngling gegen den Selbstmord spricht und später sich für ihn erklärt, hat der Fehler von North Shakespere veranlafst, Brutus in dem Drama selbst hin- und herschwanken zu lassen.

In der sich daranschliefsenden Erörterung sprechen die Herren Penner und Tanger Zweifel an dem direkten Zusammenhang mehrerer Stellen mit der Vorlage aus. Herr Mackel zweifelt überhaupt an der Übereinstimmung des Dichters mit Seneca und Horaz; die klassischen Philologen hätten die Tendenz, den neueren Dichtern keine selbständigen Gedanken zu lassen. Herr Brandl führt aus, dafs Collins' Versuch, Shakesperes Abhängigkeit von griechischen Autoren nachzuweisen, zwar zurückzuweisen, dafs aber seine Übereinstimmung mit den zu seiner Zeit so viel gelesenen lateinischen Schulautoren wie Seneca und Horaz nicht zu leugnen sei. Bei allen Schriftstellern der Elisabethischen Zeit sind aufserordentlich viele Stellen vorhanden, die alle auf lateinische Vorlagen zurückgehen; nicht immer direkt, aber sie waren eben durch die Schullektüre verbreitet. Die Abhängigkeit Shakesperes von Horaz ist übrigens sicher gröfser als man glaubt; eine nähere Untersuchung würde das erweisen (vgl. *Archiv* CXV, 483).

Herr Adolf Tobler bespricht einige Erscheinungen in der neufranzösischen Grammatik: Die Verneinung in rhetorischer Frage, wo pas oder point nicht steht, und die Wendung: *n'était* ... (*n'étaient*), wenn nicht gewesen wäre ... für *n'eût été*, synonym mit *sans*. Im Altfranzösischen steht das imparfait du subjonctif: *ne fust* ... Der Vortrag wird im Druck erscheinen (in den Sitzungsberichten der Königl. Akademie der Wissenschaften).

Herr Direktor Dr. Prollius - Jüterbog hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 14. November 1905.

Herr Roediger sprach über den Plan einer Hamburger Universität. Er schilderte das Anwachsen der reichentwickelten Vorlesungen in Hamburg, die 1. öffentliche und jedermann zugängliche sind, 2. Fortbildungskurse, 3. Übungen und Praktika. Sie in einer Universität zusammenzufassen, ist ein alter Wunsch, für den eine jüngst erschienene Broschüre von Dr. F. Sieveking (Die Hamburger Universität. Ein Wort der Anregung) von neuem eintritt. Sie besteht im wesentlichen aus einem Gutachten des Herrn Dr. Hugo Münsterberg, Professors der Philosophie an der Harvarduniversität. Er geht von der gänzlich irrigen Ansicht aus, dafs der Studierte auf den Kaufmann geringschätzig hinabschaue, dafs dieser, der Kaufmann, um in der allgemeinen Schätzung gehalten zu werden, auch studiert haben müsse, und zwar an einer Universität. Sie soll aber auch denen offen stehen, die nur das Einjährigenzeugnis erworben haben, und in einen Unter- und Oberkurs zerfallen. Nach Absolvierung des ersten wird man auf eine Prüfung hin Meister — der Kaufmann Kaufmeister, der Landmann Landmeister; zu dem sich anschliefsenden Oberkurs werden nur Studierende mit dem Abiturientenzeugnis zugelassen, die den Doktortitel erwerben können. Über jede Vorlesung wird am Schlufs des Semesters ein schriftliches Examen abgelegt. Aufserdem empfiehlt Herr Münsterberg Einteilung des Studienjahres in vier Vierteljahre, wovon eins nach freier Wahl Ferienzeit, Konvikte usw., möchte auch

seine Universität um die technischen Wissenschaften vermehren, während er auf die theologische Fakultät verzichten will. Daſs die alten Universitäten sich nach diesem Muster umbilden werden, hofft er. Der Vortragende nicht. Er kann in der Schöpfung einer neuen Klasse studierter Kaufleute neben den unstudierten keine Ausgleichung der Standesunterschiede erblicken, verwirft die ungeheure Steigerung des Examenwesens mit ihrer Bevormundung der Studenten, und weist auf den Zeitverlust hin, den die Zulassung des Sekundaners zu den Vorlesungen für den Abiturienten bringen muſs, da sie doch für das Verständnis des ersteren einzurichten sind. Man vermische nicht die verschiedenen Bildungsanstalten, sondern trenne sie nach Vorbildung und Zielen der Besucher, was für die älteren eine Fort- und Umbildung nach den Ansprüchen der Gegenwart und der Praxis nicht ausschlieſst. Für Hamburg würde selbst die moderne Münsterbergsche Anstalt kaum alles das bieten können, was man dort nach Ausweis der Vorlesungsverzeichnisse wünscht und braucht.

Herr Carel berichtet über Gaspar Nuñez de Arce. Da der Vortragende an anderer Stelle ausführlicher über den Dichter gesprochen hat, beschränkt er sich auf eine kurze Darstellung der beiden Hauptepochen seines Lebens. Nämlich der am 4. Juni 1903 zu Madrid verstorbene Verfasser der *'Gritos del combate'* ist nicht bloſs dichterisch tätig gewesen, er hat sich auch seit seinem 31. Lebensjahre (1865) lebhaft an der politischen Entwickelung Spaniens beteiligt, ist auch bis zu Ende der von ihm gegründeten Fortschrittspartei treu geblieben. Seitdem er ein Mandat für Valladolid angenommen (1865), beginnt die unruhige Zeit politischer Kämpfe, in denen er die Prinzipien des *partido progresista* mit Ehren verfocht und zu hohen Staatsämtern gelangte. Präsidentschaftssekretär der radikalen Regierung nach dem Staatsstreich von 1874, nahm er 1883 unter Sagasta das Ministerportefeuille der überseeischen Kolonien an. Doch kam er nicht zur Ruhe, bis er auf die ideale Verwirklichung seines Parteiprogramms verzichtete, etwa 1885. Was der Politiker aufgab, gewann der Dichter. Dieser zweiten Epoche gehören seine besten und reifsten dichterischen Leistungen an, die ihn bis zu seinem Tode beschäftigen. Seine Dichtungen sind auſserordentlich verbreitet.

Der Vortragende gibt eine kurze Übersicht der Werke, die den Dichter vornehmlich als Lyriker kennzeichnen. Denn abgesehen von den Komödien vor 1865, in denen er sich Ayala und Tamayo anzuschlieſsen scheint, ist nur das Drama *'El Haz de leña'* zu nennen, das Menéndez y Pelayo günstig beurteilt. Berühmt und allgemein geschätzt wurde der Dichter mit einem Schlage durch die zuerst Madrid 1875 erschienenen und seitdem oft wiederholten *'Gritos del combate'*. Von späteren lyrischen und epischen Gedichten sind zu nennen: die sehr geschätzte und oft wiederholte *La ultima lamentacion de Lord Byron*; *La Visión de Fray Martín*; *Maruja*; *¡Sursum corda! La Pesca*; *Un Idilio y una Elegia*; endlich *La Selva oscura*. Besonders schätzenswert sind die *Poemas cortos*, aus denen der Vortragende den Sonettenkranz *'El primero beso de amor'* in eigener Übertragung vorlegt. Der Zyklus, interessant als ein Stück Lebensgeschichte aus der Feder des Dichters selbst, erinnert durch die Innigkeit des Gefühls und die feine psychologische Zeichnung an die edelsten Töne von Geibel und Rückert.

Herr Mackel bespricht in eingehender Weise die in diesem Jahre erschienene *Französische Stilistik für Deutsche* von Clemens Klöpper und Hermann Schmidt und weist nach, daſs sie weder nach Einteilung, Anordnung und Stoffauswahl, noch nach der Ausführung im einzelnen den Anforderungen entspricht, die an eine Französische Stilistik zu stellen sind.

Herr Adolf Tobler betont, daſs immer wieder die Frage erörtert werden müsse: Was ist Stil? aber nicht in dem Sinne, den Buffon dem

Worte gibt. Die Verfasser der modernen Bücher über Stilistik, wie Franke und Klöpper, besprechen zu viel Dinge, die ins Wörterbuch gehören, während in Wirklichkeit bei dem Stil nur zu erörtern sind: 1. das Tempo, 2. die Linie, 3. die Sphäre der Gedankenbewegung.

Herr Gade bemerkt, dafs auch er das Klöppersche Buch mit Enttäuschung gelesen habe. Uns fehle vor allem ein Buch, das eine Methodik des französischen Aufsatzes liefere und dem Lehrer für die Besprechung und Vorbereitung der Aufsätze und freien Arbeiten zur Verfügung stehe. Das wertvollste in dieser Beziehung sei noch immer Ulbrichs Stilistik, so kurz sie auch sei. Es empfehle sich derartiges als Thema für eine wissenschaftliche Beilage zu einem Jahresbericht, wie es z. B. von Reum in seinen Stilübungen, einer Beilage zum Bericht des Vitztumschen Gymnasiums in Dresden, geschehen sei.

Der Vorstand der Gesellschaft für 1906 wird neugewählt. Da Herr Adolf Tobler endgültig auf eine Wiederwahl verzichtet, wird Herr Mangold zum ersten, Herr Risop zum zweiten Vorsitzenden gewählt; erster Schriftführer bleibt Herr Penner, zweiter wird Herr Hahn; erster Schatzmeister bleibt Herr Pariselle, zweiter wird Herr Werner.

Herr Direktor Prollius-Jüterbog wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Herr Lektor Sefton Delmer und Herr Oberlehrer Dr. Platow-Zehlendorf haben sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 28. November 1905.

Herr Risop spricht über Folkloristisches. Er vergleicht den aus den altfranzösischen Epen bekannten sarrazenischen Brauch, behufs Bekräftigung eines Versprechens oder eines Eides an den Zahn zu pochen, mit einer in den unteren Schichten des französischen Volkes heutzutage bei ähnlicher Gelegenheit anzutreffenden Sitte, den Nagel des Daumens mit den Zähnen derartig in Berührung zu bringen, dafs sich eine Art schnalzenden Geräusches ergibt (faire claquer l'ongle de son pouce sur ses dents). Der Vortragende hält die Annahme für erlaubt, dafs in beiden Fällen der Beteuernde andeuten wolle, dafs seine Zuverlässigkeit ebensowenig zu bezweifeln sei wie die Festigkeit und die Widerstandskraft der bei der Gebärde doch wohl zunächst in Betracht kommenden vorderen Schneidezähne. Sprichwörtliche Wendungen gleichen Sinnes seien äufserst selten, um so häufiger finde man aber solche, die in bildlicher Weise die Unzuverlässigkeit und Aussichtslosigkeit eines Verhaltens oder Tuns zu veranschaulichen versuchen.

Herr Risop bespricht alsdann unter Vorlegung der vom Kunstwart in der Reihe seiner Meisterbilder veröffentlichten Wiedergabe Hans Burgkmairs Helldunkelblatt *Der Tod als Würger*, und kommt zu dem Schlusse, dafs hier ein ganz anderer Vorgang künstlerische Gestalt angenommen habe, als man, wohl mit Hinblick auf die freilich nicht auf die Dauer irreführende Benennung des Bildes, bisher allgemein zu glauben scheine. Das alle technischen Merkmale des Einflusses der italienischen Renaissance an sich tragende Blatt bewege sich auch inhaltlich durchaus auf dem Boden der romanischen Gedankenwelt. Das zeige nicht nur die sich auf den scheinbar vorhandenen etymologischen Zusammenhang von *mors* und *mordere* gründende Tatsache, dafs der Tod sich bei der Ausübung seiner mörderischen Tätigkeit der Zähne bedient, sondern werde auch nahegelegt durch die Manipulation, die er mit dem bereits niedergestreckten Krieger vorzunehmen im Begriff ist. Eine eingehende Prüfung der Körperhaltung und der Bewegungen der Todesgestalt läfst erkennen, dafs hier von einem Würgen nicht die Rede sein kann; alles deute vielmehr darauf hin, dafs der Tod seinem Opfer die Seele aus dem Leibe ziehe, weil sie nicht frei-

willig aus ihrer körperlichen Hülle zu scheiden gesonnen sei, und gerade dieser Vorgang, der mit dem von dem Tode in manchen romanischen Totentänzen angedrohten gewaltsamen Verfahren in Einklang stehe, lasse sich, wenn auch recht selten, in eng verwandter Form innerhalb der französischen und italienischen Visionsliteratur nachweisen.

Eine Äufserung des der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehörigen altfranzösischen Dichters Aimon de Varennes über die Nachtigall, dahingehend, dafs sie mit ihrem Singen nicht nur erfreuen wolle, sondern den Nebenzweck verfolge, ihr Nest zu schützen, gibt dem Vortragenden Anlafs, den volkstümlichen Überlieferungen nachzugehen, die ein Verständnis für diese seltsame Vorstellung zu vermitteln geeignet sind. Er berührt zunächst die Versuche mancher Vögel, ihre Feinde durch List aus der Nähe ihres Nestes zu entfernen, oder dasselbe so anzulegen, dafs es den Blicken der Verfolger verborgen bleibt, und bespricht die Ursachen, die nach volkstümlichen Vorstellungen den Vogel zu solchem Verfahren bewegen. Näher verwandt mit der bei Aimon wiederklingenden Anschauung erweise sich die schon in allen französischen Sammlungen auftauchende Fabel von der Nachtigall und dem Habicht (bei Lafontaine 'Le Rossignol et le Milan' überschrieben), und noch näher stehe die dem Vortragenden schon aus dem 13. Jahrhundert bekannt gewordene Sage von den Ranken, die die schlafende Nachtigall zu umschlingen trachten, oder die von der Blindschleiche, die aus Rache für erlittene Unbill die schlafende Nachtigall bedroht und nach einer deutschen Fassung dauernd die Absicht hegt, sich an ihrer Brut zu vergreifen. In diesen letzteren Fällen sucht sich die Nachtigall den Nachstellungen ihrer Feinde dadurch zu entziehen, dafs sie, um nicht einzuschlafen, die ganze Nacht hindurch singt; und dieser Sorge gibt denn auch der verschiedenartige Wortlaut Ausdruck, den das Volk in verschiedenen Gegenden Frankreichs ihrem Gesange als Text unterzulegen pflegt. Der Vortragende schliefst mit einem kurzen Blick auf verschiedene Eigenheiten, die das Volk im Widerspruch zu der der Nachtigall sonst allgemein entgegengebrachten Wertschätzung bei verschiedenen Gelegenheiten an ihrem sittlichen Verhalten auszusetzen findet.

Herr Kuttner meint, im modernen Französisch bedeute die Geste des Hervorschnellens des Fingernagels von den Vorderzähnen her, wobei die Worte *pas ça* gebraucht werden, nur 'nicht das Geringste', 'nicht so viel'. Das wird von Herrn Mangold bestätigt, der aus seinen Erinnerungen aus dem Kriegsjahre anführt, dafs 'nous n'avons rien du tout, du tout, du tout' bei den Landleuten immer von einer solchen Geste begleitet sei. Herr Brandl stellt fest, dafs das Motiv von den Stützen der Nachtigall gegen einen Dorn in der Lyrik der Shakespearezeit sich häufig finde. Die Nachtigall wird hier als traurig und musikalisch geschildert, aber nicht als boshaft. Der Edelstein im Kopfe der Kröte, wovon bei Euphues die Rede ist, wird schon bei Plinius erwähnt. Herr Kuttner erinnert sich, von dem Vogel, der durch verstellte Flucht den Feind vom Neste ablenken will, schon bei Buffon bei der fauvette gelesen zu haben. Herr Adolf Tobler fügt hinzu, dafs auch der Kranich gern dafür sorge, dafs er nicht einschlafe, und zwar dadurch, dafs er sich auf ein Bein stelle, noch sicherer auf kleinere Steine, damit er recht wackle. In bezug auf die Erklärung des Burgkmairschen Bildes gebe er dem Vortragenden recht. Herr Tanger fragt, seit wann wohl das Wort *folklore* gebraucht werde, und ob nicht 'Volkskunde' besser sei. Herr Penner sagt, es sei 1846 im Athenäum zuerst gebraucht worden. Herr Brandl erwidert, 'Volkskunde' sei passiv, das Wissen vom Volk, 'folklore' sei aktiv, das Wissen des Volkes. Dazu käme nach der Bedeutung des altenglischen Wortes 'lâr' (Segensspruch der heidnischen Priester) das Geheimnisvolle. Auch Herr Adolf Tobler ist der Meinung, dafs 'Volkskunde' einen ungeheuer weiten Sinn habe; auch die Kunde von den Volkstrachten gehöre dazu;

'folklore' sei eine Art *zoologie populaire,* wie sie der Franzose Rollan genannt habe. Er erzählt eine Deutung, die ihm einst ein bäuerlicher Imker gegeben habe, weshalb die Bienen nicht in den roten Klee gehen: Es stehe in der 'Schrift', d. h. in der Literatur, daſs die Bienen am siebenten Schöpfungstage gearbeitet hätten und dafür durch Entziehung des roten Klees gestraft seien. In Wirklichkeit sei ihr Rüssel nicht lang genug für die Blüten des roten Klees; für die Blüten des weiſsen Klees genüge er.

Herr Söhring spricht über die Verwendung des Monologs in Shakespeares Tragödien. Nach einer kurzen Würdigung des Buches von Düsel (*Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings,* Hamburg und Leipzig 1897) und des Deliusschen Vortrages über den *Monolog bei Shakespeare* vom Jahre 1881 (Shakespeare-Jahrbuch Bd. XVI) vergleicht er das Verfahren des Dichters mit Bezug auf Zahl und Masse der Monologe (Selbstgespräche) in den groſsen Tragödien von Titus Andronikus bis zu Antonius und Kleopatra. Er kommt zu dem Ergebnis, daſs R. Fischers Angabe,[1] das Selbstgespräch nehme mit dem zunehmenden Alter des Dichters an Zahl wie besonders an Masse ab, nicht zutreffend sei. Die darangeknüpften Folgerungen, der Dichter habe bewuſst mehr und mehr auf diesen 'konventionellen Notbehelf' verzichtet, seien somit hinfällig. Von Entwickelung oder gar bewuſster Entwickelung könne in dieser Hinsicht bei Sh. keine Rede sein.

Der Vortragende betrachtet dann die Verwendung des monologischen Elements innerhalb der dramatischen Komposition. Dabei zeigt sich, daſs Sh. zu allen Zeiten die Hauptmasse der Monologe in die Mitte der Akte gestellt, und daſs auch in der Szene die zentrale Stellung bei weitem überwiegt; anders verfahren nur die Jugenddramen, so daſs hier ein Fortschritt des Dichters in dramaturgischer Hinsicht vorzuliegen scheint. Im Stücke stehen die meisten Monologe in der Regel in den ersten drei Akten, doch machen Romeo und Julia und Othello eine bemerkenswerte Ausnahme.

Bei der Betrachtung der inneren Verknüpfung des Selbstgesprächs mit Handlung und Personen sondern sich zunächst von den übrigen diejenigen, die einer solchen inneren Verbindung entbehren und dem rein technisch-szenischen Zwecke der Verknüpfung zweier Auftritte dienen.

Diese Klammermonologe sind in den Tragödien selten; sie finden sich nur im Titus und im Romeo; im Othello scheinen auch Beispiele dafür vorzuliegen, die aber bei genauerem Zusehen auch innerlich berechtigt sind. — Die innerlich motivierten Selbstgespräche werden zerlegt in Stimmungs- und Tatmonologe; erstere gliedern sich wieder in Reflexions- und Affektmonologe, letztere in Offenbarungs- und Entschluſsmonologe.

[Von diesen vier Klassen finden sich bloſse Reflexionsmonologe selten; nur Lear und Macbeth weisen sie häufiger auf.]

Der Vortragende bricht wegen der vorgerückten Zeit ab und bittet, den Rest seiner Studie in der nächsten Sitzung vorlegen zu dürfen.

Herr Lektor Sefton Delmer und Herr Oberlehrer Dr. Platow-Zehlendorf werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Herr Oberlehrer Dr. Rudolf Berger von der 5. Realschule in Berlin hat sich zur Aufnahme gemeldet.

[1] In seinem Buche: *Zur Kunstentwickelung der englischen Tragödie,* Straſsburg 1893.

Verzeichnis der Mitglieder

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1906.

Vorstand.

Ehrenvorsitzender: Adolf Tobler.

Vorsitzender:	Herr	W. Mangold.
Stellvertretender Vorsitzender:	„	A. Risop.
Schriftführer:	„	E. Penner.
Stellvertretender Schriftführer:	„	O. Hahn.
Erster Kassenführer:	„	E. Pariselle.
Zweiter Kassenführer:	„	R. Werner.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J., 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Gröber, Gustav, o. ö. Professor an der Universität Strafsburg, Universitätsplatz 8.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Berger, Rudolf, Oberlehrer an der V. städtischen Realschule zu Berlin. Schöneberg, Klixstrafse 4 I.

„ Dr. Block, John, Oberlehrer am Reform-Realgymnasium. Deutsch-Wilmersdorf, Preufsische Strafse 7.

„ Boek, Paul, Professor, Oberlehrer am Königstädtischen Realgymnasium. Grofs-Lichterfelde, Marthastrafse 2.

„ Dr. Borbein, Johannes, Professor, schultechnischer Mitarbeiter im Kgl. Provinzial-Schulkollegium zu Berlin. Friedenau, Beckerstrafse 3 I l.

„ Dr. Born, Max. Berlin NW. 52, Thomasiusstrafse 26.

Herr Dr. Brandl, Alois, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Straſse 73 III.

„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule, Charlottenburg, Schloſsstraſse 25.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W., Linkstraſse 29 III.

„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde, Berliner Straſse 19.

„ Dr. Cornicelius, Max. Berlin W., Luitpoldstraſse 4.

„ Delmer, Frederic Sefton, Lektor der englischen Sprache an der Universität. Halensee bei Berlin, Bornimerstraſse 19.

„ Dr. Dibelius, W., Professor an der Kgl. Akademie. Posen, Nollendorfstraſse 23.

„ Dr. Dieter, Ferd., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin O., Frankfurter Allee 80.

„ Dr. Driesen, Otto. Werder a. H., Zernsee 15, Villa Reisner.

„ Dr. Düvel, Wilhelm, Oberlehrer am Mommsen-Gymnasium. Charlottenburg, Kantstraſse 25.

„ Dr. Ebeling, Georg, Privatdozent an der Universität. Charlottenburg, Leonhardstraſse 19.

„ Engel, Hermann, Oberlehrer. Charlottenburg, Kantstraſse 40.

„ Dr. Engelmann, Hermann, Professor, Oberlehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin C., Niederwallstraſse 12.

„ Dr. Engwer, Theodor, Oberlehrer an dem Kgl. Lehrerinnenseminar und der Augustaschule. Berlin SW. 47, Hagelsberger Straſse 44.

„ Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW. 12, Kochstraſse 66.

„ Dr. Fuchs, Max, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Stubenrauchstraſse 5.

„ Dr. Gade, Heinrich, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO. 43, Am Friedrichshain 7 III b.

„ Dr. Goldstaub, Max. Berlin W. 30, Pallasstraſse 1.

„ Dr. Greif, Wilhelm, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin SO. 16, Köpenickerstraſse 142 II.

„ Dr. Gropp, Ernst, Professor, Direktor der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 27.

„ Grosset, Ernest, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 146 IV.

„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C., An der Schleuse 5 a.

„ Dr. Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Viktoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstraſse 31 II.

Herr H a r s l e y, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin W. 30, Gleditschstraſse 48.

„ Dr. H a u s k n e c h t, Emil, Professor, Direktor der Oberrealschule. Kiel, Knooper Weg 74.

„ Dr. H e c k e r, Oscar, Professor, Lektor der italienischen Sprache an der Universität. Berlin W. 30, Traunsteiner Straſse 10.

„ Dr. H e i n z e, Alfred, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Charlottenburg, Weimarerstraſse 27.

„ Dr. H e l l g r e w e, Wilh., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Berlinerstraſse 40.

„ Dr. H e n d r e i c h, Otto, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin W 50, Nürnbergerstraſse 70 I.

„ Dr. H e r r m a n n, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Elbingerstraſse 98 I.

„ Dr. H e r z f e l d, Georg. Berlin W. 10, Kaiserin-Augustastraſse 77 part.

„ Dr. H o s c h, Siegfried, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Oranienstraſse 144 II.

„ J a e g e l, Emil, Oberlehrer am Kgl. Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W 30, Gleditschstraſse 49.

„ Dr. J o h a n n e s s o n, Fritz, Leiter der XIV. städtischen Realschule. Berlin N. 65, Seestraſse 61 II.

„ K a b i s c h, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Johannistal, Waldstraſse 6.

„ Dr. K a s t a n, Albert. Berlin W. 64, Behrenstraſse 9.

„ Dr. K e e s e b i t e r, Oscar, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Grunewald, Gillstraſse 5.

„ K e i l, Georg, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 48, Friedrichstraſse 32 III.

„ Dr. K e l l e r, Wolfgang, auſserord. Professor an der Universität. Jena, Inselplatz 7.

„ Dr. K o l s e n, Adolf, Dozent an der Kgl. Technischen Hochschule. Aachen, Theresienstraſse 14.

„ Dr. K r u e g e r, Gustav, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin, W. 10, Bendlerstraſse 17.

„ Dr. K u t t n e r, Max, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W. 50, Neue Ansbacherstraſse 11 IV.

„ L a c h, Handelsschuldirektor. Berlin SO. 16, Dresdener Straſse 90 I.

„ Dr. L a m p r e c h t, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C. 2, Klosterstraſse 73 II.

„ L a n g e n s c h e i d t, C., Verlagsbuchhändler. Schöneberg-Berlin, Bahnstraſse 29—30.

Herr Dr. Lindner, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SO., Schäferstraße 9.

„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnenseminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthiner Straße 41 III.

„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W., Steglitzer Straße 8 a.

„ Dr. Ludwig, Albert, Oberlehrer an der Hohenzollernschule. Schöneberg, Grunewaldstraße 98 a.

„ Luft, F., Oberlehrer an der IX. städtischen Realschule. Berlin N. 58, Gneiststraße 19 II.

„ Dr. Lummert, August, ordentlicher Lehrer an der Viktoriaschule. Berlin S. 59, Camphausenstraße 3.

„ Dr. Mackel, Emil, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Friedenau, Dürerplatz 3.

„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 47, Großbeerenstraße 71.

„ Dr. Mann, Paul, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW., Neuenburgerstraße 28.

„ v. Mauntz, A., Oberstleutnant a. D. Charlottenburg, Knesebeckstraße 2.

„ Dr. Mehnert, Kurt, Probekandidat am Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin W. 50, Nürnbergerstraße 27 III.

„ Dr. Mertens, Paul, Oberlehrer am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin W., Lutherstraße 44.

„ Michael, Wilhelm, Oberlehrer an der Oberrealschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straße 92.

„ Dr. Michaëlis, C. Th., Stadt-Schulrat. Berlin W., Kurfürstenstraße 149.

„ Mugica, Pedro de, Lizentiat, Lehrer der spanischen Sprache am Orientalischen Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnacker Straße 3.

„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin W., Geisbergstraße 15.

„ Dr. Müller, August, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW., Großbeerenstraße 55 part.

„ Dr. Münch, Wilhelm, Geh. Regierungsrat, ord. Honorar-Professor an der Universität. Berlin W. 30, Luitpoldstraße 22 II.

„ Dr. Münster, Karl, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule in Berlin. Köpenick, Kurfürstenallee 1.

„ Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Universitäts-Bibliothek. Groß-Lichterfelde, Moltkestraße 22 a.

„ Dr. Noack, Fritz, Oberlehrer am Gymnasium. Groß-Lichterfelde, Lorenzstraße 62.

Herr Dr. Nobiling, Franz, Oberlehrer an der Realschule zu Pankow. Berlin N. 54, Lothringerstraße 82.
„ Dr. Nuck, Richard, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SW., Gneisenaustraße 88.
„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Goethestraße 81 III.
„ Dr. Palm, Rudolf, Professor, Oberlehrer an der I. städtischen Realschule. Berlin SW., Yorkstraße 76 II.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 30, Landshuterstraße 36 II.
„ Dr. Penner, Emil, Professor, Direktor der XIII. städtischen Realschule. Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 14.
„ Dr. Philipp, Carl, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 46, Kleinbeerenstraße 20.
„ Dr. Platow, Hans, Oberlehrer an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule. Zehlendorf bei Berlin, Alsenstraße 45.
„ Dr. Prollius, Max, Direktor des Realprogymnasiums mit Realschule. Jüterbog.
„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Berlin SW. 47, Großbeerenstraße 61 III.
„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraße 12.
„ Dr. Roediger, Max, außerord. Professor an der Universität. Berlin SW. 47, Großbeerenstraße 70 I.
„ Roettgers, Benno, Professor, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Halensee, Ringbahnstraße 121.
„ Dr. Rosenberg, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstraße 75.
„ Rossi, Giuseppe, Kgl. italienischer Vizekonsul, Lehrer an der Militär-Technischen Akademie. Berlin NW. 40, In den Zelten 5 a.
„ Dr. Rust, Ernst, Oberlehrer an der VIII. städtischen Realschule. Berlin N., Dunckerstraße 5 I.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W. 35, Genthiner Straße 28 I.
„ Dr. Sachrow, Karl, Kandidat des höheren Lehramtes. Berlin SW. 61, Teltowerstraße 16, 8. Aufg. II r.
„ Dr. Schayer, Siegbert, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 43, Georgenkirchplatz 11 II l.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin NW., Albrechtstraße 26 I.
„ Dr. Schlenner, R., Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Urbanstraße 29.
„ Dr. Schmidt, August, Oberlehrer an der Oberrealschule. Steglitz, Düppelstraße 22.

Herr Dr. Schmidt, Karl, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW., Yorkstraße 68.

„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W., Rankestraße 29 III.

„ Schreiber, Wilhelm, Oberlehrer, Leiter der höheren Knabenschule zu Tegel. Tegel, Hauptstraße 33 a.

„ Dr. Schulze, Georg, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums. Charlottenburg, Marchstraße 11.

„ Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin NW. 23, Lessingstraße 30.

„ Seibt, Robert, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule zu Berlin. Schöneberg, Siegfriedstraße 7.

„ Dr. Seifert, Adolf, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Eosanderstraße 30.

„ Dr. Söhring, Otto, Oberlehrer an der Hohenzollernschule in Schöneberg. Friedenau, Albestraße 26.

„ Dr. Spatz, Willy, Oberlehrer an der Hohenzollernschule. Schöneberg, Hauptstraße 146.

„ Dr. Speranza, Giovanni. Berlin W., 62, Bayreutherstr. 17 II.

„ Dr. Spieß, Heinrich, Privatdozent an der Universität. Berlin, W. 57, Kurfürstenstraße 164 II l.

„ Dr. Splettstößer, Willy, Oberlehrer an der XIII. städtischen Realschule. Berlin NW., Oldenburgerstr. 5 B III.

„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin. Halensee, Karlsruherstraße 15.

„ Stumpff, Emil, Oberlehrer an der Hohenzollernschule zu Schöneberg. Friedenau, Sponholzstraße 26.

„ Dr. Tanger, Gustav, Professor, Direktor der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Distelmeyerstraße.

„ Dr. Thum, Otto, Lehrer an der Berliner Handelsschule. Charlottenburg, Rönnestraße 25 II.

„ Dr. Thurau, Gustav, Privatdozent an der Universität. Königsberg i. P., Königstraße 5.

„ Dr. Tobler, Adolf, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 25.

„ Dr. Tobler, Rudolf, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin W. 15, Kaiserallee 1.

„ Truelsen, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Real-Progymnasium in Luckenwalde.

„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums. Berlin NW. 7, Georgenstraße 30/31.

„ Dr. Vollmer, Erich, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Deutsch-Wilmersdorf, Pfalzburgerstraße 67.

„ Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller. Berlin W., Lennéstraße 4.

Herr Dr. Werner, R., Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Tempelhof, Albrechtstraſse 12.
„ Dr. Werth, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und des städtischen Lehrerinnen-Seminars. Potsdam, Waisenstraſse 29.
„ Dr. Wespy, Oberlehrer an der Hohenzollernschule in Schöneberg. Berlin W. 30, Eisenacherstraſse 65.
„ Wilke, Felix, Oberlehrer am Reformgymnasium. Charlottenburg, Carmerstraſse 7.
„ Dr. Willert, H., Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin W. 35, Steglitzerstraſse 38.
„ Dr. Wolter, Eugen, Professor, Direktor der XII. städtischen Realschule. Berlin O. 34, Rigaerstraſse 8.
„ Dr. Wychgram, Jakob, Professor, Direktor des Kgl. Lehrerinnenseminars und der Augustaschule. Berlin SW. 46, Kleinbeerenstraſse 16 I.
„ Zack, Julius, Oberlehrer an der XIII. Realschule. Berlin SW. 46, Luckenwalderstraſse 10.

*C. Korrespondierende Mitglieder.**

Herr Dr. Begemann, W., Direktor einer höheren Privat-Töchterschule. Charlottenburg, Wilmersdorferstraſse 14.
„ Dr. Clauſs, Professor. Stettin.
„ Dr. Jarník, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
„ Dr. Kelle, Professor an der deutschen Universität. Prag.
„ Dr. Kreſsner, Adolf, Professor. Kassel.
„ Dr. Meiſsner, Professor. Belfast (Irland).
„ Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

* Berichtigungen und Ergänzungen dieser Liste erbittet der Vorsitzende.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Richard Löwe, Germanische Sprachwissenschaft (Sammlung Göschen Nr. 238). 148 S. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1905. Lwbd. 80 Pf.

Diese dem gegenwärtigen Stande unserer Forschungen enstprechende knapp gefafste Darstellung wird sich dem Anfänger in der Germanistik und Anglistik sehr nützlich erweisen, aber auch dem der germanischen Sprachwissenschaft Fernerstehenden einen guten Begriff von den Grundtatsachen und Hauptproblemen vermitteln. Dafs der Verfasser in manchen Dingen seine persönliche Auffassung zur Geltung gebracht hat, ist selbstverständlich und sein gutes Recht. Das Büchlein enthält in der Einleitung I. Begriff und Aufgabe der germ. Sprachwissenschaft. II. Die idg. Sprachen und die germ. Dialekte. III. Die Sprachveränderungen und ihre Ursachen. IV. Das Germanische im Kreise der idg. Sprachen. V. Gliederung des Germanischen. Hierauf folgen die Lautlehre (Betonung, Vokalismus, Konsonantismus, Auslautgesetze) und die Formenlehre (Nomen, Verbum).

Da Bücher wie das vorliegende erfahrungsgemäfs viel gekauft werden, erlaube ich mir im folgenden einige Verbesserungen und Verbesserungsvorschläge, hauptsächlich mit Rücksicht auf das Englische, für eine zweite Auflage hier anzufügen.

S. 11, Z. 4 heifst es: 'Das Englische, seit etwa 600 n. Chr. bekannt. Es heifst bis etwa 1150 Angelsächsisch oder Altenglisch ...'; 'bekannt' soll doch wohl heifsen 'überliefert'; danach ist 600 in 700 zu ändern. Auch würde für 1150 besser 1100 gesetzt. — S. 18, Z. 16 könnte bei der Erwähnung des as. Überganges von *tst* in *st* auch auf den gleichen Fall im me. (*latost* > *lat[e]st* > last) hingewiesen werden. — S. 27 oben sollte der Begriff 'südhumbrisch' = kentisch, sächsich, mercisch, sowie ein Hinweis auf die westsächsische *κοινή* aufgenommen werden. — Beim Vokalismus würde wie beim Konsonantismus eine übersichtliche Tabelle, die ja nicht viel Platz beansprucht, dem Anfänger die Einzelheiten sehr schön zu einem Gesamtbilde vereinen. — Das Altenglische wird nicht immer berücksichtigt, so S. 41 unter 3, S. 51 unter 2, wo folgerichtig auch die ae. Stimmhaftwerdung der Spiranten unter gewissen Bedingungen im Inlaut anzuführen wäre. — S. 42 müfsten meines Erachtens die beiden i-Umlaute noch stärker geschieden werden, da sie meinen Erfahrungen nach von den Studierenden sehr leicht durcheinander geworfen werden. — S. 44 beim Ablaut wäre vielleicht eine genauere Erklärung ganz nützlich. — S. 58, Z. 2 steht an einer der wichtigsten Stellen im Buche, bei der Erklärung des grammatischen Wechsels, ein böser Druckfehler: lies 'stimmhaften' statt 'stimmlosen'. — S. 61, Z. 6 fehlt ae. *lippa*. — Bei der Formenlehre vermisse ich mancherlei, so beim Pronomen die dritte Person des Persönlichen u. a. Auch würde ich es für sehr nützlich halten, wenn eine Tabelle der idg. und germ. Endungen bei den einzelnen Gruppen vorangestellt würde, wodurch die Entwickelung stärker hervorträte.

Bei einer mit Rücksicht auf den Zweck und den Preis kurz gefafsten Darstellung, wird man immer leicht Nachträge bringen können. Dadurch wird das grofse Verdienst des Verfassers nicht geschmälert.

Berlin. Heinrich Spies.

Holländisch. Phonetik, Grammatik, Texte. Von R. Dijkstra, Lehrer der niederländischen und deutschen Sprache in Amsterdam. Skizzen lebender Sprachen, herausgegeben von Wilhelm Viëtor. 3. Leipzig, B. G. Teubner, 1903.

Es hat lange an einem den Anforderungen des heutigen Sprachunterrichts entsprechenden Hilfsmittel zur Einführung in das moderne Niederländisch gefehlt. Praktisch angelegte, zum Teil weitläufige Lehrbücher mit Übungen gab es schon längst nicht wenige, wie z. B. das französische von Valette oder die deutschen von Gambs-Schram, Traut-Van der Jagt und was noch mehrere vorhanden waren, bis auf die vor einigen Jahren erschienene *Niederländische Sprachlehre für Deutsche* von J. Leopold (Breda 1898). Wer nach dem Studium solcher Hilfsbücher noch eine systematische Einsicht über Grammatik und Sprachrichtigkeit verlangte, konnte sich an der Hand niederländisch abgefafster Sprachlehren orientieren und hatte vor allem in Cosijns *Nederlandsche Spraakkunst*, einer vorzüglichen Grammatik im Sinne einer Grammaire raisonnée des literarischen Niederländisch, eine sichere Führerin. Aber abgesehen von solchen Lehrmitteln praktischen oder gelehrten Zweckes gab es nichts; es fehlte ein erstes Büchlein über Holländisch, das dem Lernenden von vornherein ein genaues Bild des gesprochenen sowohl als des geschriebenen Niederländisch vermittelte. Denn alle Darstellungen stimmten darin überein, dafs sie die wirklich gesprochene Sprache in den Niederlanden, die nicht nur nach der lautlichen Seite von der Schriftsprache und der Sprache der gehobenen Rede so sehr verschieden ist, entweder zu wenig oder überhaupt gar nicht berücksichtigten. Es entsprach dieser Mangel der Nichtbeachtung, in der sich die Umgangssprache als Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung in Holland selbst befand — bis in die allerletzte Zeit hinein, wo ihr in Fachzeitschriften, wie namentlich *Taal en Letteren*, eine nicht geringe Aufmerksamkeit zuteil geworden ist. Am fühlbarsten aber war das Fehlen eines Anfängerbuches, das dem Lernenden eine exakte Belehrung über die niederländische Aussprache in der durch die neueren phonetisch-pädagogischen Prinzipien ermöglichten Anschaulichkeit darbot. Eine musterhafte, aber in seiner Gedrängtheit nicht leicht anzueignende Darstellung der holländischen Laute fand sich in Sweets *Handbook of Phonetics*, ausgezeichnete Einzelbeobachtungen vor allem in Storms *Englische Philologie*, sonst mit Ausnahme einiger Notizen oder Ausspracheproben in Passys *Maître Phonétique* nichts, was dem Fremden leicht und allgemein zugänglich wäre.

Bei einem solchen Mangel an geeigneten Lehrmitteln zur ersten Einführung in eine Sprache von grofser Wichtigkeit für die Germanistik und als Schlüssel zu einer Bildung von eigenartiger Bedeutung in der Geschichte von hohem, allgemeinem Interesse mufs ein Büchlein wie das vorliegende, sei es auch, seinem nächsten Zweck entsprechend, ein Anfängerbüchlein von geringem Umfange, mit besonderer Freude bewillkommnet werden. Dijkstras *Holländisch*, die dritte Nummer in Viëtors bekannten *Skizzen lebender Sprachen*, bietet, wie schon aus dem Titel zu ersehen ist, eine phonetische und grammatische Beschreibung des heutigen Niederländisch, begleitet von einer Anzahl Textproben. Die Lautschrift ist, wie in den sonstigen Nummern der Sammlung, diejenige der Association phonétique internationale; die Grammatik trägt den Formen der geschriebenen und der gesprochenen Sprache in gleicher Weise Rechnung. Die Textproben,

in herkömmlicher Orthographie und phonetischer Umschrift aufgestellt, schreiten von Stücken der feierlichen Rede, wie Bibeltexte und Predigten, zu der leichteren und flüssigeren Sprache eines modernen Konversationsstückes fort. Sie bilden in dieser ihrer zweckgemäfsen Anordnung ein vorzügliches Mittel zu dem Studium des schwierigen Kapitels über holländische Satzphonetik.

Kritik und Meinungsverschiedenheiten, die einer zweiten Auflage zugute kommen können, sind schon in den bereits erschienenen Anzeigen geäufsert worden. Eine gewisse Unklarheit haftet an der Beschreibung der *v*- und *w*-Laute, §. 20 ff. Bei einem so eigenartigen und schwierigen Sprachlaut wie das niederländische *v* geht es nicht an, von diesem Laut als dem bekannten auszugehen und dann auseinanderzusetzen, worin das *w*, das wenigstens so wie *w* im Deutschen gesprochen werden kann, davon verschieden ist. Der natürliche Weg wäre eher der umgekehrte. Eine wissenschaftliche Beschreibung der *v*- und *w*-Laute findet man nunmehr in Van Hamels Artikel 'V et W Hollandais' in *La Parole*, Jahrg. 1903, S. 217 ff. (auch in Album-Kern, Leiden 1903, S. 363 ff.).

Upsala. Hj. Psilander.

Johannes Bethmann, Untersuchungen über die mhd. Dichtung vom Grafen Rudolf. (Palaestra XXX.) Berlin, Mayer & Müller, 1904.

W. Grimm hat in der gründlichen Einleitung seiner trefflichen Ausgabe des Gedichtes vom 'Grafen Rudolf' 1844 die Sprache der Handschrift und des Dichters, soweit sie sich ihm aus den Reimen ergab, die Metrik und die mutmafslichen Quellen eingehend untersucht und ist hier vielfach zu abschliefsenden Ergebnissen gelangt. Eine Neuaufnahme dieser Untersuchungen in ihrem ganzen Umfange war trotzdem seit langem erwünscht und erschien seit den Arbeiten Singers (Zs. 30, 382) und Holz' (P. B. Beitr. 18, 565), die eine spezielle Frage für dieses Denkmal wirksam förderten, um so dringender.

Dieser Aufgabe hat sich Bethmann unterzogen. Er bespricht der Reihe nach die Heimat des Dichters, die Sprache der Hs., Metrik, Quellen und historische Grundlage der Dichtung, endlich den Stil des Gedichtes und die Persönlichkeit des Dichters in einzelnen Kapiteln. Am nötigsten und fruchtbarsten war diese Revision der Grimmschen Darlegungen für das erste Kapitel, seit Roethe in den *'Reimvorreden des Sachsenspiegels'* ganz neue Gesichtspunkte für die Sprachmischung in mittel- und niederdeutschen Gedichten gebracht und Zwierzina durch seine *'Mhd. Studien'* unsere Kenntnis des hoch- und mitteldeutschen Dialektes dieser Zeit wesentlich vermehrt und bestimmte Laut- und Stilerscheinungen genauer abgegrenzt hatte. Von diesen neugewonnenen Gesichtspunkten aus legt Bethmann das Reimmaterial noch einmal vor.

Dafs die Reime des Gr. R. auf einen md., wahrscheinlich thüringischen Dialekt weisen, ist von Bartsch (Bert. v. Holle XXXVI) zuerst ausgesprochen und seitdem oft wiederholt worden. In neuerer Zeit hat nur Edw. Schröder sich für niederdeutschen Ursprung entschieden. Bethmann sucht zu einer genaueren Umschliefsung des möglichen Enstehungsgebietes zu gelangen, indem er die moderne Entsprechung der im Gr. R. auftretenden Dialektmerkmale in einzelnen md. Mundarten aufsucht, so in der Salzunger, Herzfelder, Blankenheimer und Naunheimer, und mit jeder Spracherscheinung des Gedichtes auch ihr heutiges Geltungsgebiet nach dem Sprachatlas vergleicht. So sorgsam und umsichtig Bethmann hier auch vorgeht, zu ganz sicheren Resultaten gelangt er nicht.

Am stärksten tritt der md. Charakter der Reimbindungen in den *e*-Reimen zutage. Denn hier stehen im Reime gebunden *gewërte* : *generte* H 9, *vrävele* : *ëbene* I 52, *herte* : *suërte* F^b 52, *mēre* : *wellære* H^b 1, *mære* :

sêre Hᵇ 27, *êren* : *burgære* Fᵇ 16 usw. Es reimt also *ë* : *ę* vor *rt*, *ä* : *ë*, *æ* : *ê* wie in der '*Erlösung*' oder der '*Elisabeth*' und anderen md. Gedichten. Eine nähere Begrenzung des md. Gebietes auf das östliche Hessen ergab sich aus dem Mangel von Reimen *ô* : *uo* und *ê* : *ie*. Im Gebiete des Konsonantismus ist der Abfall des *n* in Flexionssilben, insbesondere im Inf., eine charakteristische Erscheinung. Die Untersuchungen Bethmanns über die Natur der Medien *b* und *g* im In- und Auslaut führen zu keinem Ziele. Oder sollen wirklich die sieben Reime *b* : *v* und die sechs *ch* : *g* den spirantischen Charakter erweisen für einen Dichter, der nicht nur *dienen* : *liebe* α 16, *habe* : *clage* α 20, *lag* : *trat* αᵇ 14, *grab* : *lag* β 24 reimt, sondern auch *Rudolf* : *holt* βᵇ 5, *gelute* : *orüce* B 25, *rede* : *hebe* Bᵇ 9, *gnadin* : *greue* Bᵇ 13 usw. unbedenklich bindet? Eine zeitliche Scheidung gegenüber den Mitteldeutschen der Blütezeit bietet die reinliche Trennung von *u* : *uo* und *i* : *ie*. Bestimmte nd. Charakteristika fehlen. Zwar dafs keine Reime *t* : *z*, *ch* : *k*, *t* : *d*, *ei* : *ê*, kein *steit*, *deit*, *geit*, kein *wêren* (erant) und dergleichen zu finden sind, wäre auch bei der Annahme eines hochdeutsch dichtenden Niederdeutschen selbstverständlich. Aber auch ein vereinzeltes Übergleiten in den gewohnten heimischen Dialekt, das sich sonst bei jedem Niederdeutschen nachweisen läfst, ist nirgends zu erkennen. Für nd. könnte man nur *behalt* : *golt* Aᵇ 10, *mohte* : *virsuchte* Hᵇ 43, *grêven* : *gâben* Gᵇ 7 und die öfter belegte Bindung *s* : *z* ansprechen. Doch läfst sich — hierin stimme ich Bethmann vollkommen bei — wenigstens für die ersten drei Reime ziemlich sicher md. Ursprung glaubhaft machen. Auffallend ist das Fehlen der Bindung *ei* : *ege*, *age*, das sonst mfr. Eigenart ist. An nd. Einflufs darf man aber auch hierbei nicht denken, da solche Reime z. B. bei Berth. v. Holle wiederholt zu finden sind. Im Gesamtbilde sprechen die Reime sicher für einen md. Dichter. Einem nd. Verfasser des Gr. R. müfsten wir jedenfalls eine erstaunlich sichere Kenntnis hessischer ma. zuschreiben.

In der Anordnung der einzelnen Blätter folgt Bethmann den von Singer und Holz vorgeschlagenen Änderungen. In dem *ëdelen man* aus Flandern, dem A 7 das *gegensidele* angewiesen wird, sieht Bethmann nicht einen Gefolgsmann Rudolfs, sondern den Grafen selbst. Diese Auffassung hat manches für sich: erstlich ist von einem Vasallen weiterhin in den uns erhaltenen Bruchstücken keine Rede mehr, sodann hat auch in der franz. Quelle bei dem vom Helden veranstalteten grofsen Feste dieser selbst den Ehrenplatz. Die einzige Schwierigkeit bleibt nur, dafs wir damit die unwahrscheinliche Konjektur Grimms [*der kuning*] *wîsete daz gegensidele* anerkennen, die zur Annahme eines vierhebigen klingenden Verses zwingt oder doch einen schweren dreisilbigen Auftakt verlangt. Beides kommt zwar im Gedichte vor, die wenigen Fälle jedoch durch eine Konjektur zu vermehren, ist immerhin mifslich. Oder könnte auch das einfach aufnehmende *ër*, das Singer einsetzt und auf den Grafen bezieht, den König meinen? Die anaphorische Verwendung des geschlechtigen Pronomens hat — insbesondere in mhd. Frühzeit — einen ausgedehnteren Gebrauch als heute. Vergl. in Gr. R. selbst δᵇ 47 oder Dᵇ 14 usw. Von den vielen Versionen der *Beure de Haustonne*-Sage, die Heinzel zuerst als Quelle des deutschen Gedichtes erwiesen hat, vergleicht Bethmann nicht die Fassung des Wiener cod., den Singer zum Vergleiche heranzog, sondern die anglonormannische Fassung. Ein besonderer Vorteil ergibt sich daraus nicht, da zwar einige Einzelheiten hier dem deutschen Gedichte verwandter erscheinen, andere Übereinstimmungen aber wieder, auf die Singer hatte hinweisen können, fehlen. Überhaupt bringt die ziemlich umständlich durchgeführte Untersuchung über die Quelle und die geschichtliche Grundlage des Gr. R. wenig neue Kenntnis von einiger Sicherheit. Interessanter und fruchtbarer ist der letzte Abschnitt von Bethmanns Arbeit, die Stiluntersuchung. Sie gibt ein gutes Bild der Technik dieser Zeit und zugleich auch der Persönlichkeit des Dichters selbst, trotz-

dem keine systematische Darstellung gegeben wird, sondern mehr einzelne stilistische Besonderheiten herausgegriffen und untersucht sind, so die Umschreibung der Begriffsverba durch kommen, bleiben, beginnen, pflegen usw., die Stellung des adj. Attributs zu seinem Beziehungsworte, die Wiederaufnahme oder Vorwegnahme eines Satzes mit *daz*, Kongruenz im Numerus zwischen Subjekt und Prädikat, Parataxe und Hypotaxe, *ἀπὸ κοινοῦ*, Schachtelung von Sätzen, Übergang der direkten Rede in die indirekte usw. Der Nachweis von Parallelstellen aus anderen Dichtungen beschliefst diese Untersuchung. Ob der Dichter des Gr. R. den Tristan des Eilhart kannte und benützte, bleibt mir zweifelhaft. Dafs z. B. bei der Übergabe eines Kindes an seinen Erzieher in beiden Gedichten zum Teil gleiche Ausdrücke sich gegenüberstehen, ist bei der konventionellen Auffassung von Tugend und dem engumgrenzten Lebensideal der vornehmen Gesellschaft jener Zeit keineswegs auffallend. Auch die Liebesszenen werden immer wieder mit den gleichen Worten ausgemalt oder angedeutet. Dies gilt für die Frühzeit so gut wie für die eigentliche Blütezeit. Und was sollen vollends Stellen beweisen wie *daz laut ûf die truwe befêlhen* Eilhart 2255 und Gr. R. γ 20 oder *und fragete in ware er were* Eilhart 1177 und Gr. R. D 6?

Im ganzen bleibt Bethmanns äufserst sorgsame und genaue Arbeit eine schöne Leistung, die nicht nur an und für sich unsere Kenntnis der mhd. Frühzeit mehrt, sondern auch weiterhin anregend und fördernd wirken wird, da alle ähnlichen Untersuchungen zu ihr Stellung nehmen müssen.

Znaim. Viktor Dollmayr.

Gertrud Bäumer, Goethes Satyros. Eine Studie zur Entstehungsgeschichte. Teubner, Leipzig 1905. 126 S.

Nach dem 'Ewigen Juden' ist der 'Satyros' vielleicht Goethes erstaunlichste Genialitätsprobe; und er teilt mit ihm jene grofsartige Verbindung an ausgelassenstem Humor und tiefster Poesie, die Morris (Goethestudien, 2. Aufl., I, 248) bei der Annäherung von 'Prometheus und Hanswurst' entzückt zusammenschaudern liefs. Ich vergesse die tiefe Wirkung nicht, die eine Aufführung im 'Berliner Theater' hinterliefs. Was den Romantikern bei ihrer Vergötterung der 'Ironie' vorschwebte, lehrt dies wundersame Werklein besser als all ihre eigenen 'Teufelein' verstehen.

Es ist daher mit besonderer Freude zu begrüfsen, dafs eine literarhistorische Bearbeitung dieses ebenso dankbaren als schwierigen Themas mit ungewönlich reifem Verständnis und sicherer Hand unternommen worden ist. Wenn die Verfasserin, etwas weit ausholend, die Vorgeschichte der Satyrfigur in unserer Dichtung gibt und dabei die Verwandtschaft mit dem Kyklopen (S. 57) und mit Herkules (S. 74, 1) feinsinnig ins Licht stellt, oder wenn sie, viel summarischer, über die Sprachbehandlung (S. 94 f.) und Metrik (S. 106, 113 f.) spricht, so würde man so weit nur erst die fleifsige Schülerin von Erich Schmidt und Max Herrmann zu erkennen haben. Aber schon die klugen Hinweise auf den Einflufs Hans Sachsens auf die Technik (S. 110) beweisen ein seltenes Talent eigener Beobachtung. Das beste aber ist die höchst erfreuliche Sicherheit, mit der sie die eigentliche Kernfrage anfafst: das Problem der dichterischen Entfaltung des Stoffes, das hier besonders ein Problem der Modellbenutzung (vgl. bes. S. 70) ist. Dafs Herder ein Hauptmodell, ja das Hauptmodell des Satyros war (S. 47 f., 69, 79, 123, bes. 81), steht ihr fest, wie jetzt wohl für jeden sachverständigen Beurteiler (vgl. z. B. Morris a. a. O. II, 269); aber sie leitet die Herstellung seines Bildes 'nicht von einem philologischen Studium seiner Werke, sondern von einem grofsen lebendigen Gesamteindruck seiner Persönlichkeit ab.' Deshalb widerstrebt sie dem Aufsuchen von Einzelbeziehungen, wie es z. B. Matthias vorgenommen hat, und geht

hierin vielleicht sogar zu weit, denn Goethe hat stets die Porträtähnlichkeit gern durch solche kleinen Züge (z. B. das Wort 'Geträtsch' in Carlos-Mercks Munde) aufgehöht. Die Verf. weiſs die autonome Entwickelung einer poetischen Gestalt viel unbefangener zu würdigen, als es gemeiniglich unsere 'ableitenden' Untersuchungen tun, und widerspricht deshalb auch (S. 57 Anm., 87) mit guten Gründen Tilles Überschätzung von Anklängen an Wieland, ohne sie etwa ganz zu leugnen (vgl. S. 26, 40, 75). Aus diesem eindringenden Erfassen der dichterischen Evolution heraus erkennt sie auch einen Bruch in der Entwickelung des Dramas (S. 85, 89), der sich den bisherigen Beobachtern entzog, nun aber kaum noch bestritten werden wird.

Durchaus sympathisieren wir auch damit, daſs die Verfasserin die 'pasquinische Seite (S. 53) zurücktreten läſst neben der positiven, der Verkündigung eines neuen Lebensgefühls (S. 42, 117 f.), die vor allem in der unvergleichlichen 'Rousseaupredigt' und dem Satyrlied (S. 71, 78, bes. 83) Ausdruck findet. Sie wird deshalb auch dem satirischen Zuge nicht immer gerecht; so, wenn sie es auffallend findet, daſs Satyros nicht bei der Tötung des Einsiedlers zugegen sein will (S. 84). Tartuffe (der am Schluſs ja ohne Zweifel mitspielt) braucht man dazu kaum heranzuziehen; es ist die typische Scheinheiligkeit des 'Bonzen', der angesichts des für seine Opfer errichteten Scheiterhaufens sein 'ecclesia abhorret sanguinem' hersagt.

In der Geschichte der Satyrosforschung liegt ein charakteristisches Stück Geschichte der Goethephilologie, und kein schlechtes. Die Verfasserin stellt sich würdig in eine gute Gesellschaft. Hoffentlich bleibt sie ihr treu; es liegen noch Probleme genug um die Hütte des Waldteufels. So das der Nachwirkung; reicht sie nicht vielleicht bis zu Hebbels gewaltigem 'Moloch'-Fragment?

Berlin. Richard M. Meyer.

Clemens Brentano, Romanzen vom Rosenkranz. Herausgegeben von Max Morris. Berlin, C. Skopnik, 1903. LXXIX u. 402 S. 5 Mk.

Da die Urschrift Brentanos sowie Böhmers Abschrift (oder Abschriften) sich bis heute nicht gefunden haben, wurde diesem Neudruck zunächst der erste Druck in den *Gesammelten Schriften* III zugrunde gelegt und das offenbar Fehlerhafte nach einer Handschrift verbessert, die aus dem Nachlaſs von Görres in den Handel gekommen war. Als nun aber derart zwei Drittel des Werkes gedruckt vorlagen, drängte sich dem Herausgeber die Überzeugung auf, daſs gerade diese Handschrift den ursprünglichen echten Wortlaut enthalte, während der Wortlaut in der Gesamtausgabe von Böhmer — zum Teil recht geschickt — überarbeitet sei. So war für den Rest des Druckes die Handschrift allein maſsgebend.

Praktisch ist der Miſsstand insofern nicht erheblich, als es sich nur um eine beschränkte Zahl von Abweichungen handelt und für wissenschaftliche Zwecke die Überlieferung aus den Lesarten zu ersehen ist. Dennoch gereicht es begreiflicherweise dem Herausgeber zur Genugtuung, daſs ihm eine in M. Hesses Verlag erscheinende Auswahl aus Brentanos Werken instand setzen wird, statt des 'halbschürigen' Textes einen seiner Überzeugung genau entsprechenden zu bieten.

In der umfangreichen Einleitung und in den Anmerkungen (S. 386—402) sind die Ergebnisse ebenso mühsamer wie sorgfältiger Forschungen niedergelegt. Der erste Abschnitt der Einleitung gibt die äuſsere Geschichte von Brentanos unvollendetem 'Hauptwerk' in einer Reihe brieflicher Zeugnisse, denen zufolge die Arbeit an den Romanzen mindestens bis ins Jahr 1804 zurückreicht. Der zweite erläutert das einführende Gedicht in Terzinen, soweit es vorliegt, und nach seinem geplanten weiteren Verlaufe.

Im dritten wird auf Grund der Entwürfe eine zusammenhängende Darstellung der Fabel und im vierten der Nachweis versucht, wie 'dieser seltsame und in den unausgeführten Teilen auch wohl öfter unerfreuliche Plan in der Seele des Dichters erwachsen' sei. Ein fünfter — allerdings nicht besonders bezeichneter — Abschnitt erörtert noch bis ins einzelne die verzwickten Vers- und Reimkünste, die Assonanzenschemata, metrischen Bravourstücke usw., mit deren Hilfe 'alle musikalischen Mittel der Sprache zu einer äufsersten Leistung angestrengt' werden sollten.

Die Anmerkungen zum ausgeführten Gedichte und zu den Paralipomena bringen lehrreiche Wort- und Sacherklärungen und besonders auch reichliche, wenn schon vielleicht noch nicht erschöpfende Quellennachweise zu dem Wust geschichtlichen und sagenhaften Stoffes, den 'der unersättliche Dichter' da zu verwerten unternahm.

Mag einzelnes der Verbesserung fähig sein — wie z. B. seither von Walzel der Name 'Moles' (im Gegensatz zu S. LVII) zweifellos richtig auf Schellings 'Materie' zurückgeführt worden ist —, die ganze Arbeit bildet einen sehr wertvollen Beitrag zu den täglich sich mehrenden Forschungsergebnissen auf dem Gebiete der Romantik. Sie dürfte auch in weiteren Kreisen Anklang finden, denn es fehlt heute gewifs nicht an Liebhabern, die — wenn man mit dem Herausgeber Goethische Worte über Calderon auf Brentano übertragen will — solchen 'abgezogenen, höchst rektifizierten Weingeist, mit manchen Spezereien geschärft, mit Süfsigkeit gemildert', gern und gierig 'als schmackhaftes, köstliches Reizmittel einnehmen'.

Freiburg i. B. R. Woerner.

Jonas Fränkel, Zacharias Werners Weihe der Kraft. Eine Studie zur Technik des Dramas. Hamburg u. Leipzig, L. Voss, 1904. (Beitr. zur Ästhetik, herausg. von Th. Lipps u. R. M. Werner, IX.) X u. 141 S.

Grillparzers Wort, nur Zacharias Werner sei bestimmt gewesen, als der dritte neben unsern gröfsten Dichtern zu stehen, hat mich viel beschäftigt, ohne dafs ich es je begriffen hätte. Der Enthusiasmus, mit dem des Amerikaners Coar selbständig gedachte *Studies in German Literature* sich für Werner einlegen, wird durch die begleitenden Ausführungen nicht genügend unterstützt. Selbst Poppenbergs vortreffliche Arbeit, gewifs eine wesentliche Förderung unserer Kenntnis dieser seltsamen Persönlichkeit, zeigt in ihm mehr die typisch-romantischen Seiten auf als die individuellen. Fränkels eindringende Arbeit aber zeigt sachlich und sicher, worin Werners Bedeutung für das Drama bestand, in welchem Sinne er sich (S. 101) von Schiller emanzipierte und eigene Bahnen einschlug — freilich auch, wie wenig er damit trotz mannigfacher Bewunderung gerade auch von den ihm Wichtigsten gewürdigt wurde: von seinem 'Helios' Goethe (S. 126) und den älteren Romantikern (S. 128).

Schritt für Schritt analysiert Fränkel Werners merkwürdigen Versuch, 'die romantischen Ideen auf die Bühne zu bringen' (S. 5), gibt die mystische Nebenhandlung (S. 18) mit ihrer geradezu komischen Wirkung (S. 79) preis, legt aber die Kunst in der Entwickelung der Haupthandlung klar dar. Kunstvoll überlegte Mittel, wie das symmetrische Gleichgewicht der Auftritte (S. 31), die schwierigen, aber gut geführten 'übereinander greifenden Szenen', die auch Grillparzer liebt (S. 33), Parallel- und Wiederholungsszenen (S. 33—34), Kontraste (S. 35), finden sich unauffällig verwandt. In den Szenenanfängen (S. 36) zeigt sich ein — fast moderner — Sinn für die Stimmung. Die Vorgänge aufserhalb der Bühne (S. 38) werden dem Fortschritt der Handlung, die Massen und Schauszenen freilich (S. 43) nicht mit Schillerscher Gröfse ihrer Anschaulichkeit dienstbar gemacht. Sehr stark stehen die Monologe (S. 50) unter dem Einflufs unseres mäch-

tigsten Dramatikers; doch fehlen charakteristische Formen des Schillerschen Selbstgesprächs.

Bei dem Vergleich des Dramas (S. 52) mit dem geschichtlichen Verlauf (S. 53 f.) hätte ein Hinweis auf die damals noch herrschende gröſsere Freiheit in der Geschichtsdarstellung nicht fehlen sollen. Joh. v. Müller (S. 130) war von Werners Luther entzückt — Leopold Ranke vertrug nicht einmal Walther Scotts Ludwig XI.! Warum übrigens kann die Dalberg-Szene (S. 44 Anm.) nicht trotz ihrer historischen Grundlage als Kompliment für den Fürst-Primas gemeint sein?

Fränkels Talent, auf das Wichtigste loszugehen, zeigt sich wieder bei den Beobachtungen über den Stil (S. 89 f.). Er geht von dem 'Klima' der Dichtung aus und macht die hübsche Bemerkung, der 'prédilection d'artiste' sei die Darstellung des Glaubens besser gelungen, als es der eifernden Gläubigkeit hätte gelingen können. Als romantisch hebt er besonders die Bergmannsszenen (S. 90) und die Gleichnisse aus der bildenden Kunst (S. 92) hervor. All das trug gewiſs dazu bei, die literarischen Kämpfe in Berlin lebhaft zu machen; freilich war der voranlaufende Zeitungsstreit (S. 105) heftiger als später die Kritik. Sollte aber wirklich damals schon 'am gleichen Abend' (S. 116) ein Theaterbericht erschienen sein?

Und endlich überbietet der Dichter die heiſseste Kritik durch seinen Widerruf (S. 134), die grausamste 'Autocharakteristik' — um ein Wort Fränkels, das sich hoffentlich nicht einbürgert, einmal zu verwenden —, von der wir wissen! Die 'Weihe der Kraft' ward dem nach seiner Bekehrung erloschenen Dichter zur Weihe der eigenen Unkraft. Nun hat endlich, nach einem Jahrhundert, diese sorgsame Arbeit aus Walzels guter Schule das Werk, das sein Meister nicht mehr loben wollte, seinen Meister loben lassen!

Berlin. Richard M. Meyer.

O. E. Lessing, Grillparzer und das Neue Drama. Eine Studie. München u. Leipzig, R. Piper u. Co. VIII, 174 S.

Als Alte und Neue Tragödie stellt im Anschluſs an Hebbel O. E. Lessing zwei völlig verschiedene Arten dramatischer Kunstwerke einander entgegen: die Alte Tragödie zeigt den Einzelmenschen in seiner Entwicklung und läſst ihn im Kampfe mit der Weltordnung, mit dem Sittengesetz unterliegen; sie macht ihn zu einem Brennpunkt, in dem sich die Strahlen der Idee treffen; sie ist individualistisch und — da die Entwicklung des Helden zum Untergang führt — pessimistisch. In der Neuen Tragödie weicht das Individuum der Gattung; 'auf den Trümmern einer untergehenden Welt baut sich eine neue, höhere auf'; die Idee entwickelt sich zum Pol, dem das Individuum zustrebt; die Neue Tragödie spiegelt die Entwicklung der ganzen Menschheit und ist daher kollektivistisch, ihrer Endstimmung nach optimistisch. In dem kollektivistischen Ideendrama offenbart sich ein Stück Menschheitsgeschichte, es kann daher als das kosmische Drama, als das Neue Drama schlechthin bezeichnet werden.

Hebbel selbst hat das Ideal dieses Neuen Dramas nur in Agnes Bernauer, Gyges, Moloch ganz verwirklicht, andere Dramen sind nur Voraussetzungen zu jenem Ideal, d. h. sie haben den Bruch mit der alten Auffassung von einer tragischen Schuld bereits glücklich vollzogen: Mariamne, Rhodope, Genoveva, sie gehen zugrunde, weil sie ganz sie selbst sind, weil die Tragik schon mit ihrem Dasein gegeben ist.

Grillparzer — das ist des Verfassers These — hat dieselbe Entwicklung durchgemacht wie Hebbel; auch sein Weg führt von der tragischen Schuld über die dem Individuum immanente Tragik zum Neuen Drama, und diese Entwicklung verfolgt, liebevoll forschend und deutend, Lessing in seinem anregenden Buche.

Trotz unleugbar poetischer Reize enthalten Ahnfrau und Ein Traum, ein Leben noch nichts, was eine hehre Zukunft verkündet; darum setzt die Untersuchung erst mit Sappho ein, des Dichters erstem Versuche, einem tragischen Problem wirklich auf den Grund zu gehen. In ausführlicher, lehrreicher Analyse führt Lessing den Nachweis, daſs Sappho nichts als eine Talentprobe und ohne selbständigen Wert für die Weltliteratur ist, epochemachend allein für den Dichter. Höher steht das Goldene Vlieſs, besonders wegen der sicheren Durchführung der Grundidee, doch erst König Ottokars Glück und Ende kann als ein Meisterwerk bezeichnet werden. Hier steht Grillparzer völlig auf eigenen Füſsen, äuſsere und innere Form deken sich ganz und gar; eine gereifte Weltanschauung tritt zutage, eine neue, bessere Welt erhebt sich aus den Trümmern einer zerfallenden. Ottokars Untergang ist die Grundbedingung für das Gedeihen des Kaisertums, die Tragik des Individuums für das Wachstum der Menschheit. Für diesen Aufschwung macht der Verfasser die Lösung Grillparzers von seiner Mutter und die italienische Reise verantwortlich: eine neue Lebensperiode beginne mit dieser Reise und mit der von ihr ausgehenden Anregung.

Und doch verharrt der Dichter nicht auf der einmal erklommenen Höhe: in Ein treuer Diener seines Herrn ist der 'kollektivistische Optimismus des Ottokar zum individualistischen Pessimismus' zurückgesunken — nichtsdestoweniger gehört dieses Drama mit Hero künstlerisch zu dem vollendetsten, was Grillparzer geschaffen hat. Gründlich gebrochen ist hier mit der traditionellen Auffassung von der tragischen Schuld; daher sind beide Dramen Durchgangsstadien, und erst hinter ihnen tagt das 'Ziel'.

Bevor Grillparzer zur Tragödie der Zukunft reifte, muſste eine neue Welt sich ihm auftun: das Studium Lopes, historische und philosophische Anregungen. Durch sie überwand er die individualistische Weltanschauung, sah er sich der kollektivistischen zugeführt, durch die sich ihm die Bahn 'zum Drama groſsen Stils' erst öffnete. Verfasser geht nun ausführlich auf Grillparzers Verhältnis zur Hegelschen Philosophie ein und konstatiert, daſs Hegel drei Jahrzehnte lang einen erheblichen Teil von des Dichters geistiger Kraft in Anspruch genommen, und daſs der Kollektivismus Hegels und das Prinzip seiner Dialektik dem dramatischen Schaffen Grillparzers seit der Mitte der dreiſsiger Jahre eine neue Richtung gegeben hat. Libussa und Jüdin von Toledo bleiben unverständlich, wenn man nicht die Hegelsche Dialektik als treibende Kraft darin anerkennt; sie sind poetische Verkörperungen der Entwicklungsidee im kollektivistischen Sinne. In Esther vertritt Mardochai dem ursprünglich individualistischen Standpunkt Esthers gegenüber das abstrakt kollektivistische Prinzip; der Bruderzwist ist ein Weltdrama, in dessen Charakteren sich das Aufsteigen einer neuen Epoche, das Werden und Flieſsen der Zeit spiegeln. Aber erst mit Libussa setzt das Neue Drama ein: es ist ein Kulturdrama, das die Erfahrungen und die Weisheit eines ganzen Lebens umfaſst. Hier, wo die Heldin die Skala Gefühl — Verstand — Rückkehr zum Gefühl durchläuft, hat Hegels Dialektik poetische Gestalt angenommen, die Dialektik ist in die Idee selbst hineingetragen. Libussa ist das höchste Muster der Tragödie der Zukunft, des Neuen Dramas, das einst Hebbel im Sinne hatte; neben Libussa steht die Jüdin.

Lessings Buch schlieſst mit einem 'Ausblick' (S. 145—174). In Goethes Faust und in den Wahlverwandtschaften erblickte Hebbel die Grundlage eines Neuen Dramas; der Verfasser spürt Anfänge desselben in Lessings Philotas und im Egmont auf ('aus dem Kampfe der willkürlichen [?] Freiheit mit der willkürlichen Tyrannei muſste notwendig die wahre Freiheit hervorgehen'); Schiller nähme im Fiesko, im Karlos, in der Jungfrau gewaltige Ansätze zu einer synthetischen Entwicklung; auch Grabbe nähere sich in seinen letzten Arbeiten der Höhe, aber das Werk Grillparzers und Hebbels habe bis jetzt kein deutscher Dichter würdig fortgesetzt. Unter

den Schwierigkeiten, auf diesem Wege vorwärts zu kommen, stehe obenan die Schöpfung neuer Ausdrucksformen für die feinen Nuancierungen des modernen Kulturlebens, und die Werkzeuge dazu habe Arno Holz geschaffen: er verlangte 'absolute Stileinheit, Übereinstimmung innerer und äufserer Form, wie sie in gleicher Vollendung mit den unzulänglichen Hilfsmitteln der älteren Technik nie erzielt werden konnte'. In Hanns von Gumppenberg ahnt Lessing einen Dichter, der zum kollektivistischen Drama vorzudringen vermag; von den Neuromantikern und anderen modernen Schulen erwartet er nichts. Aber 'kommen wird das moderne Neue Drama. Das ist keine müfsige Prophezeiung. Die ganze Entwicklung der Dramatik, nicht nur Deutschlands, strebt auf jene Gattung hin.'

Wir haben absichtlich möglichst mit des Verfassers eigenen Worten den Inhalt der Schrift kurz skizziert, die von Anfang an des Lesers Interesse fesselt und spannt. Ihren Kern bildet der Nachweis des Einflusses, den die Philosophie, insonderheit Hegel, auf den Dichter ausübte, und von dem die Grillparzerliteratur bisher wenig anzuführen wufste. Grillparzer wird dadurch mitten in den vollen Strom des geistigen Lebens seiner Zeit gerückt und zu einem Bahnbrecher philosophischer wie künstlerischer Ideen, zum wirksam kräftigen Förderer einer neuen dramatischen Kunst erhoben, von dem Gegenwart und Zukunft zu lernen haben. Ein weiterer Wert des Buches liegt in den Analysen einiger Dramen, durch die der Verfasser seine Urteile begründet, der Leser in seinem Verständnis Grillparzerscher Kunst gefördert wird.

Berlin. H. Löschhorn.

Briefwechsel des jungen Börne und der Henriette Herz. Herausg. von L. Geiger. Oldenburg u. Leipzig, o. J. 201 S. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Die Veröffentlichung dieses Briefwechsels wird damit motiviert, dafs die Briefe an Henriette Herz noch ungedruckt, die Börnes an sie vergriffen sind. Freilich ist es die Frage, ob nach ihnen grofse Nachfrage herrscht. Der reife Börne ist eine interessante Persönlichkeit, der als Kritiker, Journalist, Stilist noch keineswegs wissenschaftlich gewürdigt ist; der unreife Schreiber dieser Briefe erhebt sich trotz mancher geistreichen Wendung wenig über das Niveau des begabten 'krassen Fuchses'. Die Liebe zu Henriette Herz trägt den typischen Charakter spät erwachter Pubertätsgefühle, die bei solchen Naturen durch das geistige Interesse lange zurückgehalten wurden, und es fehlt auch nicht die literarische Anfärbung, auf die der Verfasser mit Recht hinweist; nur dafs dieser Briefwechsel allerdings hinter dem Werthers so weit an Poesie zurückbleibt wie die an den Apotheker gerichtete Bitte um Rattengift hinter dem Entleihen der Pistole (S. 58, 60 vgl. 18). Eigene Züge sind nur etwa die Beobachtung, dafs die schöne Frau in bestimmten Stellungen und gewisser Kleidung auf sein verliebtes Herz stärker wirkt als in andern (S. 65, 69); denn die Sprachfehler, aus denen er sich herauszubilden hat ('von die La Roche', S. 64, 'die Rede kam auf Ihnen', S. 93), sind weder bei Heinrich v. Kleist, noch bei Dorothea Schlegel selten, ja nicht einmal bei dem jungen Tieck. Henriette schreibt auch (S. 110), dafs sie 'ins Englisch unterrichtet.'

Börnes Urteile über die bedeutenden Persönlichkeiten, in deren Nähe ihn ein günstiges Schicksal führt, Reil (S. 121), Schleiermacher (S. 127 vgl. 159), Steffens (S. 164), sind höchstens für den Briefschreiber bezeichnend, lustig dagegen die auf seine Humoresken vorbereitenden Schilderungen des Klatschnestes Halle (S. 112, 120, 171) und der Familie Reil, besonders der Frau (S. 87). Schriftstellerische Gewandtheit fehlt auch sonst nicht, auch nicht Blitze des 'Originalgenies' (S. 100): die Kritik der Sprache würde Fritz Mauthner erfreuen: 'Gott ist nur da, wo keine Sprache ist' (S. 127; über das 'Blumauerische' Alte Testament S. 144).

Henriette weist Börne (S. 59 f.) energisch zurück; seine Liebe empfand sie nur als Zudringlichkeit, und ihr Schlufsurteil ist die harte Kritik einer in sittlichen Fragen unbeugsamen Frau über einen zwischen Moral (Abscheu vor der Unsittlichkeit in Halle, S. 135) und — Geniemoral noch hin und her schwankenden Jüngling (S. 190). Es bildet den Schlufs des Buches und kann den unerfreulichen Eindruck des psychologisch und kulturhistorisch nicht allzu ergiebigen Briefwechsels nur steigern.

Berlin. Richard M. Meyer.

Otto Weddigen, Die Ruhestätten und Denkmäler unserer deutschen Dichter. Mit 4 Photogravüren und 69 Abbildungen im Text. Halle 1904. Gesenius. XII u. 209 S.

Der Madonnenkultus der katholischen Kirche brachte einen 'Marianischen Atlas' hervor; es war kein schlechter Gedanke, in ähnlicher Weise den Spuren des modernen Heroenkultus nachzugehen, und eine geographische Übersicht etwa der Schiller- und Goethedenkmäler in ihrer Verteilung könnte zu allerlei Schlüssen anregen, die freilich unsicher genug bleiben würden. Schon eine Statistik dieser metallenen oder steinernen Niederschläge unserer Dichterliebe wäre zu verwerten; freilich kann die oberflächliche Zählung in Weddigens Einleitung nur als unbrauchbar bezeichnet werden. Und eine ernste Berechnung müfste vor allem mit dem Unterschied der Zeiten rechnen, die einst langsam und widerstrebend zu einem Goethedenkmal in Frankfurt schritten und heut auf das kaum zugeschüttete Grab des unbedeutenden Gottfried Schwab in Darmstadt ein Monument pflanzen.

Weddigen begnügt sich mit einer Aufzählung und Beschreibung der Grab- und Erinnerungsdenkmäler, die gewifs nicht vollständig sein wird — so macht mich Prof. Brandl auf das Fehlen des Steubdenkmals in Brixlegg (Tirol) aufmerksam —, doch aber wenigstens für Stand und Entwicklung unseres Monumentalitätsbegriffes und für die Geschichte des äufseren Dichterideals fruchtbar gemacht werden kann. Leider nimmt er den Begriff des Denkmals zu wörtlich: für Schneckenburger etwa ist doch die Aufschrift der 'Wacht am Rhein' auf dem Postament des Niederwalddenkmals wichtiger als das Monument in Tuttlingen!

Die Denkmäler, die der Verfasser selbst in kurzen Charakteristiken den Poeten stiftet, geben leider an Trivialität den modernsten Denkmalsschöpfungen nichts nach: 'Anzengruber ist ein tüchtiger Dramatiker und ein grofser Volksdichter Österreichs' (S. 2), oder 'Fischart ist der geistvollste und beste Schriftsteller zu Ausgang des 16. Jahrhunderts' (S. 20). In der Regel heifst es nur: 'X schrieb Gedichte', und so auch bei Schiller: 'Schillers Werke enthalten ...' (S. 151). Dies dürfte bekannt sein.

So wandert man auch durch diese Siegesallee nur mit gemischten Gefühlen, freut sich aber doch schliefslich in dem Gedanken, dafs wohl kein Volk so vieler Dichter liebend gedenkt wie das unsrige; freilich leider oft erst beim Grabdenkmal!

Berlin. Richard M. Meyer.

Neue Literatur zur Volkskunde.

1) Grassl, Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedelungen im Banat (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, geleitet von Hauffen. Band V, Heft 2). Mit 8 Lichtdrucktafeln. Prag, Calve (Koch), 1904. VI, 128 S. 8.

2) Lebende Worte und Werke. Eine Sammlung von Auswahlbänden. Je M. 1,80 geh., M. 3 geb. Düsseldorf u. Leipzig, K. R. Langewiesche

Bis jetzt liegen die Bände vor: Carlyle, Luther, E. M. Arndt, Ruskin, Deutsche Volkslieder.

3) Alfr. Tobler, Das Volkslied im Appenzeller Lande. Nach mündlicher Überlieferung gesammelt (Schriften der Schweizer Gesellschaft für Volkskunde, III). Zürich, Juchli & Beck, 1903. III, 147 S. M. 2,80.

4) Colm. Schumann, Lübeckisches Spiel- und Rätselbuch. Lübeck, Gebr. Borchers, 1905. XXII, 208 S. 8.

5) O. Knoop, Volkstümliches aus der Tierwelt (Beiträge zur Volkskunde der Provinz Posen, 1. Bändchen). Rogasen, Selbstverlag des Herausgebers, 1905. IV, 68 S. 8.

6) A. Rud. Jenewein, Das Höttinger Peterlspiel. Ein Beitrag zur Charakteristik des Volkstums in Tirol. Innsbruck, Wagner, 1903. Ders., Alt-Innsbrucker Hanswurstspiele. Nachträge zum 'Höttinger Peterlspiel'. Ebenda. 201 S. 8.

7) J. F. D. Blöte, Das Aufkommen der Sage von Brabon Silvius, dem barbarischen Schwanritter (Verhandlingen der Koninglijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, Afdeeling Letterkunde; Nieuwe Reeks, V. 4). Amsterdam, J. Müller, 1904. VI, 127 S. gr. 8.

8) Aloys Dreyer, Franz v. Kobell (Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte. Band LII, Heft 1). München, Verlag des historischen Vereins für Oberbayern, 1904. X, 132 S. 8.

9) Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Band XI—XIV. (XI: A. Stifters sämtliche Werke, 1. Band: Studien, herausgeg. von August Sauer. Mit dem Bildnis des Dichters und 2 Lichtdrucktafeln. — XII: Dasselbe, 14. Band: Vermischte Schriften, 1. Abteilung, herausgeg. von A. Horcicka. Mit 18 Lichtdrucktafeln. LXXXV, 402 S. — XIII: Ausgewählte Werke des Grafen Kaspar von Sternberg, 1. Band: Briefwechsel zwischen Goethe und Sternberg (1820—1832), herausgeg. von August Sauer. Mit 3 Bildnissen Sternbergs. LI, 434 S. — XIV: J. Mathesius, Ausgewählte Werke, 4. Band: Handsteine. Herausgeg. von Lösche. Mit 2 Lichtdrucktafeln. 704 S. Prag, Calve (J. Koch), 1904. 8.

10) A. W. Fischer, Über die volkstümlichen Elemente in den Gedichten Heines (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, germanische Abteilung 15). Berlin, A. Ebering, 1905. 147 S. 8.

11) O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 5. verb. Aufl. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1904. VIII, 264 S. 8.

12) M. Beheim-Schwarzbach, Deutsche Volksreime. Posen, Jolowicz. 42 S. 8.

13) G. Blumschein, Aus dem Wortschatze der Kölner Mundart. (Aus der Festschrift zum XI. deutschen Neuphilologentage.) Köln, Neubner. 32 S. 8.

Seit unserem letzten Bericht (Band CXIII, 159 ff.) sind uns gröfsere Arbeiten enzyklopädischer oder methodischer Art zur Volkskunde nicht zugegangen, und das in den Zeitschriften aufgespeicherte Material mufs bis zum nächsten Referat zurückgestellt werden; auch von Monographien

über einzelne Gebiete haben wir nicht viel zu melden; immerhin bringt die Arbeit von Grassl über die deutsch-böhmische Ansiedelung im Banat, trotz ihres vorzugsweise kulturgeschichtlichen Inhalts, manches volkskundlich Interessante. 'Sie erzählt von deutschen Landsleuten des Böhmerwaldes, die aus Not und Armut 1827 und 1828 in großer Zahl ihre Heimat verlassen haben und dem Rufe in die damalige Militärgrenze gefolgt sind, wo sie in den unwirtlichsten Bergwäldern, damals an der Grenze der Türkei, fern jeder Kultur, neue Ansiedelungen begründeten und unter jahrzehntelangen, harten Mühen und Bedrängnissen aller Art sich endlich zu menschenwürdigen, ja behaglichen Verhältnissen emporringen sollten.' Der Verfasser, dessen Eltern selbst an der Auswanderung teilgenommen haben, richtet natürlich vor allem seinen Blick auf die Entwickelung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse. Immerhin werden im 5. Abschnitt: 'Die Jahreszeiten mit ihren Arbeiten und Festen', Sitten und Bräuche reichlich und anschaulich beschrieben, während Volksdichtung und Mundart erheblich schlechter wegkommen. Dabei stellt der Verfasser fest, daſs von den vier wichtigsten, bei der ursprünglichen Ansiedelung hervortretenden mundartlichen Schattierungen das Niederbayrische. die Sprache des vorzugsweise Ackerbau treibenden Teiles der jungen Bevölkerung, den Sieg an sich gerissen hat. Wir würden nun gern hören, ob sich hinsichtlich der Gebräuche dasselbe beobachten läſst, doch verfährt der Verfasser hier meist deskriptiv und begnügt sich mit einem farblosen ‚hier und da', wo wir reinliche Scheidung erwarteten.[1] Die noch wichtigere Frage, wie weit sich etwa in den Texten der Volkslieder und ähnlicher, besonders durch den Reim gebundener Erzeugnisse der Volkspoesie das Überwiegen eines oder des anderen Teiles der Bevölkerung nachweisen lasse, liegt G. fern. Vielleicht regt aber seine schöne Arbeit andere Forscher an, zunächst einmal das Material zu sammeln, das ja dann im Vergleich mit den reichen Sammlungen der deutsch-böhmischen Gesellschaft bei der nötigen Vorsicht manchen interessanten Schluſs ziehen lassen dürfte.

Gröſsere Sammlungen von Märchen, Sagen und Liedern nach dem Volksmunde sind in der Berichtszeit nicht erschienen, doch können wir mit Befriedigung auf eine zu literarischen Zwecken veranstaltete Sammlung volkskundlichen Materials verweisen, die weiter Verbreitung würdig ist. Die verständig geleitete und vornehm ausgestattete Sammlung *Lebende Worte und Werke*, die sich, einem Zuge der Zeit folgend, um die Bergung des 'eisernen Bestandes' in den Werken älterer Autoren bemüht, bringt auch in einem dieser Bände *Von rosen ein krenzelein*, d. h. eine Auswahl von etwa hundertfünfzig Volksliedern, die Stierling aus älteren und neueren Sammlungen treu und geschickt zusammengestellt hat. Das mundartliche Element spielt dabei eine groſse Rolle, auch Auſserdeutsches bleibt nicht ganz fern. Mit welchem Recht freilich der Herausgeber behauptet: 'Das nur im Dänischen erhaltene Lied von Herrn Olof kann mit gleichem Recht für Deutschland in Anspruch genommen werden' (S. 227), sehe ich nicht ein. Auch scheint uns seine Anordnung bisweilen etwas willkürlich und reiſst uns aus einer Stimmung in die andere. Im ganzen aber sei das Buch, das solche Perlen, wie den 'Herrn von Falkenstein', den 'Linden-

[1] Wenig ist uns natürlich auch mit so vagen Bemerkungen gedient, wie S. 121 unten: 'Noch muſs bemerkt werden, daſs die Hochzeitsgebräuche in den vier deutsch-böhmischen Ansiedelungen hier und da von den beschriebenen unwesentlich abweichen, ja, in ein und demselben Orte nicht mehr die gleichen sind und auch die gleichen nicht bleiben, was aber zu bedauern ist, weil der nationale Charakter dabei mehr und mehr verwischt wird.' Hier muſsten die Differenzen mindestens an Stichproben aufgezeigt und dabei auch zwischen den Generationen geschieden bezw. die Überlieferungen der nächsten Umgebung vergleichend herangezogen werden.

schmidt' usw., der Gegenwart wieder näherbringt, bestens empfohlen, wo es nicht eine Unterlage für wissenschaftliche Untersuchungen, sondern ein Hilfsmittel zur ersten Orientierung über das Wesen des deutschen Volksliedes gilt.

Mehr den Sammlungen von Volksreimen und dergleichen nähert sich die schöne, wertvolle Arbeit A. Toblers über *Das Volkslied im Appenzeller Lande*, die Texte und Weisen in die Darstellung selbst verwebt. Im ganzen ergibt sich doch auch hier wieder ein ähnliches Resultat wie bei so manchen anderen Sammlungen in den Bergländern: unsere alten Balladen und der gröfste Teil unserer Liebeslieder sind dort so gut wie unbekannt; lustige Tanz- und Necklieder bilden den Grundstock und berühren sich noch am ehesten mit dem binnendeutschen Gut; dazu kommt dann eine grofse Anzahl spezifisch schweizerischer und appenzellischer Texte, auch manches in den Volksmund übergegangene Kunstlied und die Erzeugnisse religiöser Lyrik. Es müfste eine reizvolle, freilich auch schwierige Aufgabe für einen geborenen Älpler sein, den Tendenzen nachzugehen, die für die Auswahl, Übernahme und Beibehaltung der einzelnen Nummern im Schweizer Volksmunde bedeutsam geworden sind. Lobend anzuerkennen ist noch, dafs Tobler auch ältere Quellen nach Kräften ausgeschöpft, vor allem sein Buch auch nicht den Vierzeilern und Schnaderhüpfeln, Jodlern und Kuhreihen, Nachtwächter- und Sennsprüchen verschlossen hat. — Reime und Rätsel vom anderen Ende der deutschen Welt bringt uns Schumann, als erfolgreicher Sammler volkskundlichen Materials wohlbekannt. Den Hauptbestandteil seines Buches bilden die lübischen Spiele und Spielreime, die er treu nach dem Volksmunde aufzeichnet, teils in der Mundart, teils in der neuerdings eingetauschten oder, 'wie besonders bei den Reimen und Gesellschaftsspielen, aus Mitteldeutschland mitgebrachten' hochdeutschen Form. Dafs Schumann in seinem Herzen noch immer der mythologischen Erklärungsmethode anhängt und aus diesem Glauben auch öffentlich kein Hehl macht, ist betrüblich, kann uns aber in der Freude nicht beirren, mit der wir seine von gelehrten Schrullen allem Anschein nach unberührten Materialsammlungen als solche begrüfsen. Die Parallelen sind so spärlich, dafs sie eigentlich besser ganz weggeblieben wären. Von Wert sind sie eigentlich nur da, wo man sich auf eine mit dem vollen, heute erreichbaren Variantenmaterial ausgestattete Sammlung beziehen kann, wie für die Rätsel auf die ausgezeichnete Arbeit Wossidlos. Ganz neues Material wird wenig zutage gefördert, dagegen ist von den schönen, alten, vierzeiligen, gereimten Rätseln manches Stück im lübischen Volksmunde erhalten und wird hier in interessanter Version mitgeteilt. Natürlich stellen auch hier die Scherzfragen einen sehr beträchtlichen Bestandteil des Rätselschatzes dar, und ihre Zahl hätte sich wohl noch bedeutend vermehren lassen. Indessen wäre hier überhaupt kaum eigentlich neues Material beizubringen; auch ist der Wert dieser Dinge für die stammheitliche Volkskunde gering, und das Material für die psychologische Durchforschung der betreffenden Denkformen ist reichlich gesammelt und harrt nur der wissenschaftlichen Bearbeitung. — An Wossidlos treffliche Arbeiten erinnert auch die kleine, wertvolle Sammlung O. Knoops, der seine Darlegungen mit dem betrübenden Bekenntnis beginnen mufs: 'Seit dem Erscheinen meines Posener Sagenbuches (Posen 1893), das trotz seines Umfanges und reichen Inhaltes doch nur ein Bruchstück ist, ist von deutscher Seite für die Volkskunde des Posener Landes fast nichts geschehen, und die reichen Schätze an Volkssagen und Aberglauben, an Sitten und Gebräuchen, die noch vorhanden sind und auf die ich schon vor Jahren hingewiesen habe, blieben bisher ungehoben.' Ja, eine gröfsere kujavische Sagensammlung, die der Lehrer Szulczewski zusammengebracht hat, harrt noch eines mutigen Verlegers. Diese Verhältnisse sind innig zu beklagen. Kolonisationsgebiete sind das ergiebigste

Arbeitsfeld für alle Untersuchungen über die eigentümlichen Wandlungen volkstümlicher Überlieferungen, die sich aus dem Zusammenstoſs heterogener Stämme ergeben. Hier waren nicht bloſs rein inhaltliche oder stilistische Änderungen einzelner Lieder, Märchen usw. zu verfolgen, sondern vor allem festzustellen, was der eine Stamm aus dem Erinnerungsschatze des anderen sich aneignet, was er abstöſst, was er nach seinem Geschmack ummodelt, wie weit er sich in der Ausdrucksweise von den anderen beeinflussen läſst usw. Hier könnte sich die Posener Akademie auch um unsere Wissenschaft ein wahres Verdienst erwerben und einer verständigen, auf wissenschaftliche Erkenntnisse begründeten Propaganda des Deutschtums wertvolle Fingerzeige vermitteln. Zunächst müssen wir so tüchtigen und geschulten Sammlern wie Knoop für ihre Mühe dankbar sein. Er führt hier in alphabetischer Reihenfolge die Tiere auf, an die sich irgendwie volkstümliche Anschauungen anschlieſsen. Deutsches und Polnisches wird durcheinandergebracht, die örtliche Herkunft des Beleges jeweils angegeben. Die Mehrzahl der beigebrachten Überlieferungen gehört ins Gebiet des Aberglaubens, doch fehlen auch Volksrätsel, Tierstimmendeutungen, Sprichwörter und dergleichen nicht. Augenscheinlich sind die gereimten Produkte hier weit weniger zahlreich, als z. B. in Mecklenburg.

Wertvoll und von ganz besonderem Interesse für die Leser unserer Zeitschrift ist die neue Veröffentlichung von Jenewein, der sich bereits früher durch den Abdruck des *Höttinger Peterlspiels* um die Erforschung der tirolischen Volksbühne verdient gemacht hat. Die hier vereinigten, gröſseren Stücke, in denen allen Hanswurst eine sehr wichtige, bisweilen fast das Interesse ganz auf sich konzentrierende Rolle spielt, sind uns zum Teil nicht mehr unbekannt. Schon 1897 konnte Erich Schmidt auf Vermittelung von Brandl an dieser Stelle, Band XCVIII, 1 ff., zwei Volksschauspiele: *Don Juan* und *Faust*, veröffentlichen. Sie erscheinen auch hier wieder, doch zum Teil in abweichender Form. Leider hat der Herausgeber, der weniger mit dem Interesse des wissenschaftlichen Forschers als des Dilettanten an seine Aufgabe herantrat, nicht bloſs die oft sehr mangelhaften Bezeichnungen der Sprache in den handschriftlichen Texten vereinheitlicht und die für den Leser unentbehrlichen szenischen Bemerkungen eingefügt, sondern er 'hielt sich für berechtigt, hier und da etwas zu restaurieren, zu verbinden, ja sogar noch etwas unterzuschieben'. Das ist um so schlimmer, als es ihn 'gelockt hat, einige von Schmidt im Anhange zum *Faust* separat gebrachte Hanswurstszenen dem Ganzen noch anzugliedern, welche Einbeziehungs- und Verbindungsarbeit natürlich nicht ohne einige Willkürlichkeiten geschah.' Das ist im höchsten Grade bedauerlich, und wir möchten den geschätzten Herausgeber, dem wir ja für seine Mitteilungen im übrigen zu aufrichtigem Dank verpflichtet sind, dringend darum bitten, sämtliche von ihm vorgenommenen Abweichungen zum mindesten in einer volks- oder landeskundlichen Zeitschrift, etwa in den Veröffentlichungen des *Ferdinandeums,* nachträglich zur Kenntnis der an seiner Ausgabe philologisch interessierten Kreise bringen. Glücklicherweise hat er auf der anderen Seite von jeder 'Reinigung' der Texte unter engherzigen pädagogischen Gesichtspunkten gänzlich abgesehen, während seine Individualität bisweilen in rein persönlichen Anmerkungen etwas zu deutlich in den Vordergrund tritt. Was geht es uns an, wenn Herr Jenewein die alten Jungfern schon bei Lebzeiten ins Moos wünscht (169), oder wenn er S. 189 bedauert, daſs der Teufel noch einmal erscheint, um Kasperle zu vexieren? Auſser dem Don Juan- und Faustspiel, welches letztere gegenüber der von Erich Schmidt mitgeteilten, ziemlich korrumpierten Form immerhin einige Verbesserungen erfährt, ist der wichtigste der mitgeteilten Texte derjenige der Innsbrucker Genoveva, der, soweit ich die bisherigen Aufzeichnungen überblicken kann, eine wertvolle

Bereicherung unseres Materials darstellt. Da Prof. Ammann in Krummau, der verdienstvolle Herausgeber (leider bisher eben nur Herausgeber) der *Volksschauspiele des Böhmerwaldes*, seine Hand auf die Geschichte der von ihm mitgeteilten Spiele gelegt, sein Wort freilich bis heute nicht eingelöst hat, so will ich von einer eingehenderen Behandlung des neuen Textes zuvörderst absehen, obwohl die Vergleichung mit den übrigen Versionen verlockend genug wäre. Zu bemerken ist, dafs das ganze Stück in vierhebigen, hinsichtlich der Senkungen sehr unregelmäfsigen Versen abgefafst ist; der *Don Juan* zeigt vorwiegend dreihebige Reihen, der *Faust* meist Alexandriner, die folgenden Scherzspiele mengen drei- und vierhebige Zeilen mit trochäischen durcheinander. Unser Text ist so verderbt, dafs der treue Diener, den Golo sträflichen Umgangs mit der Pfalzgräfin bezichtigt, gar nicht mehr auftritt, noch auch erwähnt wird. Ob hier pädagogische Bedenken vorlagen? Jedenfalls zeigt das Ganze geistlichen Einflufs. Der Engel, der im Volksbuch und in der Mehrzahl der übrigen Texte (soweit ich sie im Augenblick zur Hand habe) erst der verzweifelnden Genoveva in ihrer Waldeseinsamkeit erscheint, mufs hier schon früher eingreifen, um die Ermordung der Genoveva durch die Henkersknechte zu vereiteln, wozu übrigens Hanswurst nicht gehört, wie etwa in Engels Text. Vielmehr ist dieser augenscheinlich der gute Geist im Spiel, der dem Golo von vornherein feindlich gesinnt ist. Wohl möglich, dafs, wie die eigentlichen Verleumdungen und die Hexenszenen ausgefallen sind, so auch eine früher vorhandene Aufklärung des Pfalzgrafen durch Hanswurst geschwunden ist. Ohne diesen kommt natürlich auch der Schlufs nicht aus, und sein rechter Widerpart im Puppenspiel, der Teufel, ist dabei, um den Golo zu holen. Kaspar und Teufel sind die beliebtesten Figuren in unseren Spielen, und den Ansprüchen des Bösen auf 'einen Teil seines Leibes' weifs der lustige Diener in dem letzten Spiel *Die Brautwerbung* auf sehr derbe Art zu erfüllen, wie er sich anderseits den Geistern der alten Jungfern im *Sterzinger Moos* schlau entwindet, indem er sie in Eifersucht aufeinanderhetzt, so dafs sie schliefslich der Zwietrachtsteufel holt. Von dieser letzten Nummer vor allem mögen die Worte gelten, die der über seine Sammlung nicht allzu optimistisch denkende Herausgeber in der Einleitung ausspricht: 'Zu welcher Zeit die vorliegenden Stücke entstanden sind, läfst sich leider nicht mit Bestimmtheit angeben. Jedoch steht zu vermuten, dafs sie insgesamt nicht über die Befreiungskriege zurückreichen. Nach meiner Schätzung dürften sie alle so um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden sein und alle somit noch mehr der Individualpoesie als der eigentlichen Volkspoesie angehören. Irgend ein witziger Kopf hatte sie für einen bestimmten Kreis damals ersonnen und zum besten gegeben, dabei sie aber wohl auch selbst niedergeschrieben, so dafs jene Verschmelzung mit dem Volksgeiste, welche eine längere mündliche Überlieferung bei solchen Dingen bewirkt, und welche aus der Individualpoesie ja auch erst die Volkspoesie macht, hier noch nicht Platz greifen konnte.' Wenn wir bedenken, dafs J. K. v. Pauersbach, Sekretär am N.-Ö. Landrecht in Wien, für das Marionettentheater des Fürsten Esterhazy ein Genovevaspiel schrieb (Golz, *Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung,* Leipzig 1897, S. 159), so werden wir gerade bei dem sentenziösen, fast pikanten, mit bewufster Nachahmung der Hexenszene des 'Macbeth' arbeitenden Altjungfernspiel am ehesten an solche literarische Entstehung glauben. Den volkstümlichen Kreisen näher stand wohl der Verfasser der derben Szene vom 'kranken Wirt', dem der geprellte Handelsjude den Bauch aufschwellen macht, bis ein 'zufällig im Theater anwesender' wohlbekannter Kurpfuscher (er starb um 1870) auf eine sehr drastische Weise die Heilung bringt, um dann wieder auf seinen Platz zurückzukehren, weil ihm das Spiel so gut gefällt. Diese Durchbrechung der Illusion und dies unmittelbare 'Anulken' lebender Mitglieder

der Gemeinde dürfte ganz modern sein und könnte allerdings das Puppenspiel zu einer gefährlichen Waffe in der Hand irgendeiner dörflichen Partei machen und ihm damit zu einer Neubelebung verhelfen, von der sich die alten Puppenspieler mit ihrer künstlerischen Objektivität nichts träumen liefsen. Übrigens sind doch auch diese nicht ausgestorben, wenngleich ihre Texte mehr und mehr korrumpiert werden. Ich selbst konnte kürzlich in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* (1905, Heft 3) ein fränkisches Faustspiel veröffentlichen, und der Puppenspieler Schmidt, von dessen Bühne jene Version stammt, spielt unter anderem noch 'Genoveva', das 'verwunschene Schlofs' usw. Es gilt auch hier aufzupassen und das noch Erreichbare treu und behutsam zu bergen.

Die Probleme der Sagenbildung berührt die Arbeit von Blöte. Der Verfasser trachtete noch vor einem Jahrzehnt (*Zeitschrift für deutsches Altertum* XXXVIII, S. 272), die mythischen Elemente der Schwanrittersage festzulegen, wies dabei auf die in den Überschwemmungsgebieten des Niederrheins und der Schelde früher noch als Lenzboten regelmäfsig auftretenden wilden Singschwäne hin, die von der keltischen Bevölkerung mit ihrem Lichtgotte Lugus, später aber von den germanischen Batavern mit ihrem Gotte Tius in Verbindung gebracht wurden, und deutete somit das Ganze auf einen Frühlingsmythus (mit dem Sommer verschwinden die Schwäne, zieht der lichte Gott von dannen). War hier die mythologisierende Phantasie des Verfassers vielleicht ein bifschen üppig ins Kraut geschossen, so verhält er sich jetzt um so skeptischer, sieht in dem Schwannachenmotiv sowie im Frageverbot mehr untergeordnete Bestandteile der Sage und sucht das Zustandekommen des ganzen Komplexes mehr mit den Hilfsmitteln historischer Kritik zu begründen, wobei er der Selbständigkeit fürstlich-genealogischer Legendenpraxis augenscheinlich zu viel, der Zähigkeit rein volkstümlicher Überlieferungen zu wenig Bedeutung einräumt. Natürlich ist die stimmungsvolle Sage vielfach für dynastische Zwecke verwandt worden, vor allem in den Häusern Boulogne-Bouillon, Brabant und Cleve. Für das letztere Fürstengeschlecht hat nun Bl. (*Zeitschrift für deutsches Altertum* XLII, S. 1 ff.) zur Evidenz nachgewiesen, wie von seiten der Chronisten in der ersten Hälte des 13. Jahrhunderts die um 1200 schon bekannte, aber noch nicht historisch verwertete Sage geflissentlich mit der Genealogie des schlesischen Hauses verknüpft wird, um dann im 15. Jahrhundert, wo Cleve zum Herzogtum erhoben wurde, ihre eigentliche Blüte zu erleben. Schwieriger ist die Frage nach der Verbindung des Fürstenhauses von Brabant mit der Schwanrittersage zu lösen, eine Frage, die für uns um so interessanter ist, als ja Wolfram von Eschenbach und nach ihm Konrad von Würzburg, der jüngere Titurel und der 'Lohengrin' die Herzöge von Brabant sich zur Abstammung von dem Schwanritter bekennen lassen. In französischen Dichtungen wird den Brabantern diese Herkunft nirgends zugesprochen, und bei den Deutschen scheint Gottfried von Bouillon erst dann mit den Brabantern verbunden zu sein, als an Stelle des 'Herzogs von Niederlothringen' sich immer mehr die Bezeichnung 'Herzog von Brabant' einbürgerte. Man kann verstehen, dafs bei solcher Namensübertragung auch das Sagenmotiv selbst auf das andere Geschlecht mit vererbt wurde, doch hat Bl. wohl recht mit der Ansicht, dafs zu der schnellen und gründlichen Verknüpfung der Sage mit den Brabantern der Wille der letzteren mitgewirkt habe. Er sucht demnach die Zeit zu bestimmen, zu welcher die Herren von Brabant die Schwanenstammsage gleichsam rezipiert haben. Wenn freilich die Tatsache, dafs die mit den Grafen von Loewenstamm verwandten Hennegauer sich keiner Herkunft vom Schwanritter rühmen, zur Bestimmung des *terminus post quem* verwendet werden soll (die Sage könnte unter diesen Umständen erst im 12. Jahrhundert, nach Abtrennung des hennegauischen Zweiges, von den Brabantern angenommen sein), so liegt hier unseres Er-

achtens ein methodisches Bedenken vor: ganz aus freier Luft greift ein Fürstenhaus derartige Sagen doch nicht, zum mindesten werden sie dann nicht so volkstümlich wie gerade die Schwanenherkunft der Brabanter; hier mufs das Volk schon selber mitgewirkt haben, und es ist zum mindesten sehr wahrscheinlich, dafs eine volkstümliche Tradition, die von oben her sicherlich begünstigt wurde, den Glauben an die geheimnisvolle Herkunft des Fürstenhauses trug und nährte, lange ehe er offiziell kanonisiert wurde. Den *terminus ad quem* bietet Maerlants tadelnde Bemerkung über den Stammeshochmut der Brabanter, von denen er nunmehr Gottfrieds Stamm zu sondern trachtet. Mir macht seine Haltung fast den Eindruck, als habe er die offizielle Anerkennung der Sage durch die Herzöge als eine vor gar nicht so langer Frist erst erfolgte Tatsache in noch frischer, anmutiger Erinnerung. Jedenfalls geht aus seinen Worten auch hervor, dafs die Schwansage in enger Verbindung stand mit der genealogischen Verknüpfung des Brabanterhauses mit Gottfried von Bouillon, und da die Häuser von Boulogne und Brabant noch im 12. Jahrhundert streng geschieden sind, so mufs nach der Ansicht Blötes eine fürstliche Heirat die enge Verbindung beider Linien und damit auch ihrer Stammsagen im Volksbewufstsein vermittelt haben. Wie weit diesem Argument Tragweite beigemessen werden kann, weifs ich nicht zu sagen. Systematische Beobachtungen über Einwirkungen, welche äufserliche Verhältnisse, wie fürstliche Hochzeiten, die freilich zu jener Zeit tiefer ins Volksbewufstsein einschneiden mochten als heute, auf die Überlieferungen der Völker ausübten, sind meines Wissens noch nicht angestellt worden. Jedenfalls kommt Bl. zu folgendem Ergebnis: Heinrich I., der Krieger, der vierte Herzog von Brabant (1190—1235), heiratet 1179 Mathilde von Boulogne († 1211). Durch diese Verhältnisse ist Heinrich auch eine Zeitlang (bis 1191) Graf von Boulogne. Die Kinder seiner Ehe heifsen mit Fug Nachkommen des Schwanritters, und zwar infolge der Herkunft der Mutter. Und hier glaubt Bl. allerdings dem Volksmunde die erste Verbindung der immer mehr in ein ideales Licht rückenden Gestalt Gottfrieds von Bouillon mit der alten Schwansage zutrauen zu dürfen. Durch welche psychologische 'Hilfe' freilich diese Verbindung zustande kam, versucht er nicht zu bestimmen, obwohl ihm bei seiner eindringenden Kenntnis aller einschlägigen Faktoren diese Bestimmung noch am ehesten möglich sein dürfte. Der Hinweis auf die negativen Faktoren, die einer streng historischen Auffassung entgegenwirkten (S. 18), genügt natürlich nicht. Für die Fortpflanzung der Sage speziell im Brabanter Hause aber wurde dann die obenerwähnte Identifizierung von Brabant und Niederlothringen wichtig, denn der letzteren Linie gehörte das Stammschlofs Bouillon. Das alles konnte natürlich wieder nur für die regierenden Kreise gelten und sagt uns noch nichts über die Ummodelung der Sage im Volksmunde. Übrigens können die Anschauungen Wolframs ganz wohl durch höfische Vorstellungen beeinflufst sein, anderseits ist freilich ein stetes Hin und Her zwischen rein populären und dynastischen Anschauungen gerade für jene Zeit nicht ohne weiteres auszuschliefsen. Bl. macht es wahrscheinlich, dafs die Form der im Brabanter Hause gepflegten Schwanrittersage diejenige der *Chansons du Chevalier au cygne* war, wonach der Stammherr selbst als Schwan gedacht wurde. Dann scheinen im 14. Jahrhundert die mythischen Züge zugunsten einer rationalistischen Umdeutung abgestreift zu sein. In der Chronik des Hennen von Merchtenen (Anfang des 15. Jahrhunderts) wird die Herkunft der Brabanter auf Nachkommen des Priamus zurückgeführt; ein junger Fürst aus dieser Linie, die zu Nimwegen regiert, verliebt sich als Gast des griechischen Kaisers in dessen Tochter Swane, die mit ihm flieht, Mutter Julius Cäsars wird und nach seinem Tode das Land zwischen Schelde und Rhein regiert. Inzwischen hat sich ihr Bruder Oktavian aufgemacht, um die Verschwundene zu suchen. Wäh-

rend er zu Cambrai lagert, reitet einer seiner Ritter, Breboen, einem wunderschönen Schwan nach, der ihn schliefslich zu Swane führt, wo er freundlich aufgenommen und ihm ein Erkennungszeichen für Oktavian eingehändigt wird. So vermittelt er die Zusammenkunft der getrennten Geschwister und wird zum Lohn für manche bestandene Heldentat mit Swanes gleichnamiger Tochter vermählt und das Land nach ihm Brabant getauft. Gerade die historischen Widersprüche, die hier vorliegen und von Bl. scharf betont werden, lassen doch wohl darauf schliefsen, dafs es sich um keine künstliche Mache handelt, nicht um eine von dem höfischen Historiographen mühselig zusammengeklaubte Fixierung, sondern um die zunächst wohl mündlich vollzogene Verschmelzung verschiedener Sagenkreise mit der alten Schwanensage und um nachträgliche Versuche, diesem Sagenkomplex eine geschichtliche Sanktionierung zu geben. Aber auf diese eigentliche Kernfrage im Sinne der Sagenkunde geht Bl. nicht ein, und demjenigen, der nicht wie er die gesamte Literatur zu überschauen vermag, wäre ein Nacharbeiten auf diesem Gebiete wohl ein Ding der Unmöglichkeit. Immerhin beginnt mit der Bearbeitung durch Hennen eine mehr literarische Periode im Fortleben der Sage, das von nun ab mehr historisches als volkskundliches Interesse hat. Handelt es sich doch im allgemeinen um die Ausfüllung der genealogischen Lücken, einmal zwischen Brabon und Karleman, anderseits von Noah über Troja bis auf Brabon Sylvius. In diesen späteren Versionen, ja schon bei Hennen sind diejenigen Züge der alten Sage, die für uns besonders charakteristisch sind, die geheimnisvolle Fahrt aus dem Wunderlande im Nachen, der vom Schwan gezogen wird, und das Verbot der Frage nach der Herkunft spurlos verschwunden, der Kern zugunsten der Schale geopfert. Wenn also auch Bl.'s Buch uns wenig über die eigentliche volkstümliche Entwickelung des Motivs oder gar über seine Entstehung sagt, so bietet er doch dem Volksforscher ein mit tiefer Sachkenntnis und, was das eigentlich Geschichtliche anlangt, mit kritischem Geiste durchgeführtes Beispiel jener Schicksale, denen Volkstraditionen auf ihrem mehr literarischen Entwickelungsgange ausgesetzt sind.

Im Anschlufs an die Volkspoesie gedenken wir der Kunstdichtung im Volkston. Dem bekannten oberbayrischen und pfälzischen Dialektdichter Franz von Kobell widmet Dreyer eine fleifsige, aber weder mit echter biographischer Kunst in die Tiefe der Persönlichkeit eindringende und die einzelnen Lebensäufserungen zu einheitlichem Bilde rundende, noch auch eigentlich literarhistorische Darstellung. Er schildert das an grofsen Erschütterungen arme Leben des Gelehrten und Dichters, sucht durch einzelne Stichproben seine über den Durchschnitt des gebildeten Mannes nicht eben erhabene 'Weltanschauung' zu skizzieren, schildert seine literarischen Beziehungen und gibt dann unter dem etwas irreführenden Titel: 'Überblick über Kobells literarische Bedeutung' (S. 69 ff.) eine deskriptive Charakteristik seiner Dialektdichtung, wobei er die mehr städtischen und reflektierenden Pfälzergedichte geschickt gegen die mehr ländlichen, naiven, aber doch in Anschauungs- und Ausdrucksweise nicht immer echt volkstümlichen, altbayrischen sich abheben läfst. Aber ich weifs nicht, wie weit der Nutzen solcher atomistischen Darstellungsweise reicht; Kobell ist doch schliefslich als Dialektdichter keine Persönlickeit von geradezu typischer Bedeutung; er kommt doch nur als ein Glied in einer grofsen Entwickelungskette in Betracht und mufste als solches charakterisiert werden; was nützen die paar Notizen über den unmittelbaren Zusammenhang mit seinen Vorbildern, z. B. auch mit dem Volksliede, über die 'Einwirkungen', die er empfangen, und die 'Anregungen', die er ausgestreut hat. Es mufste seine ganze Technik mit denen seiner Vordermänner und Nebenleute verglichen werden, damit klar hervortrat, worin die Eigentümlichkeiten des Dichters bestehen, und damit aus der Arbeit der Geschichte der Dialekt-

dichtung überhaupt ein Vorteil erwuchs. Bisweilen hätte doch ein Vergleich etwa mit Anzengruber so nahegelegen, z. B. hinsichtlich jener Novellen, die auf die Heilung von törichter Gespensterfurcht hinauslaufen; auch Kobells seltsames Ungeschick, sich in hochdeutscher Sprache poetisch auszudrücken, fordert doch zur Parallele mit Anzengruber und mit Raimund, sowie zur Kontrastierung mit Stieler heraus. Übrigens erhält Dreyers Büchlein einen besonderen Wert durch eine umfängliche Bibliographie, deren Vollständigkeit ich freilich nicht nachprüfen kann, durch ein chronologisches Verzeichnis der in den Sammelbänden erschienenen Gedichte Kobells (leider ist aber auf dieser Grundlage keine eigentliche Entwickelungsgeschichte seiner Anschauungen und seiner Technik versucht worden), ferner durch die Mitteilung einiger ungedruckten Gedichte und Briefe des Dichters.

Eine stärkere dichterische Persönlichkeit als Kobell, doch ihm nahe verwandt in der durch eifrige, wissenschaftliche Forschung genährten innigen Vertrautheit mit der Natur, ist Adalb. Stifter. 'Sein Ruhm ist im Aufsteigen begriffen, immer reiner und klarer erstrahlt sein Bild. Nicht nur als Naturschilderer und Kleinmaler wird er anerkannt, der kräftige Realismus, auf dem seine ganze Dichtung ruht, verleiht seinen bodenständigen Schöpfungen eine eiserne Gesundheit. In einer Zeit, die die Heimatskunst über alles hochschätzt, wird der Wert dieses echten Heimatskünstlers immer stärker empfunden. — Festwurzelnd in seiner geschlossenen Lebens- und Weltanschauung, errang er sich auch die Achtung derjenigen, die diese Überzeugung nicht teilen können. ... Ein um sein angestammtes Volkstum mutig ringendes Geschlecht sieht in ihm ein weithin ragendes Wahrzeichen seines teuren heimatlichen Landes.' Um so dankbarer begrüfsen wir die grofse, mit wissenschaftlicher Kritik gearbeitete Ausgabe seiner Werke, die uns die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft usw. in Böhmen jetzt beschert und deren Vorwort wir die eben angeführten Worte entnehmen. Der sie schrieb, August Sauer, wandelt nicht in ausgefahrenen Geleisen. Er sucht mit kräftiger Hand den 'förmlichen Rattenkönig von weitverbreiteten Legenden' zu zerstören, der sich an Stifters Person angeschlossen hat, als sei dieser tapfere Selbstbezwinger und Lebenskämpfer nur ein leidenschaftsloser Fanatiker der Ruhe gewesen; auch die literarische Stellung des Dichters wird schärfer bestimmt als bisher. 'Aus innerer Verwandtschaft und äufserer Anregung zum selbständigen und bewufsten Schüler Tiecks, Jean Pauls und E. T. A. Hoffmanns geworden und als Fortsetzer und Erneuerer aller gesunden Elemente der Romantik in die Literatur eingetreten,' rückt er in unmittelbare Nähe zu Mörike; beide sind feinfühlige, zum Träumen geneigte Naturen, beide sind 'tiefe Seelenforscher und doch schlechte Menschenkenner', aber 'Mörike ist der weitaus gröfsere Künstler, Stifter gelang es, mit seinen verwandten Schöpfungen viel stärker auf die Zeitgenossen zu wirken.' Der bei aller warmen Liebe ruhige und von jedem Panegyrismus freie Ton der Einleitung Sauers berührt uns besonders wohltuend und wird für die Einbürgerung Stifters auch in aufserböhmischen Kreisen mehr tun, als verhimmelnde Festreden und dergleichen. Stifter bezeichnet den Höhepunkt einer Nachblüte der Romantik, wie sie eben in den Tagen des 'jungen Deutschlands' in Österreich und wohl nur in Österreich in dieser Weise sich entfalten konnte. Diesen romantischen Elementen ist Sauer mit feinem Sinne nachgegangen, Stifters Praxis gegen die Manifeste etwa eines Th. Mundt kontrastierend. Wir können auf die vielversprechende Ausgabe, die nicht blofs die Werke im engeren Sinne, sondern auch alle bibliographisch wichtigeren Dokumente in sich vereinigen soll, hier nicht ausführlicher eingehen, wünschen aber, dafs die unter Sauers Leitung augenscheinlich recht eifrig und mit gutem Erfolge betriebenen Studien über den deutsch-böhmischen Dichter auch den eigentlich volkstümlichen Elementen in seiner Darstellung

und in seinem Stile nachgehen möchten. Freilich wird mit dem Abschlufs solcher Studien bis zur Vollendung der Ausgabe zu warten sein. Der von Horcicka bearbeitete 14. Band läfst uns für die Folgezeit die reichsten Aufschlüsse über die ästhetischen Anschauungen des Maler-Dichters erhoffen, ausgiebige Register sollen endlich den ganzen Reichtum in bequemer Weise erschliefsen. — Noch reichere Ausbeute an volkstümlichen Anschauungen, vor allem was Volksaberglauben und sprichwörtliche Weisheit anlangt, versprechen des Mathesius' Predigten, insbesondere über das Bergmannsleben, mit deren Auswahl Lösche seine wertvolle Ausgabe der Schriften des ersten Lutherbiographen würdig abschliefst. Vor allem die Sarepta, die Sammlung von Predigten und Traktaten, die ausdrücklich auf bergmännisches Publikum berechnet sind, liefert nach mancher Hinsicht wertvolle Ausbeute. Unaufhörlich sprudeln sprichwörtliche Redensarten hervor, teils mit Zitaten aus den klassischen Sprachen verbunden, teils für sich und oft mit einer gewissen Lust gehäuft. Aus der zweiten Predigt allein, 'Von ankunfft der bergwerck', die ich für diese Besprechung eingehender durchgearbeitet habe, und in der Vorrede zum ganzen Werke, insgesamt auf etwa hundert Druckseiten, läfst sich reiche Ernte halten: 'Die armen Heiden hatten wohl läuten hören, aber nicht nachschlagen' S. 88^{34}, 'der Apfel fällt nicht weit vom Baum, und das Kalb gerät gewöhniglich nach der Kuh' S. 89^{11}, 'Eulen hecken nicht Sperber aus' S. 95^{29}, 'Am Vater kennt man gemeiniglich die Kinder und am Herrn das Gesind, und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen, a bove maiori discit arare minor' S. 97^{30}, 'Neu Geld, neu Plag, grofs Geld, grofse Sorg und Gefahr' S. 112^{8}, 'Arm macht reich wers Glück hat' S. 117^{3}, 'Untreu trifft seinen eigenen Herrn und Unrecht Gut faselt (wudelt S. 136^{30}) nicht' S. 137^{8}, 'Es ist nichts so klein gespunnen, es wird alles wieder an die Sonne kommen' S. 137^{27}, 'Wer ehe kommt, der malt ehe' S. 138^{17}, 'Ein Jeder für sich selber, Gott unser Aller Richter' S. 141^{5} usw. usw. Mit Vorliebe flicht der Verfasser auch Fabeln und Sagen, auch volkstümliche Anekdoten, besonders religiösen Beigeschmacks, mit ein. Er erzählt, mit Beziehung auf Petrus, das Märchen von den drei verhängnisvollen Wünschen S. 110, oder die Fabel von der fleifsigen Ameise und der faulenzenden und im Winter hungernden Heuschrecke S. 153 f. Vor allem aber zeigt er seine eigene, ganz im Sinne des Volkes unerschöpflich wirkende Phantasie bei der näheren Ausführung dieses Gleichnisses, und dabei tritt seine Liebe zur Natur, eine innige Versenkung in das Leben und Treiben der Ameise wohltuend zutage, die diese Abschnitte zu einem wahren Musterstück unserer älteren Prosa macht, das gar wohl der Aufnahme in unsere Lesebücher wert wäre. Nebenbei werden natürlich allerlei Bergwerkssagen erwähnt, wie von der Auffindung des Goslarer Werkes durch ein Pferd (S. 121), das Verschwinden von Kindern im Berge auf das Locken eines Gespenstes, also eine Erzählung aus dem Sagenkreise des Rattenfängers von Hameln (ebenda); geistlichen Ursprungs ist wohl die kleine Geschichte von der Abfertigung des Teufels durch einen Bergmann (S. 122), wozu andere erbauliche Berichte (S. 125 f.) zu vergleichen wären. Brauch und Glauben werden nicht verschmäht: Mathesius geht den Fastnachtsbräuchen nach (S. 111) und erwähnt dabei manches Trinkwort und Trinksitten: 'Wenn man flugs süffe', meinen die Bergleute, 'so wüchse das Erz' (S. 109);[1] er freilich ist anderer Meinung und liest den Trinkern ebenso wie den Modenarren eine derbe Epistel, die dem deutschen Lexikographen reiche Ausbeute verspricht (S. 89 ff.), wie anderseits die Auseinandersetzungen über das Bergrecht (S. 138 ff.) für die Rechtsgeschichte in Betracht kommen. Vor allem aber dürfen natürlich die

[1] Vgl. die Erwähnung der Scherzfragen S. 81 12, Volksmedizin S. 71 30 und die wertvollen Mitteilungen über die Volkskunde seiner Heimat Rochlitz S. 71—72.

Speziallexika der technologischen Ausdrücke reichen Zuwachs erwarten, und wir bedauern in diesem Sinne nur, dafs sich die Gesellschaft nicht zur Drucklegung der ganzen Sarepta entschlossen hat; da der Anhang zeigt, wie trefflich sich der Herausgeber in die oft recht dunkle und schwierige Bergmannssprache, in die Anschauungen und Bräuche des Berufs einzuleben wufste, hätte man doch von ihm gern eine kommentierte Ausgabe des Ganzen erwartet. Immerhin ist das dargebotene Material höchst dankenswert und eröffnet reiche Fundgruben für die Sprache der Bergleute und Glasbläser. Freilich hat Lösche diese Gruben nicht ausgeschöpft, denn sein 'Verzeichnis der häufiger vorkommenden Worte', das im allgemeinen auch ohne Belege bleibt, kann für die bezeichneten Zwecke nicht genügen. Aber den ganzen Schatz von bergmännischen Fachausdrücken, den Mathesius' Sarepta birgt, hat inzwischen E. Göpfert im Beiheft zum 3. Bande der *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* gehoben.

Minder wertvoll für das Sondergebiet der Volkskunde möchte auf den ersten Blick die von der böhmischen Gesellschaft in Angriff genommene Auswahl der Schriften des Grafen Kaspar von Sternberg erscheinen, als deren erster Band der Briefwechsel erscheint, den dieser 'Schöpfer der neueren geistigen Kultur Böhmens' mit Goethe geführt hat; die rein naturwissenschaftlichen Schriften bleiben ausgeschlossen, dagegen sollen noch seine Selbstbiographie, seine Tagebücher und Reisebeschreibungen und seine kleineren, allgemeinverständlichen Aufsätze und Reden zum Abdruck kommen. Ist auch der Hauptinhalt des vorliegenden Buches durch die wissenschaftlichen Interessen bedingt, die der grofse Dichter mit seinem Freunde teilte, so fällt doch für den Volksforscher manches ab, was der scharfe Beobachter seiner Umgebung abgelauscht hatte, und worüber das ausgezeichnete Sachregister unter 'Sagen, Volkslieder, Volkspoesie, Volksgesang' erwünschte Auskunft gibt.

Auch die kleine Schrift von Fischer gilt den Beziehungen zwischen Kunst- und Volkspoesie. Der Verfasser hat das in Heines Gedichten (warum nur in diesen?) verwertete volkskundliche Material fleifsig gesammelt und umsichtig nach formalen und stofflichen Bestandteilen gruppiert und uns insofern über das hinausgeführt, was Greinz (*Heinrich Heine und das deutsche Volkslied* 1894) und Götze (*Heines Buch der Lieder und sein Verhältnis zum deutschen Volkslied,* Hallische Dissertation 1895) bisher geleistet hatten. Aber abschliefsend ist seine Arbeit leider bei weitem noch nicht; über die Wandlungen des Verhältnisses Heines zur Volkspoesie erfahren wir wenig, über diejenigen Elemente seines eigenen Innenlebens, die den Anschauungen und Ausdrucksformen des Volkes entgegenkamen, so gut wie nichts, die Verschmelzung von volkstümlichen und kunstmäfsigen Elementen wird nicht gebührend ins Licht gestellt. Wie verlockend hätte es für einen so tüchtigen Kenner des Volksliedes sein müssen, Heines Balladen, vor allem auch seine Tannhäuserdichtung in dieser Hinsicht eingehender zu analysieren! Der neue Bearbeiter, der das leisten will, wird sich aber weder auf Heines Lyrik, noch anderseits vorzugsweise auf die lyrische Volksdichtung beschränken dürfen, sondern auch Märchen, Sagen und Rätsel zum Vergleich heranziehen und Heines gesamte Schriftstellerei durchforschen müssen. Vor allem aber wären doch Heines eigene Äufserungen über das Volkslied, etwa in der Schrift über die 'romantische Schule', zur Grundlage der ganzen Arbeit zu machen gewesen, auf die sich das folgende immer wieder hätte zurückbeziehen können.

Noch ein paar Worte über einiges zur volkstümlichen Sprache. Weises Büchlein freilich, das inzwischen in 5. verbesserter Auflage erschien, bietet uns nicht, was wir suchen; dankbar werden wir die Bemerkungen über das Stammheitliche im Wortschatz begrüfsen (S. 44 ff.), wie auch die Ausführungen über die Mundart (S. 68 ff.), obwohl sie wenig Neues und das Alte bisweilen im Gewande der Phrase bieten. Wichtiger und dankens-

werter, freilich auch schwieriger als die gegenseitige Abgrenzung von Schriftsprache und Mundart wären Beobachtungen über das Verhältnis von Buch-, Amts- und Umgangssprache, bei letzterer wieder mit sorgfältiger Scheidung zwischen verschiedenen Schichten der Bevölkerung, gewesen; denn die wenigen Sätzchen S. 126—128 können natürlich für diese Zwecke nicht genügen. Die Hauptfrage wäre doch diese: lassen sich bei zwanglosem Gespräch unter 'Gebildeten' und unter 'Ungebildeten', um der Bequemlichkeit halber die abgetakelten Begriffe zu gebrauchen, verschiedene 'Denkbahnen', verschiedene Arten der Assoziation der Vorstellungen bezw. der Auswahl unter den aufsteigenden feststellen? Sind die ganz offenbar auftretenden Unterschiede rein individuell, oder sind sie sexuell, kulturell, sozial, national bedingt usw. usw.? Hier bleibt auch nach den trefflichen Arbeiten von Wunderlich noch genug zu tun. — Nicht mehr als eine hübsche Spielerei, die manchen unserer 'Gebildeten' die Augen für den Reichtum unserer Sprache an Stab-, Assonanz- und Endreimen eröffnen mag, ist das Büchlein von Beheim. Mit Recht zieht er auch jene 'Wortverbindungen hinein, die sich zwar nicht durch die anmutende Weihe des Reimes legitimieren können, die aber trotzdem durch Gebrauch und Anerkennung von dem deutschen Volke zu unlöslichem Bunde zusammengesprochen sind, eine Gruppe, die wir Genossen der Volksreime oder uneigentliche Volksreime nennen wollen'; er meint Verbindungen wie 'Hab und Gut, Berg und Tal, Hieb und Stofs'. Ich möchte hier lieber von 'Begriffsreimen' reden und zu bedenken geben, wie weit bei ihrer Prägung wieder verschiedene Kulturepochen, ja starke Individualitäten in Betracht kommen; soviel ich weifs, hat auch jeder Stand, jeder Beruf, vielleicht jede Landschaft bei uns derartige Begriffspaare, die nicht über die jeweiligen Grenzen hinaus dringen, bis sie etwa durch dichterische Verwendung zum Allgemeingut gemacht werden; Begriffsreime wie 'Soll und Haben', 'Hammer und Ambos', 'Psalter und Harfe' haben ihre Geschichte; auch Namen treten zu solchen festen Verbindungen zusammen, wie 'Schiller und Goethe', 'Lachmann und Haupt'; äufsere 'Hilfen' treten sofort zutage bei Verbindungen wie 'Paul und Braune' usw. Man sieht, dafs da entweder in bestimmten Kreisen oft gebrauchte oder dem natürlichen Menschen mit elementarer Wucht sich aufdrängende Assoziationen 'fest' geworden sind; wie weit hier Ähnlichkeits- und Berührungsgesetze in Betracht kommen, wie weit auch das Prinzip der Polarität zur Anwendung kommt ('Alt und Jung', 'von Kopf bis zu Fufs' u. dgl.) wäre noch weiterhin zu untersuchen. — Der Vortrag von Blumschein geht über eine blofse Wortsammlung hinaus, ja er gibt mehr als die sorgfältig durchgeführte, hier übrigens nicht näher zu prüfende Etymologie kölnischer Dialektworte; er bringt auch eine knappe Übersicht über die allmähliche geschichtliche Entwicklung der syntaktischen Gefüge, die in unserer Mundartenforschung doch immer noch als Stiefkinder behandelt werden; freilich ist da bei den alten Dokumenten sorgfältig auf die Unterschiede zwischen gesprochenem und Aktendeutsch Rücksicht zu nehmen; aber die mundartlichen Verhältnisse müssen doch schliefslich das Beste für die genetische Erklärung der neuhochdeutschen Syntax abgeben.

Heidelberg. Robert Petsch.

Alt- und mittelenglisches Übungsbuch zum Gebrauche bei Universitätsvorlesungen und Seminarübungen mit einem Wörterbuche von Julius Zupitza. Siebente verbesserte Auflage, bearb. von **J. Schipper.** Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1904. XII, 338 S. 8. Kr. 8 = M. 6,80.

Kaum mehr als zwei Jahre nach dem Erscheinen der 6. Auflage des Zupitza-Schipperschen Übungsbuches ist wieder eine neue Auflage nötig

geworden. Gewifs ein unverkennbarer Beweis für die grofse Brauchbarkeit und Beliebtheit des Buches!

In der uns vorliegenden Auflage sind alle Stücke der vorhergehenden wiederholt worden. Neu hinzugekommen ist nur ein kurzes poetisches Stück, das von Holthausen im *Archiv* CVI S. 346 in metrischer Form gedruckte Schlufsgedicht zur ae. *Cura pastoralis*. Durch diese Zurückhaltung wurde erzielt, die sechste Auflage noch neben der siebenten brauchbar zu erhalten, mit welcher sie hinsichtlich der Zahl und des Inhalts der Seiten wesentlich übereinstimmt. Nichtsdestoweniger unterscheidet sich die neue Auflage nicht unerheblich von der vorangegangenen, indem viele Textbesserungen Aufnahme gefunden haben und das Wörterbuch eine gründliche Revision erfahren hat. Die von verschiedenen Rezensenten vorgeschlagenen Emendationen sind mit sorgfältigem Urteile ausgenutzt worden.

Zu meiner Anzeige der sechsten Auflage im *Archiv* CX S. 164—167 habe ich wenig hinzuzufügen. S. 3: Im ersten Verse vom Kreuze von Ruthwell ist nach Vietor, *Die northumbrischen Runensteine* S. 7, einmal sicher, einmal möglicherweise ᛤ (*g'*) statt X (*g*) zu lesen (*almechttig* 'Spuren der Henkel, rechts als deutlicher Punkt', *modig* 'Henkel undeutlich, vielleicht *g'*'), was Schipper unerwähnt läfst. Im zweiten Verse desselben Denkmals, Rune 39, ist nach Vietor nicht *a* (ᚪ), sondern *o* (ᚩ) zu lesen. Rune 50 in Vers 2: kein Aufstrich mehr (?) sichtbar (Vietor). S. 5, V. 4, Rune 11 glaubt Vietor ᛤ (*g'*) zu lesen. S. 6, V. 2, Zeile 3: *dorstæ* ist zwar (nach Vietor) richtig, stimmt aber nicht zu Schippers Wiedergabe der Runen (S. 3); ebenso das richtige *bismærædu* (V. 2, Z. 4), wozu in Schippers Runenwiedergabe *bismæradu* steht. S. 231: Hat ae. *dros* wirklich kurzes *o*? Vgl. Walde, *Kuhns Zeitschrift* XXXIV S. 153, *N. E. D.* s. v. *dross*.

Göteborg. Erik Björkman.

The battle of Maldon and short poems from the Saxon chronicle edited with introduction, notes and glossary by W. J. Sedgefield [= The Belles-Lettres Series. Section I. English literature from its beginning to the year 1100]. Boston and London, D. C. Heath & Co. XXIV, 96 S. 8.

Sedgefield, der 1899 König Alfreds Boethius herausgegeben hat, bietet uns im vorliegenden Büchlein eine treffliche kommentierte Ausgabe der historischen epischen Lieder der Angelsachsen.

The battle of Maldon, das bedeutendste Denkmal dieser Gattung in der angelsächsischen Literatur, das Hohelied von germanischem todesmutigem Heldentum und Mannentreue, nimmt bei S. naturgemäfs den ersten und wichtigsten Platz ein. Besondere textkritische Schwierigkeiten ergeben sich für den Herausgeber hier nicht. Die einzige Handschrift, die uns dies Denkmal überlieferte, ist 1731 verbrannt; die Herausgeber sind daher allein auf die 1726 erschienene Ausgabe des Gedichts von Thomas Hearne angewiesen, die in dessen *History of Glastonbury* enthalten ist. Das Gedicht ist nach der an vielen Stellen verbesserungsbedürftigen Ausgabe von Hearne noch oft herausgegeben worden. Es stand S. also eine reiche Auswahl von Textverbesserungen zu Gebote; er hat von dieser Auswahl einen umsichtigen Gebrauch gemacht und hier und da, wenn auch mit lobenswerter Vorsicht, eigene kleine Verbesserungen am Text vorgenommen.

Sein Kommentar erklärt in knapper Form alles, was einer Erklärung bedurfte. Nur zwei Stellen dieses Kommentars erscheinen mir bedenklich. V. 186 ff. heifst es:

Þǣr wurdon Oddan bearn ǣrest on flēame,
Godrīc fram gūþe — — — —

S. hält es für wahrscheinlich, dafs *wurdon* hier ein Fehler für *wurde* sei; er fafst *bearn* als Sing. auf und bezieht es auf *Godrīc* allein. V. 191 ff. heifst es aber:

and his brōđru mid him — — — —
Godwine and Godwīg, gūþe ne gȳmdon,
ac wendon fram þām wīge.

Somit flohen nicht nur Godrīc, sondern auch seine Brüder Godwine und Godwīg aus dem Kampf. Es besteht also nicht der geringste Anlafs, *wurdon* als Entstellung von *wurde* und *bearn* als Sing. anzusehen. — Nach S. ist in V. 300: *Wīgelīnes bearn Wīgelīnes* wahrscheinlich ein Fehler für *Wīg(h)elmes*. Auch diese Annahme ist grundlos. *Wīgelīn* ist Koseform zu den mit *Wīg* beginnenden Personennamen (*Wīgbeald, Wīghelm,* usw.); es gibt im Ags. eine Reihe von Kosenamen auf *-līn*: aufser *Wīgelīn* noch *Hugelīn, Tidlīn, Bēslīn, Ceawlīn* (vgl. meinen Aufsatz über 'Angelsächsische Deminutivbildungen in *Engl. Stud.* 32, 348).

Unter den nach 'The battle of Maldon' abgedruckten Liedern aus der Sachsenchronik steht 'The battle of Brunnanburh' obenan. In der Ausgabe dieses Gedichts stimmt S., abgesehen von zwei Fällen, mit Wülkers Text (*Bibl. der ags. Poesie* I) wörtlich überein.[1] Diese Übereinstimmung erklärt sich dadurch, dafs beide Herausgeber ihrem Text die gleiche Hs. Cotton Tib. A. VI (die 'Canterbury-Chronik') zugrunde legen.

Einige dunkle Stellen des Gedichts deutet S. in neuer Weise. In V. 12: *feld dennade* schlägt er statt des bisher unerklärten, nur hier belegten *dennade* die Lesart *dānode* 'wurde nafs' vor, ein Vorschlag, der beachtenswert ist. Zu V. 54: *Dynges mere* stellt S. es als möglich hin, dafs *Dynges mere* mit dem heutigen *Dungeness* zusammenhänge. Diese Etymologie würde nach ihm eine Stütze für die Annahme sein, dafs die Schlacht bei Brunnanburh an der Humbermündung stattgefunden habe (?). In der Einleitung, S. XVI, gibt aber S. selbst zu, dafs die Teilnehmer an der Schlacht, Dänen von Dublin und Schotten, mit den Angelsachsen am ehesten an der englischen Westküste zusammenstofsen mufsten, was wieder gegen seine eben vorgeführte Deutung von *Dynges mere* sprechen würde.

V. 20 liest S.: *wērig wigges sǣd* (*sǣd* = Saat). Einleuchtender ist hier Kluges Lesart *sæd* = (des Kampfes) satt (*Ags. Lesebuch*³ S. 131).

Die übrigen fünf Denkmäler aus der Sachsenchronik stimmen in der Ausgabe von S. auch fast durchweg mit dem Text bei Wülker überein.

Meine kleinen Ausstellungen hindern mich nicht, Sedgefields sorgfältige saubere Ausgabe für Seminarübungen und sonstige akademische Lehrzwecke warm zu empfehlen.

Freiburg i. Br. **Eduard Eckhardt.**

Der Altenglische Regius-Psalter, eine Interlinearversion in Hs. Royal 2 B 5 des Brit. Mus. Zum erstenmal vollständig herausgegeben von Dr. Fritz Roeder. (Studien zur englischen Philologie, herausgeg. von Lorenz Morsbach, XVIII.) Halle, Niemeyer, 1904. 305 S.

Die Regius-Glosse verdient, abgesehen von ihrer lautlichen Form, unter den uns erhaltenen 11 ae. Psalterglossen eine besondere Beachtung insofern, als sie, selbst zwar dem lat. Texte des 'Psalterium Romanum' (Ps R)[2]

[1] In V. 37: *se frōde* (Wülker: *frōda*) ist *frōde* offenbar nur Druckfehler. V. 56 liest Wülker: *æwisc mōde*, S.: *ǣwiscmōde*. V. 59 ändert S. das *hremige* der Handschrift (ebenso Wülker) aus metrischen Gründen in *hrēmge*.

[2] Diesem folgen im ganzen fünf Glossen (ich behalte die Bezeichnungen Cooks in *Bibl. Quot. in OE. Pr. Writers*, London 1898, p. XXVII, bei): *A* = Ms. Cot-

folgend, nach Lindelöf (*Studien zu ae. Psaltergl. = Bonner Beitr. z. Angl.* 13, Bonn 1904, p. 102 ff. 122 f.) als Kern einer Reihe von Glossen (H K F, z. T. auch G J)[1] zu betrachten ist, die sich auf dem Text des 'Psalterium Gallicanum' (Ps G) aufbauen. Gegenwärtige Ausgabe bietet somit der Forschung eine Reihe von neuen Gesichtspunkten, die besonders auf das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Glossen neues Licht werfen, erschliefst ihr aber zugleich in sprachlicher Hinsicht eine Fülle von interessantem Material und mufs daher von der Fachwelt, besonders aber von dem engeren Kreise, welcher sich seit Jahren dem Studium dieser Glossen voll Eifer hingegeben hat, mit Freuden begrüfst werden, um so mehr, als der Name des Herausgebers volle Gewähr für ihre Güte zu bieten vermag. Roeder hat sich bereits durch seine kulturgeschichtliche Studie über 'Die Familie der Angelsachsen' vorteilhaft in die englische Philologie eingeführt. Auch in diesem neuen Werke bekundet er tüchtige methodische Schulung und gründliche Vertrautheit mit der ags. Sprache, sowie allen mit dieser verwandten Sprachzweigen und arbeitet mit beachtenswertem Fleifs und geradezu musterhafter Sorgfalt und Akkuratesse.

Die Glosse (D) und der lat. Text (DL) sind, wie wir in der ausführlich über Handschrift und deren Schreiber, sowie über die textkritische Tätigkeit des Herausgebers orientierenden Einleitung erfahren, von einem Mann aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts geschrieben. Der ae. Text ist fast unangetastet, nur hier und da am Rande mit Glossen von Händen 10. und 11. Jahrhunderts versehen, während der lat. Text mannigfache Korrekturen und Rasuren von mindestens drei verschiedenen Händen des ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts erfahren hat.

Von dem ae. Text gibt R. einen genauen Abdruck und sucht uns zugleich durch erklärende Anmerkungen unter dem Text in das Verständnis desselben einzuführen. In diesen trifft man eingehende Auseinandersetzungen über Fehler (im Text durch * gekennzeichnet), Unebenheiten und Ungenauigkeiten in der Glossierung, sinnvolle, oft scharfsinnige Deutungen schwieriger und zweifelhafter Stellen, sowie wohl befriedigende — wenn auch oft erst unter Leitung kundigster Führer wie Morsbach, Bülbring, Pogatscher gefundene — Etymologien dunkler, bei Sweet und Toller nicht belegter Wörter. Letztere sind am Schlusse des Buches nochmals in einer Liste zusammengestellt, aus der ich nur einige besonders interessante wie *æwicnes* (alte Bildung neben *ecnes*), *ascyhhan* 'verscheuchen', *tocwæscednes* quassatio, *wiðerwengel* adversarius hervorhebe. — Für seine kritische Tätigkeit zieht R. dem Stande der Forschung gemäfs sämtliche ae. Psalterglossen zum Vergleich heran, besonders die Gruppe H K F G J, sowie auch E und gibt in den Anmerkungen zur Aufklärung der bestehenden Schwierigkeiten und zur Beleuchtung des Abhängigkeitsverhältnisses der Glossen voneinander stets ein genaues Verzeichnis der Varianten aller in Frage kommenden Hss. Für letztere, soweit noch nicht ediert, hatte ihm Lindelöf seinen Variantenapparat zur Verfügung gestellt, wie wir in der Einleitung erfahren, für G, H und J hatte R. selbst Auszüge gemacht. Im einzelnen gibt die korrekte und gewissenhafte Arbeitsweise des Herausgebers kaum zu Bemerkungen Anlafs. Nur wenige Punkte, wo ich

ton Vesp. A 1 Brit. Mus. *B* = Junius 27 Bibl. Bodl. *C* = Ff I 23 Univ. Libr. Cambr. *D* = Royal 2 B 5 Brit. Mus. *E* = Trinity Coll. Cambr.; dem Psalt. Gall. die übr. 6: *F* = Stowe 2 Brit. Mus. *G* = Cotton Vitel. E 18 ebd. *H* = Cot. Tiber. C 6 ebd. *I* = Lambeth 427. *J* = Arundel 60 Brit. Mus. *K* = Salisbury 150 Cath. Libr. Über B vgl. U. Lindelöf in *Mémoires de la Société néophil. à Helsingfors* III, 1 ff. 1901; über E mein *Der Psalter des Eadwine* (*Stud. z. engl. Phil.* XIII), Halle 1905 (Ead Ps).

[1] Auf D's Verhältnis zu E komme ich unten ausführlich zurück.

anderer Meinung bin oder etwas hinzuzufügen habe, seien hervorgehoben: Die S. XXII von R. abgedruckten Resultate von Lindelöfs Arbeit dürften wohl in bezug auf E nach meiner Arbeit über diese Glosse zu berichtigen sein. E stammt, was seine *Urform betrifft, ganz sicher von einem Glossator und steht in keinerlei Abhängigkeitsverhältnis zu D, noch zu irgendeiner anderen der uns erhaltenen Glossen, da sie diese alle bei weitem an Alter überragt. Dagegen haben nun der Korrektor der Eadwine-Hs. und die Schreiber einiger kleiner Partien (Pss. 40, 5—10; 84, 13—14; Hy. 4, 4—4, 9. 9—12), hier und da auch die Hauptschreiber A und B, aber nicht die des II. Teiles (C D E F) die Glosse D oder einen mit dieser verwandten Typus benutzt und zum Teil abgeschrieben. Teil II zeigt aufserdem in dem Teile 90, 15—95, 2 eine Kopie des bekannten Pariser Psalters, nicht wie Lindelöf und mit ihm R. (p. 175 ff. Anm.) meint: eine eigene 'poetische Fassung'. Wo E II. Teil trotzdem Übereinstimmungen mit einer der übrigen Glossen, z. B. D, aufweist, bleiben uns meines Erachtens nur zwei Wege der Erklärung: entweder hat der D-Glossator *E[1] benutzt (vgl. S. 162) oder die betreffenden Lesarten beider Glossen gehen unabhängig auf eine gemeinsame lat. Quelle zurück. — Ps. 17, 29 *swarcunga* tenebras gehört, da bei Sweet und Toller nicht belegt, in die Liste am Schlufs. — 18, 7 *gencyris* zusammengezogen aus *gencyr* [*h*]*is*. — 32, 8; 14 *ymbhwyrt* [Druckfehler?] orbem für *ymbhwyrft*. — 42, 5 über *andwlitan min*(*gn*!); *ure*(gn!) 47, 9; *gast min*(ac!) 141, 4; *megene þine*(dt!) 67, 29 vgl. u. S. 162. — 46, 9 *-am* in *halgam* wird unter Einflufs der Endung des zugehörigen lat. Wortes sanctam stehen, ebenso *mannum* hominum 106, 21. — 54, 13 *ofer ma miclu* super me magna scheint mir verschr. f. *ofer me m.* (der Vorlage?). — 59, 6 7 wird auf urspr. et der lat. Vorlage zurückzuführen sein, desgleichen in 77, 18; die frühen Psalterien schwanken oft zwischen ut und et, beachte 106, 22. 118, 88 (ut custodiam, wo Ps R et c.). — 60, 5 *eardunge* velamento ist lediglich nachlässige Wiederholung des kurz vorhergehenden *eardunge* tabernaculo, vgl. *feldas* locum 103, 8; *genihdsumnesse* abundantes 143, 13; *andswara* respondebit Hy 2, 15. — 75, 4 Anm. Z. 5 lies Ps G, ebenso 97, 2 Anm. Z. 2 und 113, 13 Z. 1. — 106, 20 *wyrde* interitu wohl verschr. f. *forwyrde*, denn vgl. 108, 13. — Für Hy 4, 7. 9, 53; 55 hätte erwähnt werden müssen, dafs E lediglich eine Abschrift von D oder von einem D nahe verwandten Typus ist.

Von dem lat. Text (DL) der Handschrift, der, wie ich bereits oben hervorhob, durch Korrekturen und Rasuren stark entstellt ist, bietet R. keine genaue Wiedergabe, sondern versucht, auf Grund eingehender Prüfung und Vergleichung mit dem Ps R und Ps G den ursprünglichen, d. h. von dem Schreiber der Hs. beabsichtigten Text wieder herzustellen, im ganzen kann man sagen mit Glück. Dagegen sind nun viele Absonderlichkeiten und Abweichungen des ursprünglichen Textes oder der Glosse von dem Normaltext des Ps R bei Migne, *Patrologia* XXIX, mit denen sich R. hier und da in den Anmerkungen oder in der Einleitung abzufinden sucht, meines Erachtens nicht richtig gedeutet worden. Und zwar liegt dies besonders daran, dafs die Eigenart dieses Textes (DL) von R. nicht erkannt worden ist. Zwar lesen wir S. XVI, dafs DL 'manche Abweichungen von der bei Migne abgedruckten Fassung' des Ps R aufweise, aber woher diese stammen, erfahren wir nicht. In Kürze sei hier auf das Wichtigste aufmerksam gemacht.[2] Wie AL und EL (vielleicht auch BL und CL[3]) stellt auch DL keinen reinen Typus des Ps R, sondern

[1] So bezeichne ich die Vorlage von E.

[2] Nicht berücksichtigt habe ich im folgenden die Hymnen der drei Texte, denen ich in einiger Zeit eine besondere Betrachtung widmen werde.

[3] Die vhm. Bestandteile in CL hebt bereits Wescott (in Smith, *Dictionarg of the Bible* IV, p. 3451 ff.) hervor.

einen sog. Mischtext vor. Alle drei Texte — und, wie ich vermute, auch die beiden anderen — gehen höchstwahrscheinlich auf einen Grundtext Lx zurück, der mit zahlreichen vhm. Rudimenten[1] und sonst nirgends nachweisbaren Sonderlesarten[2] untermischt und in Bibellatein (oder Vulgärlatein) niedergeschrieben war. Mit der Zeit hat man diese fremden Bestandteile durch Angleichung an das Ps R auszumerzen versucht, so dafs also die überlieferten Texte AL, DL und EL in wesentlich umgearbeiteter, modernisierter Form vorliegen. Immerhin aber ist in ihnen die Beschaffenheit des Grundtextes noch deutlich zu ersehen, denn alle drei haben, und zwar wohl unabhängig (doch vgl. S. 162) voneinander, noch unverkennbare Reste der obenerwähnten Eigentümlichkeiten bewahrt.[3] Und was in ihnen durch Korrekturen späterer Zeit verloren gegangen ist, das haben uns zum Teil die Glossen gerettet: auch sie lassen — jede in ihrer Art und die älteste E, vielleicht noch nach Lx selbst abgefafst, natürlich am meisten — in häufigen Fehlern und Ungenauigkeiten den Charakter von Lx noch hinreichend erkennen.[4] — Überall da also, wo DL zu berichtigen, wiederherzustellen oder, da von Ps R abweichend zu erklären war, hätte R. vor allen anderen die vhm. Version um Rat fragen müssen — Ps G, mit dem DL und auch AL, EL, soviel ich gefunden habe, gar keine oder

[1] Für die vhm. Version lege ich auch hier dieselben Texte zugrunde wie in meinem *Ead Ps* (p. 213). Ps S = Psalterium Sangermanense; Ps Moz = Psalterium Mozarabicum; Ps V = Psalterium Veronense.

[2] Vgl. u. Anm. 3.

[3] Von diesen ist in gröfserem Umfang nur die Fehlerhaftigkeit in DL von R. bemerkt, doch ihre Ursache nicht erkannt worden. Einige der wichtigsten — auch von R. nicht erwähnten — Fälle seien hier zusammengestellt (vgl. auch mein *Ead Ps* p. 228): irrig stehen *a* für o: velament*a* 62, 8; *ae* f. e: *ae*quos 75, 7; *b* f. u: salva*b*it 97, 2; *d* f. t: ob*d*urantis 57, 5; *e* f. ae: gravat*e* 37, 5; *e* f. i: consummation*e* (auch AL) 118, 96; eleg*e* (geceos!) 83, 11: fimbr*e*is 44, 14; fod*e*atur 93, 13; generation*e* 94, 10; interc*e*dentis 28, 7; mar*e* 71, 8; van*e* (*on idel*!) 61, 10; *i* f. e: adol*i*scentior 118, 141; d*i*scendunt 103, 8; fam*i*m 58, 15; mort*i* 78, 11; patr*i*s (fæderes!) 67, 6; *u* f. a: ex*u*ltavit 109, 7; *u* f. b: exacer*u*averunt 77, 40; 41; 56. 104, 28 (auch AL); iudica*u*it (*demde*!), imple*u*it (*gefylde*!) etc. 109, 7; revela*u*it 28, 9 u. a.; *u* f. f: pro*u*anaverint 88, 32. 85; *u* f. o: laque*u*s (*grin*) 10, 7; pr*u*mptuaria (auch AL) 143, 13. *h*-Schwund: [*h*]abitationibus 108, 10; *h*-Hinzufügung: *h*ostium 140, 3; per*h*ibunt 145, 4. *i*-Schwund: custodiar[*i*]um 78, 1; demon[*i*]is 105, 37; desolator[*i*]is 119, 4. *m*-Schwund: dilectu[*m*] 28, 5; ante conspectu[*m*] 28, 5. *m*-Hinzufügung: sub lingua*m* mea*m* (*under tungan mine*). *s*-Schwund: effo[*s*]sa 79, 17; va[*s*]sis 70, 22; eo[*s*] 77, 45. *u*-Schwund: fruct[*u*]um (auch ALEL) 127, 2; man[*u*]um 91, 5. 140, 2. — Über die vhm. Lesarten s. S. 161, Anm. 4; die Sonderlesarten stimmen fast genau mit denen in EL (AL) überein, vgl. daher mein *Ead Ps*, p. 219 ff.

[4] Die Spuren dieser Eigentümlichkeiten sind in den uns erhaltenen Texten, lat. sowohl wie ae., natürlich sehr verschiedenartig verteilt: bald begegnen sie in zwei Glossen und dem lat. Text der dritten (79, 17 *agoten* AE = effosa [über effusa = Ps S u. BL]), bald in zwei Glossen und dem lat. Text einer von diesen (108, 31 *þearfæna* E, *þearfana* D = pauperum DL; 109, 7 *dronc* ... *upahof* A, *dranc* ... *upahof* D = bibit ... exaltavit DL), bald in nur zwei Glossen (95, 8 *dura* [über ostia] ED, aber *onsegdnisse* A; 98, 5 *wynsumiaþ* E, *upahebbad ł gefægniad* D [über exultate]; 113, 6 *weordiad* A, *gebiddæþ* E [über adorabunt] aber *geswæccad* D), bald in nur einer Glosse und dem lat. Text einer anderen (119, 4 *mid colum tolesendes* A = cum carbonibus desolatoris [f. ~riis] DL; 146, 4 *eallum his noman* E = omnibus eius nomina DL), bald in nur einer Glosse und deren lat. Text (83, 11 *geceos* D = elege DL), bald in nur einer Glosse (144, 1 *ic gefægnie* [über exultabo], aber exaltabo: Ps R u. G) usw. Die Beispiele lassen sich leicht vermehren.

nur wenig Berührungspunkte gemein haben, konnte nur für die späteren Korrekturen, soweit sie aus ihm stammen,[1] in Betracht kommen —, zumal da ihm in vielen Fällen sämtliche übrigen Texte keine befriedigende Lesart bieten konnten. Einer der vielen von Sabatier (*Bibliorum sacr. Lat. versiones* ... Remis 1743—49, Bd. 2) herangezogenen älteren Texte würde ihm in jedem einzelnen Fall Klarheit verschafft haben. Ich erwähne nur einige Beispiele: 2, 13 in eum = Ps S; in 3, 7 wird DL mit Ps S urspr. circumdantiū gelesen haben, wie auch aus *ymbsellendræ* in E hervorgeht, ebenso in 31, 4 dum confringitur mihi spina; 34, 8 in laqueo = Ps Moz, ebenso 49, 23 salutare meum; u. a., vgl. 4, 3. 9, 30. 17, 13. 28, 6; 9. 42, 3. 45, 10. 49, 6. 73, 19. 143, 11. — In Fällen, wo die von Ps R abweichende Lesart in DL oder in D mit Vhm und mit Ps G übereinstimmt (vgl. z. B. 38, 4 exardescet DL = Ps V u. Ambrosius, auch = Ps G; 110, 6 virtutum DL, aber *mægen* D = Ps S, auch = Ps G; 121, 4 illic DL, aber *þider* D = Ps S, auch = Ps G) werden wir also nach meinen obigen Ausführungen für DL nicht mit R. das Ps. G.,[2] sondern unbedingt Vhm als Quelle ansehen müssen (vgl. meine *Ead Ps*, p. 213). Für meine Annahme spricht einmal die strenge Scheidung, die besonders bis zum 9. 10. Jahrhundert zwischen den Texten des Ps R und Ps G stattgefunden hat, sodann aber vor allem die Tatsache, dafs, wie ich schon oben bemerkte, weder DL — natürlich abgesehen von den späteren Korrekturen — noch D irgendwelche speziellen[3] Übereinstimmungen mit Ps G aufweist, dafs dagegen solche mit der vhm. Version[4] in ihnen — in DL in einigen Fällen auch da, wo sie in AL EL nicht mehr begegnen, z. B. 31, 4. 49, 23. 67, 6[5] — überaus häufig sind. Von den nur in D auftretenden sind mir folgende aufgefallen: 9, 30 attrahit (= Ps R u. G) *he fram atyhđ* (= abstrahit = Ps S, auch AL BL CL); 28, 9 dicent (= Ps R u. G) *cweđ* (= dicit Ps V u. Augustin); 42, 3 in tabernaculo tuo (= AL EL) *on eardunge þine* (= in tabernaculum tuum Ps Moz); 45, 10 scuta (= Ps R u. G) *scyld* (= scutum Ps Moz); 57, 5 aspidis ... obdurantis (= Ps R u. G) *nædran ... forclyccende* (= aspides ... obturantes = Ps S, auch AL); 70, 15 pronuntiabit (= Ps R u. G) *cyþde* (= pronuntiavit Vhm); 71, 14 liberabit (= Ps R) *he alysde* (= liberavit = Ps S); 84, 14 ambulabit (= Ps R u. G) *eode* (= ambulavit Ps S);[6] hierher gehören auch die oben bereits behandelten Fälle in 110, 6 u. 121, 4. — Für einen Teil der letzteren Fälle findet R. natürlich leicht eine andere Erklärung. Wo die Lesarten in D nämlich zufällig mit irgendeinem lat. Text der übrigen Hss. übereinstimmen — die übrigen Fälle erklärt er nicht —, wie z. B. in 9, 30, sieht er einfach diese als Quelle für D an. Dies braucht nach obiger Darlegung der Verhält-

[1] Die Korrekturen späterer Zeit sind nicht immer nach Ps G gemacht worden — z. B. in 73, 19 ist urspr. animas confitentes = Ps R u. G korrigiert zu animā confitentē = Vhm AL EL, u. a. vgl. 49, 6. 58, 10. 128, 7) —, hätten daher von R. stets mit möglichster Ausführlichkeit in den Anmerkungen angegeben werden müssen, da sie immerhin hier und da für das Verständnis der Glosse von Wert sein können.

[2] So mufs man wenigstens aus seinen Anmerkungen verstehen.

[3] Als solche können natürlich nur Lesarten gelten, die sich von denen der übrigen Texte deutlich unterscheiden.

[4] Vgl. hierüber meine Zusammenstellung vhm. Lesarten für EL (mein *Ead Ps*, p. 213 ff.), mit der DL mit wenigen Ausnahmen übereinstimmt. Von den nur in E erhaltenen zahlreichen vhm. Spuren lassen sich jedoch in D, die ja unserer obigen Ausführung gemäfs nach einem bereits modernisierten lat. Text angefertigt sein mufs, fast keine mehr (in A auch nur wenige) erkennen.

[5] Dazu kommen noch einige auf blofser Fehlerhaftigkeit beruhende: 31, 6 (oravit). 34, 9 (exultavit). 48, 16 (liberavit).

[6] Letztere drei sind wohl nur Fehler.

nisse (vgl. o. S. 160 und Anm. 6) nicht der Fall zu sein. Viel wahrscheinlicher dünkt mir, daſs diese Abweichungen der Glosse D von DL auf eine ältere Fassung des letzteren,[1] die höchstwahrscheinlich dessen direkte Vorlage *DL noch gehabt hat, zurückgehen. Der geschulte und meist gewissenhafte Schreiber des Regius-Psalters aber wird diese altertümliche, zum Teil fehlerhafte Form seiner Vorlage beim Abschreiben — vielleicht durch Vergleichung mit anderen Texten des Ps R, die aber, wie es scheint, ebenso unrein waren wie *DL — nach Möglichkeit zu beseitigen versucht haben. Zweifelhaft ist mir nur, ob diese Vorlage *DL selbständig neben den übrigen Texten AL, BL, CL, *EL auf den — wohl allen gemeinsamen — Grundtext Lx zurückgeht. Aus der groſsen Ähnlichkeit, die speziell zwischen DL und EL existiert, ist man eher auf eine engere Zusammengehörigkeit dieser beiden Texte zu schlieſsen geneigt. Vermutlich stellt ersterer lediglich eine Kopie der Vorstufe *EL dar, welche einst der etwa um 930, also kurz vor[2] der Niederschrift von D(L), ins Wests. übertragenen Urform von E als leitender Grundtext diente. Von diesem Gesichtspunkte aus würden sich dann auch einige Übereinstimmungen beider Glossen auf das beste erklären. In D und in E, auch im zweiten Teile, finden sich nämlich mehreremal an gleicher Stelle dieselben fehlerhaften Glossierungen, die in ihrer Art in D sonst nirgends belegt sind, in E aber häufig wiederkehren, ja man kann sagen zu den speziellen Eigentümlichkeiten des Glossators von E gehören (vgl. mein *Ead Ps*, p. 238 ff.): 42, 5 vultus mei = D *anduclitan min*(!), E *ondwlitan min*; 47, 9 (dei) nostri = DE *ure*(!), — *godes ure*;[3] 65, 17 clamavi et exaltavi = D *ic cleopode* ⁊ *ic upahebbe*(!), E *ic clepode* (aus urspr. *clipie* v. Korr.) ⁊ *ic upæhebbe* (a. a. O. p. 243), 67, 29 virtuti tuae = D *megene þine*(!), E *megne þine*; 98, 1 moveatur = D *biđ*(!) *astyred*, E *biđ onstyred* (a. a. O. ebd.); 101, 15 terrae eius = D *eorđe*(!) *his*, E *eorþe his* (a. a. O. p. 238); 123, 8 adiutorium = D *to*(!) *fultume*, E *to fultome*, desgl. noch in E 88, 24. 118, 114 (a. a. O. p. 232); 131, 16 exultatione exultabunt = D *gefægenunga gefægenunga*(!), E *hihte hihte* (a. a. O. p. 245); 141, 4 spiritum meum = D *gast min*(!), E *gæst min*.[4] In diesen Fällen[5] wird also der Schreiber von D(L) die Glosse *E, welche er im allgemeinen wegen ihrer vielen Fehler behutsam umgangen haben wird, einfach abgeschrieben,[6] bezw. (in 131, 16) nachgeahmt haben; wenigstens scheint mir dies die einzig annehmbare Deutung.

Obgleich uns R. in dem Vorwort seiner Ausgabe eine Arbeit über das Abhängigkeitsverhältnis D's von den übrigen Glossen in Aussicht stellt,

---

[1] Man könnte geneigt sein, die Glosse inhaltlich gänzlich von dem lat. Text zu trennen. Dies ist aber sicher unmöglich, da erstere oft sonst nirgends nachweisbare, zum Teil auf Verderbtheit beruhende Lesarten (10, 7 laqueus *grin*; 47, 14 in virtutes *on mægenu*; 106, 22 laudis eius *lofes his*; vgl. ferner S. 160 Anm. 3) des letzteren deutlich widerspiegelt.

[2] Dies ist zweifellos, und leicht nachzuweisen.

[3] *ure* nostri 91, 14, das ebenso zu erklären sein wird, entzieht sich leider unserer Beurteilung, da *E von 90, 15—95, 2 nicht erhalten ist.

[4] Auch das fehlerhafte *micgum* (usuris) 71, 14, das dem Glossator von D kaum zuzutrauen ist, findet durch eine Übernahme aus *E, wo derartige Glossierungen, wie aus E II. Teil noch deutlich hervorgeht (vgl. mein *Ead Ps*, p. 232), überaus häufig gewesen sein werden, eine befriedigende Erklärung.

[5] Auch die Fälle von S. 160 Anm. 4, wo D mit E übereinstimmt, könnten hiernach in noch einfacherer Weise gedeutet werden.

[6] Daſs der Schreiber im allgemeinen ae. Vorlagen benutzt hat, erhellt einmal aus kleinen Versehen, die zum Teil auch von R. hervorgehoben werden, wie *gencyris* für *gencyr his* 18, 7; *he wæs widmeten is* comparatus est 48, 21; *on ongeweorce* in factura 91, 4; *dmn ic eom* ic tuus sum ego 118, 94 etc., sodann aber vor allem aus dem äuſserst variierenden, heterogenen Wortschatz.

habe ich es doch für nötig gehalten, auf das Verhältnis von D zu E hier mit einigen Worten einzugehen, da mir dieses, wie auch das ihrer beiden lat. Texte, von R. nicht klar durchschaut zu sein scheint. Inwieweit diese meine Ausführungen bezw. Vermutungen den Verhältnissen genau entsprechen, kann natürlich nur durch eine gründliche Untersuchung über diese Fragen, die uns von R. hoffentlich bald vorgelegt wird, entschieden werden. Das eine aber steht, glaube ich, schon jetzt fest und mufs auch von R., dessen Arbeit als Ganzes genommen übrigens durch obige, leider oft viel Raum erfordernde Anmerkungen und Nachträge in ihrem Wert keineswegs herabgesetzt werden soll, ohne Bedingung zugegeben werden: dafs für die richtige Interpretation dieser Glossen, die zum Teil auf recht alten lat. Texten basieren, und für die Bestimmung ihres gegenseitigen Verhältnisses eine durchaus gründliche, bis in alle Einzelheiten gehende Kenntnis der zugehörigen lat. Texte vonnöten ist. Wird R. dieser Tatsache in den versprochenen Arbeiten in vollem Mafse Rechnung tragen, dann wird er uns zweifelsohne noch Bedeutsames über diesen Gegenstand zu sagen haben.

Charlottenburg. Karl Wildhagen.

Karl Wildhagen, Der Psalter des Eadwine von Canterbury. Die Sprache der altenglischen Glosse; ein frühchristliches Psalterium die Grundlage. Mit 2 Abbildungen. 1905. XV, 264 S. 8. M. 9. (Studien zur engl. Philologie, herausgeg. von Lorenz Morsbach, XIII.)

Dr. Fritz Roeder, Oberlehrer an der Kaiser Wilhelm II.-Oberrealschule (J. E.) in Göttingen. Der altenglische Regius-Psalter. Eine Interlinearversion in Hs. Royal 2 B. 5 des Brit. Mus. Zum erstenmal vollständig herausgegeben. 1904. XXII, 305 S. 8. M. 10. (Studien zur engl. Philologie, herausgeg. von Lorenz Morsbach, XVIII.)

Mit diesen beiden Arbeiten, die mit kurzer Zwischenzeit in den Morsbachschen Studien erschienen sind, hat die Anglistik wieder sehr wichtige und wertvolle Beiträge zur Kenntnis der altenglischen Interlinearglossen zum Psalter gewonnen. Auf diesem Gebiete waren ganz kurz vorher zwei Aufsätze von Lindelöf erschienen: eine Einzeluntersuchung der Glosse in der Hs. Junius 27 (*Mémoires de la Société Néo-philologique à Helsingfors* III S. 1 ff., 1901) und seine Studien zu altenglischen Psalterglossen (*Bonner Beitr. zur Anglistik* XIII, 1904). Noch früher wurden die Psalterglossen von Cook in der Einleitung zu seinen *Biblical Quotations* 1898 behandelt. Gewifs in wenigen Jahren ein vielversprechender Anfang, dem es hoffentlich nicht an Nachfolge fehlen wird!

Von den elf ae. Interlinearglossen zum Psalter, die wir kennen, bilden fünf insofern eine besondere Gruppe, als ihr Latein dem Typus des *Psalterium Romanum* folgt; die anderen sechs vertreten den Typus des *Psalterium Gallicanum*. Die uns vorliegenden Arbeiten befassen sich beide mit Interlinearversionen, deren lateinischer Text zur ersten Gruppe gehört. An Gesamtausgaben einzelner Hss. der Gruppe I lagen vorher vor: Hs. Cotton Vespasianus A. 1, herausgeg. von Sweet (*Oldest English Texts* S. 183 ff.), Hs. Trinity College, Cambridge, von Harsley *E. E. T. S.* 1899 (= Eadwine's Canterbury Psalter); aus der Hs. Junius 27 hat Lindelöf in der obenerwähnten Arbeit zahlreiche Auszüge mitgeteilt. Es liegen also fast alle fünf Glossen, die zur ersten Gruppe gehören, in Sonderuntersuchungen vor. Mit der Gruppe II — deren Latein dem Typus des *Psalterium Romanum* folgt — steht es aber schlechter, indem nur eine Handschrift und zwar in sehr unzuverlässiger Weise herausgegeben worden ist: der sogen. Spelman Psalter (1640). Dazu kommen die Auszüge bei Lindelöf in den *Bonner Beiträgen* XIII und die Lesarten, die Roeder in seiner uns hier vorliegenden Ausgabe des Regius-Psalters aufnimmt.

Wildhagen gibt uns zuerst in der Einleitung (S. 1—10) einige Notizen über die Handschrift, ihren künstlerischen Schmuck, ihre Entstehungszeit und über den Schreiber Eadwine. Wildhagen möchte die Vollendung der Handschrift in die Jahre 1115—1120 setzen. Die Interlinearglossen sind erst nach der Fertigstellung des lateinischen Textes und des künstlerischen Schmuckes nachgetragen worden.

Die eigentliche Abhandlung zerfällt in drei Abschnitte: I. Die Einheit des Psalters; II. Untersuchung über Dialekt und Zeit; III. Zeit- und Dialektbestimmung. Aus der interessanten Untersuchung über die verwickelten Schreiberverhältnisse der Glosse (wir haben es mit sechs verschiedenen Schreibern zu tun) geht, wie mir scheint, mit Evidenz hervor, dafs die ganze Glosse zwar aus einem und demselben verlorenen Ganzen stammt, dafs aber der erste Teil der Glosse durch die zwei Schreiber, die daran gearbeitet haben, und durch Korrektoren starke Umarbeitungen, Verbesserungen und Zusätze erfahren haben.[1] Der zweite Teil (die Arbeit der vier anderen Schreiber) scheint aber der Vorlage viel näher zu stehen. Es empfahl sich deshalb, wie es Wildhagen getan hat, der Untersuchung über Dialekt und Zeit den zweiten Teil zugrunde zu legen und den ersten Teil nur zum Vergleich heranzuziehen.

Diese Untersuchung über Dialekt und Zeit bildet den weitaus gröfsten Teil der Arbeit (S. 35—190). Es genüge, zu konstatieren, dafs sie mit grofser Umsicht und Gewissenhaftigkeit vorgenommen ist und von dem gesunden Urteil des Verfassers auch in rein sprachlichen Dingen Zeugnis ablegt. Die Hauptresultate lassen sich folgenderweise kurz zusammenfassen: aus der Lautlehre ergibt sich für die Vorlage ein durchaus westsächsischer Lautstand. Die fremddialektischen Elemente, die sich erkennen lassen, sind nicht einem bestimmten Dialekt mit Sicherheit zuzuweisen. Die Flexionslehre führt uns in diesem Punkt etwas weiter, indem alles nicht Westsächsische in der Flexion sich als anglisch (nicht kentisch) erweist. Da nun aufserdem im Wortschatz grofse Übereinstimmungen mit dem Anglischen sich erkennen lassen, indem das Denkmal eine nicht geringe Anzahl von Wörtern, die fast nur in anglischen, einige sogar, die nur in poetischen (d. h. anglischen) Denkmälern belegt sind, aufweist, so beruhen sämtliche Übereinstimmungen mit dem Anglischen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf späteren Einflüssen anglischer Schreiber, sondern sie sind Reste eines ursprünglichen Zustandes. Der Eadwine-Psalter ist also ein anglisches Originalwerk, das nur in westsächsischer Übertragung erhalten ist, die in unserer Handschrift kopiert ist.

Diese anglische Urform sucht nun der Verfasser in dem dritten Abschnitt (S. 191—208) auf Zeit und Dialekt hin näher zu bestimmen. Was nun die Zeit der Abfassung der westsächsischen Überarbeitung betrifft, so erhalten wir einen Hinweis in der Behandlung von ws. *īe*, *ĭe*: der lange *īe*-Laut ist zum grofsen Teil gewahrt, der kurze Laut dagegen schon zum gröfsten Teil in *ĭ*, *y̆* monophthongiert. Solche Verhältnisse sprechen entschieden für das 10. Jahrhundert. Wildhagen setzt als Zeit der westsächsischen Überarbeitung das zweite Viertel des 10. Jahrhunderts an.[2] Damit hat sich für die Urform selbst eine Grenze nach oben er-

---

[1] Der erste Abschnitt, worin diese Untersuchung, auf die wir sonst nicht weiter eingehen können, unternommen wird (S. 11—34), zerfällt in die folgenden Unterabteilungen: Die Schreiber der Glosse, Wortschatz, Übersetzungsfehler, Korrekturen im ersten Teil nach anderen Psalterglossen, Modernisierungen der Schreiber, Graphische Merkmale der Glosse.

[2] Nebenbei sei bemerkt, dafs *laȝe* in *on Deone laȝe* etc., das Wildhagen in diesem Zusammenhange bespricht, kaum identisch mit dem Worte *laȝu* 'Gesetz' sein kann. Ich verweise auf den Aufsatz 'Danelaw' von H. Logeman in *Scandia, Tijdschrift voor scandinavische Taal en Letteren*, 1904, S. 90 ff.

geben. An Hand allerlei sprachlicher Tatsachen will der Verfasser aber die Urform der Eadwine-Glosse viel früher, 'spätestens etwa gegen das Ende des 8. Jahrhunderts' ansetzen. Seine Gründe für eine so frühe Datierung will ich hier kurz berühren. Auf die beiden Formen *ȝedes*, *widtihx* (2. Präs. Sg. Ind. von *ȝedōn*, *wiþtēon*), wo die Endung *-s* für sehr hohes Alter sprechen sollte, scheint mir wirklich nicht viel zu geben zu sein. 'Die Erhaltung von *-s* in diesen beiden Beispielen berechtigt daher zu dem Schlusse, daſs im Präsens auch aller Verben diese alte Endung noch vorgeherrscht haben wird.' Könnte man aber nicht in diesen beiden Fällen ebensogut von 'Weglassung von *-t*' wie von 'Erhaltung von *-s*' sprechen? Solche Fehler könnten ja einem sonst ganz gewissenhaften Schreiber mit unterlaufen![1] Übrigens ist zu bemerken, daſs die Handschrift [*ȝe*]*dest* hat, wozu Harsley '*t* add. by Corr.?' bemerkt,[2] und daſs eine Weglassung von *t* nach der Buchstabengruppe *hx* sich ganz leicht psychologisch erklären lieſse. Auſserdem ist in Erwägung zu ziehen, ob nicht sogar recht späte Schreiber, die aus dem anglischen oder gar kentischen Gebiete gebürtig waren, sich von anderen Verbalformen ihres Heimatsdialektes mit *-(e)s* hätten beeinflussen lassen können. Den zweiten Beweis (die Präteritalbildung der schwachen Verba) muſs ich hier beiseite lassen, da ich bekennen muſs, daſs ich dem Gedankengang des Verfassers nicht folgen kann. Der Verfasser hat sich hier augenscheinlich in seine eigenen Gedanken so vertieft, daſs er vergessen hat, daſs der Leser sie noch nicht alle erfahren hat. Ebensowenig vermag ich dem *c* der Formen *nealęcte*, *ȝedyrstlecte* usw. irgendeine Beweiskraft für ein besonders hohes Alter beizumessen. Solche Formen können ja auch jung sein und lehnen sich ja ungesucht an den Infinitiv an. Die Formen des Verbums *þrēagan* mit *-aw-* (*æw*) sind gewiſs sehr interessant, aber dürften kaum an und für sich für ausschlaggebend gelten. Die Flexion von *swigian* ohne Mittelvokal im Präteritum ist zwar sonst nur im Nordhumbrischen (noch in den Lind. Gosp.) belegt, würde aber bei der Spärlichkeit der Belege sich auch in anderen Dialekten (z. B. im Nordmercischen) in ziemlich später Zeit denken lassen. Dagegen muſs ich zugeben, daſs die zahlreichen *b* für die Spirans recht auffallend sind und für ein ziemlich hohes Alter zu sprechen scheinen. So sind wohl auch die zahlreichen *d* für *đ* zu erklären, obwohl man hier an anglonormannischen Einfluſs denken könnte (vgl. die häufigen *ie* für *ē*, *sc* für *č*). Sehr wichtig ist aber der Nachweis, daſs die Glosse nach einem lateinischen Psaltertexte ohne Worttrennung gemacht worden ist. Handschriften mit Worttrennung beginnen um das 9. Jahrhundert häufiger zu werden. Die Glossierung ist wahrscheinlich vor 850 entstanden. Das scheint mir auch einleuchtend. Aber die Annahme, daſs sie schon aus dem 8. Jahrhundert stammt, scheint mir unbegründet. Was wir von den anglischen Schreiberschulen dieser Jahrhunderte wissen, ist ja sehr spärlich. Hier und dort könnte ja das *b* für die stimmhafte Spirans noch im 9. Jahrhundert fortleben. Ausschlaggebend sind wohl auch nicht die Schlüsse, die der Verfasser aus dem *u/å*-Umlaut der Vokale *e* und *i* zu ziehen versucht; ich brauche aber nicht darauf einzugehen, da der Verfasser die Unsicherheit seiner Theorie selbst einräumt: 'Folgende Beobachtung gestattet uns vielleicht, die Zeitgrenzen noch enger zu ziehen.' Alles in allem: eine gewisse Wahrscheinlichkeit für eine so frühe Datierung als das 8. Jahrhundert hat der Verfasser zwar beigebracht, und ich kann seine Annahme nicht direkt in Abrede stellen. Beweisen läſst sich aber nur, daſs die Urform kaum später als 850 entstanden sein kann.

[1] Vgl. die Schreibfehler *þouhtes*, *souhtes*, *muhtes* in dem Mortonschen Text der Ancren Riwle (Vogel, *Zur Flexion des englischen Verbums*, 1903, S. 24).

[2] Hat sich der Verfasser durch Autopsie davon überzeugt, daſs *t* wirklich vom Korrektor stammt?

Danach untersucht der Verfasser den Dialekt der so herausgeschälten Reste der Urform und kommt zu dem Resultat, dafs wir diese Urform wahrscheinlich im nördlichen Mercien nahe der Grenze nach Nordhumbrien entstanden zu denken haben. Auffallend sind gewifs die unverkennbaren Anklänge an das Nordhumbrische; aber lassen sie sich wirklich nicht andererweise als durch die Annahme, dafs die Urform aus einem Grenzgebiete stammt, erklären? Bei der Beurteilung mittelenglischer Denkmäler hat man gar zu oft Dialektmischungen in der Weise erklärt, dafs man für jeden neugefundenen fremden Dialektzug das Denkmal so und so viele Kilometer näher dem fremden Dialektgebiete lokalisiert. Eine solche Verfahrungsweise hat sich aber in der letzten Zeit als ziemlich unmethodisch erwiesen. Würde dasselbe nicht auch für altenglische Sprachverhältnisse gelten? Könnte man nicht an eine rein mercische (oder rein nordhumbrische) Urform denken?

Im Anhang (S. 212—249) bespricht der Verfasser teils den zur Glosse gehörigen lateinischen Text und seinen Grundtext, teils die Glosse in inhaltlicher Beziehung. Die Ergebnisse seiner überaus interessanten und fördernden Untersuchungen über den lateinischen Text fafst er S. 229 kurz zusammen: Dieser Text geht auf einen stark mit vorhieronymianischen Lesarten und zahlreichen Sonderlesarten durchsetzten Text des *Psalterium Romanum* zurück, dessen Spuren noch ins 6. Jahrhundert hinaufreichen. Dieser Lateintext mufs unserem Glossator in einer sehr ursprünglichen Form vorgelegen haben, die noch keine Worttrennung aufwies und zahlreiche Fehler in sich barg. Die uns überlieferten Lateintexte des Eadwine-Psalters und des mercischen Psalters haben durch häufige Glättungen und Anpassungen an das *Psalterium Romanum* an Ursprünglichkeit stark eingebüfst, doch lassen sich an beiden, besonders an dem unseres Psalters, die alten Verhältnisse noch ziemlich deutlich erkennen. — Zuletzt bespricht der Verfasser die zahlreichen fehlerhaften Übersetzungen im zweiten Teil der Glosse, die wirklich sehr interessant sind. Sie zerfallen in zwei Hauptgruppen: solche Fälle, wo der lateinische Text die eigentliche Ursache des Irrtums war, und solche, die lediglich der Unkenntnis, Laune und Unachtsamkeit des Glossators zur Last fallen. Zu beiden Gruppen gibt der Verfasser zahlreiche und belehrende Beispiele. Zu der ersten Gruppe gehören Fehler, die durch die Nichtabtrennung der Wörter, und solche, die durch Buchstabenverschreibungen verursacht sind.

Ich will ungern mit Tadel von diesem Buche scheiden, dessen grofse Verdienste ich nur loben kann, und dessen Lektüre mir eine Quelle reicher Belehrung gewesen ist. Ich kann aber nicht umhin, einen besonderen Punkt hervorzuheben, der mir als vollkommen verfehlt erscheint. Ich meine die weitläufigen Auseinandersetzungen über das Wort *slīđe* S. 246 bis 248. Nach der Ansicht des Verfassers sollten dieses Wort und seine Ableitungen noch 'an altheidnische Vorstellungen anknüpfen und einen schönen Beleg dafür liefern, wie das Christentum bezw. die Kirche den altheidnischen Wortschatz sich zu eigen zu machen verstand'. Wildhagen beruft sich auf einen völlig veralteten Aufsatz von Dietrich aus den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, wonach die Bedeutung des 'Grausigen, Grauenhaften, Furchtbaren', welche das Wort in sämtlichen germanischen Sprachen hat, sich aus der heidnischen Welt in die christliche hinübergerettet habe. Die Hauptstütze für alle diese Ausführungen soll nun der mythologische Name *Slīđr* in der älteren Edda liefern. Dafs das Wort *slīđr* 'schlimm, gefährlich' substantiviert worden ist, um einen Höllenflufs zu bezeichnen, darf meines Erachtens nicht befremden. Nach Wildhagen und seinen Autoritäten sollte der Name aber das Primäre sein! *Dâ hoeret ouch geloube zuo!* Mit Wildhagen glaube ich zwar, dafs Toller im Unrecht ist, wenn er ein neues *slīþe* mit der Bedeutung '*formed, moulded, fictus, graven* (*image*)' annimmt, aber ich vermag nicht aus den von Wild-

hagen angeführten Fällen dieselben Schlüsse zu ziehen, wonach das Wort, 'das ursprünglich den Namen für den unterweltlichen Höllenfluſs abgab, in die christliche Vorstellungswelt herübergenommen allgemein zur Bezeichnung von "Teufel, Götzenbild" verwandt wurde'. Wollen wir uns zuerst die Fälle ein wenig näher ansehen! *Sin ʒescinde ealle þa ðe ʒebiddað þa sliðan* 'confundantur omnes qui adorant sculptilia' (96, 7), *and worhton sceælf on choreb and ʒebedon ðæ sliðelecæn* 'at fecerunt vitulum in choreb et adoraverunt sculptile' (105, 19), *and þiowdon sliðnesse hiræ* 'et servierunt sculptilibus eorum' (105, 36), *bearnæ ðæ onsedon ðæ sliððæn* 'filiarum quas sacrificaverunt sculptilibus' (105, 38); ähnliche Beispiele führt Toller aus dem Spelman-Psalter an. Was bedeutet nun *þa slīðan, slīðness* usw.? Gewiſs nicht 'graven images, a graven image'. Einige Beispiele aus der deutschen Bibelausgabe, die ich augenblicklich zur Hand habe, werden, glaube ich, die Frage zur Genüge beantworten. Es. 64, 19 steht: (*ich*) *sollte das Übrige zum Greuel machen*; die entsprechende Stelle der Vulgata lautet: *et de reliquo ejus idolum faciam.* Hier wie sonst öfter bezeichnet *Greuel,* schwed. 'styggelse', die Götzenbilder der Heiden. Man vgl. z. B. Hes. VII, 20: *Bilder ihrer Greuel* 'imagines abominationum suarum' und Jer. VII, 30: *Denn die Kinder Juda thun Übel vor meinen Augen, spricht der Herr, sie setzen ihre Greuel in das Haus, das nach meinem Namen genannt ist.* Der Vulgata-Text hat hier 'offendicula'. *Greuel* und *Götzenbild* waren auch in Altengland synonyme Wörter: *þa slīðan* bedeutet also 'die Greulichen, die Greuel', und *slīðness* bedeutet 'Greuel'. Die Nennung dieser Schreckgestalten bei ihrem richtigen Namen muſs bei den Engländern dieser Zeiten als eine Art Tabu gegolten haben. Die Wörter *slīðe* 'formed, moulded' und *slīðness* 'a graven image' sind also endgültig aus der altenglischen Lexikographie auszumerzen, und die obigen Belege können für mythologische Schlüsse keine Stütze gewähren. Auch Eadw.-Ps. 106, 34 (*ʒesette eorðæn westmerende on ðæm sliþendum* 'posuit terram fructiferam in salsilaginem') wird ähnlichen Zwecken nicht mehr dienen können.

Über die Roedersche Ausgabe vom Regius-Psalter kann ich mich kurz fassen. Es ist in manchen Beziehungen eine sehr interessante Glosse, die hier zum erstenmal veröffentlicht ist. Sie ist mit groſser Sorgfalt ausgearbeitet; sowohl Text als Glosse sind auſserdem sehr sauber geschrieben. Dazu kommt, daſs der Text auch in sprachlicher Hinsicht vieles Interessante bietet, und daſs sie unter den altenglischen Psalter-Glossen eine selbständige Stellung einnimmt, indem sie von keiner anderen Glossenhandschrift abhängig zu sein scheint, sondern vielmehr den Kern einer groſsen Glossengruqpe zu bilden scheint. In der Einleitung teilt der Herausgeber eine Beschreibung der Handschrift mit und unterrichtet uns über die Prinzipien der Textgestaltung. Roeder bestrebt sich darum, den lateinischen Text in der Form zu geben, wie der Schreiber ihn selbst beabsichtigt und niedergeschrieben hat. Die zahlreichen Änderungen der Korrektoren, die teils darin bestehen, daſs der Versuch gemacht wird, die lateinische Fassung des *Psalterium Romanum* der des *Psalterium Gallicanum* anzugleichen, teils offenbare Versehen korrigieren, teils nur orthographischer Natur sind, werden gröſstenteils unberücksichtigt gelassen, namentlich wo der ursprüngliche Text ganz deutlich zu erkennen ist. Von dem altenglischen Texte wird ein genauer Abdruck gegeben. Fehlerhafte Glossen werden in den Fällen mit einem Stern versehen und in den Anmerkungen besprochen und womöglich emendiert, wenn die Versehen dem Schreiber wider seinen Willen unterlaufen sind. Die Ausgabe ist ein höchst willkommener Beitrag zur Kenntnis der altenglischen Psalterglossen; sie ist mit groſsem Fleiſs und Sorgfalt ausgearbeitet. Zu noch gröſserem Dank werden wir dem Herausgeber verpflichtet sein, wenn er

einmal sein Versprechen, eine Abhandlung über die Sprache der Regius-Glosse und ihr Verhältnis zu den übrigen Handschriften in nicht allzu-langer Zeit vorzulegen, erfüllt hat.

Als Anhang folgt eine kurze Liste der von Bosworth-Toller und Sweet nicht belegten Wörter.

Göteborg. Erik Björkman.

Dr. F. Langer, Zur Sprache des Abingdon Chartulars. Berlin, Mayer & Müller, 1904. 75 S. 8.

Von den in den beiden Handschriften des Britischen Museums Cotton Claudius C IX (C) und Cotton Claudius B VI (B) enthaltenen Urkunden sind diejenigen zum Gegenstand einer sprachlichen Untersuchung gemacht worden, welche aus der altenglischen Zeit (vor 1066) stammen. Das Chartular ist nämlich in beiden Handschriften in zwei Bücher geteilt, von denen das erste bis zum Jahre 1066 reicht und also ungesucht zu einer Sonderuntersuchung Anlafs gibt. Nach der eigentlichen Untersuchung (S. 24—71), die sich nur auf die Lautlehre bezieht, folgt eine Zusammenfassung der Resultate. Der Lautstand stimmt im allgemeinen mit dem der spätaltenglischen Schriftsprache überein. Einige Züge, die von dieser spätaltenglischen Schriftsprache abweichen und zugleich beiden Handschriften gemeinsam sind, werden vom Verfasser für Abingdon angehörig gehalten. Einige von diesen sind sonst für das Anglische charakteristisch und sprechen dafür, dafs eine — übrigens ganz begreifliche — anglische Beimischung vorliegt. Was die dialektischen Eigentümlichkeiten der Schreiber betrifft, ist kaum mehr anzuführen, als dafs einer unverkennbaren kentischen Einschlag zeigt. Zum Schlufs werden die vereinzelten Reste alter Lautformen besprochen.

Dieser sprachlichen Untersuchung, die an und für sich nicht besonders interessante Ergebnisse oder Einzelheiten bietet, geht eine Einleitung (S. 2—23) voran, die in folgende Abschnitte zerfällt: Die Überlieferung des Abingdon Chartulars, Inhaltstabelle über die Urkunden im ersten Buche des Abingdon Chartulars, Das gegenseitige Verhältnis der Fassungen, Das zu erwartende Sprachmaterial, Die Schreiber und ihre Verläfslichkeit, Die Verläfslichkeit der Herausgeber. Ich kann nicht umhin, in dieser Einleitung den weitaus wichtigsten Teil der Arbeit zu erblicken. Besonders beachtenswert sind die Ausführungen über das gegenseitige Verhältnis der Fassungen. Langer erweist zuerst die Unrichtigkeit der Ansicht Stevensons, welcher C für eine unvollkommene erste Ausgabe, B für eine später mit Hilfe der Originalurkunden bewirkte Revision eines gemeinsamen Originals hält. Statt dessen greift B auf eine bedeutend ältere Fassung als die von C zurück, und C selbst repräsentiert in mehreren Hinsichten eine stärkere Entfernung von der gemeinsamen Urquelle. B benützt aber gleichzeitig eine jüngere Fassung, der er im ganzen zweiten Buche folgt. Die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der Fassungen wird nun noch weiter beleuchtet und zuletzt durch ein Schema veranschaulicht. Auch die Ausführungen über die Schreiber und ihre Verläfslichkeit sind beachtenswert.

Göteborg. Erik Björkman.

Casimir C. Heck, Zur Geschichte der nicht-germanischen Lehnwörter im Englischen. A. Die Quantitäten der Accentvokale in ne. offenen Silben. (Im Auszug.) Berliner Inauguraldissertation. Offenbach a. M., Druckerei Wilh. Wagner, 1904. 72 S. 8. M. 2.

Vorliegende Dissertation enthält nur einen Auszug aus einem Teil einer geplanten gröfseren Arbeit über die nicht-germanischen Lehnwörter

im Englischen; sie befafst sich hauptsächlich mit den Fragen nach den Quantitätsentwickelungen in den betreffenden Lehnwörtern. Es gilt vor allen Dingen, die schwankenden Quantitäten der heutigen Akzentvokale in verschiedenen Wortformen bei gleichem Stamm zu erklären, z. B. *severe* : *severity*, *crime* : *criminal*, *nation* : *national*, *female* : *feminine*. Der Verfasser bewegt sich also auf einem Gebiete, das früher von Luick in seinem bekannten Aufsatz 'Die Quantitätsveränderungen im Laufe der englischen Sprachentwickelung' (*Anglia* XX 335 ff.) eingehend behandelt worden ist. Er verwirft die Luickschen Theorien, wonach drei Quantitätsstufen für die Akzentsilben (je nach der Silbenzahl des Wortes) anzusetzen seien; statt dessen stellt er folgendes Hauptgesetz auf: in Entlehnungen aus fremden Sprachen werden die ursprünglichen Quantitäten der Akzentvokale in offenen Silben mehrsilbiger Lehnwörter mit übernommen und beibehalten. Französische Lehnwörter alter und neuerer Zeit haben demnach nur Kürzen, mit Ausnahme des *u* < frz. *ü*, das aus bekannten Gründen zu *ju* wird. Für die Vokale in einsilbigen Wörtern ergab dasselbe Gesetz Länge, weil diese Vokale im Afrz. lang ausgesprochen wurden: hieraus erklären sich nun Unterschiede wie *crime* : *criminal*. Für die lat. Lehnwörter wird je nach ihrer ursprünglichen Quantitierung Länge und Kürze unterschieden. Dieses Beobachten der lat. Quantitäten ist definitiv erst durch die Humanisten, teilweise vielleicht durch die Renaissance eingeführt worden. In lat. Lehnwörtern vor dieser Zeit sind wahrscheinlich nur Kürzen anzusetzen (Ausnahme *u* = frz. *ü*). Alle Ausnahmen von diesem Gesetz sind Analogien. Ne. *nature*, *navy*, *nation* sind deshalb keine regelmäfsigen Entwickelungen von me. *na·türe*, *na·vie*, *na·tion*, sondern verdanken ihren langen Vokal dem Einflufs lateinischer Vorbilder, in denen die Humanisten den Vokal lang aussprachen. Es ist nicht möglich, über dieses Resultat ein definitives Urteil zu fällen, da der Verfasser aus seiner Beweisführung das allerwichtigste Moment, die Materialsammlung, ausgeschlossen hat. Auch in anderen Beziehungen ist die Darstellung sehr lückenhaft. Geradezu enttäuscht wird man, wenn der Verfasser dies oder jenes interessante Thema berührt und dann plötzlich seine Darstellung mit der Bemerkung abbricht, dafs das weitere in seinem Manuskript sich befindet oder in der geplanten Arbeit folgt. Ab und zu haben wir es demgemäfs mehr mit unbegründeten Behauptungen, die an akademische Thesen erinnern, zu tun als mit einer wirklich wissenschaftlichen Darstellung. Trotzdem enthält das Büchlein nicht wenige richtige oder beachtenswerte Beobachtungen; und es ist wohl möglich, dafs man dem Verfasser, wenn die Arbeit einmal in dem geplanten Umfange vorliegt, in vielen Punkten wird recht geben müssen. Einstweilen mufs ich mich aus den schon angedeuteten Gründen mit einem 'non liquet' begnügen.[1]

Göteborg. Erik Björkman.

Ernst Sieper, Lydgate's Reson and Sensuallyte. Vol. II. Studies and Notes. London 1903. IX u. 132 S. 8. (EETS. ES, LXXXIX.).

Das Buch bringt natürlich die Summe der Ergebnisse, zu denen Sieper bei der Bearbeitung des kritischen Textes von *Reson and Sensuallyte* gekommen ist. Die Veröffentlichung des schönsten Lydgateschen Gedichtes, wenn man will des einzigen, das heute noch aufserhalb der philologischen Welt auf Leser rechnen darf, hatte der Literaturfreund freudig begrüfst. Die Lydgate-Philologen mochten im vorigen Jahre das neue Bändchen, die Studies und Notes, gleich erwartungsvoll entgegennehmen.

[1] Bei der Korrektur bemerke ich, dafs Heck eine ausführlichere Darstellung der Frage neuerdings in der *Anglia* XXIX S. 55—119 veröffentlicht hat.

Die Studies, sechs gröſsere Kapitel, füllen etwas mehr als die Hälfte des Bandes. Zur Untersuchung der Frage nach Autor und Datum schafft sich Sieper mit glücklichem Gedanken eine Basis dadurch, daſs er die charackteristischen Eigentümlichkeiten des Gedichtes auf Grund derer im *Troy-Book* und im *Pilgrimage* nachprüft und sie als identisch mit ihnen erkennt. Die von Schick gegebene Zahl der Entstehung 'zwischen 1406 und 1408' modifiziert er in 'vor 1412' (p. 8). Als Resultat der Untersuchungen im zweiten Kapitel ergibt sich, daſs das Prinzip der Schickschen Typen im gleichen für Lydgates Viertakter zutrifft, nach der Häufigkeit geordnet Typus A, dann Typus D (nahezu 30 %!), dann Typus C. Für Typus B findet S. in den 7000 VV. nur drei, für Typus E nur sieben Beispiele. Ob diese Typus E-Verse nicht verirrte Fünftakter sind? Am liebsten möchte ich ihnen den von S. unter Typus B aufgeführten V. 1471 (p. 13 ob.) beizählen oder abändern in (En) Clynyng by fleshly appetyte. Bemerkenswert ist zum Schluſs noch, daſs sich mehrere Fälle von amalgamierten Typen, drei für (D + C) und sieben für (D + B) finden (p. 13); einige Beispiele für das Fehlen der Auftakte im ersten und zugleich im zweiten Hemistich fanden sich ja schon in den Fünftaktern des Secr. Secr. S. hat es für gut erachtet, vom 'Standpunkt des Agnostikers' aus bei diesen Untersuchungen mit äuſserster Vorsicht vorzugehen. Nach meinem Empfinden hätte die ganze Beweisführung lapidarer geschehen können. Daſs die VV. Viertakter sind in Nachahmung der französischen Achtsilber der Quelle (p. 14), war die Voraussetzung so sicher wie ein mathematisches Datum; daſs unter den von den Schickschen Typen her bekannten Eigentümlichkeiten die VV. — mit drei Ausnahmen (p. 14) — tadellos laufen, kein Beispiel einer harten Verschleifung etc. (pp. 10, 11) und kein Verstoſs gegen Wort- und Satzakzent (pp. 15, 16) aufzuweisen ist, war die Thesis. Der Beweis konnte nicht anders als glücken. Die beiden nächsten Kapitel (Flexion und Reim) führen in den Zentralpunkt der Lydgate-Forschung, zur Frage des End-e. Am stärksten erscheint der Abfall des End-e wieder beim Verb, besonders häufig bei den kurzstämmigen Infinitiven der starken Konjugation (p. 34), so zwar, daſs alltägliche Verba wie *give* und *come* 'beinah ausschlieſslich monosyllab' sind. Beachtenswert ist, daſs nach den p. 43 aufgeführten Beispielen die End-e-Formen reimender französischer Adjektive, gleichviel ob masc. oder fem., die Regel zu sein scheinen. Hierher heranzuziehen sind noch zwei von S. an früherer Stelle (pp. 14 und 11) gemachte Konstatierungen: einmal, das End-e adjektivischer ja-Stämme ist immer silbisch und Formen wie *withoúte, fortúne* (mit stummem End-e) etc. sind ihm nie sicher begegnet; zum andern fällt ein End-e, das zwischen zwei Dentale zu stehen kommt, ab. Die weitere Entwicklung der Lydgate-Studien wird zeigen, inwieweit S.s Behauptungen richtig sind. Hat S. somit mannigfach positive Anregungen gebracht, die zum mindesten dankbar entgegenzunehmen sind, so bietet er im fünften Kapitel über den Stil Untersuchungen, wie sie vorher nie gemacht waren. 'Reduplication' des Ausdruckes möchte man die Hauptnote in Lydgates Technik heiſsen; man könnte geneigt sein, ein Kunstprinzip in dem Parallelismus zu finden, mit dem Lydgate seine Perioden 'baut' (vgl. die pp. 48 und 49 gegebenen Beispiele); aber man weiſs, bis zu welcher Monomanie der alte Lydgate z. B. in den VV. 500—1000 des Secr. Secr. in 'Wiederholungen' geradezu verbohrt und verloren ist. Klerikerblut und Priesterbrauch und das schulmeisterliche Bedürfnis, sich gemeinverständlich und klar zu machen, haben dem armen Benediktiner wohl hauptsächlich zu der 'lydgateschen Manier' verholfen. Es widerfährt dem 'guten Mönche' (p. 48) sicherlich übergenug Ehre, wenn S. sich bemüht, die verschiedenen Kunststückchen zu ordnen in 'reduplication, straining after epithets etc., intensifying adverbs, downright tautology' usw., und wenn er gar die fossilen Wendungen

der stop-gaps auseinander klauben will. Das sechste und letzte Kapitel erledigt die Quellenfrage und bringt wesentliche Ergänzungen zu S.s früheren Studien über die *Echecs amoureux*. Guido de Colonnas *De regimine principum* hat sich nunmehr als Hauptquelle für den zweiten längeren Teil der *Ech. am.* erwiesen. Lydgate hat also mehr als ein Menschenalter den Plan mit sich herumgetragen, einen der Secr. Secr.-Texte versifizieren zu wollen. Zum Schlufs führt S. die Pariser Handschriften vollständig an, in denen das allegorische Gedicht der *Ech. am.* kommentiert ist, und zeigt an einem Beispiel (MS. des 16°) den Gedanken und Zweck dieser Kommentare.

Viel Material ist dann in den Notes zusammengetragen, und Lexikograph wie Literaturforscher finden dort Stoff genug zur Ausbeute.

Das Bändchen atmet Elastizität und Lebensluft; es sind nicht blofs reine philologische 'facts'; es ist, als ob ein Stück vom Verfasser mitginge, und als ob sich etwas durch die ganzen Untersuchungen hindurchzieht, das in all die Darlegungen Leben bringen und sie pulsieren machen möchte. Der deutsche Leser aber hat eines anzumerken. Das Buch ist von dem deutschen Gelehrten selbstredend englisch geschrieben. Die Korrekturbogen wurden mit scharfem, wachsamem Auge gelesen. Es berührt aber eigentümlich, zu sehen, dafs in der p. 15 zitierten Stelle aus dem Buche eines deutschen Forschers innerhalb weniger Zeilen mehrere Druckfehler stehen bleiben durften. P.

Theodor Erbe, Die Locrinesage und die Quellen des pseudoshakespearischen Locrine. Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von Lorenz Morsbach. XVI. Halle a. S., Max Niemeyer, 1904. 72 S. M. 2.

Wilfrid Perrett, The story of King Lear from Geoffrey of Monmouth to Shakespeare. Palaestra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgegeben von A. Brandl, G. Roethe und E. Schmidt. XXXV. Berlin, Mayer u. Müller, 1904. 308 S. M. 9.

Emil Bode, Die Learsage vor Shakespeare, mit Ausschlufs des älteren Dramas und der Ballade. Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von Lorenz Morsbach. XVII. Halle a. S., Max Niemeyer, 1904. 105 S. M. 4.

Arbeiten wie die vorliegenden sind gegenwärtig en vogue in der Shakspereforschung, seit Churchill mit seinem Buche *Richard the Third up to Shakespeare* anfing, die Evolution einer Shaksperesschen Gestalt von ihrer historischen Basis aufwärts zu zeigen. Untersuchungen über ältere Bearbeitungen Shaksperescher Stoffe fehlen auch vorher nicht: Max Moltke, *Shakespeare's Hamletquellen* (1881), Israel Gollancz, *Hamlet in Iceland* (1898) u. a.; neu war aber das von Churchill in den Vordergrund gestellte Moment, den Werdegang des Stoffes als solchen herauszuarbeiten. Ähnlich versuchte Evans (*Bonner Diss.* 1902), die präshaksperesschen Hamletbearbeitungen chronologisch und genealogisch zu ordnen; ähnlich versuchte auch ich in meiner kürzlich erschienenen Schrift über 'Macbeth' (vgl. Anzeige von Münch im *Archiv* CXIII, 428 ff.) dem Geiste nachzugehen, der hier still und geschäftig Jahrhunderte hindurch Shakspere vorgearbeitet hat. Nunmehr haben der pseudoshaksperesche Locrine und der Lear Bearbeiter gefunden. Für den Falstaff und für Margarete von Anjou sind entsprechende Arbeiten meines Wissens in Vorbereitung, und die Inangriffnahme dieser Charaktere ist höchst verdienstlich.[1] Zwei von den krausesten und

[1] Baeske, *Falstaff* (*Palaestra* L), ist erschienen.

kompliziertesten Gemischen Shakspereschen Charakterkunst — denn in welche Schubfächer ihres noch so reichen Kataloges wollen unsere Bühnenleiter und Dramaturgen diese beiden Gestalten einordnen? — dürften eine interessante Aufklärung erfahren. Abschliefsende Arbeiten über den Romeo and Juliet-Stoff, das Shylock-Motiv u. a. sind Desiderata.

Worin liegt der Nutzen derartiger Arbeiten? höre ich fragen, ein Einwand, dem auch Münch in der Anzeige meines Buches kurz entgegengetreten ist. Von wie geringem Interesse ist es, die älteren, oft so unkünstlerischen Fassungen kennen zu lernen, die dem Dichter, um dessen Werk es sich handelt, ganz unbekannt waren, und die darum keinen Einflufs auf sein Schaffen geübt haben! Die Kenntnis der Quellen ist gewifs ein grofses Hilfsmittel zum Verständnis der Dichtung, aber das hat doch mit all jenen, oft um Jahrhunderte zurückliegenden Vorstufen nichts zu tun.

Der Einwand trifft nicht den Kern der Sache. Die so sprechen, übersehen zunächst, dafs doch erst die Vergleichung der Dichtung mit den älteren Fassungen uns Aufschlufs gibt über die Quellen, dafs wir überhaupt nicht sagen können, welche Versionen Shakspere gekannt und benutzt hat, bevor wir nicht alle gelesen haben. Quellenkunde und Kenntnis der gesamten Vorgeschichte ist mithin eins. Sodann aber vergessen jene Einwendenden ganz, dafs die Quellen eines dichterischen Stoffes oder Charakters auch hinter und jenseits der dem Dichter bekannten Vorlagen liegen. Quelle ist nichts anderes als literarische Evolution. Die Stoffe der grofsen Shakspereschen Dramen haben sämtlich sich wie Lebewesen entwickelt, sie haben eine Kindheit gehabt und sind stufenweise zu voller, schöner Männlichkeit herangereift. Wie wir aber die Wesenheit eines Menschen nie vollkommener begreifen als auf Grund vollständiger Bekanntschaft mit seinem Werdegang und seiner Entwicklung, so auch bei der literarischen Produktion. Das Verständnis für Hamlet wird uns nie voller aufgehen, als wenn wir diese Gestalt im entwickelnden und ausgestaltenden Schofse der Jahrhunderte haben heranreifen sehen. Aber man sehe ganz ab von Shaksperes Titanengestalten, sehe auch ab von so gewaltigen Konzeptionen wie Faust und Don Juan, man nehme bescheidenere Gestalten wie den unausbleiblichen Pfarrer der englischen Romane des 17. und 18. Jhs., oder den Byronschen Helden, jenes so krause Gemisch heterogener Eigenschaften, und man wird die Richtigkeit meiner Behauptung nicht minder klar erkennen. Es ist gewifs sehr billig, zu sagen, dafs Goldsmith in seinem Vicar dem Vater ein Denkmal gesetzt, dafs Byron in seinen Gestalten sich fortwährend selbst photographiert habe, und es soll hier auch nicht bestritten werden, dafs der wahre Dichter jeder seiner Schöpfungen ein Teil seines Charakters mit auf den Weg gibt, aber das Verständnis der dichterischen Gestalten wird damit nicht erschöpft. Das erschliefst uns erst voll die Kenntnis der Evolution. Sie zeigt uns beispielsweise die verschiedenen Ingredienzen des Byronschen Heldentypus und ihr Zusammenfliefsen; sie zeigt uns, wie schon Shakspere hier die Grundlinien der Figur schuf mit seinem Edmund Gloster (der Verbrecher und Liebling der Frauen ist), Grundlinien, die Schiller mit seinem Karl Moor vertiefte, während Goethe mit seinem Werther, Chateaubriand mit seinem René, Benjamin Constant mit Adolphe, Étienne Sénancour mit Obermann usw. die auf die Tränendrüsen der Leser spekulierende Melancholie hinzufügten; und über all das gofs nun Byron den Zauber der blendenden äufseren Erscheinung, und sein Held, die Krankheit des beginnenden 19. Jhs., war fertig. So allein entstehen solche Charaktergebilde; das gleiche Schauspiel, nur um vieles grofsartiger und gewaltiger, zeigt sich bei Shakspere. Bald ist es der einzelne Charakter (welch weiter Weg vom Miles Gloriosus der Römer bis zu Falstaff!), bald die Fabel (von Geoffrey of Monmouth geht der Weg des Königs Lear bis zu Shakspere, und weiter hinaus zu Balzacs

'Père Goriot' und zu Turgenjews 'Lear der Steppe'); hier ist ein ewiger Fluſs, und die Tradition bricht nicht ab. Wir sehen also schon, der Gewinn derartiger, die literarische Tradition eines Stoffes untersuchenden Arbeiten kann sehr hoch sein: nicht nur vertiefen sie das Verständnis des Kunstwerkes, nein, sie geben uns auch einen Einblick in das Schaffen der Künstlerseele, und das ist das Höchste und Letzte jeder Literaturforschung.

Ich begrüſse daher das Erscheinen der eingangs erwähnten Arbeiten mit groſser Freude und möchte gern ihre Verdienste anerkannt sehen.

Erbe hat sich mit dem Locrinedrama beschäftigt; dies gehört bekanntlich zu den sogenannten pseudoshakspereschen Stücken, und zwar meines Erachtens zu denen, die am wenigsten Anspruch darauf machen können, in Zusammenhang mit Shakspere gebracht zu werden. Unter den Stücken, die Unkenntnis oder buchhändlerische Berechnung später unter Shakspeares Namen hat erscheinen lassen, befinden sich immerhin einige, die des groſsen Dichters nicht unwürdig sind und ihrem Werte nach von ihm herrühren können: dies gilt auſser von 'Perikles' (wo Shaksperes Mitarbeiterschaft ziemlich sicher ist) von 'Edward III.' und 'The two noble kinsmen'. Die Frage der Autorschaft der pseudoshakspereschen Stücke gehört ja unzweifelhaft zu den schwierigsten der ganzen Shaksperekritik, auch zu den bisher am wenigsten in Angriff genommenen. Ohne neues Material wird sich kaum hier Sicheres sagen lassen; wohl aber steht zu hoffen, daſs, wenn die reichen Schätze in den Archiven der englischen Adelshäuser zugänglicher gemacht werden, uns eine Fülle neuer Kenntnis für Shakspere und seine Zeit zuteil wird. Bis dahin wird die Frage nach der Autorschaft der pseudoshakspereschen Dramen eine offene bleiben müssen.

Gleichwohl bin ich geneigt, einiges negative schon jetzt zu entscheiden; ich möchte behaupten, daſs der 'Locrine' ganz aus der Reihe der fraglichen Stücke ausscheidet. Weder der Abdruck in der 3. Folio von 1663, noch der Druck von 1595 mit den Initialen W. S. als Autor, fallen meines Erachtens irgendwie ins Gewicht gegenüber dem äuſserst geringen poetischen Wert des Stückes (Erbe gibt leider nur eine Analyse des Stückes, keine ästhetische Würdigung, vor allem keine psychologische Sezierung der Charaktere). Tieck plädiert zwar für die Echtheit (er hat es in seinem *Altenglischen Theater* übersetzt); aber man weiſs, daſs Tieck ein wenig voreilig war in der Annahme der Autorschaft Shaksperes für zweifelhafte Stücke. Der 'Locrine' ist ein geistloses Machwerk, ein Beispiel, wie ein wundervoller Stoff von einem unfähigen Dichter verdorben werden kann; die Sprache ist bombastisch, erinnert an Marlowe; die komischen Szenen sind höchst unglücklich, ganz episodenhaft, sie wachsen gar nicht in die Haupthandlung hinein, und wie wundervoll ist gerade dies letztere bei Shakspere!

Der Stoff des 'Locrine' ist freilich prächtig; mit Recht betont Erbe die poetische Kraft der Locrinesage, und mit Recht bedauert er, daſs der Stoff noch nicht den genialen Dramatiker gefunden, der aus ihm ein bleibendes Bühnenwerk geschaffen hätte; das Zeug zu einem solchen trägt der Stoff in sich. Es sind alte, ewige Akkorde, die hier erklingen: von der sinnlichen Gier des Mannes, der, durch die Politik an ein ungeliebtes Weib gekettet, in wilder Leidenschaft zu einem anderen Weibe entbrennt, von der in brunhildehafter Rachgier auflodernden verschmähten Gattin, von dem Tode des treulosen Gatten oder der glücklicheren Nebenbuhlerin. Es sind dieselben Akkorde, die Racine in der Andromaque, Körner in der Rosamunde Clifford, Grillparzer in der 'Jüdin von Toledo' angeschlagen hat; auch Ponsard hat in seiner 'Agnes de Méranie' einen ähnlichen Stoff mit Glück behandelt. Vielleicht findet auch der 'Locrine' noch seinen Retter; unsere heutigen Dramatiker scheinen ihre Aufmerksamkeit dem altenglischen Drama zuwenden zu wollen; nun, der 'Locrine' verdient eine

Neubelebung nicht minder als Massingers 'Fatal Dowry' und Otways 'Venice Preserved'.

Erbe untersucht in seiner Schrift den Werdegang der Locrinesage vor und nach dem Drama, wodurch sich die beiden Hauptteile seiner Arbeit ergeben. Für den ersten Teil kommen so ziemlich dieselben Werke in Betracht wie für Lear (s. u.); Geoffrey ist der Ausgangspunkt, meines Erachtens auch der Erfinder (an die echte, volkstümliche Sage glaube ich bei Locrine so wenig wie bei Macbeth und Lear) Von Geoffrey geht der Stoff durch zahlreiche Zwischenstufen (darunter die Brutbearbeitungen: Münchener Brut, Wace, Layamon, wohl die künstlerischsten Versionen) bis zu den Chronisten des 16. Jhs.: Hardyng, Fabian, Grafton, Mirror for Magistrates, Stow, Holinshed; auch Spenser, Lodge, Harvey kennen die Sage.

Interessanter ist die Weitergeschichte des Stoffes nach dem Drama. Schon das ist ein Zeichen für den geringen Wert des Dramas, daſs die literarische Tradition nicht nach ihm verstummt wie bei den groſsen Tragödien Shaksperes. So gewaltig die Vorgeschichte zu Hamlet, Lear, Macbeth, Othello, Romeo and Juliet ist, so wenig gibt es einen Weitergang dieser Stoffe nach Shakspere, er sprach eben hier das letzte Wort; gewaltig ist nur das Nachleben seiner Dramen, so gewaltig, so dominierend, daſs es keinem gelang, das gleiche Motiv in noch so abweichender Umgebung zu behandeln, ohne fortwährend an Shakspere anzuklingen (Gottfried Keller, Balzac, Turgenjew). Der Locrinestoff dagegen wird weiter behandelt, eben weil das Drama so wenig als letzte Darstellung gelten konnte: wir haben eine Ballade 'Duke of Cornwall's Daughter' von sehr unsicherer Datierung (gedr. 1784), sodann die Hineinziehung der Sage in Miltons 'Comus' (Sabrina, die Nymphe des Severn), vor allem aber das fünfgesängige Epos von Morgan Kavanagh; es stammt aus 1839 und ist Southey gewidmet. Die Behandlung des Gegenstandes ist sehr frei; Erbe nennt es die würdigste und poesievollste Bearbeitung der Sage. Die letzte Version ist das Drama Swinburnes (1887), ein 'Buchdrama, für die Bühne ungeeignet'.

Erbe vergleicht sodann, nach der Übersicht und kurzen Skizzierung sämtlicher Versionen, die alten Sagenbearbeitungen auf ihren Inhalt hin, indem er Geoffrey zugrunde legt und wichtigere Abweichungen in den späteren Autoren parallel druckt; auf Grund der durch diese Vergleichung erlangten Resultate sucht er sodann die Frage nach den Quellen des Dramas zu beantworten. In eingehender, überzeugender Weise legt der Verfasser dar, daſs Geoffrey die Hauptquelle des Dramas ist, und daſs neben ihm noch Caxton und Holinshed benutzt worden sind. Ganz ausgeschaltet hat Erbe leider die ästhetische Betrachtung, darin liegt meines Erachtens ein Mangel. Fragen nach dem tragischen Gehalt des Dramas, der psychologischen Ausgestaltung der Charaktere, der künstlerischen Motivierung der Vorgänge hätten wohl mehr Raum finden können. Davon abgesehen, ist Erbes Buch eine sehr annehmbare Leistung von wissenschaftlichem Werte.

Perretts Buch über 'King Lear from Geoffrey to Shakespeare' ist ganz trefflich. Alles, was man von einem Werke, das auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebt, zu fordern berechtigt ist, muſs hier nachgerühmt werden: vollständige Beherrschung der einschlägigen Literatur, ruhige Sicherheit des Urteils, neue positive Resultate und eine vornehme, elegante Sprache. Das Buch liest sich gut; Perrett versteht die seltene Kunst, zugleich wissenschaftlich und interessant zu schreiben, mit welcher Bemerkung ich sein Werk hoffentlich nicht bei denen diskreditiere, die beides immer noch für unvereinbare Gegensätze halten.

Im ersten Kapitel 'Geoffrey of Monmouth' (S. 1—28) untersucht der Verfasser die Herkunft des Stoffes. Er räumt zunächst mit den prägal-

fredischen Theorien auf; es ist nichts, weder mit der *faute de mieux* aufgestellten Hypothese von einem keltischen Ursprung des Learstoffes, noch mit der Entdeckung De Gubernatis' von einem indischen 'Ur-Lear'. Es hat ja viel Verführerisches an sich, in Indien, der Heimat so vieler wandernden Sagen, auch nach dem Quell des Lear zu suchen; aber die Parallele aus dem Mahâbhârata, welche De Gubernatis als 'King Lear in embryo' bezeichnet, genügt denn doch nicht den bescheidensten Anforderungen an Parallelismus. Die Liebesprobe, welcher der Vater seine Töchter unterwirft, der Kern des Learstoffes, fehlt im Indischen, und ohne diesen Kern kann von einer Verwandtschaft nicht gesprochen werden. Sehr scharfsinnig sind des Verfassers Ausführungen über einen keltischen Ursprung des Stoffes: weder in einer keltischen Volkssage noch in einem einfachen Naturmythus (so nahm Alfred Nutt an) haben wir nach Perrett die Basis der Leargeschichte zu suchen.

Vielmehr ist der Lear, als Ganzes, nicht auf seine Teile hin betrachtet, durchaus Geoffreys Erfindung; das ist das gesicherte Ergebnis der Untersuchung Perretts. Ich glaube noch weniger als Perrett an das 'librum vetustissimum britannici sermonis', das Geoffrey benutzt haben will; das ist ein literarischer Kunstgriff, der in mittelalterlichen Chroniken zu häufig begegnet, um nicht mit äufserstem Mifstrauen aufgenommen zu werden. Geoffrey, in seinem Bestreben, seinem Volke eine sagenhafte Vorgeschichte zu bieten, füllte die Lücken in Nennius (796) mit einer Schar satter, lebensvoller Gestalten aus; dafs er in dem, was er von diesen erzählt, nicht immer original war, tut der Originalität der Gestalten keinen Abbruch. Nicht die Aneignung fremder Stoffe macht den Plagiator (dann wären Shakspere und Molière die gröfsten Plagiatoren), sondern das Wie, die Aufnahme und Wiedergabe, unterscheidet den originalen Dichter und den blofsen Nachtreter; und Geoffrey war ein Original.

Geoffrey machte Lear zum Gründer von Leicester; der Chronist hat eine fast verdächtige Vorliebe für solche Erklärungen von Ortsnamen (Perrett S. 5 f.). Leicester ist vielmehr Legrecastra, nach dem Flusse Legra (oder Loar). Für die Geschichte von König Lear und seinen Töchtern verwendete Geoffrey nun zwei uralte Märchenmotive, die Liebesprobe und die kindliche Undankbarkeit. Die Liebesprobe, der Lear seine drei Töchter unterwirft, geht zurück auf das 'Salzmotiv': die eine Tochter antwortet dem Vater auf die Frage nach der Höhe ihrer Liebe, 'sie liebe ihn wie das Salz'.

Perrett bringt hierfür 26 bezw. 25 Varianten; gut ist seine Bemerkung, dafs diese internationale Fabel eine tendenziöse Erfindung sei, den anscheinend geringen, tatsächlich so hohen Wert des Salzes einander gegenüberzustellen. Das zweite Motiv von der kindlichen Undankbarkeit (der älteren Töchter) gegen den allzu gütigen Vater ist zwar oft, wie in den Learbearbeitungen und in den meisten 'Salzgeschichten', mit dem ersteren Motiv verbunden; nötig ist dieses keineswegs. Ursprünglich ist das zweite Motiv durchaus unabhängig, ja, es ist sogar das umfassendere von beiden.

Nach A. Toblers Einteilung zerfallen die Erzählungen von dem allzu vertrauensseligen Vater (der allen Geschichten gemeinsam ist) in drei Gruppen: 1) die bevorzugten Kinder sind undankbar, und die zurückgesetzten und verkannten sind dankbar; dahin würden der Learstoff und die meisten 'Salzgeschichten' gehören; 2) der undankbare Sohn wird durch das Beispiel seines eigenen Sohnes zur Erkenntnis seiner Schlechtigkeit und zur Umkehr gebracht; dahin gehören unter anderem das altfranzösische Fablel 'La Houce partie', die mittelhochdeutsche Erzählung 'Der Kotze', in weiterem Sinne auch das von Stanislas Julien mitgeteilte chinesische Volksmärchen aus den Avadânas (Paris 1859); 3) der Vater bringt die undankbaren Kinder durch die Täuschung, er habe noch Schätze zurückbehalten, dahin, ihn wieder mit Liebe zu behandeln. Grundform dieser

Gruppe ist die auch von Perrett angeführte Geschichte vom 'Schlegel' in Paulis 'Schimpf und Ernst', deren zahllose Varianten sich so ziemlich bei allen indoeuropäischen Völkern finden. Durchaus treffend ist die schon von Simrock gemachte und von Perrett wiederholte Bemerkung, daſs in jener Erzählung ein Rest alten Heidentums stecke, eine Erinnerung an den barbarischen Gebrauch vieler Völker, die untauglichen Greise durch ihre eigenen Söhne (oder nächste Verwandte) mit einer Keule oder einem Hammer erschlagen zu lassen (vgl. dazu Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 2 1900, S. 247, oder Massingers Stück 'The Old Law'). Es ist eine Lieblingsansicht von mir, derartige internationale Fabelmotive als Reste alter Rechtssitten und Volksbräuche aufzufassen, und nur ungern habe ich seinerzeit Simrocks Erklärung des wandelnden Waldes abgewiesen. Hier stimmt die Sache nicht; wohl aber wird kein Zweifel daran sein, daſs in dem oft begegnenden Motiv des Kampfes zwischen Vater und Sohn (Hildebrand-Hadubrand, Rosthem-Suhrab) eine Erinnerung vorliegt an den uralten Rechtsbrauch mancher Naturvölker, wonach der Vater, der Herr des Hauses, sowie Zweifel an seiner Tüchtigkeit und Fähigkeit berechtigt werden, sein Anrecht, das Haupt des Hauses zu sein, durch einen Kampf mit dem Sohne von neuem erweisen muſste. Ebenso sicher ist es, daſs die 'Shylock-Fabel' ihre Entstehung verdankt dem Streben milderer Zeiten, alte barbarische, aber noch in Kraft bestehende Gesetze, deren Wortlaut man nicht gern anfechten wollte, durch besonders scharfsinnige, fein ausgetüftelte Deutung zu umgehen.

Geoffrey verband also für seinen Lear die beiden obigen Motive von der Liebesprobe und der kindlichen Undankbarkeit; vielleicht auch hat er sie schon irgendwo verbunden gefunden; das wird sich schwer entscheiden lassen. Das Salz freilich schaltete er aus, wohl aus äuſseren Gründen; bei ihm gibt Cordelia die nur 'mit attischem Salz gewürzte' Antwort: 'Quantum habes, tantum vales, tantumque te diligo'. Aus Eigenem hinzugefügt hat Geoffrey den tragischen Ausgang (der freilich später als bei Shakspere eintritt), denn in den verwandten volkstümlichen Geschichten endet die Sache fröhlich. Diese Wandlung ist nach Perrett ein keltischer Einschlag (S. 25 ff.); nach ihm haben die keltischen Stoffe alle eine Neigung zu tragischem Ausgang: die Bösen siegen zumeist, und die Guten gehen unter.

Ich habe bei der Betrachtung des ersten Kapitels länger verweilt, einmal weil es wegen des vielen Neuen am meisten Interesse hat, sodann weil es mich besonders anzog wegen der Parallele zu 'Macbeth'. Die Ähnlichkeit ist frappant; in beiden Fällen haben wir das gleiche kunstmäſsige, wohlüberlegte Schaffen (das freilich auch mit volkstümlichen Stoffen arbeitet); nur, daſs es sich in dem einen Fall um eine frei erfundene (Lear), in dem anderen um eine geschichtliche Persönlichkeit (Macbeth) handelt. Durch Hineinziehung des Volkselementes nun wandeln Geoffrey das Märchen, Wyntoun die Geschichte zur Sage, aber wohlgemerkt: zur Kunstsage, nicht Volkssage!

Im zweiten Teil seines Buches (S. 29—142) schildert Perrett die Evolution des Stoffes von Geoffrey zu Shakspere durch 57 Zwischenstufen, deren genealogischen Zusammenhang eine am Eingange des Buches abgedruckte übersichtliche Tabelle veranschaulicht. Aus der Fülle der Zwischenstufen, deren Stellung und Wert der Verfasser eingehend würdigt, hebe ich als besonders wichtig hervor: die wallisischen Übersetzungen (S. 7), bei deren Betrachtung Perrett nachweist, daſs der Brut Tisylio nicht, wie früher (z. B. von Simrock, Ward) angenommen, Geoffreys Vorlage war, vielmehr umgekehrt auf diesem beruht, den *Layamon* (S. 8), die Leargeschichten in den *Gesta Romanorum* (S. 23—25), wo der Verfasser wieder zu dem entgegengesetzten Ergebnis wie Simrock gelangt, der die Geschichte vom Kaiser Theodosius und seinen drei Töchtern für die

Quelle zu Geoffreys Lear hielt, den *Mirror for Magistrates* (S. 48), *Spenser's Fairie Queene* (S. 51): Prinz Artur liest im Hause der Temperance eine alte Chronik seiner Vorfahren, darin auch die Geschichte Lears (Buch II, Ges. 10), *The Old Play* (S. 53): das alte Stück beruht auf dem Mirror for Magistrates, der Fairie Queene und Warner's Albion; über den Verfasser des Prä-Lear wagt Perrett nichts zu entscheiden, die alten Hypothesen (man dachte außer an Shakspere an Kyd, Marlowe, Lodge, Peele, Greene, auch an eine Kollaboration mehrerer Autoren) sind sehr unsicher fundiert; schließlich *The Ballad* (S. 57): hier steht die Frage im Vordergrunde, ob die Ballade älter oder jünger sei als Shaksperes Lear; Perrett spricht sich für die letztere Annahme aus, nach ihm hat der Balladendichter Shakspere gekannt und benutzt, daneben Holinshed.

Der dritte sehr umfangreiche Teil (S. 143—289) ist Shakspere gewidmet; hier ist der Verfasser mir bisweilen zu scharfsinnig: er sieht Schwierigkeiten, Probleme, wo keine sind. Gleich seine lange Kontroverse, ob eingangs *equalities* (so Q_1) oder *qualities* (F_1) zu lesen ist, erscheint mir, wenn auch nicht überflüssig, so doch in gar keinem Verhältnis zu der Bedeutung dieser Variante. Ich sehe weder ein, wo die Schwierigkeiten bei der Lesart *equalities* liegen, noch begreife ich, wie die vermeintlichen Schwierigkeiten (die viele Kritiker, auch Perrett, hier finden) durch das von Perrett bevorzugte *qualities* beseitigt werden. Selbstverständlich sprechen Gloster und Kent in der ersten Szene nur von den Anteilen Gonerils und Regans, und die können so mathematisch gleich (*equalities*) sein, wie sie wollen, darum kann Cordelias Anteil doch größer sein. Wenn Lear bei der Ausstattung Regans nachher von *this ample third, no less in space, validity and pleasure, than that conferred on Goneril* spricht, so ist natürlich nicht an ein mathematisches Drittel zu denken (dann müßten alle Töchter exakt gleiche Teile bekommen), wie das unmathematische *a third more opulent than your sisters* zu Cordelia beweist. Auch die Lesart *qualities* verträgt sich doch nur (wie Perrett S. 151 zugeben muß) mit einer weiteren Deutung des *third;* wo liegt hier also die Schwierigkeit, die Perrett sieht (*One difficulty is removed*)?

Abgesehen von diesen Subtilitäten, denen oft bei ihrer allzu feinen Zuspitzung die Spitze abbricht, enthält der dritte Teil nicht minder feine, vortrefflich beobachtete Einzelheiten wie die beiden vorhergehenden; so die Bemerkungen über die Rolle des Narren (Appendix II, S. 300). Perrett sieht in dem Narren weniger eine Person von Fleisch und Blut als eine symbolische Deutung auf Cordelia; er ist der Vertreter ihrer Wahrhaftigkeit nach ihrem Weggang von der Bühne (sowie er anderseits verschwindet, als sie wieder auftritt); '*in this respect the two characters are one*'. Das ist richtig, der Narr hat keine Individualität, wie er auch keine Geschichte hat; gleichwohl möchte ich nicht soweit gehen wie Perrett, der verlangt, Cordelia und der Narr sollen von einer Künstlerin dargestellt werden (wie wahrscheinlich zu Shaksperes Zeiten)! Der Narr ist doch nicht die in Wams und Hosen verkappt zurückgebliebene Cordelia; es besteht zwischen ihnen eine Übereinstimmung nach der Innenseite ihres Wesens, wie sie beispielsweise bei Viola und Sebastian für die äußere Erscheinung besteht; ebensowenig wie ich hier das Tun mancher Bühnenleiter billigen kann, beide Rollen derselben Künstlerin anzuvertrauen, kann ich es für Cordelia und den Narren wünschen; auch der Gewinn für die Darstellung scheint mir zweifelhaft.

Der Lösung der Quellenfrage für Shaksperes Lear (nach Perrett benutzte Shakspere für sein Drama Geoffrey, Spenser, Holinshed, Camden, den Mirror, das alte Drama) wird man unbedenklich zustimmen können.

Ich kann jedem Shaksperefreunde die Lektüre des Perrettschen Buches nur auf das wärmste anraten.

Bode, der zweite Bearbeiter des Learstoffes, hat in seinem Buche die Grenzen der Untersuchung erheblich enger gezogen als Perrett, was an sich kein Vorwurf sein soll. Er geht zunächst in seinen Forschungen nicht über Geoffrey hinaus, sondern glaubt noch an die alte, von Perrett nunmehr als unhaltbar nachgewiesene Ansicht von einer keltischen Sage. Sodann berücksichtigt Bode nur die 'nichtdramatischen Behandlungen des Stoffes vor Shakspere', schaltet also aus das präshakspeaereche Drama und ferner die Ballade; doch verheifst uns der Verfasser eine Fortsetzung seiner Arbeit, die sich gerade mit diesen beiden Versionen, und zwar unter steter Bezugnahme auf Shakspere, beschäftigen soll. Für die Behandlung des somit übrigbleibenden Teils hat der Autor eine Form gewählt, die gerade durch ihre völlige Abweichung von Perretts Darstellung interessant ist. Während letzterer jede Version besonders untersucht, gibt Bode zunächst eine Aufzählung aller Bearbeitungen mit den nötigen Mitteilungen über Alter, Zahl der Handschriften bezw. Drucke, wobei möglichste Vollständigkeit erstrebt ist, sodann (S. 37 ff.) den Inhalt der Quellen in der Weise, dafs Geoffrey und Caxton parallel, die anderen Texte kurz skizziert unter dem Strich gedruckt werden. Auf Grund dieser Vergleichung untersucht der Verfasser im dritten Kapitel das Abhängigkeitsverhältnis der einzelnen Versionen (S. 97—108), wobei er in der Placierung unbedeutenderer Denkmäler bisweilen zu abweichenden Resultaten von Perrett gelangt. Im vierten Kapitel wird die Sache selbst betrachtet (S. 109—135), und zwar in der Weise, dafs Bode die Geschichte vom König Lear erzählt, ihrem bekannten Verlaufe nach, und jedesmal die einzelnen Darsteller in ihren gröfseren oder geringeren Abweichungen erwähnt, eine Form, für und gegen die sich manches sagen läfst. Nicht zu ihrem Recht kommt bei dieser Methode die Persönlichkeit des jedesmaligen Autors, der ganz und gar verschwindet, wogegen die Fabel mit all ihren feinen Einzelheiten und Abweichungen in der Erzählung der verschiedenen Momente um so mehr zur Geltung kommt.

Wenn Bode in seiner Schlufsbetrachtung dem Lear die 'grofszügige Entwicklung' abspricht und den Grund hierfür in dem anfänglich fertigen Charakter der Sage sieht, so ist dies richtig bis auf die Bemerkung, dafs Geoffrey die Sage fertig vorfand, die dahin zu verbessern ist, dafs er sie aus verschiedenen volkstümlichen Elementen, die er um die frei erfundene Gestalt Lears rankte, schuf. Die Evolution betrifft eben bisweilen grofse, einschneidende Veränderungen (das Beispiel hierfür ist der 'Macbeth'), bisweilen feine Polierungen des Details.

Der Bodeschen Arbeit ist Vollständigkeit des Materials und gutes Urteil über die einzelnen Learbearbeitungen nachzurühmen; es ist eine sorgfältige, anerkennenswerte Leistung. Ein endgültiges Urteil möchte ich mir noch vorbehalten, bis der zweite Teil, der naturgemäfse Abschlufs des bisher erschienenen, vorliegt, der hoffentlich nicht (wie leider so oft) ad calendas græcas vertagt wird.

Berlin. Ernst Kröger.

Thomas Hughes, Tom Brown's school days by an old boy. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Professor Dr. Hans Heim, Darmstadt. Mit 13 Abbildungen und Plänen. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Leipzig und Wien, 1904. 162 S. 8. Geb. M. 1,80. Wörterbuch M. 0,60.

Von früheren Schulausgaben sind mir die von C. Thiem, Berlin, Simion, 1884, J. Schmidt, Tauchnitz, Students' Series, 2 Bände, C. Reichel, Gotha, Perthes, 1903, bekannt. Am schwächsten ist die erste, am besten die zweite; doch auch die letztgenannte ist fleifsig gearbeitet. Die hier gebotene ist sehr selbständig; sie zeichnet sich aus durch äufserst zuver-

lässige Erklärung der Dinge und Angaben der Aussprache. Ein jedes Schriftwerk, das sich mit dem täglichen Leben eines Volkes in irgendeinem Ausschnitt befafst, verlangt zu seinem Verständnis eine genaue Kenntnis dieses Volkes wie seiner Sprache. Diese scheinbar selbstverständliche Tatsache kommt doch nicht jedem zum Bewufstsein, sonst würden sich nicht so viele Unberufene an die Erklärung fremder Schriftwerke machen; sie glauben das mit ein paar gedruckten Hilfsmitteln schaffen zu können. Nein, wer hier etwas leisten will, mufs Volk und Sprache aus eigener Anschauung kennen. Eine gute Ausgabe mit Anmerkungen ist, abgesehen von ihren anderen Leistungen, immer ein Realienbuch, und dies gilt von Heims vorliegender in allen Stücken. Es gibt jetzt bei uns eine 'Kanon'-bewegung. Wenn diese je dahin gehen wollte, den neusprachlichen Lehrern Bücher als verbindlichen Lesestoff aufzudrängen, so müfste jeder, der gern seine eigene Vernunft gebraucht, sich mit Händen und Füfsen gegen solches Papsttum sträuben. Will sich aber die sogenannte Kanonkommission damit begnügen, Listen von Büchern aufzustellen, welche ihres Inhalts wegen und weil nach dem Urteil der zustehenden Kritiker gute Ausgaben davon vorhanden sind, Empfehlung verdienen, so soll sie willkommen sein. Beide Erfordernisse treffen bei Tom Browns *School Days* und Heims Bearbeitung davon zu. Es ist darin kein Übermafs von Erklärungen, wie das leider vielfach Mode geworden ist, aber das der Erklärung Bedürftige ist ausreichend und vor allem treffend erklärt; und eine Anzahl Bilder kommt der Anschauung zu Hilfe. Über Rugby School wird erschöpfende Auskunft geboten; sie geht wie das übrige auf selbständige Forschung an den Quellen zurück. Auf den 31 Seiten Bemerkungen sind kaum zwei oder drei, an denen ich etwas zu ändern hätte. *square-headed* möchte ich mit *tête carrée,* womit die Franzosen die Deutschen schimpfen, vergleichen; *snake-headed* ist richtig übersetzt mit 'mit biegsamem, elastischem Hals'. H. wird einem englischem Boxen einmal beigewohnt haben; da wird ihm das eigentümliche Vorschiefsen und Zurückziehen des Kopfes beim Stofs und der Parade aufgefallen sein. Ein guter Boxer mufs in der Tat einen Schlangenhals haben. *mullioned windows*: 'Pfeilerfenster, breite, senkrecht geteilte Fenster'. 'breite' würde ich streichen. *catch me!* 'das lafs ich bleiben'. Es könnte noch hinzugefügt werden: die vollere Form lautet *catch me doing that* oder mit ähnlichem Gerundium oder Partizip.

craft wurde meines Wissens von jedem Handwerk und jeder Kunst gebraucht. Eine Erklärung von *as mad as a hatter,* die mir völlig einleuchtete, findet sich in *Notes and Queries,* 8th series, XII, 213. Bei *like a young bear* braucht man, glaube ich, nur an die bekannte Physiologusmär, dafs die Bärenmutter ihre Jungen *licks into shape,* zu denken. In sorgfältiger Aussprache hört man einen Unterschied zwischen *Francis,* das kurzes *i* hat, und *Frances,* dessen letzter Vokal zwischen *e* und *i* liegt.

Le Juge, *Das Englische Heer 1896,* gibt das indische Heer auf 281 500 Mann, wovon 77 500 Mann Engländer, an. — Die Ausgabe ist eine Musterleistung. Möge der Verfasser uns *Tom Brown at Oxford* ebenso bearbeiten.

Berlin. G. Krueger.

1) H. Plate, Lehrgang der englischen Sprache. Erster Teil: Unterstufe. 79. Aufl., bearb. von Dr. Gustav Tanger. Leipzig-Dresden-Berlin, L. Ehlermann, 1903. 271 S. M. 1,80, geb. M. 2,40.

2) John Koch, Elementarbuch der englischen Sprache, neu bearbeitet. 30. Aufl. Ausgabe B. Hamburg, Henri Grand, 1904. 218 S. Geb. M. 2,10.

3) E. Nader, English grammar with exercises (II. Teil des Lehrbuches der englischen Sprache für Mädchen-Lyzeen und verwandte Anstalten). Wien, Alfred Hölder, 1903. 224 S. Geb. M. 2,80.

4) Wilhelm Swoboda, Elementarbuch der englischen Sprache für Realschulen. Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1904. 167 S. Geb. M. 2.

5) J. C. G. Grasé, Idiom and grammar for higher forms on an inductive plan. Groningen, J. B. Wolters, 1904. 112 u. 80 S. (Concise Grammar) u. 15 S. (Exercises). fl. 1,90.

6) H. Poutsma, A grammar of Late Modern English, for the use of continental, especially Dutch, students. Part I. The sentence. Section I. The elements of the sentence. Groningen, P. Noordhoff, 1904. 348 S. M. 4,50.

Wollte man die verschiedenen Lehrbücher der neueren Sprachen nach ihren Methoden einteilen, so müfste man, um einigermafsen einen Überblick zu erhalten, zunächst zwei grofse Hauptklassen unterscheiden: die der alten oder grammatischen Methode, die den Schwerpunkt auf die Grammatik und das Übersetzen legt, und die der Reformmethode, deren Ziel der freie Gebrauch der Sprache ist. Dazwischen aber gibt es die unzähligsten Nuancen von der ältesten rein grammatischen Methode der geschriebenen Sprache an, hinweg über die 'Anpassungen' dieser älteren Methode an 'zeitgemäfse' Forderungen in bezug auf Realien und Sprechübungen, hinweg über die ersten in fremder Sprache geschriebenen Lehrbücher, über die ersten Versuche, den freien Gebrauch der Sprache in den Vordergrund zu drängen, bis zu den allerschärfsten Reformern, denen die Grammatik und selbst häufig die Lektüre nur ein Mittel ist, zum freien Denken in der fremden Sprache zu erziehen.

Die hier zu besprechenden Schulbücher des Englischen sollen in der Reihenfolge erörtert werden, in der sie sich etwa jener Entwickelungsreihe einordnen liefsen.

Das Buch von Plate und das von Koch, die beide in neuer, etwas veränderter Auflage erschienen sind und, wie die 79. des einen und die 30. des anderen beweisen, sich als Lehrbücher längst bewährt haben, gehören noch der älteren grammatischen Methode an, die sich mehr und mehr den neueren Forderungen anzupassen sucht. Das Lehrbuch von Plate ist bekanntlich schon im Jahre 1899 von Tanger einer sehr gründlichen Durchsicht und zeitgemäfsen Neubearbeitung unterzogen worden, wobei namentlich das 'Buchenglisch' durch 'idiomatisches' Englisch ersetzt wurde. Da die Einführung der neuen Orthographie nunmehr einen Neusatz des Buches notwendig machte, so bot sich Gelegenheit zu einer nochmaligen eingehenden und die heutigen Forderungen noch mehr berücksichtigenden Revision. Man mufs anerkennen, dafs sämtliche Änderungen einen Fortschritt bedeuten. Aufser Umstellungen einiger Kapitel aus praktischen Gründen sind die wichtigsten Änderungen die, dafs die Regeln, soweit es nötig war, vervollständigt und in ihrer Fassung verbessert sind, freilich mit strenger Berücksichtigung, das Zuviel zu vermeiden, und dafs die Lautlehre bedeutend vereinfacht und gekürzt ist. Namentlich das letztere mufs man mit Freude begrüfsen. Denn, so notwendig und den Sprachunterricht erleichternd auch ein einleitender Lautierkursus ist, so leicht kann er durch allzu grofse Ausführlichkeit ermüdend und daher hemmend wirken. Die letzten Feinheiten der Lautlehre gehören genau so wenig in die Schule wie die der Formenlehre und Syntax. Auch die Aussprachebezeichnungen sind vereinfacht worden. Im übrigen sind die einzelnen Lektionen und das Lesebuch so unverändert geblieben, dafs ein Benutzen der früheren Auflagen neben der neuen möglich bleibt.

Denen, die das Elementarbuch von Koch mit seinen im allgemeinen leichten und dem Interesse und Verständnis der Schüler angepafsten kleinen Lesestückchen im Unterricht gern gebraucht haben, wird diese neue Auflage eine willkommene Gabe sein. Die neue Auflage ist wohl hauptsächlich für das Realgymnasium bestimmt. Ihr Hauptvorzug besteht darin, dafs sie um ein Obertertiapensum vermehrt worden ist, das in etwa zwölf Kapiteln neue kleine englische Lesestücke und Übungssätze in der Art des Untertertiapensums und die Syntax des Verbums nebst einem Verzeichnis der gebräuchlichsten Präpositionen und Konjunktionen bringt. Das neue grammatische Pensum ist auf ein Minimum beschränkt. Da es aber alles absolut Unentbehrliche enthält, kann man nur zufrieden sein, für die Obertertia ein Buch zu erhalten, nach dem man das vorgeschriebene grammatische Pensum bei den armseligen drei wöchentlichen Stunden erledigen und doch dabei noch Zeit finden kann, zum freieren Gebrauch der Sprache vorzubereiten. Die in der alten Auflage neben der 'I. Reihe' einherlaufenden Lese- und Übungsstücke der II. Reihe sind berechtigterweise fortgelassen worden, da bei der beschränkten Zahl der Unterrichtsstunden doch kein Lehrer mehr als die Erledigung der einen Reihe leisten kann. Einige Stücke der II. Reihe sind für den neuen Teil des Buches mitbenutzt worden. Der alte Teil ist im grofsen und ganzen geblieben wie er war, so dafs die früheren Auflagen noch daneben benutzt werden können. Hier und da sind zu einigen Regeln Zusätze gemacht. Das lange Kapitel über die unregelmäfsigen Verben ist, auf allgemeinen Wunsch, in zwei Kapitel geteilt worden; noch vorteilhafter wäre es ja gewesen, die Verben hätten in viel kleineren Abschnitten eine Verteilung auf das ganze Buch gefunden. Die Anordnung in zwei Kapitel ist aber weiter kein grofser Fehler, da es ja jedem Lehrer freisteht, die in den vorhergehenden Kapiteln schon reichlich vorkommenden Verben von vornherein in dem Verzeichnis anstreichen und lernen zu lassen, so dafs bei der Erledigung dieser Kapitel schon fast alle bekannt sein werden. Von einer geplanten Verteilung der als Anhang gegebenen 'Stoffe zu Sprechübungen' ist leider Abstand genommen worden. Sie hätten innerhalb der einzelnen Kapitel viel mehr die erforderliche und fördernde Benutzung gefunden. Als schwacher Ersatz dafür wird wenigstens am Ende der Kapitel auf die danach am passendsten zu verwendenden Stücke dieser Übungen verwiesen. In der Lautschrift sind einige praktische Änderungen vorgenommen; die wichtigste davon ist die Wahl der Zeichen $\bar{e}^i$ und $\bar{o}^u$ statt der alten *ēi* und *ōu*, die oft die Schüler zu falscher Aussprache verleiteten. Neu hinzugekommen sind elf Seiten zusammenhängende deutsche Übungsstücke zum Übersetzen ins Englische. Es sind teils Umformungen, teils Erweiterungen der englischen Lesestücke, teils Stücke verwandten Inhalts.

Die in Österreich erschienene *English Grammar* von Nader gehört zu den Büchern der gemäfsigten Reformer. Bei den Übungen wiegen bei weitem die freien Übungen vor, die Regeln sind in deutscher und in englischer Sprache abgefafst. Diese Doppelsprachigkeit bildet, abgesehen von den Übungen, das Originellste des Buches. Der Verfasser gibt auf dem oberen Teil der Seiten die Regeln in deutscher Sprache mit den dazugehörigen Beispielen, unten anmerkungsweise eine knappe Übertragung der Regeln ins Englische. Diese ist richtigerweise keine sklavische Übersetzung, sondern eine freiere Wiedergabe des Wesentlichen, so dafs auch dieser Teil des Buches, wie der Verfasser selbst sagt, mithelfen soll, den Schüler zu einer freieren Ausdrucksweise zu bringen, deren schlimmster Feind das wortgetreue Übersetzen ist. Diese Einrichtung ist entschieden vorteilhaft. Für die obersten Klassen österreichischer Mädchenschulen ist durch die Lehrpläne die englische Sprache als Unterrichtssprache vorgeschrieben.

Dieser Forderung wird das Buch gerecht, und es beseitigt zugleich die beiden Schwierigkeiten, die zu entstehen pflegen, wenn einerseits Schüler, die nur eine deutsch geschriebene Grammatik in Händen haben, sich im Unterricht englisch über grammatische Dinge ausdrücken sollen, oder wenn anderseits weniger begabte Schüler Regeln, deren Verständnis ihnen ohnehin Mühe macht, nur in der fremden Sprache vorfinden. Aber auch für den Lehrer, der im Gebrauch der englischen Sprache für grammatische Dinge noch nicht sehr geübt ist, dürfte diese Anordnung des Buches mit der Möglichkeit der schnellen Auffindung des passenden Ausdruckes höchst willkommen sein. Schade, daſs hin und wieder die englische Wiedergabe allzu knapp ist, so daſs gerade wichtige Ausdrücke zuweilen nicht, oder wenigstens nicht an der betreffenden Stelle, zu finden sind. So fehlt § 127 eine englische Bezeichnung für 'Ortsadverbien', § 133 eine solche für 'Stoffnamen', 'Sammelnamen' und 'Gattungsnamen' und die ganze Übertragung des § 137, wo von 'Verwandtschaft', 'Stand', 'Rang' die Rede ist, Ausdrücke, die sich durchaus nicht von selbst verstehen.

Eine Laut- und Betonungslehre bringt das Buch absichtlich nicht, da das Nötigste davon in einem zu diesem Unterrichtswerke gehörigen Elementarbuch enthalten ist. Trotzdem wäre es wohl angebracht gewesen, nach dem Muster anderer Schulgrammatiken bei schwierigen Wörtern wie *preterit, preterito-presents* usw. die Betonung anzugeben, damit die Schüler nicht erst etwas Falsches sich einprägen.

Das Buch eröffnet eine in englischer Sprache geschriebene historische und sprachgeschichtliche Einleitung. Formenlehre und Syntax, die folgen, ziehen oft in lehrreicher und anziehender Weise Etymologie und Sprachvergleichung mit heran (z. B. § 48 bei den Präteritopräsentien *may* und *can*, § 280 zur Erklärung des *l* in *could*, § 286 Vergleich der Ausdrucksweise *I could have added* mit der entsprechenden mittelhochdeutschen usw.). Ferner sei noch erwähnt, daſs Anglizismen überall reichlich berücksichtigt werden. Im übrigen halten sich Formenlehre und Syntax an die althergebrachte Darstellungsart. Beide sind, ebenfalls nach althergebrachter Art, für Schulbücher reichlich ausführlich und bringen manches, was ins Lexikon gehört. Man vergleiche z. B., daſs unter den Wörtern, die nur im Plural vorkommen, sogar *measles* 'Masern', und unter denen, die nur im Singular vorkommen, *small-pox* 'Pocken' zu finden ist.

Der Lautlehre schlieſst sich eine das Deutsche, Lateinische, besonders aber das Französische vergleichende Wortbildungslehre an (neun Seiten), bei der man nur nicht recht einsieht, warum der erste Teil, die Ableitungslehre, ganz englisch, der zweite, die Lehre von der Zusammensetzung, ganz deutsch abgefaſst ist.

Die Syntax bringt im allgemeinen eine reiche Anzahl englischer Beispiele zur Ableitung der darauf folgenden Regel, und der Verfasser betont im Beiwort ganz besonders, daſs diese Beispiele erst Eigentum der Schüler sein müssen, ehe die Regel selbst durchzunehmen ist. Hier und da hätten sie freilich noch reichlicher sein können; so fehlen § 206 vollständig Beispiele für *to be* mit *so* gleich deutschem 'es'. Knapp und klar gehalten sind die Regeln über die Tempora, die Stellung der Adverbien; sehr ausführlich dagegen, ihrer Wichtigkeit entsprechend, auf allein 20 Seiten, sind die Präpositionen behandelt. Es wird nicht zur Vertiefung des grammatischen Verständnisses beitragen, wenn der Schüler (§ 133) lernt, daſs von 'konkreten' Substantiven, die keinen Artikel haben, unter anderen *church, school, prison* usw. zu merken sind, 'wenn ihre Verwendung gemeint ist'. Diese Wörter sind dann eben Abstrakta. Die Übersetzung von *to make what discoveries I could* 'etwaige Entdeckungen' (§ 235) ist wohl nicht zutreffend, da 'etwaige' so viel bedeutet wie 'etwa mögliche', während der Sinn ist 'alle Entdeckungen, die ich machen konnte'. Der Unterschied zwischen *thus* und *so* wird aus § 343 nicht genügend klar.

Seltsamerweise sucht man vergeblich in der Syntax nach *I have to do* 'ich muſs tun'.

Auf die Syntax folgt ein kurzer Abschnitt über Interpunktion, die groſsen Anfangsbuchstaben und die Silbenabteilung. Unter den Beispielen für die letztere fehlen solche mit abgetrennter Flexionsendung, wie *defeat-ed* usw. Daran schlieſsen sich eine kurze, deutsch abgefaſste Synonymik, *Some Remarks on Letter-Writing* nebst Musterbriefen, eine *Versification* und eine englische Beschreibung der Hölzelschen 'Jahreszeiten'.

Die Übungen enthalten eine groſse Anzahl (11 Seiten) freie Aufgaben: Beantwortung grammatischer Fragen, Sätze in anderen Zeiten, in der Aktiv- oder Passivkonstruktion, im acc. cum inf. oder der Partizipialkonstruktion wiederzugeben, Sätze in Fragen aufzulösen, fehlende Wörter einzusetzen, direkte in indirekte Rede zu verwandeln, Substantiva durch Pronomina zu ersetzen, Sätze durchzukonjugieren und schlieſslich eine Menge Aufsatzthemata, die vom Leichtesten zum Schweren allmählich fortschreiten. Sie beginnen mit der Zerlegung des Themas in Fragen, die einfach zu beantworten sind, dann folgen Umformungen von Stücken, Auszüge und Nacherzählungen, Beschreibungen, Vergleiche, Dispositionen nach ein paar gegebenen Mustern, Verwandlung von Gedichten in Prosa, wozu gleichfalls ein Muster gegeben ist, und Themata zu Briefen. Die Aufgaben selbst sind sämtlich in englischer Sprache abgefaſst.

Den Schluſs des Buches endlich bilden 25 Seiten deutsche Sätze zur Rückübersetzung, die sich an die Kapitel der Grammatik anschlieſsen. Es ist nicht viel; aber derartiges Material zu beschränken, ist ja nie ein Fehler. Die Übungen zu den Präpositionen, auf die ein besonderes Gewicht gelegt wird, nehmen allein $4^1/_2$ Seiten davon ein.

Im Register fehlt unter *be* ein Hinweis auf *to be to* § 312.

Dem gleichfalls in Österreich erschienenen Elementarbuch von Swoboda[1] merkt man es auf Schritt und Tritt an, daſs es das Ergebnis einer viele Jahre langen Erfahrung ist. Daſs es sich dabei noch etwas schärfer auf die Seite der Reformer wendet als das vorher besprochene Buch, ist eine um so erfreulichere Tatsache, als hier und da Stimmen laut zu werden beginnen, welche meinen, gründlichere Erfahrung führe von dem Sturm und Drang der jungen Reformer wieder mehr und mehr zur alten grammatischen Methode zurück. Auf gründlicheren Erfahrungen als das vorliegende Buch dürften wenige Elementarbücher beruhen.

Das Buch beginnt mit einer 'Vorschule der Aussprache', einigen phonetischen Belehrungen elementarer Art, die mit deutschen Fremdwörtern aus der englischen Sprache ihren Anfang machen und gleich von vornherein kleine Aufgaben enthalten. Das Charakteristische des Buches ist, daſs dieser einleitende Lautierkursus, der sehr knapp gehalten ist, um nicht ermüdend zu werden, durch das ganze Buch hindurch in kleinen Abschnitten über Schrift und Aussprache (*Spelling and Pronunciation*) seine eingehende Erweiterung erhält. So findet man, um nur einiges herauszugreifen, auf S. 15 etwas über die stummen Konsonanten, S. 24 über die Aussprache von *r*, S. 35 über Konsonantenverdoppelung, S. 71 über *th*, S. 87 über *ā* vor *n* und *m* usw. zusammengestellt. Das hat den groſsen Vorteil, daſs die Besprechung und Gruppierung lautlicher Erscheinungen ausführlicher werden kann, als wenn alles in dem einleitenden Kursus abgemacht werden sollte, und daſs sich bei diesen eingestreuten Besprechungen allmählich immer mehr schon bekannte Wörter von selbst bieten.

Auf die 'Vorschule' folgen 45 englische Lesestücke, denen sich jedesmal einige grammatische Regeln, von vornherein mit möglichster Benutzung

[1] Über eine andere Ausgabe des Buches vgl. *Archiv* CXV, 427 ff.

englischer Termini, und in englischer Sprache abgefaſste Aufgaben, aber keine deutschen Übungssätze anschlieſsen.

Die Auswahl der Lesestücke kann in vieler Beziehung geradezu als eine Musterleistung für ein Elementarbuch hingestellt werden. Kein einziges ist banal anekdotenhaft, kein einziges trocken belehrend, ein frischer, zum Teil humoristischer Ton geht durch alle; alle enthalten sie gutes, gesprochenes Englisch, und dabei sind sie so streng systematisch ausgewählt und angeordnet, daſs sie vom ganz Leichten allmählich zum etwas Schwereren fortschreiten, sich dem grammatischen Plan des Buches anpassen und, was man in so ausgedehnter Eigenart selten irgendwo anders findet, fast ständig eine Wiederholung der in den vorhergehenden Stücken gelernten Vokabeln und Wendungen, ja stellenweise geradezu Wiederholungen ganzer früherer Stücke bieten. Aber auch inhaltlich sind die Stoffe nicht aufs Geratewohl gewählt. Sie gehen, nach den Forderungen einer weisen Pädagogik, vom Naheliegenden, vom Bereiche des Schülers aus. Die ersten 22 Lesestücke bringen fast nur Bilder aus dem Schulleben: Beschreibung des Klassenzimmers, eine englische Unterrichtsstunde, das englische Lesebuch, eine praktische Lesestunde, eine französische Stunde, Szenen aus der Klasse, ein Stück *How to read*, in dem der Schüler auf die geschickteste Weise durch die bloſse Art der Wendungen zum sinngemäſsen Betonen gezwungen wird (ein höchst wertvolles Muster für die Lektüre der anderen Stücke, wie es wohl wenige andere Lehrbücher aufzuweisen haben), eine Erzählung von dem Marienkäfer, der Spinne und dem Wind, die in folgenden Stücken zu Diktaten und anderen Übungen Verwendung findet, eine Schreibstunde, eine Diktatstunde in Gesprächsform, ein Stück über Unsorgfältigkeit und Unordnung im Schulleben, eins über das Verbessern von Fehlern, das Zuspätkommen, den Stundenplan, die Rechenstunde und eine Szene beim Papierhändler. Trotz der Fülle all dieses aus ein und demselben Gebiet entnommenen Lesestoffes wird er nicht ein einziges Mal langweilig oder eintönig, eben weil die Darstellungsweise eine so frische und die Einzelart der Stücke höchst mannigfaltig ist. Dafür aber bietet er den ganz auſserordentlichen Vorteil, daſs er fast alle Schulausdrücke, die für einen in englischer Sprache abgehaltenen Unterricht unumgänglich notwendig sind, auf leichteste und gefällige Weise zum Eigentum des Schülers macht. Die österreichischen 'Instruktionen' verlangen ebenso wie unsere 'Lehrpläne' von vornherein Sprechübungen in der fremden Sprache. Nichts erleichtert das aber mehr, als wenn die Schulausdrücke dem Schüler bekannt sind. Von den übrigen Stücken handeln 17 über englische Sitten und ähnliches (englische Mahlzeiten, Tischgespräche, ein *Boarding-House*, Weihnachten, englische Spiele, Brief und Postbote, *Boarding-School* und Beschäftigungen englischer Schüler auſserhalb der Schule), die übrigen haben Dinge aus der Natur, wie Himmelsrichtungen, Wald, Sonnenschein und Regen, zum Thema, zwei bringen je ein Gedicht der ersten Stufe. Alles ist, wie gesagt, sehr anziehend geschrieben (von sehr verschiedenen englischen Autoren herrührend) und, was man bei einem Elementarbuch einer fremden Sprache nicht dringend genug fordern kann, sprachlich sehr einfach und leicht. Erwähnt sei noch, daſs mehrfach '*Advertisements*' zwischen die einzelnen Paragraphen eingestreut sind.

Die Grammatik, die bruchstückweise zwischen die Lesestücke verteilt ist, sucht von vornherein auf das 'gesprochene' Englisch hinzuarbeiten. So weist schon No. 5 auf die Abschwächung des Tones bei Wörtern wie *are, am, shall, you, your*, der Präposition *to* usw. hin und bringt Zusammenziehungen (in der Aussprache) wie *I am* = *aim*, *the boy is* = *dhə bɔiz*, *the boys are* = *dhə bɔizə* usw. Die Regeln selbst sind knapp und klar gehalten und sehr praktisch verteilt. Nach manchen Lesestücken ist das grammatische Pensum minimal, oder es fehlt ein solches ganz, nie ist es sehr groſs. Um eine Vorstellung von der Art der Verteilung zu geben,

seien die grammatischen Pensen der ersten Stücke angeführt: No. 1: Best. Artikel. No. 2: Einige örtl. Präpositionen, Deklin. der Substantiva, regelm. Wortstellung. No. 3: das *s* der 3. Person Präs. No. 4: Unbest. Artikel. No. 5: Persönl. Fürwörter, Geschlecht der Subst., Präsens. No. 6: Imperativ. No. 7: Pron. poss. und Adjekt. No. 8: Futurum und jetzt schon das Allerwichtigste über *can, may, must, need,* die alle schon vorher vorgekommen sind. Sehr praktisch ist dabei die kurze Zusammenstellung, die man leider nicht in allen Grammatiken findet: 'Die negative Form von *may* ("kann, ist möglich") ist *cannot,* von *may* ("darf") *must not* ("darf nicht"), von *must* ("mufs") *need not* ("mufs nicht, braucht nicht")' (S. 15). Von den folgenden Paragraphen sei nur einiges erwähnt. Schon in No. 10 findet sich *to be to* 'sollen', schon in No. 11 *to have to* 'müssen'. No. 12 bringt die ersten zehn bisher vorgekommenen unregelmäfsigen Verben zusammengestellt, die nächste Zusammenstellung in No. 19 usw. Die Konstruktion mit *to do* in Frage- und Verneinungssätzen findet sich erst in No. 13 und 14. Das ist vielleicht etwas spät. Dafür wird sie aber sehr ausführlich behandelt, da der Verfasser gerade auf dieses Kapitel, gegen das er erfahrungsgemäfs die meisten und schlimmsten Schülerfehler beobachtet hat, besonderen Nachdruck legt. Daher sind die zahlreichen, in fast jeder Nummer wiederkehrenden Übungen dazu auch ausgezeichnet; zahllose Fragen solcher Art, wie '*Where did the spider swing himself?*' sind mit Hervorhebung der richtigen Verbform zu beantworten; in positive Sätze ähnlicher Natur ist *not* einzusetzen usw. No. 19 behandelt sehr genau die verschiedenen Stellungen des Objekts. Anderer Meinung kann man sein, wenn der Verfasser ebenda (S. 44) sagt: 'in dem Satze *Minnie had put the clock on*', den er als einen Ausnahmefall regelmäfsigen Stellungen wie *The teacher puts off his coat* gegenüberstellt, 'schliefse sich das *on* wie eine Nachsilbe an *clock* an'. Der Grund ist wohl eher der, dafs auf *on* der Ton liegt. Man vergleiche die sehr gründliche Untersuchung über solche Stellungen in dem als letztes hier besprochenen Buche von Poutsma S. 274—276. Erst No. 20 bringt die Zahlwörter; das ist spät; doch kommen einige als Vokabeln schon früher vor. Erst No. 31 sagt etwas über die Pluralia *calves* usw.; das ist jedoch weiter kein Schaden, da diese meist so emsig auswendig gelernten Wörter mehr ins Lexikon gehören. Erwähnt sei aber doch noch, dafs eine viel wichtigere Sache schon in diesem ersten Elementarbuche (No. 35) zu finden ist, das englische Perfektum statt des deutschen Präsens und das Imperfektum statt des Perfektums. Verstreut ziehen sich auch schon durch das Elementarbuch Synonyma.

Die gleichfalls überall zwischen die Lesestücke eingereihten Übungen sind in englischer Sprache abgefafst und enthalten grundsätzlich keine Übersetzungssätze. Es sind, aufser den schon bei *to do* erwähnten Fragen nach dem Inhalt der Stücke, grammatische Fragen, Ausspracheübungen, Vervollständigung unvollständiger Sätze, Umwandeln von Sätzen in allerlei andere Konstruktionen, Heraussuchen von Beispielen für eine Regel, Rechenaufgaben, kleine Nacherzählungen, Umwandlungen, Beschreibungen (mit Hilfe von gegebenem Skelett) usw. usw. Auch diese Übungen verraten den vielerfahrenen Schulmann.

An das Buch schliefsen sich Wörterverzeichnisse, deren Anordnung in fortlaufenden Zeilen mir zum Erlernen unpraktisch erscheint. 18 deutsche zusammenhängende Stücke zum Übersetzen, die nach den 'Instruktionen' 'zugelassen sind, aber nicht zur Einübung bestimmter Regeln dienen können und dürfen', und ein alphabetisches englisches Wörterverzeichnis.

Dem Elementarbuche sollen in kurzer Zeit ein *English Reader,* ein *Literary Reader* und eine Schulgrammatik folgen.

An Druckfehlern sind mir nur aufgefallen: S. 3, Z. 3: stimmhaften

st. stimmhafte, S. 53, No. 24, Z. 4: *kept* st. *kep* und S. 105, Z. 13 v. u.: entweder *the floor* st. *floor* oder 'Fuſsboden' st. 'der Fuſsboden'.

Das in Holland erschienene Buch von Grasé bildet den dritten Teil eines Unterrichtswerkes, dessen beide ersten Teile: *'Oefeningen in de Engelsche Taal'* I und II 1903 und 1904 erschienen sind. Ein Blick in das Buch sagt auch dem, der die beiden ersten Teile nicht kennt, daſs es sich um das Werk eines weitgehenden Reformers handelt. Es enthält den Lehrstoff für den zweiten oder zweiten bis dritten Jahreskursus im Englischen. Auf den linken Seiten bringt es Lesestücke, auf den rechten die dazugehörigen grammatischen Regeln.

Der Lesestoff eines Buches, das den Schüler in das Verständnis des gesprochenen und geschriebenen heutigen Englisch einführen soll, muſs, nach des Verfassers Meinung, aus den modernsten Autoren genommen sein. Auſserdem soll er aber auch in des Schülers Gedankenbereich liegen, die anderen Unterrichtsgegenstände ergänzen helfen, recht interessant sein und möglichst reale Dinge behandeln. In bezug auf den letzteren Punkt muſs man dem Verfasser insofern recht geben, als Lesestücke, die sich mit Realien befassen, sich zu Sprechübungen viel anregender und weiter ausgestalten lassen als z. B. historische Stücke oder Erzählungen. Die hier gewählten Texte sind so eigenartig, daſs etwas ausführlicher davon gesprochen werden muſs. Das erste, *Sounds and Symbols* (2 S.) behandelt Artikulationserscheinungen und dient damit zugleich als Einleitung. Das zweite, *Kent's Cavern and the Ancient Cave-men* (8 S.) gibt an einem der geologisch merkwürdigsten Beispiele der Erde eine für den reiferen Schüler durchaus verständliche und sehr interessant geschriebene Einführung in das Studium der Geologie und in die Frage nach dem bisher nachweisbaren Alter des Menschen. Das dritte Stück enthält eine ebenfalls sehr interessante *Story of our Alphabet* (8 S.). Das vierte, *A Tiff in Suburbia* (2 S.), bringt eine etwas banal gehaltene Ehezwistszene; abgesehen von ein paar schönen stilistischen Wendungen, die sich darin finden, könnte man dieses Stück, freilich als einziges des Buches, gern missen. Dafür entschädigt das fünfte wieder durch eine sehr lesenswerte Beschreibung des groſsen Ozeandampfers *The Baltic* (4 S.). Das sechste, *Great-Britain* (6 S.), gibt eine sehr gute und äuſserst inhaltreiche Schilderung Groſsbritanniens, nicht nur in bezug auf politische, geographische und klimatische Verhältnisse, sondern auch auf Handel und auf Entwickelung, Ausbreitung und Eigenart der englischen Sprache usw. Das siebente, *What our Body is made of* (4 S.), und das achte, *Air and Food* (6 S.), behandeln, ebenfalls in sehr anregender Form, chemische Fragen, die das tägliche Leben berühren und von allgemeinem Nutzen sind. Das neunte, *A Trick* (3 S.), ist eine Darstellung dreier 'Kniffe': wie die alten ägyptischen Priester dem gläubigen Volke weiszumachen wuſsten, daſs sich die Tür des Gottes Apis von selbst öffnete und schloſs; die Einrichtung des ersten in einem ägyptischen Grabe gefundenen Automaten und die Ausführung eines Zauberkunststückes. Das zehnte Stück bringt eine Schilderung Deutschlands (4 S.) und das letzte eine Erklärung des *Baseball*-Spiels (4 S.). Wir können dem Lehrbuch einer Sprache nur dankbar sein, wenn es auch zur Bereicherung anderer Wissenszweige als der mit der Sprache notwendig zusammenhängenden beiträgt und, wie die Belehrung über die Lebensmittel, vor allem aber der Abschnitt aus der für die Grundlage einer späteren Weltanschauung so hochwichtigen und auf der Schule oft so arg vernachlässigten Geologie, mithilft, den Gesichtskreis des Schülers nach allen möglichen Richtungen hin zu erweitern. Zwischen die Stücke sind eine Menge Rätsel eingestreut, die zum Teil für Schüler ziemlich schwer verständlich und, indem sie das Schicksal der meisten Rätsel teilen, wenig geistreich sind; Wert können sie lediglich dadurch haben, daſs es

fast sämtlich Spiele mit mehr oder minder wirklichen Homonymen sind. Zur Charakterisierung der Rätsel sei ein Beispiel angeführt: *What is the difference between the Kaiser and a ragged, shoeless beggar? — One issues his manifestoes; the other manifests his toes without his shoes* (S. 94). Zwischen all diesen Texten, die sprachlich nicht gerade leicht sind, befinden sich 31 dazugehörige Abbildungen der verschiedensten Art, wie die Teile des Mundes, alte geologische und prähistorische Funde, Hieroglyphen, Durchschnitt durch einen Dampfer, Lebensmitteltabellen usw., *'because things seen are mightier than things heard'*, wie der Verfasser mit Tennyson sagt.

Die grammatischen Dinge sind, wie überhaupt das ganze Buch, durchgängig in englischer Sprache abgefaſst, da der Verfasser, der schon im ersten Jahreskursus fast alles nur englisch behandelt haben will, für diese vorgeschrittenere Stufe natürlich erst recht die Vermeidung der Muttersprache verlangen muſs. Er will sich aber darum nicht, wie er selbst in der Einleitung sagt, zum Sklaven der Regel machen, indem er jegliches Verwenden der Muttersprache als ein Übel ansieht: *'Many ways lead to the common goal.'* Es ist jedoch selbstverständlich Sache des Lehrers und nicht des Lehrbuches, wo und wann man einmal praktisch vom Gebrauch der Fremdsprache abweichen muſs, wie ja überhaupt jedes Lehrbuch, und sei es noch so gut, erst dann anfängt, von wahrem Nutzen zu sein, wenn der Lehrer aufhört, von ihm abzuhängen. Die Sprache, die das Buch lehren will, ist, wie die Einleitung sagt, nicht die Literatursprache, sondern die gesprochene und geschriebene Sprache des täglichen Lebens. Nicht Übersetzungsgymnastik, sondern die Kunst des freieren mündlichen wie schriftlichen Ausdrucks soll geübt werden; die Grammatik selbst ist daher aufs notwendigste zu beschränken; Übersetzungen aus dem Englischen in die Muttersprache (das Holländische) haben nur gelegentlich, aus der Muttersprache ins Englische nur selten stattzufinden. Da das Buch für Fortgeschrittenere bestimmt ist, so bleiben die allerelementarsten Dinge unberührt. Auch ist es, nach des Verfassers Meinung, zwecklos, sich mit solchen Dingen aufzuhalten, wie daſs *news* früher Plural war — jetzt ist es eben Singular! —, oder gar mit solch gesuchten Unterschieden wie zwischen *peas* und *pease*. Dagegen ist der Wortbildungslehre mit 'lebenden' Präfixen und Suffixen ein eingehenderer Abschnitt gewidmet.

Natürlich sind auch in diesem Buche, wie es schon die Anordnung mit den neben dem Lesestoff stehenden Regeln mit sich bringt, diese nicht in planmäſsigem Zusammenhange behandelt. So wird, um nur ein Beispiel aus dem Anfang herauszugreifen, jetzt etwas über die Pronomina relativa und die Interpunktion, dann über die Pronomina demonstrativa, dann wieder über *can* und *may* und den Acc. cum inf. gelehrt. Sämtliche Beispiele zu den Regeln sind aus den Lesestücken oder dem grammatischen Teile selbst entnommen. Der Verfasser zitiert z. B. auf S. 25 als Beispiel für die Wortstellung einen auf S. 15 als Regel gegebenen Satz: *'Must' is hardlg ever used in the Past Tense.* Ein derartiges Verfahren ebnet den Weg dazu, auch in den in der Fremdsprache gegebenen Abhandlungen über grammatische Dinge neuen Lese- und Übungsstoff selbst zu sehen, und wenn wir uns erst daran gewöhnt haben, so dürften wir hoffen, daſs die Zeit, wo wir allgemein auch die grammatischen Regeln in der Fremdsprache behandeln, nicht mehr in allzu ferner Zukunft liegt. Wenn auch der Verfasser, der Natur seines Buches entsprechend, sich nicht in gelehrte Auseinandersetzungen über früher übliche oder seltene Erscheinungen einläſst, so verschmäht er es doch nicht, an passender Stelle die französische, deutsche und holländische Sprache zum Vergleich heranzuziehen. Einen solchen Vergleich vermisse ich, nach deutschem Empfinden, auf S. 27, wo er über das *Past* und *Present Perfect* handelt

Ein Beispiel wie *it was the woolly specimens that lived there* bedürfte eines Hinweises auf das deutsche 'Die wolligen Arten haben dort gelebt' genau so gut, wie bei *I have been waiting for you so long* auf das deutsche und französische Präsens in solchen Sätzen hingewiesen wird.

Eine sehr praktische Einrichtung des Buches ist, dafs schwieriger zu betonende Wörter sowohl in den Lesestücken als auch in dem grammatischen Teile stets mit Betonungsangaben versehen sind, und zwar, um unenglische Akzente zu vermeiden, auf die sehr einfache Weise, dafs der betonte Vokal, wenn er lang ist, allein, wenn er kurz ist, mit dem folgenden Konsonanten fett gedruckt ist.

Im einzelnen sei auf folgende besonders vorteilhafte Fassungen von Regeln hingewiesen: S. 3 die Unterscheidung der Aussprache von *th* am Ende eines Wortes + *s* bei vorhergehendem langem oder kurzem Vokal, S. 33 die besondere Hervorhebung der in der Sprache des täglichen Lebens fast ausschliefslich gebrauchten Pronomina relativa *who* und *that*, S. 45 die Erklärung des *shall* in *shall you come?* als hindeutend auf die Antwort *I shall come*, ebenda die Vergleichung des Präsens *I forget* ('ich habe vergessen') mit *I do not remember*, S. 55 die mannigfaltigen Verwendungen von *to have* mit Infinitiv und Partizipium usw.

Von kleinen Versehen sind mir aufgefallen: auf S. 5 fehlt bei der Regel über die Verwandlung von *y* in *i* ein Hinweis auf die Komparation, für die auch ein Beispiel gegeben wird (wohl ein Druckfehler). *Must* (S. 15) als Ausdruck eines Befehls (*command*) anzugeben, ist nicht zutreffend. In dem den Passivkonstruktionen gewidmeten Abschnitt (S. 37—39) ist einiges nicht ganz klar. Es wird die Regel über die doppelte Passivkonstruktion bei Verben mit Dativ- und Akkusativobjekt gegeben, es fehlen aber Beispiele dazu. Allerdings finden sich in den *Oefeningen* II, S. 121 Beispiele dafür, doch wären hier, des Zusammenhanges wegen, wohl auch einige am Platze gewesen, zumal der Verfasser eine Menge Beispiele für die Aktivkonstruktion und mehrere für die Ausnahme gibt, wo im Passiv nur eine Konstruktion möglich ist. Wenn er ferner dabei sagt: *'Though most active sentences, containing a "direct object" and an "indirect" or a "prepositional object", allow of two passive constructions, only one is possible: .... b. "with the direct object" for subject, when the verb governs two accusatives'*, und dazu vorher unter b als Beispiel gibt *'William III was crowned King of England'* und *'He had been proclaimed Pharaoh'*, so liegt darin ein Widerspruch, da man doch *King* und *Pharaoh* kein 'indirektes' oder 'präpositionales Objekt' nennen kann. Ein Versehen ist es ferner, wenn der Verfasser als Beispiel für *'Adjectives used as Nouns'* (S. 39) das Beispiel gibt: *Two classes of rocks: the stratified and the unstratified*, wo doch *stratified* und *unstratified* zweifellos Adjektive geblieben sind, wie er ja auch selbst auf S. 31 zugibt, wo er dasselbe Beispiel für die Regel anführt, dafs zwei 'Adjektive', hinter denen ein Substantiv zu ergänzen ist, kein *one* bekommen, wenn sie Gegensätze ausdrücken. Nicht ganz zutreffend gefafst ist endlich die Regel über das Pronomen interrogativum *what* (S. 49): *'What', used adjectively, inquires after the 'kind' of person or thing. 'What', used substantively, inquires in a 'general' way*; auch das adjektivische *what* kann doch ganz 'allgemein' (*in a general way*) fragen, und der Verfasser gibt gleich darauf als Gegensatz zu dem allgemein fragenden *what* die zutreffende Regel für *which*: *'Which', substantively and adjectively asks for an individual out of a group of persons or things.*

Dem Buche ist angefügt ein *Vocabulary*, d. h. ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis einiger seltenerer, im Text begegnender und daselbst durch einen Punkt hervorgehobener Wörter, die jedoch nicht in die Muttersprache übersetzt, sondern durch eine englische Erklärung umschrieben werden. Es soll das, wie die Einleitung sagt, der Versuch zu einem

English-English dictionary for slightly advanced pupils sein. Daſs so etwas sehr nützlich sein kann, wird keiner bestreiten, und jeder Lehrer der neueren Sprachen wird schon mehr oder minder häufig Vokabeln in dieser Weise abgefragt haben. Ob man aber, wie der Verfasser sich das denkt, bei so vokabelreichen Lesestücken ein ausführliches, in die Muttersprache übersetzendes Wörterverzeichnis ganz wird entbehren können, ob der Unterricht in der Klasse, bei noch so genauer Durchnahme der Stücke, imstande ist, all diese Wörter mit ihrer Aussprache auch dem unbegabteren Schüler sicher einzuprägen, das ist doch noch die Frage. Wieviel Schulen haben derartig begabte Schüler? Und wir möchten doch nicht, daſs die Fortschritte und Errungenschaften moderner Methodik nur dem begabten Schüler zugute kommen; im Gegenteil, dem unbegabteren wären sie noch nötiger, da der begabte Schüler auch neben der grammatischen Methode meist noch Zeit genug für allerlei Sprechübungen übrigbehalten wird. In dem Wörterverzeichnis fehlt die Erklärung des Wortes *Syllabus*, das auf S. 74 mit einem auf das Wörterverzeichnis hinweisenden Sternchen versehen ist. Endlich sind dem Buche als Anhang noch zwei Heftchen mitgegeben: eine *concise grammar*, eine kurze systematische Zusammenstellung aller vorgekommenen Regeln ohne Beispiele, worin die rechten Seiten stets freigelassen sind zum Nachtragen und Vervollständigen (40 S. Text), und ein Heftchen (15 S.) *Exercises*. Den kleinsten Teil dieser Übungen, etwa ein Viertel, nehmen holländische Sätze zum Übersetzen ins Englische ein; sonst sind es Aufgaben, englische Sätze mit fehlenden Wörtern zu vervollständigen, angegebene Wörter an die richtige Stelle zu setzen, grammatische Fragen zu beantworten, Regeln an Beispielen zu erklären, Aktiv in Passiv zu verwandeln und umgekehrt, einen angegebenen Infinitiv im richtigen Tempus einzusetzen, Sätze mit *that* in die Konstruktion des acc. cum inf. umzugestalten, Sätze mit angegebenen Wörtern zu bilden, oder es sind freiere Aufgaben, wie Rechenexempel, mathematische Aufgaben, Briefe und kleine Aufsätze, zu denen meist einige Wendungen gegeben werden.

An Druckfehlern sind mir aufgefallen: S. XIII, Z. 5: 13 st. 13, 15; S. 9, Z. 27: *noun-clause* st. *noun. clause*; S. 24, Z. 23: *is* st. *as*; S. 25, Z. 1: *Word-order* st. *Words-order*; S. 36, Z. 12: Punkt vor *owing* weg; S. 38, Z. 27: *if* st. *of*; S. 48, Z. 3: *promenade* st. *promanade*; S. 51, Z. 26: *form* st. *from*; S. 62, Z. 13: *and* st. *ands*; S. 84, Z. 7: *a* st. *at* und Komma weg; S. 92, Z. 23: *out* st. *our*.

Das Lehrbuch von Poutsma, das gleichfalls in Holland erschienen ist, kann nicht gut in die angegebene Reihenfolge eingeordnet werden, da es kein Schulbuch, sondern eine wissenschaftliche Grammatik ist. Man müſste es denn insofern als der neueren Richtung angehörig betrachten, als es ganz und gar in englischer Sprache abgefaſst ist.

Der Titel sagt, daſs wir es mit einem Buche zu tun haben, das die Erscheinungen des modernsten Englisch festzustellen sucht. Der Verfasser versteht darunter das Englisch ungefähr der letzten 200 Jahre. Aus den Autoren dieser Zeit oder der Zeit kurz vorher sind die Beispiele genommen. Da es aber natürlich bei einer wissenschaftlichen Grammatik nicht ganz ohne Vergleiche, ohne Hinweisungen auf die historische Entwickelung abgehen kann, so sind oft, wo es nötig war, auch Beispiele aus dem *Early modern English*, aus Shakespeare und manchmal auch aus dem Mittel- und Altenglischen herangezogen.

Von vornherein gleich sei bemerkt, daſs es sich hier um ein hervorragendes, hochinteressantes Werk handelt, das Resultat einer über viele Jahre ausgedehnten emsigen Forschung, eine Arbeit voller Feinheiten und Eigenheiten hinsichtlich der einzelnen Auffassung sowie der Zusammenstellung und Anordnung des Ganzen.

Die Einteilung weicht von der üblichen beträchtlich ab. Zunächst hat der Verfasser Ableitungs- und Wortbildungslehre sowie Phonetik aus seinem Programm ausgeschlossen. Formenlehre und Syntax getrennt zu behandeln, hätte zu dem Charakter und Plan des Buches nicht gepafst. Der Verfasser hat daher eine andere Einteilung gewählt. Das grofs angelegte Werk soll aus zwei Hauptteilen bestehen, von denen der erste über den 'Satz', der zweite über die 'Redeteile' handeln soll. Der erste Teil wieder setzt sich aus zwei Unterabteilungen zusammen: 1) Die Elemente des Satzes, 2) Der zusammengesetzte Satz. Der vorliegende, 348 Seiten starke Band ziemlich grofsen Formates enthält diese erste Unterabteilung: 'Die Elemente des Satzes'. Die zweite Unterabteilung soll im Anfang des Jahres 1905 erscheinen. Der Verfasser hat einige neue grammatische Termini eingeführt, die zum Teil schon von anderen vorgeschlagen, zum Teil ganz neu gebildet, alle durchaus einfach und verständlich sind und sich daher sicher praktisch bewähren werden. So fafst er Nomen und Adjektivum als *nominal*, alle näheren Bestimmungen eines solchen *nominal* als *adnominal adjuncts* und die Begriffe des *compound sentence* und *complex sentence* unter *composite sentence* zusammen. Ferner führt er für das unbestimmte *'it'* als Subjekt und Objekt die Bezeichnung *sham-subject* und *sham-object* ein.

Es ist selbstverständlich, dafs das Buch alles Wichtige, was im eigenen Lande oder in anderen Ländern über englische Grammatik geschrieben worden ist, berücksichtigt und überall, wo es nötig ist, darauf verweist. Seine Hauptvorzüge aber bestehen in seinem Reichtum an idiomatischen Wendungen, in der Unmenge der mit rastlosem Fleifs zusammengetragenen, aufs sorgfältigste ausgewählten und stets mit der Quellenangabe versehenen Beispiele und in der streng zeitlichen Anordnung wechselnder Ausdrucksweisen (man vergleiche z. B. hinsichtlich des letzten Punktes den § 70 über die Umschreibung mit *'to do'*). Das Buch ist, wie schon gesagt, vollständig in englischer Sprache abgefafst; wo es nötig war, ist aber natürlich die entsprechende holländische Ausdrucksweise, hier und da, wo sie nicht mit der holländischen übereinstimmt, auch die deutsche mit der englischen verglichen worden.

Das I. Kapitel des Werkes handelt über das Prädikat. Über die Bezeichnung 'Prädikat' und 'Prädikatsnomen' (das hier *nominal part of the predicate* genannt wird) läfst sich bekanntlich streiten, insofern man unter Prädikat bald nach der alten Weise das Verbum oder eine sogenannte 'Kopula' mit 'Prädikatsnomen' versteht, bald nur das reine Verbum, wobei man dann das sogenannte 'Prädikatsnomen' als eine Ergänzung im Nominativ ansieht, oder aber mit 'Prädikat' alles das bezeichnet, was von dem Gegebenen, dem Bekannten als neu und wissenswert ausgesagt werden soll, wobei jede beliebige Wortart 'Prädikat' sein kann. Die alte Bezeichnung, die auch unser Autor beibehalten hat, indem er zwei Arten eines Prädikates, das *verbal predicate* und das *nominal predicate* (d. h. *copula* + *nominal or a wordgroup doing duty as a nominal*) unterscheidet, hat ihre Schwierigkeiten, für die auch dieses gerade in seiner Einteilung und Anordnung mit peinlichster Sorgfalt ausgearbeitete Buch noch Belege genug gibt. Warum sollten z. B. die Sätze *my bed is close to the wall* und *my bed stands close to the wall* (S. 2) in ihrer Natur so verschieden sein, dafs man im ersten *is* als 'Kopula' und daher *is close to the wall* als Prädikat ansieht, in dem zweiten als Prädikat nur das selbständige Verbum *stands* betrachtet? Die Verben *to seem* und *to appear* befinden sich nicht unter den 'Kopulas', da ein Satz wie *he seems happy* nach des Verfassers Deutung eine Abkürzung für den Satz *he seems to be happy* und dieser wieder eine solche für *it seems that he is happy* ist, was er durch Vergleiche beweist. Da über das *verbal predicate* nichts weiter zu sagen ist, handeln die ersten 17 Seiten nur von den 'Kopulas'. Der Verfasser unterscheidet

drei Arten: solche, die ein Sein, solche, die ein Bleiben, und solche, die ein Werden ausdrücken. Der interessanteste und mit zahllosen Beispielen belegte Teil ist der, in dem er die Verben zusammenstellt, deren Bedeutung allmählich so zusammengeschrumpft ist, dafs sie zur 'Kopula' herabgesunken sind. Er belegt nicht weniger als für die erste Art 14 (wie *I stand astonished at my own moderation*, S. 7), für die zweite Art 10 (wie *The weather held phenomenally silent*, S. 10), für die dritte Art 11 Verben (wie *At last he waxed utterly mad*, S. 16). Bei vielen dieser Verben geht er auch der mutmafslichen Entstehungsgeschichte dieser 'Kopulas' nach. Abgesehen von dem aufserordentlichen Wert einer so gründlichen Zusammenstellung von Verben, die ohne jeden Zweifel zusammengehören, bei denen man nur über die Benennung verschiedener Meinung sein könnte, drängen sich auch hier wieder die Schwierigkeiten hinsichtlich des Begriffes 'Kopula' auf. Warum soll z. B. *to look* in *Why looks your grace so pale*, woneben es eine Ausdrucksweise mit *to be* gibt, wie in *Young Pen looked to be a lad of much more consequence*, 'Kopula' sein, während *to seem* in *he seems happy* wegen eines daneben bestehenden *he seems to be happy* dasselbe abgestritten wurde?

Der zweite, besonders interessante und gleichfalls ausführlich belegte Teil dieses Kapitels betitelt sich *Complex Predicates*. Der Verfasser behandelt darin auf nicht weniger als 74 Seiten die 'Hilfszeitwörter'. Er teilt sie in sechs Gruppen: 1) solche, die ausdrücken, *that a statement is considered matter of certainty or uncertainty* (*to be, can, may, must, shall, will*), 2) *that a substance is acted upon by a certain power* (*to be, to have, must, need, ought, shall, will*), 3) *that an action or state is habitual or recurrent* (*can, to use, will*), 4) *that it is possible for a person to do a certain action, or to be, remain or get in(to) a certain state* (*can, may, must*), 5) *to dare*, 6) *to do*. Diese Einteilung ist höchst glücklich gewählt und trotz des grofsen Reichtums sehr übersichtlich. Von feinen Beobachtungen, die sich darin finden, sei nur hervorgehoben die Erklärung eines *shall*, das schon Gegenstand manches Streites gewesen ist und zu den verschiedensten Deutungen Anlafs gegeben hat, in Sätzen wie *There is not a girl in town but let her have her will in going to a mask, and she 'shall' dress like a shepherdess* (S. 47). Der Verfasser weist auf Grund einer Reihe von Beispielen nach, dafs wir es hier einfach mit dem *shall* zu tun haben, das nach Ausdrücken des 'Versprechens' gebraucht wird, wobei, ebenso wie bei dem holländischen *beloven*, das *to promise* häufig den Sinn von *to assure* annimmt. Höchst ansprechend ist es auch, wie der Verfasser die beiden Begriffe der 'Fähigkeit' und 'Möglichkeit', die so oft, namentlich in Schulgrammatiken fast als gegensätzlich hingestellt werden, gemeinsam unter der vierten Gruppe behandelt, wie er an einer Unzahl von Beispielen zeigt, dafs die beiden verwandten Begriffe häufig unentzifferbar ineinander übergehen und miteinander verwechselt werden, und wie er dann die schwer zu findende Grenze zwischen beiden wenigstens einigermafsen festzulegen sucht. Auf eine kleine Ungenauigkeit in der Ausdrucksweise sei aufmerksam gemacht. Der Verfasser sagt auf S. 79: *Nor is either of the auxiliaries 'to have' or 'to be' ever used with 'to do'*, während er S. 87 natürlich das bekannte *don't be afraid* etc. nicht vergessen hat.

Das II. Kapitel handelt über das Subjekt. Hier erfahren wir zunächst etwas über das *sham-subject*, d. h. über die sogenannten 'unpersönlichen Verben', dann etwas über das *anticipatory subject*, d. h. das auf etwas Folgendes hinweisende subjektive *it*, sowie die Fälle, wo es fehlt, dann finden wir in einem Abschnitt, der sich besonders viel mit der historischen Entwickelung der heutigen Ausdrucksweise beschäftigt, eine sehr interessante und eingehend belegte Zusammenstellung der Verben, die neben ihrer eigentümlichen Konstruktion sich eine solche herausgebildet haben, wo Objekt und Subjekt miteinander vertauscht worden sind, wie

it grieves me und *I grieve at the thought* (S. 109), *it seemed to him* und *he seemed* (S. 121), und endlich erhalten wir im Anschlufs daran eine sehr eingehende Erklärung und Entstehungsgeschichte der Ausdrücke *I had rather, sooner, liefer, liever, better, best* usw.

Das III. Kapitel hat das Objekt zum Thema. Wenn der Verfasser hier zwischen *direct or 'passive' object* und *indirect object* unterscheidet, so scheint mir der Ausdruck *'passive'* gerade fürs Englische nicht passend gewählt, weil auch das indirekte Objekt im Englischen Subjekt des Passivums werden kann. Der Abschnitt über das 'präpositionslose Objekt' belehrt uns über das *redundant object*, d. h. das, was man auch sonst 'Dativus ethicus' nennt, wie: *As I was smoking a musty room, comes me the prince and Claudio, hand in hand, in sad conference* (S. 131, aus Shakespeare), über die Konstruktion der im Holländischen mit präpositionslosem Objekt verbundenen Adverbien und Adjektiva *enough, sufficient, easy, difficult, possible, impossible* und verwandte und gibt uns eine sehr interessante, eingehend belegte Zusammenstellung der Konstruktionen von *worth, worthy, proof, bysy, like, unlike, alongside, astride, inside, outside, near* und *opposite*. Darauf folgt ein Abschnitt über das *sham-object*, d. h. das unübersetzbare objektivische *it* in Ausdrücken wie *to lord it*. Hier wäre eine Begründung angebracht gewesen, warum der Verfasser in Sätzen wie *One day, as ill-luck would have it, the game became more exciting than usual* und *He will have it that all virtues and accomplishments met in his hero* und ähnlichen (S. 148) das *it* als *indefinite, not anticipating*, also ebenso wie in *give it him with the left* (S. 148) aufgefafst haben will. Über das zweite Beispiel sagt er nur: *In these quotations there is an ellipsis of an antecedent 'so', and the clause introduced by 'that' is, therefore, adverbial*. Es könnte doch aber auch naheliegen, in dem *it* einfach einen Hinweis auf die Sätze *the game became* ... und *that all virtues* ... zu sehen, wie doch auch in dem deutschen 'ich will es haben, dafs du das tust' das 'es' auf den folgenden dafs-Satz hinweist, genau so gut wie in 'Ich habe es versprochen, morgen zu kommen'. Der nächste Abschnitt behandelt das *anticipatory object it*, der folgende *the indirect object*. Hier erhalten wir eine 'vollständige' Liste der Verben (139 an der Zahl), die einen präpositionslosen Dativ neben einem Akkusativ haben können, und eine Liste von 76 Verben, die stets einen Dativ mit *to* haben müssen, sämtlich mit Beispielen belegt.

Kapitel IV bespricht die *attributive adnominal adjuncts*, und zwar zunächst die 'Apposition'. Der Verfasser sucht den etwas unklaren und sehr allgemeinen Begriff 'Apposition' näher und schärfer zu begrenzen; er erkennt nur drei Arten von Appositionen an: 1) solche, die nur eine andere Benennung des Beziehungswortes enthalten, wie *Joan of Arc, the Maid of Orleans*, 2) solche, die zu einem Quantitätsbegriff den Gegenstand angeben, wie *a dozen shirts*, 3) solche, die einen Gattungsbegriff spezialisieren, wie *the river Rhine*. Dagegen spielt nach seiner Meinung in *king Alfred* das *king* nur die Rolle eines Adjektivs und ist in *Edward VII, king of England* das *king of England* als unvollständiger Satz anzusehen. Sobald aber in der letzten Art das zweite Nomen derart eng bestimmt ist, dafs es mit dem ersten fast gleichbedeutend ist, wie in *Edward VII, the present king of England*, dann, meint der Verfasser, könnte man es ebensogut als Apposition betrachten. Von dem vielen, das auf den 15 Seiten über die drei Arten der Apposition zu finden ist, sei nur, als ein Beispiel, wie fein und vorsichtig alles bedacht ist, auf die Erklärung solcher Ausdrücke wie *10000 foot* (S. 199) hingewiesen. Der Verfasser möchte sie, ebenso wie *10000 infantry, cavalry, horse, rank and file, regular troops* etc., am liebsten durch die Ellipse eines *men* erklären, zu dem dann *infantry* usw. eine Apposition oder eine Art unvollständigen Satzes wäre. Freilich läfst er noch andere Erklärungen als möglich erscheinen,

weist aber die rein äufserliche, in *foot* und *horse* einen unveränderten Plural zu sehen, entschieden ab. Jedenfalls werden durch seine Erklärung auch solche Ausdrücke wie *200 wounded, 200 sick* sofort klar.

Das V. Kapitel, das über die *adverbial adjuncts* handelt, bringt zunächst Beispiele für alte adverbiale Genitive, wie *go thy ways, now-a-days* usw., und im Anschlufs daran eine sehr ausführliche und eingehend belegte Zusammenstellung der Konstruktionsarten englischer Zeitbestimmungen im allgemeinen. Es sei nur ein Beispiel angeführt, das wiederum eine Eigenart dieses Buches belegt. Überall ist der Verfasser, ohne es besonders zu sagen, bemüht, die Lebendigkeit und damit die Schwierigkeit der englischen Sprache möglichst deutlich hervortreten zu lassen, zu zeigen, wie so sehr oft für denselben Gedanken die verschiedensten Ausdrucksweisen möglich sind, die Ausdrücke ineinander übergehen und die noch lebensfrische Sprache jeder scharfen Regel spottet und übermütig darüber hinweghüpft. Er tut das besonders durch Anführen solcher Beispiele, wo ein und derselbe Autor in ein und demselben Satze genau dasselbe auf zwei verschiedene Weisen ausdrückt, Beispiele, die der Verfasser mit grofser Sorgfalt überall zusammengesucht hat. So zitiert er hier aus David Copperfield: *There are two parlours: the parlour in which we sit 'of an evening', my mother and I and Peggotty, and the best parlour where we sit 'on a Sunday'.*

Kapitel VI handelt über die *predicative adnominal adjuncts*, worunter er prädikative Bestimmungen zu anderen Verben als den sogenannten 'Kopulas' versteht.

Kapitel VII gibt eine allgemeine Einteilung der Sätze.

Kapitel VIII bespricht die Wortstellung, und zwar zunächst die Stellung des Subjekts. Nicht weniger als 36 Beispiele gibt der Verfasser für die Inversion (oder Nichtinversion) nach negativen Adverbien oder Konjunktionen wie *hardly, little, never* usw. Nach einigen Beispielen anderer Fälle, wo ein Adverbium im Anfang eines Satzes Inversion des Subjekts bewirkt, berichtet der Abschnitt *Inversion caused by front-position of the object* hauptsächlich über die Inversion oder Nichtinversion in Sätzen, die in eine direkte Rede eingeschoben sind, wobei nach der Art des Subjekts, des Verbums und der Erweiterungen sehr klar verschiedene Fälle eingeteilt werden. Ebenso klar werden die Fälle der Inversion nach voraufgehendem 'Prädikatsnomen' dadurch gemacht, dafs genau nach der Betonung des Verbums unterschieden wird, wie z. B. *Blessed are* t h e *poor* i n s p i r i t (S. 260) und *The more virtuous a man* i s, *the happier he* i s (S. 262). Nach allerlei anderen interessanten Dingen handelt der nächste gröfsere Abschnitt von den Satzteilen, die zwischen Subjekt und Prädikat, und ein folgender von denen, die zwischen den Teilen eines zusammengesetzten Prädikats stehen. Sehr lehrreich ist ferner der Abschnitt über die Stellung des Objekts, wo aus der Anordnung und Besprechung der zahlreichen Beispiele deutlich hervorgeht, dafs die Stellung des Objekts sich nicht streng nach der in manchen Schulgrammatiken sogar als unumstöfslichen Regel: 'Verbum — Objekt — andere Satzteile' richtet, sondern nach zwei ganz anderen Gesichtspunkten, erstens der mehr oder minder engen Zugehörigkeit eines Satzteiles zum Verbum, die den betreffenden Satzteil dem Verbum näherbringt, und zweitens der Stärke der Betonung, die ihn möglichst vom Verbum trennt. Auch bei der Stellung des Objekts im Anfang des Satzes begnügt sich der Verfasser nicht mit der herkömmlichen und falschen Erklärung, das Objekt stehe im Anfang des Satzes, wenn es besonders betont ist, sondern er unterscheidet zwei Fälle: solche, wo das vorangestellte Objekt die Person oder die Sache bezeichnet, an die der Sprechende vor allem anderen denkt, wie in *silver and gold have I none* (wo das 'Betonte' natürlich gerade *none* ist), und solche, wo die Voranstellung einen bequemen Anschlufs an Vorhergehendes be-

werkstelligt, wie *His passions and prejudices had led him into a great error. That error he determined to recant* (S. 278). Aus dem langen Abschnitt über die Stellung der adverbialen Bestimmungen sei nur noch auf die ausführliche und reich belegte Liste der Stellungen der Adverbien *so, thus, though, else, besides, however* usw. hingewiesen. Dann folgen Abschnitte über die Stellung des Attributs, besonders des Adjektivs, des Possessivpronomens, des Zahlwortes (hier finden wir, um noch ein Beispiel von der Fülle der Belege zu geben, allein für *both* in seinen verschiedenen Stellungen nicht weniger als 42 Zitate), des Infinitivs, des Partizips und anderes mehr.

Hoffentlich erscheint, wenn die verdienstvolle Arbeit beendet ist, ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis dazu, damit sie zu der Freude, die sie jedem Leser bereiten wird, auch noch den Nutzen eines praktischen Nachschlagewerkes bringt. Wegen der eigenartigen Einteilung des Buches müfste dann allerdings dieses Inhaltsverzeichnis sehr eingehend sein, selbst z. B. solche Wendungen wie *to look one in the face* und *to look in one's face* (S. 144) enthalten, da sonst mancher eine reiche Schatzgrube besäfse, ohne zu wissen, wo er die Schätze im Augenblick suchen soll.

Fritz Strohmeyer.

E. Herzog, Streitfragen der romanischen Philologie. Erstes Bändchen: Die Lautgesetzfrage. Zur französischen Lautgeschichte. Halle, Niemeyer, 1904. 122 S.

Es geht ein frischer, origineller Zug durch das Büchlein von Herzog, das viel mehr enthält, als sein Umfang erraten läfst. Die ersten 80 Seiten bringen eine Abhandlung über die Lautgesetzfrage in neuer Beleuchtung. Der Verfasser stellt als einheitliches Prinzip des Lautwandels die Geschlechterablösung auf. Dieser in den Paragraphen 40 ff. ausgesprochene Gedanke ist der Kern der Arbeit. In den vorhergehenden Abschnitten werden die früheren Lösungen des Problems kritisiert und abgelehnt, um dem neuen Vorschlag Platz zu machen. Dabei hat der Verfasser Gelegenheit, die Lautgesetzfrage nach allen Seiten zu drehen, mit Beispielen zu belegen, die keck aus allen romanischen und aus vielen anderen Sprachen gezogen sind, und so entwirft er ein glänzendes, geistvolles Plaidoyer, welchem man trotz der Gedrängtheit der Erklärungen mit Spannung folgt. Der philosophische Zug, der durch alle Wissenschaften geht, scheint auch unseren Prinzipienfragen zugute kommen zu wollen: in letzter Zeit mehren sich allgemeine Abhandlungen. Die Rousselotsche Schulung hat die jüngeren Philologen daran gewöhnt, mit den kleinsten Unterschieden der Lautartikulation zu rechnen. Die Dialektologie hat zur besseren Erfassung sprachlicher Vorgänge durch ihr reiches, kontrollierbares Material besonders viel beigetragen. Herzogs Ansichten sind aus dem gegenwärtigen Stande der Forschung hervorgegangen. Wenn trotzdem seine Hauptthese nicht annehmbar erscheint, so liegt dies weniger am Autor als an der Undurchdringlichkeit der Sache. Unsere Erfahrung ist noch zu sehr theoretisch. Wir verfolgen gewissermafsen den Lauf der Dinge von Stunde zu Stunde, aber noch nicht von Minute zu Minute oder von Sekunde zu Sekunde.

Sehen wir uns gleich das Ablösungsprinzip näher an. Nach Herzog verändert sich der Laut, den wir in der Jugend erlernt haben, infolge des Wachstums unserer Organe. Diese wachsen 'schwerlich alle in genauer Proportion zu einander, so dafs zu der Gröfsenveränderung noch Veränderung der gegenseitigen Lage kommt, die Knochen werden härter, die Stimme mutiert, etc.' (p. 56). So hören die Kinder von erwachsenen Menschen nicht ganz denselben Laut, den die ältere Generation in ihrer Jugend gesprochen hat; mit dem Älterwerden der zweiten Generation

wiederholt sich das Spiel, und so kommt ein kontinuierlicher Wandel zustande. Herzog verhehlt sich nicht, daſs die Menschen sich nicht alle dreiſsig Jahre, sondern beständig ablösen, so daſs in Wirklichkeit eine ganz unregelmäſsige Geschlechterfolge eintritt; die Spracherlernung erfolgt nicht immer von den Eltern zu den Kindern u. s. f. Aber das scheint mir für Annahme seiner Theorie kein groſser Übelstand zu sein, denn tatsächlich tun sich die Leute nach Generationen zusammen, und man kann die Zwischenglieder auf die Älteren oder Jüngeren verteilen. Aber das Ablösungsprinzip hat andere Schwächen. Herzog will z. B. den Schwund des *-d-* über *-ð-* dadurch erklären, daſs die Zunge des Erwachsenen 'bei der Vergröſserung des Organs nicht mehr hinreicht, einen vollständigen Abschluſs zu bilden'. Nun ist aber a priori durchaus nicht gesagt, daſs die Zunge nicht im gleichen Maſsstabe wächst wie die Entfernung vom Halszäpfchen zur oberen Zahnreihe. Die Behauptung, daſs die Zunge zurückbleibe, ist auf nichts gegründet. Auch könnte die proportionelle Verkürzung der Zunge durch die vermehrte Energie des Erwachsenen, die von Herzog nicht in Anschlag gebracht wird, kompensiert werden. Eine solche Erklärung würde ich im gegebenen Falle nur auf Grund wirklicher Messungen an einer Reihe von Individuen annehmen. Und wir haben a priori nicht das Recht, vorauszusetzen, daſs die Veränderung der Organe bei jedem Individuum in gleicher Richtung erfolge, so daſs die einheitliche Tendenz mehrerer Geschlechter: *-d-* = 0 rätselhaft wäre. Den Einwand, daſs nach seiner Theorie in jeder Sprache *-d-* verstummen müſste, während im Germanischen umgekehrt eine Stimmlose daraus entstehe,[1] sucht Herzog dadurch zu entkräften, daſs er verschiedene Abarten von *d* annimmt, z. B. ein schmal- und ein breitflächiges, wobei schmal und breit die Dimensionen von vorn nach hinten bezeichnen. Die erste Abart soll dem Französischen zugrunde liegen, wo *-d-* schwindet, das provenzalische *-z-* aus *-d-* soll sich aus einem breitflächigen *-d-* entwickelt haben. Aber wie soll aus einem ursprünglich schmalflächigen *d* im Provenzalischen ein breitflächiges entstanden sein, wenn nach der obigen Erklärung die Zungenaktion mit dem Reifwerden des Individuums an Intensität verliert? Und mir scheint der Übergang einer Gruppe wie *ada* zu *aða* auf einem Vorgang zu beruhen, bei welchem es weniger auf die Beteiligungsbreite der Zunge, als auf die Lage der Zungenspitze ankommt. Es wird zwischen den beiden *a* mit der Hebung derselben gespart, und so kommt statt eines festen ein loser, an den Schneidezähnen gebildeter Verschluſs zustande, der leicht in eine Spirans übergeht. Lieſse sich beweisen, daſs das provenzalische *z* über *ð* entstanden ist, so fiele Herzogs Annahme eines breitflächigen *d* für einen Teil des französischen Südens dahin. Es scheint mir also der Versuch, das neue Prinzip durch einen prägnanten Fall zu illustrieren, in mehrfacher Hinsicht gescheitert zu sein.

Die bessere Kenntnis der Lautphysiologie ist nicht nur von groſsem Nutzen, sondern durchaus notwendig gewesen; sie hat aber ein neues Feld der Kasuistik eröffnet, auf welchem jeder Schritt mit der gröſsten Behutsamkeit ausgeführt werden muſs.[2] Gar leicht wird eine Aussprache theo-

---

[1] Im § 49 versucht Herzog auch die deutschen Lautverschiebungen mit dem Ablösungsprinzip zu vereinbaren. Ich überlasse gern die Kritik dieses Punktes den Germanisten.

[2] Ich möchte aber nicht unterlassen, zu betonen, daſs Herzog in dieser Schrift selten für alte Sprachzustände ganz bestimmte Sprechweisen stipuliert, sondern meist von heutigen Erfahrungen und Experimenten ausgeht. Aber hie und da kann ich seine phonetischen Aufstellungen nicht billigen, so p. 32 Anm., wo er behauptet, daſs bei *p* die Oberzähne auf der Innenfläche der Unterlippe ruhen. Unverständlich ist mir der Ausspruch (p. 61 Anm.), daſs lat. *a* im Altfrz. zu *ẹ* geworden sei, ohne *ę* zu berühren, und anderes mehr.

retisch angenommen, um im nächsten Augenblick von seiten eines erfinderischen Kopfes wieder umgestofsen zu werden. Und bis die langsame Kritik ihr Wort gesprochen hat, kann es passieren, dafs der Urheber einer Theorie sie längst wieder aufgegeben hat. Es wird sich daher immer empfehlen, die Sache, wenn möglich, auf praktischen Boden zu stellen. Wenn in der Nähe provenzalischer Mundarten, die *-d-* zu *-z-* wandeln, heute breitflächige *d* oder ein Laut, der nachweislich daraus hervorging, zu hören sind, darf man annehmen, dafs die *-z-*Mundarten einst dieselbe Vorlage besafsen. Fast jeder französische Lautübergang läfst sich in irgendeinem modernen Winkel der Romania studieren. Genaue Beobachtungen wirklicher Verhältnisse werden uns rascher vorwärts bringen als theoretische Spekulationen.

Der Verfasser selber sagt mit aller Offenheit und Deutlichkeit, dafs die Ablösungstheorie zuerst, bevor sie auf Gültigkeit ein Recht beanspruchen kann, 'die Feuerprobe der Erfahrung' bestehen mufs (cf. § 47, 48, 49). Einstweilen ist sie eine geistreiche Hypothese. Ich bin nun weit entfernt, den Wert der Theorie verkennen zu wollen. Jede neue Art der Fragestellung ist anregend und unter Umständen fruchtbar. Und auch die Praxis hat ihre Schattenseiten. Wenn die Theorie durch Verallgemeinerung sündigt, so versandet oft die Beobachtung im einzelnen Experiment. Ich begreife, dafs Meyer-Lübke die neue Schrift Panconcellis über die italienischen Nasalvokale mit einem Seufzer aus der Hand legte; mir selber war die *Phonétique italienne* von Freeman-Jocelyn eine grofse Enttäuschung. Nur oft wiederholte und auf breiter Basis angestellte Versuche haben generellen Wert. Und in Ermangelung des Beweismaterials mufs die Theorie das Feld behaupten.

Obschon ich Herzogs Formulierung des Ablösungsprinzips für unbewiesen halte,[1] glaube ich, dafs der Geschlechterwechsel in verschiedener Art am Lautwandel beteiligt ist. Herzog hat sehr richtig hervorgehoben, dafs die Lautgesetze viel öfter, als man es gemeinhin annimmt, auf Assimilationserscheinungen beruhen, also auf einer Art Reibung der Wortelemente. Diese Reibung scheint mir am stärksten zu sein bei der kräftigen, mittleren Generation, innerhalb welcher am ehesten neue Lautgesetze entstehen können. Ein beginnendes Gesetz bringt eine grofse Unordnung mit sich, indem ein Wort, ein Individuum williger ist als das andere. Diese Ungleichheit hört meist bei der nachwachsenden Generation auf, die das Gesetz konsequenter durchführt. Oder es wird eine nachlässieg Artikulation der Alten, z. B. ein *δ*, von den Jungen übertrieben, was zum gänzlichen Schwunde des Lautes führt. Hierbei scheint eine Art Vererbung mitzuspielen. Auch das Gehör ist am Lautwandel beteiligt: ein unbetonter Diphthong, dessen Elemente nahe beieinander liegen, z. B. *ẹi̯*, kann als *ị* wiedergegeben werden. Vielleicht sind noch allerlei andere Übertragungsmöglichkeiten vorhanden Ich würde nicht, wie der Verfasser, darauf dringen, allen Lautwandel auf eine Ursache zurückzuführen. Genau betrachtet, gibt er selbst verschiedene Wege zu. So nimmt er § 24 (ungenaue Wortwiedergabe) Gehörfehler an; die Prothese von *e* vor *s impurum* führt er auf den Fall *la 'state* ~ *estate* zurück, der auf *la stella* ~ *estella* analogisch eingewirkt hätte; er legt grofses Gewicht auf den Ausgleich der Allegro- und der Lento-Formen usw. Trotzdem ich theoretisch die Forderung einer Erklärung für allen Lautwandel anerkenne, wird es mir einstweilen nicht leicht, mich für irgendeine der vorgeschlagenen Einheitstheorien zu erklären. Es wird mir schon schwer genug, z. B. lautliche Analogie (*buona* nach *buonu*, dieses mit Diphthong

---

[1] Sollte nicht auch, wenn der Bau der Organe eine so grofse Rolle spielt, überall leicht eine besondere Frauensprache entstehen?

wegen des auslautenden *u*) und eigentlichen Lautwandel[1] als Aufserungen desselben Prinzips zu betrachten.

So weit bin ich mit dem Autor einverstanden, dafs mit jeder neuen Generation die Sprache einen Ruck vorwärts tut, und dafs die Verantwortlichkeit für entstehenden Lautwandel der mittleren, sprechstarken Generation zugeschrieben werden mufs. Ich halte es daher für eine Inkonsequenz, wenn p. 72 das rasche Vorauseilen des Anglonormannischen gegenüber dem kontinentalen Französisch durch den Tod vieler reifer Männer im Kampf erklärt wird, wodurch der 'retardierende und kontrollierende Einflufs, den die ältere Generation auszuüben pflegt', eingeschränkt wurde. Übrigens bezieht sich diese Kontrolle nur auf die groben Sprechfehler der Kinder, nicht auf keimende Lautgesetze, die unbemerkt bleiben, auch wenn ohrfällige Vertauschungen stattfinden, wie *sy* = *š*, Zungenspitzen-*r* = Halszäpfchen-*r* etc.

Mit der Tendenz, das Ablösungsprinzip zu vollem Rechte kommen zu lassen, hängt die hier und da zu eilige Beseitigung von Spezialfällen zusammen, die bisher angenommen wurden und den Wert der neuen Theorie schmälern könnten. Herzog möchte beweisen, dafs Fernassimilation, springender Lautwandel, Metathesen auf ein Prinzip zurückzuführen sind = 'räumliche und zeitliche Verschiebungen von artikulatorischen Bewegungen'. Er nimmt z. B. an, dafs in *cherchier* für *cerchier* die für *š* nötige Zungenwölbung sukzessive über die ganze erste Silbe ausgriff,[2] bis der Anfangskonsonant erfafst wurde (§ 33). Nun ist zunächst unrichtig, dafs durch die antizipierte Organstellung des *š* das *e* und *r* 'dem Klange nach vollständig oder nahezu unberührt bleiben'; ferner wird die Erklärung unmöglich für die Dialekte, welche die Fernassimilierung zu einer Zeit durchführen, wo der zweite Laut ein Explosivlaut ist: *tšer-tšier*. Ebenso ungläubig verhalte ich mich gegenüber den Argumenten, die gegen den sog. springenden Lautwandel vorgebracht werden. Dafs die Zitterbewegung des alveolaren *r* durch die Zungenhaut auf das Zäpfchen übertragen worden sei und so ein Ersatz von *r* durch *ʀ* entstand, leuchtet mir nicht ein. Ich habe zwar eine Person gekannt, die einen derartigen Übergangslaut sprach, der besonders im Worte *serviteur* auffiel, aber ich sah es für eine Kontamination von *r* und *ʀ* an; der Betreffende gehörte einer verdeutschten, ursprünglich französischen Familie an. Da das *ʀ* besonders in städtischen Zentren um sich greift, glaube ich viel eher an modische Lautsubstitution. Die Landluft enthält weniger *ʀ*-Bazillen. In Italien, wo die *ʀ*-Infektion noch wenig verbreitet ist, liefsen sich darüber Beobachtungen anstellen. Ob Deutschland sein *ʀ* aus Paris bezogen hat, ist schwer zu sagen, da uns für die vergangenen drei Jahrhunderte jede Statistik darüber fehlt.

Eine Metathese, wie *formaticu* — *fromage*, soll über *fr̥mage* entstanden sein. Theoretisch ist die Bildung von *r* mit verschiedenen Vokalklängen, überhaupt die gegenseitige Durchdringung der Laute nicht anzufechten. Aber es scheint mir, in einer Gegend, wo gerade *formaticu* mit *fromaticu* leicht wechselt, wie in der französischen Schweiz, sollte ein *fr̥* doch häufig anzutreffen sein, und ich erinnere mich blofs, es im Wallis gehört zu haben. Das Aufgehen des Neutralvokals in *r* : *gr̥mer* habe ich oft getroffen, selten aber *r̈* oder *r̆* etc. Eine Gesetzmäfsigkeit ist in solchen Fällen nicht vorhanden. Es wird *défermer* zu *défremer*, aber nicht *vernir*, *verdir*, *vermine* zu *vre*... oder gar *servir* zu *sre*.... In *fromage* wird zu

[1] Herzog verwirft mit Recht die Bezeichnung spontaner Lautwandel. Jedes Lautgesetz ist ursprünglich bedingt.

[2] Solche Fälle wären für die Experimentalphonetiker ein interessantes Objekt.

einer Zeit, da man vergessen hatte, dafs der Käse nur, wenn er in der Presse geformt[1] wird, so zu betiteln ist, wo also der Zusammenhang mit *forme* gelöst war, die Häufigkeit der Gruppe *fr* in Wörtern wie *froment* etc. gewirkt haben. Um die Metathese zu einer zeitlichen Artikulationsverschiebung zu machen, nimmt Herzog künstliche Zwischenformen an, die mir wenig Realität zu besitzen scheinen. Dafür noch ein anderes Beispiel: den Wandel von afrz. *siut* zu *suit*, den er richtig 'Ersatz eines unusuellen Phonems' nennt, möchte er auch mit Hilfe einer Durchgangsform *sït* der schnellen Redeweise erklären. Treibt er hier nicht Mifsbrauch mit der Annahme von Allegroformen? Darf man z. B. eine Allegroform *frït* = *fruit* annehmen? Kommt überhaupt dieses Wort so häufig als Schnellsprechform vor, dafs man von da aus eine analogische Bewegung: *frït* : *fruit* = *sït* : *suit* erwarten darf? Das entbehrt alles der Stütze durch Erfahrungstatsachen.

In einem Punkte weichen meine Anschauungen stark von denen Herzogs ab, nämlich in den Vorstellungen über die geographische Ausbreitung des Lautwandels. Die Mode wird als Faktor des Sprachwandels viel zu leichthin abgelehnt. Zugegeben sei, dafs die Schlagwörter von der Wellentheorie und vom Ölfleck nicht ganz das richtige treffen, wie Herzog bemerkt. Nach der Wellenbewegung tritt beim Wasser alles in die frühere Ruhe zurück, nach einer Lautwelle ist ein veränderter Sprachzustand geschaffen; der Ölfleck versinnbildlicht schlecht die Ausdehnung eines Wandels über sehr grofse Gebiete, wie *ct* = *tš* oder *it*. Wenn aber die bisherigen Bezeichnungen unzutreffende oder irreführende waren, so spielt die Sache doch eine viel gröfsere Rolle, als man glaubt. Herzog meint, Aussprachemoden hätten in Alpendörfern weniger Chancen als in städtischen Zentren. Das wäre richtig, wenn es sich um affektierte Wohlredenheit handelte. Aber unbewufste Anpassung findet überall statt. In jedem dialektischen Milieu kann man jederzeit generalisierende Aussprachetendenzen konstatieren. Z. B. breitet sich im Kanton Bern die Aussprache *w* für *l* aus: *göw* für *gāl* (gelt), *miwχ* für *milχ* (Milch) etc. Sie dringt sogar gegenwärtig vom Lande her in die Hauptstadt. Da darf man nicht sagen: in Bern verwandelt sich gegenwärtig *l* oder besser gesagt *ł* (velares *l*) in *w*, sondern es breitet sich durch Ansteckung eine Aussprachemode aus. Nichts ist schwieriger, als zwischen wirklichem Lautwandel und eindringenden Lautnuancen zu unterscheiden. Es kann ja auch gleichmäfsige Bewegungstendenz vorliegen! Haben wir in diesem einen Falle die Stadt unter der Domination der ländlichen Umgebung gesehen,[2] so spielt sich ein anderes Beispiel, das ich zitieren möchte, ganz unter Alpendörfern ab. Im Val de Bagne (Wallis) hört man das Wort **cinque* *χlĕ* aussprechen. Es ist nun ganz ausgeschlossen, dafs aus lat. $c^{e,i}$ ein *χl* entsteht, obschon irgendein findiger Theoretiker vielleicht Übergangsstadien herausklügeln könnte, sondern ich erkläre mir den Vorgang auf folgende komplizierte Weise. Ein Wort wie *clave* wird im Wallis je nach den Dialekten zu *χlā* oder *ϑā*. Kommt nun die Aussprache *χlā* ins Wandern, so kann in einem Tale, das ursprünglich *ϑā* und *ϑē* = *cinque* sagte, welche zufällig im Anfangslaut übereinstimmten, das *ϑ* in beiden Ausdrücken durch *χl* ersetzt werden (Überentäufserung). So wird es im Val de Bagne geschehen sein. Man könnte dieses Verfahren Dialektlagerung nennen. Wieviel von der Sprachveränderung auf allmählichen

[1] Cf. Luchsinger, *Das Molkereigerät in den romanischen Alpendialekten der Schweiz*, p. 9. (Vgl. hier S. 236.)

[2] Wobei starker Zuzug vom Lande, Demokratisierung der Schule etc. mitspielen.

Eigenwandel, wieviel auf Lagerung, d. h. Mode, zurückgeht, ist einstweilen gar nicht abzusehen. Viele sogenannte Ausnahmen erklären sich dadurch, dafs das Gesetz im neuen Milieu entweder hinter den ursprünglichen Grenzen zurückblieb oder darüber hinausging.

Im Satz, dafs die Erzeugung der Artikulationen rein mechanisch geschieht (p. 12) und die Mitwirkung von Bewufstsein und Willen sich auf die Zeit der Spracherlernung[1] beschränkt, scheint mir der Autor die psychische Seite des Lautwandels zu verkennen. Ist denn die Auflösung einer sprachlichen Analogie ohne Mitwirkung des Gehirns denkbar? Bewufstsein und Wille stehen wohl überhaupt nicht auf derselben Stufe. Wenn ich ein ã spreche, so mufs ich den Nasalkanal öffnen, das geschieht nicht automatisch, sondern es bedarf dazu eines kleinen Willensaktes, der mir aber nicht bewufst wird. Wird aus *apto* < *atto*, so ist möglicherweise darin ein rein mechanischer Assimilationsprozefs zu sehen, besonders wenn *a^pto* seitens des Hörenden als *ato* verstanden und wiedergegeben wird. Wenn aber in *planta* das Gaumensegel etwas zu früh heruntergelassen wird und das *a* sich nasal färbt, so kann man darin ein psychisches Vorgreifen der späteren Artikulation erblicken. Oder wenn Herzog p. 49 sagt, dafs in lat. *vīcīnus* das erste *i* weniger sorgfältig geschlossen wurde (*i relâché*) und daraus z. B. span. *vecino* dadurch entsteht, dafs man den Unterschied übertrieben wiedergibt, so ist daran die Psyche beteiligt. Herzog selber sagt, dafs infolge eines psychologischen Gesetzes 'Differenzen zwischen zwei ähnlichen Reizen gröfser empfunden werden, als sie sind'. Unleugbar psychisch sind viele Metathesen, Kontaminationen von ähnlich klingenden oder bedeutungsähnlichen Wörtern; auf das Gehirn, das überhaupt jedes menschliche Tun regiert, gehen Affekt, Tempo, Stil, Betonung usw. zurück.

So ist mir Herzogs Aufbau seiner These zu schematisch, und daher befinde ich mich oft mit ihm in Widerspruch bei seinem raschen Gang durch alle Möglichkeiten der Lautdifferenzierung; aber wie oft freue ich mich darüber, dafs er, von anderen Voraussetzungen ausgehend, zu denselben Resultaten gelangt; wie oft eröffnet er neue Ausblicke, löst er spielend schwierige Probleme. Mein Referat, das mehr an die mir negativ scheinenden Seiten seines Systems anknüpft, darf nicht den Verdacht aufkommen lassen, es sei in Herzogs Schrift nur Problematisches und rein Hypothetisches. Wo er gegen den individuellen Anteil am Sprachwandel Front macht, gegen das Ausgehen von der Kindersprache zur Erklärung der allgemeinen sprachlichen Bewegung; wo er die Gründe der Gegner des Lautgesetzes abfertigt, das Bequemlichkeitsprinzip verwirft; wo er nachweist, dafs der Umlaut nicht etwas vom Lautgesetz Verschiedenes ist, sondern nur eine bestimmte Äufserungsform desselben; wenn er einen prinzipiellen Unterschied zwischen Umlaut und Epenthese leugnet; überhaupt wo er sich gegen die rein äufserliche Einteilung der Sprachgesetze von Wechssler[2] richtet, da sind seine Worte knapp und klar und vollständig überzeugend.

Als Beispiel für seine ebenso überraschenden als instruktiven Deutungen romanischer Vorgänge möchte ich seine Erklärung von span. *fuente* ‿ *hijo* erwähnen. Er sagt (p. 24 ff.): 'Auch im Deutschen bildet man *f* verschieden nach den folgenden Vokalen. So bestanden auch beim span. *f* verschiedene Mundstellungen, mit gröfserer Enge, wenn lippenengere Vokale darauf folgten, losere, wenn lippenweite danach zu sprechen waren. Von einem bestimmten Zeitpunkt an wurde noch weiter an den folgenden Vokal 'assimiliert'; der Spalt wurde so weit, dafs das Reibungs-

---

[1] Ob wirklich die Kinder mit gröfserem Bewufstsein sprechen?

[2] *Giebt es Lautgesetze?* (Festgabe Suchier).

geräusch bei den Lippen ganz verschwand und nur noch der blofse Hauch hörbar war; so blieb nur die engste Varietät des *f*, dasjenige, das vor dem lippenengsten Vokal, dem *u*, gesprochen wurde (*fueco*), ferner dasjenige, auf das überhaupt kein Vokal folgte (*fronda*) etc.' Von der Richtigkeit dieser Ansicht kann sich jeder leicht mit einem Spiegel überzeugen. Es könnte also die Bewegung in ihren Anfängen auf *f* vor *i* limitiert gewesen sein und progressiv einen Fall nach dem anderen erfafst haben. Im Spanischen wurde die Bewegung, nachdem *o* zu *ue* geworden war, sistiert. Im Gascognischen wirkte die Gewöhnung an lässige *f*-Aussprache weiter, bis alle Fälle betroffen waren. Immerhin zeigen die fast 100 Karten des Gilliéronschen *Atlas* mit Anlaut-*f*, dafs in der Position *fl* und *fr* das Gesetz weniger konsequent durchgeführt, also moderner ist. Nichts hindert uns also, das Lautgesetz *f* = *h* auf eine Reihe von Jahrhunderten auszudehnen und den ersten Anstofs dazu doch im Iberischen zu suchen. Der starke Einwand von Meyer-Lübke (*Einf.* p. 183), dafs der iberische Einflufs sich unmöglich erst geltend machen konnte, nachdem *ǫ* zu *ue* geworden war, fällt, sobald wir die Möglichkeit einer Verteilung des Vorganges auf sehr lange Zeit erhalten. Das würde auch Herzog zugeben, der allerdings glaubt, dafs ethnische Einflüsse auf den Sprachwandel durch Nachschub aus der Metropole nach und nach paralysiert werden, aber doch so, dafs kleine Differenzen, 'wie sie auch sonst innerhalb der Sprache einer Sprachgemeinschaft vorkommen' (p. 77), stehen bleiben können. Ich glaube überhaupt, dafs er auch in diesem Punkte zu weit geht. Wir dürfen uns in dieser Frage nicht zu sehr durch moderne Erfahrungen beeinflussen lassen. Im Kanton Waadt hat man vom 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein stark idiomatisch gefärbtes Französisch gesprochen. Erst die neueren veränderten Kulturverhältnisse (Eisenbahn, Phonetik, bessere Schulung etc.) haben auf einmal auffallende Besserung gebracht. In der Vergangenheit waren die Bedingungen von Land zu Land und von Zeit zu Zeit verschieden, es kam auf frühere oder spätere Loslösung von Rom, auf den Grad der Völkermischung, auf die Art der Verbreitung der fremden Sprache an. Und so können die vorromanischen Sprachen in der verschiedensten Weise nachgewirkt haben.

Im zweiten Teile seiner Schrift unterwirft Herzog einige schwierigere Punkte der französischen Lautgeschichte scharfer Kritik. Zunächst das von Horning verfochtene Gesetz, dafs die Gruppe *tį* intervokal vortonig = *ix*, nachtonig = *ts*, z. B. *prisier* ~ *puix*. Gegen diese Ansicht werden einige prinzipielle Bedenken geltend gemacht, z. B. dafs sonst im Französischen eine solche verschiedene Behandlung je nach der Akzentlage nicht vorkommt, dafs das Wort *pris* der aufgestellten Regel widerspricht, dafs die Beispiele, welche Horning zur Stütze seiner These zitiert, anders erklärt werden können oder unsicherer Herkunft sind usw. In der Tat fängt man sogar nach den neueren Arbeiten von Pieri und Clark (*Rom.* 1905) an, daran zu zweifeln, dafs die Behandlung der Konsonanten im Italienischen von der Betonung abhängig sei. Zwar läfst sich aus den genannten Arbeiten noch kein klarer Überblick über die italienischen Verhältnisse gewinnen; aber das Meyer-Lübkesche Gesetz mufs revidiert werden, und das wird auch für den genannten altfranzösischen Fall von Wichtigkeit sein. Herzog hat wohl recht mit seiner Behauptung, dafs *pris* = *pretium* einen lautgerechten Wandel darstellt und eine analogische Bewegung wohl von *pris* zu *prisier*, aber nicht umgekehrt vom abstrakten, verhältnismäfsig wenig gebrauchten Infinitiv zum Substantivum supponiert werden darf. Auch Suchier betont in der zweiten Auflage des *Grundrisses* (p. 737 Anm.), dafs Horning sich methodisch verfehle, wenn er das Unsichere gegen das Sichere ausspielt. In der Beurteilung der abweichenden Formen freilich wird man nicht immer die Auffassung Herzogs billigen wollen. Dafs das Wort *puteum* durch den Mund der Ge-

bildeten hindurchgegangen sei, ist wenig wahrscheinlich. Ebenso dafs das sehr lebenskräftige[1] und vom Stammwort *caput* früh losgerissene *capitium* anderswoher entlehnt oder sein *t* durch *caput* länger gehalten worden sei. Suchier hat auch beide Fälle anders, aber noch nicht überzeugend, erklärt. So weit möchte ich einstweilen Herzog recht geben, dafs *-ti-* so früh zu einem einheitlichen Palatallaut wurde, dafs es noch die Sonorisierung mitmachte, während *-ci-* zurückblieb und länger als Kompositlaut gefühlt wurde. Der Weg von *c* zu *i* ist auch länger als von *t* zu *i*, wie die entsprechenden Gaumenbilder deutlich beweisen. Mit dem *-ci-* fällt die späte, gelehrte Behandlung des *-ti-* zusammen, welche künstlich das *i* aufrechterhielt. Von den drei Resultaten von *-itia* sieht Herzog *-eise* als den regelrechten Fortsetzer an, obschon es im Französischen so selten vorkommt. Die Bemerkung Herzogs, dafs *pigritia* > **pareise* unter Einflufs des Lateins durch gelehrtes *parece* ersetzt wurde, während *richeise, proeise* sich deswegen hielten, weil die Gelehrtensprache keine stammgleichen Entsprechungen besafs, ist sehr zu beachten. Die Mundarten sind hierin dem Ursprung treuer geblieben. So hat das Greyerzer Patois die schöne Form *pareise* (im Wörterbuch von L. Bornet, gesprochen *parẹχə*) erhalten. Die vielen Formen auf *-ise*, worunter allerdings viele vorkommen, neben welchen ein Verbum auf *-ir* steht,[2] möchte er durch Einflufs des Partizips auf *-ītus* erklären. Die ganze Sache ist noch nicht spruchreif, und vieles ist trotz aller neueren Arbeiten noch ganz dunkel. Warum ergibt z. B. *vicinu* > *veisin* und *vocem* nicht, wie man erwarten sollte, **voise* > **vois*? Warum vortonig *plaisir* = *raison*, aber nachtonig *feix* ‿ *palais*? Die mundartlichen Formen sind wenig dienstbar und fügen neue Rätsel hinzu, cfr. für *puteu* im Berner Jura die Form *puš*, für *voce* in der Montagne neuchâteloise *vwẹs*[3] etc.

Weiter bespricht der Verfasser die Entsprechungen von *hordeum, oleum*. Der häufige Genitiv *hordei, olei*, ohne Palatallaut, hätte das *d* und *l* auch in den anderen Kasus bewahrt. Das *Dictionnaire général* sieht hier, wie so oft, keine Schwierigkeit und gibt einfach an: *oliu* — *oilu* etc., als ob nicht *foliu* > *fueil* daneben stände.

Endlich macht Herzog glaublich, dafs gedeckter Zwischentonvokal altfranzösisch immer zu *e* wird, daher *chalengier, craventer, nuiternel, volentiers* etc.

Damit glaube ich bewiesen zu haben, welch vollgerüttelt Mafs von Problemen und Lösungsversuchen das angezeigte Büchlein enthält und wieviele Anregungen davon ausgehen.

Bern. L. Gauchat.

Paul Bastier (Lecteur à l'Université de Kœnigsberg), **Fénelon critique d'art.** Paris, librairie Émile Larose, 1903. Fr. 1.

Fénelon hat sein Leben lang ein offenes Auge, ein grofses Interesse, ein feineres Verständnis als die meisten seiner Zeitgenossen für alle Äufserungen der bildenden Kunst gehabt. Mehr noch als in den *Dialogues*, die ausdrücklich künstlerische Dinge behandeln (*D. entre Parrhasius et Poussin, D. entre Poussin et Léonard de Vinci, D. de Chromis et Mnasile*, wozu noch der *Jugement sur différents tableaux* in den *Opuscules* kommt), findet sich diese Behauptung durch die vielen gelegentlichen Bemerkungen,

---

[1] Cfr. altfrz. *chevece, cheveçaille, chevecel, chevecerie, chevecier, chevecine* etc.

[2] *franchise, garantise, recreantise* etc.

[3] Diese Mundarten lassen bekanntlich regelmäfsig die Endkonsonanten (aufser *r* gelegentlich) abfallen.

Urteile, Abschätzungen bestätigt, die sich in allen seinen Werken finden; seine eigenen Beschreibungen, ja seine Sprache, Ausdrücke wie ganze bildliche Wendungen zeigen Spuren dieser vorherrschenden Neigung, der er gewifs in seinem so beschäftigten Leben nicht nach vollem Belieben nachgehen konnte.

Der Verfasser hat durch sehr fleifsige Benützung dieser verschiedenen Quellen uns zunächst eine sehr willkommene Ergänzung des Charakterbildes Fénelons gegeben; wir würdigen ihn erst ganz, wenn wir den schönheitsbegeisterten Mann auch in seinen Beziehungen zur Kunst kennen. Wir werden danach aber auch aufhören müssen, z. B. mit Brunetière zu behaupten, dafs die Kunstkritik in Frankreich erst mit Diderot beginne. Gewifs, Fénelon war mehr das, was man einfach *amateur d'art* nennen könnte, als Kunstkritiker im heutigen Sinne des Wortes. Seine Anschauungen, seine Urteile gehen auf die verschiedensten Quellen zurück, Altertum und eigene Zeit, heidnische und christliche Kunst, Literatur und Moral; sie sind von Widersprüchen nicht frei, wenigstens hat Verf. diese Widersprüche nicht immer zu lösen gesucht. Doch aber haben wir in der Gesamtheit der an den verschiedensten Orten zerstreuten Urteile, die oft bis ins einzelne gehen und selbst vor technischen Fragen nicht zurückschrecken, eine recht genaue Darstellung der künstlerischen Auffassung des 17. Jahrhunderts. Seiner Zeit, wie in manchen Dingen, auch auf diesem Gebiete vorauseilend, hat Fénelon auf die Kunst des 18. Jahrhunderts einen bedeutenden Einflufs ausgeübt. Er ist dazu einer der ersten gewesen, der von dem Einflusse künstlerischer Bildung auf die gesamte Lebensführung gesprochen hat, der die Kunst in der Erziehung des Kindes, der Kleidung der Frau u. a. eine Rolle spielen lassen will: '*Le beau ne perdroit rien de son prix, quand il seroit commun à tout le genre humain.*' Positiv ausgedrückt kehrt dieser Gedanke erst in neuester Zeit, bei Ruskin etwa, wieder.

Wenn Fénelon die Kunst liebte, so vergalt es ihm diese in reichem Mafse. Eine — sicher nicht vollständige — Liste, die die Seiten 51—57 füllt, zeigt, wie viele Künstler, von den berühmtesten bis zu den geringsten, von Coyzevox, Anfang des 18. Jahrhunderts, bis zu Meissonnier, Mitte des 19., sich Vorwürfe aus dem *Télémaque* geholt haben.

Berlin. Theodor Engwer.

J. Bonnard et Am. Salmon, Grammaire sommaire de l'ancien français, avec un essai sur la prononciation du IXe au XIVe siècle. Paris und Leipzig, H. Welter, 1904. 70 S. gr. 8. Fr. 3,50.

Die Herren J. Bonnard, Professor an der Universität Lausanne, und Am. Salmon, Professor am University College zu Reading, haben aus Godefroys *Dictionnaire de l'ancienne langue française* vor einiger Zeit einen Auszug veröffentlicht. Ihr *Lexique de l'ancien français,*[1] immer noch ein stattlicher Band, soll dem Romanisten, den die Kostspieligkeit des grofsen Werkes von der Anschaffung abschreckt, einen gewissen Ersatz bieten. Es führt ihm nämlich die dort enthaltenen Wörter sämtlich vor, zwar ohne Belege, aber mit einer Übersetzung, erteilt ihm also, soweit Godefroy sie nicht selbst versagen würde, für die Lektüre eine rasche, kurze Auskunft, die er später in einer öffentlichen Bibliothek nachprüfen und ergänzen mag.

Zu dem in seiner Art nützlichen Werke tritt nun eine Grammatik des Altfranzösischen hinzu. Offenbar ist sie für Anfänger bestimmt, doch

[1] *Frédéric Godefroy, Lexique de l'ancien français, publié par les soins de MM. J. Bonnard et Am. Salmon.* Paris und Leipzig, H. Welter, 1900.

kann sie auch Fortgeschrittenen zur Wiederholung oder zum Überblick dienen. Neue Ergebnisse bringt sie selten, beansprucht sie auch nach ihrer Anlage nicht gerade zu bringen, aber ihre Ausführungen sind im allgemeinen zuverlässig, ihre Erklärungen geben etwa die Durchschnittsmeinung in streitigen Fällen. Zum Lobe einer *grammaire sommaire* darf man ferner sagen, dafs sie übersichtlich angeordnet, knapp und einfach gehalten, verständlich geschrieben ist.

In der Absicht der Verfasser hat es leider nicht gelegen, das ganze Buch systematisch mit Literaturangaben auszustatten. Für die Einleitung, die Lautlehre und noch für die Formenlehre des Nomens haben sie ziemlich viele gespendet und plötzlich vom Pronomen ab ohne ersichtlichen Grund damit aufgehört. Ein festes Prinzip ist auch bei der Auswahl schwer zu erkennen, eine gewisse Willkür hat anscheinend gewaltet. Hier und da haben Bonnard und Salmon sich den begreiflichen Wunsch nicht versagt, den Kundigeren mit einem interessanten Nachweis zu erfreuen oder seine Bedenken zu beruhigen; indessen mit der steten Rücksicht auf die Bedürfnisse des Lernenden verträgt sich dergleichen schlecht. Was jener nicht mehr braucht, eine vollständige Aufzählung und Beurteilung der hauptsächlichsten Hilfsmittel, wäre diesem z. B. nützlicher gewesen als die Anführung mancher gelehrten Werke, Abhandlungen und selbst Rezensionen, zu denen er erst später — wenn überhaupt jemals — den Weg findet. Ich sehe nicht, dafs Étienne oder der auch ins Französische übersetzte Schwan-Behrens an irgendeiner Stelle genannt würden.

Der erste Abschnitt, *Historique*, handelt von Ausbreitung und Geschichte der Sprache. Hierbei scheint mir die Bereicherung des Wortschatzes durch die germanischen Eroberer einigermafsen unterschätzt, besonders vom altfranzösischen Standpunkt (§ 2 und 10). Auch würde ich die Aufnahme der bekannten Suffixe[1] und der Laute *h* und *w* nicht als *petits cas de phonétique* abtun (§ 2, A. 5). Da das Neufranzösische aufserhalb Europas (§ 4) erwähnt ist, so hätte ich von dem Altfranzösischen im Orient gern ein Wort gehört. Die Erklärung des Unterschiedes zwischen *mots populaires, mots d'emprunt* und *mots savants* mag man trotz einer gewissen Subtilität gelten lassen. Für die Konstanz der Lautgesetze ist aber (§ 9) kein glückliches Beispiel gewählt mit betontem *ẹ* in offener Silbe; denn abgesehen von der Beeinflussung durch vorangehendes *c*, erkennt der Leser bei einigem Nachdenken die fatale Verschiedenheit der Schicksale des aus ihm entstandenen *oi*, dessen wichtigste Stufe *oe* hier nicht einmal genannt wird.

Die Lautlehre beginnt mit einem Kapitel *Mécanisme général de la transformation du latin vulgaire*, das ganz den Akzentverhältnissen gewidmet ist. Mit der Fassung von § 18 I a (*Proparoxytons réels*) bin ich nicht einverstanden: ich glaube, dafs auch in *ange, image, orgue* (aus *angele, imagene, orguene*) nicht der Vokal der lateinischen Pänultima erhalten ist, gehe aber auf die viel erörterte Frage hier nicht weiter ein.

Dann folgen, originell gruppiert, allgemeine Bemerkungen über die Entwickelung des Vokalismus. Ich vermisse darunter eine Andeutung des Vorkommens von *ǫ* statt *ọ* vor Labial; sonst bleiben *coluevre* (§ 16), *juevne* (18) ein Rätsel. Ebenso hätten die wichtigen Fälle, in denen lat. *ē* oder *ĭ* durch Schuld von auslautendem *ī* im Französischen als *i* erscheint, irgendwo besprochen werden müssen, spätestens in der Formenlehre bei *cist, il* oder bei *pris, fesis* etc. Der § 27 über die Kombination von *j* mit Vokalen und Diphthongen ist ohne Beispiele unverständlich. Von *ū* > *ü* heifst es § 28: *Cette évolution générale est un des caractères qui distinguent*

[1] Halb und halb müfste man zu ihnen jetzt auch *-ari* rechnen, wenn es den von A. Thomas, *Nouveaux Essais de philologie française*, Paris 1904, S. 119 ff., behaupteten Einflufs auf die Entwickelung von *-arius* > *-ier* wirklich gehabt hat.

nettement le français, du Midi comme du Nord, des autres langues romanes. Auch wer die Theorie über die Dialekte von P. Meyer und G. Paris vertritt, die den Höhepunkt der Anerkennung schon überschritten hat, sollte das Provenzalische nicht als *français du Midi* bezeichnen. Die anderen Fundorte für *ü* auf romanischem Boden sind in Anm. 4 nicht vollständig aufgezählt: merkwürdigerweise fehlen gerade die in Betracht kommenden oberitalienischen Mundarten. Die Enklisis ist ziemlich gut dargestellt; nur ersinne ich vergebens einen Fall, wo nach § 36, 2 das Pronomen *le* sich mit *de, a* zu *del, al* verbinden könnte. Nach den vorangegangenen Auseinandersetzungen durften die einzelnen Erscheinungen des Vokalismus kurz behandelt werden; immerhin war es ein Kunststück, sie auf 1¼ Seite zusammenzudrängen, und dabei haben sich *point, fontaine* u. a. unter *o libre* verirrt (§ 44).

Beim Konsonantismus treten die gröfseren Gesichtspunkte hinter der Zusammenstellung der Tatsachen zurück. Die Auffassung, das heute in *ès, hélas, ours* etc. hörbare *s* habe sich aus alter Zeit erhalten, teile ich durchaus nicht (§ 62). Das Zusammentreffen von mouilliertem *l* und auslautendem *s* wird unter *L* in § 67 geschildert: *devant l's de flexion l' se vocalise: *veclos (class. vetulos) > viels, vieus.* Das ergibt ein falsches Bild; denn die Reihe ist bekanntlich **veclos > viel's > vielz > vieux > vieus*, und *vielz* läfst sich ebensowenig verleugnen wie *travalz, genolz* § 124.

Den Beschlufs der Lautlehre machen einige Paragraphen über Störungen der Entwickelung. Das *f* von *soif* erklären auch die Verfasser durch die an den Haaren herbeigezogene Analogie von *boif* in der Redensart *boif si* [besser *se*] *tu as soif* (§ 73). Über die mancherlei Wörter, wo *f* sporadisch für altes *d* im Auslaut eintrat (noch nfrz. *bief, fief*), haben sie sich leider nicht ausgesprochen (vgl. Nyrops Erklärung, *Grammaire historique de la langue française* I² § 395, 1 A.).

In der Formenlehre verdient die Deklination besonderes Lob. Doch würde ich den § 93, 2 und 96 eine etwas andere Fassung wünschen: irgendwie wird man den Anfänger auf die Angleichung des Nom. Sing. an den Obl. aufmerksam machen bei *bues, monz, leons* u. a., wie es bei den Partizipien auf *-anz* in § 136 geschehen ist. Bei *énfes, ábes* § 106 hätte ich die Betonung angegeben. § 121 steht *soris, empereris* statt *soriz, empererix* und § 122 *jors* statt *jorz* (vgl. § 62). Die Bezeichnung des Nom. Sing. Fem. *granz, forz* als etymologische Form (§ 134) entspricht nicht den Ausführungen von § 117 über *fins, reisons*. Wenn bei den Pronomina neben den gewöhnlichen Formen auch weniger übliche, örtlich und zeitlich in ihrer Anwendung beschränkte, genannt werden, so erwartet man meistens eine orientierende Bemerkung. Sie fehlt z. B. in bezug auf das Verhalten von *mi* zu *mei moi* (§ 156), von *lei, lié* zu *li* (157), von *miue* zu *meie moie* (161), von *no* zu *nostre* (162). Dafs *meon* (§ 161), *meos* (162) in den Eiden und nur in den Eiden sich finden, weifs auch nicht jeder von Haus aus.

Von der Konjugation handelt zunächst ein allgemeiner Abschnitt, und darauf folgt eine Tabelle der sogenannten *verbes de la conjugaison morte.* Ich habe gegen jenen wenig einzuwenden; denn 3. Sg. Präs. Ind. *fenit* statt *fenist* (§ 187) halte ich nur für einen Druckfehler, obschon für einen störenden. *auret* der Eulalia *avret* zu schreiben, sehe ich keine Veranlassung (§ 175). *je voi* und ähnliche Formen begegnen in der Dichtung nicht blofs bis zum 18. Jahrhundert (§ 188, A. 4). Der § 232 ist gar zu kategorisch: *caballicent* gibt allerdings *chevalchent chevauchent* wie *caballicant*, aber *caballicet* ist als *chevalzt* erhalten, während *caballicat* zu *chevalchet chevauche* wurde. Überhaupt hätten die merkwürdigen Formen der 3. und der 2. Sg. Präs. Konj. mancher Verben der I. Konjugation mehr Beachtung verdient. Endlich hätte ich unter den *verbes irréguliers*

de la première conjugaison auch *doner, trover* etc. ein bescheidenes Plätzchen neben *aler, ester* gegönnt (§ 267).

Die lange Tabelle (§ 268) betrachte ich dagegen mit gemischten Gefühlen. Ihre Grundsätze für die Auswahl der Formen teilen B. und S. selbst S. 41 A. 5 mit: *Nous en donnons les formes complètes, telles qu'elles se présentent dans les textes, antérieurs au XVIe siècle, recueillis dans le Dictionnaire de l'ancienne langue française de Godefroy, ou dans les deux recueils de Bartsch: Chrestomathie de l'ancien français et La langue et la littérature françaises depuis le IXe siècle jusqu'au XIVe siècle.* Es ergiefst sich infolgedessen eine Fülle des Segens über den Leser, ohne dafs natürlich eine absolute Vollständigkeit gewährleistet oder erstrebt würde. Der Fortgeschrittene wird zwar hierdurch in die Lage gesetzt, die Menge der Erscheinungen einigermafsen zu überblicken, vielleicht auch ihm unbekannte Formen rasch unterzubringen. Den Anfänger aber mufs die grofse Mannigfaltigkeit und scheinbare Regellosigkeit verwirren: 17 verschiedene Formen oder Schreibweisen allein von dem Part. Pass. von *conoistre*, ohne ein Wort der Erklärung aneinandergereiht, schrecken den Eifrigsten ab. Und doch könnte die mühsame Zusammenstellung in Verbindung mit dem allgemeinen Abschnitt leichter benutzbar werden und bessere Dienste leisten, wenn das Wichtige, und zwar alles Wichtige, gegenüber dem Nebensächlichen durch Sperrdruck hervorgehoben und in der Anordnung ein klar erkennbares Prinzip durchgeführt wäre. Man vergleiche nun aber das Präs. Ind. von *croire*: *1re s. crei, creid, croi, croy, crois, cro; 2^e s. crois, croix; 3^e s. creit, croit; 1re pl. creons; 2^e pl. crees; 3^e pl. creient, croient, craient.* Wer soll sich danach ein Bild von den Tatsachen und von ihrem Zusammenhange machen?

Während ich also diese Tabelle im Rahmen einer *grammaire sommaire* nicht loben kann, freue ich mich um so mehr, dafs die Verfasser auch eine Syntax aufgenommen haben, die mit reichlichen, selbstgewählten Beispielen über die wichtigsten Abweichungen von der Syntax des Neufranzösischen unterrichtet.

Der letzte Abschnitt, *Prononciation* betitelt, ist eigenartig und anregend. Er beginnt mit einer Übersicht über das Lautsystem des 9. bis 10. Jahrhunderts. Natürlich enthält diese manche problematische Aufstellungen: dafs damals *uou* in *fuou, ię̨u* in *jieu, lieu* vorhanden war, wird sich kaum beweisen lassen, solange uns die Denkmäler nur im Versinnern die Vertreter von *focum* und *locum* zeigen (§ 340 und 341). Die Geschichte der einzelnen Laute bis zum Ende der altfranzösischen Epoche wird dann ausführlich vorgetragen.

Den längsten Paragraphen widmen B. und S. der Demonstration des Satzes: *L'ū conserve la valeur latine ou jusque vers la fin du XIe siècle, à la tonique comme à l'atone* (328). Gegen diese Annahme hat inzwischen schon Suchier in der zweiten Auflage vom I. Band des *Grundrisses* (S. 729) gewichtige Bedenken geäufsert: er ist sogar überzeugt, dafs der Übergang von *ū* in *ü* nicht später eingetreten ist als im 4. Jahrhundert n. Chr. Wie immer auch die Frage beantwortet werden mag, so ist von den (sonst beachtenswerten) Gründen der Verfasser einer nach meinem Dafürhalten hinfällig. *Les mots empruntés par l'ancien haut allemand au gallo-roman pendant les IXe—Xe siècles ont un ū: mulhtra (lat. mulctra), mūl (lat. mulum). Au contraire les mots empruntés par l'allemand dans le XIIe siècle, ont ü: mütze < almuce, aumusse.* Sie berücksichtigen dabei nicht, dafs das Althochdeutsche selbst ein langes *ü* — gewöhnlich *iu* geschrieben — frühestens seit dem 10. Jahrhundert kennt (s. Braune, *Ahd. Grammatik*, 2. Aufl., Halle 1891, § 42 und 49). Bis dahin konnte es französisches *ü* nicht anders wiedergeben als durch *ū*, wie z. B. die Italiener heute noch tun.

Die Qualität von *ei* ist in dem Lautschema (§ 318) nicht bezeichnet. *La diphtongue èi* (*beivre, veine, feire, etc.*), liest man § 331, *a à peu près le son de ey' dans veille dès le XIe siècle; elle passe à òi du XIIe au XIIIe siècle, excepté devant une nasale ou une l mouillée: plein, conseil.* Zunächst gehören *veine* und *plein* gar nicht hierher, da sie den nasalen Diphthongen *ẽi* aufweisen, also nach § 345 zu beurteilen sind. Sodann ist es höchst bedenklich, für das 11. Jahrhundert die Aussprache *ęi* in *beivre, feire* (*feria*) usw. anzusetzen, also von der bewährten Annahme eines *ẹi* abzugehen. Wir würden nämlich zu dem völlig unwahrscheinlichen Schlufs kommen, dafs im Roland zwei *ęi* vorlägen, die nicht miteinander assonieren und auch nachher nicht zusammenfallen (aufser im Normannischen und in den südwestlichen Dialekten): jenes angebliche *ęi* aus betontem *ẹ* in offener Silbe oder mit angezogenem *i* — später *oi* — und das tatsächlich nachweisbare *ęi* aus *ai* — später *ę* —. Auch in bezug auf *eu* billige ich die ähnlichen Ausführungen der Verfasser nicht (§ 334), die nur *ęu* in der ganzen Zeit des Altfranzösischen kennen.

Breslau. Alfred Pillet.

Walter Bökemann, Französischer Euphemismus. Berlin 1904. VIII, 174 S.

Das Gebiet des Euphemismus, der gemilderten oder verhüllten Redeweise, scheint noch wenig durchforscht zu sein. Der Verfasser der vorliegenden, sehr fleifsigen und gründlichen Arbeit, einer erweiterten Berliner Dissertation, hat zwar mannigfaltige Definitionen des Euphemismus vorgefunden, die er zu prüfen und zu berichtigen nicht unterläfst; aber nirgends bezieht er sich auf eine umfassendere Vorarbeit, abgesehen von der einer besonderen Gattung von Euphemismen gewidmeten Sammlung, die unter dem Titel 'Verblümter Ausdruck und Wortspiel in altfranzösischer Rede' als Anhang zur zweiten Reihe der *Vermischten Beiträge zur französischen Grammatik* von A. Tobler gegeben ist, sowie der daselbst S. 192 zitierten Sammlungen von van Hamel und Nyrop, die ebenfalls nur spezielle Arten des Euphemismus in Betracht ziehen.

Der grofsen Schwierigkeit, die die reinliche Abgrenzung des Gebietes des Euphemismus von verwandten Spracherscheinungen bietet, ist sich der Verfasser wohl bewufst gewesen. An mehr als einer Stelle drückt er seinen Zweifel darüber aus, ob gewisse Ausdrucksweisen noch irgendwie als Euphemismus bezeichnet werden können, sei es hinsichtlich des Zustandekommens derselben oder der erzielten Wirkung. Wir wollen darauf, die Erwägungen Bökemanns ergänzend und weiterführend, etwas näher eingehen.

Der Begriff des Euphemismus setzt den einer normalen, direkten, unverhüllten Ausdrucksweise voraus. Aber von normalem Ausdruck zu deutlichem Euphemismus gibt es feine Übergänge. Jedes Wort hat neben seinem logischen Wert einen eigentümlichen Gefühlswert, durch den es euphemistischer Wirkung angenähert oder abgerückt wird. Sind nicht schon *salon, concierge, magazin, bonne, gouvernante* in ihrer gegenwärtigen Bedeutung Euphemismen — Bökemann zieht sie nicht in Betracht, trotzdem er dem Begriff des Euphemismus die äufserste Dehnbarkeit gibt —, die über die Eigenschaften des Winzigen, Unscheinbaren, Mifsachteten bei den bezeichneten Personen und Sachen hinwegtäuschen sollen? Ist anderseits im Deutschen die Bezeichnung 'Kammerjäger' für einen berufsmäfsigen Vertilger lästiger Lebewesen noch als Euphemismus anzusehen, wenn sie amtlich und von den diesen Beruf Ausübenden selber angewendet wird? Ist die Benennung eines Lumpensammlers als 'Naturforscher', eines ständigen Zuhörers bei strafgerichtlichen Verhandlungen als 'Kriminalstudent' Euphemismus oder nur humorvolles Spiel mit Wörtern und Begriffen? Es wird für die Entscheidung in solchen Fällen, wie es auch

Bökemann aus Anlaſs ähnlicher Fälle ausspricht, oft auf die individuelle Empfindung oder die Auffassung seitens einer Sprachgemeinschaft ankommen.

Wo sich für einen den Euphemismus begünstigenden Begriff wie z. B. 'sterben' sehr viele Verhüllungen und Umschreibungen finden, wird man nach dem Grade der erreichten Milderung oder Verhüllung eine Art Skala aufstellen können, zwischen deren Gliedern eine relative Euphemie stattfindet. 'Entschlafen' und 'verscheiden' sind beides Euphemismen; ersteres für unser Gefühl der stärkere; 'zur ewigen Freude eingehen' ist noch stärker. Wie steht es aber nun mit dem hierneben so ganz anders wirkenden 'ins Gras beiſsen', französisch '*mordre la poussière*'? Ist dies auch, wie Bökemann will, ein Euphemismus? Oder müſste man hier nicht wenigstens hinsichtlich des Gefühlswertes von etwas Entgegengesetztem, von Dysphemie, reden? Der Phantasie läſst diese Redensart, da Menschen nie anders als in Todesqual das Bezeichnete tun, keinen Spielraum, keine Wahl; vielmehr veranschaulicht sie durch eine Art pars pro toto das Sterben in abschreckender Weise. Immerhin wird auch hier die Absicht der Verhüllung, wenigstens ursprünglich, bestanden haben, wenn diese Verhüllung auch nicht mildernd zu wirken vermag. Noch eine andere Beispielgruppe möge zeigen, wie sich verhüllte Ausdrucksweise nach zwei entgegengesetzten Richtungen von der Wirkung direkter Sprechweise zu entfernen vermag. 'Sie kommt gewiſs, die Stunde, die uns nach der Zypresse ruft' ist Verhüllung mit erzielter Milderung. Moltkes am 14. Juli 1870 gesprochene Worte: 'Wenn ich unser Heer in diesem Kriege führen kann, so mag der Teufel dieses Gerippe holen' sind trotz der verhüllenden Form für den Gedanken des Sterbens von einer Wirkung, die der der Euphemismen wenigstens nach einer Seite hin entgegengesetzt ist. Man würde freilich in dieser Redeweise auch eine aus bescheidener Gesinnung flieſsende Selbstherabsetzung sehen können, aus der eine, von Bökemann nicht übersehene, Gruppe von Euphemismen herstammt.

Daſs die Unterbrechung einer begonnenen Rede, die Aposiopesis, in vielen Fällen euphemistisch gedacht ist und auch so wirkt, ist nicht zu bestreiten; vielleicht aber, ob das immer der Fall ist. Bökemann setzt seinen Beispielen das klassische *quos ego!* voran. Es fragt sich, ob hier und in manchen anderen Fällen das Verschweigen der den Ungehorsamen zugedachten Strafe, da es alle, auch die schlimmsten Möglichkeiten offen läſst, nicht eine Wirkung hervorbringt, die der Bezeichnung dieses Mittels als Euphemismus widerstrebt; wenn auch zugegeben werden muſs, daſs, wie Bökemann es ausdrückt, 'den Redenden nicht die Schuld trifft, wenn in der Vorstellung des anderen ein unerwünschtes Bild erwächst'. — Ähnlich ist es mit dem Ausdruck des Gedankens durch eine Gebärde, ein Verfahren, das Bökemann auch als Euphemismus hinstellt. Ein Berühren der Stirn kann viel stärker und verletzender wirken als ein noch so barsches 'du bist verrückt'. Der die Geste statt der Rede Wählende hat aber den leidigen Trost, eine Dysphemie vermieden zu haben.

Wo, wie in diesen beiden Fällen, die Absicht des Redenden erkennbar ist, sich selbst durch die Form der Gedankenäuſserung in Vorteil zu setzen, sich vor möglicher Anschuldigung zu bewahren, da wird man immerhin noch von Euphemismus reden dürfen. An die äuſserste Grenze dieses Gebietes wird man diejenigen hierhergezogenen Redeweisen setzen müssen, die übertreiben, ohne zu mildern. So, wenn für 'schielen' gesagt wird: *avoir un œil à Paris, l'autre à Pontoise.* Doch auch hier kann man noch insofern von Euphemie reden, als das Gefühl, das durch direkte Benennung des Häſslichen verletzt werden könnte, dadurch geschont wird, daſs die Phantasie des Hörers in ablenkender, wenn auch grotesker Weise, in Bewegung gesetzt wird, und die Vorstellung der gemeinten Sache erst auf Umwegen, durch einen Akt der Intelligenz, gewonnen wird.

Die vorstehenden Erwägungen deuten nach verschiedenen Richtungen hin die Schwierigkeiten an, welche einer Sammlung und Gruppierung der Euphemismen einer Sprache anhaften, Schwierigkeiten, die in der vorliegenden Arbeit durch eine sehr geschickte Gliederung des Stoffes gröfstenteils überwunden sind. Wir geben nunmehr, unter gelegentlichen Ergänzungen, einen Überblick über die Quellen, den Plan und den Inhalt des Buches, dessen Nutzen durch ein genaues Register noch hätte erhöht werden können.

Erstaunlich grofs ist die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Euphemismen, die der Verfasser aus der französischen Sprache von Rabelais ab vorführt. Als Quellen haben ihm, aufser Wörterbüchern, namentlich Rabelais, Molière und 26 moderne Romane gedient. Einige Ausbeute hätte auch Grüners *Dictionnaire de la causerie française*, sowie der Anhang zu Boissières *Dictionnaire analogique* geliefert, das von Sachs nicht benutzt worden ist. Es liegt in der Natur der Sache, dafs ein grofser Teil der gesammelten Euphemismen sich auf unerfreuliche oder, euphemistisch gesprochen, natürliche Dinge und Vorgänge bezieht. Die Einleitung, welche versucht, die Entwickelung des französischen Euphemismus in Beziehung zu setzen zu der Kultur- und Geistesgeschichte, namentlich im 17. Jahrhundert, ist der am wenigsten gelungene Teil des Buches. Der Verfasser zeigt sich hier völlig aufserstande, seinen Gedanken einen verständlichen Ausdruck zu geben: die acht Seiten der Einleitung sind für den Leser eine Tortur. Weniger mifslungen ist die kurze Auseinandersetzung über das Wesen des Euphemismus, obgleich auch hier der Verfasser nicht imstande ist, den deutlichen Ausdruck dafür zu finden, dafs er zum Einteilungsgrund für seine Sammlung von Euphemismen das verschiedene Verfahren wählt, durch welches der Redende die euphemistische Wirkung erzielt.

In Kap. I hören wir von der Änderung der Lautgestalt solcher Wörter, die man, namentlich aus religiöser Scheu, zu vermeiden wünscht. Dahin gehören die zahllosen, von Bökemann sehr sorgfältig untersuchten und gruppierten Entstellungen von *Dieu, sacrement, Notre-Dame, diable* und Verwandtes. Es folgen Änderungen anstöfsiger Wörter in Rede und Schrift. Zu der Umschreibung '*les cinq lettres*', wobei an das englische '*man of three letters*' erinnert wird, wäre noch zu stellen das französische '*sot en trois lettres*' (doch jedenfalls zur Unterscheidung von den gleichklingenden *sceau* und *seau*); auch das Deutsche hat Euphemismen dieser Art. Kap. II handelt von Beschränkung und Unterbrechung oder Abschwächung des Ausdrucks. Dies geschieht erstens durch Aposiopesis, wozu der Verfasser auch den Ersatz der Rede durch eine Geste stellt (das Beispiel S. 13 aus P. Mérimée stammt übrigens nicht aus *Colomba*, sondern aus *La prise de la redoute*); zweitens durch Verneinung von etwas Besserem, Harmloserem als das, was man im Sinne hat. Beispiele: 1) *Buvez, ou je vous* ...; 2) *Qu'allez-vous devenir tous les deux, quand je ne serai plus là?* Kap. III ist dem Anagramm und Wortspiel gewidmet. Ersteres kann freilich nur sehr uneigentlich als Euphemismus bezeichnet werden. Dagegen liefert das Wortspiel und die verblümte Rede, für deren Behandlung Bökemann Toblers obenerwähnte Arbeit für das Altfranzösische benutzen konnte, ein bedeutendes Kontingent an Euphemismen. Dem Ausdruck *Saint-Jean le Rond* (S. 54) liegen zwei ganz verschiedene Anschauungen zugrunde: die Wendung *être de la paroisse de St-Jean-le-Rond* = 'betrunken sein' hat schwerlich etwas mit der Verwendung von *St-Jean-le-Rond* - *cul* zu tun; sie beruht vielmehr auf dem Euphemismus *rond* - 'betrunken', den Bökemann nicht erwähnt (cf. Coppée, *Le Naufragé*: *le capitaine était toujours rond comme un œuf*). In Kap. IV, Euphemistische Ausdrucksart durch einen Begriff von weiterem Umfange, kommt die gebräuchlichste Art des französischen Euphemismus zur Dar-

stellung. Der Verfasser gliedert das Material in Bezeichnungen von Personen und solche von Sachen. Eine Person, deren Nennung man zu vermeiden wünscht, wird oft durch *on* bezeichnet. Zu solchem *on* läſst sich ein Prädikativum nicht nur im Femininum setzen, was Bökemann aus Molière belegt, sondern auch im Plural. So V. Hugo, *Souvenir de la nuit du 4*, v. 22: *On est donc des brigands?* — Die euphemistische Anwendung von *il* geht noch weiter, als es in den von Bökemann gesammelten Stellen geschieht (wo es sich überall um bekannte Personen handelt), in folgender Stelle aus R. Tœpffer, *La Peur*: *J'étais sous la voûte du ciel, qui seule, durant la nuit, n'inspire point de frayeur. J'avais autour de moi de l'espace et quelque clarté. S'il vient, pensais-je, je le verrai venir. — S'il vient! Attendiez-vous quelqu'un? — Sans aucun doute. — Et qui? — Celui qu'on attend quand on a peur. Et vous, n'eûtes-vous jamais peur? Le soir, autour de l'église, à l'écho de vos pas: la nuit, au plancher qui craque; en vous couchant, lorsqu'un genou sur le lit vous n'osiez retirer l'autre pied, crainte que, de dessous une main. ... Prenez la lumière, regardez bien: rien, personne. Posez la lumière, ne regardez plus: il y est de nouveau. C'est de celui-là que je parle.* — Zu den Fällen, wo Bökemann den Gebrauch von *il* und *lui* zwecks Vermeidung des Namens Napoléon belegt, ist noch zu stellen das Gedicht V. Hugos in den *Orientales*, das unter der Überschrift '*Lui*' den Genannten in vielen Strophen verherrlicht, ohne seinen Namen jemals auszusprechen. — Der Verfasser bespricht dann *l'autre, quelqu'un, certain, homme, monsieur, fille, femme, celui qui* (das, wie es scheint, sich nicht mit unvollständigem Relativsatz findet, wie etwa deutsches 'das ist derjenige, welcher!'). Es folgt die verhüllende Anwendung von *en* und *y*, von *le, ça, chose, quelque chose*, allein und mit andeutenden Zusätzen, *autre chose, part, ce que vous savez* und ähnliches, bei dem das zu Verhüllende sehr verschiedener Art sein kann. Aus Gründen der Übersichtlichkeit stellt Bökemann von hier ab den Begriff desjenigen voran, was gemildert werden soll, und führt dann die verschiedenen Euphemismen für jeden solchen Begriff auf. — Kap. V handelt von euphemistischer Ausdrucksart vermöge eines Vergleiches durch einen Begriff, der einem ganz anderen Gedankenkreise als das zu Bezeichnende angehört. Auch das reiche Material dieses Kapitels ordnet der Verfasser nach den Dingen an, die gemildert oder verhüllt werden sollen: eheliche Untreue, natürliche Funktionen, sittliche Verirrungen, Krankheiten, unsittliche Berufe, geistige und körperliche Mängel, Obdachlosigkeit u. s. f. Erstaunlich reich ist das Französische an Euphemismen für Sterben (ich vermisse: *tourner l'œil*, z. B. A. de Vigny, *Servitude* p. 55: *lorsque je viendrais à tourner l'œil, comme on dit poliment*), verhältnismäſsig arm an solchen für Trinken und Betrunkensein. Für die euphemistische Verwendung von Sprichwörtern, die eine so groſse Rolle im Niederdeutschen spielt, führt Bökemann nur wenige Beispiele auf. Mit Recht bildet er eine besondere Gruppe aus den Benennungen, welche in humoristischer Weise trivialen Dingen volltönende, prahlerische Namen geben. Dahin würde auch *meurtrir l'omoplate à quelqu'un* zu stellen sein, wo der Euphemismus durch Anwendung eines gelehrt klingenden Wortes zustande kommt. Interessant wäre eine Zusammenstellung der Euphemismen nach den Lebensgebieten, denen sie entnommen sind. Wie bezeichnend für den redelustigen Franzosen ist doch der Ausdruck *avoir une discussion avec le pavé* für 'hinfallen'. — Kap. VI behandelt unter dem Titel 'Indirekter Euphemismus' solche Ausdrucksweisen, bei denen der Hörer erst durch Nachdenken, durch geistiges Nacharbeiten das Gemeinte erkennen kann. Es ist schwer zu begreifen, weshalb der Ausdruck *lame de Saint-Crépin* für 'Schusterahle' in das V. Kapitel, dagegen *combats de Vénus* in das VI. gehören soll. Uns scheint auch in sehr vielen der in früheren Kapiteln aufgezählten Euphemismen das Gemeinte nur durch mehr oder weniger

intensive Reflexion erfaſst werden zu können. Die erste Unterabteilung von Kap. VI bringt 'Euphemismen mittels Anlehnung an Eigennamen aus antiker Mythologie, alter Sage und Geschichte, antiker Dichtung, aus der Geographie (z. B. *candidat pour Charenton*). Wir vermissen hier den bekannten Euphemismus: *le quart d'heure de Rabelais* zur Bezeichnung einer unangenehmen Situation, durch die man hindurchmuſs; ferner die *Agnès* aus Molière für ein beschränktes Mädchen. — Kap. VII ist den verschiedenen Arten der 'Umnennung' im engeren Sinne gewidmet. Vorangestellt ist die Benennung durch das Gegenteil (z. B. lat. Pontus Euxinus). Bökemann sagt hier S. 159: *sacré* vor dem Substantiv bedeute 'verdammt, verflucht'. Dies trifft für das 17. Jahrhundert noch nicht zu, sonst hätte Corneille nicht den Don Diego zu Don Gormas sagen lassen: *Joignons d'un sacré nœud ma maison à la vôtre.* — Eine zweite Art der Umnennung ist die mittels geräuschnachahmender und Refrain-Silben, sowie der Silbeneinschiebung in der Gaunersprache. Drittens werden unheimlichen Wesen ziemlich willkürliche Eigennamen gegeben (vgl. Freund Hein, frz. *le vieux Guillaume*; der Henker heiſst *Maître Jean-Guillaume*). Eine vierte Gruppe bildet Bökemann aus den Höflichkeitseuphemismen (*Dieu vous assiste* = ich kann nichts geben). Hierher stellt er auch die Milderung eines gebrauchten Wortes durch abschwächende Zusätze wie *révérence parler, s'il vous plaît.* An dieser Stelle hätte auch der Euphemismus Platz finden können, der in der Verwendung aller der Redensarten liegt, mit denen jemand seine Rede als lediglich subjektive Meinung hinstellt (*à mon avis, pour ainsi dire*), wie sie Goethe einmal für das Deutsche zusammengestellt hat (Ausg. von Gödeke VI, 411). — Besonders mannigfaltig und interessant sind die Umnennungen vom Standpunkt der Auffassung des Sprechenden. Bökemann führt unter seinen Beispielen mit Recht die berühmte Stelle aus Lukrez an, die Molière seinem *Misanthrope* (II, 4) einverleibt hat. Er erwähnt aber nicht, daſs ganze Gedichte ihren Schwerpunkt in solchen Umnennungen haben können. So, um deutsche Dichtungen dieser Art unerwähnt zu lassen, das Gedicht *L'aimable voleur* von G. Nadaud, wo der Räuber einem Reisenden seine Uhr mit den Worten abnimmt: *Si, par hasard, au coin d'un bois, Il me tombait entre les doigts, Un chronomètre de rencontre* ..., freilich aber diesem Euphemismus Nachdruck gibt durch den Zusatz: *D'ailleurs, j'ai là deux pistolets!*

Der Gegenstand, dem Bökemanns Arbeit gewidmet ist, ist seiner Natur nach unerschöpflich. Wir tragen zum Schluſs noch, wie es der Verfasser auch getan hat, einige uns kürzlich aufgestoſsene Euphemismen, die wir uns nicht erinnern können bei Bökemann gefunden zu haben, in bunter Reihenfolge nach. Sehr beleibte Personen heiſsen *les martyrs de la graisse*; eine gewisse Art von Ausflügen: *partir en partie fine*; tüchtig beim Essen zulangen: *être une bonne cuiller.* Don Rodrigue in dem *Cid* von Corneille kleidet seine Herausforderung an den Grafen Gormaz in die euphemistische Wendung: *A quatre pas d'ici je te le fais savoir.* 'Flatterhaft sein' wird ausgedrückt durch *voler le papillon.*

Kiel. **F. Kalepky.**

Max Walter, Der Gebrauch der Fremdsprache bei der Lektüre in den Oberklassen. Vortrag, gehalten auf dem XI. Deutschen Neuphilologentage zu Köln a. Rh. am 27. Mai 1904. Mit Ergänzungen und Anmerkungen. Marburg, Elwert, 1905. M. 0,70.

Der auf dem XI. Neuphilologentage zu Köln am 27. Mai 1904 gehaltene und mit groſsem Beifall aufgenommene Vortrag des Herrn Direktor Walter liegt nun, mit einigen Ergänzungen versehen, gedruckt vor. Viel war bereits in den letzten Jahrzehnten über die Anwendung der Reformmethode im fremdsprachlichen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen der

höheren Schulen gesprochen und geschrieben, und zahlreiche Erfahrungen waren auf diesem Gebiete schon gesammelt worden, so dafs man von einer bestimmten, auf ziemlich allgemein anerkannten Grundsätzen gegründeten Unterrichtsmethode sprechen konnte, in die sich jeder Lehrer ohne allzu grofse Schwierigkeiten einzuarbeiten imstande war. Spärlicher waren dagegen die Erfahrungen mit der neuen Methode in den oberen Klassen, weiter gingen hier die Meinungen auseinander, es fehlte noch eine feste Richtschnur, und es schien die Gefahr zu drohen, dafs das auf der Unter- und Mittelstufe mühsam Erarbeitete und Errungene auf der Oberstufe der alten Methode geopfert werden müfste und so gänzlich verlorengehen könnte. Ein Licht in dieses Dunkel warf dann endlich Klinghardts Buch und ferner Walters Schrift *Über den englischen Unterricht nach dem Frankfurter Lehrplan* (Marburg, Elwert, 1900), welche durch die vorliegende Broschüre eine wertvolle Ergänzung findet.

Der Verfasser stellt die beiden Fragen: 1) Wie hat der Lehrer den Text in der Klasse zu behandeln? und 2) Wie bereiten die Schüler den Text zu Hause vor? Die Beantwortung beider Fragen zeigt wesentliche und durchgreifende Unterschiede von der bisher allgemein üblichen Behandlung der Lektüre in den oberen Klassen.

Für die Verarbeitung des Textes in der Klasse stellt Walter sehr hohe Anforderungen an den Lehrer, denn dieser soll einen gröfseren Abschnitt entweder frei aus dem Gedächtnis vortragen, was Walter für das Idealste hält, oder wenigstens doch, wenn ihm das nicht möglich ist, das Lesestück den Schülern kunstvoll vorlesen. Ist der Text schwierig, so ist es geboten, denselben Satz für Satz an die Tafel schreiben zu lassen, also im Klassendiktat vorzunehmen. Die Schüler stellen dann fest, was ihnen unbekannt ist, worauf der Lehrer ihnen die neuen Ausdrücke möglichst in der fremden Sprache erklärt und durch Verarbeitung im Satzzusammenhang befestigt. Mit Recht legt Walter grofsen Wert darauf, dafs jedes neue Wort dem Schüler immer in der Verknüpfung mit schon Bekanntem geboten werde. Ist so die Aufgabe, welche an den Lehrer gestellt wird, nicht gering, so ist sie nicht minder schwierig für den Schüler, welcher nun, bei einem leichteren Text, diesen sofort wiedererzählen und an die Tafel schreiben soll, denn mündliche und schriftliche Darstellung müssen stets Hand in Hand gehen. Der Schüler soll befähigt sein, das, was er sprechen kann, auch sofort niederzuschreiben, er soll also nichts schreiben, was er nicht sprechen kann. Die mündliche Wiedergabe durch die Schüler geschieht in der Art, dafs einzelne Schüler das Gehörte frei vor der Klasse vortragen, damit sie sich an freies Sprechen gewöhnen. Die anderen Schüler machen sich Notizen über die Verstöfse des Vortragenden gegen Aussprache, Grammatik, Ausdruck und Inhalt und geben am Schlufs des Vortrages eine Kritik. 'Man mufs die Schüler zum Sprechen ermutigen, auf die Gefahr hin, dafs sie Fehler machen; besser falsch sprechen, als überhaupt nicht sprechen.' Darauf wird nach den eben angegebenen Gesichtspunkten das Schriftbild an der Tafel von der Klasse verbessert, womit Übungen im Ersatz des Ausdrucks durch gleichbedeutende Ausdrücke verbunden sind, damit der Schüler sich immer freier und selbständiger in der fremden Sprache bewegen lernt. Auch Sprachgeschichtliches und Etymologisches wird festgestellt, Ableitungen werden gebildet, das Grundwort wird gesucht, und rein grammatische Untersuchungen und Vergleiche mit anderen Sprachen werden angestellt. Für dieses Verfahren ist es notwendig, dafs in der Klasse mehrere Tafeln vorhanden sind, damit mehrere Schüler zu gleicher Zeit an der Tafel beschäftigt werden können. Der Lehrer ist verpflichtet, in jeder Stunde und möglichst viel schreiben zu lassen, damit diese Übung nicht vernachlässigt wird. Walter bemerkt ausdrücklich, dafs diese verschiedenen Übungen nicht alle in derselben Stunde vorgenommen werden sollen,

sondern daſs der Lehrer beliebig, je nach den Umständen, abwechsle, denn der Verfasser erblickt gerade darin einen groſsen Vorzug der neuen Methode, daſs der Lehrer mit möglichst groſser Bewegungsfreiheit einmal die eine, ein andermal eine andere Übung vornehmen kann, so daſs das langweilige Unterrichten nach einer einzigen bestimmten Schablone verhindert wird. So weit die Durchnahme des Textes in fremder Sprache in der Klasse.

In ihrer häuslichen Vorbereitung benutzen die Schüler in Frankfurt einsprachige Wörterbücher, und zwar für das Französische den kleinen Larousse und für das Englische Annandale, *The Concise English Dictionary* (London, Blackie and Son). [Auſser diesen empfiehlt Walter auch noch *Petit Larive et Fleury* (Paris, Delagrave) und Gazier (Paris, Colin) für das Französische, sowie Chambers' *Twentieth Century Dictionary of the English Language* (London, Chambers) für das Englische.] Ist die Erklärung eines Wortes in der fremden Sprache zu umständlich, so können die Schüler auch das deutsche Wort in ihr Präparationsheft eintragen; sonst aber müssen sie die fremdsprachliche Erklärung einschreiben und auch stets die neuen Ausdrücke im Satzzusammenhang angeben können. Sind die Schüler imstande, die fremdsprachliche Worterklärung ohne Niederschrift zu behalten, so kann man ihnen die Arbeit des Aufschreibens ersparen, und der Lehrer erspart sich dann die Mühe, die Vokabelhefte der Schüler immer wieder durchsehen zu müssen. Mit besonderem Fleiſs haben die Schüler den neuen Text zu lesen, um ihn, vor der Klasse stehend, ihren Mitschülern gut und sinngemäſs vorlesen zu können; diese notieren sich die Fehler, welche ihr Kamerad bei dem Lesen macht, worauf dann die Kritik folgt. Besonders ist den Schülern einzuschärfen, daſs sie bei der häuslichen Vorbereitung immer den Text laut lesen. Sie haben sich aber ferner auch den Inhalt des neuen Stückes so einzuprägen, daſs sie imstande sind, in der Klasse auf Fragen des Lehrers oder der Mitschüler zu antworten oder das Ganze vor der Klasse vorzutragen oder an die Tafel zu schreiben. Nach einiger Zeit werden gröſsere Abschnitte noch einmal zusammengefaſst, es werden Dispositionsübungen angestellt und Themata zum freien Vortrag gestellt. Stets aber müssen die Schüler gerüstet sein, den gelesenen Text auch in der Muttersprache wiederzugeben, und es werden gelegentlich Musterübersetzungen charakteristischer Stellen in das Deutsche angefertigt. Was also nach der alten Methode dauernd geschieht, geschieht nach der neuen gelegentlich, aber dann gründlich, und es wird Wert darauf gelegt, daſs die Übersetzung auch wirklich ein reines, musterhaftes Deutsch biete.

Nach des Verfassers Ansicht liegt in der steten Nötigung, welche bei dem überwiegenden Gebrauch der Fremdsprache dem Schüler aufgelegt wird, sofort den Inhalt des Gelesenen oder Gehörten zu erfassen und umgekehrt einen Gedanken sogleich in das fremde Gewand zu kleiden, eine groſse geistige Schulung, die schlieſslich auch dem Deutschen zugute kommt, da durch diese Methode eine gröſsere Schlagfertigkeit in der Auffassung und eine gröſsere Gewandtheit in der Form des sprachlichen Ausdrucks erzielt wird. Es wird anderseits die Gefahr vermieden, welche bei der alten Methode leicht eintritt, daſs nämlich der Schüler bei dem Übersetzen und dem ewigen Hin- und Herpendeln zwischen zwei Sprachen gar nicht dazu kommt, den Inhalt des Gelesenen richtig zu erfassen.

Eine möglichst groſse Beschränkung im Gebrauch der Muttersprache ist aber auch unerläſslich, wenn wir ohne Stundenvermehrung eine möglichst hohe Steigerung der Leistungen in den neueren Sprachen erzielen wollen. Es muſs das Verstehen mit dem Lesen zusammenfallen, damit die Schüler dazu angeregt werden, auch später noch gern Französisch und Englisch weiterzutreiben. Das soll das höchste Ziel sein, wel-

ches der Unterricht erreichen mufs: die Erweckung dieses starken Interesses. Um dieses im Schüler zu erhöhen, ist es wünschenswert, dafs die Klassenbibliotheken neben deutschen Büchern auch geeignete fremdsprachliche enthalten, welche den Schülern zur Privatlektüre in die Hand gegeben werden, und über die sie gelegentlich in der Klasse berichten müssen; an diese Berichte schliefst sich dann eine Besprechung in Form von Rede und Gegenrede. Freilich darf der Lehrer bei der grofsen Belastung unserer Schüler ihnen hierin nicht zu viel zumuten, aber eine Anregung zu einer solchen Privatlektüre wird gewifs manchmal auf guten Boden fallen. Um den Schüler an ein schnelles Erfassen des Inhalts zu gewöhnen, gibt es noch ein Mittel, nämlich die statarische Lektüre gelegentlich durch die kursorische zu ersetzen, welche den Schüler auf die gröfseren Aufgaben, die ihm das Leben stellen wird, vorbereitet. Schliefslich kann der Lehrer dem Schüler dadurch persönlich nähertreten, dafs er wichtige Tagesfragen in die fremdsprachliche Unterhaltung hineinzieht und die letztere durch Vorführung von Bildern aus Büchern und Zeitschriften noch mehr belebt. Es wächst so der Einflufs des Lehrers auf die Schüler, welche ihn immer mehr als Berater und Freund schätzen lernen. —

Die Gedanken, welche Herr Direktor Walter in dem besprochenen Vortrag, den ich auf dem Kölner Neuphilologentage mit Vergnügen gehört habe, entwickelte, und von deren praktischer Ausführung ich mich im vorigen Herbst persönlich in Frankfurt, wo ich verschiedenen Stunden in der Musterschule beiwohnte, überzeugen konnte, stellen gewifs an Lehrer und Schüler die höchsten Anforderungen und sind ein beredtes Zeugnis für die ideale Gesinnung, mit der Direktor Walter das Studium und den Unterricht der neueren Sprachen erfafst. Ob diese Gedanken aber, gerade weil sie aus einer so hohen Auffassung entsprungen sind, überall und ganz durchführbar sind, erscheint vielleicht zunächst manchem Leser der Walterschen Broschüre fraglich. Manch einer wird fürchten, dafs die Schüler bei dem blofsen Lesen des fremden Textes und der fremdsprachlichen Erklärung desselben sich leicht eine gewisse Oberflächlichkeit bei ihrem Arbeiten angewöhnen und nicht immer so tief in das Verständnis des Inhalts eindringen, als wenn der Text wörtlich und genau in die Muttersprache übertragen wird, ohne dafs dieses dabei eine kunstvolle Musterübersetzung zu sein braucht. Auch der Gebrauch der einsprachigen Wörterbücher und die Einführung der Reformausgaben mit Erläuterungen in der fremden Sprache wird manchem bedenklich erscheinen, denn was soll der Schüler z. B. anfangen, wenn er im Larive et Fleury für *chameau* die Erklärung findet: *Genre de grands mammifères ruminants ayant sur le dos une ou deux bosses volumineuses*, oder in den Erläuterungen zu Alges Ausgabe von Daudets *Le Petit Chose* in der Rofsbergschen Reformbibliothek für *'mémoires'*: *relation écrite par ceux qui ont pris part à des événements* (S. 45), oder für *'ruban'*: *les dames et les jeunes filles portent des rubans sur leurs chapeaux, dans les cheveux* (S. 39)? Der Schüler hat hier eine doppelte Arbeit, denn er mufs, nachdem er wahrscheinlich über diese französischen Erklärungen nachgedacht hat, ohne ihren Sinn zu ergründen, doch zu Sachs oder einem anderen französisch-deutschen Wörterbuche greifen, in welchem er dann durch ein einziges deutsches Wort plötzliche Klarheit erhält. Aber selbst wenn ein geschickter und kundiger Lehrer imstande ist, leichtere Texte in der fremden Sprache zu erläutern, so dürfte es deren doch nicht allzuviele geben, die dasselbe bei einer schweren Lektüre, etwa gar bei einem poetischen Werke, und dann noch in französischer und englischer Sprache auszuführen vermöchten. Es liegt die Gefahr nahe, dafs man sich mit einfacheren Schriftstellern begnügt, um die fremde Sprache ohne grofse Mühe gebrauchen zu können, wobei dann leicht das geistige Niveau der Klasse zu tief herab-

gedrückt werden kann, oder dafs die fremdsprachlichen Erklärungen schwierigerer Texte die Reinheit des sprachlichen Ausdrucks vermissen lassen und dann unklar bleiben.

Das alles sind Bedenken, die sich vielen aufdrängen werden, und die sicherlich nicht von der Hand zu weisen sind, wenn man in Erwägung zieht, dafs eine grofse Zahl von Schülern nur mittelmäfsig begabt ist, und dafs viele Lehrer, namentlich wenn sie mit vielen Unterrichtsstunden und anderen Arbeiten überlastet sind, nicht imstande sind, ein schwierigeres Lesestück in zwei fremden Sprachen, Französisch und Englisch, zu erklären. Trotzdem möchte ich doch die Waltersche Methode, auch in dieser ihrer Anwendung für die oberen Klassen, für die beste erklären, die zu versuchen und auszubauen unser aller höchstes Ziel sein müfste. Zwei Gründe scheinen mir für sie zu sprechen. Einmal ist sie die wirklich natürliche Methode, wenn man nämlich Französisch und Englisch in dem Sinne treibt, dafs die Schüler in diesen Stunden eben möglichst viel Französisch und Englisch lernen, und wenn man nicht die früher noch häufig verbreitete Ansicht teilt, dafs die Erlernung der fremden Sprachen vor allem zu einem besseren Verständnis der Muttersprache dienen soll. Ist aber das Können in der Fremdsprache das Hauptziel, so wird man zugeben müssen, dafs dieses um so besser erreicht wird, je mehr die Fremdsprache gebraucht wird und je weniger die Muttersprache störend dazwischentritt. Zweitens spricht aber für die Waltersche Methode auch ein praktischer Grund, nämlich die Berücksichtigung der geringen Stundenzahl, die dem Französischen und Englischen auf den Gymnasien und dem Französischen auf den Reform-Realgymnasien gewährt ist. Man mufs hier eben mit der Zeit geizen; jeder Augenblick ist kostbar und für die Fremdsprache auszunützen, wenn das hochgesteckte Ziel erreicht werden soll. Bei gutem Willen läfst sich hier auch sicherlich viel erreichen, und ein Versuch wird zeigen, dafs die allerdings grofse Mühe reichen Lohn bringt. Ich selbst habe anfänglich, als ich Walters Methode nur als Theoretiker beurteilen konnte, an der Möglichkeit ihrer Ausführung etwas gezweifelt, aber jetzt, nach praktischen Versuchen in der Obersekunda eines Reform-Realgymnasiums, sehe ich ein, wie sehr ein Unterricht in dieser Art die Schüler anregt, und wieviel Förderung er auch dem Lehrer gewährt. Die Arbeit wird leichter werden, wenn Münchs Wünsche für eine bessere Ausbildung der Neuphilologen und für eine Einschränkung ihrer Arbeitsleistung (s. Walter S. 18—19) sowie Borbeins Vorschlag einer Arbeitsteilung der Neuphilologen (Walter S. 21) erfüllt sein werden, und noch mehr, wenn vielleicht die Schüler der oberen Klassen durch das Zugeständnis von wahlfreien Fächern entlastet werden (Walter S. 30). Weitere Versuche und mehr Erfahrungen in den oberen Klassen werden, so hoffe ich, zu einer vielseitigen und individuellen Ausgestaltung der Unterrichtsmethode führen, denn hier mufs ein jeder möglichst selbständig und frei werden und sich nicht mit einer blofsen Schablone begnügen. Es ist doch in der Unterrichtskunst wie in den schönen Künsten, wo die Nachahmung häufig zur blofsen Manier wird.

Wilmersdorf-Berlin. J. Block.

Clemens Klöpper und Hermann Schmidt, Französische Stilistik für Deutsche. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1905. VII, 382 S. 8. M. 8.

Ich glaube, dafs jeder Neusprachler, der ein Verzeichnis eben erschienener Bücher überfliegt, sofort aufmerksam innehalten wird, wenn er als Buchtitel liest: Französische Stilistik. Er wird interessiert nach dem Namen des Verfassers sehen, der eine so ungeheure Aufgabe übernommen hat. Eine Stilistik soll doch noch etwas Höheres als eine eigentliche

Grammatik sein; sie ist doch zum mindesten der zusammenfassende Inbegriff, der Gipfel und die Krönung der Grammatik; und wer nicht einen klaren Überblick über die gesamten Ausdrucksmittel der Schriftsprache und der Umgangssprache hat, wird sich nicht unterfangen, eine Stilistik zu schreiben. — Er wird aber vor allem ein gesteigertes Interesse dem Werke selbst entgegenbringen. Er weifs ja aus vielfacher Erfahrung, dafs ein Satz unter Beobachtung aller grammatischen Regeln ganz korrekt gebaut sein, aber doch durch Härte und Schwerfälligkeit des Ausdrucks und der Wortfügung das Ohr des Eingeborenen verletzen kann. Ein Buch also, das geeignet wäre, ihm selbst den letzten Schliff zu geben, geeignet zugleich, ihm die Wege zu weisen, auf denen er andere anleiten könnte, zum Guten den Glanz und den Schimmer, zur äufseren Richtigkeit die Eleganz zu fügen, ein solches Buch müfste hochwillkommen sein.

Wer nun mit so hochgespannten Erwartungen die Stilistik von Klöpper und Schmidt in die Hand nimmt, wird sicherlich enttäuscht, so sehr er seine Freude an einzelnen Abschnitten mit ihren fleifsigen Zusammenstellungen haben mag. Nun sagen die Verfasser zwar bescheiden im Vorworte, sie mafsten sich nicht an, etwas durchaus Neues auf dem Gebiete der Sprachvergleichung gebracht zu haben. Aber man durfte doch auf alle Fälle erwarten, dafs das Gebrachte über das hinausrage, das schon andere geboten hatten. Das ist nun aber eigentlich nicht der Fall. Vielmehr sind all die Unzulänglichkeiten, die A. Tobler in seiner mustergültigen Besprechung *Archiv* CIII, S. 244 ff. für die *Französische Stilistik* von E. Franke (das einzige Werk, das in Betracht kommt) aufgezeigt hat, Zug um Zug auch in der neuen Stilistik von Klöpper und Schmidt zu finden, einige sogar in noch stärkerem Mafse.

Vor allem hätten die Verfasser sich doch klar sein müssen über den Inhalt und den Umfang ihrer Aufgabe. Eine grundsätzliche Auseinandersetzung über die sicherlich schwierige, aber wichtige Grundfrage, was in die eigentliche Grammatik, was in die Stilistik gehört, findet sich nirgends; die gelegentlichen Bemerkungen zu dieser Frage wirken eher verwirrend als klärend. Man vergleiche folgende Gegenüberstellungen: (Vorwort S. III) Jede Sprache hat ihre besonderen Mittel, Gedanken in Worte zu kleiden, im einzelnen sowohl wie hinsichtlich des gesamten Stils; (S. 6) In den Fällen nun, wo das deutsche Substantiv nicht durch ein französisches Substantiv wiedergegeben werden kann ..., oder wo es aus stilistischen Gründen nicht angebracht ist; (S. 101) In grammatisch-stilistischer und rein stilistischer Hinsicht behandeln wir nun das deutsche Verb im Verhältnis zum französischen nach folgenden Kategorien; (S. 119) Die Behandlung sämtlicher französischer Verben dieser Art überschreitet die Aufgabe der Stilistik und gehört mehr in das Gebiet der Lexikographie. Es kann sich daher hier nur um eine Zusammenstellung der wichtigsten dieser Verben handeln; (am Schlufs des folgenden, korrespondierenden Kapitels, S. 130) Die Zahl der deutschen Verben, die durch verschiedenartige französische gegeben werden, liefse sich noch bedeutend vermehren; doch wir brechen ab, da wir sonst auf das Gebiet der Synonymik geraten würden. Im allgemeinen scheint es, als ob die Verfasser alles das zur Stilistik rechnen, was vom Deutschen abweicht, vgl. z. B. S. 117 oben; in manchen Abschnitten aber, vor allem in dem, der die Überschrift trägt: 'Harmonie des Ausdrucks und die Belebung der Rede durch Tropen und Figuren' (S. 262—292), werden allgemeine, für alle Sprachen gleichmäfsig gültige Gesetze des Stils behandelt.

Bei solcher Unklarheit der Scheidung ist es nicht zu verwundern, dafs viele sprachliche Erscheinungen behandelt sind, die in die Grammatik oder das Wörterbuch gehören. Nun ist ja sicher, dafs es die Stilistik mit demselben sprachlichen Stoff zu tun hat wie die Grammatik. Über

diese Frage haben doch wohl Ries' Ausführungen in seinem Buche: *Was ist Syntax?* (Marburg 1894) S. 121 ff. volle Klarheit geschaffen. Verschieden sind nur die Gesichtspunkte, aus denen sie diesen Stoff behandeln. 'Die Stilistik wählt aus der vollständigen Grammatik das für ihre Zwecke Passende aus, gruppiert es neu unter ihrem Gesichtspunkt, dem der stilistischen Wirkung, und vereinigt es zu einem neuen selbständigen Ganzen' (Ries S. 127). Solche stilistischen Gesichtspunkte ergeben sich aus dem Hinblick auf die Eigenart, auf das Charakteristische einer Sprache; auf die Aufstellung solcher Gesichtspunkte (s. Ries S. 130; Lyon, *Kurzgefaſste deutsche Stilistik* S. 2 und 4), auf die Herausarbeitung solcher neuen, selbständigen Ganzen kommt es an. Daſs der Verfasser einer englischen Stilistik z. B. alle Fälle der für die englische Sprache so charakteristischen persönlichen Konstruktionen im Passiv zusammenfassend besprechen müſste, wird niemand bestreiten. Ebenso müſsten die für die französische Sprache so charakteristischen verschiedenen Infinitivkonstruktionen zusammenfassend gruppiert werden. Klöpper und Schmidt begnügen sich, an mehreren Stellen die Vorliebe des Franzosen für Infinitive und Infinitivkonstruktionen hervorzuheben; sie verabsäumen es aber, darzutun, welchen Einfluſs und welche Wirkung die Neigung für den Infinitiv auf den französischen Satzbau hat, und wie sie den Deutschen, der französisch sprechen und schreiben will, zwingt, seine Gedankengänge in besondere Zucht zu nehmen, ihn vor allem anhalten, nicht unnötigerweise mit dem Subjekt zu wechseln. Die Verfasser haben unzweifelhaft recht, wenn sie die Infinitivkonstruktionen unter den allgemeinen Gesichtspunkt des Strebens nach Klarheit und Deutlichkeit der Rede stellen (S. 311), und wenn sie unter demselben Gesichtspunkte die Herausstellung des Subjekts behandeln in Sätzen wie *Poniatowski, quoiqu'il n'eût point de commandement dans l'armée, rallia* ... (S. 307). Aber unter denselben Gesichtspunkt fallen meines Erachtens auch der Vorantritt des Subjekts im französischen direkten Fragesatz, die Herausstellung des Objekts in Sätzen wie *on imagine les raisons qu'il pouvait leur donner* (deutsch: man kann sich denken, welche Gründe ..., vgl. *Archiv* CV, 55 ff.) u. a. m. Die Stilistik von Kl. u. Sch. bestätigt, was mir schon durch die Frankesche klar geworden war: die für die eigentliche Grammatik übliche Einteilung des Sprachstoffes nach Wortarten und Satzbau läſst sich nicht ohne weiteres auf die Stilistik übertragen; vor allem deshalb nicht, weil durch diese Einteilung der Zerreiſsung zusammengehöriger Erscheinungen einerseits und Wiederholungen anderseits Tür und Tor geöffnet wird. Machen wir uns das an einem einfachen Beispiele klar. Die deutsche Sprache ist an altüberlieferten formelhaften Verbindungen sinnverwandter Wörter (wie Mann und Maus) sehr reich, und 'da durch sie ein Begriff in lebendiger Weise veranschaulicht und dem Gemüte näher gebracht wird (Lyon a. a. O. S. 14), so muſs von ihnen in einer Stilistik gesprochen werden. Sie fehlen nun auch im Französischen nicht, und es wäre sehr anregend, zu erfahren, in welchem Umfange sie hier existieren, woher sie stammen und welchen Begriffssphären sie angehören. Kl. u. Sch. sprechen von dieser Erscheinung nur kurz beim Substantiv, indem sie ein Beispiel anführen, wo ein deutsches Substantiv durch zwei französische, und zwei Beispiele, wo zwei deutsche Substantive durch ein französisches wiedergegeben werden (*le territoire* = Grund und Boden, *trouver moyen* = Mittel und Wege finden. Ich füge noch hinzu *sur place* = an Ort und Stelle, *de cette manière* = auf diese Art und Weise, *sans foi* = ohne Treu und Glauben, *son avoir* = sein Hab und Gut, *à bon droit* = mit Fug und Recht). Fälle aber wie *nul* = null und nichtig, *tout entier* = ganz und gar, *caresser* mit Sachobjekt = hegen und pflegen hätten die Verfasser an anderer Stelle behandeln müssen. Daſs sie zusammengehören, daſs sogar im selben Ka-

pitel Fälle wie *il faut bien* = man mufs wohl oder übel hätten zur Sprache kommen müssen, ist mir nicht zweifelhaft.

Nun ist noch ein anderer Umstand vorhanden, der der Willkür in der Anordnung, der Zerreifsung des Zusammengehörigen, den Wiederholungen den allergröfsten Vorschub leistet: die Verfasser gehen meistens nicht vom Französischen, sondern vom Deutschen aus, und das zum Teil von dem Deutschen, das sie erst, oft mit unnötiger Freiheit und sonst ungenau, aus den französischen Stellen, die angeführt werden sollen, gewonnen haben. So kommt es z. B., dafs die bekannten Verbindungen *se faire connaître, se faire aimer*, die doch sicherlich verbaler Natur sind, einmal beim Hauptwort (S. 32) und einmal beim Eigenschaftswort (S. 54) behandelt werden, und das blofs, weil sie das eine Mal wiedergegeben werden durch 'sich einen Namen machen, sich Liebe erwerben', das andere Mal durch 'sich bekannt, sich beliebt machen'. *C'était pitié de voir* reihen die Verfasser S. 45 unter die stilistischen Eigentümlichkeiten des Adjektivs, weil sie es übersetzen mit 'es ist schrecklich'. Ja, wenn man es nun übersetzte mit 'es ist ein Jammer' und dabei noch meinte, man habe den Gefühlswert des französischen Ausdrucks auf diese Weise besser getroffen? Ist 'er wird bei weitem nicht einwilligen' (S. 88), 'alles würde gut gehen ohne das Abtragen der Kleider' (= *tout irait bien ... sans les habits qui s'usent*) (S. 34), 'die Soldaten von Friand vor Semenowska aufgestellt, schlagen ...' (S. 296) gutes Deutsch? Ist das ein Deutsch, das über die Einordnung in bestimmte Kapitel entscheiden kann? Natürlich mufs in einer französischen Stilistik für Deutsche das Deutsche zur Vergleichung herangezogen werden; jede Stilistik beruht ja im letzten Grunde auf Vergleichung. Aber die Hauptsache bleibt doch, Sinn und Wesen der französischen Ausdrucksmittel und Darstellungsweise zu verstehen. Man kann nicht genug die Warnung Toblers (a. a. O. S. 246) beherzigen, 'die zahllosen Beispiele von Divergenz des Ausdrucks nach der Art des Ersatzes zu sondern, den bestimmte Arten der Wortverbindung in der anderen Sprache finden können', nicht genug seine Mahnung S. 247, 'im allgemeinen von der Vergleichung mit dem Deutschen abzusehen, Wörter, Formen, Funktionen, Wortgruppierungen blofs daraufhin anzusehen, was sie für den Franzosen sind'. Ja, auch die einzelnen Wörter! Welchen Gewinn kann es bringen, wenn S. 95 aufgezählt wird, auf wievielerlei Art 'als' wiedergegeben wird, und dabei so verschiedenartige Dinge wie *en, comme*; *étant, devenu*; *en tant que*; *plus de* zusammengewürfelt werden? Und ist es mehr als eine rein mechanische Sprachbehandlung, wenn in dem Abschnitte, der von den Präpositionen handelt, mechanisch aufgezählt wird, auf wie mannigfache Art an, auf, bei u. s. f. französisch übersetzt werden können; wenn dann weiterhin (S. 206—240) nach willkürlicher Auswahl in alphabetischer Reihenfolge 1) deutsche Verben, 2) deutsche Eigenschaftswörter, 3) deutsche Hauptwörter 'in Verbindung mit Präpositionen' aufgezählt werden? Wenn irgendwo, so mufste hier das rein Grammatische und Lexikalische vom Stilistischen geschieden und 'neue Ganze' stilistischer Geltung geschaffen, z. B. alle Fälle abweichender Raum- und Zeitanschauung zusammengefafst werden. Sollten aber die einzelnen Präpositionen systematisch behandelt werden, so mufste von den französischen Präpositionen ausgegangen und aus der Grundbedeutung die einzelnen Verwendungsgebiete abgeleitet werden.

Ebenso wie die Einteilung und Anordnung des Stoffes, so gibt auch die Ausführung im einzelnen zu mancherlei Ausstellungen Anlafs. Ich will nicht allzuviel Gewicht auf die Lücken legen. Da wird leicht der eine dies, der andere das vermissen. Die stilistische Kraft des nicht getrennten *c'est que* ist von den Verfassern nicht gewürdigt worden (vgl. Sätze wie: *Il est heureux que monsieur Bernard ne soit plus de ce monde.* —

Et pourquoi? — C'est qu'il serait pour mon fils un rival dangereux peut-être, M[lle] de la Seiglière I, 5; *ce qui est sûr, c'est que* ...; *si les nobles s'habillent en bourgeois, c'est qu'ils sont eux-mêmes devenus des bourgeois*, Taine, *Origines de la France contemporaine*). Die stilistisch wichtige Frage nach den mannigfachen Fällen, in denen der Franzose eine komparativische Wendung für einen deutschen Positiv oder einen Komparativsatz der Ungleichheit für einen im Deutschen üblichen der Gleichheit gebraucht, ist nur eben angerührt (S. 58). *Pourvu que* (= utinam), *puisque* an der Spitze von Hauptsätzen (vgl. A. Schulze, *Archiv* XCVIII, S. 363 ff.), charakteristische Partizipialkonstruktionen wie die mit *une fois* und ähnliches hätten Erwähnung verdient, ebenso die abweichende Gestaltung des Satzes im Hinblick auf die Negation und den Ausdruck der Allgemeinheit (vgl. Sätze wie *Que pareille chose arrive encore!* = dafs mir das nicht noch einmal geschieht!; *tout ce qui reluit n'est pas or*; *le maître de poste dont presque tous les chevaux avaient été mis en réquisition par notre cavalerie* = ... dessen Pferde fast alle ...); das Kapitel von der Ellipse wird mancher sehr mager finden und ungern eigenartige Wendungen wie *et dire* und *et penser, histoire de rire, rien qu'à le voir, le temps de dételer* u. a. m. vermissen. Recht lückenhaft ist auch das Kapitel vom Gebrauch der Zeiten (S. 147 ff.) geraten. Der stilistische Unterschied zwischen Passé défini (Schriftsprache) und Passé indéfini (Umgangssprache) auf der einen Seite und Imparfait auf der anderen ist nicht hinreichend beleuchtet (vgl. besonders Kalepky, *Der Unterschied zwischen Imparfait und Passé défini*, Progr. des Falk-Realgymnasiums, Berlin 1904). Sollten nun einmal die Funktionen der einzelnen Zeiten aufgezählt werden, so durfte das Futurum nicht fehlen, das Seeger das 'prophetische' genannt hat (vgl. Tobler, *V. B.* II, 124 ff.), und das deutsch am besten mit sollte wiedergegeben wird (vgl. folgende Sätze aus Taine a. a. O.: *Aussi l'exaltation qui commence ne sera guère qu'une ébullition de la cervelle, et l'idylle presque entière se jouera dans les salons. Il n'y eut jamais rien d'égal en histoire*; *pour la première fois, on va voir des brutes devenues folles travailler en grand*...). *Il a pu, dû pleurer* 'er mag, mufs geweint haben' wird nicht erwähnt, u. s. f. Ich möchte, wie gesagt, auf solche Lücken kein grofses Gewicht legen, vielmehr gern anerkennen, dafs die Verfasser eine reiche Fülle von Erscheinungen zur Sprache bringen. Doch kann über die Art, wie sie besprochen werden, leider nicht so milde hinweggegangen werden. Es fehlt fast durchweg an der erforderlichen Schärfe und Richtigkeit im Ausdruck und in der logischen oder psychologischen Analyse. Es ist charakteristisch, dafs ein Werk wie Toblers *Vermischte Beiträge* überhaupt nicht genannt wird. Auch Meders *Erläuterungen zur französischen Syntax* (Leipzig 1899) hätten öfter zu einer vertiefteren Auffassung der französischen Sprachverhältnisse führen können. Es sträubt sich förmlich das grammatische Gefühl, wenn wir S. 112 lesen: Es gibt manche deutsche reflexive Verba, die im Französischen *se* unbeschadet ihrer Bedeutung ablegen; oder S. 259: Mit Vorliebe verwendet die französische Sprache den partitiven Genitiv dazu, den Superlativ hervorzuheben, wo es gilt, den Ausdruck *'c'est un ouvrage des plus intéressants'* zu charakterisieren. Es ist auch eine recht unsorgsame Redeweise, wenn es S. 155 heifst: Das deutsche Possessivpronomen sein, ihr wird im Französischen durch *en* wiedergegeben 1. als Attribut eines vorangegangenen Subjekts (gemeint sind Sätze wie: diese Angelegenheit ist kitzlich, ihr Erfolg ist zweifelhaft); oder S. 160: *tel* dient zuweilen zur Wiedergabe des neutralen das (besser S. 259); oder S. 258: Die Betonung des durch erst und nur eingeschränkten Wortes geschieht im Französischen durch *ce n'est que ... que* oder durch *il n'y a que ... qui* oder *que*. S. 151 wird der Satz *il s'éveilla de bonne heure, et s'étant habillé tranquillement, il sortit seul* folgendermafsen analysiert: 'Stilistisch

wichtig ist noch, dafs im Französischen in der erzählenden Prosa gern das Partizip oder der Infinitiv eingefügt wird.' Dafs hier nicht *étant* für sich genommen werden darf, vielmehr der Gesamtsatz Gegenstand der Analyse sein mufs, dafs also der Satz nicht in den Abschnitt gehört, der von den Wortarten, sondern in den, der von den Satzarten handelt, wird ohne weiteres einleuchten. Als Satzart war auch die schon oben angeführte Ausdrucksweise zu behandeln: *sachons le projet qu'il médite* (deutsch: ... welchen Plan ...). Die Verfasser bringen sie beim Interrogativum zur Sprache und erläutern recht oberflächlich (S. 173): 'Zuweilen wird das deutsche Interrogativum durch eine relativische Wendung ersetzt.'

Es ist wohl überflüssig, noch weitere Beispiele anzuführen; zur Verfügung stehen noch viele.

Meines Erachtens hat die Stilistik am wenigsten mit dem Teile des Sprachgutes zu schaffen, das der einzelne nicht nach freier Wahl gestalten kann; oder hat es doch nur insofern damit zu tun, als dieser Teil des Sprachgutes sich mit einer charakteristischen Eigenart der Sprache oder der Nation verknüpfen läfst, wie die im Anfang berührten formelhaften Wendungen, wie die feststehenden Sprachmetaphern. Am meisten nun der individuellen Sprachgestaltung anheimgegeben ist der Satzbau, und die Form und der Anbau des Satzes wird die Hauptdomäne der Stilistik sein. Ich würde die Wortarten und Redeteile nebst der Wortbildung auch als Teile der Stilistik des einfachen Satzes behandeln. Kl. u. Sch. haben dem Satzbau auch mehr Aufmerksamkeit zugewandt als Franke. Aber was sie bringen, reicht bei weitem nicht aus und bleibt zu sehr an der Oberfläche. Ganz ihre Schuld ist das nicht; ich meine, es ist überhaupt verfrüht, eine französische Stilistik zu schreiben. Dazu müfsten die typischen Satzformen des Französischen in der Schriftsprache und in der Umgangssprache erst genauer durch Einzeluntersuchungen durchforscht werden. Hier läge ein schier unerschöpfliches Feld für angehende Doktoren.

Ich will zum Schlufs noch auf eine solcher Satzformen hinweisen. In Elsafs-Lothringen, z. B. in Metz, werden Schüler oder Schülerinnen französischer Nationalität stets geneigt sein, eine Aussage so anzufangen: Der Kaiser, als er dies gesagt hatte, gab ..., eine Aussage, der Schüler deutscher Nationalität derselben Klasse ohne weiteres diese Form gegeben hätten: Als der Kaiser dies gesagt hatte, gab er .... Wenn O. Brahm in seiner *Kleist-Biographie* (Berlin, Fontane & Ko.) S. 170 (und ähnlich öfter) sagt: Adam, während er Hals über Kopf Toilette macht, spricht etwas von ..., so wird man darin französischen Einflufs erkennen, besonders wenn sich noch andere Gallizismen bei diesem Schriftsteller finden. Für die normale deutsche Ausdrucksweise ist hierbei charakteristisch, dafs der Nebensatz an zwei Stellen stehen kann, einmal als Vordersatz zu Anfang des ganzen Gefüges (Während Adam Hals über Kopf Toilette macht, spricht er etwas von ...) oder aber gleich nach dem Verbum finitum (Adam spricht, während er Hals über Kopf Toilette macht, etwas von ...). Kl. u. Sch. sprechen von dieser Satzform (S. 304), und zwar in dem Kapitel, das von der 'Einheit und Klarheit der Periode' handelt. Es heifst dort: Ungleich dem Deutschen wird das Subjekt des Hauptsatzes, wenn es zugleich Subjekt des Nebensatzes ist, an den Anfang der Periode gestellt; dann folgt ein Nebensatz, in dem das Subjekt durch ein Pronomen wieder aufgenommen ist, oder eine Partizipialkonstruktion, und dann erst das Prädikat. Als Beispiele werden u. a. angeführt: *Thémistocle, arrivé à Lacédémone, ne voulut point ...*; *l'armée d'Annibal, lorsqu'elle entra en Italie, était beaucoup inférieure en nombre ....* Regel wie Beispiele erwecken den Eindruck, als wenn die Partizipialkonstruktion unter allen Umständen einem deutschen Nebensatz entspräche. Das ist

keineswegs der Fall. Auch wir haben gerade hier die Möglichkeit, einen Partizipialsatz anzuwenden: ein appositiver Partizipialsatz vor dem Subjekt ist durchaus im Geiste der deutschen Sprache; es ist ein gutes Deutsch, wenn wir sagen: Von den Russen geschlagen, beschliefst Gustav III. ...; In Sparta angekommen, wollte Themistokles .... Französisch heifst das dann am besten: *Gustave III battu par les Russes, résout* ... u. s. f. Noch ein weiteres aber haben Kl. u. Sch. nicht beachtet. Dieselbe Aussageform hat statt, wenn an Stelle eines Nebensatzes, eines appositiven Partizipialsatzes nur eine adverbiale Bestimmung vorhanden ist. Oder sollten Sätze wie *le Nil, après son inondation, laisse un limon fertile*; *Bonaparte, dans un mouvement d'impatience, prononça le mot de démission*; *Bonaparte, après la bataille des Pyramides, s'était trouvé maître de l'Egypte* nicht ganz dieselbe sprachliche Erscheinung darbieten? Man beachte auch, dafs wir im Deutschen wieder die Möglichkeit der vorhin gekennzeichneten doppelten Stellung haben: Nach seiner Überschwemmung läfst der Nil ..., oder unmittelbar nach dem Verbum finitum: Der Nil läfst nach seiner Überschwemmung .... Französisch ist es, wenn Brahm a. a. O. S. 274 sagt: Kleist mit seinem einzigen Bardenchore läfst die Erinnerung an Klopstock und seine Nachahmer weit zurück. Und wir alle haben eine französische Stileigentümlichkeit angenommen, wenn wir, wie wir jetzt so sehr geneigt sind, sagen: A. Darmesteter, in seinem Buche La Vie des Mots, behauptet .... Die Frage ist durchaus noch nicht erschöpft, aber was ich hier dartun wollte, ist wohl jetzt schon klar: Kl. und Sch. haben die Frage ganz einseitig behandelt; sie kann erschöpfend nur behandelt werden, wenn vom Französischen ausgegangen wird.

Die *Französische Stilistik* von Kl. und Sch. wird sich nichtsdestoweniger in mancher Beziehung als ein nützliches und lehrreiches Buch erweisen. Es wird sich als solches erweisen vor allem durch die mit Umsicht und Fleifs gesammelten Beispiele und durch die Reichhaltigkeit mancher Sammlungen.

Friedenau. E. Mackel.

Études sur l'historiographie espagnole: Georges Cirot, Mariana Historien. Bordeaux 1905. XV, 481 S. Frs. 15. (Bibliothèque de la Fondation Thiers. VIII.)

Das Schicksal, das Juan de Mariana, der gelehrte spanische Jesuit, bei der Nachwelt hatte, ist merkwürdig genug: der Ruhm, den sein historisches Werk erwarb, liefs vergessen, dafs er auf manchem anderen Felde des Wissens Hervorragendes und Eigenartiges geleistet hatte; wer von Mariana sprach, dachte an den Verfasser der *Historia general de España*. Als nun in späterer Zeit von solchen, die sich der Erforschung und Schilderung spanischer Geschichte widmeten, immer häufiger der Vorwurf erhoben wurde, dafs der berühmte Vorgänger doch zu leichtgläubig seinen Quellen alle möglichen Fabeln nacherzähle und ihnen den Schein unantastbarer Wahrheit verleihe, da wurde der, den man so gern den spanischen Tacitus genannt hatte, in Bausch und Bogen verdammt. Kaum dafs man ihm noch den Ruhm liefs, das von seinen Vorgängern aufgehäufte Material zwar unkritisch, aber doch in gutem Stil bearbeitet zu haben. Dabei blieb es denn auch, als Pi y Margall im Jahre 1854 den Denker Mariana förmlich neu entdeckte; dem Historiker machte der gelehrte Herausgeber der Werke in der *Biblioteca de autores españoles* wahrlich kein Kompliment, wenn er (S. XLVI) den Wert der *Historia* darin fand, dafs sie, wenn nicht die Entwickelung, doch die Beispielsammlung für das philosophische System ihres Verfassers sei.

Nun hat auch der Historiker Mariana in Cirot seinen Verteidiger

gefunden. Nicht als ob er den fruchtlosen Versuch gemacht hätte, das Werk seines Helden als modernen Ansprüchen noch genügende Darstellung der spanischen Geschichte zu empfehlen, aber den Vorwurf der Kritiklosigkeit und wissenschaftlichen Unzuverlässigkeit will er von ihm nehmen. Und dazu hat er sich mit gutem Rüstzeug versehen: zunächst ist ihm die gedruckte historische Literatur des Mittelalters und der Renaissance, soweit sie für seine Studien irgend in Frage kommt, vertraut (zu gleicher Zeit mit dem Marianabuch erschien von ihm ein Werk über die *Histoires générales d'Espagne*, ein anderes über die Vorgänger Marianas wird angekündigt), sodann ist aber auch sehr umfangreiches und wertvolles ungedrucktes Material (vor allem Marianas Manuskripte im *British Museum*) herangezogen und durch Abdruck in den Beilagen allgemein zugänglich gemacht; erst hierdurch werden Marianas Leben und Charakter, seine Beziehungen zu Zeitgenossen und die Entstehungszeit seiner Werke, endlich sein Prozeſs, alles Dinge, von denen man bis jetzt nur sehr unvollkommen unterrichtet war, einigermaſsen klar. Denn dafür haben wir dem Verfasser noch besonders zu danken, daſs er seine Aufgabe nicht bloſs vom fachwissenschaftlichen Standpunkt angriff, sondern, um den Historiker Mariana verteidigen zu können, den ganzen Menschen zu verstehen suchte. Dabei bleibt stets der oberste Gesichtspunkt, den der Titel angibt, gewahrt; wenn sich die Darstellung auch manchmal in behaglicher Breite ergeht, wird man ihr Überflüssiges kaum nachweisen können.

Der Stoff gliedert sich in drei groſse Abschnitte: daſs nach seinem Lebensgang und nach seinen nichthistorischen Werken Mariana Neigung und Fähigkeit zu wissenschaftlicher Kritik hatte, den Sinn für die Wahrheit, mochte sie auch geistlichen Vorgesetzten und weltlicher Obrigkeit wenig erfreulich sein, ist das Thema probandum des ersten Abschnittes, und es sei gleich hinzugefügt, daſs der Beweis zweifellos erbracht ist. Nachdem der Verfasser sich so seinen Boden bereitet hat, soll der Fortgang des Buches zeigen, daſs Mariana als Historiker sich nicht untreu geworden ist: der zweite Abschnitt, *Historique de l'Histoire d'Espagne*, erzählt von der Entstehung des groſsen Geschichtswerkes in seiner lateinischen und seiner spanischen Form, der Aufnahme bei Gelehrten und Laien, den verschiedenen Ausgaben und ihrem Werte, endlich von dem Urteil der Nachwelt und seinen Wandlungen; der dritte Abschnitt, *Valeur de l'Histoire etc.* betitelt, behandelt Marianas historische Methode, seine Quellen, seine Geschichtsauffassung, schlieſslich auch in drei besonders anziehenden Kapiteln seine Sprache und seinen Stil. Das Ziel dieser Abschnitte ist vor allem, den Standpunkt festzustellen, von dem Mariana aus beurteilt werden muſs, und das ist nicht der der absoluten Richtigkeit des von ihm Gebotenen. Der Jesuit, der in der Theologie, der Moralphilosophie, auch in der wissenschaftlichen Erforschung antiquarischer Fragen seinen Mann stellte, sah sich in der Geschichte selbst nicht als Forscher an; sein Ziel war erreicht, wenn er den Inhalt guter Quellen in angemessener Form wiedergab. Freilich, wer so Geschichte erzählen will, braucht Vorarbeiten, und die waren nicht für jede Periode der spanischen Geschichte vorhanden; hat nun Mariana in solchen Fällen dem ersten besten Gewährsmann leichtgläubig nacherzählt, oder hat er die Gelegenheit benutzt, historische Kritik zu üben, die sich ihm trotz seines bescheiden gesteckten Zieles förmlich aufdrang? Die Beispiele, durch die Cirot im Laufe seiner Untersuchungen Marianas Art zu arbeiten beleuchtet, genügen vollständig, um ihn gegen den so oft erhobenen Vorwurf schnellfertiger Vertrauensseligkeit zu schützen. Cirot geht noch weiter und faſst das Ergebnis seiner Untersuchungen in die Worte '(*Mariana*) *ne pensait composer qu'une œuvre de vulgarisation ... il a su faire de cette Histoire, jusqu'à un certain point, une œuvre de critique et de science.*' Hierzu seien einige Bemerkungen gestattet.

Liest man Cirots Kapitel III, 4: *L'information de Mariana*, so mag man freilich erstaunen über die Menge Quellenschriftsteller, die Mariana, obwohl er nur Kompilator sein wollte, heranzog; aber die Zahl der benutzten Quellen tut es nicht allein, es kommt doch sehr auf das Wie an. Danach hätte Cirot mehr fragen können. So scheint mir das Beispiel auf S. 320 f. wenig geeignet, den Ruhm des Historikers Mariana zu vermehren; wenn er bei seinem Bericht über römische Gesandtschaften an Hannibal mehr als eine Quelle (neben Livius auch Polybius) heranzog, so nahm er dabei auch eine Quellenkontamination vor, die wohl auch vom Standpunkte der Historiographie des 17. Jahrhunderts nicht zu billigen ist. Aber wichtiger deucht mich doch noch ein anderes. Cirots Liste der für die *Historia* benutzten Quellen scheint vor allem auf einem im Nachlaſs Marianas gefundenen Notizblatte (pag. 447), den Angaben im Index der lateinischen Ausgabe und am Rande der spanischen Ausgaben zu beruhen; eine Nachprüfung dieser Angaben hat wohl nicht immer stattgefunden. Und doch wäre das sehr nötig gewesen, wäre auch wohl geschehen, wenn dem belesenen Verfasser nicht eine sehr interessante Kritik des Historikers Mariana fremd geblieben wäre: diejenige, die ihm Ranke in *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber*[2] 60 ff. widmete. Da stellt der berühmte Historiker fest, daſs (in den Büchern 26—30) Mariana zwar 'des Anton von Lebrixa, des Peter Martyr, des Carajaval, des Alvar Gomez gedenkt', in Wirklichkeit aber 'alle wichtigen Nachrichten Marianas aus Zurita (*Anales de la Corona de Aragón*) genommen sind'. 'Ich habe sie beide (Mariana und Zurita) durchaus exzerpiert und kann beinahe nichts finden, wo Mariana eigentümlichen Berichten gefolgt wäre.' So scheint denn die Frage, in welchem Umfange Mariana über die direkte Vorlage hinaus 'zu den Quellen stieg', der Nachprüfung noch sehr bedürftig; leider hat Cirot diese nun nicht leicht gemacht. Niemand wird tadeln, daſs er die Tatsache mehr oder minder häufiger Quellenbenutzung zunächst an ihm geeignet erscheinenden Einzelbeispielen beweist; aber anstatt darauf einfach die Quellen ohne Andeutungen über ihre Wichtigkeit zusammenzustellen, hätte er doch wohl besser getan, nach einer etwas übersichtlicheren Anordnung zu streben. Wäre es nicht möglich gewesen, die Quellen um die Hauptvorlagen zu gruppieren? Also anzugeben, wem in den einzelnen Perioden der spanischen Geschichte Mariana den Lauf der Begebenheiten im wesentlichen nacherzählt, und dann hinzuzufügen, wo Cirot die Benutzung eigentlicher Quellenschriftsteller konstatiert oder sie auch nur vermutet hat? So würde der Leser nicht nur die Überzeugung davontragen, daſs Mariana mehr oder minder häufig wirkliche wissenschaftliche Arbeit geliefert hat, er würde auch ein genaueres Bild von dem Anteil erhalten, den der Historiker an dem Werke des Kompilators hat. Wie die Sache liegt, wird man sich auch für die letzten Bücher leicht diesen Anteil viel gröſser vorstellen, als er nach Ranke sein kann.

Wenn so Zweifel erlaubt sind, ob der Grad, bis zu dem Marianas Werk *'une œuvre de critique et de science'* ist, schon endgültig präzisiert ist, so soll damit der These an sich nichts abgemarktet werden; als bloſsen *zurcidor de frases* wird niemand mehr Mariana behandeln dürfen, davor scheint er mir durch die groſse Fülle von Einzeluntersuchungen, in der Cirot seinen Helden gegen alte und neue Tadler in Schutz nimmt, ein für allemal geborgen zu sein. Auch wenn der Verfasser dabei gelegentlich im Eifer für Mariana oder gegen seine Gegner zu weit geht, wird man im einzelnen wohl widersprechen, im ganzen ihm doch recht geben müssen.

Unter diesem Gesichtspunkte mögen folgende Einzelheiten aufgefaſst werden, die ich mir bei der Lektüre des Werkes als zweifelhaft oder doch näherer Aufklärung noch bedürftig angemerkt habe. Da ist zunächst die Frage nach dem Wert der einzelnen Ausgaben der spanischen *Historia*,

von denen drei zu Lebzeiten Marianas erschienen. Schon Herausgeber des 18. Jahrhunderts hielten die beiden jüngeren Ausgaben (von 1617 und 1623) nicht für authentisch, Cirot ist nur die Ausgabe von 1623 verdächtig, weil in ihr sich einige Stellen finden, die er für Interpolationen hält: Entlehnungen aus apokryphen Quellen, deren Wertlosigkeit Mariana wohl bekannt war. Nun beweist Cirot die Tatsache der Interpolation — und um die handelt es sich zunächst — so einleuchtend, wie derartiges eben bewiesen werden kann; aber damit scheint mir die Frage nach dem Werte der Ausgabe durchaus nicht erledigt. Ein Gesuch Marianas an Philipp IV. um Geldbeihilfe zum Druck (254) behauptet von dieser Ausgabe ausdrücklich, sie sei vermehrt und verbessert. Das schliefst nun die Möglichkeit von Interpolationen nicht aus — Mariana war alt geworden und hat vielleicht nicht selbst den Druck durch alle seine Stadien überwacht — aber es mufs doch gefragt werden, ob sich nicht Zusätze oder Veränderungen finden, die keine Interpolationen sind, der Ausgabe sogar ihren eigenen Wert geben. Darum genügt es wohl für Cirots nächsten Zweck, wenn er nur bei den aus irgendwelchem Grunde besprochenen Stellen den Text der verschiedenen Ausgaben vergleicht; für die Entscheidung über den Wert der einzelnen Drucke mufs eine umfassende Kollation als notwendig erscheinen. — Wer ist der Interpolator der Ausgabe von 1623? Ich glaube, dafs Cirot da Tamayo de Vargas zu schnell freispricht. Allerdings ist der Gedanke nicht sehr erfreulich, dafs derselbe Tamayo, der eine Verteidigungsschrift für Mariana gegen seinen Kritiker Pedro Mantuano verfafste, zum Fälscher am Werke des Meisters wurde. Aber die Verdachtsgründe gegen ihn (256 ff.) sind recht gravierend, und was Cirot für ihn vorbringt, ist wenig stichhaltig: eine der Änderungen widerspricht Tamayos sonst dargelegter Ansicht. Traut man aber dem Interpolator die Schlauheit zu, sich gerade stofflich ziemlich unwichtige Einzelheiten für seine Fälschungen herauszusuchen, um unliebsames augenblickliches Aufsehen zu vermeiden (253), so wird man ihm auch nicht zu viel Ehre antun, wenn man annimmt, dafs er gerade in solchem Widerspruch ein Mittel sah, sich selbst vor jedem Verdacht zu schützen. Damit bleibt also Tamayo der Meistbelastete; was Cirot gegen andere vorbringt, bleibt doch reine Konjektur. — Dagegen scheint mir jener Mantuano, der Verfasser der *Advertencias á la Historia de Juan de Mariana* (1611 und 1613), zu schlecht wegzukommen. Dafs der Kritiker nicht *'toute la bonne foi désirable'* zu seinem Unternehmen mitgebracht habe, halte ich nicht für erwiesen. Es wird ihm vorgeworfen, er habe sich mehrfach einseitig an den späteren spanischen Text gehalten, während ein Vergleich mit der älteren lateinischen Fassung ihm seinen Tadel als unbegründet oder doch nur die Güte der Übersetzung treffend hätte zeigen müssen. Dieser Argumentation vermag ich nicht zu folgen. Wenn (210 Anm.) die lateinische Fassung über den Todesort Konradins nichts berichtet, die spanische aber fälschlich Messina nennt, so hatte Mantuano vollkommen recht, das zu rügen; wenn die lateinische Ausgabe hat *Hannonem nunciarunt ... in Piceno agro cum copiis omnibus oppressum fuisse,* die spanische aber sagt *fue ... vencido, desbaratado, y muerto,* so scheint mir das kein Übersetzungsfehler zu sein, sondern ein Zusatz, den, wenn er falsch ist, das Lateinische nicht rechtfertigen kann. Ähnliches gilt doch auch von den anderen Beispielen; nur beim zweiten (Cäsars Tod, den die erste Fassung richtig auf die Iden des März legt, findet im spanischen Text am 7. März statt) handelt es sich augenscheinlich um ein blofses Versehen, das allerdings nicht als historischer Fehler hätte aufgemutzt werden sollen. Bei den anderen Vorwürfen wird man wenigstens leicht Milderungsgründe für Mantuanos Verfahren finden können: dafs er Quellennachweise Marianas wegliefs, läfst sich (bei dem Beispiel S. 212 Anm. 4 II 6 liegt es auf der Hand) daraus erklären, dafs Mariana die Meinung der Quelle ja zu seiner eigenen

zu machen schien; bedenklicher ist, dafs Mantuano in den *Advertencias* Stellen früherer Ausgaben monierte, die inzwischen im Druck von 1608 verbessert worden waren, und zwar, wie Cirot 179 f. wahrscheinlich macht, auf Grund eines ersten (verlorenen) Druckes von Mantuanos eigener Kritik. Doch auch hier erscheint das Verhalten des Kritikers wenigstens in milderem Lichte, wenn man die Ausführungen auf S. 176 berücksichtigt. Auf eine höfliche Übersendung seiner Kritik, der durch eine Bemerkung in der Vorrede jeder verletzende Stachel wenigstens genommen werden sollte, erhielt Mantuano von dem bärbeifsigen Mariana — man glaubt das treffliche, dem Buch beigegebene Porträt sprechen zu hören — eine derartig grobe und verächtliche Antwort, dafs er wohl zunächst nicht auf den Gedanken kommen konnte, seine Besserungsvorschläge könnten irgendwie berücksichtigt werden. Jedenfalls ist denkbar, dafs von nun an seine Kritik nicht mehr dem Werke, sondern dem Verfasser galt, und dafs er sich berechtigt glaubte, zur Charakteristik des Feindes auch inzwischen verbesserte Schnitzer blofszustellen. So wird sein Verhalten, wenn nicht entschuldbar, doch erklärlich. Cirot hätte vielleicht besser getan, mit Beiseiteschiebung des Persönlichen seines Helden Sache dadurch zu führen, dafs er die Kleinlichkeit dieser in Einzelheiten steckenbleibenden Kritik in den Vordergrund stellte: den glücklich gefundenen Splitter machte Mantuano zum Balken, für das Grofse der ganzen Leistung ging ihm und den meisten seiner Zeit, auch Tamayo, dem Verteidiger Marianas, der Blick ab. Die nächsten Jahrhunderte haben Mariana ja zunächst reichlich für die philisterhafte Beurteilung seiner Zeit entschädigt. Cirots Überblick (260 ff.) ist in dieser Beziehung recht interessant; ergänzend sei hier darauf hingewiesen, dafs der Spanier auch in Deutschland seine Verehrer fand: nachdem der auch sonst als Vermittler spanischen und deutschen Geisteslebens bekannte Publizist Friedrich Buchholz (1768—1843) in Woltmanns Zeitschrift *Geschichte und Politik* I 265 ff. (Berlin 1801) einen Artikel 'Über Mariana und einige seiner Werke' — nämlich die *Historia* und das Buch *De rege* — hatte erscheinen lassen, veröffentlichte er drei Jahre später noch eine Art historisch-philosophischen Roman: *Juan de Mariana, die Entwicklungsgeschichte eines Jesuiten* (Berlin 1804), der als Zeitdokument der Aufklärungsperiode einiges Interesse hat.

Zum Schlufs möge noch ein Wunsch ausgesprochen werden. Cirot betrachtet seine drei Bücher über die spanische Historiographie nur als Materialiensammlungen '*ils ne vaudront pas à eux tous un livre court et condensé sur ce beau sujet*' — das zu schreiben er aber anderen überlassen will. Das ist bedauerlich: niemand wäre dieser schönen Aufgabe besser gewachsen als Cirot, nicht nur sachlich — wer wäre ihm an Kenntnissen auf diesem Spezialgebiet gewachsen! — sondern auch formell; wer einen an sich trockenen Stoff, wie der des vorliegenden Buches immerhin ist, so anziehend zu behandeln weifs, der braucht keinen anderen zu suchen '*pour présenter les choses d'une façon plus agréable*'.

Schöneberg. A. Ludwig.

Verzeichnis
der vom 29. November 1905 bis zum 8. März 1906 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology. XXVII, 4, whole no. 104.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XI, 5—6 [F. Lentner, Über Volkstracht im Gebirge. — G. Polivka, Eine alte Schulanekdote und ähnliche Volksgeschichten. — A. John, Volkstümliches im 'Freischütz'. — Kleine Mitteilungen. — Ethnographische Chronik aus Österreich. — Besprechungen. — Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österr. Volkskunde].

Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft, hg. von Max Dessoir. I, 1 [Th. Lipps, Zur 'ästhetischen Mechanik'. — K. Lange, Die ästhetische Illusion im 18. Jahrh. — H. Riemann, Die Ausdruckskraft musikalischer Motive. — G. Simmel, Über die dritte Dimension in der Kunst. — H. Spitzer, Apollinische und dionysische Kunst. — Th. Poppe, Von Form und Formung in der Dichtkunst. — Besprechungen. — Schriftenverzeichnis für 1905].

Philosophische Wochenschrift und Literatur-Zeitung. I, 1 [H. Renner, Über Philosophie und ihre Popularität. — R. Eucken, Die Philosophie und das deutsche Publikum. — F. Berolzheimer, J. Kohler als Rechtsphilosoph. — B. Bauch, Zum Begriff der Erfahrung. — Selbstanzeigen. — Besprechungen. — Zeitschriftenschau].

Dilthey, W., Das Erlebnis und die Dichtung: Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. 4 Aufsätze. Leipzig, Teubner, 1906. 405 S. M. 4,80.

Oswald, Eugene, The legend of fair Helen as told by Homer, Goethe and others, a study. London, Murray, 1905. XII, 211 p. [In wohlgemeinter Begeisterung für die Goethesche Lichtgestalt, die im zweiten Teil des Faust die Schönheit des Altertums vertritt, als Persönlichkeit, nicht als Allegorie, hat Oswald, der renommierte Förderer der Goethe-Society, zu schildern unternommen, wie viele Sagenbildungen von ihr vorhanden sind. Die Poesie der verschiedensten Völker von Homer bis zur Gegenwart, die Musik und die Künste hat er ausgebeutet, von den alten Ägyptern ging er bis zu Lewis Morris, vom ernsten Dante zu Offenbach, um das schier unerschöpfliche Wachstum der Helenensage aufzudecken. Wenig ist nachzutragen. Die Anrede von Marlowes Faust an die Helena '*Was this the face that launched a thousand ships*' fand mehrfaches Echo bei Shakespeare, am deutlichsten in *All's well* I, 3, 74: *Was this fair face the cause why the Grecians sacked Troy?* Etwas ferner abstehend, doch immerhin noch nennenswert ist *Richard II* IV, 1, 283: *Was this the face that, like the sun, did make beholders wink? Was this the face that faced so many follies?* Ferner scheint Oswald eine Jugenddichtung von William Morris entgangen zu sein (bei Mackail, *Life of W. M.* I, 283), in der es sich um ihre Rückgewinnung durch Menelaus und ihre halb freiwillige Mithilfe bei der Erschlagung ihres dritten Gatten Deiphobus handelt: ein Fragment von barocker Kraft. Ein schönes Bild von D. G. Rossetti, Helene ein Halsjuwel sich ansteckend, schmückt das Buch.]

Finck, Franz Nikolaus, Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft. Halle, Rudolf Haupt, 1905. 55 S.

Taylor, Dr. Clifton O., Über das Verstehen von Worten und Sätzen. S.-A. aus der *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane*, hg. von Ebbinghaus & Nagel, 1905, S. 225—51.

Taubner, Kurt, Sprachwurzel-Bildungsgesetz und harmonische Weltanschauung. Berlin, W. H. Kühl, 1905. 36 S.

Lipperheide, Franz Freiherr von, Spruchwörterbuch, Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, von Zitaten, von Schnaderhüpfln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten usw., nach den Leitworten, sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben. In 20 monatlichen Lieferungen, je 3 Bogen fassend. 5. Lieferung. Berlin (W. 35, Potsdamerstr. 38) 1906. S. 193—240.

Schroeder, Otto, Vom papiernen Stil. 6. durchgesehene Auflage. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1906. VIII, 102 S. M. 2,80.

Zur Kunst. Ausgewählte Stücke moderner Prosa zur Kunstbetrachtung und zum Kunstgenufs, hg. von Dr. M. Spanier. Mit Einleitung, Anmerkungen und Bilderanhang. (Aus deutscher Wissenschaft u. Kunst.) Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. X, 148 S. M. 1,20.

Koltan, J., Für die akademische Freiheit! [S.-A. des Nachwortes aus den *Naturphilosophischen Strömungen:* E. Häckels monistische Weltansicht]. Zürich, Speidel, 1905. 19 S. M. 0,30.

Curčin, Dr. Milan, Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur. Leipzig, Fock, 1905. [Wiener Doktordissertation.] 220 S.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXVI, 11, 12; XXVII, 1, 2 (Nov. 1905—Febr. 1906).

Modern language notes. XX, 7 [R. Holbrook, The printed text of four fabliaux in the 'Recueil général et complet des fabliaux' compared with the readings in the Harleian ms. 2253. — M. W. Smith, The numbers in the ms. of the old English 'Judith'. — E. P. Morton, An 18th century translation of Ariosto. — D. Klein, A contribution to a bibliography of the medieval drama. — W. M. Belden, Heine's Sonnenuntergang and an American moon-myth. — E. E. Stoll, On the dates of some of Chapman's plays. — J. D. Bruner, Parallel situations in Hernani and Filippo. — K. Campbell, A neglected ms. of 'The prick of conscience'. — J. R. Effinger, Lemercier's Méléagre. — G. F. Swearingen, English orthography. — C. L. Nicolay, Francisco Pacheco and the Italians. — Albert Cook, Shakespeare, Hamlet 3. 4. 56. — Reviews. — Correspondence]. 8 [F. A. Wood, The origin of color-names. — E. H. Wilkins, Notes on the inflection of Spanish verbs. — R. C. Holbrook, Heg! Hay! Hay avant! and other Old French locutions used for driving beasts. — C. S. Northup, A bibliography of comparative literature. — C. J. Kullner, A passage in 'Hermann und Dorothea'. — W. O. Sypherd, Chaucer's eight years' sickness. — G. Norton, The use made by Montaigne of some special words. — Reviews. — Correspondence]. XXI, 1 [J. Adams, The sources of Ben Jonson's 'News from the new world discovered in the moon'. — M. A. Buchanan, Partinuplés de Bles. — A. S. Cook, Cynewulf, Christ 1820. — J. P. W. Crawford, Some notes on 'La constante Amarilis' of Christoval Suarez de Figueroa. — L. M. Harris, Macbeth's 'unmannerly breech'd with gore'. — C. S. Northup, A bibliography of comparative literature. — L. Pound, Arnold's sources for 'Sohrab and Rustum'. — P. M. Buck, Note on Milton's Comus. — E. N. S. Thompson, The 'Ludus Coventriae'. — E. E. Stoll, The influence of Jonson on Dekker. — Browne,

'Paw'; Havelock's Lament. — Reviews]. 2 [Leite de Vasconcellos, A rola viuva na poesia popular portuguesa. — O. M. Johnston, Sources of the lay of the 'Two lovers'. — F. A. Wood, Etymological notes. — A. F. Chamberlain, Preterite forms, etc. in the language of English-speaking children. — L. Cooper, A dissertation upon northern lights. — L. Foulet, The prologue of 'Sir Orfeo'. — A. S. Cook, 'Tempest' 2. 2. 28. — J. Walz, An English parallel to Klopstock's 'Hermannsschlacht'. — Reviews etc.].

Publications of the Modern Language Association of America. XX, 4 [A. C. L. Brown, The knight of the lion. — F. N. Scott, The scansion of prose-rhythm. — A. E. Jack, Thomas Kyd and the Ur-Hamlet. — J. L. Lowes, The prologue of the 'Legend of good women' considered in its chronological relations. — Appendix etc.].

Die neueren Sprachen ... hg. von W. Vietor. XIII, 8 [A. Schröer, Zu Spenser im Wandel der Zeiten. — R. J. Lloyd, Glides between Consonants in English (VIII). — H. Bornecque, Romans français à lire. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XIII, 9 [O. Jespersen, Zur Geschichte der Phonetik (Schlufs). — G. Huth, Rostands *Cyrano,* eine Bereicherung der französischen dramatischen Lektüre. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hg. von E. Hoffmann-Krayer und J. Jeanjaquet. IX, 4 [E. Bandi, Volkstümliche Handwerkerkunst und bäurische Zierformen. — Chr. Luchsinger, Das Molkereigerät in den Alpendialekten der roman. Schweiz (Schlufs). — A. Rossat, Les Paniers (suite). — S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. — Miszellen. — Bücheranzeigen. — Vereinschronik. — Register].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphilol. Verein in Helsingfors. Nr. 7/8, 1905 [J. Uschakoff, Die Einteilung der neuhochdeutschen starken Verben. — A. Wallensköld, Contribution à l'enseignement des verbes irréguliers en français. — Besprechungen. — Zeitschriften-Rundschau. — Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Modern philology. III, 3 [E. E. Stoll, Shakespeare, Marston, and the malcontent type. — E. J. Dubedont, Shakespeare et Voltaire; 'Othello' et 'Zaïre'. — J. Q. Adams, Greene's Menaphon and 'The Thracian wonder'. — L. Cooper, The Abyssinian paradise in Coleridge and Milton. — F. M. Josselyn, An obscure passage in Dante's 'Purgatory'. — A. D. Schoch, The difference in the middle English 'Romaunt of the rose' and their bearing upon Chaucer's authorship. — J. M. Manly, The lost leaf of 'Piers the Plowman'. — J. S. P. Tatlock, Chaucer and Dante. — J. J. Jusserand, Spenser's 'Twelve private morale vertues as Aristotle hath devised'. — D. B. Shumway, Indo-European I and E in Germanic].

Modern language teaching. I, 7 [R. J. Lloyd, On thinking in a foreign tongue. — Discussion column: The use and abuse of conversation in modern language instruction. — The Esperanto congress at Boulogne. — University of London: Holiday course for foreigners. — The vacation courses in modern languages in Edinburgh. — Examinations. — From here and there. — Editorial note]. 8 [Direktor Walter on the direct method. — Discussion column: The use and abuse of conversation in modern language instruction. — E. Miall, My little French class. — Suggestions for a modern French curriculum. — R. J. Lloyd, A summary of the grammar of the Esperanto language. — From here and there etc.]. II, 1 [Annual meeting of the Modern Language Association. — H. G. Atkins, On the comparison of opposite extremes. — D. L. Savory, The form-master system in public schools in relation to modern language teaching. — R. J. Lloyd, The uses and abuses of the Esperanto language. — Correspondence. — Reviews. — From here and there. — Good articles]. 2 [H. W. Atkinson, On thinking in a foreign language. — R. H. Allpress, On translation. — V. Partington, On the teaching of French phonetics. — V. E. Kastner,

Du symbolisme dans l'enseignement supérieur. — R. J. Lloyd, The uses and abuses of the Esperanto language. — Discussion column etc.].

Skandinavisk månadsrevy. I, 5 [Öberg, Det grundläggande språket. — G. Raphael, L'enseignement des langues vivantes en France. — Miscellanea. — H. Hungerland, Liliencron als Erzieher. — Dänische Lehrbücher der deutschen Sprache. — English books for schools etc.]. 6 [H. Hungerland, Das historische Studium der deutschen Sprache. — The Kipling reader. — Miscellanea. — Résolutions de l'Académie Française relatives à la simplification de l'orthographe. — Comptes rendues etc.].

The modern language review. I, 2 (Jan. 1906) [F. W. Moorman, The pre-Shakespearian ghost. — H. A. Rennert, Notes on some comedias of Lope de Vega. — W. Bang, Memorandums of the immortal Ben. — W. W. Jackson, On the interpretation of 'pareglio' in Dante. — A. E. Swaen, G. C. Moore Smith, A. B. McKerrow, Notes on 'The devil's charter' by Barnabe Barnes].

Brinkmann, Friedrich, Syntax des Französischen und Englischen in vergleichender Darstellung. 2. unveränderte Ausgabe des 1884 erschienenen Werkes. Braunschweig, Vieweg, 1906. Bd. I: XVII, 628 S. Bd. II: 920 S.

Hoffmann, P., L'expansion économique et la question des langues vivantes dans l'enseignement moyen et supérieur. Rapport présenté au Congrès international d'expansion écon. mondiale, Mons 1905, Section I. — Enseignement. 34 S.

Potel, M., Trois ans de méthode directe in: 'Bulletin mensuel de la Société des professeurs de langues vivantes', Décembre 1905. [Der Redner der Generalversammlung der *Soc. des prof. de langues vivantes* konstatiert, dafs die Unterrichtsreform von 1902 dem neusprachlichen Unterricht in Frankreich grofsen Gewinn gebracht habe. Die Stellung der *langues vivantes* sei im Mittelschulunterricht und in der Reifeprüfung eine viel bedeutendere und würdigere geworden. Die dabei vorgeschriebene Unterrichtsmethode habe sich bewährt. *Qui donc aujourd'hui parmi nous — je vous le demande — voudrait rayer la méthode directe de son enseignement?* Die heifsen Kämpfe seien vorüber, die Gegner haben sich, auf Grund der Erfahrungen, verständigt. Auf die rein praktische Spracherlernung der ersten Jahre folge ein Unterricht, der höhere wissenschaftliche Ansprüche stelle, einen neuen, lebensvolleren Betrieb der Grammatik darstelle (*la méthode directe ... a rénové les études grammaticales*), der vorläufig auch noch mit der Herübersetzung als Kontrollmittel arbeite, und in welchem man spreche nicht blofs um Sprechübungen zu machen, sondern *pour dire quelquechose et ce quelquechose, c'est le pays étranger, la vie du peuple qui l'habite et sa littérature.*]

Steinhausen, Georg, Germanische Kultur in der Urzeit. (Aus Natur und Geisteswelt, 75. Bändchen.) Leipzig, Teubner, 1905. 156 S. M. 1,25.

Streitberg, Wilhelm, Gotisches Elementarbuch. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage (Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher. I. Reihe: Grammatiken, Nr. 2). Heidelberg, Winter, 1906. XV, 351 S. M. 4,80.

Berg, Ruben Gison, Några anteckningar om några fall af attraktion I: Några Svenska arbeten [S.-A. aus *Nyfilologiska Sällskapets i Stockholm Publikation*]. Stockholm 1905. S. 127—154.

Östergren, Olof, Stiliska studier I: Törneros' språk (Upsala universitets årsskrift 1905). Upsala, Lundström, 1905. IX, 150 S.

Zeitschrift für deutsche Mundarten. I, 1 [O. Weise, Das prädikative Eigenschaftswort. Einige sprichwörtliche Redensarten. Küchenlatein. — G. Binz, Eine Probe der basellandschaftlichen Mundart aus dem 17. Jahrhundert. — L. Hertel, Erzählung in Suhler Mundart. — O. Heilig, Alte Flurbenennungen aus Baden. — W. Unseld, Schwäbische Sprichwörter und Redensarten. — L. Sütterlin, Sprache und Stil in Roseggers 'Waldschulmeister'. — W. Schoof, Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. — V. Hintner, Mundartliches aus Tirol. — Bücherbesprechungen. — Bücherschau].

Piquet, F., L'originalité de Gottfried de Strasbourg dans son poème de *Tristan et Isolde*. Etude de littérature comparée [Travaux et mémoires de l'Université de Lille. Nouvelle Série. I. Droit-Lettres. — Fasc. 5]. Lille, Siège de l'université, 1905. 380 S.

⁂ Anz, Heinrich, Die lateinischen Magierspiele. Untersuchungen und Texte zur Vorgeschichte des deutschen Weihnachtspiels. Leipzig, Hinrichs, 1905. VIII, 163 S. M. 4,50.

Kaulfuſs-Diesch, Carl Hermann, Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur älteren deutschen Bühnengeschichte (Probefahrten VII). Leipzig, Voigtländer, 1905. VIII, 236 S. M. 6.

Euling, Karl, Das Priamel bis Hans Rosenplüt. Studien zur Volkspoesie (Germanistische Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, hg. von Friedr. Voigt, 25. Heft). Breslau, Marcus, 1905. VIII, 583 S. M. 12.

Sahr, Julius, Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts, III: Von Brant bis Rollenhagen: Brant, Hutten, Fischart sowie Tierepos und Fabel, ausgewählt und erläutert (Sammlung Göschen Nr. 36). Leipzig, Göschen, 1905. 155 S. M. 0,80.

Gedichte von Otto Heinrich Grafen von Loeben. Ausgewählt und herausgeg. von Raimund Pissin (Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh.). Berlin, Behr, 1905. XVII, 171 S. M. 3.

Briefe von und an G. E. Lessing. In fünf Bänden. Hg. von Franz Muncker. Vierter Band: Briefe an Lessing aus den Jahren 1771—1773. Leipzig, Göschen, 1905. VI, 296 S. M. 5.

Bryant, Frank Egbert, On the limits of descriptive writing apropos of Lessing's Laocoon (Contributions to rhetorical theory, ed. by Fred Newton Scott, VI). Ann Arbor (Mich.) 1906. 43 S.

Thayer, Harvey Waterman, Laurence Sterne in Germany. A contribution to the study of the literary relations of England and Germany in the eighteenth century (Columbia University Germanic studies, II, I). New York, Columbia Press, 1905. 198 S. $ 1.

Braun, Wilhelm Alfred, Types of Weltschmerz in German poetry (Columbia University Germanic studies, II, II). New York, Columbia Univ. Press, 1905. 91 S. $ 1.

Bodmer, Dr. H., Goethe und der Zürichsee [S.-A. aus der *Neuen Zürcher Zeitung*]. Zürich 1905. 31 S.

Fries, Albert, Miszellen zu Goethe [S.-A. aus dem *Pädagog. Archiv* XLVII, 10, Okt. 1905]. S. 581—583.

Goethes Iphigenie auf Tauris, edited with introduction and notes by Max Winkler. New York, Holt, 1905. CV, 211 S.

Etudes sur Schiller, par MM. Ch. Schmidt, A. Fauconnet, Ch. Andler, Xavier Léon, E. Spenlé, F. Baldensperger, J. Dresch, A. Tibal, A. Ehrhard, Mme Talayrach d'Eckardt, H. Lichtenberger, A. Levy (Bibliothèque de philologie et de littérature modernes). Paris, Alcan, 1905. VII, 228 S. Fr. 4.

Kräger, Heinrich, Zu Schillers Gedächtnis. Rede, gehalten zu Düsseldorf am 9. Mai 1905. 16 S.

Fries, Albert, Miszellen zu Schiller (S.-A. aus dem *Pädagog. Archiv* XLVII, 718, Juli—Aug. 1905). S. 401—405.

Soergel, Albert, Ahasver-Dichtungen seit Goethe (Probefahrten VI). Leipzig, Voigtländer, 1905. VIII, 172 S. M. 4,80.

Ploch, Arthur, Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Leipzig, Scheffler, 1905. 224 S. M. 2.

Dresch, J., Une correspondance inédite de Karl Gutzkow, de Madame d'Agoult (comtesse de Charnacé) et d'Alexandre Weill [S.-A. aus der *Revue germanique* II, 1, 64—95]. Paris, Alcan, 1906.

Lyrische Andachten. Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter, gesammelt von Ferdinand **Gregori**. Buchschmuck von Fidus. Leipzig, Hesse [o. J.]. XXXII, 367 S.

Deutsche Lyrik seit Liliencron. Hg. von Hans **Bethge**. Mit 8 Bildnissen. Leipzig, Hesse [o. J.]. XXXII, 297 S.

Koltan, J., E. Häckels monistische Weltansicht. (Naturphilosophische Strömungen der Gegenwart in kritischen Darstellungen. Erste Folge.) Zürich, Speidel, 1905. 88 S. M. 1,50.

Deutsche Schulausgaben, hg. von Dr. Julius **Ziehen**. Dresden, Ehlermann [o. J.].

Nr. 34. Quellenbuch zur deutschen Geschichte von 1815 bis zur Gegenwart. Hg. von Dr. J. **Ziehen**. 187 S. M. 1,45.

Nr. 35. Goethes Gedankenlyrik. Hg. von Dr. Paul **Lorentz**. 162 S. M. 1,40.

Nr. 36. Körners Zriny. Hg. von Dr. H. **Schladebach**. 104 S. M. 0,80.

Nr. 37. Hebbelbuch. Auswahl von Gedichten und Prosa. Hg. von Dr. Paul **Lorentz**. 160 S. M. 1,20.

Zur Erdkunde. Proben erdkundlicher Darstellung für Schule und Haus, ausgewählt und erläutert von Dr. Felix **Lampe** [A. v. Humboldt, Über die Wasserfälle des Orinoco. — K. Ritter, Aus der Einleitung zur 'Erdkunde'. — O. Peschel, Der Zeitraum der grofsen Entdeckungen. — H. Barth, Reise in Adamana. — Richthofen, Aus China. — E. v. Drygalski, Die deutsche Südpolarexpedition. — A. Kirchhoff, Das Meer im Leben der Völker. — F. Ratzel, Deutschlands Lage und Raum. — J. Partsch, Das niederrheinische Gebirge. — K. v. d. Steinen, Die Indianer am Schingu]. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. 151 S. M. 1,20.

Zur Geschichte der deutschen Literatur. Proben literarhistorischer Darstellung für Schule und Haus, ausgewählt und erläutert von Dr. Rudolf **Wessely**. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. 169 S.

Tumlirz, Karl, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen. Wien, Tempsky, 1906. 145 S. 1 K 50 h.

Hölzels Wandbilder für den Anschauungs- und Sprachunterricht. Serie III, Blatt 11: Wien, aufgenommen von Fr. **Beck**. Mit einem Begleitwort von Prof. Dr. F. **Umlauft**. Gröfse des Bildes 142 : 92 cm. Wien, Hölzel, 1906. Auf Leinwand gespannt M. 8,50. [Die frühere Aufnahme von Wien in Hölzels Städtebildern, die einen Blick auf die Millionenstadt nur aus der Ferne, vom Abhange des Kahlengebirges aus, wiedergab, ist vergriffen und jetzt durch eine ganz neue Aufnahme ersetzt, wobei der Beschauer vor der Oper gedacht ist, natürlich in Vogelhöhe. Das Strafsennetz der inneren Stadt, der Deutlichkeit halber etwas vereinfacht, bildet das Zentrum; das dunkle Gestein des Stephansturmes überragt das ganze Gewirr mit beherrschender Wucht. Dahinter sticht zuerst das schmale Silberband des Donaukanals hervor, noch weiter rückwärts das breitere des Donaustromes. Nach links zu erheben sich Kahlenberg und Leopoldsberg. Warum die Stadt gerade hier entstand, wo die Donau aus den letzten Ausläufern der Alpen hervorbricht, welche Stellung sie gegenüber den drohenden Magyaren im Osten einnahm, und wie das Gelände beschaffen war, auf dem sich 1683 die entscheidende Türken-

schlacht abspielte, wird hier auf grofsartige Weise sichtbar. Es ist ein schönes und lehrreiches Bild, das nicht blofs österreichischen Schülern zum Vorteil gereichen wird. — In dem Begleitwort des Prof. Umlauft sind die wichtigsten Ereignisse aus der Stadtgeschichte knapp erwähnt, mit besonderem Akzent auf der Schaffung von Grofs-Wien.]

Englische Studien. XXXV, 3 [J. Weightman, Vowel-levelling in Early Kentish, and the use of the symbol ę in OE. charters. — P. Lendeertz jr., Die Quellen der ältesten mittelengl. Version der Assumptio Mariae. — Fr. Brie, Zum Fortleben der Havelocksage. — H. Willert, Vom Gerundium]. XXXVI, 1 [M. Förster, Eine nordengl. Cato-Version. — Ch. W. Wallace, New Shakespeare documents. — A. Greeff, Byron's Lucifer. — A. Western, Some remarks on the use of English adverbs. — P. Fijn van Draat, After].

Anglia. XXVIII, 4 [H. Guskar, Fletchers Monsieur Thomas und seine Quellen. — E. Flügel, Eine mittelenglische Claudian-Übersetzung (1445). — Fr. Klaeber, Notizen zur Texterklärung des Beowulf. – Fr. Klaeber, Zum Beowulf. — H. A. Evans, A Shakespearian controversy of the eighteenth century. — W. Horn, Zur engl. Grammatik. — E. Einenkel, Zum engl. Indefinitum. — E. Einenkel, A friend of mine].

Beiblatt zur Anglia. X, 10—12. XVII, 1, 2.

Bonner Beiträge. XVII [Brüters, Otto, Über einige Beziehungen zwischen altsächsischer und altenglischer Dichtung. — Bülbring, Karl Daniel, Die Schreibung des *eo* im Ormulum. — Heuser, Wilhelm, Das frühmittelenglische Josephslied. — Trautmann, Moritz, Nachträgliches zu Finn und Hildebrand. Der Heliand eine Übersetzung aus dem Altenglischen. Auch zum Beowulf (ein Grufs an Herrn Eduard Sievers). Die Auflösung des 11. (9.) Rätsels. Die neueste Beowulf-Ausgabe und die altenglische Verslehre]. 191 S. M. 6. — XIX [Ostermann, Hermann, Lautlehre des germ. Wortschatzes in der von Morton herausgegebenen Handschrift der Ancren riwle. — Williams, Irene, A grammatical investigation of the Old Kentish Glosses. — Trautmann, Moritz, Alte und neue Antworten auf altenglische Rätsel; Hasu]. 218 S. M. 7. — XXI [Wilkes, J., Lautlehre zu Ælfrics Heptateuch und Buch Hiob]. 176 S. M. 5,60.

Scottish historical review. III, 10 [A. Lang, Portraits and jewels of Mary Stuart. — H. Brown, The Scottish nobility and their part in the national history. — T. F. Henderson, 'Charlie he's my darling', and other Burns' originals. — J. Edwards, Greyfriars in Glasgow. — J. H. Round, The Ruthven of Freeland barony. — H. Bingham, The early history of the Scots Darien Company. — Sir Herbert Maxwell, The 'Scalacronica' of Sir Thomas Gray. — Reviews. – Queries. — Notes etc.].

Bausteine, Zeitschrift für neuenglische Wortforschung. I, 2 [L. Kellner, Beiträge zur neuenglischen Lexikographie. — H. Richter, Chattertons Rowley-Sprache (Schlufs). — G. Krüger, Shakespeareana. — J. Ellinger, Der doppelte Akkusativ oder Nominativ im heutigen Englisch. — H. Ullrich, Nachträge zu Murets Wörterbuch. — J. Hatschek, Der parlamentarische Ausdruck 'Session'. — Kleine Notizen. — Fragen und Antworten. — Bücherschau. -- Plauderecke]. 3 [R. Dyboski, Die Sprache Tennysons. — G. Reiniger, Ergänzungen zu E. W. Eitzens Commercial Dictionary. — R. Brotanek, Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Lexikographie im Jahre 1903. — R. Dyboski, Zur Wortbildung in Tennysons Jugendgedichten, etc.].

Renton, William, Outlines of English literature, with diagramms. London, Murray, 1905. XI, 248 S.

Clark, J. Scott, A study of English prose-writers, a laboratory method. New York, Scribener, 1904. XV, 879 S. [Mit eigenartigem Streben

nach Unbefangenheit und Vollständigkeit sind hier 21 englische und 5 amerikanische Schriftsteller von Francis Bacon bis herab zu John Ruskin auf ihren Stil hin beschrieben. Jener dieser Autoren ist für sich behandelt: zuerst erhalten wir eine kurze Lebensbeschreibung, dann ein Verzeichnis der Schriften, die über seinen Stil irgendwelche Urteile enthalten, dann *particular characteristics*, und zwar sind letztere aus den vorgenannten stilistischen Urteilen abstrahiert. Jede Eigenschaft, die den meisten Beurteilern und am meisten auffiel, ist vorangestellt; also bei Bacon *conciseness*, bei Milton *magnificence*, bei Bunyan *terseness*, bei Addison *elegance*, bei Steele *colloquial ease*, bei Defoe *minuteness*, bei Swift *caustic satire*, *impatience of absurdity*, bei Goldsmith *graceful ease*, bei Johnson *latinised diction*, bei Burke *impatient eloquence*, bei Lamb *quaintness*, bei Walter Scott *vivid personal portraiture*, bei De Quincey *excessive qualification and suspense*, bei Macaulay *fondness for contrast, balance, point and epigramm*, bei Thackeray *hatred of shams*, bei Newman *finish*, bei Matthew Arnold *literary inside*, bei Carlyle *free coinage and verbal excentricities*, bei George Eliot *psychological analysis of character*, bei Dickens *caricature*, bei Ruskin *descriptive power*. Indem Clark die Werturteile anderer summierte, hat er nach möglichst vielseitiger und objektiver Charakteristik gestrebt; sicherlich nicht ohne Erfolg. Auf die Haupteigenschaft folgen mehr oder minder viele Nebeneigenschaften, illustriert durch einige bezeichnende Sätze aus dem Autor selbst. Wir erhalten hiermit eine Art von arithmetischer Prosaästhetik, die dem Lehrer der englischen Literatur treffende Ausdrücke an die Hand gibt und auch dem literarhistorischen Forscher zu denken gibt.]

Jespersen, Otto, Growth and structure of the English language. Leipzig, Teubner, 1905. IV, 260 S. M. 3.

Schön, Eduard, Die Bildung des Adjektivs im Altenglischen (Kieler Studien zur engl. Philologie, hg. von F. Holthausen, Neue Folge, Heft 2). Kiel, Cordes, 1905. 110 S. M. 3.

Schuldt, Claus, Die Bildung der schwachen Verba im Altenglischen (Kieler Studien zur engl. Philologie, hg. von F. Holthausen, Neue Folge, Heft 1). Kiel, Cordes, 1905. 95 S. M. 2,50.

Stofsberg, Franz, Die Sprache des altenglischen Martyrologiums. Bonn, Hanstein, 1905. 167 S. M. 4.

Trilsbach, Gustav, Die Lautlehre der spätwestsächsischen Evangelien. Bonn, Hanstein, 1905. 173 S. M. 4.

Palmgren, Carl, English gradation-nouns in their relation to strong verbs. Inauguraldissertation. Upsala, Appelberg, 1904. 92 S.

Neues und vollständiges Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache von Dr. F. W. Thieme. 18. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. Leon Kellner. Zweiter Teil, Deutsch-Englisch. Braunschweig, Vieweg, 1905. XLIV, 597 S. M. 6.

Beowulf, Alteugl. Heldengedicht, übersetzt und mit Einleitung und Erläuterungen versehen von Paul Vogt. Mit einer Karte der Nord- und Ostseeküsten. Halle a. S., Buchhdlg. d. Waisenh., 1905. 103 S. M. 1,50.

Schleich, G., Sir Eglamour (Palaestra LIII). Berlin, Mayer & Müller, 1906. 160 S. M. 4,50.

Lowes, John Livingston, The prologue to the 'Legend of good women' considered in its chronological relations. [Reprinted from the *Publications of the Modern Language Association of America* XX, 4.] Modern Language Association of America, 1905. S. 749—864.

French, John C., The problem of the two prologues to Chaucer's Legend of good women. Johns Hopkins Univ. diss. Baltimore, Furst, 1905. 100 p. [Nochmals wird die Frage mit Genauigkeit behandelt, ob G ein erster Entwurf war, wie Skeat sofort behauptete, oder eine spätere Umformung, wie ten Brink wollte. Sinn, Satzbau und Metrik sind für

French deutliche Zeugen der ersteren Auffassung. Nach ihm wurde G vom Dichter später umgeformt, um die Königin Anna als *daisy* und Alcestis zu preisen, wahrscheinlich nicht viel später. Sollten ten Brink, Koeppel u. a. dies auf der Oberfläche liegende Argument wirklich übersehen haben? Den unfertigen Zustand von G leugnet niemand; die Frage ist nur, ob G die Grundlage des ersten oder des zweiten Entwurfes war. Die Ansicht von French ist natürlicher, die von ten Brink deshalb noch nicht unmöglich. Der Stil ist eben in chronologischen Dingen, wie bei Echtheitsfragen, ein sehr unsicherer Führer, während er, wenn die chronologische Reihenfolge feststeht, für die Entwickelung des Autors der Kronzeuge ist.]

Vocabularium latino-anglicum saeculo quinto decimo compositum e manuscripto Musei Britannici edidit Hermannus Varnhagen. Universitätsschrift. Erlangen 1905. 27 S.

Brie, Friedrich W. D., Geschichte und Quellen der mittelenglischen Prosachronik The Brute of England oder The chronicles of England. Marburg, Elwert, 1905. VIII, 130 S.

Baeske, Wilhelm, Oldcastle-Falstaff in der englischen Literatur bis zu Shakespeare (Palaestra Bd. L). Berlin, Mayer & Müller, 1905. VI, 119 S. M. 3,60.

Dowden, Edward, Shakespeare. Deutsch von Paul Tausig (Max Hesses Volksbücherei 245—247: Dichter und Denker II). Leipzig, Max Hesse [o. J.]. 200 S. M. 0,60.

Franz, Wilhelm, Orthographie, Lautgebung und Wortbildung in den Werken Shakespeares mit Ausspracheproben. Heidelberg, Winter, 1905. VI, 125 S.

Vershofen, Wilhelm, Charakterisierung durch Mithandelnde in Shakespeares Dramen (Bonner Beiträge, XX). Bonn, Hanstein, 1905. 157 S. M. 5.

Garth's 'Dispensary'. Kritische Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Wilh. Jos. Leicht (Engl. Textbibliothek, hg. von Hoops, Nr. 10). Heidelberg, Winter, 1905. VIII, 175 S. M. 2,40.

Varnhagen, Hermann, Über Byrons dramatisches Bruchstück 'Der umgestaltete Mifsgestaltete'. Rede beim Antritt des Prorektorates der Universität Erlangen. Erlangen, Junge, 1905. 27 S. M. 0,80.

Leonard, W. E., Byron and Byronism in America. Columbia Univ. diss. Boston 1905. VI, 126 p. [*Sub-literary* nennt Leonard mit einem bezeichnenden Wort den Einflufs auf die amerikanische Literatur, denn eine Menge unbedeutender Zeitschriften, Dichter und Kritiker, haben ihn vermittelt, während von namhaften Autoren nur Poe ein eigentliches Verhältnis zu ihm hatte. Der puritanische Geist Amerikas war dem Autor des 'Don Juan' im innersten Wesen abgekehrt. Das zeigte sich z. B. in einer Anzeige dieses Epos im Portfolio 1823: es sei *a terrible poem for youthful readers — the work of a titled profligate — sneers at that character on which in the female sex the happiness of life depends, a virtuous and modest woman* (p. 24). Daneben gab es jenseits des Ozeans zwar viele Reflexe der Bewunderung, die Byron in Europa genofs, aber sie gingen alle nicht tiefer. Die Studie ist ein Zeugnis dafür, wie in den Vereinigten Staaten, kaum dafs sie ein Jahrhundert nennenswerter Literatur gehabt, schon deren Geschichte einsetzt.]

Longfellows Evangeline. Kritische Ausgabe mit Einleitung, Untersuchungen über die Geschichte des englischen Hexameters und Anmerkungen von Ernst Sieper (Engl. Textbibliothek, hg. von Hoops, Nr. 11). Heidelberg, Winter, 1905. VII, 177 S. M. 2,60.

Ruskin, John, Steine von Venedig, Band III. Aus dem Englischen von Hedwig Jahn (John Ruskin, Ausgewählte Werke in vollständiger Übersetzung, Bd. X). Jena, Diederichs, 1906. 458 S. M. 10, geb. M. 11.

Reuton, William, Oils and water-colours (Nature poems). A new edition. London, Greening, 1905. 160 S. 5 s.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3845—46: Stanley J. Weyman, Starvecrow farm.
„ 3847: E. W. Hornung, A thief in the night.
„ 3848—49: H. Rider Haggard, Ayesha. The return of 'She'.
„ 3850: Gertrude Atherton, The travelling thirds.
„ 3851: Robert Hichens, The black spaniel and other stories.
„ 3852: Agnes and Egerton Castle, French Nan.
„ 3853: Lloyd Osbourne, Baby Bullet.
„ 3854—55: F. Marion Crawford, Soprano.
„ 3856: W. W. Jacobs, Captains all.
„ 3857—58: H. G. Wells, Kipps.
„ 3859: Arnold Bennett, Sacred and profane love.
„ 3860: "Q" (A. T. Quiller-Couch), Shakespeare's Christmas and other stories.
„ 3861: John Ruskin, Sesame and lilies.
„ 3862: Kate Douglas Wiggin, Rose o' the river.
„ 3863: George Moore, The lake.
„ 3864—65: Maurice Hewlett, The fool errant.
„ 3866: Vernon Lee, Pope Jacynth, etc.
„ 3867—68: Horace Annesley Vachell, Brothers.
„ 3869: Eden Phillpotts, The golden fetich.
„ 3870—71: John Ruskin, The stones of Venice.
„ 3872: 'Rita', Prince Charming.

Reventlow, Graf, Die englische Seemacht (England in deutscher Beleuchtung, Einzelabhandlungen hg. von Dr. Th. Lenschau, Heft 5). Halle, Gebauer-Schwetschke, 1906. 72 S. M. 1.

Pünjer, J., und Hodgkinson, F. F., Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Ausgabe B, I. Teil. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Hannover u. Berlin, Carl Meyer, 1905. VIII, 149 S. M. 1,80.

Swoboda, W., und Kaiser, K., 'Senior book', Part I. Lehr- und Lesebuch für den 2. Jahrgang des englischen Unterrichts (Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen, II. Teil). Wien u. Leipzig, Deuticke, 1906. IV, 186, 54 S. 3 K 60 h.

Goerlich, Ewald, Englisches Lesebuch. Ausgabe für sechsklassige Schulen (Realschulen und Realprogymnasien). Paderborn, Schöningh, 1906. VII, 325 S. M. 2,80.

Selections from English poetry. Auswahl englischer Dichtungen von Dr. Ph. Aronstein. Ergänzungsband (Velhagen & Klasings Sammlung, English authors, Lief. 104). Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1906. 130, 63 S.

Macaulay, J. B., Selections. Für den Schulgebrauch hg. von Dr. A. Sturmfels (Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller). Leipzig u. Wien, Freytag, 1906. 164 S. M. 1,60.

Jefferies, Richard, The life of the fields. In Auszügen mit Anmerkungen und einem Wörterbuch zum Schulgebrauch hg. von A. W. Sturm (Kühtmann's English library 37). Dresden, Kühtmann, 1906. 160, 8, 50 S.

Schmidt, Friedrich, Short English prosody for use in schools. Leipzig, Renger, 1905. 14 S. M. 0,30.

Borgmann, Ferdinand, Leitfaden für den englischen Anfangsunterricht. II. Teil: Erweiterung der Formenlehre und Syntax. Drittes Schuljahr. Bremerhaven, Vangerow, 1906. VIII, 167 S. M. 1,50.

Camerlynck, G., A handbook of English composition for the use of continental pupils. Leipzig, Brandstetter, 1906. 176 S.

Ellinger, Dr. Joh., und Butler, A. J. Percival, Lehrbuch der

englischen Sprache, Ausgabe A. (Für Realschulen, Gymnasien und verwandte höhere Lehranstalten.) I. Teil: Elementarbuch. Wien, Tempsky, 1905. 165 S. 2 K 25 h.

Hamburger, Sophie, English lessons. After S. Alge's method for the first instruction in foreign languages. With Ed. Hölzel's pictures. Fifth edition. Leipzig, Brandstetter, 1905. X, 246 S. M. 2,40.

Poutsma, H., A grammar of late modern English for the use of continental, especially Dutch, students. Part I, Section II: The composite sentence. Grooningen, Noordhoff, 1905. S. 349—812. M. 6.

Swoboda, Wilhelm, Schulgrammatik der modernen englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Geschäftssprache (Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen, IV. Teil). Wien u. Leipzig, Deuticke, 1906. VIII, 125 S. 2 K 20 h.

- - - -

Romania p. p. P. Meyer et A. Thomas. N° 136, Octobre 1905 [A. Jeanroy, Poésies du troubadour Gavaudan. — A. Thomas, Nouveaux documents inédits pour servir à la biographie de Pierre de Nesson. — A. Piaget, *La Belle dame sans merci* et ses imitations (fin). — A. Delboulle, Mots obscurs et rares de l'ancienne langue française. — Comptes-rendus — Périodiques — Chronique].

Revue des langues romanes. XLVIII, 6 [F. Castets, *Candide, Simplicius* et *Candido.* — M. Bonnet, Deux fautes dans le Discours de Bossuet sur l'Histoire Universelle. — A. de Stefano, Una nuova grammatica latino-italiana del sec. XIII. — H. Guy, La Chronique française de Maître Guill. Crétin, suite et fin. — J. Calmette, La correspondance de la ville de Perpignan de 1399 à 1430. — Bibliographie].

Romanische Forschungen, Organ für roman. Sprachen und Mittellatein, hg. von K. Vollmöller. [Vgl. *Archiv* CXV, 265 und 475; die Hefte XIX, 3; XX, 2 u. 3; XXI, 1 stehen noch aus.] XXI, 2 [K. Lewent, Das altprovenzalische Kreuzlied. — H. Heiſs, Studien über die burleske Modedichtung Frankreichs im XVII. Jahrhundert].

Buck. C. D., Elementarbuch der oskisch-umbrischen Dialekte, deutsch von E. Prokosch (Sammlung indogerm. Lehrbücher, hg. von H. Hirt). Heidelberg, Winter, 1905. XI, 235 S. Geb. M. 6,50.

Roger, M., Ars Malsachani. Traité du verbe publié d'après le ms. lat. 13026 de la Bibliothèque Nationale, Paris, A. Picard, 1905. XXIV, 86 S. Fr. 2.

Roger, M., L'enseignement des lettres classiques d'Ausone à Alcuin. Introduction à l'histoire des écoles carolingiennes. Paris, Picard, 1905. XVIII, 457 S. Fr. 10. [Von Ausonius bis zur Renaissance, d. h. während mehr als eines Jahrtausends, sind die klassischen Studien nie völlig verschwunden, doch haben sie schwere Krisen durchgemacht. Das Buch Rogers untersucht die schwerste und älteste dieser Krisen, die ein halbes Jahrtausend füllt, vom 4.—8. Jahrhundert. Gallien steht im Zentrum dieser Untersuchung; doch ist weder Cassiodor oder Gregor der Groſse noch Isidor von Sevilla übergangen, und fast die Hälfte des Bandes ist Britannien und Irland gewidmet. — Es ist kein unerforschtes Land, durch welches R. uns geleitet. R. hat sich denn auch fortwährend mit denen auseinanderzusetzen, die vor ihm des Weges gegangen sind, der von Ausonius über Sidonius Apollinaris, Fortunat, Gregor von Tours, den Grammatiker Virgilius zu den keltischen und angelsächsischen Mönchen und von diesen, mit Alcuin, wieder nach dem Lande der Franken führt. Diese Auseinandersetzungen sind ebenso besonnen wie kundig. R. gewinnt in hohem Maſse das Vertrauen des Lesers durch die strenge Sachlichkeit der Kritik, die er an den Theorien übt, von denen Ozanam oder Fustel de Coulanges sich *in majorem Ecclesiae* oder *Galliae gloriam* haben leiten

lassen. Besonders lehrreich ist hier sein Urteil über den Grammatiker Virgilius, in dessen *Epitomae* und *Epistolae* er ein wertvolles, wenn auch mit äufserster Vorsicht zu benutzendes Denkmal sieht, und den er eingehend (S. 110—26) behandelt. — Diese Pariser Doktordissertation ist eine hervorragende Leistung.]

Muret, E., *Glaucus*, étude d'étymologie romane. Extrait des 'Mélanges Nicole' S. 379—89. Genève, imprim. Kündig, 1905. [In geistreicher Weise führt Muret span. *loco*, port. *louco* etc. auf den Eigennamen *Glaucus*, spez. den Namen des lykischen Führers bei Homer, zurück.]

Luchsinger, Chr., Das Molkereigerät in den romanischen Alpendialekten der Schweiz. Zürcher Inauguraldissertation [S.-A. aus dem *Schweiz. Archiv für Volkskunde*, IX]. Zürich, Juchli & Beck, 1905. 51 S. und 9 Tafeln mit 33 Illustrationen. [Zweimal hat der Verf. dieser an Gignoux, *La terminologie du vigneron dans les patois de la Suisse romande*, 1902, erinnernden Arbeit das romanische Alpengebiet der Schweiz (Gruyère, Alpes vaudoises et valaisannes; Tessin; Graubünden) durchwandert und dabei die Ausdrücke für die Sennhütte mit ihren Gerätschaften, für die Milchprodukte und ihre Herstellung und für die Älplerfamilie gesammelt. Wir werden also, nachdem er sich hier auf die Mitteilung des Materials für die Gerätschaften beschränkt hat, noch ein mehreres von ihm erwarten dürfen. — Diese Gerätenamen zeigen eine auffallende, auch die germanischen Schweizeralpen umfassende Einheitlichkeit. Manche sind mit den Geräten über die Sprachgrenze hin und her gewandert, und gerade diese sind auch zumeist etymologisch dunkel, zum kleinsten Teil römischen Stammes, sondern Zeugen uralter, vorromanischer Kulturschichten. Das gesamte Namenmaterial (195 Wörter) verteilt sich auf etwa 150 verschiedene Wortstämme, von denen mehr als die Hälfte (67 Proz.) sich als römisch erweisen: so ist auch auf diesem Kulturgebiet der Grundstock lateinisch. Das Germanische tritt (mit 11 Proz.) stark zurück. Von den 30 Molkereigeräten, die L. behandelt und illustriert — das Bild war hier unentbehrlich —, sind nur drei der Milchwirtschaft eigentümlich: die Rahmkelle und das Butterfafs; die Käseformen. Ihnen gelten insbesondere die kulturhistorischen Vorbemerkungen des Verfassers: die Butterbereitung kommt von den Germanen zu den Romanen; das Käsen ist den umgekehrten Weg gegangen und auf schweizerischem Boden wohl zuerst im romanisierten Wallis heimisch oder doch vervollkommnet worden. Den Hauptteil der Arbeit bildet das systematische Verzeichnis der 195 Termini technici mit etymologischer Diskussion. — Diese sehr verdienstvolle Studie Luchsingers gehört zu jenen Arbeiten, die in der Atmosphäre des *Glossaire des patois de la Suisse romande* grofs geworden sind und als willkommene Vorboten zeigen, was wir von diesem Werke erwarten dürfen.]

- - - -

Revue de philologie française p. p. L. Clédat. XIX, 4 [E. Philipon. Compte en dialecte lyonnais du XIVe siècle. — E. Casse et E. Chaminade, Vieilles chansons patoises du Périgord, avec musique (fin). — H. Yvon, La grammaire française au XXe siècle. — Comptes rendus. — Table].

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXIX, 1 und 3 [P. Fischmann, Molière als Schauspieldirektor. — E. Brugger, L'enserrement de Merlin. Studien zur Merlin-Sage. I. Die Quellen und ihr Verhältnis zueinander. — D. Behrens, Wortgeschichtliches: *battée*; *becquemoulx*; lyon. *bloyi*; wall. *bonge*, *clavai*; ostfr. *codat*; *daghet*; *freneau*; *gaupe*; blais. *gégneux*; afz. *hoc*; *moine* = Kreisel; ostfr. *möxè*; *pet*; *tamisaille*; *tin*; blais. *tou*; vendôm. *trios*; ostfr. *trous*. — G. C. Keidel, The foliation systems of french incunabula]. XXIX, 2 und 3 [der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft].

Revue des Etudes Rabelaisiennes. III, 4 [E. Picot, Rabelais à l'entrevue d'Aiguesmortes (juillet 1538). — A. Lefranc, Les autographes de R. mit Faksimiles. — H. Clouzot, Le véritable nom du Seigneur de Saint-Ayl. — Mélanges. — Comptes-rendus. — Chronique].

Bulletin du Glossaire des Patois de la Suisse romande. 4e année, N° 3 et 4. Lausanne, Bridel & Cie, 1905 [J. Jeanjaquet, Le fléau et ses parties dans la Suisse romande. — F. Isabel, Les diminutifs dans le patois des Alpes vaudoises. — J. Surdez, Pronostics et dictons agricoles. Patois du Clos du Doubs, Jura bernois (suite). — G. Christin, *La moisson d'autrefois*, dialogue en patois d'Aire-la-Ville (Genève)].

Glossaire des Patois de la Suisse romande. Septième rapport annuel de la rédaction. 1905. Neuchâtel, Attinger, 1906. 16 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1905:

J. Sandeau, Madeleine, für den Schulgebrauch hg. von G. Gürke. 106 S. Geb. M. 1,20. Hierzu ein Wörterbuch, 18 S., M. 0,30.

L. Gautier, Epopées françaises, für den Schulgebrauch hg. von Dr. F. Strohmeyer. 122 S. Geb. M. 1,20. Hierzu Wörterbuch, 39 S., M. 0,40.

Le Commerce de France, für die Oberklassen von Handelsschulen hg. von Prof. H. Fr. Haastert. 146 S. Geb. M. 1,50. Hierzu Wörterbuch, 34 S., M. 0,40.

J. Sandeau, La Roche aux Mouettes. Für den Schulgebrauch hg. von H. Glinzer. 77 S. Mit Wörterbuch. Geb. M. 1.

Französische Parlamentsreden aus der Zeit von 1789—1814; für den Schulgebrauch hg. von Dr. E. Schulenburg. 152 S. Geb. M. 1,50.

Bibliothèque française. Dresden, G. Kühtmann, 1905:

N° 80. La maison roulante par Mme de Stolz. Mit Anmerkungen, Fragen und Wörterbuch nach der 9. Auflage des Originals für den Schulgebrauch bearb. von Oberl. Dr. Rahn. 94, 34, 35 S. M. 1,20.

Le Bourgeois, F., Manuel des chemins de fer. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1906. XI, 162 S. Geb. M. 2,80.

Gormond et Isembart. Réproduction photocollographique du manuscrit unique avec une transcription littérale par A. Bayot. Bruxelles, Misch & Thron, 1906. XXIII S. u. 8 Tafeln. Publications de la *Revue des Bibliothèques et Archives de Belgique*, N° 2.

Gerhards französische Schulausgaben, N° 20: Extraits de journaux. Tableaux de la vie moderne en France par E. Dannheißer. Mit Erlaubnis der Redaktionen. I. Teil: Einleitung und Text. VIII, 160 S. Geb. M. 1,30. II. Teil: Französische Anmerkungen und Wörterbuch. 48 S. M. 0,35. Leipzig, R. Gerhard, 1906.

Nyrop, Kr., Poésies françaises, 1850—1900, publiées et annotées. Copenhague, Schubothe, 1905. II, 138 S. [Fünfzehn Poeten, von Leconte de Lisle über Baudelaire, Richepin, Mallarmé, Régnier, Samain bis zu Bruant und Xanrof in origineller Auswahl, sorgfältigem Text mit knappen Erklärungen, für Universitätsübungen bestimmt und sehr brauchbar.]

Fink, P., Volkstümliches aus Südburgund, mit besonderer Berücksichtigung des Trinklieder. Genève, Impr. du 'Journal de Genève', 1905. 23 S. [Der gemeinverständliche Vortrag bringt eine Zusammenstellung von Bräuchen, Redensarten, Liedern, die zum Teil der Bresse, dem Bugey etc. eigentümlich, meist aber weit verbreitet sind. — *Sarrasin*, p. 5, heißt einfach: *heidnisch, ungetauft*, wie in der alten epischen Überlieferung.]

Paris, G., La littérature française au moyen âge (XIe—XIVe siècle). Troisième édition, revue, corrigée, augmentée et accompagnée d'un tableau chronologique. Paris, Hachette, 1905. XVI, 344 S. Fr. 3,50. [Diese dritte Ausgabe des nun klassisch gewordenen Handbuches ist mit Hilfe

der vom Verf. hinterlassenen handschriftlichen Verbesserungen und Nachträgen von P. Meyer und J. Bédier besorgt worden. Eine erhebliche Erweiterung hat der Text bei den zahlreichen Detailänderungen nicht erfahren. Auch in das *Tableau chronologique* hat G. P. mit grofser Sorgfalt die kleinen Resultate der Forschung eingetragen. Vom höheren Alter des *Partenopeu* (gegen 1155) scheint er sich nicht überzeugt zu haben; für Gautiers *Ille et Galeron* nahm er '*vers 1168*' an; der ältere *Eracle* ist, wohl durch ein Versehen, aus der Tabelle verschwunden. *Ivain* beliefs er trotz seiner Bemerkung, *Romania* XXVIII, 160 f., '*vers 1172*'. Wie mannigfach und sorgfältig im einzelnen, auch im Text, kleine Ergänzungen, Streichungen, Umstellungen etc. von G. P. vorgenommen worden sind, zeigt z. B. § 55 über die *Lais*. Seine letzte Meinung über den apokryphen *Tristan* Chrétiens kommt § 56 f. nicht zum Ausdruck. Die *Notes bibliographiques* sind am durchgreifendsten umgestaltet und vermehrt worden. Ob es ratsam war, von dem durch G. P. befolgten System der Verweisungen abzuweichen, mag dahingestellt bleiben. Dankenswert ist eine so mühevolle Arbeit, wie die Fortführung der Bibliographie eines anderen, auf alle Fälle. Dafs bei dem Systemwechsel manches unter den Tisch fallen mufste, ist erklärlich. Ich hebe nur ein Beispiel hervor. G. P. hat die Darstellung des *Sponsus* geändert und vom Weihnachtszyklus (§ 165) zum Osterdrama (§ 166) verschoben: zur bibliographischen Orientierung über diese erhebliche Änderung genügte der Hinweis auf die sogen. jüngste Ausgabe des *Sponsus* in *Romania* 1893 — die aufserdem nicht die jüngste ist — nicht, sondern es mufste auf *Zeitschrift für roman. Philologie* 1898 p. 385 oder wenigstens auf *Romania* 1898 p. 625 verwiesen werden — nach dem System G. Paris'. Auch anderswo kommt die ausländische Mitarbeiterschaft auf diese Weise nicht zu ihrem bibliographischen Recht. Doch soll dergleichen nicht zu schwer ins Gewicht fallen, da wir nun doch die Freude haben, das unschätzbare Buch, das seit zwanzig Jahren so viele geführt hat, in neuer Form zu besitzen.]

Cloëtta, W., Jean Bodels Nikolausspiel. S.-A. aus der *Österreichischen Rundschau* Band V, Heft 57, S. 200—208. Wien, Konegen [1905].

Piaget, A., La Belle Dame sans Merci et ses imitations. Paris, Bouillon, 1905. 224 S. [Die gelehrten und lehrreichen Aufsätze, die Piaget seit 1901 über das Gedicht des Alain Chartier in der *Romania* hat erscheinen lassen, finden sich hier vereinigt.]

Gerhardt, M., Der Aberglaube in der französischen Novelle des 16. Jahrhunderts. Rostocker Inauguraldissertation. Schöneberg, Langenscheidtsche Druckerei, 1906. XII, 158 S. [Nachdem Römer 1903 den Aberglauben in den Dramen des 16. Jahrhunderts in Frankreich behandelt hat, wird hier mit ganz zweckloser Ausführlichkeit der Aberglaube in der Novelle in langen Beispielreihen, weitläufigen Zitaten und au petit bonheur zusammengerafften Parallelen und Beredungen aufgerollt. Hoffentlich kommt nicht einer mit dem 'Aberglauben bei den Lyrikern des 16. Jahrh.' oder mit dem 'Aberglauben in der Novelle des 17. Jahrh.' nach! — Der Nutzen und das wahrhaft Wissenschaftliche einer Arbeit wie der vorliegenden würde darin bestehen, dafs das neue und für Epik und Epiker besonders bezeichnende Material aus dem grofsen Wust herausgearbeitet und nach der sprachgeschichtlichen, künstlerischen und folkloristischen Seite scharf charakterisiert würde.]

Rigal, E., La mise en scène dans les tragédies du 16e siècle (Extraits de la *Revue d'Hist. litt. de la France*, de Janvier-Mars et d'Avril-Juin 1905). Paris, Colin 1905. 74 S. [Die Entwickelung der Renaissancedramatik in Frankreich ist in der letzten Zeit Gegenstand erneuter Untersuchung geworden. Lanson hat 1903 in der *Revue d'hist. litt.* der Frage *Comment s'est opérée la substitution de la tragédie aux Mystères et Moralités* einen längeren Aufsatz gewidmet, der eine Zusammenstellung aller Nach-

richten über Aufführungen von 1552—1628 enthält. Eigentlich Neues ergibt sich daraus nicht viel;[1] aber lehrreich ist die scharfumrissene Übersicht über das ganze Material, die uns gestattet, festeren Fuſs zu fassen. Kurz darauf resümierte J. Haraszti in der nämlichen *Revue* XI, 680 ff. einen Aufsatz, in welchem er sich bemühte, nachzuweisen, daſs die Tragödie des 16. Jahrh. wirklich bühnenmäſsige Darstellung gefunden habe. Vor Kenntnis dieses Artikels hatte Rigal schon die im Titel angeführte Studie abgeschlossen und der *Revue* eingereicht: er behandelt auf Grund neuer Lektüre der Stücke von Jodelle, Grevin, Jean de la Taille, Garnier und Montchrétien ein Detail der ganzen Frage: die Inszenierung. Wie hat sich der Dichter die Bühne gedacht? Er zeigt ausführlich und überzeugend, daſs auch die Autoren, die ihre Trauerspiele ausgesprochenermaſsen für die Aufführung schrieben, wie Jodelle, Jean de la Taille, Montchrétien, sich in vagen Szenenvorstellungen bewegten, und insbesondere von Garnier bestätigt Rigal, daſs 'er den Schauplatz mit augenscheinlicher Nachlässigkeit behandelt.' Wie naiv entlehnt und kombiniert z. B. Garnier nach Rigals interessanten Beobachtungen die szenischen Angaben seiner Quellen! Es gelingt nicht, die Sorglosigkeiten dieser Behandlung des Ortes mit Hilfe der Annahme kombinierter mittelalterlicher Inszenierung zu überwinden,[2] wie Petit de Julleville gemeint hat — sie finden ihre Erklärung nur darin, daſs diese Tragöden überhaupt nicht eine dramatische Aufführung in unserem Sinne im Auge hatten, sondern eine dialogische Rezitation. Diese Trauerspiele wurden nicht sowohl gespielt als deklamiert. Es sind Stücke rhetorischer Kunst und rhetorischer Übung — Buchdramen. Ihre eigentliche Heimstätte ist die Kollegienbühne, die den Zweck hatte *de faire parvenir les enfants en éloquence.*]

Heiſs, H., Studien über die burleske Modedichtung Frankreichs im XVII. Jahrhundert. S.-A. aus Prof. Dr. K. Vollmöllers *Roman. Forschungen*, Band XXI, S. 449—697. Erlangen, Junge & Sohn, 1905. [Eine mit Liebe, guter Sachkenntnis und bemerkenswertem Darstellungstalent ausgeführte Charakteristik der travestierenden Dichtung um die Mitte des 17. Jahrhunderts, speziell Scarrons, Dassoucys und Perraults. Denn den Ausdruck 'burlesk' definiert der Verf. im Sinne der modernen Poetik, speziell im Sinne Schneegans', und diese Definition — die ihr gutes Recht hat — beschränkt literaturgeschichtlich die Burleske wesentlich auf die Travestie (und Parodie) der Antike. Das 17. Jahrh. hat aber, wie auch H. kundig ausführt, *le burlesque* in viel weiterem Sinn als literarischen Jux aufgefaſst, und wer von 'burlesker Modedichtung Frankreichs im 17. Jahrh.' spricht, hat eigentlich kein Recht, diese *poésie burlesque* anders und enger zu fassen, als es jene Zeit tat. H. hat also zunächst den Titel seiner Studie entschieden nicht zu Recht formuliert. Er hat auch meines Erachtens sich stofflich überhaupt zu sehr beschränkt, indem er aus der reichen *poésie burlesque* nur die Travestien herausgriff und sie in gröſserer

---

[1] An meiner freilich knappen Darstellung (*Geschichte der neueren franz. Litt.* I, §§ 27 ff.) hätte ich nichts Erhebliches zu ändern, und die Tatsache, daſs der erste Versuch einer Erneuerung der dramatischen Literatur von den Protestanten ausgeht, habe ich gebührend hervorgehoben. Ich glaubte sogar, eine besondere Strömung protestantischer Dramaturgie konstatieren zu können (§§ 28, 32). Man wird aber zukünftig, nach Lanson, hervorheben müssen, daſs 1560—1600 in der französischen Provinz Renaissancetragödien — vorzüglich auf der Kollegienbühne — zur Vorführung kamen, denen die hauptstädtische Bühne der Passionsbrüder verschlossen war.

[2] Cf. jetzt Rigals Nachtrag in *Rev. hist. litt.* XII, 508, wo er Montchrétiens *Sophonisbe* in ihren drei Redaktionen (1596, 1601, 1604) auch daraufhin untersucht.

Ausführlichkeit behandelte, als die künstlerische und geschichtliche Bedeutung dieses Stoffes erwarten liefs. Er war der Mann, auf den 250 Seiten dieses Buches die *poésie burlesque* jener Zeit in ihrem vollen Umfange darzustellen, so wie sie sich aus den Übertreibungen der Preziosität entwickelt hat und dann durch italienische (Berni, Lasca, Mauro etc.) und spanische Vorbilder beeinflufst und gestärkt worden ist, so dafs sie mit ihrem archaischen, vulgären, ja obszönen Ausdruck das Gegenstück zu Purismus, Prüderie, Feierlichkeit und Regelzwang ward. Wie dieses *burlesque* aus den Übertreibungen der Preziosität spontan entstanden ist, zeigt Balzacs Beispiel. Seine Hyperbel, seine Art, für alltägliche Dinge eine feierliche Form zu wählen, streift ans Burleske (Parodie). Er fühlte auch dessen bedrohliche Nähe und suchte sie abzuwehren. Von all dem spricht auch H. gelegentlich, aber immer nur, um davon die 'eigentliche Burleske', d. h. die Travestie, loszuschälen. Hoffentlich kommt er darauf in einer neuen Arbeit über die ganze *poésie burlesque*, zu der er wohl berufen ist, zurück.]

Pletscher, Th., Die Märchen Charles Perraults. Eine literarhistorische und literaturvergleichende Studie. Berlin, Mayer & Müller, 1906. VI, 75 S. [Die Studie erscheint, trotzdem sie vielfach flüchtig gearbeitet ist[1] und zumeist nur Forschungen anderer kurz resümiert, als bequem und nützlich, da sie zerstreutes Material vereinigt. Der Verf. steht, was die Ursprungsfragen anbelangt, auf dem Standpunkt Bédiers (Polygenesie). Er hebt die literaturgeschichtliche und folkloristische Bedeutung der *Contes* Perraults zutreffend hervor. Die Bibliographie hätte übersichtlicher dargestellt werden können.[2] Die Argumentation gegen die alte und zuletzt von Marty-Laveaux vertretene Annahme, dafs der junge Perrault der eigentliche Verfasser sei, ist entschieden mifslungen. — Mit Recht lehnt Pl. die phantasievollen Deutungen des Namens *Contes de ma mère l'oie* ab: der Name bezeichnet ursprünglich einen bestimmten, nicht mehr erkennbaren Tiermärchenzyklus aus der Zeit, da, wie Rabelais sagt, *les bêtes parlaient*. — Zu den acht (resp. neun) Märchen Perraults werden schliefslich eine Reihe sehr ungleich gearbeiteter Notizen gefügt, Lesefrüchte, in deren Mitteilung, wie in der ganzen Arbeit, ein fester Plan, eine Scheidung des Wesentlichen und Neuen vom Unwesentlichen und Bekannten zu sehr vermifst wird.]

Waldberg, M. von, Der empfindsame Roman in Frankreich. Erster Teil: Die Anfänge bis zum Beginne des XVIII. Jahrhunderts. Strafsburg u. Berlin, K. J. Trübner, 1906. XIII, 489 S. M. 6. [Aus Vorbereitungen zu einer Geschichte des deutschen Romans ist diese Arbeit über den französischen *roman sentimental* hervorgewachsen, deren zweiter Teil von Fénelon bis zu Rousseau führen soll. Was hier vorliegt, ist eine sehr verdienstvolle Leistung. Das Gebiet des französischen Romans der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist wenig durchforscht: das traditionelle Urteil über ihn geht auf einige wohlbekannte Spezimina zurück, zwischen denen tote Perioden von ganzen Jahrzehnten liegen. W. füllt diese Lücken auf Grund einer umfassenden Lektüre und einer eindringenden Quellenforschung aus und erneut mit dieser Aufdeckung des Unbekannten auch

[1] Schon die einleitenden Bemerkungen über die Brüder Perrault bedeuten keine zutrauenerweckende Einführung. Jean Perrault ist 1669, also keineswegs 'jung' gestorben. Den Hauptanteil an den Travestien der Troja-Epik hat Claude, und ihm allein gehört das nun längst gedruckte 2. Buch der *Murs de Troye* samt Vorwort (*Revue d'hist. litt.* VII, 451; VIII, 110) u. a.

[2] Die Bibliographie der Originalausgaben der *Griselidis*, *Peau d'âne* etc. findet sich bei Jules le Petit, *Bibliogr. des princip. éditions originales d'écrivains français du XVe au XVIIIe siècle*, Paris 1888.

das Urteil über die bekannten Dinge. Er hat mit ausgesprochen entwickelungsgeschichtlichem Interesse ein ebenso lehrreiches wie lebensvolles Buch geschrieben. Bisweilen freilich scheint er mir durch die Neigung zu pointierter Darstellung der Entwickelung etwas Gewalt anzutun — gleichsam zu fein hören zu wollen, wie denn unzweifelhaft die Darstellung durch Vereinfachung gewonnen hätte.[1] Einige Bedenken gegen die Chronologie wehrt die Vorrede (p. VII) ab; andere bleiben schon deswegen bestehen, weil der Verf. die genaue Datierung, sei es aus Versehen oder aus künstlerischer Absicht, gelegentlich vernachlässigt, so, um nur gleich den ersten Fall zu nennen, S. 2, wo *Le tombeau des romans* — an welchem übrigens Sorel selbst sicherlich grofsen Anteil hatte, cf. E. Roy, *Charles Sorel*, 1891 — vor dem *Berger extravagant* und dieser vor Cyranos Brief *Sur un hipocondre héroïque de roman* zu nennen war. — Chronologische Übersichtstabellen des reichen Materials, das hier zum erstenmal systematisch dargestellt wird, bringt uns wohl der zweite Band.]

Fueter, E., Voltaire als Historiker [S.-A. aus der *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* N° 210 und 211 vom 12. und 13. September 1905]. 6 S. [Der Verfasser stellt Voltaire als Profanhistoriker dar und hebt im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes die Bedeutung der von Voltaire zum erstenmal geübten überlieferungskritischen Geschichtschreibung, die Neuheit seines wirtschaftlichen, anthropologisch-vergleichenden Standpunktes trefflich und mit gut gewählten Beispielen hervor. Aber auch die Schattenseiten von Voltaires utilitaristischer Betrachtungsweise, die Mängel seiner Systemlosigkeit und das Unzureichende seiner Methode werden von F. deutlich und gerecht dargestellt.]

Mangold, Dr. Wilhelm, Prof. am Askanischen Gymnasium zu Berlin, Voltaires Rechtsstreit mit dem Königlichen Schutzjuden Hirschel 1751. Mit einem Anhang ungedruckter Voltaire-Briefe aus der Bibliothek des Verlegers und mit drei Faksimiles. Kleine Ausgabe ohne die Akten. Berlin, Ernst Frensdorff, 1905. 48 S. M. 1.

Lenz, K. G., Über Rousseaus Verbindung mit Weibern. Zwei Teile in einem Bande. Unverkürzte Neuausgabe des Originals von 179?. Mit 12 Porträts und Illustrationen nebst 18 neuaufgefundenen, bisher unveröffentlichten Briefen Rousseaus an die Gräfin Houdelot. Berlin, Barsdorf, 1906. VII, 376 S. M. 4. [Eine sehr überflüssige anonyme Neuausgabe des einst ebenfalls anonym erschienenen Buches über Rousseaus Liebesleben nach seinen 'Confessions', das heute die Kenntnis Rousseaus in keiner Weise fördert. Die *Lettres inédites* aber wird der Lernbegierige lieber bei Buffenoir, *La Comtesse d'Houdetot*, im Original nachlesen.]

Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau. Tome premier. Genève, Jullien, 1905. XVI, 327 S. [Die Gesellschaft, von deren Gründung und deren Zielen hier CXII, 394 die Rede war, versendet soeben diesen ersten schönen Band an ihre Mitglieder (Jahresbeitrag 12 francs), deren Zahl jetzt 300 ist. Das *Archiv* wird in einem ausführlicheren Referat auf die Publikation zurückkommen. Hier sei nur kurz auf den Inhalt hingewiesen: H. Tronchin behandelt die Beziehungen des vom Verfolgungswahn geplagten Rousseau zu dem berühmten Docteur Tronchin nach unedierten Briefen; Ph. Godet teilt ein Kapitel aus seinem Buch über die Neuenburgerin Madame de Charrière mit, die sich des Andenkens Rousseaus so warm annahm; G. Lanson gibt ungedruckte Aktenstücke zur Verurteilung des *Emile* und der *Lettres de la Montagne*; E. Istel behandelt die Originalpartitur des *Pygmalion*; Th. Dufour unterrichtet über die nachgelassenen Schriften Rousseaus, die man seit 1825 veröffentlicht hat,

[1] Griechische Zitate dürften in einem solchen Buche füglich in Übersetzung gegeben werden; dadurch würden auch Druckfehler vermieden (S. XIII).

und fügt zehn neue Inedita hinzu, vorzüglich aus Rousseaus Bildungszeit in Chambéry. Es folgen kleinere Mitteilungen, z. B. ungedruckte Bemerkungen Voltaires zur *Profession de foi du vicaire savoyard* (mit Faksimile); Ikonographisches über M[me] de Warens. Eine *Bibliographie* und eine *Chronique* schliefsen das Buch, das in Papier, Druck und Einband vornehm und geschmackvoll ist und an der Spitze eine vortreffliche Reproduktion des *Rousseau peint par Ramsay* (1766) trägt].

Gärtner, J., Das *Journal Etranger* und seine Bedeutung für die Verbreitung deutscher Literatur in Frankreich. Heidelberger Inauguraldissertation. Mainz, Falk & Söhne, 1905. VIII, 95 S. [Es wäre sehr erwünscht, von den älteren literarischen Zeitschriften, besonders von den kosmopolitischen, monographische Darstellungen zu haben. Schon darum ist diese Studie über das *Journal Etranger* (1754—63) sehr willkommen, obwohl der erste Teil, die äufsere Geschichte des Unternehmens unter Grimm, Prévost,[1] Fréron, Arnaud, Suard etc., nur eine Skizze bleiben konnte, da dem fleifsigen Verf. die Schätze der französischen Bibliotheken nicht erreichbar waren. Im doppelt so umfangreichen zweiten Teile stellt er dann systematisch zusammen, was das *Journal* während eines Jahrzehnts seinen Lesern an sympathisch-klugen und aufklärenden Urteilen über deutsches Geistesleben (über Sprache, Schulwesen, epische, lyrische, dramatische Dichtung und literarische Kritik) mitgeteilt hat. Gellert und sein Werk steht im Zentrum des Interesses; aber alle bedeutenderen Namen der deutschen Literatur seit Hagedorn und Gottsched finden ihre Erwähnung, und mit Lessing, Klopstock und Winkelmann leuchtet auch der neue deutsche Tag noch über dem *Journal Etranger*.]

Gobineau, Le comte de, Deux études sur la Grèce moderne: Capodistrias; le royaume des Hellènes. Paris, Plon, 1905. IV, 325 S. [Dieser Band vereinigt zwei zeitlich weit auseinanderliegende (1841 und 1878), inhaltlich eng verbundene Arbeiten Gobineaus, die beide jenem Philhellenismus Ausdruck geben, den ihr Autor trotz aller Schwankungen seines Urteils sich bewahrt hat, und der ihn in beredten Ausführungen über die Kulturmission des modernen Griechenland sprechen läfst. L. Schemann hat dem Band ein kurzes Begleitwort vorausgeschickt.]

Tobler, A., Mélanges de grammaire française. Traduction française de la deuxième édition p. M. Kuttner avec la collaboration de L. Sudre. Paris, Picard, 1905. XXI, 372 S. [Den Reichtum der Toblerschen *Vermischten Beiträge* auch denen leicht zugänglich zu machen, für welche die — hier besonders schwierige — deutsche Form ein Hindernis bildete, war ein ebenso verlockendes wie heikles Unternehmen. Die Übersetzer, denen die Sympathie G. Paris' und der werktätige Rat A. Toblers zur Seite stand, haben die Schwierigkeit glücklich überwunden, und der Verleger hat das Buch sehr schön ausgestattet. Hoffentlich folgen Band II, III — und IV der *Beiträge* diesem ersten bald nach.]

Burghardt, E., Über den Einflufs des Englischen auf das Anglonormannische in syntaktischer Beziehung. Göttinger Inauguraldissertation. Halle a. S., Karras, 1905. VIII, 81 S. [Eine sehr fleifsige und nützliche Arbeit, die zum erstenmal systematisch dem syntaktischen Einflufs des

[1] Prévosts Zeitschrift heifst nicht *Le Pour et le Contre*, sondern *Le Pour et Contre*, was er selbst Band V p. 21 humorvoll begründet. — Über den Berner Vinzenz von Tscharner vgl. hier XCVII, 448. — Die chronologische Genauigkeit läfst da und dort zu wünschen übrig, und eine schlimme Nachlässigkeit liegt dem Urteil zugrunde, dafs Gefsner deshalb in *Journ. Etr.* so wenig Beachtung finde, weil seine Werke bereits früher übersetzt worden seien. Gefsner wurde erst seit Ende 1759 in Frankreich übertragen, und da der Übersetzer, M. Huber, ein Mitarbeiter des *Journ. Etr.* war, so ist die Zurückhaltung der Zeitschrift um so weniger erklärlich.

Englischen auf das Inselfranzösische nachgeht. Er deckt z. B. eine ungeahnte Verbreitung des 'faire mit dem Infinitiv zur Umschreibung des Verbum finitum' (Tobler, *Verm. Beitr.* I² 20 ff.) oder der ans englische *will* erinnernden Verwendung von *voloir* auf (wozu auf die Berliner Dissert. von E. Weber, *Über den Gebrauch von 'devoir'* etc., 1879, p. 27 ff. zu verweisen war) und gibt zu den mehr gelegentlich von anderen, z. B. von Stimming und Suchier, angemerkten Erscheinungen Belege, die einen wirklichen Sprachgebrauch erweisen. Freilich überschätzt er nicht selten den gesuchten englischen Einflufs, da seine Kenntnis der gemeinfranzösischen Syntax Lücken aufweist. So liegt z. B. in: *En mer les estuet periller*, oder in: *puis lui prent si graunde pitée*, S. 77, keine Verwechselung von Dativ und Akkusativ, sondern eine herrschende Konstruktion vor. *Prendre a* = 'beginnen zu' ist völlig gemeinfranzösisch. Die Häufigkeitsverhältnisse, die der Verf. für anglonorm. *son* = 'sein' und *sa* = 'ihr' berechnet (S. 10 ff.), sind irrtümlich, weil *son conté, sun conquest, mun herité* ausscheiden: *conté* und *conquest* sind Maskulina; *mun herité* aber verhält sich zu älterem *m'herité* wie *mon amie* zu *m'amie* und ist zur Zeit Fantosmes auch auf dem Kontinent zu finden. In solchen Versehen verrät sich der Eifer des Anfängers.]

Bézard, L., Toponymie communale de l'arrondissement de Mamers (Sarthe). Strasbourg, Heitz, 1905. 91 S. [Das nördlich von Le Mans gelegene Arrondissement *Mamers*, kommt hier zu sehr sorgfältiger toponymischer Darstellung, für welche Lognons *Dictionnaire topographique de la Marne*, 1891, das Vorbild geliefert hat. Bézard klassifiziert und behandelt ungefähr 150 Ortsnamen. Das historische Material ist augenscheinlich sehr sorgfältig gesammelt und macht die Arbeit sehr wertvoll. Die Phonetik ist etwas eklektisch. Auch bei Ortsnamen ist in erster Linie vom Laut auszugehen. B. aber gibt nur selten die örtliche Lautung des Namens an, und auch dann nur in einer unphonetischen Notierung.]

Scharfenort, Hauptmann a. D. von. Übungsstücke kriegsgeschichtlichen Inhalts zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische, zum Selbstunterricht mit Anmerkungen und Lösungen behufs Vorbereitung für die Aufnahmeprüfung zur Kriegsakademie. Teil I: Text. 64 S. Teil II: Anmerkungen und Lösung. 83 S. Berlin, Barth, 1905. M. 2,25. — 225 deutsche Aufgaben für die Dolmetscherprüfung in Fremdsprachen. 162 S. Berlin, Barth, 1906. — Petit dictionnaire des difficultés grammaticales. Zum Gebrauch bei französischen Arbeiten zusammengestellt. Berlin, Barth, 1904. 173 S. Geb. M. 3,60.

Brunot, F., La réforme de l'orthographe. Lettre ouverte à M. le Ministre de l'Instruction publique. Paris, Colin, 1905. 72 S. Fr. 1. [Ein sehr beredter Appell an den Unterrichtsminister, in der Sache, in der die sämtlichen pädagogischen Körperschaften des Landes, dann die *Alliance française*, die *Mission laïque française*, die Philologen und so viele hervorragende Literaten gegen die reaktionäre *Académie* stehen, entschlossen zu handeln. Br. spricht zuerst von den dringenden Wünschen der Volksschule, deren Geifsel die Orthographie sei, und für deren Bedürfnisse die Akademie in ihrem Gutachten nicht einmal ein Wort habe. *'L'école communale, où vont se former les millions de citoyens de demain, l'école de la démocratie n'est pas nommée.'* Dann spricht er vom guten Recht und von der Pflicht der Staatsregierung, die orthographische Frage zu entscheiden: *une orthographe nationale, a dit G. Paris, est une des formes de la vie publique.* Er skizziert die geschichtliche Rolle der *Académie*, die hier keineswegs zu legiferieren berufen sei, und der gegenüber der Minister nicht mehr als eine Form zu erfüllen habe: *il lui doit une politesse, après cela il est libre.* Schliefslich geht er auf die einzelnen Gründe ein, welche das famose Gutachten der *Académie* gegen die Vorschläge der Reformkommission geltend macht, und übt eine scharfe Kritik an diesem Dilet-

tantismus. — Der offene Brief ist eine erfrischende Lektüre und bringt auch dem, dem die ganze Streitfrage vertraut ist, manches Neue.]

Faguet, E., Simplification simple de l'orthographe. Paris, Soc. franç. d'imprimerie & de librairie, 1905. 40 S. Fr. 0,60. [Faguet ist der Meinung, dafs man der Orthographiereform überhaupt viel zu grofse Bedeutung beimesse. Auch die gröfste Vereinfachung werde den Schulunterricht nicht stark erleichtern und dem Schüler höchstens vier Wochen Lernzeit ersparen. Zwischen den Vorschlägen der Reformkommission und der reaktionären Akademie nimmt er eine vermittelnde Stellung ein, opportunistisch jede grundsätzliche Regelung der brennenden Frage ablehnend. Er schlägt vor, dafs der Schule gestattet werde, die Französierung des Schriftkleides griechischer Wörter (*ritme*) und die Vernachlässigung der Doppelbuchstaben (*flater, home*) zu tolerieren.]

Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen mit der Aussprachebezeichnung des Weltlautschriftvereins (Assoc. phonétique internationale). Ein zuverlässiger Führer zur vollständigen Beherrschung der Sprachen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauche. — Französisch. Im Anschlufs an ein franz. Lustspiel und unter Zugrundelegung der Sprechform hg. von Rektor H. Michaelis in Biebrich a. Rh. und Prof. Dr. P. Passy in Bourg-la-Reine. Leipzig, E. Haberland. Brief 1. 40 S.

Keller, W., Das Sirventes 'Fadet Joglar' des Guiraut von Calanso. Versuch eines kritischen Textes mit Einleitung, Anmerkung, Glossar und Indices. Zürcher Inauguraldissertation. Erlangen, Junge, 1905. 142 S. [Auf diese mit grofser Sorgfalt, Umsicht und Sachkenntnis ausgeführte Ausgabe des ebenso wichtigen wie schwierigen Stückes wird das *Archiv* in eingehenderer Besprechung zurückkommen.]

Schultz-Gora, O., Altprovenzalisches Elementarbuch (Sammlung romanischer Elementarbücher, hg. von W. Meyer-Lübke, I. Reihe: Grammatiken, 3). Heidelberg, C. Winter, 1906. X, 187 S. M. 3,60. [Ein solches Elementarbuch zu schreiben, erfordert viel Abnegation: einerseits mufs der Verf. darauf verzichten, interessanten Detailproblemen nachzugehen, und anderseits mufs er doch recht viel Eigenes in die summarische Darstellung einfliefsen lassen. Es sind ihm die Ausführungen verwehrt, mit denen er eigene Forschungsresultate kenntlich machen und begründen könnte, denn das Interesse des Anfängers, für den er eine 'Einführung' schreibt, soll allein ihn leiten. Das ist in diesem aprov. Elementarbuch geschehen: es ist knapp und klar; seine Ausführungen stehen auf der Höhe der Forschung: in ihrer elementaren Form entbehren sie nicht persönlicher Art. Die dreifsig Seiten leichterer Text (mit Glossar) scheinen sehr umsichtig gewählt und in den grammatischen Teil wohlverarbeitet zu sein. Das ist ein treffliches Hilfsmittel für den akademischen Unterricht und das Selbststudium.]

Armana Prouvençau pèr lou bèl an de Diéu 1906, adouba e publica de la man di felibre. Porto joio, soulas e passo tèms en tout lou pople dóu Miejour. An cinquanto-dousen dóu Felibrige. Avignoun, Roumanille, 1906. 111 S. [Unter den 60—70 poetischen und prosaischen Stücken befinden sich auch diesmal wieder einige Beiträge Mistrals, der nicht müde wird, als Lehrer und Führer seines Volkes — *paure pople de Prouvènço* nennt er es — dessen Sprache, dessen Lieder, dessen Geschichte gegen offizielle Bedrängung und Fälschung zu verteidigen und es zum einfachen, genügsamen heimatlichen Leben zu ermahnen:

Fose ti cantoun, refose!
Parlo fièr toun prouvençau!
Qu'entre mar, Durènço e Rose
Fai bon viéure, Diéu lou saup!

Die meisten Beiträge, und von den frischesten, entstammen der Feder des Redaktors, dessen Name nirgends ausdrücklich genannt wird: Jules Ronjat's.]

Giornale storico della letteratura italiana, dir. e red. da Fr. Novati e R. Renier. Fasc. 138 [A. Pompeati, Le dottrine politiche di Paolo Paruta. — F. Pellegrini, Intorno a nuovi abbozzi poetici di Fr. Petrarca; cf. hier CXV, 464. — A. Segre, La vera data di un lamento storico del sec. XV. — G. Bertoni, Giammaria Barbieri e Lud. Castelvetro. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliografico. — Annunzi analitici. — Pubbl. nuziali. — Communicazioni ed appunti. — Cronaca].

Bulletin italien. V (1905), 4 [F. Strowski, Une source italienne des *Essais* de Montaigne: l'*Examen vanitatis doctrinæ gentium* de François Pic de la Mirandole. — P. Duhem, Léonardo da Vinci et Bernardino Baldi. — Mélanges et documents: L. Auvray, Inventaire de la collection Custodi, 7me et dernier article. — Bibliographie. — Chronique].

Flamini, Fr., Avviamento allo studio della Divina Commedia (in: Biblioteca degli studenti, riassunti per tutte le materie d'esame nei Licei, Ginnasi, Istituti technici ecc. Vol. 134—35). Livorno, Giusti, 1906. X, 122 S. Lire 1. [Obwohl dieser 'Führer durch die *Div. Commedia*' für Schüler geschrieben ist, so ist er doch eine selbständige wissenschaftliche Leistung. Wie in seinem gröfseren Werke (*I significati reconditi della Commedia di Dante*) sucht Fl. das Licht, das die verschlungenen Pfade des Danteschen Gedankens erhellen soll, bei Thomas von Aquino. Dessen Summe ist *la fonte vera del pensiero morale dell' Alighieri*. Man wird das — bei allen Vorbehalten im einzelnen — besonders für den späteren Dante zugeben müssen und gern anerkennen, dafs Fl. hier einen sehr nützlichen und aufklärungsreichen Leitfaden geschrieben hat, dessen einzelne Teile trefflich ineinander gearbeitet sind. Ein Kapitel über die Entstehung der *Commedia* steht am Anfang; zwei Abschnitte über ihre späteren Schicksale und über die Hilfsmittel zum Studium stehen am Schlufs des vortrefflichen, seine Ausführungen durch Skizzen erläuternden Büchleins. — Von den Vorbehalten möchte ich vor allem den geltend machen, dafs mir Fl. das thomistische Moralsystem zu systematisch der ganzen *Commedia* aufzwängt. Die *Commedia* ist nicht ein Werk aus einem Gufs, sondern eine Schöpfung langer Jahre. Ihre Gedankenwelt stand nicht von Anfang an fest, in thomistischen Formen erstarrt. Auch sie war im Flufs, und der Schöpfer der *Commedia* lernte und entwickelte sich während der Arbeit. Als Dante den Anfang seiner Vision erzählte, da stand vor seinem inneren Auge vieles noch nicht so scharf gegliedert da wie später. Das gibt auch Flamini z. B. für den *dilettoso monte* zu:

Ch'è principio e cagion di tutta gioia (*Inf.* I. 77),

d. h. den Berg, der das irdische Paradies trägt, zu dessen *beatitudo* der verirrte Dante umsonst emporstrebt: auch Flamini scheint ihn für einen ersten noch vagen Entwurf des Purgatoriumsberges (p. 29) zu halten. Dieser erste Entwurf mit seinen vagen Umrissen stimmt nicht mehr ganz zum späteren, genau lokalisierten und scharfumrissenen Paradiesesberg der zweiten Cantica, und doch hat der Künstler Dante ihn am Eingang des Gedichtes stehen lassen. Gerade so, meine ich, erscheinen am Eingang des Gedichtes die drei Tiere als Repräsentanten der Wollust (*lonza*), des Stolzes (*leone*) und der Habgier (*lupa*) — so wie sie die alten Kommentatoren auffafsten, die Dantes Geistesgenossen gewesen sind —, obwohl diese Sündenübersicht nicht systematisch-thomistisch ist und sich nicht mit dem später von Dante entwickelten Sündensystem deckt. Diese Bestien thomistisch zu deuten als *malizia* (*lonza*), *malizia bestiale* (*leone*) und *malizia secondo passione* (*lupa*), wie dies Flamini tut, erscheint mir

gewaltsam und entbehrt für mich jeder Überzeugungskraft. Für mich hat Dante in den drei Bestien einfach seine eigenen Hauptschwächen personifiziert, wie sie auch die *Visio Alberici* gibt. Es ist rein persönliche Poesie, deren tiefbewegter Urheber an gar keine Systematisierung dabei gedacht hat. Und rein persönlich sind auch die drei *donne benedette* gebildet: die Gnadenmutter, die sich seiner erbarmt und seine Patronin Santa Lucia, deren *fedele* Dante war, aufbietet, welche ihrerseits ihm zur Rettung die teure Beatrice — *che l'amò tanto* — sendet. Ich vermag hier durchaus keine Systematisierung des Gnadenweges zu erkennen, und weder die *gratia illuminans* noch irgendwelche andere theologische Konstruktion erklärt mir hier etwas — ja nicht einmal an eigentliche Personifikation glaube ich. Ich verstehe und geniefse hier naiv und sehe in dem *il tuo fedele* (II, 98) den Hinweis auf uns verborgene enge persönliche Beziehungen des Dichters zur heiligen Lucia, die offenbar seine Schutzpatronin war. Dante hat im Himmel drei Helferinnen: die Himmelskönigin, zu der alle Sünder mit *ora pro nobis* flehen; eine Heilige, die seine und anderer Schutzpatronin ist: Lucia, und die Geliebte seiner Jugend: Beatrice. In dieser Reihenfolge läfst er sie in Aktion treten, und die Beatrice, die um seinetwillen zur Hölle niedersteigt, ist zunächst weder *fede*, noch *sapienza* noch *teologia* — sie ist einfach das liebende Weib: die Liebe neigt sich zu ihm. Das ist poetisch und einfach — sollte es deswegen vor der Dantologie des 20. Jahrhunderts nicht bestehen können? Schon das allein rechtfertigt das stolze Wort, mit dem Dante die *Vita Nova* schliefst: *spero di dire di lei quello che mai non fu detto d'alcuna.* Und wenn später vom irdischen Paradies aus dieselbe Beatrice ihn hinanzieht, so ist es wieder die Liebe, die, beseligend, ihm Gottes Himmel aufschliefst, wo sie selbst heimisch ist, so dafs sich ihm alles offenbart und sein Glaube zum Wissen wird — ohne dafs ich mir darüber den Kopf zerbreche, ob diese Liebe, diese Beatrice, nun das Symbol des Glaubens oder das des Wissens oder das der Offenbarung oder das der Theologie sei. Sie ist schliefslich das alles — weil sie keines davon ist. Sie ist die in den Himmel entrückte Jugendliebe, die, ein Pharus im Meere des Lebens, die Blicke des Sünders aufwärts führt und seine Seele hinanzieht, wo auch er schauen kann.[1] — Lassen wir den Künstler Dante über dem moralisierenden Systematiker nicht zu kurz kommen. Diese Gefahr aber besteht, nicht nur bei der systematischen Anwendung des Thomismus auf die *Commedia*, sondern bei der ganzen herrschenden Dantologie, die mir zu sehr zu vergessen scheint, dafs Dante nicht den Aristoteles seiner Prosaschriften, sondern den Vergil zum Lebensführer seines Gedichts erhoben hat. Den Aristoteles überschüttet er in seiner Prosa mit bewundernden Titeln wie *maestro e duca della gente umana, maestro della umana ragione, maestro della nostra vita, magister sapientium* und *præceptor morum* — in der *Commedia* verneigt er sich nur im Vorbeigehen vor ihm und wählt statt dieses Gepriesenen als *duca, signore e maestro* den *altissimo poeta, gloria de' Latini* und stellt so das Kunstwerk in den Schutz des Künstlers.]

Scartazzini, G. A., Dantologia. Vita ed opere di Dante Alighieri, terza edizione con ritocchi e giunte di N. Scarano. Milano, Hoepli [Manuali Hoepli N° 42 e 43], 1906. XVI, 417 S. Lire 3. [Dieses bequeme, zur Einführung in das Studium Dantes bestimmte Handbuch, das zum erstenmal 1883 und in zweiter Auflage 1894 erschienen ist, hat die Vorzüge und Mängel Scartazzinischer Dante-Arbeit: es beruht auf eingehendster, liebevollster Beschäftigung mit Dante, ist geschickt und prak-

[1] Sie ist seine Führerin auf dem Wege zu den Virtutes theologicas: Fidem, Spem, Caritatem (*Monarchie* III, 16, et *Purg.* VII, 34).

tisch angelegt; aber man vermifst die ruhige und sichere Führung des Forschers. Daran hat der Redaktor dieser dritten Ausgabe nichts ändern können, sollte das Buch nicht überhaupt neu geschrieben werden. Er liefs Scartazzinis Argumentation bestehen, verzeichnete wohl in Fufsnoten einige Einwände, änderte da und dort einige Seltsamkeiten, korrigierte augenscheinliche Irrtümer, besserte am Stil — denn: lo Scartazzini era un tedesco — und ergänzte die Bibliographie (die freilich auch um manche ältere Arbeit hätte verkürzt werden dürfen). In dieser Form verdiente das Buch wohl neu aufgelegt zu werden. Es darf als Orientierung über Dantes Leben und Werke und über die wissenschaftliche Arbeit, die diesem Leben und diesen Werken gilt, dem empfohlen werden, der zu eigener Beschäftigung mit Dante übergehen will.]

Carducci, G., Rede auf Petrarca, bearbeitet von Fr. Sandvofs (Xanthippus). Weimar, Böhlaus Nachf., 1905. 25 S. M. 0,80.

Hauvette, H., Les ballades du Décameron. Extrait du *Journal des Savants*. Paris, Impr. nationale, 1905. 12 S.

Anzalone, E., Su la poesia satirica in Francia e in Italia nel secolo XVI. Appunti. Catania, Musumeci, 1905. 189 S. [Man weifs, wie die vergleichende Literaturgeschichte, besonders unter Vianeys Führung, immer deutlicher die Abhängigkeit der französischen Renaissancepoesie vom italienischen Quattrocento und Cinquecento aufdeckt. Auch die gröfsten, wie Ronsard und Dubellay, sind Plagiatoren der Italiener, imitatores imitatorum, wenn auch originelle Nachahmer. Der sehr kundige Verfasser dieser Schrift stellt die Abhängigkeit Frankreichs auf dem Gebiete der satirischen Dichtung dar (über Weib und Liebe, Poet und Dichtung, Hof und ewige Stadt). Er resümiert nicht nur geschickt die bisherige Forschung, er weist auch auf bisher übersehene Beziehungen hin (z. B. zwischen Ariosts *Satira quinta* und Du Bellays *Regrets, Son.* XV und XIX) und schreibt ein angenehmes und nützliches Buch.]

Vofsler, K., Tassos *Aminta* und die Hirtendichtung. S.-A. aus den *Studien zur vergl. Literaturgeschichte*, hg. von M. Koch, VI, S. 26—40. 1906. [Der schöne Vortrag, mit dem die *Aminta*-Aufführung der Heidelberger Studenten eingeleitet wurde.]

Luquiens, Fr. Bliss. The *Roman de la Rose* and medieval Castilian literature [S.-A. aus *Rom. Forschungen* XX, S. 284—320[k]]. [Der Rosenroman hat auf die spanische Literatur nur einen auffallend geringen und beschränkten Einflufs ausgeübt: die Klischees seiner Naturschilderungen finden sich in den *Cancioneros* wieder; der Rest des grofsen Gedichtes läfst keine besondere Wirkung bei den Spaniern erkennen.]

Mariezcurrena, Dr. A. N., Deutsch-spanische Handelskorrespondenz. Nach der Methode von Prof. Th. de Beaux bearbeitet [Göschens Kaufmännische Bibliothek, Band 8]. Leipzig, Göschen, 1905. 274 S. Geb. M. 3.

Hanssen, F., De los adverbios *mucho, muy* y *much* [S.-A. aus den *Anales de la Universidad de Chile* de enero y febrero de 1905]. Santiago de Chile, Impr. Cervantes, 1905. 37 S. [Adverbiales *multum* > *muito* ergab an betonter Stelle span. *mucho*; an tonschwacher Stelle: *α*) vor Vokalen *muit* > *much* (*much ayna*), *β*) vor Kons. *mui(t)* > *muy*. Jenes *much* ist schon im älteren Spanisch selten; schliefslich ist es neben *muy* ganz geschwunden. Es handelt sich also im wesentlichen nur um *mucho* und *muy*. Die Sprache scheidet ihren Gebrauch nach dem Satzton: *mucho era mas blanco* (*Alexandre* 387; diese Konstruktion ist gemeinromanisch, cf. Böhmers *Roman. Studien* III 287 und Meyer-Lübke, *Gram.* III § 494); *mucho amaba, mucho mas grande* — aber *muy blanco, muy mas, muy mayor*. Doch liegt natürlich in dieser Regulierung der Formen *mucho* —

muy durch die Satzbetonung ein stark subjektives Element, das einer regelhaften starren Scheidung des Gebrauchs hindernd in den Weg trat. Das sprechende Individuum war geneigt, in der Emphase *mucho* auch da zu gebrauchen, wo in der affektarmen Rede *muy* herrschend war (*mucho grande*), und eine bequeme Brücke für diese Übergänge werden die Partizipien bilden, denen als Verbalformen *mucho*, als Nominalformen *muy* zusteht: *mucho amado, muy amado*. Hanssens Arbeit zeigt die Grundzüge solchen Gebrauchs in den älteren spanischen Texten in fleifsigen Zusammenstellungen, wie er sie uns schon für eine ganze Anzahl von Fragen der altspanischen Sprache und Metrik geliefert hat. Man mufs ihm dafür sehr dankbar sein. — Seine zusammenfassende Besprechung der hier vorgelegten Fälle hätte mit Nutzen die gemeinromanischen Gesichtspunkte mehr ins Licht setzen können.]

Tiktin, H., Rumänisches Elementarbuch. Sammlung roman. Elementarbücher, hg. von W. Meyer-Lübke. I. Reihe: Grammatiken. Heidelberg, C. Winter, 1905. VIII, 228 S. M. 4,80.

Vetter, Th., Uber russische Volkslieder. LXIX. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1906. Zürich, Fäsi & Beer, 1906. 31 S.

Kawraysky, Dr. Th. v., Russisch-Deutsche Handelskorrespondenz (Göschens Kaufmännische Bibliothek, Band 7). ¡Leipzig, Göschen, 1905. VII, 259 S. M. 3.

Beilagen:

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

CXVI. BAND, DER NEUEN SERIE XVI. BAND

3. u. 4. HEFT

BRAUNSCHWEIG

BREITESTRASSE 1

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1906

Inhalt.

CXVI. Band, der neuen Serie XVI. Band,

3. u. 4. Heft.

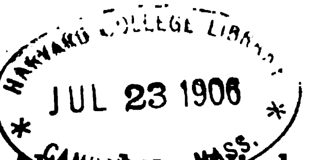
Schluſs der Redaktion: 10. Juni 1906.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mark.)

Abhandlungen.

Kleinere Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)



Heimat und Alter der eddischen Gedichte.

Das isländische Sondergut.

Alles, was wir an eddischer Dichtung im weitesten Sinne besitzen, geht auf engeren Raum zusammen als der Minnesang der Manessischen Handschrift oder als die dänischen Folkeviser in einer der grofsen Sammlungen des sechzehnten Jahrhunderts. Aber in weit höherem Grade erhalten wir von der Eddapoesie den Eindruck: diese wenig umfängliche Dichtmasse ist nicht der Ertrag einer 'Schule', sie entspringt nicht einer kurzen Kunstblüte in einem begrenzten Kreise. Innerlich ganz verschiedene Gebilde sind hier zusammengetreten; mehrere Kulturschichten lagern übereinander, zeitlich und vielleicht auch räumlich entlegenes.

Wenn dies in den Literaturgeschichten nicht klar hervortritt, liegt es daran, dafs man den Gegensatz der Gattungen nicht genügend herauszuarbeiten pflegt. Die stoffliche Gruppierung, wie sie einem isländischen Sammler des Mittelalters naheliegen mufste, übt immer noch ihre Macht. Wir sind gewohnt, Þrymskviđa und Alvíssmál als Nachbaren zu sehen: zwei Lieder von dem Gotte Thor, aber zwei Lieder von so grofsem geistigem Abstande, wie er in der ganzen reichen Folkeviserdichtung nicht auszumessen ist.

G. Vigfússon, der eine höchst selbständige, gedankenreiche Gliederung und Aufteilung unserer Dichtwerke unternahm, wurde durch seine Lieblingsidee von der britannischen Heimat zu einer starken Verkennung des isländischen Anteils geführt. Jessen seinerseits hatte das Späte, Meistersingerische, Isländische an der Eddadichtung vortrefflich empfunden, und sein Fehler lag wohl nur darin, dafs er den doch nicht so geringen Bruchteil, den jene Beiwörter nicht treffen, unterschätzt hat.

Ich beschränke mich hier auf die eine Fragestellung: wie weit äufsert sich in den Eddagedichten die besondere literarische Kultur Islands? Dabei gehe ich von diesen Erwägungen aus.

Island hat in der Überlieferung der Eddapoesie nicht blofse Schreiber- und Sammlerdienste versehen. Was man im dreizehnten Jahrhundert aufzeichnete, hatte der Hauptmasse nach vorher im Munde isländischer Männer gelebt, und ein Teil dieser Poesie

ist sicher auf Island und nirgendwo sonst gedichtet worden: darin sind alle einig, so verschieden sie sonst über die Herkunft der Lieder denken. Ob man nun den isländischen Ursprung auf die jüngeren oder jüngsten Gedichte beschränkt und diese als uneigentliche Eddalieder bezeichnet, gleichviel, man erkennt an, dafs Island zu einer Zeit seine besonderen literarischen Bedingungen hatte, und dafs diese ihren Beitrag lieferten zu der eddischen Familie. Ebenso wird das Folgende einleuchten. Die Isländer hatten anfangs die gleiche Dichtkunst wie das Mutterland Norwegen und wie die übrigen Siedelungen mit norröner Gesellschaft. Es gab einen Zeitraum der gemeinwestnordischen Dichtgattungen: die einzelnen Länder hatten sich literarisch noch nicht zur Sonderart entwickelt. Wie lange dieser Zeitraum auf Island dauerte, kann man nicht aus unmittelbaren Zeugnissen bestimmen. Am besten denkt man sich die Grenze um das Ende der Sagazeit, als die noch im Heidentum herangewachsene Generation, der Gode Snorri und die anderen Helden der Bauernromane, ins Grab gesunken waren. Auch für Norwegen bildet diese Zeit einen wichtigen Einschnitt. Also bis ungefähr 1030, nehmen wir an, dichtete man auf Island in annähernd denselben Gattungen wie in Norwegen und den anderen norrönen Ländern.

Um bei den Eddagedichten, die mutmafslich in diesen älteren Zeitraum fallen, zu unterscheiden zwischen norwegischer, isländischer, britannischer Heimat, kann man nicht die durchgreifenden Züge der poetischen Gattung befragen: nur von Einzelheiten in Inhalt und Form kann man Aufschlufs erhoffen. Aber die bisherigen Ergebnisse, die unbefangener Prüfung Stich halten, sind gleich null. Diese traditiongebundene, gegenwartferne Dichtung erlaubt so selten den Schlufs: dieses Bild, diese Sitte hat der Dichter im eigenen Lande gesehen. Und den dichterischen Sprachgebrauch des neunten und zehnten Jahrhunderts kann man nicht nach der Jahrhunderte jüngeren Prosa Norwegens und Islands beurteilen. Es wird sich wenig von dem Satze abziehen lassen: die Eddalieder der älteren Schicht können alle aus Island stammen, aber keines braucht aus Island zu stammen. Es haben sich eben noch keine nur-isländischen Merkmale herausgebildet.

In dem jüngeren Zeitraum wird dies anders. Während die eddische Dichtkunst im Mutterlande ausstirbt, bleibt sie auf Island am Leben, und zu den alten Gattungen, die weiter gepflegt werden, treten neue: die nur-isländischen Gattungen.

Dafs auch norröne Vikingreiche auf britannischem Boden ihre besonderen Spielarten der Eddakunst entwickelt haben, ist recht wohl möglich; es mag — als Gegenstück zu den nur-isländischen — nur-orkadische, nur-irische, nur-manxische Gat-

tungen gegeben haben. Die Kulturmischungen in diesen Reichen mögen im zehnten und elften Jahrhundert sehr eigenartig gewesen sein. Daſs jedoch ein Teil der uns überlieferten Eddapoesie diese nur-britannische Gesittung spiegle, dies ist nicht glaubhaft gemacht worden. Die Heimatsfrage bei den Eddagedichten kann so gestellt werden: gemeinwestnordisch oder nur-isländisch? das ist nach dem Gesagten gleichbedeutend mit: eine ältere Schicht, bis ungefähr 1030, wo noch die alten gemeinsamen Gattungen gepflegt wurden und nur selten ein Anhalt für die engere Heimat sich bietet — und eine jüngere Schicht, nach 1030, wo das isländische Sondereigentum erkennbar wird.

Von Grönland, dem Ableger Islands, sehe ich hier ab. Mit Symons, *Lieder der Edda,* S. CCXCV ff., bin ich der Meinung, daſs die grönländischen Atlamál mit ihrem ganz für sich stehenden sprachlichen Stile eher dagegen als dafür sprechen, daſs noch andere Lieder die gleiche Heimat haben. Die Benennung des älteren Etzelliedes, der Atlakviđa, als grœnlenzk braucht nicht mehr auszusagen, als daſs dem Sammler das Gedicht durch einen Grönländer zukam (Ranisch, *Eddalieder,* S. 14): was aus Grönland kam, war 'grönländisch'; den Entstehungsort zu ermitteln, waren weder der Sammler noch sein Gewährsmann in der Lage.

Als die alten, gemeinwestnordischen Eddagattungen darf man betrachten: das unmittelbar erzählende Lied (Ereignislied) mit Inhalt aus der Götter- und Heldensage, und zwar sowohl in der doppelseitigen Darstellungsform wie in der reinen Redeform. Ferner die Mehrzahl der spruchhaften Gattungen: einzelne Spruchstrophe, ethisches Lehrgedicht, rúnatal, rituale Verse u. a. Fraglich scheint mir, ob ebenfalls zu dem gemeinsamen Grundstock zu rechnen sind: die monologischen Visionslieder; die Scheltszenen in sagenhaftem Gewande;[1] die Novelletten mit gnomischer Spitze (wie die Odinsbeispiele).

Daſs diese gemeinnorrönen Gattungen zum Teil gemeingermanisch sind, und daſs ostnordischer, ja selbst südgermanischer Ursprung eines Eddaliedes in den Bereich des Möglichen fällt, sei nur im Vorbeigehen angemerkt. Der Satz, auf den man sich geeinigt hat: 'unsere Eddagedichte sind westnordisch und nicht älter als etwa 830' erleidet ja die bekannte Einschränkung: 'die Eddagedichte in der vorliegenden Gestalt,' und diese Ein-

[1] Holger Pedersen (*Festskrift til Ussing,* Kbh. 1900, S. 185 ff.) führt den Männervergleich, *manniǫfnuđr,* auf irische Anregung zurück. Dies würde nicht ausschlieſsen, daſs schon im neunten und zehnten Jahrhundert sagenhaft eingekleidete Männervergleiche als gemeinnorröne Dichtart vorkamen.

schränkung kann einer Aufhebung recht nahe kommen — man denke an dänische Balladen in isländischer Gestalt und ähnliches. Ein Gedicht ist nicht nur eine Kette von Wörtern, sondern auch ein Aufbau von Szenen, Charakteren usf., und für diese geistigen Werte haben die Zeitgrenze 830 und die Sprachgrenze westnordisch keine unbedingte Geltung. Damit soll das Gewicht der tiefer liegenden Merkmale, wie der Landschaftsbilder, nicht verringert werden.

Jene alten Gattungen haben auf Island auch in dem jüngeren Zeitraume schöpferische Pflege gefunden. Daher bleibt bei jedem einzelnen Gedichte zunächst die Frage offen, ob es der ersten, norrönen, oder der zweiten, isländischen Periode zufalle. Die Zugehörigkeit zur alten Gattung gibt nur die Möglichkeit alten Ursprungs, Einzelmerkmale müssen hier ergänzend eingreifen. Die Hymiskviđa und das Innsteinslied nenne ich als zwei Vertreter des alten Ereignisliedes (doppelseitig und einseitig), die für die jüngere, isländische Schicht in Anspruch zu nehmen sind.

Als die isländischen Neubildungen, die nur-isländischen Gattungen, sehe ich folgende an:

I. Die heroische Elegie, das mehr oder weniger lyrische Situationsbild oder Rückblicksgedicht (seltener Traum- und Weissagungslied); die folgerichtigste Form der rein monologische Ichbericht.

Die Gattung ist ohne Zweifel etwas Jüngeres und bringt in die germanische Heldendichtung neue Gebilde herein. In Deutschland fehlt jede Spur derartiger Versuche; von den englischen stabreimenden Elegien lassen sich überhaupt nur Déors Klage und das erste sogenannte Rätsel vergleichen, aber der Unterschied ist viel gröſser als die Verwandtschaft. Erst die Ballade bringt dann wieder ähnliche Rückblickslyrik. Die Annahme, daſs diese eddische Kunstweise erst in der christlichen Zeit, nach dem rauhen heroischen Sagaalter, aufkam, hat gewiſs innere Wahrscheinlichkeit. Wenn wir sie Norwegen absprechen, so beruht das auf der Erwägung, daſs in Norwegen seit der christlichen Zeit die eddische Kunstpflege allmählich erlosch, so wie die alte Sagendichtung in England und Teilen von Deutschland früh dem Untergang verfiel. Es ist im Zweifelsfalle nicht anzunehmen, daſs diese niedergehende norwegische Kunstübung noch den neuen Schoſs der lyrisch-seelenmalenden Gedichte getrieben habe. Diese Elegien stehen zwar den alten Heldenstoffen innerlich ferner (die Dichter blicken aus Abstand auf die groſsen Schicksale, sie fühlen sich nicht mehr naiv mitten drin); aber zugleich setzen sie bei Verfasser und Hörer eine sehr lebendige Sagenkunde voraus: die leisesten Anspielungen rechnen auf Verständnis und Mitgefühl. Man vergegenwärtige sich die andeu-

tenden Rückblicke in der Guđrúnarhvǫt oder im Oddrúnargrát! Der Boden, der diese Gedichte trug, mufs von der alten Sagenpoesie voll bestrahlt gewesen sein. Das trifft für diesen späteren Zeitraum doch wohl am besten auf Island zu.

Doch sei nicht verschwiegen, dafs Axel Olrik hierüber anders denkt. Er hält z. B. Starkads Sterbelied (Saxo S. 397) für norwegisch; *Arkiv* 10, 278.

Die Blüte dieser Elegien möchte wohl noch ins elfte Jahrhundert fallen: die Gudrun-, Oddrun-, Brynhildrückblicke der alten Sammlung. Wenn man die zweite Guđrúnarkviđa früher ansetzt als die Verwandten, so geschieht es unter dem Druck der Bezeichnung *en forna*. Das Lied selbst könnte nicht auf den Gedanken führen, dafs wir hier auf einer altertümlicheren Stufe stehen, 'auf der Grenze älterer und jüngerer Kunstübung' (Symons a. a. O. S. CCLXXV). Stilgeschichtlich ist der Monolog ohne Rahmen gewifs das spätere gegenüber der Form von Guđrúnarhvǫt usw., wo man noch an die unmittelbare Erzählung alten Schlages anknüpft. Die männlichen Elegien, ausgenommen vielleicht die des Starkađ, fallen nicht früher als das zwölfte Jahrhundert, desgleichen aus dem Liederbuche das 'Traumlied', umschrieben in der Vǫlsungasaga c. 25.

II. Die zweite isländische Neubildung sind die Sagaeinlagen.

Auf Island erwuchs der prosaische Heldenroman (Fornaldarsaga). In seine Prosa konnte man Strophenreihen einlegen, episch-lyrischer, eristischer, spruchhafter Art. Zuweilen nahm man diesen Schmuck von älteren, selbständigen Gedichten: unzweideutige Beispiele in der Vǫlsungasaga und mancherorts bei Saxo. In diesem Falle sind Alter und Heimat der Strophen unabhängig von Zeit und Ort der Saga. Öfter aber sind die Verseinlagen von Anfang an für die (mündliche) Saga gedichtet worden: auch wo sie vollständig vorliegen, sind sie nach Umfang, Gehalt oder Abrundung nicht befähigt, für sich allein vorgetragen zu werden. Sie können wohl jünger, nicht aber älter als ihre Saga sein. Ihre Heimat bestimmt sich nach der der Saga.

Die Gattung Fornaldarsaga hat ihre Voraussetzung in der geschichtlichen Saga der Isländer, in den Islendingasǫgur und Konungasǫgur. Danach müssen wir den Heldenroman samt seinen (untrennbaren, unselbständigen) Verseinlagen zu den nurisländischen Gattungen rechnen. Die besonders von Olrik vertretene Auffassung, dafs Saxos Fornaldarsǫgur mit ihren Strophen norwegische Schöpfungen seien, müfste das gesamte Bild der altnordischen Prosa- und Dichtkunst umgestalten; im Zusammenhange der ganzen Literaturentwickelung ist diese Auffassung noch nicht begründet worden.

Saxo gibt uns den sicheren terminus ad quem: im zwölften Jahrhundert hat der mündliche isländische Heldenroman mit Sagaeinlagen mannigfacher Art in voller Blüte gestanden. Die Mehrzahl der Stücke in den Eddica minora darf man dem zwölften Jahrhundert zuschreiben. Einiges ist später; diese an die Prosa angelehnte Kleinkunst enthält die letzten Ausläufer der eddischen Familie und reicht noch über das Jahr 1300 herab.

Das älteste Zeugnis für die Fornaldarsaga mit Verseinlagen, *Sturl.* 1, 19 f., gilt dem Jahre 1119. Sehr viel älter wird der Heldenroman nicht gewesen sein.

Unmittelbarer irischer Einflufs auf unsere Gattung ist schwerlich anzunehmen, doch mittelbarer, indem die Vorgängerin, die geschichtliche isländische Saga, vermutlich einen Anstofs von den irischen Prosaerzählern empfangen hat.

Man darf, wie mir scheint, die Frage aufwerfen, ob nicht auch einzelne Teile des eddischen Liederbuches als Sagaeinlagen entstanden sind. Ein Lied wie die Helreið Brynhildar könnte man sich gut als Schmuck einer älteren mündlichen 'Sigurðarsaga' gedichtet denken. Auch bei etlichen Strophengruppen in den Komplexen Helg. Hiǫrv. und Helg. Hund. II kann sich der Zweifel regen, ob sie denn notwendig aus geschlossenen Liedkompositionen losgesprengt sind (die Zahl der Helgilieder wäre unheimlich grofs); ob sie nicht eher den losen Schmuck einer Saga bildeten. Bei den fünf Weissagestrophen der Vögel in den Fáfnismál 40 ff. entgehen wir manchen Schwierigkeiten durch die Annahme, dafs diese Verse, die als Abschlufs eines Fafnisliedes ebenso unmöglich sind wie als Einleitung eines Sigurdsliedes (geschweige eines Sigrdrífaliedes) — dafs sie von Hause aus lose Strophen waren, dazu bestimmt, in einer zusammenhängenden 'Sigurðarsaga' von der Drachengeschichte zu der Brynhildsage überzuleiten.[1] Dann braucht nichts von der Strophengruppe verloren zu sein, wie ich in der Festschrift für Paul S. 29 angenommen hatte. Chronologische Bedenken treten diesen Vermutungen nicht entgegen: die hier in Frage stehenden Dichtungen müssen nicht älter sein als die Frühzeit der Fornaldarsǫgur, das beginnende zwölfte Jahrhundert. Und dafs der beliebteste aller Helden, Sigurd, seine mündliche Saga bekommen hatte lange vor unserer Vǫlsungasaga, das hat man auch von anderen Erwägungen aus vermutet.

---

[1] Auf die Strophen folgte Sigurds Ritt zu Gjuki, die Vermählung und weiter die gemeinsame Werbungsfahrt zu Brynhild, kurz der Inhalt der Brynhildsage: dies entspricht der klaren Reihenfolge in den Weissagestrophen, gegen deren Verrückung Symons mit Recht eingetreten ist (*Zs. f. d. Phil.* 24, 20). Indem der Liedersammler die sogenannten Sigrdrífumál einschob, durchbrach er den von den fünf Strophen skizzierten Gang der Begebenheiten.

III. Das Beiwort 'nur-isländisch' gebührt am allermeisten einer dritten Gruppe, die freilich recht verschiedenartige Stücke beherbergt. Es ist die antiquarische Gelehrsamkeitsdichtung, die isländische Meistersingerei, die philologisch angehauchte Eddapoesie.

Das entlegene kleine Volk, dessen höherer Lebensluxus fast ganz in den Werken seiner Sprache bestand und das nachgerade auf einen reichen Schatz von Überlieferungen aus drei Jahrhunderten zurückschaute, schuf eine heimische Altertumskunde, Poetik und Sprachlehre. Das Ziel war, zu sammeln und ordnen, zu erklären, zu ergänzen und nachzuahmen.

Ihren Gipfel gewann diese einzigartige Kulturbewegung in dem Zeitalter und dem Werke Snorri Sturlusons. Seine Edda fällt in die zwölfhundertzwanziger Jahre. Nicht lange danach entstand das eddische Liederbuch, um 1250 die Grammatik des Ólaf hvítaskáld.

Die Anfänge liegen vier Menschenalter früher, bei Ari und Sæmund, den ersten isländischen Schriftstellern und Historikern. (Den Beginn der Schreibezeit setzt man 1117/8.) Die kleine Notiz in Aris Libellus Islandorum, Anhang II: 'Yngve Tyrkia conungr. Niǫrþr Svía conungr' wirft einen dünnen hellen Lichtstrahl auf die Tatsache, dafs die Väter der isländischen Gelehrsamkeit nicht nur exakte Historie trieben, sondern auch über die alte Göttersage sich ihre Gedanken machten und die euhemeristische Theorie ausheckten, die uns dann bei Snorri und in Andeutungen bei Saxo begegnet. Und derselbe Anhang des *Libellus* zeigt uns, dafs man schon die zeitlose Heroendichtung durch lange Stammbäume mit den isländischen Grofsbauern verknüpft hatte.

In denselben anderthalb Jahrhunderten, als auf Island diese heimische Philologie blühte, hatte Norwegen an vaterländischen Traditionen so gut wie nichts in die Scheunen zu bringen, die Rechtsdenkmäler ausgenommen. Als sich endlich unter Hakon IV. ein weltliches Schrifttum einbürgerte, da war es eine ganz der Gegenwart zugekehrte Ritterprosa. Auf den norwegischen Königsspiegel wirft kein Götter- und Heldenaltertum — es sei denn das der Bibel — seine Schatten.

Snorris Edda ist halb ein gelehrtes Buch, halb ein Kunstwerk. Es gilt von dieser isländischen Scholastik im allgemeinen: Wissenschaft und Dichterei, Forschung und Spiel, Sammeln und Schaffen gehen wunderbar durcheinander. Ein Teil der isländischen Gelehrsamkeit ist in eddischen Dichtformen niedergelegt und bildet den Ausschnitt der Eddafamilie, dessen Umfang wir hier überschauen wollen. Diese Dichtungen geben sich zum Teil unverhüllt lehrhaft; öfter aber ist es die Art der Unterhaltungspoesie, und manche dieser Stücke mögen sich über die lesekundigen Kreise hinaus verbreitet haben und volkstümlich geworden

sein wie die alten naiven Erzählungen in Vers und Prosa. Eine gewisse Altertumstracht bewahren sie alle. Aber mit Unterschied: die einen gehen mehr auf täuschende Nachahmung aus,[1] die anderen scheuen sich nicht, in Inhalt oder Aufbau von den älteren Liedern fühlbarer abzuweichen.[2]

Diese isländische Gelehrsamkeit, in ungebundener und gebundener Form, hat den Geist des germanischen Altertums weit hinter sich gelassen, auch wo ihr Gegenstand altgermanische Götter und Helden sind. Die Denkarbeit, die hinter diesen Schöpfungen steht, hat oft etwas erstaunlich Modernes und — man möchte sagen — spielerisch Freies. Die Einwirkungen der Fremde gehen tiefer: schon jener 'Tyrkia conungr' ist ja nicht in isländischem Garten gewachsen! Gleichwohl zeigt sich die Selbständigkeit der Isländer nirgends so greifbar wie auf diesem antiquarischen Felde. Was aus der Eddadichtung hierher fällt, das sind fast lauter Unika — man darf vielleicht sagen: in der Weltliteratur. Was keinen Preis des künstlerischen Wertes bedeuten soll. Hier ist nun die Geisteskultur der Insel von der gemeinnorrönen Vikinggesittung weit, weit weg gerückt.

In diese gelehrte Gruppe und damit ins zwölfte und dreizehnte Jahrhundert gehört unbestritten die Hauptmasse der Þulur, d. i. der in Verse gebrachten Namen- und Vokabelreihen. Vier Handschriften der Snorra Edda überliefern beiläufig 170 Strophen mit 2600 Vokabeln, von verschiedenen Versmachern herrührend; vgl. F. Jónsson, *Lit.* 2, 171 ff.; auch Bugge, *Arkiv* 16, 31 hat sich für isländischen Ursprung dieser Namenhaufen erklärt. Auch die umfänglichen Þulabestandteile im eddischen Liederbuche, als Einschiebsel zumal in der Vsp. und den Grímn., sowie die beiden Þulur in den Skáldskaparmál brauchen nicht älter zu sein als das zwölfte Jahrhundert. Doch ist kein Zweifel, daſs die Þulaform in anspruchsloser Verwendung ein uraltes Mittel der gedächtnismäſsigen Überlieferung ist (*EM.* S. LXXXIX). Auch die Liste der norwegischen Svǫldrkämpfer mit 43 Namen (dazu noch Orts- und Vaternamen), also schon recht stattlichem Umfange,[3] mag immerhin bald nach dem geschichtlichen Ereignis (a. 1000) in Verse gebracht worden sein, am ehesten doch wohl von einem isländischen Sagamann: um die Namen, die ein historischer Vorfall gleich schon vereinigt an die Hand gab, zu ein paar Memorialstrophen zu ordnen, brauchte es keine sammelnde Gelehrtentätigkeit, keine besondere literarische Kultur.

---

[1] Vsp. sk., Hyndl., Svipd.

[2] Alv., Rígsþ., auch Gríp. (die neben den älteren Sigurdsgedichten als etwas entschieden Neues gewirkt haben muſs), die þulur.

[3] Oddr, *Ol. Tr.* 1853, S. 55 f. 64 f., 1895 S. 104; *Hkr.* 1, 425 f.; vgl. Olrik, *Arkiv* 10, 267 ff.

Dagegen als ein bezeichnendes Werk der isländischen Meistersingerei betrachten wir die grofse **Brávallaþula**, d. i. die Liste der Krieger, die unter den Sagenkönigen Harald Hilditǫnn und Hring die Völkerschlacht auf den Brávellir mitmachten. Wir kennen sie aus Saxo S. 376 ff. und einem isländischen Sagabruchstück (Sǫgubrot) *Fas.* 1, 379 ff. Verschiedene Forscher, am einläfslichsten Olrik, *Arkiv* 10, 223 ff., haben die Herstellung der zu Grunde liegenden Verse unternommen.

Es ist eine ansehnliche Namenmasse: im Sǫgubrot zählt man an die 100, bei Saxo an die 170 Namen, die Vaternamen mitgerechnet; dazu noch viele Beinamen und Ortsnamen. Die Þula verteilt diese Kriegerscharen auf die Ostseeländer, Norwegen und Island. Um überlieferte Gestalten der Hilditǫnnsage handelt es sich hier nur zum allerkleinsten Teile: der Verseschmied mufste die Nummern seiner Liste selbst erst schaffen. Wir haben hier keine lexikalische, keine Sammelþula; man kann es eine Phantasieþula nennen.

Aber der Dichter hielt sich, um die Menge von Namen guten Klanges zusammenzubringen, an die Überlieferungen aus Sage und Geschichte. Sein Gedächtnis umfafst einen erstaunlich weiten Stoffkreis. Aus Heldensage und Heldenroman sind ihm bekannt: der Kreis der älteren Skiöldunge: Biarki Str. 14, vielleicht Skalc Scanicus Str. 2 (vgl. Saxo S. 92); der Kreis der Ynglinge: Yngvi ... Álfr ... Alreks synir Str. 23, Aðils ofláti frá Uppsǫlum Str. 24, Áli Str. 23 (Müllenhoff, *DAk.* 5, 354), Saxi flettir Str. 13; aus Hilditǫnns Jugendtaten holt er das Paar Dalr eun digri, Dúkr vindverski Str. 5 (= Duc et Dal, duces Sclavorum, Saxo S. 366), während der Ubbi enn fríski Str. 5 (= Ubbo Fresicae gentis athleta, Saxo S. 366) seinen älteren Standort in der Brávallaschlacht haben mag; die Arngrímssöhne bieten einen Búi Brámason Str. 5, vielleicht auch Barri ok Tóki Str. 4; aus der Hildesage stammt Heðinn mióvi Str. 9, von dem Hundingstöter Helgi: Hǫðbroddr Str. 10, aus der Hunnenschlacht Humbli Str. 8; die Starkaðsagen liefern ihm Beigaðr und Haki Str. 4, Vísna Str. 7, Hama Str. 8 (25), die synir Beimuna Str. 10; aus der Hálfsdichtung bezieht er Styrr enn sterki und Steinn Str. 13, Hrókr svarti Str. 14 (sind auch die dicht hintereinander stehenden Hreiðarr-Hrólfr kvennsami-Hringr Str. 15 ein Nachklang der Gruppe Hreiðarr - Hiǫrleifr kvennsami-Hringia in der Hálfssaga?); Ragnarr loðbrók stellt Ámr und Ella Str. 1; Ǫrvar-Oddr erscheint als Oddr víðfǫrli Str. 20, vielleicht Eiríkr málspaki (Ericus disertus) als Sǫgu-Eiríkr Str. 19.

Dann die Entlehnungen aus der Geschichte, den Konungasǫgur: Haki aus Haðaland Str. 10: Haki Haða-berserkr *Hkr.* 1, 91; die Thelemärker Haddr enn harði, Hróaldr tá Str. 17:

Hróaldr hryggr ok Haddr enn harđi, brœđr tveir af Þelamǫrk *Hkr.* 1, 123; Þórir mœrski Str. 18: Þórir, Rǫgnvalds son Mœraiarls *Hkr.* 1, 131; Tóki af Iómi Str. 7: Pálna-Tóki (Bugge vermutet Str. 2 Áki af Fióni: Bruder und Sohn Pálna-Tókis *Fms.* 11, 43. 55); vier Namen bezw. Beinamen aus der Svǫlđrliste (s. o.) Str. 19. 20; Erlingr snákr Str. 20: Erlingr Skialgsson + Eyvindr snákr bei Svǫlđr; Sigvaldi mit elf Schiffen Str. 26: iarl Sigvaldi mit elf Schiffen bei Svǫlđr *Hkr.* 1, 434; Holti und Rǫgnvaldr ryzki Str. 25: Namen der russischen Dynastie, s. Olrik, S. 255; (Garđr) Stangbúi Str. 2: (Haquinus) e villa Stangby a. 1026, Saxo S. 517; Læsir Str. 25: der polnische Stamm Læsir in einer Strophe Þióđolfs *Hkr.* 3, 76.

Um die zwei Strophen (Nr. 3 und 21) mit isländischen Kriegern und Skalden zu füllen, sammelt der Verfasser Namen aus isländischen Familien: Brandr, Blœingr, Torfi, Teitr, Tyrfingr, Hialti, vgl. das Register der Landnámabók, und er fügt die isländischen Buchten Miđfiǫrđr und Skagafiǫrđr bei. Er erinnert sich des isländischen Skalden Glúmr (Geirason) aus dem zehnten Jahrhundert, und die zwei Hofdichter Haralds des Gestrengen, Grani und Illugi Bryndœlaskáld, verschmelzen ihm zu einem Grani bryndœlski. Das Paar Bragi-Hrafnkell Str. 21 scheint auf den alten Skalden und den von ihm angeredeten Hrafnketill zu deuten. Aber auch unter die norwegische Kriegsmannschaft stellt der Autor ein paar Namen, die man aus der isländischen Besiedelungsgeschichte kannte: Álfr enn egđski Str. 20, Sigurđr svínhǫfđi Str. 19, vielleicht auch Hafr-Biarni Str. 18 (Hafr-Biǫrn Ldn.), Grettir Str. 17, Hiǫrtr Str. 4.[1]

Es fällt dem Dichter nicht ein, seine Statisten persönlich gleichzusetzen ihren aus Sage und Geschichte bekannten Namensvettern. Er weiſs recht wohl, daſs der alte Biarki, der Hrólfsheld, oder der Jarl Sigvaldi, Olaf Tryggvasons Verräter, nicht auf den Brávellir gekämpft haben. Die Absicht war, durch die überlieferten Namen einen allgemeinen Schimmer von Vorzeit auszubreiten; im einzelnen nachrechnen durfte man der Blütenlese des Verfassers nicht. Darum mischt er auch sorglos Namen und Beinamen und nimmt sich Freiheiten in der Heimatsangabe: Ámr und Ella sind bei ihm Süddänen, die Hálfskrieger Styrr enn sterki und Steinn erscheinen als Westgauten, Bragi und Hrafnkell stehen unter den Isländern u. dgl. m. Daneben sorgt er doch dafür, daſs die verschiedenen Volksstämme gewisse kennzeichnende Namenklänge erhalten: Sveinn, Hrói, Túmi sind Dänen, Gautr und Guti sind Gauten, Gnizli und Grenzli sind Wenden.

---

[1] Für die obige Zusammenstellung benutzte ich auſser Olrik und den dort genannten Arbeiten die Schrift von S. Bugge: *Norsk Sagafortælling*, Kristiania 1901 ff., S. 78 ff. Sie lag mir bis S. 160 vor.

Poesie wird man diese absonderliche Schöpfung nicht wohl nennen. Aber es ist eine Art von Gelehrsamkeit und kunstreichem Spiel, die nicht immer und überall im Mittelalter gedieh, sondern ihre sehr mannigfachen und eigenartigen Voraussetzungen hat. Dieses Stolzstück der Þuladichtung gehört in das Land der Þulur, das Land der Fornaldarsǫgur und Konungasǫgur, Island, und sehr lange vor Saxos Gesta Danorum wird es das Licht des Tages nicht erblickt haben.

Diese Heimat- und Altersbestimmung steht in Widerspruch mit den Ergebnissen Olriks und S. Bugges. Die beiden Forscher sind einig darin, dafs die grofse Þula zusammengehört mit der epischen Schilderung der Brávallaschlacht; die beiden Stücke bilden zusammen eine Dichtung, das Brávallalied, dessen Spiegelbild wir in den Prosen Saxos und des Sǫgubrot besitzen. (So weit stimmt auch G. Storms und Müllenhoffs Ansicht.) Dieses umfassende Brávallalied stamme aus Harald harđráđis Zeit († 1066). Olrik erschliefst einen norwegischen Dichter aus Thelemarken und legt die Abfassung um 1050. Bugge denkt an einen Norweger oder Isländer (a. a. O. S. 110), entscheidet sich dann aber für den Thelemärker (S. 128); dieser habe im Spätsommer 1066, auf König Haralds Fahrt nach England, unser Brávallalied verfafst unter Benutzung einer älteren, personenärmeren Brávalladichtung.

Die Beurteilung der Frage verschiebt sich zunächst dadurch, dafs wir in dem epischen Schlachtberichte bei Saxo und im Sǫgubrot keine Wiedergabe eines Liedes, sondern eine sagamäfsige Stoffgestaltung erblicken. Dabei lege ich kein Gewicht darauf, dafs Saxos Ausdrücke (Danico digessit eloquio; cuius seriem pro more patrio vulgariter editam digestamque; belli huius seriem sermone patrio edidit) entschieden gegen ein 'carmen' sprechen. Denn das entscheidende ist nicht, dafs Saxo keine Verse zu Ohren bekam, sondern dafs die Erzählung innerlich nicht liedhaft beschaffen ist.

Nehmen wir die Züge, die beiden Quellen gemein sind oder nach innerer Wahrscheinlichkeit der gemeinsamen Vorlage gehört haben, und sehen wir ab von verdächtigen Zutaten wie den Adhortationes der zwei Heerführer bei Saxo. Dann finden wir eine Darstellung mit grofsem strategischem Apparat, mit viel Zahlen und Namen, mit einer Reihe individualisierter Kämpentaten in der Schlacht: Ubbis Waffengänge — Starkađ — die Thelemärker Hadd und Hróald — die Schildmaid Vebiǫrg — Starkađ überwindet acht bis zehn mit Namen Genannte. Und als Kehrseite: sehr wenig direkte Rede oder Anlafs zu solcher; die Haupthandlung, das Schicksal des alten Hilditǫnn, durch das Massen- und Kämpenbeiwerk an den Anfang und Schlufs gedrängt.

Den Maſsstab dafür, wie nordische Heldenlieder eine gröſsere Schlacht zur Darstellung brachten, müssen wir entnehmen dem Gedichte von der Hunnenschlacht und der Helg. Hund. I, in zweiter Linie den Biarkamál und dem Víkarsbálk (Str. 7—15). Der Abstand unseres Schlachtberichtes ist so groſs, daſs eine von Grund aus sagamäſsige Formung anzunehmen ist. Die sehr nahen Berührungen zwischen Saxo und dem Sǫgubrot erklären sich dann hier ebenso wie z. B. in der Hrólf Krakigeschichte: eine isländische Sagaprosa hat sich erst kurz vor der beidseitigen schriftlichen Fixierung gegabelt zu der dänischen Überlieferung einerseits, der isländischen anderseits.

Daſs Hilditǫnns Ende in der gewaltigen Volksschlacht ein alter Liedinhalt war, darf man gewiſs annehmen. Es ist einer der feierlich groſsen Heroenstoffe, die sich in der guten alten Zeit des nordischen Heldensanges geballt haben. Seinen Inhalt wird man nicht abstrakt politisch fassen dürfen wie Müllenhoff, *DAk.* 5, 348—50: er war menschlich und dramatisch, es war das Schicksal des Odinshelden, der nach einem Leben voller Siege von seinem göttlichen Schützer heimgeholt wird mit einem Valhallgefolge ohne gleichen. Über Heimat und Zeit dieser Dichtung — sie kann in mehr als einem Liedtexte gelebt haben, wie die Sigurds-, die Atlilieder — will ich keine Vermutung äuſsern, auch darüber nicht, wieviel sie schon von den einzelnen Gestalten und Zügen unserer sagahaften Darstellung enthielt. Klar sind die zwei Dinge: diese Dichtung kann kein Rückblick des Starkađ gewesen sein, kein Ichbericht; denn falls Starkađ auftrat, war er eine nebensächliche Figur. Und weiter: die Form muſs die des doppelseitigen Ereignisliedes gewesen sein, wie in Hunn. und HHu. I; denn der Stoff bot nicht entfernt genug Redemöglichkeit für die rein dialogische Anlage.

Als Bestandteil eines solchen erzählenden Heldenliedes aber ist eine Riesenþula mit 200 Namen undenkbar. Man stelle sich in irgendeinem unserer doppelseitigen Eddagedichte einen solchen Apparat vor, und man sieht sogleich die Unmöglichkeit. Die Þula ist eine späte Zutat der isländischen Meistersingerei. Aus Abstand vergleichen sich die ebenfalls þulahaften Zutaten zu den Biarkamál und zu Hiálmars Sterbelied; die Neigung zu Statistennamen zeigt sich ferner in den isländischen Gedichten Víkarsbálk, Hrókslied, Sterbelied des Asbiǫrn prúđi; vgl. *Cpb.* 1, 353 ff. die 'heroic muster-rolls'. Aber in unserem Falle kam freilich eine Namenliste von ganz anderem Reichtum und weit höheren Ansprüchen heraus, und die Aufforderung zu einer so ausgreifenden Arbeit lag in dem besonderen Sagenstoffe. Die alte Hilditǫnndichtung schlug den Ton an: alle nordischen Lande mit ihren Untertanstaaten stellen Krieger zu der groſsen Schlacht, zu dem groſsen Gefolge, das den Odinsschützling in die Valhall

begleitet. Diesen Dichtergedanken setzte der Isländer in zweihundert Namen um.

Fraglich bleibt, ob Starkađ als Sprecher der Þula fingiert wurde. Möglich, dafs er als Dichter — nicht als Sprecher — des epischen Liedes galt. Dies braucht den poetischen Bericht selber nicht berührt zu haben. Die Stellen, die den Starkađ als Gewährsmann für einzelne Begebenheiten nennen (Sǫgubrot S. 383 u. ok þóttist varla ..., S. 384; Saxo S. 388), kamen erst mit der sagamäfsigen Verbreiterung herein. Und zwar sieht es so aus, als ob sie einem wirklichen Starkađgedichte, d. h. einem Rückblicksliede, entsammten. Dann möchte die Angabe, Starkađ habe unsere Brávallaerzählung verfafst, überhaupt erst eine Folgerung Saxos sein.

Wahrscheinlich wurde die grofse Þula verfertigt, als das epische Lied noch im Wortlaute bestand. Ob die Vortragenden den Mut hatten, die kurze heroische Dichtung durch Einschaltung der 25 Namenstrophen aus den Fugen zu treiben? Vielleicht war man schonend genug, den gelehrten Katalog getrennt neben dem Liede hergehen zu lassen.

Bald aber setzte der Prozefs der Sagabildung ein. Man schmelzte dieses Lied, wie so manches andere, in ausführliche Prosa um, und dabei verwertete man den Namenschatz der Þula. Der epische Teil bringt, aufser den drei Hauptgestalten Harald, Brúni, Hring, zwei Dutzend Namen, die im wesentlichen aus der Þula stammen werden; ein paar bedeutendere Figuren können schon dem Liede angehört haben (Starkađ, Ubbi, die Schildmaide). Alle hundert und einige Krieger der Þula in der Schlacht anzubringen, das ging über die Kraft des Sagamannes und über die Geduld der Hörer. Anderseits liegt es nur an Mängeln der Überlieferung, wenn zwei oder drei Namen des epischen Teiles in der Þula fehlen: die prosaische Ausformung geschah in Abhängigkeit von der grofsen Namenreihe.

In die Saga wurde dann die Þula im Wortlaute oder wohl eher in leichter Prosaauflösung eingeschaltet. Für das Sǫgubrot nimmt Olrik S. 246 eine aufgelöste Form als Vorstufe an, und auch Saxo spricht, wie wir sahen, nicht von Versen.

Wenn Olrik und S. Bugge die Brávallaþula als norwegisch patriotische Dichtung feiern, so wirft die Poesie des epischen Stoffes ihren Glanz auf das gelehrte Anhängsel. Ein 'vocabularium, secundum leges metricas digestum' ist kein sehr brauchbares Gefäfs für vaterländische Begeisterung — so wenig man etwa in den Goldkenningstropen der Biarkamál einen glühenden Ausdruck der Mannentreue erblicken wird. Ob die uns vorliegende sagamäfsige Gesamtdarstellung der Brávallaschlacht als politisch angehauchte Tendenzdichtung wirkt, darüber kann man wohl verschieden denken. Auch die rühmliche Rolle, die den

thelemärkischen Kämpen zufällt, wird vielleicht als rein dichterische Zierde verständlich. In einem Schrifttum, zu dessen beherrschenden Zügen die Abwesenheit des Nationalismus gehört, wird man nur zögernd das Vaterlandsgefühl als treibende Kraft eines einzelnen Werkes anerkennen.

Was der Þuladichter an Namen aus Harald harðráðis Regierungszeit hergeholt hat, ist nicht so viel und so gewichtig, daſs man auf einen Zeitgenossen Haralds schlieſsen müſste. Und die vielen versteckten, verkleideten Anspielungen auf Harald, die Bugge scharfsinnig herausliest, erklären sich ungezwungener ohne diese überaus raffinierte politische Allegorie, aus der Aufgabe des Dichters, die dänische und die schwedische Streitmacht aus recht vielen Völkern und Landschaften zu rekrutieren. Gegen den von Bugge vermuteten Zeitpunkt der Abfassung spricht nachdrücklich das auffällige Verschweigen der britischen Lande: Haralds Heer hatte soeben den groſsen Zuzug von den Orkaden erhalten (*Hkr.* 3, 196), und der Dichter, der unter dem Sagennamen Hring eigentlich Haralds Kriegerlaufbahn verherrlichte, hätte diesen starken Gegenwartseindruck übergangen und sich auf (vermeintliche) entlegene Anspielungen beschränkt, die ohne Kommentar nicht zu würdigen waren.

In welche Umwelt paſst denn ein geistiges Erzeugnis wie dieser Namenhaufe? Man kann sich ihn nicht vorgetragen denken vor einem norwegischen Kriegsheere, das zur Eroberung Englands hinübersegelte. Diese Kriegsmannen hätten nicht das rechte Verständnis gehabt für solche Verse. Anreizung zum Kampfe, Befeuerung der Königstreue und des Todesmutes, das muſste ihnen in anderen Formen entgegengebracht werden. ‘Erwacht und aber erwacht, ihr Freundesseelen . . .!’, die Klänge der Biarkamál, das war ein Lied für Kriegsleute. Welche geistigen Umwege muſste man nehmen, um in der Kette von zweihundert Namen vaterländische Begeisterung durchzufühlen!

Den Hörerkreis unserer Þula denke ich mir ganz anders beschaffen. Isländische Altertumskundige, wohlbewandert in Prosa und Versen; Namenfanatiker. Ich sehe sie vor mir, wie sie das neue Prunkstück ihres Kollegen bedächtig kritisch aufnahmen; wie sie verstehend lächelten, wenn ein Gnizli und ein Grenzli die Wenden kennzeichnete, und bestärkend kopfnickten, wenn die vielen berühmten Namen aus Sage und Geschichte in dieser neuen Beleuchtung antraten. Saxo, der brachte seine eigenen Vorbedingungen mit für eine warme Aufnahme dieser isländischen Scholastik. Für ihn war es urkundliche Historie und war es Erzählung des bewunderten Helden Starkað, vaterländische Erzählung! Wie sollte da nicht der Landeshistoriograph und der Patriot in Feuer geraten!

Die Einwirkungen der irischen Clontarfschlacht auf unsere Schlachtschilderung halte ich nicht für erwiesen. Doch ließe sich dieser Teil von S. Bugges Gedankengang leicht vereinigen mit isländischer Heimat, da die Überlieferungen von Clontarf auf Island lebendig waren.

Die Þula bei Saxo bringt zwei Abteilungen isländischer Krieger, Str. 3 und 21, die eine in Hilditǫnns, die andere in Hrings Lager. Das Sǫgubrot hat die zweite Gruppe mit ihren deutlichen isländischen Ortsnamen gestrichen, bei der ersten Gruppe unterdrückt es die isländische Heimat.

In dem chronologischen Verstoße, daß Isländer an der vorgeschichtlichen Schlacht teilnehmen, sieht Olrik einen Beweis, daß der Dichter kein Isländer war (a. a. O. S. 260. 262). Müllenhoff (*DAk.* 5, 346) und Bugge (a. a. O. S. 118) beurteilen es als bewußte dichterische Freiheit; denn der Verfasser, sagt Bugge, verrät zu viel Kenntnis von Island und den Isländern, als daß ihm die späte Besiedelung der Insel unbekannt sein konnte.

Es handelt sich um eine Frage des poetischen Kostüms, und unser Fall ist zusammenzuhalten mit den zwei anderen Fällen, wo Isländer in Geschichten der forn ǫld auftreten. Es sind Revo und Bero bei Saxo S. 433 ff. und Thorkillus bei Saxo S. 420 ff. Vgl. Olrik, *Sakse* 2, 136, Ranisch, *Gautrekssaga* S. LVI f. Zu beachten ist, daß das isländische Gegenstück jenes Revo, der Refr der Gautrekssaga, als Norweger erscheint. Unsere auf Island überlieferten Fornaldarsǫgur ziehen niemals einen Isländer in die Begebenheiten der Heldenromane herein. Ich möchte den Widerspruch Saxos mit unseren isländischen Texten so erklären. Die isländischen Erzähler des zwölften Jahrhunderts waren in dieser Kostümfrage weniger streng: sie brachten gelegentlich auch einen Landsmann in die forn ǫld, sie und ihre Hörer machten sich weiter keine Gedanken über diese Lizenz. Saxo gibt in den drei Fällen diese Stufe wieder. Später, im dreizehnten Jahrhundert, kam die strengere Forderung auf (unter dem Einfluß der Landnámabók und der Konungasǫgur?): man hielt jetzt darauf, daß die wohlbekannte Zeitgrenze von Islands Besiedelung auch in den sagenhaften Erzählungen respektiert werde; eine Art von historischem Purismus. Daher wurde Refr zum Norweger, und die Thylenses der Brávallaschlacht mußten zur Hälfte verschwinden, zur Hälfte unter Hilditǫnns Dänen untertauchen.

Wer von Olriks oder Bugges wohldurchdachten, gliederreichen Beweisketten überzeugt war, wird meine Bemerkungen hier nicht als Gegenbeweis ansehen. Ich möchte nur zu der erneuten Prüfung angeregt haben: müssen wir die Brávallaþula losreißen von dem Lande und der Zeit der anderen großen

Þulur? Sollten wir nicht neben den mancherlei geschichtlichen, örtlichen, sprachlichen Einzelheiten den so bestimmt ausgeprägten literarischen Gesamthabitus dieses Denkmals in erster Linie zu Rate ziehen?

Einigkeit herrscht darin, dafs die Vǫluspá en skamma und die Grípisspá isländische Erzeugnisse der Schreibezeit sind. Jene eine Studie im Stile der älteren Vǫluspá, doch mit dem Nachdruck auf den genealogischen Angaben; die Grípisspá ein Auszug und Programm zu einer geschriebenen kleinen Sammlung von Heldenliedern.

Auch bei den Hyndluliód haben sich Jessen und neuerdings Mogk und Symons für jungen isländischen Ursprung ausgesprochen; vgl. auch Ranisch, *Gautr.*, S. XLII ff. Die Namen des Heldenkataloges gehören zum kleineren Teile der Heroendichtung an (Str. 23/4. 25, 5—28), zum gröfseren Teile dem Heldenromane (Eornaldarsaga). Für eine späte Zeit sprechen insbesondere der Kreis des völlig romanhaften Hrólf Gautreksson (Str. 22. 25, 1—4) und der söhnereiche Heldenvater Halfdan (Str. 14—16), über den die Snorra Edda S. 139 f. genauer belehrt: augenscheinlich eine Kombination der gelehrten isländischen Sagengenealogen und Etymologen. Da der 'Halfdan, hæstr Skiǫldunga' Str. 14 dem Scylding 'héah Healfdene' des Beow. 57 gleichgesetzt werden mufs, hat unser Dichter diesen berühmten Dänenkönig zusammengeworfen mit dem fiktiven Stammvater Halfdan gamli, der nach *Fas.* 2, 8 in Norwegen gedacht wurde. Auch sonst scheint er zu den Gestalten der Heroendichtung kein näheres Verhältnis zu haben. Man beachte noch, dafs das Wort 'hirđ' (25, 3) sonst in eddischen Versen nicht begegnet aufser in der jungen Zusatzstrophe Biark. 4, 2; die älteren Ausdrücke sind 'drótt' und 'verđung'.

In den Alvíssmál erblicken die meisten Forscher einen sprechenden Vertreter der isländischen gelehrten Poetik; vgl. schon Weinhold, *Altn. Leben,* S. 78, ferner Ljungstedt, *Eddan,* S. 25; Mogk, *PGrdr.*² 2, 598; Golther, *Nord. Lit.* (Lpz. 1905), S. 24; Symons, *Edda,* S. CCLXVIII. Die Datierung F. Jónssons — um 950, norwegisch — möchte sich aus der Geisteskultur jener Zeit schwer rechtfertigen lassen. Da der junge Ursprung bei den Alv. als gesichert gelten darf, lernen wir aus dem Gedichte, dafs auch ein Spätling der Schreibezeit eine vollendete Herrschaft über die gnomisch-dialogische Versform erlangen konnte; für das epische Mafs bedarf es eines einzelnen Beleges nicht.

Hätte Schütte recht mit der Annahme (*Idg. Forsch.* 17, 451 ff.), dafs der Dichter südgermanische Wörter wie 'fold, sunna, funi, niól, barr, biórr' geflissentlich den Göttern zuteilt,

weil ihm die goð = Goð(þióð) = (Süd-)Germanen gelten, dann läge darin ein neuer Beweis für den späten und gelehrten Ursprung. Denn die Gleichsetzung von Goð(þióð), aus älterem Gotþióð, mit dem appellativum goð 'Götter' entsprang gewiſs der isländischen Philologie. Aber die Rechnung stimmt nicht so genau wie es bei Schütte aussieht: das gemeingerm. Wort 'marr' steht nicht bei den Göttern, sondern bei den Zwergen (24, 6); und die ebenfalls südgerm. Wörter 'vágr, veig, sumbl' (mit stärker abweichender Bedeutung 'vegar, miǫðr, vǫxtr') sind nicht den Göttern, sondern den Vanen, Helbewohnern oder Riesen zugeschrieben.

Man pflegt den Hauptteil der Alvíssmál als Sammlung vorhandener Synonyma zu bezeichnen. Das trifft nur sehr bedingt zu. Von den 65 unprosaischen Ausdrücken finden wir nicht mehr wie ein Dutzend als poetische Synonyma überliefert;[1] wobei man absehen muſs von den Þulur der SnE., die unser Gedicht exzerpiert haben. Mehr als vier Fünftel der Menge sind Neubildung des Dichters, entweder so, daſs er einem Prosaworte einen neuen Sinn beilegt: 'skin' für Mond, 'vǫndr' für Wald, 'gróandi' für Erde usf.; oder so, daſs er dichterische Ableitungen, Komposita und Wortverbindungen mit neuer Bedeutung gebraucht: 'skyndir' für Mond, 'alskír' für Sonne, 'fagra ræfr' für Himmel usf.; oder endlich so, daſs er lexikalisch neue Wörter schafft (Ableitungen und namentlich Komposita), richtige hapax legomena: 'gneggiuðr, eyglóa, vindflot, svefngaman' usf. Das Zahlenverhältnis zwischen den überlieferten und den erfundenen Ausdrücken könnte sich etwas verschieben, wenn wir die Dichtung jener Zeit lückenlos kennten. Aber die groſse Mehrzahl der Worte bliebe doch — begrifflich oder formal — Neuschöpfung des Dichters. Dieser hat also kein heitatal schaffen wollen in der Art der SnE.-Listen, kein sammelndes Hilfsmittel für junge Skalden, wie es die Skáldskaparmál sind. Es ist ein phantasievolles und sprachschöpferisches Spiel mit der Form der Synonymenliste. Zu einem richtigen heitatal verhält es sich etwa so wie vorhin die Brávallaþula zu einer bloſs sammelnden Þula von Heldennamen.

Die Neubildungen treten auch in ihrem Stile aus dem skaldischen heiti- und kenning-Geschmacke fühlbar heraus. Man nehme beispielsweise die fünf Ausdrücke für 'Wolke' Str. 18: 'skúrván' Schauerhoffnung, 'vindflot' Windfahrzeug (?), 'úrván' Feuchtigkeitshoffnung, 'veðrmegin' Wettergewalt, 'hiálmr huliz' Tarnkappe. Das ist frischer, erlebter als die durchschnittliche skaldische Umschreibung. Es fehlen auch bezeichnenderweise

---

[1] fold Str. 10, hlýrnir 12, sunna 16, vágr 24, funi 26, gríma 30, niól 30, barr 32, biórr 34, veig 34, sumbl 34, wohl auch mylinn 14.

alle Anspielungen auf Mythus und Sage, ausgenommen 16, 3 'Dvalins leika'. In den wallisischen 'Triaden', die Walter, *Das alte Wales*, S. 520 f. mitteilt, erinnert einiges an den Umschreibungsstil der Alvíssmál; z. B.:

'Die drei verschönernden Namen der Sonne: Fackel der Welten, Auge des Tages und Glanzpunkt der Himmel.
Die drei verschönernden Namen des Mondes: Sonne der Nacht, der Liebliche und Sonne der Feen.
Die drei verschönernden Namen des Windes: Held der Welt, Werkmeister des schlechten Wetters und Bestürmer der Hügel.'

Auch die stehende Anordnung zu dreien liefse sich den Sechsergruppen des isländischen Gedichtes vergleichen. Die Triade als beliebte kymrische Dichtform ist seit dem zwölften Jahrhundert nachzuweisen; vgl. Loth, *Les Mabinogion* (Paris 1889) 1, 22 ff.; 2, 201 ff. Ob etwa auch für die unerklärte Zuweisung der Synonyma an verschiedene mythische Geschlechter die welsche Literatur den Schlüssel bietet, weifs ich nicht zu sagen. Mit der isländischen Entstehung der Alv. um 1200 liefse sich kymrische Einwirkung gut vereinigen, siehe Falk (und S. Bugge), *Arkiv* 9, 331 f.

Falk scheint mir in der zu wenig beachteten Abhandlung im *Arkiv*, Band 9 und 10, den Nachweis erbracht zu haben, dafs auch das Doppelgedicht 'Svipdagsmál' (Grógaldr + Fiǫlsvinnsmál) nur als Gewächs der isländischen Schreibezeit zu verstehen ist.

Eine Brautfahrtnovelle mit märchenartigen Motiven, einem Texte in den wallisischen Mabinogion besonders nahestehend, bildet die epische Grundlage. Der Isländer hat aber die Geschichte nicht fortlaufend durcherzählt, sondern zwei getrennte Auftritte herausgehoben und zu zwei eddaähnlichen Gedichten geformt. Den ersten Auftritt stilisierte er als Totenerweckung und in seinem Hauptteile als Zauberspruchliste (lióđatal). Vorbilder waren einerseits Hervǫrlied, Baldrs draumar, Hyndluliód, anderseits das lióđatal der Sammlung Hávamál. Auf den zweiten Auftritt haben die Skirnismál stark eingewirkt, sein Hauptstück aber wurde nach dem Vorbilde der Vafþrúđnismál und Alvíssmál zu einer Kette von Wissensfragen und Antworten. Beide Gedichte haben ihren Schwerpunkt aufserhalb des epischen Ganges: die Zaubersprüche der Mutter kommen nicht zur Verwendung, und die Wissensfragen führen den Helden nicht zum Ziele: die Nennung seines Namens ist es, was die Hemmnisse besiegt; Fiǫlsv. Str. 41 könnte unbeschadet der epischen Handlung gleich an Str. 8 anschliefsen mit Überspringung des ganzen Hauptteiles. Die beiden Formeln stehen sich gegenseitig im Wege: 'der Held mufs wundersame Hindernisse überwinden und Aufgaben lösen' und 'der Held mufs sich als den Rechten, den

Erwarteten zu erkennen geben, seinen Namen nennen'. Von der ersten Formel ist nur die Ankündigung der Hindernisse beibehalten; damit eben hat der Dichter die Kette der Wissensfragen gefüllt.

Das ganze Verfahren ist alles andere eher als naives Fabulieren. Aber auch das Hauptmotiv der Geschichte — dafs die böse Stiefmutter den Helden behext, so dafs er nach einer verwunschenen Jungfrau ausziehen mufs — zeugt schon entscheidend gegen altnordische Dichtung des zehnten Jahrhunderts. 'Stiúpmœđra sǫgur' kennen wir aus der heidnischen Heldensage der Germanen nicht — und (da man die Svipd. auch schon unter die Götterlieder gestellt hat) aus der Göttersage ebensowenig! Aber noch manches andere spricht gegen heidnische Entstehungszeit.

Fiǫlsv. 38—40 werden neun sonst unbekannte Göttinnen mit Namen genannt, denen man an altargeweihter Stätte (á stallhelgum stađ) opfere. Lebte der Dichter im Heidentum, so müfste dieses Verzeichnis ernst gemeint sein, und die an Kultgöttinnen arme germanische Religion erhielte hier einen Zuflufs, der durch seine Reichlichkeit Bedenken wecken mufs. Anders, wenn die Liste mit ihren durchsichtig appellativen oder durchsichtig entlehnten Namen (*Ark.* 10, 72) die altertümelnde Einkleidung eines Novellenzuges ist.

Die Warnung vor der toten Christin (Gróg. 13) wäre als ernsthafte Polemik eines heidnischen Dichters ein einzigartiger, unschätzbarer Rest in der Eddapoesie: sonst wurde ja mit dergleichen gründlich aufgeräumt. Aber die ganze Strophe sieht aus wie eine unklare Variation über das Thema Sigrdr. 26, 'wenn dich die Nacht ereilt, so meide die Herberge bei der Zauberin,' und die christliche Grabbewohnerin an Stelle der lebenden Malefica ist ein Anlauf zu christenfeindlichem und dadurch altertümlichem Kolorit.

Das neue lióđatal im Gróg. hat einige gut getroffene Strophen, daneben aber solche, die aus dem Gedankenkreise altheidnischer Zauberdichtung herausfallen und den Epigonen verraten. Man vergleiche das Gegenstück in den Hávamál mit seinen bestimmt gezeichneten Lebenslagen (aufser der auch formal verdächtigen Str. 146). Gróg. Str. 6 und 7 nennen eine ungreifbare, verblasene Situation; zu dem Inhalte 'dafs du hinter dich werfest, was dir verderblich dünkt; du selber leite dich selbst' kann man sich schwer eine magische Formel, einen wirklichen galdr vorstellen. Und dafs auflauernde Feinde durch ein Zauberlied zur Versöhnung gestimmt werden sollen (Str. 9), atmet nicht eben den Geist der Vikingzeit. Ein Gedicht von der Art dieser beiden lióđatǫl fordert notwendig zu der Frage heraus: hat der Dichter die authentischen Formeln, deren Anlafs

und Wirkung er beschreibt, auch wirklich gekannt, so dafs er den Anspruch erheben konnte, selber diesen Zauber in seiner Gewalt zu haben? Diese Frage wird man bei dem älteren lióðatal wohl bejahen dürfen, und damit hat es den Rang von echter Spruchdichtung im Dienste des praktischen Aberglaubens. Bei der Nachahmung im Gróg. mufs man jene Frage verneinen; es ist nur noch ein Spielen mit der Schale, der zauberkräftige Kern steckt nicht mehr darin.

Ähnliches ist von den Wissensfragen der Fiǫlsv. zu sagen. Sie enthalten 'mythologische Gelehrsamkeit' (Mogk, a. a. O. S. 607); aber ein sammelndes und ordnendes Memorialgedicht wie die Vafþrúðnismál oder Grímnismál sind sie nicht: sie wollen nicht überlieferten Mythenstoff übersichtlich vorführen. Die Züge, von denen die Fragen ausgehen, sind die der modernen Novelle: das Gattertor der verwunschenen Burg, die hütenden Hunde, der wundersame Baum auf dem Burgplatz usf. Diese Märchenzüge hat der Dichter teilweise mit altmythischen oder mythisch klingenden Namen und Motiven behängt: die Märchenlinde gleicht er der Weltesche an mit Entlehnung aus Odins Runenlied (Str. 20); als Verfertiger der wunderbaren Waffe zieht er Loki herbei (Str. 26, aus einer Fassung der Baldrfabel?); zu den Hindernissen um die Burg gehört eine Waberlohe, zaghaft aus den Skirnismál geholt (Str. 31); einer der bewachenden Hunde heifst Geri wie Odins Wolf (Str. 14); über die Vergöttlichung der Dienerinnen der Heldin (Str. 38 ff.) s. o. Der Hauptteil der Fiǫlsv. hat somit die Allüren der Memorialdichtung, die alte Form mit neuem Inhalt. Zu den Vafþr. oder Grímn. verhält er sich ähnlich wie die Alvíssmál zu einem richtigen heitatal.

Nach Falks Darlegungen darf man die Svipdagsmál bezeichnen als 'Studien im eddischen Stile'. Der Name 'unechte Eddapoesie', den man oft unzutreffend auf die harmlos archaisierenden Sagaeinlagen angewandt hat, trifft bei den Svipd. am ehesten zu: sie geben sich für etwas anderes aus, als sie sind. Ein frisch aus der Fremde gekommener romantischer Novellenstoff soll auf den Hörer wirken nicht als kindisches 'Stiefmuttermärchen, wie sich's die Hirtenjungen erzählen' (Oddr *Ol. Tr.* prol.), auch nicht als modische Rittergeschichte, wie man sie am zeitgenössischen Norwegerhofe hören konnte, sondern als ehrwürdiges 'fornt kvæði' mit altheimischem Zauberdunkel und Mythengehalt. Diese Wirkung hat der Dichter auch erreicht, ob bei seinen Zeitgenossen, ist fraglich, jedenfalls aber bei manchen Lesern des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts: Urformen der Baldr- und der Brynhildsage hat man aus einem Gedichte herausgeholt, das mit seinen losen Mosaiksteinchen aus eddischer Sagendichtung nur fragwürdige Beiträge zu unserer Kenntnis germanischer Sage liefern kann. Wohl ist die zu

Grunde liegende Brautfahrtnovelle eine entfernte Verwandte des Dornröschentypus, aber das berechtigt noch lange nicht, die nordischen Quellen für Sigurds Erweckungssage aus den Svipdagsmál zu ergänzen.

Bei drei Gedichten sehe ich keinen festen Anhalt, den Kulturherd, dem sie entsprungen sind, und damit das Alter zu bestimmen. Ich meine die Baldrs draumar, die Vafþrúđnismál und die Grímnismál.

Das erstgenannte Gedicht, das Jessen, S. 76, für einen 'isländischen literarischen Versuch des dreizehnten Jahrhunderts' hält, hat keine ausgeprägten Züge der Gelehrsamkeitsdichtung. Für ein Memorialstück ist es zu namenarm; die Ausgestaltung einer dichterischen Szene, das episch-dialogische Leben, scheint dem Verfasser die Hauptsache gewesen zu sein. Sofern das Lied eine anscheinend neu erfundene Handlung, Odins Helritt, an den alten Stamm der Sage anlehnt, läfst es sich vergleichen mit einigen der Heldenlieder der isländischen Nachblüte (Guđr. III, Oddr.). Das prophetische Vorwegnehmen der Sage, als Hauptinhalt eines Gedichtes, gemahnt an noch jüngere Werke, das Traumlied (Vols. s. c. 25), die Grípisspá. Die Ähnlichkeiten mit der Þrymskviđa würde ich nur aus Nachahmung, nicht aus Einheit der Dichter erklären (vgl. *Cpb.* 1, 181; F. Jónsson, *Lit.* 1, 148); denn die Anlage der beiden Lieder im Grofsen, ihre gesamte Stellung zum Stoffe ist allzu verschieden. Schück, *Studier* 2, 27 sieht in den Bdr. 'tydligen en ganska ung dikt.'

Viel wichtiger wäre es, über die Vaf. und Grímn., diese zwei Hauptquellen der Götterlehre, ins Klare zu kommen. Bei ihnen ist nun der Charakter der lehrhaften, katalogischen Dichtung sehr ausgeprägt. Man würde daher zunächst an das zwölfte Jahrhundert, erste Hälfte, denken. Aber schon die Sprache weckt eher die Vorstellung einer älteren Zeit, und vor allem könnte man sich schwer denken, dafs vier Menschenalter nach der Bekehrung ein so reicher mythologischer Stoff aufzutreiben war. In welcher Gestalt wäre er so lange überliefert worden? Doch nicht in zahllosen epischen Gedichten! Diese kosmogonischen Dinge haben gewifs zum kleinsten Teil in erzählerischen Zusammenhängen gestanden; man erinnere sich an Olriks Ausführungen über den Ragnarökstoff, *Aarböger* 1902, bes. S. 284. Auch aus einer Unzahl von Einzelstrophen oder aus blofsen Umschreibungen der Dichtersprache hätte die Schreibezeit diese mythologische Weisheit nicht wohl gewinnen können. Und wenn wir ältere Lehrgedichte von ähnlicher Art als Quellen annähmen, schüfen wir nur Doppelgänger zu Vaf. und Grímn.

Symons, der die didaktische, katechetische Haltung der zwei Gedichte betont, glaubt, das isländische Heidentum zwischen 930

und 980 biete den geeigneten Hintergrund (a. a. O. S. CCLXIV. CCXCIII). Gewifs ist von Leidenschaft in Glaubenssachen, ja von dem mindesten Seitenblick auf die neue Religion in Vaf. und Grímn. nichts zu bemerken, aber diese Sachlichkeit vertrüge sich ebensogut mit der Zeit um 1030 oder 1050, und damals kann die Mythenkenntnis noch nicht wesentlich verkümmert sein, da ja das fortdauernde Interesse daran verbürgt wird schon durch die Weitergabe der heidnischen Gedichte. Dafs aber eine Dichtweise wie die in Vaf. und Grímn. eines der Mittel war, wodurch 'man die heimische Sitte zu hüten, den alten Glauben wenigstens äufserlich zu schirmen suchte', das klingt nicht recht überzeugend. Legte denn das germanische — oder das isländische — Heidentum diesen Nachdruck auf mythologische Einzelkenntnisse, war seine Rechtgläubigkeit von so abstrakter und theoretischer Art? Von 'Sitte' und 'Glauben' (im religiösen Sinne) steckt ja eben so blutwenig in diesen zwei Dichtungen. Dafs die ältere isländische Sagazeit, die Zeit Egils und Kormáks, den Zug auf 'lehrhafte, sammelnde Betrachtung' entwickelt habe, dafür sehe ich mich in den Quellen vergeblich nach einem Stützpunkt um. Aber auch für die Zeit um 1030 oder 1050 kann man solche Bestrebungen nicht nachweisen, sie zeigen sich erst in der ritöld. Und darin liegt die Schwierigkeit für die Datierung der Vafþrúðnismál und Grímnismál.

Weit festere Handhaben für die Einordnung gewährt die Rígsþula.

In der Bestimmung von Heimat und Alter hat man freilich bei keinem zweiten Eddagedichte so verschieden geraten. Norwegen oder Dänemark oder die Insel Man oder die Orkaden oder endlich Island zog man als Entstehungsort in Betracht. Und die Entstehungszeit dachten sich die einen um das Jahr 900, so dafs die Rþ. in der allerältesten Gruppe stehen würde, Seite an Seite mit der Þrymskviða und dem Wielandsliede (F. Jónsson, Al. Bugge), die anderen um zwei, drei Menschenalter später (Bj. M. Ólsen, Mogk); Karl Lehmann neigte zum elften Jahrhundert, E. H. Meyer dachte an Einar Skúlason um 1150, und Eiríkur Magnússon fand, dafs nichts in dem Liede einen früheren Zeitraum verlange als das dreizehnte Jahrhundert.[1]

Über den verlorenen Schlufs des Gedichtes erhalten wir Aufklärung aus zwei Prosastellen, die nach Olriks Nachweise

---

[1] F. Jónsson, *Lit.* 1, 65. 186 ff., *Bókmentasaga* (Kph. 1904) 1, 89; Al. Bugge, *Vikingerne* (Kbh.-Kri. 1904), S. 94. 278 ff., *Vesterlandenes Indflydelse på Nordboerne* (Kri. 1905), S. 111. 163. 212 u. ö.; Bj. M. Ólsen, *Tímarit* 15, 66 ff.; Mogk, *PGrdr.*² 2, 602; K. Lehmann, *Festschrift für Julius v. Amsberg* (Rostock 1904), S. 1 ff.; E. H. Meyer, *Völuspa*, S. 284 f.; Eiríkur Magnússon, *Saga-book of the Viking Club* 1896.

aus der isländischen Skiǫldungasaga stammen (Anfang des dreizehnten Jahrhunderts). Die Saga und das Lied, gleichviel wie ihr Abhängigkeitsverhältnis sich stelle (s. u.), vertreten in dem Hauptpunkte die nämliche Auffassung:

Einstmals hat es in den Ländern nordischer Zunge keine 'konungar' gegeben. Da war aber einmal in Dänemark ein Machthaber — Rígr nach der Skiǫld., Rígr-Konr ungr nach der Rþ. —, der wurde so mächtig, daſs er sich den Königsnamen beilegte, die höchste Herrscherwürde begründete; dies war der erste 'konungr' in nordischen Landen.

Dieses Königtum, dessen Begründung die Rþ. der Stiftung der drei Geburtsstände folgen lieſs, gehört einer sagenhaften Frühzeit an. Rígr ist viel älter als die dichtunggefeierten Herrscher der Hálfdan- und der Aðilsgruppe und muſs es sein; denn Hálfdan, Aðils samt ihren Verwandten und Gegnern sind ja doch 'konungar', sie haben also später gelebt als jener erste König der Nordlande. Die Namen Danr und Danpr, die unsere letzte Strophe des Gedichtes nennt, weckten in jedem verständnisvollen Hörer die Vorstellung einer grauen Urzeit.

Die Fragestellung: 'Welchen zeitgenössischen Fürsten hat der Dichter mit seinem Rígr-Konr ungr gemeint?' entbehrt von vornherein jeder Berechtigung. Er hat den sagenhaften 'ersten König' gemeint, weiter nichts; gerade so wie er mit dem Þræll den ersten Knecht, mit dem Karl den ersten Bauer meinte. Weder Harald Schönhaar noch einen Dynasten der Insel Man konnte der Dichter mit seinem Rígr-Konr ungr verherrlichen; denn unmöglich konnte er es so hinstellen, als ob diese Fürsten des neunten und zehnten Jahrhunderts als erste den Namen 'konungr' getragen hätten; das wäre, mit Snorri zu reden, kein Lob, sondern Hohn gewesen. Wuſste doch jeder, daſs Haralds Vorfahren seit alters 'konungar' gewesen waren, und daſs die vielen Kleinfürsten, die er sich unterwarf, gleichermaſsen 'konungar' hieſsen. Auch die übrigen Voraussetzungen des Gedichtes widerstreben der Anknüpfung an ein norwegisches oder ein britannisches Königshaus. Rígr-Konr ungr ist zweifellos als ein dänischer Machthaber gedacht, ebenso wie Danr und Danpr, mit denen er sich verschwägert. Vgl. die treffenden Ausführungen von Bj. M. Ólsen a. a. O. S. 70 ff., denen ich nur von dem Punkte an widersprechen muſs, wo sie geheimnisvolle Anspielungen auf die Politik des ausgehenden zehnten Jahrhunderts zu entdecken glauben.

Ähnlich wie hier Bj. M. Ólsen suchte Mogk a. a. St. nach einer Beziehung zu einem zeitgenössischen Fürsten. Die Rþ. sei verfaſst als Lobgedicht auf dänische Könige, etwa Gorm den Alten oder Harald Blauzahn; diese würden nicht dem ersten König Rígr gleichgesetzt, aber in diesem ihrem Ahn verherr-

licht. Hiergegen spricht folgendes. Die Dänenherrscher wufsten nichts von einem Stammvater Rígr, sie leiteten sich auf Skiǫldr oder Danr zurück. Sie hätten es auch schwerlich als Preis empfunden, dafs man ihnen den selben Urvater gab wie den verachteten Sklaven. Mogk beruft sich auf das Skáldatal, die häufigen Aufenthalte isländischer Dichter am Dänenhofe; aber das Skáldatal kennt keinen Dichter unter den Königen Gorm und Harald Blauzahn (*SnE.* 3, 258. 267). Dafs die Rþ. als Ganzes auf ein anderes Zeitalter und eine andere Umwelt weist, versucht das Folgende zu zeigen.

Die ganze Annahme, dafs die Rþ. eine aktuelle Spitze habe, ein 'lofkvæði', ein Fürstengedicht sei, gründet sich auf den Teil, den wir nicht haben. Eine auf solcher Grundlage aufgebaute Vermutung heischt das 'Nicht sehen und doch glauben' und läfst keine Widerlegung zu. Aber das eine darf man verlangen: wir wollen über dem verlorenen Teile den erhaltenen nicht vergessen. Und der erhaltene ist vor allen Dingen eines: gelehrte Poesie. Hier haben wir kein naives Göttermärlein und keine spannende Heldengeschichte und keine Ausprägung volkstümlicher Sittenweisheit; hier haben wir ein Stück Kulturgeschichte und Poetik.

Das Gedicht spekuliert über einen urzeitlichen Vorgang, die Anfänge der menschlichen Stände; es ist in der Tat ein 'mythus philosophicus' (P. E. Müller, *Saxo* 2, 39).

Das Gedicht bringt keine Ereignisse im Sinne der altgermanischen Erzählpoesie, sondern setzt sich zusammen aus Schilderungen des ruhenden, ereignislosen Alltagslebens, aus realistisch-genrehaften Bildern der materiellen Gesittung und der Rasse.

Das Gedicht häuft appellativa, überlieferte und neugebildete, 68 an der Zahl, und gibt sie als Eigennamen der vorzeitlichen Knechte, Bauern, Edeln und ihrer Elternpaare aus. Diese Vokabelhaufen — heitatǫl wie in Snorris Edda, nur gewissermafsen historisch drapiert — haben dem Liede seinen Namen eingetragen; denn 'Rígsþula' heifst nicht 'Königslied' (Edzardi, *Beiträge* 8, 367), sondern 'das an Rígr geknüpfte Versvokabular'. Und an einen dieser Scheinnamen knüpft sich eine scharfsinnige Etymologie: Rígr-*Konr ungr* wird, nachdem er die höchste Herrscherwürde begründet hat, zum Rígr *konungr,* d. h. sein (zweiter) Eigenname wird zur Bezeichnung der von ihm geschaffenen Würde — sowie man (nämlich die Isländer) das Wort 'gramr' von einem König namens Gramr, das Wort 'snotr' von einer Göttin namens Snotra herleitete usf. (bes. *SnE.,* S. 35 f. 139), nur dafs der Fall bei Konr ungr kunstreicher liegt, indem man hier das Appellativum in zwei sinnvolle Bestandteile ('Fürstensprofs — jung') zerlegte: nicht nur die äufsere Herkunft, auch die lautliche Etymologie des Wortes will man erklären.

Diese Eigenschaften der Rþ. weisen gebieterisch auf das Vaterland und Zeitalter Snorri Sturlusons. Einem nordischen Kopf aus Harald Schönhaars Zeit — mit oder ohne fremden Einfluſs — dürfen wir Gedankengänge dieser Art nicht zutrauen. Damit unterschätzen wir die geistige Raffiniertheit in dem Liede, die den Unterbau der isländischen Altertumskunde und Poetik, die Gedankenarbeit literarischer Generationen zur Voraussetzung hat. Die Rþ. ist das isländischste aller Eddalieder; wir haben kein Recht, die verwickelten Entstehungsbedingungen eines solchen Werkes in irgendeinem anderen Lande zu suchen.

Verschiedene Einzelheiten deuten in derselben Richtung.

Als dänische Kleinfürsten erscheinen Danr und Danpr. Der Name Danpr stammt aus der gotischen Sage von der Hunnenschlacht, vielleicht war er dort schon gepaart mit dem Namen Danr (Don und Dnjepr, vgl. Heinzel, *Hervararsaga,* S. 61 ff.). Anderseits gab es den dänischen heros eponymos Danr. Dieser zog das gotisch-südrussische Paar Danr-Danpr an sich, so daſs nun auch Danpr zu einem dänischen Sagenfürsten wurde: eine Kombination, die mehr nach isländischer Gelehrsamkeit des zwölften Jahrhunderts als nach Volkssage des neunten Jahrhunderts aussieht.

Dann der Name Rígr. Die einfache Vorstellung: 'Einst gab es im Norden noch keine "konungar", bis ein dänischer Herr diesen Titel aufbrachte,' könnte alte volkstümliche Sage gewesen sein. Sie könnte auch einen geschichtlichen Kern enthalten; denn das nordische Wort 'konungr' mit seiner merkwürdigen Lautabweichung von dem westgermanischen 'kuning' wird wohl einmal, etwa in der späteren Völkerwanderungszeit, als Lehnwort von den Südgermanen (Franken?) herübergekommen sein und zuerst bei den Dänen Fuſs gefaſst haben: so daſs in der Tat der 'erste König' nordischer Zunge ein Däne war.[1]

Nun ging man aber weiter. Dieser 'erste König' hieſs Rígr. *ríg* (Nom. sg. *rí*) ist das irische Wort für 'König'. Hinter der

[1] Etwas anders Al. Bugge, *Vesterl.*, S. 86 f. Auch Saxo S. 21 bringt die Vorstellung, daſs den ältesten Dänenherrschern das regium nomen fehlte. P. E. Müller *not. ub.* S. 45 denkt an geistlich gelehrten Ursprung der Hypothese. — A. a. St. vermutet Al. Bugge, 'konungr' habe ursprünglich den Königssohn, im besonderen den Thronfolger bezeichnet, und er fügt bei: 'denselben Übergang von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes konungr zu der späteren finden wir in der Rþ., wo Iarls Sohn Konr ungr deutlich als Vertreter der Königswürde aufgefaſst ist; gleichwohl heiſst er von Geburt an Konr ungr (= konungr).' Diese Auslegung scheint mir irrig. Der Gedanke der Rþ. ist dieser (s. o. S. 272): von Geburt an heiſst der Betreffende Konr ungr, 'der junge Fürstensproſs', und später, nachdem er die regia potestas geschaffen hat, wird das angebliche nomen proprium zum Amtstitel. Ein reales Gegenstück zu dieser Fiktion ist der Name Caesar. Über die Bedeutungsentwickelung des Wortes 'konungr' erfahren wir aus der Rþ. nichts.

Namenwahl steckt also Berechnung; es mufs wohl diese sein: jener 'erste König' war seinem Namen nach schon König, ehe er den Titel 'konungr' aufbrachte; indem er sich dann 'konungr' nannte, übersetzte er gleichsam seinen Namen ins Nordische. (Dafs er aus keltischen Landen gebürtig war, kann nach dem ganzen Zusammenhange nicht die Meinung sein.) Es ist ein sprachliches Gedankenspiel, das wiederum nach isländischer Philologie riecht. Die dänischen Chronisten kennen keinen Ríg, auch Saxo scheint ihn bei seinen Thylenses nicht gefunden zu haben, er hätte sich ihn schwerlich entgehen lassen. Mag sein, dafs der Verfasser der Skiǫldungasaga, bekanntlich ein sehr konstruktiver Kopf, diesen Gedanken aufstellte.[1] Den Rígr brachte er allerdings nicht mehr in die überlieferte Hauptlinie der Skiǫldunge hinein, er mufste ihn seitlich ankleben. Das wäre sicher anders, wenn der 'erste Dänenkönig Rígr' eine alte Sagenfigur wäre!

Den von der Skiǫld. vertretenen Gedanken übernahm der Dichter der Rþ., und er formte ihn reicher aus: seine eigene Fassung erklärt sich als Weiterbildung der Skiǫld.-Formel, nicht umgekehrt. Er verband nämlich mit dem 'Rígr fyrstr konungr' seine etymologische Hypothese (s. o.) 'Konr ungr > konungr'. Daraus ergab sich die auffällige Doppelbenennung des jüngsten Jarlssohnes, Rígr-Konr ungr: Rígr mufs er heifsen, weil die Skiǫld. lehrt, dafs der erste König Rígr war; Konr ungr mufs er heifsen, weil der neue Herrschertitel aus seinem Namen fliefsen soll.

Dafs der Dichter schon dem Vater und Grofsvater den Namen Rígr verleiht, weifs ich nicht zu erklären: hier ragt das mythologische Rätsel herein. Aber so viel darf man aus diesem Umstande wohl entnehmen: die irische Bedeutung des Wortes *ríg* war dem Dichter nicht mehr gegenwärtig. Wufste er, dafs der Name soviel wie 'rex' bedeutet, so hätte er sich die eigene Pointe verdorben, wonach erst der Jarlsspröfsling Würde und Namen des Königs als etwas Neues aufbringt. In der älteren, einfacheren Fassung, der der Skiǫldungasaga, war dies logisch: da gibt es e i n e n Rígr = 'rex' = fyrstr konungr.

Trifft das Gesagte zu, so gewinnen wir die zwei Schlüsse: die Rþ. fufst auf einer gelehrten sprachlich-historischen Idee, die zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in der isländischen Skiǫldungasaga niedergelegt wurde; und: Dichter und Publikum der Rþ. haben nicht in der Nähe von keltischer Sprachgemeinschaft gelebt.

---

[1] Die der Skiǫldungasaga nahestehende Ynglingasaga bringt auch zwei irische Wörter, die sich nicht als Lehngut in der isländischen Sprache eingebürgert hatten: díar S. 11, 5, bianak S. 11, 12.

Für die Rolle des ständegründenden Gottes hat man das fremde Vorbild meines Wissens noch nicht gefunden. Denn die Anknüpfung an Noah und seine drei Söhne bei E. H. Meyer, *Vsp.*, S. 15 ff. hat wohl wenige überzeugt. Näher liegt der Gedanke an die Ungleichen Kinder Evae, wenn auch in anderem Sinne als bei J. Grimm, *Kl. Schrn.* 7, 106 ff., *Mythol.* 1, 194. In das, was wir von nordischen Göttern und germanischem Standesgefühl wissen, fügt sich dieser göttliche Erzeuger auch des häſslichen Urknechtes so wenig ein, daſs man ohne ausländische Quelle nicht auskommt, und solange diese unbekannt ist, fühlt man sich allerdings in der Beurteilung der Rþ. sehr gebunden. Doch werden die vorgebrachten Gründe für späten isländischen Ursprung unabhängig von der Quellenfrage bestehen. Auch der Wortschatz und die Kulturschilderungen des Gedichtes sind dem dreizehnten Jahrhundert nicht feindlich gesinnt.

Setzte man die Rþ. um das Jahr 900, so nahm ihr Wortschatz eine merkwürdige Stellung ein. Daſs sie für eine Menge Wörter die älteste Fundstelle wurde, ist nicht anders zu erwarten; denn viel nordische Dichtung vor 900 besitzen wir ja leider nicht. Aber verwundern muſste die Tatsache, daſs die Rþ. etwa zehn Kulturwörter enthält, die in dem Sprachschatze der gesamten älteren Poesie, der eddischen wie der skaldischen, fehlen und erst in der Prosa oder in Strophen des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts auftreten. Es sind folgende Wörter:

Drei altheimische, die wenig zu bedeuten haben: arðr 'Pflug', hlaða 'Scheune', rokkr 'Rocken': diese nur in Prosa belegt. Sieben Lehnwörter: bolli 'Topf', nur pros.; frakka 'Speer', in den Þulur der *SnE.* 1, 570 (aus der Rþ.?), in Prosa das Komp. ryðfrakka Hávarð. S. 22;[1] kanna 'Kanne', nur pros.; kartr 'Wagen', nur pros.; kinga 'Brakteat', in Prosa und bei Einarr Gilsson (vierzehntes Jahrhundert), *BS.* 2, 29; kólfr 'Bolzen', in Prosa und in Ásbiǫrn prúðis Strophen (wohl dreizehntes Jahrhundert) *Flat.* 1, 528; kyrtill (in geitakyrtla 23, 3) 'Rock', in Poesie noch *EM. Laus* F. 2 skinnkyrtill (zwölftes oder dreizehntes Jahrhundert).

Dazu kann man noch nehmen: skokkr 'Truhe', nisl. (BjHalld.), sonst in Bed. 'Schiffsrumpf' od. ähnl.; dúkr 'Tischtuch', so nur in Prosa, in anderer Bedeutung auch in älterer Poesie.

Für Al. Bugge, der die Rþ. um 900 datiert, sind diese Wörter ein Beweis, daſs das Gedicht in Britannien entstanden ist, 'in Irland oder am ehesten in Schottland,' *Vesterl.* S. 212. In seiner vortrefflichen Darstellung der vikingischen Kultur

[1] Der von Al. Bugge, *Vesterl.*, S. 212 angeführte Beleg aus Hallfreds Hákonardrápa (*SnE.* S. 92, Str. 82) beruht auf Konjektur Söderbergs, siehe Wisén, *CN.* 1, 135.

taucht immer wieder die Rþ. auf als ältestes Dokument für die Entlehnung eines fremden Wortes und einer fremden Sache. Das Gedicht bekommt geradezu einen prometheischen Zug, es trägt die Feuerfunken der südlichen Gesittung in die nordische Dichtung herein. Stellt man die Rþ. ins dreizehnte Jahrhundert, so finden diese Wörter Anschlufs an die gleichzeitige isl.-norw. Prosa; die meisten sind geläufige Wörter der Alltagssprache, — aufser den genannten auch z. B. die in der Dichtung spärlich vorkommenden skutill 'Schüssel', slœða 'Schleppkleid', plógr 'Pflug', tafl 'Spielbrett'. Mir scheint, diese Beleuchtung der Sache ist an und für sich die glaubhaftere. Es bleiben die zwei hapax legomena, das aus dem Englischen entlehnte smokkr 'Brusttuch' und das dunkle mǫsmar 'Kleinode'(?) Str. 38, 5; auf diese zwei Wörter wird man keine Vermutung über Heimat und Alter begründen wollen.

In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, dafs S. Bugge, *Skaldedigtning*, S. 30, vermutete, das Wort 'flióð' (Str. 25, 5) sei durch unseren Dichter selbst aus dem ae. Namengliede '-fléd' gebildet worden. Das Wort kommt schon in Eddaliedern der älteren Schicht vor und bei Guttorm sindri *Hkr.* 1, 179. Der Überblick über die Scheinnamen der Rþ. spricht für die Annahme, dafs ein Ausdruck wie flióð — ohne malende Bedeutung, ohne den Charakter des Spitznamens — vom Dichter nicht neu gebildet, sondern aus der Überlieferung geholt wurde. Es steht aber auch nichts im Wege, dafs 'tǫtrughypia, Haderlump' zuerst in der Scheltrede HHu. I 43, 7 gestanden hat und von hier unter die Spitznamen Rþ. 13 gelangte. Die Wendungen álm of bendi 28, 3, álm at beygia 35, 5, hiǫrvi brá 37, 8 eignen sich nicht zur Bestimmung von Abhängigkeitsverhältnissen (vgl. S. Bugge, *Home of the eddic poems*, S. 389 f.). Individuell ist dagegen der Kurzvers niðrbiúgt er nef 10, 5, gleichlautend in der gut beglaubigten Strophe des Stefnir, Anfang des elften Jahrhunderts (*Kristnisaga* ed. Kahle S. 44, 8): hier kann füglich kein Zweifel sein, dafs der Zusammenhang bei Stefnir der ursprünglichere ist.

Hätte man den Dichter der Rþ. gefragt, welches Zeitalter er schildere, so hätte er geantwortet: die uralte Zeit, als es noch keine Könige gab. Dies war die Absicht des Dichters. Er war ein mittelalterlicher Mensch und wollte nicht wie ein moderner Naturalist seinen Hörern umständlich vormalen, was sie in ihrem gemeinen Alltagsleben um sich hatten.

Eine andere Frage ist, was er in Wirklichkeit geschildert hat. Da er keine Quellen aus Dans und Danps Tagen benutzen konnte, standen ihm für seine Beschreibungen zu Gebote: die poetischen und prosaischen Überlieferungen, die bis ins neunte Jahrhundert zurückgingen, und die Beobachtung der eigenen Umwelt. Gar vieles aus seiner Gegenwart mochte er unbedenk-

lich in die Urzeit zurücktragen, weil er sich gar nicht vorstellen konnte, dafs man es damit jemals anders gehalten habe. In anderen Fällen aber wurde er auf die Unterschiede von einst und jetzt aufmerksam, und dann hat er archaisiert. Es verstand sich von selbst, dafs er den Iarl und seine Söhne nicht zum Turnier reiten liefs, und dafs er statt der christlichen Taufe das heidnische Begiefsen mit Wasser brachte; es lag nahe genug, die geistige Überlegenheit des Konr, statt durch stilwidrige Sprachenkunde und Bücherweisheit, durch stilvolle Runenkunst zu markieren.

Man hat die Rþ. immer betrachtet als ein getreues Lichtbild, das ein Dichter von seiner eigenen Umgebung aufgenommen habe. Die Kultur der Vikingzeit, realistisch und ohne Hintergedanken abgebildet von einem Zeitgenossen: dies fand man in unserem Gedichte. Statt dessen müfste man an die Rþ. die Frage stellen: wie weit fliefst dem Dichter das Bild der eigenen Zeit ein, des dreizehnten Jahrhunderts, wie weit hat er aus literarischer Überlieferung altertümliche Züge verwertet, und zu welchen Zeiten stimmen diese Züge? Allerdings würde sich dann wohl herausstellen, dafs der gröfsere Teil neutral ist, ebensogut zum dreizehnten wie zum zehnten Jahrhundert pafst. Die Gesittung hatte sich nicht so durchgreifend gewandelt.

Als Dinge, die sich besser mit dem dreizehnten als dem zehnten Jahrhundert vertragen, fallen diese auf.

Der grofse Abstand zwischen dem mittleren und dem dritten Paare nebst ihren Nachkommen. Nach den sonstigen Zeugnissen würde man die Lebenshaltung der bœndr und hǫlđar auf der einen, der hersar und iarlar auf der anderen Seite für die heidnische Zeit nicht so verschieden veranschlagen.[1] Die Vornehmen sind in der Rþ. ganz aus dem bäuerlichen Leben herausgewachsen. Schon die Schilderung der Móđir, Str. 28 f., liefse den Unbefangenen schwerlich auf das zehnte Jahrhundert raten, und wenn dann Móđir das Mahl aufträgt, versilberte Schüsseln auf ein gemustertes leinenes Tischtuch stellt, *Wein* aus der *Kanne* in *Kelche* schenkt, so fühlt man sich mehr bei einem Vornehmen Hákons IV. als Haralds des Schönhaarigen zu Gaste. Al. Bugge erklärt freilich alle diese Züge aus dem Leben der vornehmen Engländer (*Vesterl.* S. 174 ff.), und dies mufs man ja zugeben: wäre die Schilderung um 900 entstanden, so müfste man allerdings nach aufsernordischen Vorbildern ausschauen.

Dafs der Dichter das Torfstechen in seiner isländischen Heimat zur Genüge beobachten konnte, sei nur erwähnt, weil man diesen Zug so oft unverdientermafsen für die Heimatbestim-

---

[1] Vgl. z. B. Hertzberg, *Det norske aristokratis historie,* S. 6 f. Adam v. Bremen IV 31.

mung bemüht hat (noch Al. Bugge, *Vesterl.*, S. 256; treffend Lehmann, a. a. O. S. 22 f.).

Eir. Magnússon und Lehmann haben darauf hingewiesen, dafs die Knechte einfach als niedrigere Landarbeiter, auf eigenem Boden, gezeichnet werden, nicht als besitzlose Sklaven. Das würde zum dreizehnten Jahrhundert passen, wo die Unfreiheit auf Island erloschen war. Aber bei dem eigentümlichen Verfahren des Dichters, wonach es Knechte gibt, ehe die Herren da sind, konnte der niedrigste Stand gar nicht in persönlicher Abhängigkeit erscheinen.

Dies führt auf einen letzten Punkt: wie ist die ständische Dreiteilung und ihre Benennung 'þræll — karl — iarl' bei einem Dichter des dreizehnten Jahrhunderts zu erklären? Oder, um es zu vereinfachen: die *Zweiteilung* der *Freien* in 'karl — iarl'. In seiner fördernden Abhandlung hat K. Lehmann betont, dafs es damit gar nicht so selbstverständlich liegt, auch wenn man das zehnte oder elfte Jahrhundert im Auge hat.

Dafs ein Isländer, der die Gesellschaft der nordischen Urzeit schildern wollte, nicht die Verhältnisse seiner Insel kopierte, sondern den Blick zunächst nach Norwegen und zwar nach dem norwegischen Altertum schweifen liefs, darüber braucht es keine Worte. Einen anderen Einwand könnte man vielleicht gegen unsere Fragestellung erheben, nämlich: Der Dichter meint mit seinem 'iarl' gar keinen Geburtsstand, sondern nur den minderen Fürstenrang, der seiner Ansicht nach dem höheren, dem des Königs, vorausging. Darauf wäre u. a. zu erwidern: So wie der Dichter den Iarl zeichnet, schwebt ihm kein Herrscheramt vor, weder ein souveränes noch gar ein lehensmäfsiges. Wir bekommen das Bild eines reichen, kriegerischen Gutsherrn: réđ hann átián búum, 'er gebot über achtzehn Höfe, bäuerliche Wirtschaften' (Str. 38), das ist weder ein Gau (herađ) noch eine Völkerschaft (fylki), sondern ein privater Grofsgrundbesitz. Der 'iarl' der Rþ. vertritt einen wirklichen Stand, nicht die politische Institution des Kleinfürsten, des princeps.

Das der Erklärung Bedürftige liegt in folgenden Umständen. Weder 'karl' noch 'iarl' erscheinen zu irgendeiner Zeit als technische Benennungen von Ständen. Und eine einfache Zweiteilung der Freien — vom König abgesehen — läfst sich schon seit dem Beginn der geschichtlichen Zeit nicht mehr erkennen.

In Norwegen um 900 gab es die Stufen: bœndr — hǫldar — hersar — iarlar. Eine gemeinsame technische Bezeichnung für die hersar + iarlar, also mit dem Sinne von 'Adel, nobilitas', kennen wir nicht. Dafs der Standesunterschied zwischen dem iarl als 'tíginn mađr' (fürstenbürtigen) und dem hersir gelegentlich stark empfunden wurde, zeigen Fälle aus dem zehnten und elften Jahrhundert (*Hkr.* 1, 367; 3, 142).

In Norwegen um 1200 gab es über dem þræll die Stufen: 1. leysingi, 2. leysingia sunr, 3. reksþegn, 4. bóande, 5. hǫldr, 6. lendr maðr + stallari, 7. ábóti + abbadís, 8. iarl + byskup, 9. erkibyskup + hertugi, 10. konungr. Davon werden die Stufen 1. 4. 5. 6. 8. 10 im Prinzip überall vorausgesetzt. Alle zehn Stufen werden unterschieden Frost. XIII 15 (*NgL.* 1, 244).

Aber die Sprache der Dichtung hatte immer vereinfacht. Da wird der 'hǫldr' gesetzt für den Freien schlechthin. Und das über dem Freien Stehende wird zusammengefaſst, indem viele kenningar und heiti dem hersir, iarl und konungr gemeinsam sind; vgl. Snorris Bemerkung in seiner Edda S. 123 f. In der eddischen Dichtung hat 'iarl' den sehr allgemeinen Sinn 'edler Krieger, Vornehmer in der Umgebung des Fürsten', wovon sich deutlich abhebt das siebenmalige 'iarl' in der Prosa der Helg. Hiǫrv. mit der Bedeutung 'Unterfürst, Statthalter eines Königs', dem jüngeren, offiziellen Sprachgebrauche folgend.[1]

Ein mit der alten Dichtung vertrauter Isländer konnte auch von den norwegischen Verhältnissen des dreizehnten Jahrhunderts aus wohl zu dem Schlusse gelangen: diesen vielen Fächern ordnet sich eine Zweiteilung über; einst, im Altertum, gab es nur die zwei Arten der Freien, die besseren und die geringeren. Aber einfacher erklärt man sich seinen Gedankengang so. Der Dichter kannte die vorharaldische Zeit aus ungefähr denselben Quellen wie wir, d. h., von der Dichtung abgesehen, aus den Konunga- und Fornaldarsǫgur. Er fand da neben den 'konungar' die 'iarlar' und die 'hersar' genannt als solche, die über die Menge der Bauern und Krieger hinausragten. Gemäſs seiner Theorie betrachtete er die 'konungar' als spätere Entwickelung. Blieben also die 'iarlar' und 'hersar' als vornehmer Stand.

Und nun galt es, die Benennungen zu wählen. Der Dichter macht zwischen 'iarl' und 'hersir' keinen Standesunterschied; denn wenn Iarl die Tochter des Hersir heiratet (Str. 39 f.), so ist das nicht als Miſsehe gedacht. Daſs nun von den beiden zur Wahl stehenden Ausdrücken, 'iarl' und 'hersir', der erste für den Vertreter des Standes genommen wurde, mag diese Gründe gehabt haben. 'Iarl' hatte die vollere poetische Resonanz, es klang mehr nach Altertum: in den Geschichten aus der forn ǫld begegnen weit öfter 'iarlar' als 'hersar'. 'Iarl' klang auch nicht so spezifisch norwegisch wie 'hersir': in allen fremden Ländern lieſsen isländische Erzähler 'iarlar' auftreten. Ferner paſste das einsilbige 'iarl' zu den einsilbigen 'þræll, þír, karl,

[1] Der Sinn 'Fürst, Herrscher' ist wohl Háv. 97, 4 anzunehmen (iarls yndi ...). Die von Gering, *Vollständ. Wb.*, Sp. 535 angesetzte Bedeutung 'Mann im allg.' würde ich nur bei Ghv. 21, 1 erwägen, und auch da läſst sich die Übersetzung 'Edle' rechtfertigen: der Dichter bleibt im Kostüm, seine Hörer behandelt er als hochgeborene Leute.

snør, ern, konr': alle diese Hauptsprößlinge und ihre Frauen führen einsilbige Namen, wie die Elternpaare 'ái-edda' usw. zweisilbige.

Nun der Name für den Vertreter der geringeren Freien. Man würde am ehesten 'hǫldr' erwarten in dem allgemeineren, untechnischen Sinne, den die Dichtung bewahrt hat (s. o.). Auch 'þegn' hätte sich gut geeignet, vgl. das stabende Paar 'þegn ok þræll, Freier und Knecht'; vielleicht stand im Wege die häufige Bedeutung 'Untertan', die zu dem Sohne von Afi und Amma nicht gepaſst hätte. So kam 'þegn', gleich wie 'hǫldr', nur in die Schar der Söhne (Str. 24, 4). Der Stammhalter selbst bekam den Namen 'karl', und daran bleibt etwas Befremdliches. Wenn die Wahl auf dieses Wort fiel, so werden dem Dichter formelhafte Stellen im Ohre geklungen haben wie die bei Sighvat (*Hkr*. 3, 31, Z. 11): '*karl*folk ok svá *iarla*', auch Wendungen wie '*karls* hús' opp. 'konungs garðr', 'konungi ok *karli*' (Lehmann S. 28).[1] Dazu die Klangähnlichkeit mit 'iarl'. Man vergesse nicht, daſs unser Dichter keine aktenmäſsige Historie schreibt, sondern zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen Ernst und Spiel wandert.

Nach dem hier Ausgeführten meine ich, die Ständeeinteilung und -benennung der Rþ. wird begreiflich aus dem Materiale unserer Quellen heraus, ohne daſs man dem Dichter einen uns verschlossenen Nahblick auf vorgeschichtliche Zustände zuschriebe. Das Lied folgt den freieren Unterscheidungen der Poesie, nicht den straffen und vielgliedrigen Sonderungen des Rechtes. Daſs es jemals bei den Nordgermanen einen Geburtsstand unter dem Namen 'Jarle' gegeben habe, entsprechend dem südgermanischen Stande der nobiles, adalingi, edelen, eorlas, dies darf man aus unserem Liede — im Widerspruch mit den Geschichts- und Rechtsquellen — nicht herauslesen.

Hierbei habe ich der Möglichkeit, daſs der Dichter die Dreizahl in seiner zu vermutenden fremden Quelle vorfand, nicht Rechnung getragen. Die Frage, ob die altenglische Formel 'eorlas and ceorlas' eingewirkt habe, hat schon Lehmann berührt und, wie mir scheint mit Recht, verneint (S. 29). Auch Al. Bugge, *Vesterl.*, S. 43, scheint sie nicht zu bejahen.

— Die Rþ. ist eines der wenigen Eddagedichte, die in der altisländischen Literatur selber zitiert werden: 'heiti für die

[1] In der Edda allerdings steht 'karl' mit der ständischen Bedeutung 'freier Bauer' nur in der Rþ. Die übrigen Stellen bei Gering, *Wb.*, s. v. 'karl' sind so zu ordnen: 1. mas opp. femina: Br. 20 pr. 11, Hlr. 14, Am. 62, Háv. 90, Am. 69; 2. Bauer (mit verächtlichem Beiklang), Kerl, Alter, diese Bedeutungen nicht scharf zu sondern: alle übrigen Stellen, auch *HHu*. II 2 'era þat karls sett, das stammt nicht von Bauernpack', verächtlich, nicht ständisch-technisch.

Knechte stehen in der Rígsþula,' heifst es *SnE.* 2, 496. Diese Anführung reiht das Gedicht ein in den Zusammenhang, der ihm gebührt: in die gelehrte isländische Poetik, die in Snorris Skaldenlehrbuch ihr Meisterwerk hervorbrachte. Die Rþ. ist in ihren Namenstrophen ein dichterisches, leichtgeschürztes Gegenstück zu den planmäfsig-umfassenden Skáldskaparmál. Aber sie ist noch manches andere. In keinem zweiten Gedichte kommen die Bestrebungen der isländischen Altertumskunde so vielseitig zu Worte. Und dabei hat der Dichter auch das Erzählen gelernt; ein Erzählen freilich, grundverschieden von dem der alten epischen Lieder; denn es fehlt ihm das, worin die Stärke der alten Sagendichter lag, die Rede.

Seit dreifsig Jahren hat man oft betont: die eddische Dichtung atmet das Geistesleben der Vikingzeit.

Der Satz bedarf starker Einschränkung.

Sehr vieles in der Eddadichtung ist — seinem Geiste, seiner Gesittung nach — vorvikingisch. Eine ganze Reihe von alten Götter- und Heldenliedern trägt in keinem Zuge den Stempel des bestimmten Zeitalters, das mit dem Jahre 793 anbrach. Die grofsen Dichtergedanken der Heroensage sind, tatsächlich oder der Art nach, älter als das Vikingwesen: wie eine richtig vikingische Erfindung aussieht, mufs man bei Ragnar Loðbrók und Ǫrvar-Odd erfragen.

Aber nicht weniges in der Eddafamilie ist nachvikingisch. In der Lyrik der heroischen Elegien ahnt man schon die Nähe des Spätmittelalters mit seiner Balladenblüte. Und das gelehrte und geistreiche Spiel der Brávallaliste, der Svipdagsmál und der Rígsþula führt aus der Luft der sagenfrohen Seekrieger in die Kreise grübelnder und formgewandter Literaten.

Die gemeingermanisch-heroische Stufe, die norrön-vikingische, die isländisch-nachvikingische, zum Teil literarische: alle drei liegen in der Eddadichtung vor. Wir werden jeder ihr Recht geben, wenn wir sie klarer auseinanderhalten.

Berlin. Andreas Heusler.

Zur Entstehung des Märchens.

(Schluſs.)

VIII. Rückblicke und Ergebnisse. Irgendwie vollständig sollen die von mir genannten Beispiele nun nicht sein: es gibt noch manche andere Märchen, die ihre Heimat in Indien haben. Da aber eine Reihe sehr instruktiver, in ihrer Geschichte und Zusammensetzung erkennbarer und für Indien bezeichnender Märchen aufgezählt wurde und die Fülle der hier gestreiften oder ausführlich erzählten Märchen auch manchem schon beängstigend und verwirrend scheinen mag, darf ich anhalten und auf den langen Weg zurückblicken.

Voreingenommenheit für das indische Märchen, die Sucht, anderen Völkern die Erfindungsgabe abzusprechen und sie den Indern dafür zuzuschieben, wird diesen Betrachtungen niemand angemerkt haben. Es ist hier im Gegenteil nicht allein zugegeben — was niemals hätte bestritten werden sollen —, daſs Märchenmotive auch auſserhalb Indiens bestanden, vielmehr noch, daſs die Inder den Griechen[1] und Juden[2] manches entlehnt haben. Die Bausteine zum Märchen, die einzelnen Motive, auch hier und da einfachere Märchen selber hatten andere Völker ebensogut wie die Inder, deren Gröſse und eigentliche Begabung es war, die Motive zur Geltung zu bringen und zusammenzusetzen.

Die Inder bauten die Märchen, die in ihrem eigenen Lande blieben, genau wie die anderen, die in die Fremde kamen. Sie häuften die Motive an und steigerten sie, oder sie erzählten sie Schlag auf Schlag, in überstürzendem Tempo, oder sie zeigten sie nicht auf einmal und nicht als Summe, sondern allmählich und zerlegt in ihre einzelnen Teile, sie fügen diese Teile aneinander, indem sie geschickt immer zum Bedeutsameren fortschreiten, den Schluſs der Geschichte gern hinausschieben und die Spannung zugleich erhöhen. Sie zeigen diese Motive nicht als Motive überhaupt, sondern sie kontrastieren sie miteinander, sie kehren sie plötzlich um, sie stellen sie immer in den Dienst einer Handlung, sie bringen sie vor allem in engsten Zusammenhang mit diesem Leben. Uns erscheinen dadurch die Märchen oft zu ernsthaft, als daſs sie Märchen, und zu märchenhaft, als daſs sie Ernst sein sollten.

---

[1] Vgl. z. B. oben *Archiv* CXV, 284; CXVI, 13.
[2] Vgl. z. B. oben *Archiv* CXV, 277. 282 f.; CXVI, 8. 18.

Man kann ihnen also ähnliches vorwerfen, wie man dem in Indien erfundenen, auch so äufserst verwickelten und differenzierten Schachspiel vorgeworfen hat, dafs es nämlich zu ernst für ein Spiel und wieder zu sehr Spiel sei, als dafs man es ernst nehmen dürfe. — Die Inder schildern im Märchen, wie die Wunderdinge auf die Menschen einwirken, zeigen die Menschen im Kampf mit den wunderbaren Gaben, die ihnen verliehen werden, wie diese Gaben nur die Begehrlichkeit reizen, wie sie zu schwach für die Gaben sind, wie sie auch die gnädigsten Geschenke nur entstellen, wie sie sich um Wunderdinge betrügen, wobei sie im Grunde selbst die Betrogenen bleiben, und wie sie durch ihre Künste und wunderbaren Eigenschaften sich vernichten. Zum Schlufs hören wir dann oft die Frage: welche von den wunderbaren Gaben war die wunderbarste? Und das ganze Märchen scheint dann dem Inder nur ein Anlafs, uns seinen Scharfsinn und seine Begabung fürs Märchenhafte vorzuzeigen, denn er lebt in seinem eigentlichsten Element, sowie er scharfsinnige Urteile, Entscheidungen, Beweise von Klugheit und Spürsinn mitteilen und anhäufen kann, er erfindet dabei die sonderbarsten und spafshaftesten Geschichten und vergleicht auch hier die einzelnen Klugheiten, weil er sich doch selbst auch in seinem Scharfsinn überbieten mufs.

Die indische Erzählungskunst, der Aufbau und die Komposition ihrer Geschichten sind, wie wir an vielen Beispielen zeigten, von keinem Volk erreicht worden, und was wir von der Erzählungskunst anderer Völker, etwa der Griechen und Juden, zum Vergleich heranzogen, erschien dagegen kunstlos und unbeholfen. Der Märchenreichtum des einen Landes Indien übertrifft noch immer den Märchenreichtum aller anderen Völker, die gegen Indien sehr wenig originale Märchen besitzen. Ihr Reichtum wurde den Indern wieder zum Unsegen: sie häuften ihre Geschichten zu oft ins Massenhafte, konnten sich auch nicht genug tun, eine immer wieder in die andere zu schachteln, ebenso waren ihnen ihre Erfindungen und Motive nie künstlich, nie spannend und nie raffiniert genug, ihnen fehlte der Sinn für das Einfache, Anspruchslose und Kindliche des Märchens, und wie wir das auch erfahren haben, sie entstellten und verdarben darum hübsche und feine Geschichten, indem sie ein Raffinement in sie hineinbrachten, das nicht in sie gehörte.[1]

[1] Es wurde hier versucht, die Erzählungskunst der indischen Märchen zu analysieren und durch Betrachtung dieser Kunst die Kriterien zu gewinnen, die über die indische Herkunft eines Märchens entscheiden. Andere Forscher, namentlich E. Cosquin, *Contes populaires* I, XXVI f. unternahmen, in abendländischen Märchen Züge nachzuweisen, die nicht aus abendländischen, sondern aus indischen religiösen Anschauungen und Idealen, sozialen Zuständen und Gebräuchen zu erklären seien. Ein solcher Nachweis kann nur in seltenen Fällen gelingen, denn Märchen sind internationale, keine nationalen Gebilde, und was an indischen Märchen in kulturgeschicht-

Die Inder, wie sie uns zuletzt Hermann Oldenberg[1] schilderte, sind ein Volk des geschmeidigsten und gelenkigsten Kör-

---

lichem Sinne indisch ist, mufste sich auf der Wanderung durch die Welt meist abstreifen. Man hat z. B. vermutet, die böse Stiefmutter in abendländischen Märchen, die ihre Stieftochter beim König verleumde, sei eigentlich die Hauptkönigin, die die junge rivalisierende Nebenkönigin verdächtige und beiseite schaffen wolle. Das trifft aber nicht zu: die indischen Märchen erzählen vom Streite der Frauen untereinander nie, dazu sind ihnen die Frauen an sich viel zu unwichtig, nicht die Frau interessiert sie, sondern der Umgang von Frau und Mann. Ich kenne im Indischen nur ganz wenig unbedeutende Märchen, die von schlechten Stiefmüttern (etwa Cukas, *t. o.* 50) und von rivalisierenden Nebenfrauen (etwa Somadeva VI, 32, Tawney I, 286) berichten (die von Cosquin I, XXX mitgeteilte Geschichte von der Rākschasi, die sich als achte Frau heiraten läfst und die anderen sieben verdächtigt, ist modern indisch). Die böse Stiefmutter im deutschen Märchen hat anderen Ursprung: zum Teil sind die verhafsten Stiefmütter Hexen, und der Hafs gegen die Hexen ist auf die Stiefmütter übertragen, wenn sie teuflischer Künste verdächtig scheinen, Kinder vertauschen, Quellen verzaubern, Menschen verwandeln u. ähnl. (vgl. Grimm, *KHM* 3. 11. 31 etc. und Liebrecht, *Zur Volkskunde* 17 f. — auch oben *Archiv* CXIV, S. 5 Anm. 1). — Aufserdem erzählt das Märchen, wie wir wissen, seit sehr alten Zeiten von treulosen und neidischen Brüdern, Schwestern und Gefährten, die gerade den guten und unschuldigen nachstellen und ihn zuletzt doch nicht vernichten können, sie werden dafür das Opfer der eigenen Bosheit. Die Eigenschaften dieser Treulosen gingen auf die Stiefmutter fast unverändert über; es ist auch keineswegs Zufall, dafs neben der treulosen Stiefmutter fast immer die neidische und häfsliche Schwester erscheint, vgl. z. B. Grimm *KHM* 21. 24. 135 usw. — Einige weitverbreitete Märchen freilich haben ihre indische Grundanschauung nicht einbüfsen können, diese schimmert durch alle europäischen Zutaten und Überdeckungen hindurch. Man erinnere sich etwa an das Märchen vom undankbaren Menschen und dankbaren Tieren: dessen Erzählungskunst und dessen Grundanschauung sind indisch, genauer buddhistisch, alle Wesen sind gut, doch ein Gefäfs aller Schlechtigkeit ist der Mensch (vgl. auch Cosquin I, XXVI f.). Noch buddhistischer fast ist das Märchen von der undankbaren Gattin, die starb, und die der Mann zum Leben erweckte, indem er ihr die Hälfte seines Lebens abtrat, die zum Dank diesen edelsten mit einem Krüppel betrog, einen Abhang hinunterstürzte und ihn dann, als er lebend blieb und sie endlich wiedersah, noch verklagte. Diese Geschichte wird sich wohl ein weiberhassender, weltabgewandter Buddhist ersonnen haben, und sie enthält trotz aller Erklügeltheiten Szenen von grandioser Tiefe und Menschenkenntnis. Sie verbreitete sich schon vor Jahrhunderten, ihre Verästelungen und Verzweigungen hat Gaston Paris in einer seiner letzten Abhandlungen gezeigt (*Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* XIV [1903], 1—24. 129—50). Als Volksmärchen (Cosquin II, 342. — Grimm, *KHM* 16) lebt sie noch heute und, wie sehr auch viele ihrer ursprünglichen Motive verblafsten, wie viele Züge anderer Märchen in sie hinein gerieten, die Grundidee, die bodenlose Untreue und der schmähliche Undank der Frau gegen ihren Mann und Lebensretter, gab ein Erzähler immer dem anderen weiter, und sie geht noch wie eine schwere Anklage durch unser Märchen. — Beiläufig sei bemerkt, dafs Artur Bonus (*Preufsische Jahrbücher* Februar 1905) dieses Märchen mit dem ägyptischen Brüdermärchen vergleicht, als führe es darauf zurück: wie er zu dieser Verirrung kommt, ist mir unbegreiflich, da Gedanken, Motive, Inhalt beider Märchen von Grund aus verschieden sind. Die unbesonnene Voreingenommenheit gegen das indische Märchen führt manchmal zu seltsamen Entgleisungen. — Ein Motiv

perbaues, bedürfnislos, weil sie in einem Land von verschwenderischer Fruchtbarkeit lebten und mit geringer Nahrung ihr Leben fristen konnten. In immateriellen Genüssen trieb das gleiche Volk einen sonst nicht gekannten Luxus, es berauschte sich an Düften und Essenzen. Sein Körper ermüdete nicht im Kampf um den täglichen Unterhalt, und die Kräfte für den Geist blieben frei. Der bewegte sich mit virtuoser Gewandtheit in den verwickeltsten Gedankengängen, leicht und anmutig, ironisch überlegen, zu schillernder Erfindung, zu phantastisch verworrenen und seltsam tiefen Träumereien gern geneigt. Die Inder wurden in ihrem Lande bald ein zahllos grofses Volk, die einzelne Existenz galt wenig oder nichts, das Leben breitete sich in unübersehbarer Mannigfaltigkeit um den einzelnen, unendliche Menschenmassen in einer unendlich reichen Natur, und wer sich behaupten wollte, bedurfte jeden Tag und jede Stunde indischer Schmiegsamkeit und Klugheit, zumal dort, wo sich das höchste Leben abspielte, am Hofe der launischen und grausamen Despoten, die Hofmänner, nicht Staatsmänner um sich wollten. Hofmänner, die jeder Laune biegsam entgegenkamen, die sich mit immer neuen Ränken und Schlichen in ihrer Stellung erhalten mufsten und schliefslich doch skrupellos verstofsen wurden. Das indische Leben hat eine beängstigende Fülle, eine beängstigende Schönheit, es ist grenzenlos unsicher, und jeder Tag scheint ungeahnte Katastrophen bringen zu können: weil die Schönheit und der Genufs so unerhört waren, reizte es die Inder immer von neuem, ihn ins Unerhörtere zu steigern; ebenso sehr aber wuchsen die Qualen. Dies Leben erschien dann wie ein böser, nie endenwollender Traum, immer neue Leiden erzeugend, und die Inder erhöhten sich diese Qualen, indem sie den Glauben an die Seelenwanderung, an die ewige Wiederkehr der Menschen und Lebewesen schufen, ganz und gar ins Endlose. Es ist dieser Glaube eine merkwürdige raffinierte und echt indisch grausame Selbstpeinigung; Oldenberg hat ihn mit einer Wanderung durch die Wüste im heifsesten Sonnenbrand verglichen, bei der der Wanderer schliefslich in ein Becken mit glühenden Kohlen stürzt. Es ist auch nur zu natürlich, dafs gerade Indien das Land der Entsagung und Lebensüberwindung wurde, in dem man alles, was gerade dieses unerschöpflich reiche Land bieten konnte, seine Schätze und Drohungen alle, ach so

aus dem Märchen von der undankbaren Gattin, die Errettung der Frau aus Lebensgefahr, ihr Ehebruch mit dem Räuber und die Hinterlist gegen den Erretter fand aufserdem, was noch nicht bemerkt wurde, in ein ganz anderes Märchen Eingang: in das von der treulosen Mutter oder treulosen Schwester, vgl. vor allem Ralston Schiefner, *Tibetan Tales* 291 f. mit Leskien Brugmann 401, Waldau, *Böhmisches Märchenbuch* 469, ferner R. Köhler I, 304.

[1] *Die Literatur des alten Indien* 15 f. 65 f.

gern, von sich warf und, ohne jedes irdische Bedürfnis, nur in die Geheimnisse eines unergründeten göttlichen Seins sich versenkte.

Verblendender Glanz, sinnbetörende Lockung, unerhörter Genufs, furchtbare, endlose Qualen: all das rann dem Inder ineinander, so traumhaft, dafs sich alle Grenzen der Wirklichkeit verloren und verwirrten. Darum ist auch das indische Märchen ein so seltsames Hin und Her zwischen Wirklichkeit und Wunder, die Welt selbst erschien dem Inder oft märchenhafter als das sonderbarste Märchen und traumhafter als der erträumteste Traum. Märchen, Novelle, Roman und Leben unterscheiden sich in Indien kaum, und das indische Märchen spiegelt uns das ganze indische wirkliche Wesen. Wir haben auch etwas davon gespürt — wir haben freilich nur wenige indische Märchen betrachtet —: die Endlosigkeit, das Massenhafte und Unübersehbare, die Freude an scharfsinnigen, komplizierten, unerhörten Erfindungen und Entscheidungen, das Schwelgen in wunderbaren und seltsamen Gaben, die tiefe Erkenntnis von der Nichtigkeit des Irdischen und der erbärmlichen Schwäche des Menschen, das fortwährende uns immer neu frappierende, dem Inder ganz gewohnte Ineinandergreifen von Wirklichkeit und Märchen, als hätte die Welt des Wunders und die des Märchens genau die gleiche Existenz und sei die eine nur da, um die Schwäche der anderen zu offenbaren — alle diese Eigenschaften stellen sich uns nun dar als Eigenschaften des indischen Märchens und zugleich des indischen Wesens. Wir sahen diese Eigenschaften eine nach der anderen vor uns auftauchen und eine nach der anderen sich wiederholen und als indisch bestätigen, und wir dürfen zuversichtlich und getrost noch einmal aussprechen, was uns vorher jedes Beispiel zeigte, dafs die Märchen, die wir aus so einfachen Motiven so überraschend sich bilden sahen, und die alle Märchen der anderen Völker weit überflügelten: dafs diese Märchen nur in Indien entstehen konnten, denn ihre Entwickelung stimmt mit den Eigenheiten keines anderen Volkes, dafür aber bis ins einzelnste mit den Eigenheiten des indischen Wesens.

Die Vermutungen Benfeys[1] über Geschichte und Ausbreitung des indischen Märchens erhielten eine Überfülle von Bestätigungen. Benfey suchte zu beweisen, dafs die meisten der indischen Märchen auf buddhistische zurückgingen, und als dann die reichen buddhistischen Märchenschätze bekannt wurden, rechtfertigte fast jedes Stück diese Meinung und war als Variante oder als ältere Form der späteren indischen Märchen leicht zu erkennen. Auch der Einflufs und die Bedeutung der indischen Märchen

[1] Vgl. etwa *Pantchatantra* I, XXII f. *Orient und Okzident* I, 133 f. *Kleinere Schriften* III, 67. 160. 224.

für die Märchen der Welt stellte sich als ein viel imposanterer und beherrschenderer dar, als sogar Benfey geträumt hatte, die mongolischen, die awarischen, die türkischen, die tibetischen, die syrischen, die afrikanischen Märchen,[1] die in den Jahrzehnten nach dem Pantschatantra bekannt wurden, zeigten auf Schritt und Tritt Spuren der indischen Einflüsse, ja das Wertvollste und Interessanteste an ihnen war indisches Lehngut. Mit dem Buddhismus hatte eben auch das buddhistische Märchen die asiatische Welt siegreich durchschritten. Wenn nun bei halbbarbarischen rohen und zurückgebliebenen Völkern die indischen Märchen solche Eindrücke hinterliefsen, wie sehr mufsten dann erst die Völker des Abendlandes unter ihren Bann geraten! Es ist kein Wunder, dafs manche Forscher meinten, es gäbe kein Märchen, das nicht in Indien seine Heimat habe, auch die Märchen seien indisch, deren indische Vorbilder man bisher nicht auffand, dafs manche auch, schlechten Beispielen von Benfey folgend, in abendländischen Märchen nach einzelnen Motiven suchten, die indischen ähnlich waren, diese Motive dann für die ursprünglichsten und die Herkunft der ganzen Märchen für indisch erklärten.[2]

Durch diese Übertreibungen wurde nun das Vertrauen zu Benfeys Theorie recht erschüttert. Wir können es wieder befestigen, indem wir zugeben, dafs Benfeys Ansichten teils sehr wesentlicher Ergänzungen, teils sehr wesentlicher Einschränkungen bedürfen.

Der Ergänzung insofern, als die Geschichte des Märchens weit über den Buddhismus hinaufreicht. Gewifs, die in Indien erzählten Märchen beruhen sehr oft auf dem Buddhismus, aber die buddhistischen Märchen zeigen uns selbst, dafs ihnen ältere Geschichten zugrunde liegen,[3] und, um das noch einmal zu sagen, die Märchenmotive, aus denen sich diese und noch ältere Geschichten zusammensetzen, gehören, zusammen mit den primitiven religiösen Vorstellungen, den Anfängen der Sage und des Mythus jedem Volk und der Urzeit des Menschen. Manche haben sich im Abendlande die Jahrtausende hindurch unverändert erhalten

[1] Vgl. etwa Jülg, *Kalmückische Märchen* 1866; Jülg, *Mongolische Märchen* 1868; Schiefner, *Awarische Texte* 1873; Ralston Schiefner, *Tibetan Tales* 1882; Radloff, *Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens* 1866—72; Prym und Socin, *Der neuaramäische Dialekt des 'Tûr' 'Abdîn* 1881; Stumme, *Tunisische Märchen und Gedichte* 1893.

[2] Vgl. oben *Archiv* CXV, 289 Anm. 2.

[3] Vgl. z. B. Serge d'Oldenbourg, *Journal of the Royal Asiatic Society*, N. S. 25 (1893) 301 f. — Man erkennt jetzt ganz klar, dafs die Buddhisten diese Geschichten vorfanden und in sie die buddhistische Weltanschauung hineinbrachten, vgl. Oldenberg, *Literatur des alten Indien* 103 f. — Einzelne Jātakas sind kontaminierte, entstellte, in Motiven gehäufte Märchen, vgl. etwa die Nummern 41, 77, 120, 114, 284, 432, 186, 257, 357. — 48, 193 (späte Auswüchse).

und sich mit neueren Gebilden, auch Gebilden indischen Ursprungs, verbunden.

Der Einschränkung insofern, als lange nicht alle abendländischen Märchen indischen Ursprungs sind. Die Märchen von Dornröschen und Schneewittchen etwa, die von Goldener und Allerleirauh, die vom Wasser des Lebens und den Höllenreisen,[1] die vom Bauer Einochs, der seine Dorfgenossen immer betrog, und immer auflebte, wenn sie ihn tot glaubten,[2] die Schildbürger- und Narrenstreiche, der Meisterdieb: diese Märchen, um nur einige Beispiele herauszugreifen, gehören zum Teil seit langen Jahrtausenden dem Abendlande an, sie haben sich aus den gleichen Motiven, nur kunstloser, entwickelt, wie die indischen Märchen auch: sie sind diesen in Aufbau, Steigerung, Komposition weit unterlegen, aber gerade in ihrer Einfachheit, weil sie die alten Vorstellungen so treu bewahren oder so kindlich und harmlos oder so derb und drastisch erzählen, gerade darin liegt ihr Zauber und ihre Lebenskraft. Ihre Heimat aufzufinden dürfte schwer oder unmöglich sein, und Entdeckungsreisen danach kann man kaum empfehlen; die Hauptsache bleibt, dafs man diese Märchen unbefangen betrachtet und sich ihrer freut, ohne dafs man durch die Frage, sind sie indisch oder nicht indisch, gequält und gewaltsam festgehalten wird.

Das darf man aber behaupten: erkennt man in einem europäischen Märchen eine kunstvolle Art der Erzählung, wie wir

---

[1] Die Opfer, die bei einer Höllenfahrt zu entrichten, die Gefahren und Mühseligkeiten, die zu überwinden sind, schildert das Indische wieder in seiner Weise, angehäuft und sich steigernd. Odysseus (*Odyssee* XI, 23 f.) gräbt, bevor er die Schatten der Toten beschwört, eine Grube, giefst für die Toten einen Weihgufs hinein: Honig, Milch, Wein und zuletzt Wasser, das bestreut er mit Mehl und gelobt, zu Hause ein Rind, dem Tiresias einen fehllosen Widder zu opfern. Bei Jülg, *Mongol. Märchen* S. 96, mufs ein Held, der eine Unterweltsreise macht, einem eisernen Alten, der geschmolzenes Blei getrunken, Reisbranntwein geben, zwei aufeinanderstofsende Widder durch Hefekuchen besänftigen, einer Schar von Gepanzerten Fleisch und Kuchen verabreichen, zwei blutigen behaarten Dienern des Höllenrichters ein Blutopfer entrichten usw. Und die Gefahr und Mühsal schildert ein Märchen aus Tibet so (Ralston, Schiefner S. 62): drei und nochmals drei Berge und dann den Gebirgsstock des Himavant überschreiten, über einen trägt ein Vogel; Zaubergeschöpfe, ähnlich Bock und Widder, einen greulichen Zaubergeist zu überwinden, eine Schlange, die wie ein wütender Strom zischt, erschlagen, zwei Widdern, die mit Hörnern aneinanderstofsen, Hörner abbrechen, von zwei eisernen Männern mit Waffen einen erschlagen, einem Geist mit Eisenlippen einen Schleuder an die Stirn schleudern, über einen grofsen gärenden Teich, der sechzig Faden tief, schreiten, Geister bezwingen etc. etc. (die Worte hier sehr dunkel, Ralston 64 Anm.). Mit dieser Überfülle von Gefahren vergleiche man die der Psyche bei Apulejus drohenden — oben *Archiv* CXV, 19 — wie wenig werden es!

[2] R. Köhler I, 91. 230 f. Cosquin I, 114 f. (indische Formen, modern) 226 f.

sie durch unsere Beispiele anschaulich machten, so ist seine Heimat bestimmt Indien. Man wolle dabei nicht vergessen, dafs nur wenige der indischen Märchen nach dem Abendlande kamen, gerade das Echteste und Feinste, das durchaus Indische am indischen Märchen war zu fein und kompliziert für andere Völker. Vergleicht man die abendländische Form eines indischen Märchens mit der indischen, so erscheint jene als verblafst und abgeschwächt. Oft kamen nicht die ganzen indischen Märchen herüber, sondern nur Episoden und Bruchteile,[1] die sich in Märchen anderer Herkunft einfügten, oft auch nur besonders feine und wirkungsstarke Motive, die sich gleichfalls an andere Märchen ansetzten und neue Verbindungen eingingen. Das wurde auch aus unseren Beispielen klar, wenn es auch aufserhalb unserer Aufgabe lag, den Wanderungen und Wandlungen im einzelnen nachzugehen, der kaleidoskopischen immer neuen Zusammensetzung und den geographischen Wegen zu folgen.[2] Auch bleibt es anderen vorbehalten, die Märchenkunst europäischer Völker zu charakterisieren durch Vergleichung des Indischen und Nichtindischen in ihren Märchenschätzen und durch Betrachtung der Art, in der sie die indischen Motive aufnahmen und verwandelten.[3]

Die Zahl der Märchen indischer Herkunft innerhalb der abendländischen Märchensammlungen bleibt aber noch immer eine stattliche. Was die Benfeysche Hypothese einbüfste: dafs sie manches abendländische Märchen verlor, auf das sie früher zählte,

[1] Vgl. oben *Archiv* CXV, 286; CXVI, 9. 11. 15 Anm. 5. 20 Anm. 2. 22 Anm. 1.

[2] Doch sind die literarischen Hinweise, die ich gab, immer so eingerichtet, diese Forschungen zu ermöglichen.

[3] Über das deutsche Märchen, seine Geschichte, seine deutschen und nichtdeutschen Bestandteile, hoffe ich demnächst etwas ausführlicher zu sprechen. — Schon hier aber möchte ich auf die Verse im deutschen Märchen hinweisen, die dann als Beweise für hohes Alter und deutschen Ursprung der Märchen gelten dürfen, wenn sie die Eigentümlichkeiten des alten deutschen volkstümlichen Verses sich bewahrten; Assonanz statt Reim, Fehlen klingender Reime, schweren Auftakt, bald mehrsilbige Senkung, bald Synkope der Senkung, dipodischen Charakter. Vgl. z. B. Grimm, *KHM*:

12 Rapúnzèl, Rapúnzèl | Lȧfs Dein Háar herúntèr. —

15 Éntchèn, Éntchèn | Da steht úns Grétèl und Hä̂nsèl |
Kein Stég und keine Brü̂cke | Nimm uns auf deinen weifsen Rü̂cken ‖.

89 Wéh Wéh Wíndchèn Nimm Kü̂rtchèn sein Hü̂tchèn.
Wenn das Deine Mútter wü̂fstè
Das Hérz thät ihr zerspríngèn.

141 Der Kóch der wétzt das Méssèr
will mír das Hérz durchstéchèn. Usw.

Zur Vortragsweise der Märchen im allgemeinen sei auch hier an Goethes Werther erinnert: 'so dafs ich mich jetzt übe, sie (die Märchen) unveränderlich in einem singenden Silbenfall an einem Schnürchen weg zu recitieren' (Hempel 14, 58).

hat sie für das aufserindische Asien reichlich eingebracht, hier hat sie sich grofsartiger und vielfältiger bewährt, als irgend jemand voraussah. Einige Aufsenwerke hat die Hypothese verloren; aber durch die Verluste wurde, was ihr blieb, nur fester und unüberwindlicher; bei den Märchen, die sie behalten, läfst sich die Herkunft aus Indien Punkt für Punkt nachweisen.

Die Forscher, die gegen Benfey kämpften, haben alle, mit einziger Ausnahme von Erwin Rohde, das indische Märchen nicht so gekannt, wie sie es hätten kennen müssen, wenn ihre Polemik wirklich den Kern der Meinung Benfeys treffen wollte.[1] Aller

---

[1] Wilamowitz, *Euripides Hippolytos*, Berlin 1891, S. 36 f. sagt: 'Seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters besitzt die europäische Literatur einen grofsen Schatz von solchen Novellen; in unübersehbarer Fülle, in tausend Bearbeitungen, immer verändert und immer dasselbe liegen sie vor uns. Es ist unzweifelhaft, dafs Europa sie aus dem Orient erhalten hat, und dafs die grofsen indischen Sammlungen an Alter und Ursprünglichkeit hervorragen. Aber die fast allgemein geltende Ansicht, die in Indien die Heimat dieser Geschichten sieht, ist schon dadurch widerlegt, dafs einzelne Stücke mehr als ein Jahrtausend früher in griechischen oder lateinischen Fassungen erhalten sind, und dafs die Tierfabel des Mittelalters in Ost und West griechischer Herkunft ist. Ja, ein paar Schwänke von betrogenen Ehemännern, die man den Griechen am wenigsten zutrauen würde, werden ganz zufällig bei Aristophanes erwähnt. Der Philologe, der wirklich die hellenische Unterhaltungsliteratur kennt, der an der Sage gelernt hat, den Umfang und die Bedeutung der ungeschriebenen Literatur zu schätzen, kann überhaupt gar nicht erst darüber debattieren, dafs es mit den milesischen, lydischen, jonischen, sybaritischen Geschichten, mit den Sieben Weisen und der Fahrt in das Wunderland im Verhältnis zu der orientalischen Novellistik genau so steht wie mit Alexander und Äsop. Der Orient hat in dem Novellenschatze das Erbe des Hellenismus gerettet, das Erbe vieler Jahrhunderte, wo in seinen weiten Reichen über allen Völkern die einigende und vermittelnde Macht der hellenischen Kultur und Sprache stand. Diese Macht ist durch die niedergedrückten Völker zerstört worden, durch Skythen und Parther und Araber und Türken; aber wie die Blüte des Orients die hellenische Herrschaft war, so zehrt seine Phantasie an dem Vermächtnis des Hellenismus, und dies hat er dem barbarischen Europa wiedergegeben. Es versteht sich von selbst, dafs die Geschichten, indem sie in die fremden Zungen und Gegenden und Sitten übergingen, Eigentum der anderen Völker geworden sind, denen nichts an ihrem individuellen Verdienst gekränkt werden soll. Es versteht sich auch von selbst, dafs die hellenische Novelle genau die Voraussetzungen hat wie der Hellenismus, und dafs darin das Hellenische nicht der einzige Faktor ist. Ja die jonische Novelle schon, die man um 500 auf den Märkten von Milet und Samos erzählte, verarbeitete keineswegs rein hellenischen Stoff, sondern die gemischte Kultur der kleinasiatischen Küste und die Erkundungen eines an allen Küsten verkehrenden Kaufmannsvolkes sind ihre Voraussetzungen. Die Kultur der Völker um das östliche Mittelmeer ist ja Jahrtausende älter. Aber den Hellenen hatten die Götter nun einmal beides gegeben, sowohl die Phantasie wie die Form, hatten ihnen die Aufgabe gestellt, die Summe aus der Kultur der Jahrtausende zu ziehen, indem sie, dieses von sich heraus, den freien Staat, das freie Denken, die freie Wissenschaft hinzubrachten; damit waren sie auch befähigt, den Schatz von Kultur und Menschenerfahrung, von Laune

Einschränkung und Ergänzung ungeachtet, gab es in der Wissenschaft selten eine Theorie, die so viel glänzende und unerwartete Bestätigungen erhielt, so viel Dauer, innere Wahrheit und Lebenskraft besitzt und der Erkenntnis literarischer Zusammenhänge so fruchtbar wurde wie die Benfeys. Es wird nunmehr überhaupt gut sein, das törichte allgemeine Ankämpfen gegen die Priorität der indischen Märchen aufzugeben; ob ein abendländisches Märchen auf ein indisches zurückgeht, mufs in den Fällen, die wir nicht berührten, jedesmal durch eine Einzeluntersuchung nach Art der hier geführten festgestellt werden. Dafs die Ansichten der englischen Forscher: die Märchen seien überall und voneinander

---

und Humor, Schwänken und Fabeln zu sammeln, auszumünzen und unter die Leute zu bringen, der dann so und so oft überprägt oder auch umgeschmolzen Jahrtausende lang kursiert hat und noch kursiert. Sie haben freilich keinen Homer oder Äsop für die Novelle gehabt: aber wer Vater Herodotos recht kennt, der weifs dennoch, wo die Väter der Novelle zu Hause sind und wie sie etwa ausgesehen haben.'

Von diesen Behauptungen trifft zu, dafs die Griechen Märchen, Novellen und Schwänke kannten und erzählten, und dafs von diesen Geschichten auch manche in den Orient drangen, manche in den Erzählungsschätzen des Mittelalters wieder auftauchen und sich dort in der Nachbarschaft von Geschichten anderer Herkunft aufhalten. Ein andere Völker durchweg ausschliefsendes Monopol auf die Erfindung von Geschichten besafsen eben die Inder nicht. — Das war aber alles unnötig zu sagen, denn man wufste es vor Wilamowitz schon längst; schon 1876 hatte das Erwin Rohde (*Der griechische Roman*[2] 578 f. *Über griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient*) besonnen und überzeugend ausgesprochen, und derselbe hatte in seinem griechischen Roman überall auf Spuren des griechischen Märchens, von Homer an, verwiesen. Allerdings betonte auch Rohde nicht den sehr bemerkenswerten Unterschied zwischen den von ihm genannten, einander sehr ähnlichen indischen und griechischen Schwänken und gab eine recht wunderliche und verkehrte Charakteristik des indischen Märchens (598). Die uns erhaltenen Reste griechischer Märchen, Schwänke und Novellen sind aber dürftig und stehen auf keinem sehr hohen künstlerischen Standpunkt: es sind Motive, Anekdoten und kurze Geschichten wie sie sich andere Völker auch erfinden konnten und erfanden (vgl. die Anekdoten über die Todesarten griechischer Dichter und Denker bei Wilhelm Hertz, *Gesammelte Abhandlungen* 312 f.). Wir müssen darum annehmen, dafs diese Erzeugnisse, im Gegensatz zur Fabel und zur Kunstdichtung, sich mündlich überlieferten und nicht von Künstlerhänden geformt wurden. Da nun andererseits die Geschichten indischer Herkunft, die wir vorführten, und auch die Novellen, die wir noch vorführen wollen, durchaus das Gepräge indischen Geistes und indischer Kunst zeigen und nur aus diesem verständlich werden, oft auch in Zeiten hinaufreichen, die vor allen griechischen Einflüssen liegen, bleibt von der Annahme von Wilamowitz, die Inder hätten mit ihren Erzählungen das Erbe des Hellenismus der Welt überliefert, nichts als ihre bare Willkür, zumal da, wieder im Gegensatz zur Fabel, die Erzähler dieser Novellen niemand nennt und kennt und die Erzählungen selbst sich auch fast spurlos verloren. — Ich habe zu den Behauptungen von W. nur Stellung genommen, weil sie Eindruck machten; vgl. Kögel, *Geschichte der deutschen Literatur*, Strafsburg 1897, I, 2. 243 f. Wie W. dazu kommt, das Europa zur Zeit der Kreuzzüge 'barbarisch' zu nennen, weifs ich auch nicht.

unabhängig entstanden, fast nur für die Märchen**motive** gilt und für Zeiten, die weit vor dem Buddhismus liegen, bis zu dem Benfey doch nur vordrang, dürfte nun auch jedem einleuchten; Benfeys Theorie wird dadurch gar nicht getroffen. Wir gewannen aber durch diese Forscher und durch Benfey die Möglichkeit, das Werden des Märchens in den Urzeiten ahnend zu erkennen, seine Geschichte, seinen Zusammenhang mit Dichtung und Kultur durch die Jahrtausende hindurch, bei primitiven und bei gebildeten Völkern zu begleiten, das Wesen der Völker auch durch ihre Märchen zu bestimmen, und zugleich den ungeheuren, über Orient und Okzident sich ausbreitenden, tausendfach verzweigten Einfluſs des indischen Märchens zu untersuchen: alles Aufgaben und Ziele, die zu den weltumspannenden und zu den verlockendsten gehören, die literarische Forschung erreichen kann und die zugleich die tiefsten Einblicke in die Völker und ihre Dichtung verheiſst.

V. (Anhang.)
Bédiers Fabliaux. Die indischen Novellen.

In einem Anhang möchte ich noch zu einem Werke Stellung nehmen, das vielen Forschern ihre stärksten, noch heute[1] wirksamen Zweifel an der Theorie Benfeys eingab: Bédiers Fabliaux. Es war ja zuerst die Begeisterung über dieses Buch eine allgemeine. Dann wurden dem Verfasser durch Cloëtta und Euling[2] eine wimmelnde Fülle von falschen Angaben, Flüchtigkeiten und Irrtümern nachgewiesen, und zwar alles so augenfällig, daſs man sie gar nicht wegstreiten konnte. Wäre über einen deutschen Gelehrten ein ähnlicher kritischer Schauer niedergegangen, so wäre wohl der Glaube an Treu und Redlichkeit für immer zerstört gewesen, den Franzosen gab man noch nicht preis. Die Methode, hieſs es, die scharfsinnige und geistreiche Methode des Verfassers mache die Benfeysche Theorie doch zu nichte, und wenn auch noch so viele Tatsachen falsch wären, die Methode bleibe unwiderleglich. Das klingt ungefähr so, als wenn man sagt, die Soldaten alle sind gefallen, der Feldherr allein hat durch seine geniale Strategie das feindliche Land erobert, und es ist auch ebenso glaubhaft. Wir wollen uns nun einmal diese vielgerühmte Methode näher betrachten und wenden uns dem Werk von Bédier auch darum für längere Zeit zu, weil es uns bestätigen soll, daſs für die Novellen indischer Herkunft genau das gleiche gilt wie für die Märchen.

Bédier faſst seine Ergebnisse S. XVIII, XIX, XX der Vorrede in diesen Sätzen zusammen: L'immense majorité des contes populaires (presque tous les fabliaux, presque toutes les fables, presque tous les contes de fées) échappent par leur nature à toute limitation.

Les éléments qui les constituent réellement reposent, soit, dans la plupart des fabliaux et des fables, sur des données morales si générales qu'elles peuveut également être admises de tout homme en un temps quelconque, soit dans la plupart des contes de fées sur un merveilleux si peu caractérisé qu'il ne choque aucune croyance et peut-être indifféremment ac-

---

[1] Vgl. z. B. Hermann Reich, *Deutsche Literaturzeitung* vom 8. Juli 1905.

[2] Cloëtta, *Archiv* XCIII, 206 f. — Euling, *Anz. f. deutsch. Altert.* XXIII, 265 f. (1897) — vgl. auch die Besprechungen von Josef Jacobs, *Folk Lore* VII, 61, Des Granges, *Romania* XXIV, 135.

cepté, à titre de simple fantaisie amusante, par un bouddhiste, un chrétien, un musulman, un fétichiste.

De là leur double don d'ubiquité et de pérennité. De là par conséquence immédiate l'impossibilité de rien savoir de leur origine, ni de leur mode de propagation. Ils n'ont rien d'ethnique: comment les attribuer à tel peuple créateur? Ils ne sont caractéristiques d'aucune civilisation: comment les localiser? D'aucun temps: comment les dater?

Il faut donc conclure à la polygénésie des contes.

Man wird das Einleuchtende in diesem Räsonnement gern zugeben und zugleich den methodischen Fehler darin leicht sehen. Bédier unterscheidet nämlich nicht zwischen Märchenmotiv und Märchen. Für die Märchenmotive trifft, wie wir sehr oft erfuhren, allerdings zu, was B. sagt, daſs sie jederzeit und bei jedem Volke entstehen. Ein Märchen aber setzt sich aus verschiedenen Märchenmotiven zusammen, und die Art dieser Zusammensetzung, ebenso die Verwertung und Ausbildung der Märchenmotive kann, ganz allgemein gesprochen, sehr wohl für bestimmte Völker charakteristisch sein. Wie oft hat sich uns das bei Betrachtung der indischen Märchen gezeigt! So vergiſst B. bei seinen Erörterungen gerade das, was für den Märchenforscher doch die Hauptsache ist. Soviel über seine Methode im allgemeinen.

Was sind nun seine methodischen Einwände im einzelnen gegen die Herkunft vieler fabliaux aus orientalischen Vorlagen? B. behauptet zuerst (¹) 115 f. ²) 130 f.), daſs nur zu elf von 147 fabliaux Parallelen in älteren oder jüngeren orientalischen Sammlungen nachzuweisen wären. Dieses quantitative Argument, das auf viele Forscher den gröſsten Eindruck machte, wurde von Cloëtta (a. a. O. 215) und Pillet[1] zerrissen. Pillet zeigte nämlich, daſs unter den elf fabliaux nur die wichtigsten Vertreter, nicht aber sämtliche Varianten eines Stoffes von B. aufgezählt werden, daſs aber umgekehrt die verbleibenden 136 fabliaux nicht etwa nach den wichtigsten Vertretern, sondern nach jeder einzelnen Variante gezählt sind. Ferner wurden von B. auch manche orientalische Erzählungen übersehen. — Was sind nun die qualitativen Einwände? Und die Einwände gegen die einzelnen fabliaux, die man bisher aus orientalischen Erzählungen herleitete?

B. sagt (S. 155): En un mot on peut reduire une version quelconque d'un conte à une forme irréductible: ce substrat dernier devra nécessairement passer dans toutes les versions existantes ou même imaginables du récit, il est hors du pouvoir de l'ésprit humain d'en supprimer un jota. On redirait le conte dans dix-mille ans que cette forme essentielle se maintiendrait, immuable.

Cela posé (nous apelerons ω cet ensemble de traits organiques) ... Il s'ensuit que nous ne pouvons ne rien savoir du rapport des deux versions qui ne possèdent que ces seuls traits en commun.

Mais il est évident que jamais un conte ne s'est transmis sous cette forme sommaire, abstraite et comme symbolique: le jour même où il a été inventé ces personnages vivaient déjà d'une vie plus concrète, plus complexe. Chacun des incidents nécessaires de l'intrigue était expliqué, motivé: c'était ici un détail de mœurs, là un mot plaisant, là un trait de caractère. Si on nous permet d'employer ces formules le conte ne s'exprimait point par ω, mais par ω + a, b, c, d etc. Chacun de ces traits accessoires a, b, c, d ... est par nature transitoire et mobile. Ils sont les accidents du conte dont ω est la substance. Ils sont par définition, arbitraires, et peuvent varier d'un conteur à l'autre.

Si donc on retrouve l'un d'entre eux dans deux versions — et dans ce cas seulement — ces deux versions sont idissolublement unies. De même qu'une famille de manuscrit est constituée par l'existence d'une

[1] *Das fableau von den trois Bossus Menestrels*, Halle 1901, p. 32, a. 1.

même faute dans divers manuscrits, de même plusieurs versions d'un conte peuvent être rangées en une même famille, si ces versions présentent les mêmes traits accessoires en commun ... La fantaisie créatrice étant un acte de l'esprit aussi individuel que l'erreur.

Diese letzte Behauptung schränkt B. sofort sehr stark ein in der Anmerkung: Il reste ici comme dans les classifications de manuscrit un élément de critique subjective: de même qu'une faute identique peut avoir été suggérée à deux copistes indépendants de même un même trait accessoire peut en certain cas avoir été imaginé par deux conteurs indépendants. Chaque cas doit être étudié à part.

Mit Hilfe dieser Methode untersucht nun B. fünf fabliaux, zu denen die Parallelen in orientalischen Erzählungen nachgewiesen sind. In zwei von diesen fünf ereignet es sich nun, daſs orientalische und okzidentalische Version dieselben traits accessoires haben. Erstens in den trois bossus ménestrels: die Geschichte von der Frau, die an einen häſslichen Buckligen verheiratet ist. Sie läſst sich zu ihrem Vergnügen von drei anderen Buckligen vorsingen, trotzdem ihr eifersüchtiger Mann ihr das verboten. Mitten in das Vergnügen kommt er zurück, sie versteckt die Buckligen in Kisten, der Mann geht beruhigt wieder fort, die Buckligen aber sind unterdessen erstickt. Die Frau ruft einen Träger, der ihr den ersten fortträgt und ins Wasser wirft; als er seinen Lohn will, weist sie entrüstet auf den zweiten, warum er ihr den Toten zurückgebracht habe. Der Träger trägt zornig auch den zweiten fort. Das gleiche Spiel wiederholt sich beim dritten, und als der Träger in voller Wut unter furchtbaren Drohungen auch den dritten versenkt hat und zurückkehrt, sieht er wieder einen Buckligen hinter sich — es ist natürlich der Mann, stürzt sich auf ihn, erdrosselt ihn und wirft ihn ins Wasser. Darauf gibt ihm die Frau voller Entzücken seinen Lohn und ist von ihrem Gatten befreit. Die erzählte Form der Geschichte begegnet nur in der hebräischen Version des Sindabadkreises (im Mischle-Sandabar), d. h. in den berühmten Erzählungen der sieben weisen Meister, die uns persisch, arabisch, hebräisch, syrisch und in vielen abendländischen Übersetzungen erhalten blieb, und für die Benfey ein indisches Original wahrscheinlich buddhistischer Herkunft, den Siddhapati erschloſs. Es ist nun die Annahme sehr natürlich, daſs der Hebräer aus einer orientalischen Quelle schöpfte, besonders da die trois bossus ein durchaus orientalisches Gepräge haben, da namentlich in indischen Märchen Bucklige und Krüppel sehr oft auftreten, die Frauen gerade in indischen Schwänken — ich erinnere an die Cukasaptati — mit ihren Liebhabern und Gatten genau ebenso rücksichtslos und verwegen umgehen, und da ein Ansatz zu unserer Geschichte im arabischen Bahâr i Danûsh entdeckt wurde. Auch das verdreifachte Forttragen des Buckligen und die Pointe, daſs die Frau zum Lohn für ihre Frechheit noch vom Mann befreit wird, mutet uns, die wir das indische Märchen kennen, als echt indische Erfindung an. B. meint aber, da die Erzählung in keiner anderen Rezension des Sindabad wiederkehre, so brauche sie absolut nicht aus dem Orient zu stammen, sondern könne ebensogut irgendwo anders erfunden sein. Irgendwelche bestimmte Beweise für diese Behauptung beizubringen, hält B. der Mühe nicht für wert. Es ist nun zum Glück unwiderleglich durch Pillet in seiner genannten Abhandlung erwiesen worden, daſs B. im Unrecht war; der Stoff der trois bossus ist orientalischer Herkunft und orientalischen Charakters.[1]

[1] Eine dem fabliau sehr ähnliche Geschichte wurde jetzt auch in einer sehr wertvollen modernen indischen Märchensammlung gefunden: Landes, *Contes et Legendes anamites*, Saigon 1886, p. 190. Vgl. Gaston Paris, *Romania* XXX (1902), 136 f. (und 140, a. 1), wo auch sehr überzeugend über die verschiedenen Formen unseres Schwankes gesprochen wird.

Das wäre das erste Unglück. Nun die quatre souhaits St. Martin. Es ist, wie B. sagt, 'une plaisante et obscène exagération' eines bekannten Schwankes von den Wünschen, die Menschen erfüllt werden, und deren Erfüllung die Wünschenden zur Verzweiflung oder in die lächerlichsten Situationen bringt, so daſs sie erleichtert aufatmen, wenn durch den letzten Wunsch der frühere gewöhnliche Zustand wiederhergestellt wird. Dies fabliau findet sich in allen orientalischen Versionen der Sindabadgruppe und nur in diesen. Daraus schlieſst doch jeder Unbefangene, daſs die Sindabaderzählung die Vorlage für das fabliau war. Um so eher, als wir die Idee des Schwankes: die Menschen sind nicht einmal fähig, sich einen guten Wunsch auszudenken und bringen sich, wenn ihnen eine besondere Gnade zuteil wird, durch ihre dumme Gier in die albernsten Situationen — als wir diese Idee als eine durchaus indische wiedererkennen. Anders B., er sagt: qu'un fabliau et un recueil oriental se groupent dans une même sous-famille, c'est un fait qui ne prendrait de signification que s'il était constant, mais il est très rare. Das ist doch nichts als eine kümmerliche Ausflucht, die sich auſserdem mit den oben zitierten Exklamationen nicht in Einklang bringen läſst. Ferner behauptet B., das französische fabliau könne ebensogut Vorlage der sämtlichen orientalischen Versionen sein wie umgekehrt. Was er sich bei dieser Behauptung denkt, weiſs ich nicht; wenn es ihm Ernst damit wäre, so müſste er annehmen, daſs unsere französische Erzählung im vierten Jahrhundert vor Christus nach Indien wanderte und dort in die buddhistischen Märchensammlungen aufgenommen wurde. Herr B. hat also keinen anderen Grund gegen den orientalischen Ursprung unseres fabliaus als den, daſs die Tatsache dieses Ursprungs nicht zu der eigenen vorgefaſsten Meinung paſst, und um dieser Meinung willen scheut er vor leeren Ausflüchten und vor unmöglichen Behauptungen nicht zurück.

Die Art, wie Herr B. die traits accessoires in seiner Methode behandelt, kann also kaum ein günstiges Vorurteil für die Methode selbst wecken, und diese ist der Methode nachgeahmt, die man bei der Klassifikation der verschiedenen Handschriften eines Textes anzuwenden pflegt. Es besteht zwischen beiden Methoden nur ein sehr wesentlicher Unterschied, und durch diesen wird die des Herrn B. meines Erachtens wertlos: bei Handschriften sucht man den Archetypus, wie er einmal existiert haben muſs, und wie er existieren würde, wäre er uns erhalten geblieben, während Bédiers ω in Wirklichkeit niemals existiert haben kann. Somit mag Bédiers Methode sehr nützlich sein, so lange es gilt, eine groſse Gruppe von Versionen einer Erzählung übersichtlich anzuordnen; damit erschöpft sich aber ihre Bedeutung. Soll sie benutzt werden zur Erkenntnis der wirklichen literarischen Zusammenhänge, so kann sie uns nur trügerische Ergebnisse vorspiegeln. Eben weil das ω des Herrn B. eine imaginäre und keine wirkliche Gröſse ist, darf man es der tatsächlichen Entwickelung nie zugrunde legen; eben weil es eine gelehrte Erfindung bleibt, kann es uns zur Erkenntnis eines lebenden Organismus nicht verhelfen.

Bei der Untersuchung des dritten der fünf fabliaux, des 'Lai d'épervier' führt uns B. wieder durch seine Methode in die Irre. Die Cukasaptati (t. s. 26—t. o. 35) erzählt: Eine Frau hat zwei Liebhaber, und diese sind Vater und Sohn. Als der Sohn gerade bei ihr ist, kommt der Vater. Sie versteckt jenen, da kommt auch der Mann. Der Vater, von ihr verständigt, entfernt sich drohend; als der Mann sie fragt, was denn das bedeute, antwortet sie: der Sohn habe sich, von jenem Manne verfolgt, hierher geflüchtet, und sie habe ihn dem Wütenden nicht ausliefern wollen.

Diese Geschichte stimmt in ihrer raffinierten Durchtriebenheit durchaus zur indischen Erzählungskunst. Der Mann ist zugleich der Betrogene und Blamierte. Drei Männer dienen der Frau für ihre Lust, und indem sie diese drei in einem Moment betrügt, triumphiert sie dreifach, indem sie

gleichzeitig fortwährend fürchten muſs, entdeckt zu werden. Das ist alles echt indisch. Der Inhalt dieser Geschichte ist im wesentlichen zugleich der des 'Lai d' l'épervier',[1] der also auch auf eine indische Quelle sich zurückführen läſst. Der Schwank wurde auch sonst vielfach erzählt, naturgemäſs mit mancherlei Varianten, die sich aber zwanglos als Milderungen der indischen Form erklären lassen und von Gaston Paris (*Romania* VII, 1) auch sehr hübsch so erklärt worden sind. Namentlich erschien vielen Erzählern das Verhältnis der Liebhaber, Vater und Sohn, zu frivol. Sie machten daraus schon im Morgenland Herr und Knecht, im Abendland Ritter und Knappe, Armer und Reicher etc.

B. stellt sein *ω* her: une femme a deux amants. Un jour qu'en l'absence de son mari elle a reçu l'un d'eux, l'autre survient. Le premier amant se dissimule devant le nouvel arrivant. Tandis qu'elle s'entretient avec celui-ci, le mari revient. Elle s'en aperçoit à temps. Elle fait jouer à l'amant qui lui tient compagnie une scène de colère: il prend un air très irrité, passe devant le mari en proférant des menaces terribles et s'en va ainsi.

Le mari fort intrigué demande des explications à sa femme qui lui répond très simplement. L'homme qui sort d'ici empoursuivait un autre qui s'est réfugié chez nous. Je n'ai pas voulu le trahir, il aurait été tué. Je lui ai donné asile, le voici. Elle présente alors le premier amant à son mari. Voilà le bonhomme rassuré.

Dieses *ω* ist ein rechtes Unding. Extrakt und beinahe länger als die Geschichte selbst, und dazu läſst es die nächstliegenden Fragen unbeantwortet, wie B. selbst zugesteht. Z. B. warum denn überhaupt der erste Liebhaber sich zurückzieht, warum beide zur selben Stunde im Hause des Mannes sind etc.?

Dann sagt B. weiter: die Entwickelung braucht nicht vor sich gegangen zu sein, wie Gaston Paris sie uns schildert. Die verschiedenen Varianten konnten auch unabhängig von einander erfunden werden. Ich habe das *ω* nämlich verschiedenen Herren vorgelegt, die die Geschichte nicht kannten. Ich habe sie gebeten, sie möchten sich nun die nähere Motivierung überlegen, das Verhältnis der Liebenden sich ausdenken etc. Und siehe da, sie erfanden, jeder unabhängig vom anderen, sämtliche uns überkommenen Variationen. — Das ist gewiſs möglich. Ich erinnere nur daran, daſs das *ω* Bédiers in W i r k l i c h k e i t g a r n i c h t e x i s t i e r t e u n d a l s o a u c h k e i n e m d e r m i t t e l a l t e r l i c h e n E r z ä h l e r v o r l a g; vielmehr hatten diese immer eine ganz bestimmte Formulierung der Geschichte vor sich. Und somit ist Herrn Bédiers Beweis, den er 'légitime' nennt, bloſse Spiegelfechterei und durchaus wertlos, er beruht auf einer Grundlage, die er künstlich schuf. Nebenbei hatte das ganze Experiment einen amüsanten Zwischenfall. Als nämlich ein Erzähler für die Liebhaber das Verhältnis Vater und Sohn herausgefunden hatte (also das indische!) wurde das Herrn B. triumphierend als die beste Lösung gemeldet. Die Inder besaſsen also doch eine gewisse Begabung, Geschichten zu erfinden!

Nun das fabliau 'des tresses'. Die Geschichte des Pantschatantra, die bisher als seine letzte Quelle galt, verläuft so (I, 4): Ein Trunkenbold ertappt seine Frau, wie sie sich zu einem Stelldichein schleichen will. Er bindet sie an einen Pfosten und schläft ein. Währenddem kommt eine Freundin der Frau, bindet sie los und sich fest, damit jene doch zu ihrem Liebhaber könne. Kurz danach erwacht der Mann, sein Zorn ist verraucht, er spricht ihr begütigend zu; doch aus Furcht, sich durch ihre Stimme zu verraten, antwortet sie nicht. Da erbost er sich wieder und schneidet ihre Nase ab. Nach dieser Heldentat schläft er nochmals ein. Nun erscheint die Frau, ihren alten Posten einzunehmen. Sie erfährt, was

[1] Vgl. auch W. Hertz, *Spielmannsbuch*² 258. 423.

sich zugetragen, und als nun der Mann, zum zweitenmal erwachend, wieder poltert, schwört sie, so wahr sie keusch sei, würden auch die Götter ihre Nase wieder heil machen. Der Mann sieht sie unverletzt und bittet tief beschämt um Verzeihung.

Das fabliau hat folgenden Inhalt: Eine Frau verlangt von ihrem Liebhaber, daſs er sich nachts in das Zimmer schleiche, in dem sie mit dem Gemahl schläft. Er dringt ein, tastet sich nach dem Bett und berührt dort unglücklicherweise den Mann, der noch wach ist. Der hält ihn für einen Dieb, ringt mit ihm und stöſst ihn ins Nebenzimmer, in dem sein Lieblingspferd und ein Maulesel stehen. Dort stellt er ihn in einen groſsen Zuber und schreit, seine Frau solle ihm Licht bringen. Aber sie gibt vor, sie werde in der Dunkelheit niemals die Küchentür finden, sie wolle den Dieb bewachen, und er möge unterdes das Licht holen. Der Mann geht darauf ein; sie läſst schnell den 'Dieb' entwischen, und als der Gemahl mit dem Licht in der einen, dem Degen in der anderen Hand wieder erscheint, hält sie im Zuber den Kopf des Maulesels mit dem ernstesten Gesicht der Welt. Da ahnt jener denn doch den Betrug und wirft sie hinaus. Sie geht ins Nachbarhaus, in dem der Geliebte ihrer wartet, und weiſs eine Freundin zu bewegen, zu ihrem Mann zu gehen und diesen zu besänftigen. Das wird dem zu arg, im Glauben, es sei seine Frau, prügelt er die Arme und schneidet ihr schlieſslich zwei Flechten ab. Dann befördert er sie vor die Tür. Sie erzählt der Frau ihr Miſsgeschick, die tröstet so gut sie kann, schleicht sich ins Ehebett zurück, in dem der Mann nun endlich entschlief, nimmt die Flechten, die sie unter seinem Kopfkissen gefunden, fort, legt statt ihrer einen Pferdeschwanz hin und schläft friedlich bis zum Morgen. Und nun das Erwachen! Der Mann, der die Frau unverletzt findet, muſs natürlich glauben, er habe geträumt, und damit er in Zukunft weniger lebhafte Träume habe, muſs er sich auf Zureden der Frau zu einer langen Pilgerfahrt entschlieſsen.

Bédier — seine Rekonstruktion des ω können wir diesmal füglich übergehen — sagt nun: das Pantschatantra hat die schlechtere Form. Bei ihm gelingt der Scherz und die eigentliche Pointe der Geschichte nicht. Die abgeschnittene Nase: das wird im Dorf einen schönen Skandal geben! Und wenn nun der Ehemann davon erfährt, der sich doch erinnert, eine Nase abgeschnitten zu haben, was dann? Dann wird er seinen Irrtum einsehen, und die List der Frau wird sich gegen sie selbst kehren. Darüber schweige das Pantschatantra wohlweislich.

Würde B. das indische Märchen etwas besser kennen, so würde er wissen, daſs dort in Indien es auf eine Nase mehr oder weniger nicht so sehr ankommt: eine abgeschnittene Nase ist dort ebenso auffällig oder unauffällig wie in Frankreich abgeschnittenes Haar. Der Scherz des Pantschatantra ist also ebensowohl gelungen wie der des fabliau, und ein Skandal braucht daraus nicht zu entstehen.

Ferner sagt B.: im Pantschatantra lenke der Zufall die Ereignisse, im fabliau die Frau, sie beherrsche die Situation mit bewundernswertem Geschick und Verschlagenheit, sie sei eine rusée. Unsere Erzählung gehöre aber in die Gruppe der ruses feminines und darum sei die Version des Pantschatantra die entstellte, die des fabliau die primitive.

Mir scheint das Umgekehrte zutreffend. In der indischen Version handelt die Frau — wie in indischen Geschichten dieser Art so oft — in der Not und Eingebung des Augenblicks. Und das ist das Ursprüngliche. Das Handeln nach wohlerwogenem Plan, die Beherrschung der Situation setzt ein reicheres Erzählungsmaterial und eine durchbildetere Technik der Darstellung voraus. Das Pantschatantra gibt das Primitive, das fabliau mildert und hebt die Geschichte in eine künstlerische Höhe.[1]

[1] So auch Des Granges, *Romania* XXIV, 135.

Außerdem aber hat die Frau im Pantschatantra gar keine Möglichkeit, ihre Schläue zu entfalten; diese Möglichkeit erhält sie erst dadurch, daß der Geschichte vom abgeschnittenen Haar eine andere vorangeschickt wird, sei es durch den französischen Erzähler, sei es durch seine Vorlage. Diese andere, B. nennt sie 'la mule', bestand früher für sich. In der Form, wie sie im fabliau auftritt, ist sie nicht — das bemerkt B. — vollkommen; daß der Mann einen Menschen mit einem Esel verwechsle, sei zu unmöglich. Die primäre Form der Geschichte, zugleich die, in der sie der französische Erzähler oder sein Vorgänger vorfand, sei in der Cukasaptati erhalten und diese Form habe der Franzose abgeschwächt.[1]

B. gibt also hier zu, daß der Franzose seine Vorlage milderte. Dadurch wird unsere Auffassung, daß er sie bei der abgeschnittenen Nase auch milderte, nur wahrscheinlicher. Zweitens gibt Herr B. zu: die ursprüngliche Version unseres fabliau hat die indische Cukasaptati und in dieser Form fand sie der französische Erzähler vor. Das ist doch einmal ein schönes Eingeständnis. Aber, sagt B. weiter (161, A. 2), wenn Indien auch hier die primäre Form habe, darum brauche die Geschichte noch nicht dort entstanden zu sein. — Wo denn sonst?

B. verschweigt uns nun die primäre Form dieser Geschichte. Das ist begreiflich; ich hätte sie auch lieber verschwiegen. Der Wissenschaft wegen muß ich sie trotzdem erzählen (*Cukasaptati t. s.* 27, *t. o.* 36). Eine Frau genießt ihren Liebhaber, während ihr Mann neben ihr schläft. Dieser wacht auf und faßt den Liebhaber bei seinem Glied. 'Halt!' ruft er voller Angst zu seiner Frau. 'Ich habe einen Dieb, mach' Licht, daß wir ihn halten.' Die Frau gibt vor, sie habe Angst, es sei so dunkel, der Mann solle nach dem Licht suchen, sie werde unterdes den Dieb bewachen. Also geht der Mann in die Küche, sie läßt unterdes den Schuldigen entwischen und greift nach der Zunge eines nahebeistehenden Kalbes. 'Sieh!' sagt sie dem Zurückkehrenden, 'das war der Dieb. Aus Hunger hat er Speichel zurückgelassen.' Tief beschämt wegen seiner Angst kriecht der Mann ins Bett zurück. — Also: der Ehebruch vollzieht sich neben dem Ehemann im Ehebett, und die Frau spielt die Überreste des außerehelichen Coitus gegen den Mann aus und beschämt ihn noch damit — eine solche Situation so erfinden und sie mit solchem Raffinement und solcher Unverschämtheit ausbeuten konnten nur die Inder. Das fabliau 'des tresses' entstand demnach — das ist nun so gut wie sicher — so: eine indische Geschichte, die von der Nase, wurde mit einer anderen indischen Geschichte, nennen wir sie 'La mule', verbunden und beide im Abendlande gemildert. Wo die Verbindung sich vollzog, ob im Orient oder im Okzident, läßt sich nicht sagen. Aber durch die Verbindung gewann der französische Erzähler die Möglichkeit, die List der Frau zu entwickeln und die Frau als Leiterin der ganzen Situation darzustellen — das geschah dann mit einer Grazie und einer überlegenen Kunst, die die des Originals weit übertraf.

Das fünfte der von Bédier geprüften fabliaux ist der Lai d'Aristote.[2] Alexander ergibt sich gar zu sehr der Liebe zu der reizenden Phyllis. Der gestrenge Meister Aristoteles macht ihm deshalb die ernstesten Vorwürfe und Alexander glaubt es seinem Herrscherberuf schuldig zu sein, daß er nun auf Phyllis verzichtet. Er geht dann doch wieder zu ihr, und als sie erfährt, warum er sie vernachlässigt, will sie den Meister betören: sie zeigt sich ihm in der Morgenfrühe, nur mit einem Hemd bekleidet, schreitet durch das betaute Gras des Gartens, summt Liebesliedchen vor sich hin und macht den gelehrten Meister, der alle ihre Reize sieht, so närrisch,

---

[1] Ils l'ont rendue plus décente et moins claire, *B. s.* 161.

[2] Vgl. Wilhelm Hertz, *Spielmannsbuch*3, 421. Borgeld, *Aristoteles en Phyllis*, Groningen 1902, bes. p. 86 f.

daſs er sich von ihr — weil er anders ihre Gunst nicht erlangen könne — als Pferd reiten läſst. Der König, von Phyllis an einen Beobachtungsposten gestellt, hat alles gesehen und lacht nun laut auf, wie der Meister auf allen vieren, die Schöne auf ihn reitend, mühsam dahinkriecht; jener aber erwidert, wenn ihn, den Alten, dies Mädchen schon so weit bringe, wie sehr müsse sich erst der junge König vor dieser Frau hüten. Und Meister und Schüler versöhnen sich.

Diese Geschichte war im Mittelalter, vor allem in Frankreich, überaus beliebt, der gerittene Aristoteles wurde auch in der bildenden Kunst dargestellt, und man konnte ihn auf Chorstühlen und Kirchenfenstern betrachten. Keiner hat die Geschichte aber so geistreich, verlockend und anmutig erzählt wie Henri d'Andeli, der Dichter des Lai d'Aristote.

Man könnte nun zuerst mit Bédier glauben, die Geschichte habe ein französischer Kleriker sich zum Spaſs ersonnen, und sie sei aus irgendeiner übermütigen Laune entstanden. Aber dazu ist das Motiv vom gerittenen Aristoteles zu erklügelt und die Pointe auch, daſs er von demselben Mädchen viel ärger gedemütigt wird, vor dem er seinen königlichen Herrn warnte, zu sorgfältig erwogen.

Das Pantschatantra[1] erzählt nun eine Geschichte: ein Minister hat sich mit seiner Frau verzürnt. Sie wird nur dadurch versöhnt, daſs er ihr zu Füſsen fällt und duldet, daſs man ihm das Haupt zur Unzeit schert. Der König, der zu diesem Minister gehört, ist in derselben Lage. Er versöhnt seine Frau, indem er sich von ihr wie ein Pferd herrichten, besteigen und antreiben läſst und dabei wiehert er sogar. Der König belustigt sich nun über den zur Unzeit geschorenen Minister, und der sagt: er wisse von jemand, der wieherte und doch kein Pferd war.

Die Geschichte ist buddhistischer Herkunft[2] und lebte in Indien weiter. In Tibet wird sie in der Form erzählt, daſs zuerst der König — als Reitpferd — gedemütigt wird, und daſs dieser aus Rache den Minister mit Hilfe von dessen Frau demütigt, durch das Haarscheren.[3]

In einer arabischen Form der indischen Geschichte aus dem 9. Jahrhundert n. Chr. ärgert sich die Königin über einen Wesir, der den König vor den Frauen warnt, und schickt dem Wesir eine Sklavin, die ihn durch ihre Schönheit vollkommen betört; damit sie ihm ganz zu Willen ist, läſst er sich von ihr reiten; das sehen König und Königin und verlachen ihn, worauf er aber antwortet: 'Das meinte ich ja eben, wenn ich dich vorher warnte, den Weibern den Willen zu tun.[4]

Und in einer zweiten arabischen Geschichte ist es eine von den Frauen, die der Sultan auf den Rat des Wesirs verschmäht, die den Wesir in der geschilderten Weise demütigt, und der Wesir verteidigt sich wie in der anderen arabischen Version.[5]

Wenn wir nun an Stelle der einen der verschmähten Frauen die Geliebte des Königs setzen, so haben wir die Geschichte, wie sie Henri d'Andeli erzählt.

Wir überblicken die folgende Entwickelung: im Pantschatantra werden Minister und König, jeder durch eine besondere Demütigung, erniedrigt. Im Tibetischen zuerst der König, dann auf seinen Rat der Minister; im Arabischen fällt die Demütigung des Königs fort und die des Ministers wird nicht auf den Rat des Königs durch eine Frau, sondern aus eigener

---

[1] IV, 6, Borgeld 86/7.

[2] Jātāka 191 erzählt auch von einem Mann, den seine Frau wie ein Pferd reitet.

[3] Schiefner, *Mahâkâtyâyana und König Tsanda Pradjota.* Memoires de l'Academie imperiale des Sciences de St. Petersbourg, VIIe Serie, Tome XXII, Nr. 7 (1875). Borgeld, S. 93.

[4] Schiefner, p. 66. Borgeld, p. 97.

[5] Cordonne, *Melanges de la littérature orientale* I, 16, Paris 1870. Borgeld, p. 98.

Initiative der Frau ausgeführt; zuerst durch eine Sklavin der Frau, dann durch die Frau selbst. — Im Stoff ist also die indische Geschichte die reichste, und sie kontrastiert nach indischer Art zwei Demütigungen miteinander. In der Erzählungskunst steht der französische Dichter, der nicht erfand, sondern den ganzen Stoff vorfand, am höchsten. Wenn B. glaubt, die französische Geschichte sei nach dem Orient gekommen, so wird das aus chronologischen Gründen — die arabische Form stammt, um es zu wiederholen, aus dem 9. Jahrhundert — unmöglich, und ebensowenig darf man sagen, die Geschichte des Pantschatantra entstand für sich und hat mit der französischen keinen Zusammenhang. Das wäre möglich, existierten nur die arabischen Formen nicht, die sich deutlich als vermittelnde zu erkennen geben.

Die Inder und die Buddhisten erzählen sehr oft und sehr gern, wie weise Männer, namentlich Asketen, durch Frauen gedemütigt werden. Griechenland und das Abendland hingegen wissen in früher Zeit von Liebschaften des Aristoteles so gut wie gar nichts. Dafür aber übertrug das Mittelalter auf Aristoteles und Alexander eine Reihe von Geschichten, die ihnen ursprünglich nicht zukamen; besonders nah liegt der Verweis auf die Sage vom Giftmädchen, das so berückend schön war und vor dem Aristoteles den Alexander mit Erfolg zurückhielt.[1] Die Folgerung ergibt sich also für uns von selbst, dafs auch hier eine orientalische Sage dem Aristoteles angedichtet ist.

So kann man bei dem letzten fabliau die Angriffe Bédiers ebenfalls siegreich abschlagen; und alle fünf haben die Heimat, aus der er sie vertreiben wollte, Indien. Die indischen Novellen zeigen uns auch eine dem indischen Märchen durchaus entsprechende Erzählungskunst, die Freude an verwegenen, höchst kunstreich erdachten Situationen, die Freude an den verwegensten, unerwartetsten Ausflüchten, überall ein echt indisches, sonst nie erreichtes Raffinement und eine Art Wehmut, dafs die Männer gar so töricht, und die Menschen überhaupt gar so verblendet sind, klingt doch hinein.[2]

Herrn Bédiers Methode aber löst sich bei näherer Betrachtung in erfolgloses Räsonnement und in Spiegelfechterei auf, Benfeys Theorie bleibt durch sie ganz unberührt. Man könnte sich höchstens erstaunen, dafs eine solche Methode fortgesetzt von ernsthaften Forschern revolutionär genannt wurde, wüfste man nicht, dafs auch in der Wissenschaft der von vornherein der Sympathie gewifs ist, der verbreitete und allgemein geglaubte Theorien angreift. Und wer aufserdem seine Behauptungen mit dieser Bestimmtheit ausspricht, als sei der ein Narr, der zu widersprechen wage, wer sich dazu noch den Anschein der Wissenschaftlichkeit und der tief eindringenden Methode so geschickt gibt, dem wird besonders gern geglaubt; denn man wagt nicht leicht, zu prüfen. Ich aber hoffe, ich habe auch den Glauben an Bédiers Methode gründlich erschüttert.

---

[1] Wilhelm Hertz, *Gesammelte Abhandlungen*, S. 156 f. Die Abhandlung Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters (S. 1 f.) gibt noch viele Beispiele solcher Übertragungen. — Vgl. auch Borgeld, 104 f.

[2] Über buddhistische Züge im abendländischen Märchen spricht B. auch (118 f.). Ich brauche nicht darauf einzugehen und kann auf das oben S. 283 Anm. 1 Bemerkte verweisen.

München. Friedrich v. der Leyen.

Altenglische Predigtquellen. I.

1. Pseudo-Augustin und die 7. Blickling Homily.

Die siebente Blickling Homily,[1] von der ich *Archiv* XCI 182 nur ein kleines Stück auf das Nicodemus-Evangelium zurückführen konnte, ist in ihrem ersten Teile (ed. Morris 83—93[10]) eine mehr oder weniger wörtliche Übersetzung einer Pseudo-Augustinschen Predigt, Sermo CLX bei Migne Patr. lat. XXXIX 2059 ff. Freilich hat der bei Migne gedruckte Text dieser Predigt die eingefügte Version von Christi Höllenfahrt gegen Ende stark verkürzt und verstümmelt; derselbe wird aber ergänzt durch das leider auch ohne Schlufs überlieferte Fragment des *Descensus Christi ad inferos* in dem s. g. Gebetbuche des Bischofs Æþelweald [von Lichfield?], welches letzthin A. B. Kuypers, *The Prayer Book of Aedeluald the Bishop, commonly called the Book of Cerne,* Cambridge 1902, S. 196—198 veröffentlicht hat. Ich hoffe auf dieses Quellenverhältnis noch einmal zurückzukommen und dann auch die Frage zu behandeln, wie sich diese neue, am vollständigsten also in unserer englischen Homilie erhaltene Höllenfahrt-Version zum Nicodemus-Evangelium und zu der supponierten gnostischen Urversion des *Descensus Christi ad inferos* verhält. Einstweilen vergleiche[2] man:

Morris 83[30]:	Migne XXXIX 2059:
Uuton nu gehyran & geþencan, hwæt he dyde & mid hwy he us freo gedyde. Næs he mid nænigum nede gebæded, ac he mid his sylfes willan to eorþan astag & her manige setunga & searwa adreag æt Iudeum æt þæm unlædum bocerum; & þa æt nehstan he let his lichoman on rode mid næglum gefæstnian;	(1) Audite, quid fecerit. Nulla necessitate, sed propria voluntate in ligno se suspendi permisit, clavis corpus suum perforari non renuit, animam ponendo mortem sustinuit, carnem in sepulcro reposuit et comitante secum anima ad inferna descendit, tenebrarum et mortis principem colligavit, legiones illius pertubavit;

[1] Über sonstige Quellen der Blickling Homilies haben gehandelt: ich selbst *Archiv* XCI 179—206 und CIII 149 und H. G. Fiedler, *The Modern Language Quaterly* VI (1904) 122—124, woselbst die erste Blickling Homily als Übersetzung einer Pseudo-Augustinschen Weihnachtspredigt (Migne, *Patr. lat.* XXXIX 1984 ff.) nachgewiesen ist.

[2] Die bei Migne in Klammern eingeschlossenen Interpolationen fehlen stets in dem altenglischen Texte.

& deaþ he geþrowode for us, forþon-þe he wolde us *þæt* ece lif forgifan. & he þa onsende his þone wuldorfæstan gast to helle-grunde & þær þone ealdor ealra þeostra & þæs ecean deaþes geband & gehynde, & ealne his geferscipe swyþe gedrefde; & helle-geatu & hire þa ærenan scyttelas he ealle tobræc; & ealle his þa gecorenan he þonon alædde, & þara deofla þeostro he oforgeat mid his þæm scinendan leohte.

portarum inferni vectes ferreos confregit; omnes iustos, qui originali peccato astricti tenebantur, absolvit, captivos in libertatem pristinam revocavit, peccatorum tenebris obcaecatos splendida luce perfudit. ...

Hie þa swiþe forhte & abregde þus cwædon: 'Hwonon is þes þus strang & þus beorht & þus egesfull? Se middangeard, þe us wæs lange ær underþeoded & us deaþ [*lies* deaþe *oder* deaþes] mycel gafol geald, — ne gelomp hit na ær, *þæt* us swylc deaþ geendod [*lies* dead gesended] wære, ne us næfre swylc ege ne wearþ ær to helle geendebyrded. Eala nu, hwæt is þes, þe þus unforht gæþ on ure gemæro? & nis no *þæt* an, *þæt* he him ure witu ondræde, ac he wile eac oþre of urum bendum alesan.

(2) ... Territae ac trementes inquirere coeperunt: (3) 'Unde est iste tam splendidus, tam fortis, tam praeclarus tamque terribilis? Mundus ille, qui nobis subditus fuit semperque [semper usque nunc, qui *Evang. Nicodemi S. 379*] nostris usibus mortis tributa persolvit, nunquam nobis talem [talem mortuum hominem *Ev. Nicod.*] misit, nunquam talia inferis munera destinavit. Quis ergo iste est, qui sic intrepidus nostros fines ingreditur; et non solum nostra supplicia non veretur, insuper et alios de vinculis nostris absolvit?

Noch wörtlicher ist die folgende Stelle, wo auch die Descensus-Version des Book of Cerne (C) einsetzt, dessen Varianten unter dem Text mitverzeichnet sind:

Morris 87 [6]:

Þa sona instæpes seo unarimedlice menigo haligra saula, þe ær gehæftnede wæron, to þæm Hælende onluton & mid wependre halsunga hine bædon & þus cwædon: 'Þu come to us, middangeardes alysend; þu come to us, heofonwara hyht & eorþwara & eac ure hyht; forþon us geara ær witgan þe toweardne sægdon, & we to þinum hidercyme hopodan & hyhtan. Þu sealdest on eorþan mannum synna forgifnesse [*Hs.* forgifnessa]; ales us nu of deofles onwalde & of helle hæftnede. [Nu]

Migne XXXIX 2061:

(4) ... Ecce subito innumerabiles sanctorum populi, qui tenebantur in morte captivi, Salvatoris sui genibus obvoluti, lacrimabili eum obsecratione deposcunt, dicentes:[1] 'Advenisti, redemptor mundi; advenisti, quem desiderantes quotidie sperabamus; advenisti, quem nobis futurum lex nuntiaverat et prophetae. Advenisti, donans in carne vivis indulgentiam peccatoribus mundi; solve defunctos et[2] captivos inferni.[3] Descendisti pro nobis ad inferos; noli nobis deesse, cum fueris reversurus

[1] Dafür in C: *Hoc est oratio innumerabilis sanctorum populi, qui tenebantur in inferno captivitate. Lacrimabili voce et obsecratione salvatorem deposcunt, !dicentes quando ad inferos discendit.*

[2] *et* fehlt in C.

[3] Die hierauf bei Migne folgende, in Klammern eingeschlossene Interpolation steht weder in C noch im altenglischen Texte.

þu for us astige on helle-grund; ne forlæt þu us nu on witum wunian, þonne þu to þinum uplican rice cyrre. Ðu asettest þines wuldres myrecels on worlde; sete nu þin wuldres tacn in helle?

Næs þa nænig ylding to þon þa* þeos ben wæs gehyred; þa sona seo unarimede menigo haligra saula mid Drihtnes hæse wæron of þæm cwicsusle ahafene [*Hs.* ahafena]: & he gefylde þone ealdan feond & on helle-grund gebundenne awearp.** Þa halgan sawla þa mid unasecggendlicum gefeân cleopodan to Drihtne & þus cwædon [*Hs.* cwæþon]: 'Astig nu, Drihten Hælend Crist, up, nu þu hafast helle bereafod & þæs deaþes aldor on þyssum witum gebundenne [*Hs.* gebundendenne]. Ge-cyþ nu middangearde blisse, þæt on þinum upstige geblissian & gehyhton ealle þine gecorenan.'

ad superos. Posuisti titulum gloriae in saeculo;[1] pone signum victoriae in inferno.'[2]

(5) Nec mora; postquam audita est postulatio atque altercatio innumerabilium captivorum, statim a Domini iussu omnes antiqui iusti iura potestatis accipiunt atque in suos tortores ipsi protinus tormenta convertunt, humili supplicatione cum ineffabili gaudio clamantes Domino atque dicentes:[3] 'Ascende, Domine Iesu, spoliato inferno et auctore mortis vinculis irretito; redde iam laetitiam mundo. Iucundentur in ascensu tuo fideles tui, aspicientes cicatrices corporis tui.'[4]

Hier bricht die Mignesche Gestalt der Homilie mit der Höllenfahrt-Version ab; dagegen fährt das Book of Cerne in völliger Übereinstimmung mit dem Altenglischen folgendermaſsen fort:

Morris 87[25]:

Adam þagŷt & Eua næron onlysde, ah on bendum hie wæron hæfde. Adam þa wependre stefne & earmlicre cegde to Drihtne & cwæþ: 'Miltsa me, Drihten, miltsa me for þinre mycclan mildheortnesse; & adilega mine unrihtwisnesse [*Hs.* -nessa]. Forþon þe ânum ic gesyngade & mycel yfel beforan þe ic gedyde. Ic gedwolede, swa-swa

Kuypers 197[13]:

(6) Adam autem et Eva adhuc non sunt desoluti de vinculis. Tunc Adam lugubri ac miserabili voce clamabat ad dominum dicens: 'Miserere mei, deus, miserere mei in magna misericordia tua; et in multitudine miserationum tuarum dele iniquitatem meam [*Ps. 50, 3*]. Quia tibi soli peccavi et malum coram te feci [*Ps. 50, 6*]. Erravi sicut ovis,

---

* Vgl. Beda I c. 15 (ed. Schipper 42 897): *Ne wæs ða ylding to þon þæt hi heapmælum coman* (vgl. Wülfing II § 949); das Fragezeichen hinter *to þon þa* 'until' in Morris' Glossar darf also gestrichen werden.

** Morris druckt im Text hier *awearþ*; doch bezeichnet er selbst dies im Glossar S. 274 als Druckfehler für *awearp*.

[1] *in saecula* C; Migne bemerkt zur Stelle: 'Mss. fere omnes *in caelo*'; die ae. Version setzt aber das *in saeculo* des Textes voraus.

[2] Hierauf folgen in C eine Reihe von Psalmenversen: Ps. 32, 22; 35, 10; 84, 8; 73, 2; 78, 8—9.

[3] Dafür in C: *Innumerabilium captivorum postquam autem audita est postulatio et obsecratio, statim iubente domino omnes antiqui iusti sine aliqua mora ad imperium domini salvatoris resolutis vinculis domini salvatoris genibus obvoluti humili supplicatione cum ineffabili gaudio clamantes.*

[4] Statt der ganzen Rede in C nur zwei Psalmenstellen: Ps. 115, 16—17; 102, 10.

þæt sceap, *þæt* forwearþ.[1] Sec nu þinne þeow, Drihten, forþon-þe þine handa me geworhtan & geheowodan. Ne forlæt þu mine saule mid hellwarum; ac do on me þine mildheornesse[2] & alæd me ût of þyssum bendum & of þyses carcernes huse & of deaþes scuan.'

Drihten Hælend þa wæs miltsigende Adame; & raþe his bendas wæron onlysde. &, befealden to Hælendes cneowum, he cwæþ: 'Mîn saul bletsaþ[3] Drihten, & ealle mine þa inneran his þone halgan naman. Þu-þe ârfæst eart geworden eallum minum ûnrihtwisnessum; þu-þe gehældest mîne adla; & mîn lif of þære ecean forwyrde þu onlysdest; mîne geornesse mid gode þu gefyldest.'

Eua þagȳt on bendu*m* & on wôpe [*Hs.* owôpe] þurhwunode. Heo cwæþ: 'Soþfæst eart þu, Drihten, & rihte syndon þine domas, forþon-þe mid gewyrhtum ic þâs þrowige. Ic wæs mid weorþmende on neorxna-wange & ic *þæt* ne ongeat; ic wæs wiþermede & ûnwîsum netenum gelic geworden. Ac þu, Drihten, scyld*a* [*Hs.* scyld] minre iugoþe & mine*s* unwisdomes [*Hs.* min onunwisdomes] ne wes þu gemyndig. Ne ne ahwyrf þu þine onsyne ne þine mildheortnesse from me, ne þu ne gecyr on erre from þinre þeowene.'

quae perierat [*Ps. 118, 176*]. Resolve vincula mea, quia manus tuae fecerunt me et plasmaverunt me [*Ps. 118, 73*]. Ne derelinquas in inferno animam meam [*Ps. 15, 10*]; sed fac mecum misericordiam [*Ps. 118, 124*] et educ vinctum de domo carceris et umbrae mortis' [*vgl. Ps. 141, 8; 106, 14*].

(7) Tunc domino miserante Adam e vinculis resolutus domini Iesu Christi genibus provolutus. Tunc domino Iesu Christi provolutus: 'Benedic, anima mea, dominum, et omnia interiora mea nomen sanctum eius [*Ps. 102, 1*]. Qui propitius factus est iniquitatibus meis; qui sanat omnes languores meos; qui redimet de interitu vitam meam; qui satiat in bonis desiderium meum' [*Ps. 102, 3—5*].

(8) Adhuc Eva persistit in fletu, dicens: 'Iustus es, domine, et rectum iudicium tuum [*Ps. 118, 137*], quia merito haec patior [*Gen. 42, 21*]. Nam ego, cum in honore essem, non intellexi; conparatus sum iumentis insipientibus, et nunc similis factus sum illis [*Ps. 48, 13*]. Sed tu, domine, delicta iuventutis et insipientiae meae ne memineris [*Ps. 24, 7*]. Ne avertas faciem misericordiae tuae a me, et ne declines in ira ab ancilla tua' [*Ps. 26, 9*].

Hier bricht das Book of Cerne ab, weil die letzte Lage der Handschrift (University Library, Cambridge, Ll. 1. 10, aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts) verloren gegangen ist. Es läſst sich aber leicht zeigen, daſs das in der altenglischen Homilie Folgende, die weiteren Worte Evas sowie die Abrahams, mindestens bis *mid þinum tocyme* (Morris 89 [32]) in der neuen lateinischen Höllenfahrt-Version gestanden haben muſs. Mit den Worten *Mid þon-þe Drihten* setzt wieder die Homilie in der Migneschen Gestalt ein:

---

[1] Ae. *forweorþan* heiſst nur 'zugrunde gehen'; mithin hat der Übersetzer das lat. *perierat* falsch verstanden, das hier 'verloren gehen' bedeutet.

[2] Weitere Beispiele für *t*-Schwund führen an Klaeber, *Modern Language Notes* XVIII 244, und O. Ritter, *Archiv* CXV 172.

[3] Der Angelsachse las wohl nicht den Imperativ *benedic*, sondern den Indikativ *benedicit* in seiner Vorlage.

Morris 89[32]:	Migne XXXIX 2061 § 5:
Mid þon-þe Drihten þa þa herehyþe [*Hs.* -hyhþ þe] on helle genumen hæfde, raþe he lifgende uteode of his byrgenne, mid his agenre mihte aweht, & eft mid his unwemmum lichoman hine gegyrede.	Facta praeda in inferno, vivus exiit de sepulcro; ipse se sua potentia suscitavit et iterum se immaculata carne vestivit.
bis (Morris 91[10])	*bis*
Uton we ealle wynsumian on Drihten, — we þe his æriste mærsiaþ —, forþon-þe he his godcundnesse nan wiht ne gewanode, þa he þone menniscan lichoman onfeng & us of deofles anwalde alesde.	Omnis per totum mundum catholica gratuletur ecclesia, quia Christus Dominus et de sua divinitate nihil minuit et hominem, quem fecerat, liberavit.

In dem Vorstehenden habe ich, aufser der bereits *Archiv* XCI 183 begründeten, einige Textbesserungen angebracht, die der Rechtfertigung bedürfen:

1) In dem Satze *Nu þu for us astige on helle-grund* (s. oben S. 303 = Morris 87[13]) habe ich das subordinierende *nu* gestrichen und damit den Satzteil zu einem koordinierten Hauptsatze gemacht. Dies verlangt sowohl die Fassung der lateinischen Vorlage (*Descendisti pro nobis ad inferos*) als auch die Analogie des vorhergehenden und des folgenden Satzes im Altenglischen (*Þu sealdest* ......, *Ðu asettest* .....).

2) In *ic wæs wiþermede & unwisum netenum gelic geworden* (oben S. 304 = Morris 89[9]) würde ae. *wiþermēde*, das sonst 'widerwärtig' (objektiv gefafst) oder 'halsstarrig' (subjektiv) heifst, nur dann in den Zusammenhang passen, wenn man, wie Morris es tut, hier eine besondere, verallgemeinerte Bedeutung 'perverse, schlecht' annimmt, für die ich, abgesehen von der vorliegenden Stelle, keinen einigermafsen sicheren Anhaltspunkt wüfste. Weiter mufs uns stutzig machen, dafs auf jeden Fall dies Wort nicht zu dem lat. *comparatus* der Vorlage stimmt. Wenn wir endlich noch beachten, dafs der ganze Satz, sogar mit Beibehaltung des für Eva nicht passenden Geschlechtes, aus Psalm 48, 13 (*comparatus est iumentis insipientibus et similis factus est illis*) stammt und dort mit *wiðmeten he is netenum unwisum & gelic geworden he is him* (Regius-Ps.) oder *wiðmeten is nietenum unwisum* vel *unsnytrum & gelic geworden is him* (Trinity-Ps.) oder *wiðmeten is nitenu on unwisum* (lies *nitenum unwisum*) *& gelic geworden is him* (Stowe) übersetzt ist, so werden wir es für höchst wahrscheinlich halten, dafs obiges *wiþermede* der Homilie aus *wiþmeten* verderbt ist. Der gemeinsame Dativ *unwisum netenum* wäre dann wohl umzustellen: entweder vor *wiþmeten* oder ganz ans Ende des Satzes.

3) Morris 89[10] (= oben S. 304) liest *Ac þu Drihten scyld minre iugoþe & min, onunwisdomes ne wes þu gemyndig* und über-

setzt *'Lord, shield of my youth and of me, be not mindful of my folly'*. Die Vorlage (Sed tu, Domine, delicta iuventutis et insipientiae meae ne memineris) zeigt hier klar, daſs *scyld* dem lateinischen *delicta* entsprechen muſs, daſs es also nicht zu ae. *scild* 'Schild', sondern zu ae. *scyld* 'Schuld' zu ziehen und von *gemyndig* abhängig zu machen, d. h. in den Genetiv *scylda* umzuändern ist. Ebenso entspricht *min onunwisdomes* genau dem lat. *insipientiae meae,* so daſs statt *min* eine adjektivische Genetivform, zu *unwisdomes* passend, zu erwarten ist. Wenn wir weiter beachten, daſs das Substantivum *onunwisdom* eine sonst unbelegte und an sich auffällige[1] Zusammensetzung darstellt, so werden wir geneigt sein, *on* von *unwisdom* abzutrennen und zu *min* zu ziehen, dann aber als Korruptel aus dem zu *min* gehörigen Genetivsuffix *-es* aufzufassen. Etwas Analoges wäre der Fall Blickling Homilies 203, 18, wo das handschriftliche *þone apulite* in *þa Neapulite* zu ändern ist (*Archiv* XCI 198).

4) Die oben nicht abgedruckte, aber *Archiv* XCI 183 behandelte Stelle *Ac hwæt wilt þu his nu don? & hwæt miht þu his onwendan?* (Morris 85 [20]) = *Quid est, quod egisti? Quid est, quod facere voluisti?* (Migne XXXIX 2060 § 3) ist mir auch durch die nun gefundene Quelle noch nicht ganz klar geworden. Ich glaube aber, daſs das auffällige *onwendan* für *voluisti* sich daraus erklärt, daſs der Übersetzer ein handschriftliches *uoluisti* fälschlich als *volvisti* auffaſste und zu lat. *volvere* zog. Wir haben hier hier also ein neues Beispiel für die auch sonst zu beobachtende Unvollkommenheit der Übersetzungstechnik in den Blickling Homilies.

Es sei hier noch darauf hingewiesen, daſs der unserer Homilie zugrunde liegende *Descensus Christi ad inferos* auch die Quelle ist für die Höllenfahrt-Stellen in 'Christ and Satan' 437 ff., in 'Christi Höllenfahrt' 84 ff. und im mercischen Martyrologium (ed. Herzfeld S. 50), wie sogar wörtliche Anklänge lehren in dem Teile, wo der lateinische Text nicht mehr erhalten ist:

[1] Zwar führt Bosworth-Toller auch noch ein Adjektivum *onunwis* und ein Substantivum *onunsped* (beide mit Fragezeichen) an. Doch finden sich beide nur je einmal in der sehr nachlässig geschriebenen [s. Lindelöf, *Bonner Beiträge* XIII 93] Psalterglosse des Stowe-Ms. 2 (ed. Spelman 1640), und zwar an Stellen, wo alle anderen mir zugänglichen Psalterglossen das *on* nicht haben: Ps. 43, 24 *ofergitest unspede* (Reg., Trin.; *wedelnisse* Vesp.) und Ps. 48, 21 *neatum unwisum* (Vesp., Reg.; *unsnytrum* Trin.). Überdies kann das *on-* an beiden Stellen dadurch entstanden sein, daſs der Glossator zunächst nur die erste Silbe des zu glossierenden Wortes (*inopiae* und *insipientibus*) ins Auge faſste, wie ein solches Versehen auch im Vespasianischen Psalter *Anglia Beibl.* XII 356 von mir nachgewiesen ist. Auch sei daran erinnert, daſs spätere Kopisten öfter *on-* und *un-* verwechseln. Ich meine also, die drei Wörter *onunsped, onunwis, onunwisdom* seien in unseren Lexizis zu tilgen.

Christ und Satan 439:	Morris 89[20]:
þu fram minre dohtor, drihten, onwoce.	þu wast, þæt þu of minre dehter, drihten, onwoce.
Martyrologium S. 50:	**Morris 89[17]:**
Eua hine halsode for *sancta* Marian mægsibbe, þæt he hire miltsade. Heo cwæð to him: 'Gemyne, min drihten, þæt seo wæs ban of minum banum *ond* flæsc of minum flæsce; help min forðon.'	'Ic þe halsige nu, drihten, for þinre þeowene, *sancta* Marian, ... Þu wast, þæt ... & þæt hire flæsc is of minum flæsce & hire ban of minum banum ... Miltsa me & genere me.'

2. Pseudo-Augustin und Ælfric.

In der interessanten Bittwochenpredigt seiner dritten Postille (*Lives of Saints*, ed. Skeat, Nr. XVII) hat Ælfric[1] sich gegen eine Reihe von abergläubischen Volksbräuchen ausgesprochen und dabei den 'weisen Bischof Augustin' (Z. 67) zitiert. Gemeint ist damit jedenfalls eine Homilie *De Auguriis* (Nr. 278 bei Migne, Patr. lat. XXXIX 2269 ff.), welche schon dem grofsen Bonifaz als Augustinisch galt, aber von der Forschung als unecht nachgewiesen ist. Ælfric hat jedoch seiner Gewohnheit gemäfs keineswegs die ganze Homilie übersetzt, sondern er hat nur — falls ihm nicht eine von der Migneschen stark abweichende Textgestalt vorgelegen hat —, einige wenige Stellen daraus genommen. Mehr oder weniger frei übersetzt sind nur die folgenden fünf Stellen: Z. 67—99 = Pseudo-Augustin § 1; Z. 108 f. = § 3; Z. 174—176 und 190—202 = § 4; Z. 216—221 = § 5. Alles andere dürfen wir, solange nicht eine zweite Quelle oder eine interpolierte Form der Pseudo-Augustinschen Predigt nachgewiesen ist, als Ælfrics eigene Zutat ansehen. Dies Ergebnis ist nicht unwichtig für die altenglische Volkskunde. Denn, wenn wir sehen, dafs Ælfric viele der bei Augustin genannten Volksbräuche ausläfst und dafür andere anführt, so dürfen wir nunmehr wohl folgern, dafs Ælfric die letzteren aus zeitgenössischem Volksglauben geschöpft hat, dafs jene Bräuche also um 1000 noch lebendig gewesen sind. Als solche Zusätze Ælfrics ergeben sich z. B. die Zeilen 84—87; 90; 100—104; 110—173 u. a. m.

Zum Beweise der Richtigkeit meines Quellennachweises möge die Gegenüberstellung des beiderseitigen Anfanges folgen, zugleich als ein Beispiel von Ælfrics freier Quellenbehandlung:

---

[1] Über sonstige Quellen Ælfricscher Predigten haben gehandelt: H. Ott, *Über die Quellen der Heiligenleben in Ælfrics Lives of Saints I*, Halle 1892; M. Förster, *Über die Quellen von Ælfrics Homiliae Catholicae. I. Legenden*, Berlin 1892, und *Über die Quellen von Ælfrics exegetischen Homiliae Catholicae* in *Anglia* XVI 1—61, Nachtrag in *Engl. Stud.* XXVIII 423 Anm.; A. Stephan, *Eine weitere Quelle von Ælfrics Gregorhomilie* in *Angl. Beibl.* XIV 315—320.

Ælfric Z. 67:

Agustinus se snotera bisceop sæde eac on sumere bec: 'Mine gebrođra þa leofestan, gelome ic eow warnode and mid fæderlicre carfulnysse ic eow cuđlice manode, þæt ge andsætan wiglunge, þe unwise men healdađ, mid ealle forlætan swa-swa geleaffulle men; forđan, butan ic eow warnige and þone wol eow forbeode, ic sceal agyldan gescead þam sođfæstan deman minre gymeleaste and mid eow beon fordemed. Nu alyse ic me sylfne wiđ God and mid lufe eow forbeode, þæt eower nan ne axie þurh ænigne wicce-cræft be ænigum đinge ođđe be ænigre untrumnysse, ne galdras ne sece to gremigenne his scyppend; forđan se-đe þys deđ, se forlysđ his cristendom and biđ þam hæđenum gelic, þe hleotađ be him sylfum mid đæs deofles cræfte, þe hi forded on ecnysse; and butan he ælmyssan and mycele dædbote his scyppende geoffrige, æfre he biđ forloren [*84—87 ist Ælfrics Zusatz*]. Eall-swa gelice, se-đe gelyfđ wiglungum ođđe be fugelum ođđe be fnorum ođđe be horsum ođđe be hundum, ne biđ he na cristen; ac biđ for-cuđ wiđersaca. Ne sceal nan man cepan be dagum, on hwilcum dæge he fare ođđe on hwylcum he gecyrre; forđan-þe God gesceop ealle đa seofan dagas, þe yrnađ on þære wucan ođ þysre worulde geendunge. Ac seđe hwider faran wille, singe his paternoster and credan, gif he cunne, and clypige to his dryhten and bletsige hine sylfne, and siđige orsorh þurh Godes gescyldnysse butan đæra sceoccena wiglunga.'

Migne XXXIX 2269:

Bene nostis, fratres carissimi, me vobis frequentius supplicasse et paterna sollicitudine commonuisse, pariter et contestatum esse, ut illas sacrilegas paganorum consuetudines observare minime deberetis. ..... Quia si vobis ego non dixero, et pro me et pro vobis malam sum redditurus rationem in die iudicii et vobiscum mihi erit necesse aeterna supplicia sustinere, ego me apud Deum absolvo, dum iterum atque iterum admoneo, pariter et contestor, ut nullus ex vobis caragos, vel divinos vel sortilegos, requirat, nec de qualibet eos aut causa aut infirmitate interroget. Nullus sibi praecantatores adhibeat; quia quicumque fecerit hoc malum, statim peribit baptismi sacramentum et continuo sacrilegus et paganus efficitur; et nisi grandi eleemosyna, dura et prolixa poenitentia subvenerit, statim in aeternum peribit. Similiter et auguria observare nolite, nec in itinere positi aliquas aviculas cantantes attendite, nec ex illarum cantu diabolicas divinationes annuntiare praesumite. Nullus ex vobis observet, qua die de domo exeat, qua die iterum revertatur; quia omnes dies Deus fecit, sicut scriptura dicit: Et factus est primus dies et secundus dies et tertius, similiter et quartus et quintus et sextus et sabbatum. ... Illas vero non solum sacrilegas, sed etiam ridiculosas sternuationes considerare et observare nolite. Sed quoties vobis in quacumque parte fuerit necessitas properandi, signate vos in nomine Iesu Christi et symbolum vel orationem Dominicam fideliter dicentes securi de Dei adiutorio iter agite.

3. Adso und Wulfstan.

Die zweiundvierzigste Homilie der Wulfstanschen Sammlung[1] (ed. Napier, Berlin 1883, S. 191 ff.) ist eine meist ziem-

[1] Die Quellen von vier Homilien dieser Sammlung, nämlich Nr. XLIII, XLIV, XLV und LVII, hat R. Priebsch in den *Otia Merseiana* I 129 (Liverpool 1899) behandelt. Napier wies S. VIII seiner Ausgabe darauf

lich wörtliche[1] Übersetzung des *Libellus de Antichristo,* welches zwischen 949 und 954 von dem französischen Abte Adso[2] († 992) von Montier-en-Der verfaſst ist, in den Handschriften aber auch dem Alcuin und Rabanus Maurus zugeschrieben wird. Dasselbe ist uns in verschiedenen, stark abweichenden Textrezensionen überliefert, von denen eine kürzere bei Migne, *Patr. lat.* XL 1131 und nach einer Metzer Handschrift des beginnenden 11. Jahrhunderts von Floss in der *Z. f. d. A.* X 265 veröffentlicht ist, eine längere, wohl interpolierte, bei Migne, *Patr. lat.* CI 1291. Der altenglische Text stimmt im allgemeinen am besten zu der kürzeren Fassung der Metzer Handschrift, gelegentlich aber auch zu den Lesarten der längeren Version. Anderseits enthält der altenglische Text Stellen, wie 193^{5-7}, 195^{8-12}, 198^{23}—199^{7}, 199^{20}—201^{5}, die sich in keiner der bis jetzt gedruckten lateinischen Fassungen finden[1]; auch sind Anfang (191^{25}—192^{15}) und Schluſs (202^{6}—205^{3}) neu.

Man vergleiche folgende Stelle über die Geburt des Teufels:

Napier 193^{8}:

Soðlice, þonne he gestryned bið, þonne færð se deofol forð mid into his moder innoðe, and þær he hine healt and weardað inne; and æfre fram þam timan, þe he gestryned bið, a he bið mid him and hine næfre ne forlæt. And ealswa se halga gast com to sca̅ Marian ures hælendes Cristes moder and hy mid his mihte oferasceadewade and mid

Z. f. d. A. X 266:

In ipso autem conceptionis suae initio diabolus simul introibit [*al.* intrabit] in uterum matris eius; et ex virtute diaboli confovebitur et contutabitur [*al.* conturbabitur] in ventre matris; et virtus diaboli semper cum illo erit. Et sicut in matrem Domini nostri Iesu Christi spiritus sanctus venit et eam sua virtute obumbravit et divinitate re-

---

hin, daſs fast die Hälfte der 29. Homilie (136^{25}—140^{2}) aus dem ae. Gedichte *Be domes dæge* (V. 92—269) stammt. Und ich selbst habe in meiner Arbeit '*Über die Quellen von Ælfrics Hom. Cath. I. Legenden*' (Berlin 1892) S. 18 Anm. 3 vermerkt, daſs ein Abschnitt der 16. Homilie (98^{14}—100^{19}) eine freie Nacherzählung der *Passio Petri et Pauli* (ed. R. Lipsius, *Acta apostolorum apocrypha,* Leipzig 1891) I 120 ist. Einzelne Reden sind aber wörtlicher wiedergegeben, wie z. B. die folgende:

'Ic halsige eow, deofles gastas, þe þæne deofles mann gynd þa lyft feriað and ðurh þæt menn bepæcað, þæt ge þurh Godes ælmihtiges bebod hine nu ða forlætan.' Napier 100^{12-16}.

'Adiuro vos, angeli Satanae, qui eum in aera fertis ad decipiendum hominum infidelium corda, per Deum creatorem omnium ..., ut eum ex hac hora iam non feratis, sed dimittatis illum.' Passio § 56.

[1] Die gröſseren Abweichungen mögen sich daraus erklären, daſs die lat. Textgestalt, welche dem Angelsachsen vorgelegen hat, uns vorläufig nicht zugänglich ist.

[2] Über Adso ist zu vergleichen A. Ebert, *Allg. Geschichte d. Literatur d. Mittelalters im Abendlande* III 474—482; W. Meyer, *Der Ludus de Antichristo* in den *Sitz.-Ber. d. bayer. Akad. d. Wiss.* 1882 I 3 ff. Über Adsos Nachwirken siehe Meyer a. a. O. und Gröber im *Grundriſs f. rom. Phil.* II 1, S. 426, 691, 865.

godcundnysse gefylde, swa þæt heo sceolde geeacnian of þam halgan gaste and, þæt heo acende, wære godcund and halig, swa se deofol befylđ into Antecristes moder innođe and hy eall ymbutan ymbtrymđ mid deoflicre mihte, and swa him sylfum he hi geahnađ, þæt deofle samod wyrcendum[1] heo þurh man geeacnođ on innođe; and, þætþe biđ of hire acenned, eall hit biđ unrihtwis and eall yfel and eal forloren. Đanan is se deofles man gehaten 'forwyrdes bearn', forđan swa mycel, swa he mæst mæg, he forspilđ manncynnes; and he sylf æt endenyhstan mid ealle forwyrđ.

plevit, ut de spiritu sancto conciperet et, quod nasceretur, divinum esset et sanctum, ita quoque diabolus in matrem Antichristi descendet et totam eam replebit, totam circumdabit, totam tenebit, totam interius et exterius possidebit, ut diabolo per hominem cooperante concipiat et, quod natum fuerit, totum sit iniquum, totum malum, totum perditum. Unde et ille homo 'filius perditionis' [*2. Thess. 2, 3*] appellatur, quia, in quantum poterit, genus humanum perdet et ipse in novissimo perdetur.

Nu ge gehyrdon, hu he biđ geboren; hlystađ nu, and ic eow secge þære stowe naman, þe he biđ on geboren. Swa-swa Drihten ure alysend foresceawode him þæt castel þa cynelican Bethleem, to đan þæt he wolde þær on þære byrig menniscnesse underfon and *usw.*

Ecce audistis, qualiter nascetur; audite etiam locum, ubi nasci debeat. Nam sicut Dominus ac redemptor noster Bethlehem sibi praevidit, ut ibi pro nobis humanitatem assumere et *usw.*

Wegen ihrer mythologischen Wichtigkeit vergleiche man auch noch die Stelle:

Napier 197[16]:

And he ahefđ hine sylfne ofer ealle, þa-đe hæđene men cwædon, þæt godas beon sceoldan on hæđene wisan, swylc swa wæs Erculus se ent and Apollinis[2], þe hi mærne god leton, Þor [Þorr *F*] eac and Owđen [Oþen *F*], þe hæđene men heriađ swiđe.

Z. f. d. A. X 269:

'Et extollitur', id est, in superbia [*al.* superbiam] erigitur, 'supra omne, quod dicitur Deus' [*2. Thess. 2, 4*], id est, super omnes deos gentium, [Herculem videlicet *Migne CI 1295*], Apollinem, Iovem, Mercurium, quos quos pagani deos [*al.* + esse] existimant.

4. Anselm von Canterbury.

Der spätaltenglische *Sermo in festis S. Mariae Virginis* des Ms. Vespas. D. XIV fol. 151ᵇ—158ᵃ, welchen zuerst Kluge in seinem *Angelsächsischen Lesebuche* 1888 S. 71—74 [= ³98—102] veröffentlicht hat, ist eine meist ganz wörtliche, aber nicht immer gewandte und fehlerfreie Übersetzung der Homilia IX des Erzbischofes Anselm von Canterbury (Migne, *Patrol. lat.* CLVIII 644 ff.). Da Anselm 1093 nach England gekommen und 1109

---

[1] Also eine genaue Nachbildung des lat. Abl. abs.; weitere Beispiele *Archiv* XCI 185 Anm.

[2] Man beachte den falschen Nominativ, den der Übersetzer zu dem Akk. *Apollinem* gebildet.

starb, bestätigt dieser Quellenfund auf das trefflichste die späte Datierung des englischen Textes durch Kluge und Vance.[1] Nur würde ich, da die Handschrift wohl schon um 1125 geschrieben sein mag, die 'Entstehung' unserer altenglischen Version lieber um die Jahre 1100—1120 statt 1150 (Vance) ansetzen. Was Vance S. 15 über die Bedeutung von *cæstel* in unserer Predigt sagt, ist nicht ganz stichhaltig. Der Übersetzer faſste *cæstel* offenbar überall schon im Sinne von 'Burg', ebenso wie auch der aus der Normandie kommende Anselm bei dem *castellum* der Perikope (Luk. X 38: *Intravit Iesus in quoddam castellum*) nach Ausweis seiner Erklärung (*castellum enim dicitur quaelibet turris et murus in circuitu eius* = *for cæstel is geclypod sum heh stepel, þe byđ mid wealle betrymed*) an eine normannische Burg gedacht hat.

Für die Wörtlichkeit der Übersetzung vergleiche man, wobei ich den englischen Text nach der lateinischen Vorlage neu interpungiere,

Kluge, Zeile 51—61:	Anselm l. c. 646:
Sume næmned þone cæstel Magdalum, þe Maria wæs of Magdalenisc geclypod; and þæt becumđ wel to þyssere trahtnunge. For Magdalus is 'stepel' geclypod, and betacneđ eadmodnysse. Here he nis beo name gecyđed, ac is gesæd 'sum' cæstel; and þæt nis na on idel gedon. For 'sum' cæstel, þæt is 'sunderlic' cæstel, þæt wæs þæt mæden Maria. For þeh manege ođre habben mægedhades weall and eadmodnyssen stepel, swa þæt heo mædene beon and eac eadmode, þehhweđere ne mugen heo gehealdene mægedhade modres beon ne bearn geberen, swa þeos synderlice dyde. And forþan heo is rihtlice geclypod 'sum' cæstel, — þæt is 'synderlic' cæstel —, for heo wæs synderlice moder and mæden, swa nan ođer ne mihte ne næfre ma ne mæig.	Sunt qui castellum hoc Magdalum fuisse arbitra[n]tur, a quo Maria Magdalena cognominatur; quod si verum est, praedictae interpretationi famulatur. Magdalus enim 'turris' dicitur et humilitati coaptatur. Hic vero non nominatur, sed tantum 'quoddam' dicitur; quod indiscussum praeterire non debemus. 'Quoddam', id est 'singulare' castellum fuit virgo Maria. Quamvis enim et multae aliae murum virginitatis habeant et turrim humilitatis, — id est, et virgines sint et humiles —, tamen salva virginitate matres esse non possunt neque filios generare; quod ista sola fecit. Ed ideo castellum hoc merito 'quoddam', — id est 'singulare' —, dicitur, quia ista singulariter et virgo et mater fuit; quod nulla alia esse potuit vel esse poterit.

Es soll dem Übersetzer nicht vergessen werden, daſs er einiges von dem sinnigen Detail bei dem reizenden Mutteridyll selbst erfunden hat:

Kluge, Zeile 107—109:	Anselmus l. c. 648:
On his cildlicen unfernysse heo hine bađede and beddede [*Hs.* bedede] and smerede and bær and	Infirmum per infantiam iacentem non solum visitavit, sed balneando, fovendo, leniendo, gestando frequen-

[1] Vance, *Der spätangelsächsische Sermo in festis Sanctae Mariae Virginis*, Jenaer Dissert., Darmstadt 1894, S. 31.

frefrede and swađede and roccode, swa þæt man mæig rihtlice beo hire secgen: 'Martha wæs bisig and cearig emb þa þenunge'.

tavit, ut merito de ea dicatur: 'Maria [*lies* Martha] autem satagebat circa frequens ministerium' [*Luc. X 40*].

5. Honorius' Elucidarium.

Wanley S. 205 führt bei der Inhaltsangabe von Vespasian D. XIV unter Nr. XLVII (bei Wanley verdruckt als XLII) einen theologischen Traktat an, den er *'De Peccato, libero Arbitrio etc.'* überschreibt. Es ist dies [= fol. 159ª—163ᵇ] eine wörtliche Übersetzung aus des Honorius' *Elucidarium* lib. II cap. 1—6 (Migne, *Patrol. lat.* CLXXII 1133 ff.). Man vergleiche den Anfang:

Sum mann sæigđ, *þæt* synne nis nan þing; *and* gyf *þæt* sođ is, þonne is hit wunder, *þæt* God fordemđ þa mænn for þa þinge, þe naht nis. *And* gyf synne is ænig þing, þonne geworhte God hit; for he geworhte ealle þing. *And* gyf *þæt* sođ is, þonne fordemđ he eft mid unrihte þa mænn, þe dođ *þæt*-*þæt* he sylf gescop. — Of Gode synden ealle þing; *and* ealle he geworhte heo gode; *and* for þan we understandeđ, *þæt* synne nis nan þing on antimbre. For ælc antimber is god; ac yfel næfđ nan antimber, *and* for þan hit nis naht.

Discipulus: Dicitur malum nihil esse; et si nihil est, valde mirum videtur, cur Deus homines vel angelos damnet, cum nihil faciant. Si autem aliquid est, videtur a Deo esse, cum omnia sint ex ipso; et sequitur, quod Deus sit auctor mali, et iniuste eos, qui hoc faciunt, damnari. — *Magister:* A Deo nempe sunt omnia, et omnia fecit valde bona; et ideo malum probatur nihil per substantiam esse. [*Ein Satz ausgelassen.*] Omnia vero substantia bona est; sed malum non habet substantiam: ergo malum nihil est.

Das in der Handschrift folgende, von anderer Hand geschriebene Stück, Wanleys Nr. XLVIII *Quaestiones et responsiones de Christi resurrectione et ascensione* [= fol. 163ᵇ—165ª], ist, wie ich in *'An English Miscellany presented to Dr. Furnivall'* (Oxford 1901) S. 89 ff. gezeigt, eine ebenso wörtliche Übersetzung von lib. I cap. 23—25 (nicht 21—22). Ich halte es für möglich, daſs die beiden Elucidarium-Abschnitte in unserer englischen Handschrift als Predigten gedacht sind. Jedenfalls ist die ganze Handschrift Vespasianus D. XIV ein homiletisches Hilfsbuch zum praktischen Gebrauch für den niederen Pfarrklerus und für Mönche, die ja damals in groſsem Umfange regelmäſsige pastorale Tätigkeit in den umliegenden Pfarren ausübten und nicht nur für Laiengemeinden, sondern auch für die groſse Zahl von Laienbrüdern und ungebildeten Mönchen in der Volkssprache predigen muſsten.[1] Über-

[1] R. Cruel, *Geschichte der deutschen Predigt*, Detmold 1879, S. 129; J. Lingard, *History and Antiquities of the Anglo-Saxon Church*, London 1845, I 167. — Der Abschnitt über 'Die angelsächsische Predigt' bei H. Hering, *Die Lehre von der Predigt*, Berlin 1905, S. 67 f., geht weniger auf die Interessen des Kultur- und Literarhistorikers ein.

dies ist die 'dialogische Predigt' als eine besondere Predigtart wenigstens für Deutschland nachgewiesen.[1]

Da des Honorius schriftstellerische Tätigkeit in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu verlegen ist und unsere englische Handschrift wohl um 1125 entstanden sein wird, müssen also obige Übersetzungen aus seinem Jugendwerke verhältnismäfsig bald nach der Entstehung des Originales hergestellt sein. Dafs das Werk eines in Süddeutschland lebenden Autors damals so schnell nach England verbreitet worden ist, darf uns nicht wundernehmen, zumal da Honorius auch sonst direkte Beziehungen zu England gehabt hat. Wir wissen nämlich, dafs Honorius seine Predigtsammlung *Speculum ecclesiae* (Migne, *Patr. lat.* CLXXII 813 ff.) den *fratres Cantuariensis ecclesiae*[2] gewidmet hat, worunter meiner Ansicht nach die Christ Church Priory[3] zu Canterbury gemeint ist, und dafs er sich vorher eine Zeitlang in ihrem Kloster (*in nostro conventu*) aufgehalten und gepredigt hat; auch hat Prof. Endres neuerdings auf seine starke Abhängigkeit von Anselmschen Ideen hingewiesen. Und vollends wird uns alles dies verständlich, wenn wir uns die interessante Aufstellung des Prof. Endres in '*Historisch-politische Blätter*' CXXX (1902) S. 160 zu eigen machen dürfen, wonach Honorius mit dem Schottenkloster S. Jakob zu Regensburg in Verbindung gestanden hat und sonach die Möglichkeit vorhanden wäre, dafs Honorius von Geburt ein Angelsachse[4] oder Inselkelte gewesen ist.[5]

---

[1] R. Cruel a. a. O. S. 605—607; A. Linsenmayer, *Geschichte der Predigt in Deutschland*, München 1886, S. 189, 369, 447.

[2] J. Kelle, *Untersuchungen über das Speculum ecclesiae des Honorius und die Libri deflorationum des Abtes Werner* in den *Wiener Sitzungsberichten* CXLV (1902) S. 41 f.

[3] J. Kelle a. a. O. meint, dafs unter den *fratres Cantuariensis ecclesiae* die Kanoniker an der Kathedrale von Canterbury zu verstehen seien. Es scheint mir aber einfacher und natürlicher, an den alten, durch seine Bücherschätze und Bildungshöhe bekannten *Conventus Ecclesiae Christi Cantuariensis* zu denken, d. h. Christ Church Priory zu Canterbury, zu der auch Anselm nachweislich Beziehungen gehabt hat. Da nach mittelalterlichem Sprachgebrauch das Kloster meist einfach mit *Ecclesia Christi Cantuariensis* bezeichnet wird, ist z. B. der offizielle Titel seines Vorstandes *Prior Ecclesiae Christi Cantuariensis*, wofür auch weniger förmlich *Prior Ecclesiae Cantuariensis* gesetzt werden kann (s. *The Letter Books of the Monastery of Christ Church*, Canterbury, ed. Sheppard, Rolls Series, 1887—89, passim). Und das gleiche gilt von den Mönchen.

[4] Für deutsche Abkunft des Honorius pflegt man ins Feld zu führen, dafs er viermal deutsche Wörter in seinen Werken anführt, nämlich *osterum* 'Ostern', *platta* 'Tonsur', *kyrica* 'Kirche' und *socan* 'aufsuchen' (Cruel S. 131). Aber man scheint noch nicht beachtet zu haben, dafs, abgesehen von dem sowohl niederdeutschen wie oberdeutschen *ōstarūn*, diese Wörter niederdeutsche Lautgestalt aufweisen, was schlecht zu der angenommenen süddeutschen Heimat des Honorius passen würde. Sind nun diese Formen durch niederdeutsche Abschreiber in die Texte ge-

Mehr darüber in Bälde in meinem 'Altenglischen Cato', wo im Anhang sämtliche ungedruckten Texte unserer Handschrift veröffentlicht werden sollen.

Die unter 4 und 5 genannten englischen Übersetzungen scheinen mir aus zwei Gründen von besonderer Wichtigkeit: a) einmal weil sie wohl die einzigsten englischen Texte sind, deren Abfassungszeit (nicht bloſse Niederschrift) mit ziemlicher Sicherheit in die ersten Dezennien des 12. Jahrhunderts zu versetzen ist, und b) weil sie bis jetzt die frühesten Texte in englischer Sprache sind, in denen gegenüber dem rein patristischen Charakter der sonstigen theologischen Literatur des Altenglischen ein Einschlag der dialektisch-philosophischen Bewegung der Scholastik zu verspüren ist, und zwar vom Standpunkte jener Richtung aus, welche die Realität der Gattungsbegriffe behauptete und in Anselm von Canterbury ihren Hauptvertreter fand.

---

kommen — es handelt sich um die zwei Werke *Gemma animae* und *Sacramentarium* —, oder standen im Original etwa die altenglischen Formen *eastron, cyrice* und *secan*? Ein ae. **plætt* oder **plat(t)e* 'Tonsur' (vgl. ahd. *blatta*, afrs. mndd. *platte* 'Tonsur'; mhd. *blate, plate* 'Platte; Tonsur', mndd. *plate*, an. *plata* 'Platte') ist nicht belegt, falls es nicht etwa in der unsicheren Glosse *platum obrixum* (Leo 518, 45; Napier I 3534) stecken sollte oder identisch ist mit ae. *plætt* 'Schlag' (vgl. mndl. *plat* 1. 'flach' 2. 'Schlag' und nndl. *iemand plat slaan* 'einen durchprügeln'). Doch mag es leicht existiert haben, da ja ein Partizip *āplatod* und das Subst. *platung* belegt sind (s. auch Franck s. v. *plaat*, Falk-Torp s. v. *plade, plat, plet*). Überdies ist das Wort *platta* gemein-mittellateinisch (s. Du Cange, Körting, Kluge, *Grdr.* I² 343) und braucht hier gar nicht als germanisches Wort gemeint zu sein.

[5] Die neuerdings von J. Kelle und Hauck vorgebrachten Ansichten über das *Elucidarium* werden teilweise schon durch die Existenz unserer altenglischen Übersetzung widerlegt. — Die mittelenglische Version des *Elucidarium*, welche unter Fortlassung alles Gelehrten nur lib. I cap. 1—31 und lib. II cap. 1—3 übersetzt hat, ist aus den beiden Handschriften St. John's College, Cambridge, G. 25, fol. 1—16, und University Library, Cambridge, Ii. 6. 26, p. 158—208 (beide des 15. Jahrhunderts) von Herrn Reallehrer Fr. Schmitt in Bamberg abgeschrieben, der sie hoffentlich bald den Fachgenossen vorlegen wird.

Nachtrag. Die Stelle über Jamnes und Mambres (*Lives of S.* XVII 113), für welche ich *Archiv* CVIII 27 keine Quelle wuſste, kann Ælfric aus der *Passio Petri et Pauli* § 34 (*sicut Aegyptii magi Jamnes et Mambres, qui Pharaonem et exercitum eius miserunt in errorem, quousque demergerentur in mari*) geschöpft haben, die er nachweislich für die Homiliae Catholicae (s. meine Diss. S. 18) benutzt hat. — Die *Passio b. Margaretae* (vgl. *Archiv* CX 427) nennt die beiden Magier zwar nicht in Pipers Text (*Nachträge zur älteren deutschen Literatur* S. 334), wohl aber in der bei Aſsmann, *Ags. Homilien* S. 208 veröffentlichten Version § 16 (*In libris tamen Iamne et Mambre invenies genus nostrum*).

Würzburg. Max Förster.

Zur Geschichte der Französischen Akademie.

(Zur Kenntnis der 'Discours de réception' von Antoine-Vincent Arnault, Eugène Scribe, Octave Feuillet, Pierre Loti.)

Hätte die Feder A. Daudets im *Immortel* einem selbstlosen Motive gedient, so würde dieser vielgelesene Roman als läuternde Kraft auf bedenkliche Zustände gewirkt haben. Doch hat die fesselnde Erzählung eigentlich nur die vorhandenen Schatten nutzlos vertieft und schlecht orientierte Pessimisten des Auslandes maſslos in ihrer abfälligen Kritik der Bedeutung der französischen Akademie bestärkt. Solche oft ganz unmotivierte Geringschätzung spiegelt sich von Zeit zu Zeit in den spöttischen Randglossen, mit welchen vielverbreitete deutsche Tagesblätter die *Discours de réception* neugewählter Mitglieder der französischen Akademie begleiten. Und gleichzeitig stehen wir doch im Zeitalter der vertieft psychologischen, überaus sensitiven Erforschung der Literaturgeschichte. Weshalb zieht man deshalb nur in Ausnahmefällen in Betracht, daſs auch diese Aufnahmereden trotz offenkundiger Mängel und Einseitigkeiten beachtenswertes Zeugnis ablegen? Um so mehr, da sie unwillkürlich viele spontane Äuſserungen enthalten und in ihrem Gefolge nach sich ziehen? Überdies offenbaren die *Discours de réception* in den verschiedenen Jahrhunderten, auf welche die französische Akademie seit ihrer Gründung zurückblicken kann, die sich innerhalb der französischen Nation vollziehende Wandlung höchster geistiger Interessen. Wenn das 17. Jahrhundert im Schoſse der Akademie auch noch stark eingeengt erscheint durch den lange nachwirkenden rigorosen Absolutismus Richelieus, so streut das 18. doch bald echt revolutionäre Aufklärungsfunken unter anscheinend harmlose literarische Theorien, und dem 19. Jahrhundert verdankt die Akademie manchen von Erfolg gekrönten rhetorischen Versuch, allen Geistesrichtungen Frankreichs, ja der gesamten zivilisierten Welt, klassische Formprägung abzugewinnen. Ein sorgsamer Leser wird die *Discours de réception* als unentbehrliche Quellen für die unparteiische Beurteilung der französischen Literaturgeschichte bezeichnen müssen, und zwar in positiver wie in negativer Hinsicht. Diese zeitraubende Lektüre erteilt überdies eine ernste, zur Bescheidenheit mahnende Lehre: Wer sich gelegentlich zutraut, auf Grund jahrelanger Forschung gründliche

Kenntnis bestimmter Literaturabschnitte erworben zu haben, wird sich häufig die Frage vorlegen müssen, was bedeutet diese oder jene Anspielung, was trägt Schuld, daſs dieser oder jener einst hochgefeierte Schriftsteller klang- und sanglos der Vergessenheit anheimgefallen ist; ist wohl die Literaturgeschichte gleich der Weltgeschichte das unfehlbare Weltgericht über dauerhafte und unvergängliche Leistungsfähigkeit?

Man pflegt die sogenannten *banalités des réceptions académiques* des 17. Jahrhunderts bis auf wenige schimmernde Fäden achtlos als unentwirrbaren Knäuel zur Seite zu schieben. Im Jahre 1897[1] hat der treffliche secrétaire perpétuel der Akademie, M. Gaston Boissier, wenigstens die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Aufnahmesitzung gelenkt, in der La Bruyère (1693) bestrebt war, seinem *Discours* mit der plastischen Kraft lebensvoller *portraits littéraires* dauernden Wert zu verleihen. Vielleicht war auch La Bruyère der erste, dem dieser ernstgemeinte Versuch wirklich glückte. Der gegen die angestammte Königstreue der französischen Akademie so energisch protestierende Abbé de Saint-Pierre (1658 bis 1743) liefert den Beweis, daſs im engeren Kreise der Akademiker selbst lange Zeit widersprechende Ansichten über die Bedeutung der Akademiereden herrschten. Der jedem formellen Zwange abholde Abbé wollte sich selbst von seinem treuen Freunde Fontenelle[2] nicht von der Notwendigkeit überzeugen lassen, daſs sein für den 3. März 1695 bestimmter *Discours de réception* dringend der Feile bedürfe. *Ces sortes de Discours, répondit-il, ne méritent pas, pour l'utilité dont ils sont à l'Etat, plus de deux heures de temps; j'y en ai mis quatre, et cela est fort honnête.*[3] Auch der Brauch, zwei, ja mehr Mitglieder in einer einzigen[4] Sitzung zugleich aufzunehmen, hat bis ins 19. Jahrhundert dazu beigetragen, den Verfassern wie den Hörern von Akademiereden den Eifer zu dämpfen.

Nach der französischen Revolution folgte überdies ein kurzer Zeitraum, währenddem Neugewählte der Verpflichtung enthoben waren, eine feierliche Antrittsrede zu halten.[5] Auch die am 21. März 1816 durch bourbonische Gewaltmaſsregel einge-

[1] Cf. *L'Académie Française au XVIIe siècle.* (*Revue des deux Mondes*, 15 juin 1897, p. 25 ss.)

[2] Fontenelle war bekanntlich der einzige, der gegen die Ausstoſsung Saint-Pierres aus der Akademie stimmte.

[3] Cf. D'Alembert, *Histoire des Membres de l'Académie française*, t. I. p. 95 ss.

[4] So z. B., als 1672 Racine aufgenommen wurde; 1807, als der Verfasser von *Paul et Virginie* drei neue Mitglieder (Laujun, Raynouard und Picard) zugleich begrüſsen muſs u. a. m.

[5] Cf. Paul Mesnard, *Histoire de l'Académie Française, depuis sa fondation jusqu'en 1830,* Paris 1857, p. 234—235 … *La première harangue de réception fut celle de Parny, admis le 6 nivôse an XII.* (27 décembre 1803.)

setzten Akademiker wurden ohne Einzelfeierlichkeiten eingereiht.[1] Es fehlen somit unter Napoleon I. wie unter Ludwig XVIII. Zeugnisse akademischer Beredsamkeit, die der Literarhistoriker gern verwerten würde. Unter den 1803 klanglos eingetretenen Akademikern befindet sich auch der lebenslängliche Schützling Napoleons, Antoine-Vincent Arnault (1766 bis 1834), der zu den elf Exilierten des Jahres 1816 gehört. Am 24. Januar 1829 gleichzeitig mit Etienne zurückberufen, hielt er eine feierliche Gedächtnisrede auf seinen Vorgänger Louis-Benoit Picard (1769 bis 1828). Bereits am 28. Januar 1836 wurde Augustin-Eugène Scribe (1791 bis 1861) Arnaults Nachfolger. Am 26. März 1863 trat Octave Feuillet (1821 bis 1891) an die Stelle des gefeierten Modelustspieldichters. Seit dem 7. April 1892 ist der 1850 geborene Romancier Pierre Loti Inhaber des gleichen Fauteuils. Der Klang der Namen: Arnault, Scribe, Feuillet, Loti ist in vielen Beziehungen lehrreich, besonders für die wetterwendischen Launen des Zeitgeschmacks. Überdies fallen die Aufnahmereden dieser Schriftsteller in historisch wichtige Zeitabschnitte: unter Karl X., Louis-Philippe, das zweite Kaiserreich, die dritte Republik.

Von Arnault melden unsere Literaturgeschichten nur weniges. Heute rühmt man seine Fabeln, vielleicht von Hörensagen, bezeichnet ihn wohl als Tragödiendichter streng klassischer Richtung und somit als Gegner der Romantiker. Ist seine Antrittsrede vom Jahre 1829 geeignet, neues Interesse für ihn zu wecken? Wohl schwerlich, insofern er kein direktes künstlerisches Kredo ablegt. Aber seine kritische Musterung der Verdienste Picards weckt Teilnahme. Denn abgesehen von einer rapiden aber sorgsamen Analyse der meisten Bühnenprodukte Picards gestattet er sich Quellenangaben, lehrreiche vergleichende Ausblicke, auch generalisierende Betrachtungen über die der Prosa wie dem Verse gebührende Rolle im französischen Drama. Auch legt er als Zeitgenosse Zeugnis ab von der historisch treuen Sittenschilderung, die Picards Bühnenstücken zwar nicht ewige Zugkraft, aber das dauernde Interesse der Soziologen sichern wird: *Picard a peint les objets, qu'il voyait, et les seuls qu'il lui fût permis de peindre. Il l'a fait avec une singulière fidélité qui donne à son théâtre une physionomie particulière, et le fera rechercher indépendamment de tout autre mérite, par quiconque voudra connaître les mœurs françaises pendant la période qui s'est écoulée entre le renversement de la société en France et son rétablissement. Rien ne prouve mieux que ce théâtre la justesse de cette opinion d'un de nos confrères*[2] *que l'histoire*

[1] Man ging auf diese Weise einer großen Verlegenheit aus dem Wege, denn die Exilierten konnten doch unmöglich von ihren Nachfolgern in Gedächtnisreden wie Tote gefeiert werden.

[2] Etienne.

des mœurs d'un peuple se retrace dans les modifications qu'a éprouvées son théâtre comique. Arnault benutzt diese Gelegenheit, sich für einen ausgesprochenen Gegner der Prosakomödie zu erklären.[1] *C'est évidemment par les mimes, par les bouffons de place, qui ne se donnaient pas la peine de versifier les improvisations dont ils divertissaient la populace, que l'usage de la prose s'est introduit dans le dialogue comique. En le transportant des tréteaux sur le théâtre, les auteurs d'un ordre supérieur n'ont agi que dans l'interêt de leur paresse. Est-ce agir dans l'interêt d'un art, que d'en rendre la pratique plus facile en le dépouillant d'une difficulté d'où naît son plus bel ornement, et que de mettre à la portée de l'artisan ce qui n'était qu'à la portée de l'artiste?* Picard habe wie Molière nur aus Zeitmangel, als Autor, Schauspieler und zugleich Theaterdirektor die Verskomödie vernachlässigt. Wenn Arnault einen Vergleich mit Regnard, Dancourt, Destouches, ja Beaumarchais riskiert, so beweist dies einerseits die zeitgenössische Beliebtheit seines akademischen Vorgängers, anderseits die Möglichkeit, daſs Picards Verdienste in den Augen der Nachwelt durch erneute Lektüre vielleicht zu steigen vermöchten. Arnault formuliert wenigstens bei aller Vorsicht sein Gesamturteil überraschend günstig: *Aussi moral mais plus comique que Destouches, plus vrai, plus réservé et presque aussi original que Regnard, Picard n'a-t-il pas droit de prendre place sur le même rang qu'eux, où ne doit pas se trouver Dancourt, qui ne met pas toujours dans l'action la vérité qu'on trouve toujours dans son dialogue, et qui s'applique moins à venger la morale qu'à peindre des mœurs dissolues, dans des scènes où il les montre sous l'aspect ridicule moins que sous l'aspect plaisant?* Auch der Stil Picards nötigt Arnault rückhaltlose Bewunderung ab: *Le style de Picard n'est ni moins naturel ni moins comique que celui de Dancourt et de Lesage, et peut-être est-il habituellement plus vif. Il doit cette vivacité à l'usage de certaines ellipses qui jettent dans son dialogue un mouvement qu'on ne trouvait guère avant lui que dans le dialogue de Beaumarchais. Les réparties, chez Picard, ne sont pas à la vérité aussi scintillantes d'esprit et de jeux de mots que chez l'auteur du Barbier, mais elles sont plus vraies; et Picard, si spirituel d'ailleurs, ne diffère guère de Beaumarchais qu'en ce qu'il n'a pas usé de l'esprit jusqu'à l'abus.*

Rein persönliche Ansichten Arnaults treten bei seiner Wiederaufnahme in die Akademie nur verschleiert zutage. Scribes Gedächtnisrede auf den bald verstorbenen secrétaire perpétuel[2]

[1] In völlig entgegengesetztem Sinne äuſserte sich vor einigen Jahren Georges Ohnet im Figaro: *Le vers est une admirable béquille. Il soutient les pièces mal faites. La prose les laisse très bien tomber. Le vers est donc avantageux.*

[2] Ste-Beuve beklagt in den *Nouveaux Lundis* (t. XII, *l'Académie française*) die rasche Aufeinanderfolge von drei secrétaires perpétuels: Auger stirbt 1829, ihm folgt Andrieux, der schon am 10. Mai 1833 stirbt, Arnault ersetzt ihn nur bis zum 16. September 1834.

bringt einen zwar verspäteten aber noch kräftigen Nachhall des Unwillens, den Arnaults Verbannung durch den Gönner seiner Jugend, Ludwig XVIII., in Frankreich erregt hatte. *Singulière destinée que la sienne! Ce protecteur qu'il s'était donné,*[1] *prince alors et plus tard devenu roi, oblige deux fois M. Arnault à sortir de France: en 92 par son départ, en 1815 par son retour.* Äufserst humoristisch beleuchtete Scribe die Mitarbeiterschaft Napoleons am fünften Akte von Arnaults Tragödie *les Vénitiens.* Der ursprüngliche Schlufs des Dramas forderte die Mifsbilligung eines Membre de l'Institut heraus, des Generals Bonaparte, *qui avait en littérature des idées aussi arrêtées qu'en politique. Il détestait Voltaire, il avait le malheur de ne pas aimer beaucoup Racine, mais il aurait fait Corneille premier ministre. Il était pour les dénouemens énergiques, et voulait que même au théâtre toutes les difficultés fussent enlevées à la baïonnette.* Der junge Dichter fügte sich tatsächlich dem kategorischen Befehle: *Il faut que le héros meure! Il faut le tuer ... tuez-le.* Es bedarf kaum der Erwähnung, dafs dem Publikum der neue Tragödienschlufs behagte, und dafs Napoleon huldvoll die Widmung annahm.

Die vergleichend vertiefte[2] Anerkennung des Fabeldichters Arnault durch Scribe ist allem Anschein nach in viele Literaturgeschichten übergegangen.

Einen beträchtlichen Teil des Umfangs seiner Aufnahmerede benutzte Scribe zu einem anderen Zwecke, d. h. zur Verteidigung eines Paradoxon, das ihm sehr am Herzen zu liegen schien. Zwar fühlte sich der begrüfsende Directeur Villemain zu der berechtigten sarkastischen Äufserung veranlafst: *une question que vous avez décidée avec plus d'esprit et de succès que de vérité,* aber Scribes harmlose, pikante Auseinandersetzung spiegelt seine liebenswürdige Persönlichkeit in all ihren Schwächen und Vorzügen. Er gefällt sich in der unwahrscheinlichen Annahme, dafs durch irgendeine Katastrophe sämtliche historische Dokumente von der Erdoberfläche verschwinden könnten. Es sei behauptet worden, dafs in diesem Falle die Comédies einen Ersatz bieten würden. Scribe ist anderer Meinung: viel unersetzlicher dünkt ihn der etwaige Verlust der *virelais, noëls, pont-neufs et vaudevilles*

---

[1] Arnault hatte dem Comte de Provence, dem späteren Ludwig XVIII., seine Tragödie *Marius* gewidmet.

[2] *... ses fables, son plus beau titre littéraire, selon moi; car il a créé un nouveau genre qui restera comme modèle, par cela même qu'il n'a cherché à imiter ni La Fontaine, ni Florian; ce n'est point la naïve bonhomie du premier, ni la sensibilité élégante et gracieuse du second: c'est de l'épigramme, c'est de la satire, c'est Juvénal qui s'est fait fabuliste! comme lui peut-être! Poussant jusqu'à l'excès sa mordante hyperbole, M. A. a-t-il fait la société trop vicieuse et les hommes trop méchants? On a reproché avec raison à Florian d'avoir mis dans ses bergeries trop de moutons: peut-être dans les fables de M. A. y a-t-il un peu trop ... de loups.*

satiriques imprimés jusqu'à nos jours ... Voyons si par hasard et avec ces seuls documents il serait tout à fait impossible de rétablir les principaux faits de notre histoire. Die an diese kühne Behauptung geknüpfte Darlegung der historischen Bedeutsamkeit der 'chansons' ist so geistvoll und witzsprühend, dafs der Leser (wie schon einst der Zuhörer) sich über die Fülle eingetauschter Trugschlüsse gar nicht recht klar wird. Scribe gestattet manchen originellen Ausblick. Wie oft hat das buntscheckige Lied im Laufe der Jahrhunderte keck sein Gewand gewechselt: seit den Zeiten Rolands, der trouvères und ménestrels, der Kreuzzüge, unter Karl VII. und Agnes Sorel, Franz I., der Liga und der Fronde: *Attaquant les rois, renversant les ministres, changeant les parlemens.* Denn in Frankreich war unter den Königen lange Zeit die *chanson la seule opposition possible. On définissait le gouvernement d'alors une monarchie absolue tempérée par des chansons. La liberté de la chanson* ging der Prefsfreiheit voraus. *Sous Mazarin le peuple payait, il est vrai, mais il chantait, c'est à dire il protestait.* Dieser Protest half die Revolutionsideen vorbereiten. *La chanson empêche Richelieu de dormir et Mazarin de dîner.* Auch Ludwigs XIV. geheiligte Majestät dient unausgesetzt ihren spöttischen Angriffen zur Zielscheibe. Hohn ergiefst sich über seine Liebesverhältnisse, seine Feldzüge und nicht zuletzt seine finanzielle Mifswirtschaft. Scribe liefert einige köstliche Vers-Illustrationsproben, u. a. die folgende:

Dans ses coffres pas un doublon!
Il est si pauvre en son ménage,
Qu'on dit que la veuve Scarron
A fait un mauvais mariage!

Das Herannahen der Revolution gestaltet die Chansons zu einer gefürchteten Macht: sie trotzt den lettres de cachet; sie schreibt ihr flammendes Menetekel an die Mauern der Bastille; sie enthüllt schonungslos die Zustände im Sérail von Versailles, gibt unterschiedslos den Monarchen, Minister und Favoritinnen dem bittersten Spotte preis. Auch von dem Welteroberer Napoleon entwirft sie Zerrbilder — solange sein Glücksstern strahlt. Ihre Bedeutung erlischt erst mit der gewährten Pressfreiheit. Jedenfalls besafsen diese so gefällig vorgetragenen Ansichten Scribes im Jahre 1836 den Reiz der Neuheit; man beobachtet ihn mit Vergnügen, solange er sich auf dem Terrain dieser lebensfrischen Dichtungsgattung bewegt. Er fragt allerdings nicht danach, ob die pikanten Anspielungen der Chansons ohne historischen Kommentar jedermann verständlich bleiben würden; er greift — leider — auch zu negativen Einwänden gegen die Bedeutung der Bühnenstücke für zeitgeschichtliche und sittliche Belehrung. Die Literaturgeschichte hat Scribe augenscheinlich nur wie ein recht oberflächlicher Dilettant beurteilt. Am grellsten

offenbart sich sein Mangel sensitiven Verständnisses in einigen Aufserungen über Molière:[1] *La comédie de Molière nous instruit-elle des grands événemens du siècle de Louis XIV? Nous dit-elle un mot des erreurs, des faiblesses ou des fautes du grand roi? Nous parle-t-elle de la révocation de l'édit de Nantes?* Unter Ludwig XV. beschäftige sich die Bühne ebensowenig mit dem *Parc aux Cerfs* und der Teilung Polens, ebensowenig unter Napoleon mit der *manie des conquêtes.* Was die zeitgeschichtliche Sittenschilderung anbelangt, so räumt Scribe ein *que la comédie est plus près de la vérité des mœurs que de la vérité historique,* aber zugleich ist er der Ansicht, dafs nur seltene Ausnahmen, wie *Turcaret,* als *chefs d'œuvre de fidélité* gelten können: *Il se trouve, par une fatalité assez bizarre, que presque toujours le théâtre et la société ont été en contradiction directe.* Eine geschickt zusammengetragene Fülle von Angaben scheint Scribe recht zu geben. Er führt z. B. an, dafs 1793, unbekümmert um den Königsprozefs, *La belle Fermière, comédie agricole et sentimentale* in Paris über die Bretter ging. Immer nur von einem einzigen Gesichtspunkt ausgehend, führt Scribe seine negative Argumentation bis zur Neuzeit und krönt sie mit dem energischen Protest: *Le théâtre est donc bien rarement l'expression de la société — souvent l'expression inverse; et c'est dans ce qu'il ne dit pas qu'il faut chercher ce qui existait.*

Mit dieser pikanten Streitfrage hat sich der bekannteste Bühnendichter der Julimonarchie nicht widerspruchslos in die Akademie eingeführt. Villemains Entgegnung fiel vornehm überlegen aus; der treffliche Literarhistoriker war im Jahre 1836 bereits recht vertraut mit einer psychologisch vertieften Erforschung der grofsen französischen Dichter. Würdevoll wies der noch jugendlich begeisterte Gelehrte den verständnislosen Angriff auf Molière ab: *Connaîtriez-vous parfaitement le siècle de Louis XIV sans Molière? Sauriez-vous aussi bien ce qu'étaient la cour, la ville, et Tartuffe surtout? Il n'est aucune pièce de Molière, jusqu'au drame fantastique de Don Juan, qui ne nous montre quelque côté curieux de l'esprit humain dans le 17e siècle, qui ne vous fasse sentir le mouvement des mœurs, et deviner le travail même des opinions, sous le calme apparent de cette grande et majestueuse époque.* Selbst schwache Dramen sind in mancher Beziehung wertvolle Dokumente. Scribe habe wenigstens *Turcaret* der Erwähnung wert befunden, *et le mariage de Figaro, p. ex., est un renseignement incomparable pour l'histoire et la fin d'une monarchie.*

[1] Als 1829 Etienne an Stelle Augers seinen Sitz in der Akademie zurückgewann, war er im Gegensatz zu dem ihn begrüfsenden Directeur Droz der Ansicht, dafs Augers *Commentaire de Molière* von hohem Werte sei: *Ces qualités qu'il réclamait comme indispensable dans l'homme appelé à mesurer toute la hauteur de Molière, M. Auger les avait en lui-même.* Scribe bekundet viel weniger Verständnis für Molière.

Auf Scribe wie Villemain wirft die geschilderte Akademiesitzung wertvolle Streiflichter. Siebenundzwanzig Jahre später erhalten wir ein neues eigenartiges Bild, als der kaiserliche Günstling, Octave Feuillet, den durch Scribes Tod erledigten Sitz einnimmt und von Vitet begrüſst wird. Diesmal weht Hofstimmung und schnürt klerikaler Einfluſs jeden freieren Meinungsaustausch ein. Feuillets Rede ist sicherlich auch aus diesem Grunde weniger charakteristisch als diejenige Sandeaus vom Jahre 1859, mit der dem Eingeweihten der Vergleich sehr nahe liegt. Sandeau sprach bei dieser Gelegenheit kühn von den groſsen Romanschriftstellern Lesage, Prévost, Balzac, deren Ruhm der Akademie gefehlt habe. Feuillet äuſsert sich über das gleiche Thema (die Bedeutung des Romans für die Literatur) viel behutsamer, im Grunde genommen entsprechend der höfisch-aristokratisch abgeglätteten Tonart seiner einst so vielgelesenen Romane. Als chronologisch wichtig für die ablehnend abwartende Haltung der Akademie gegenüber den Romanschriftstellern ist die einleitende Äuſserung Feuillets hervorzuheben, daſs die Akademie zum zweitenmal innerhalb weniger Jahre einen *simple auteur de romans* in ihre Mitte berufen habe. Auch bezeichnet er im Laufe seiner Auseinandersetzung den Roman bescheiden als *genre secondaire,* dessen Entwickelung er bis zum 14. Jahrhundert zurückverfolgt und als ursprünglich tändelndes Unterhaltungsspiel der höheren Gesellschaftskreise definiert. Er streift die Schäferromane, die preziösen Machwerke des klassischen Jahrhunderts, spricht von einer *éclatante exception*[1] dieser fad behandelten Unterhaltungsstoffe, erwähnt dann in ziemlich knapp gehaltener Aufzählung *Gil Blas, La nouvelle Heloïse, Paul et Virginie, René* und *Corinne* und gleitet schlieſslich mit ziemlich vagen Äuſserungen, ohne auch nur einen einzigen Namen oder Titel zu nennen, über alle gefeierten Romanschriftsteller seines Zeitalters hinweg. *La fiction, la description pittoresque, l'étude des caractères et des passions, les domaines autrefois réservés et distincts de la poésie, du théâtre, de la philosophie même et de l'histoire, — le roman envahissait tout, et quelquefois usurpait tout. Les imaginations les plus riches, les esprits les plus pénétrants, les plumes les plus heureuses, rivalisaient en ce genre, d'invention séduisante, d'observation forte et d'éloquence passionnée. Le roman, par ses mérites et aussi par ses excès, par la complicité ardente du goût public dans toutes les classes de la nation, par son action manifeste sur les idées et sur les mœurs du siècle, témoignait d'une vitalité véritable. Il avait prouvé, dans l'ordre littéraire, qu'il pouvait servir à la gloire du pays, dans l'ordre moral, qu'il pouvait faire le bien et le mal.* Moral lautete in der Tat die an diesem merkwürdigen Tage ausgegebene Parole der Akademie. Der

[1] Jedenfalls ist Madame de La Fayette gemeint.

Feuillet begrüßsende Directeur (Vitet) war sichtlich bemüht, diese anscheinend sittlich gedämpfte Atmosphäre noch durch einen gewagten Vergleich zwischen Musset und Feuillet drückender zu gestalten. Allerdings nur in einer ganz begrenzten Richtung. Feuillet hat bekanntlich zu Mussets *Spectacle dans un Fauteuil* anmutige Fortsetzungen geliefert. Vitet ist zwar ehrlich genug, den höheren dichterischen Gehalt der Mussetschen Produkte gebührend hervorzuheben und gegen Feuillet einzuwenden: *La touche moins ferme, le trait moins assuré, et l'expression bien que svelte et piquante 'ne faisait pas jaillir aussi souvent ces éclairs de pensée, ces notes incomparables où se trahissait le poëte'; mais en revanche quel parfum plus salubre, quelle atmosphère nouvelle, quel calme et quelle sérénité. Plus de froide ironie, plus de mots desséchants, plus d'images suspectes: le licencieux et le sceptique avaient à la fois disparu ... Tout en vous inspirant des grâces de votre modèle, tout en lui dérobant ses secrets, vous preniez hardiment le contrepied de ses doctrines.*

Wahrlich, die klerikale Partei am Hofe Napoleons III. konnte am 26. März 1863 mit der Akademie zufrieden sein. Die sittlichstrenge Tendenz der Werke Feuillets trug — wohl zum ersten und einzigen Male in seinem Leben — einen offiziell verkündeten Sieg über ein Genie wie Musset davon. Wird ihm diese klerikal beeinflußte Anerkennung wirklich Freude bereitet haben? Eine noch seltsamere posthume Ehrung stand ihm allerdings im Jahre 1892 durch seinen akademischen Nachfolger Pierre Loti bevor.

Loti hat sich mit der ihm eigenen lässigen, halb naiven, halb manierierten rhetorischen Grazie in die Akademie eingeführt. Seine Rede ist bekanntlich im französischen wie im ausländischen kritischen Blätterwalde mit teilweise mißfälligem Rauschen begrüßt worden, unterzog man sich doch sogar der Mühe einer Berechnung, wie oft er das liebe Wörtlein 'ich' in den Mund genommen habe. Und das war eigentlich nicht verwunderlich: Loti bot doch nur einen spontanen Ausfluß seiner künstlerischen Eigenart, des stark persönlichen Gepräges seiner Werke. Als unverschleiert subjektives Bekenntnis des Verfassers der *Pêcheurs d'Islande* ist die Rede wertvoll, wenn sie auch als Wildling dem Maßstab des Literarhistorikers und methodischen Kritikers widerstrebt. Haarscharf analysiert, spiegelt sie zwei widerspruchsvolle Anschauungen Lotis: einerseits sein Verlegenheitslob einer Romangattung, die als echtes Salonprodukt von der Herrscherlaune der Mode abhängig ist, überdies eine Kluft bildet zwischen veralteter und moderner Künstlertechnik, die sich bei dem grellen Kontrast Feuillet-Loti nicht durch pietätvoll vermittelnde Sentimentalität überbrücken läßt. Anderseits das sich leise regende Mißfallen des angehenden Vierzigers, der sich hochmodernen literarischen Strömungen gegenüber bereits zur Defensive rüstet. Wer wagt nach seiner Ansicht, Feuillet für veraltet zu erklären?

Certaines petits jeunes gens, qui se croient des auteurs pour avoir publié deux ou trois saugrenuités inintelligibles dans ces feuilles éphémères consacrées aux déliquescences cérébrales du jour. Der klare Denker Loti, dem ein kristallheller Stil zu Gebote steht, konnte für die stark gärende Richtung der 'Symbolistes'[1] freilich nicht viel Verständnis übrig haben. Er vergaſs sogar momentan, daſs diese von ihm so scharf bekrittelte Dichtergruppe eine wirkungsvolle Gegenströmung gegen den von ihm am gleichen Tage schroff bekämpften Realismus und Naturalismus verhieſs. Seine Polemik kam — insofern wir sie nicht als offiziellen Protest der französischen Akademie auffassen wollen — zu spät, da die ersehnte Reaktion gegen Zolas Schule[2] bereits eingetreten war, jedoch beansprucht sie historisches Interesse, da auch sie geeignet ist, Wandlungen der Literaturinteressen zu veranschaulichen, die als stetig sich weitende Wellenringe schlieſslich unmerklich im weiten Ozean des Völkergeschmackes verlaufen. Lotis Äuſserungen offenbaren den freimütigen Blick des Seemanns, der eher über den Koterien steht: *Le réalisme et le naturalisme qui en est l'excès, je suis loin de contester leurs droits: mais comme de grands feux de paille impure qui s'allument, ils ont jeté une épaisse fumée par trop envahissante. La condamnation du naturalisme est, d'ailleurs, en ceci, c'est qu'il prend ses sujets uniquement dans cette lie du peuple des grandes villes, où ses auteurs se complaisent. N'ayant jamais regardé que cette flaque de boue, qui est très spéciale et très restreinte, ils généralisent, sans mesure, les observations qu'ils ont faites-et, alors, ils se trompent outrageusement. Ces gens du monde qu'ils essayent de nous peindre, ou bien ces paysans, ces laboureurs, pareils tous à des gens que l'on prendrait dans des bals de Belleville, sont faux. Cette grossièreté absolue, ce cynisme qui raille tout, sont des phénomènes morbides, particuliers aux barrières parisiennes, j'en ai la certitude, moi qui arrive du grand air du dehors. Et voilà pourquoi le naturalisme, tel qu'on l'entend aujourd'hui, est destiné — malgré le monstrueux talent de quelques écrivains de cette école, à passer, quand la curiosité malsaine qui le soutient se sera lassée ...* Der begrüſsende Directeur de Mézières protestierte mit vollem Rechte gegen Lotis Bemühung, seine eigene Künstleranschauung mit derjenigen Feuillets zu identifizieren:[3] *n'est-ce point là une illusion ou un artifice de piété académique?* Denn Loti hatte es wahrlich

[1] Cf. A. G. van Hamels treffliche kleine Studie: *Fransche Symbolisten* (Overdruk uit de Gids), 1902.

[2] Man datiert bekanntlich den Abfall einer Anzahl Jünger Zolas von dem Erscheinen seines Romans *La Terre.*

[3] Beachtenswert bleibt Lotis nachdrückliche Erklärung: *Un commun dégoût nous unissait d'ailleurs contre tout ce qui est grossier ou seulement vulgaire, et peut-être aussi, il faut l'avouer, un commun éloignement trop dédaigneux, pas assez tolérant, à peine justifiable, pour ce qui tient le milieu de l'échelle humaine, pour les demi-éducations et les banalités bourgeoises.*

nicht nötig, sich hinter dem bröckelnden Gemäuer des veralteten Schloſsbaues eines Feuillet wie hinter einem Schutzwall zu verschanzen, um Angriffe auf neuere und neueste Parnaſsströmungen Frankreichs zu unternehmen. Aber in einer wichtigen Beziehung stieſs Loti bei Mézières auf völliges Verkennen seiner künstlerischen Eigenart. *Quoique vous restiez un idéaliste convaincu, vous ne reculez pas devant la reproduction la plus hardie de la réalité... Aucun roman naturaliste ne dépasse en horreur et en réalité la peinture que vous nous faites des dernières années, des derniers jours d'un vieux marin. L'école nouvelle, même la vôtre, ne connaît pas les scrupules littéraires qui tourmentaient la vie et qui troublaient la conscience d'Octave Feuillet. Pourvu qu'elle secoue nos nerfs, qu'elle fasse passer dans nos veines un frisson de pitié ou de terreur, les moyens lui sont indifférents. Sentiments et sensations, angoisses morales et souffrances physiques, tout vous est bon, Monsieur, pour nous arracher des larmes. Personne de notre temps n'en fait plus verser que vous.* Unbestreitbar arbeitet Loti mit viel intensiveren Farben wie Feuillet, seine Kunst wirkt modern-sensitiv, aber war er nicht durchaus berechtigt, die zarte Feinheit seiner Darstellungsgabe von den brüsken Mitteln der Hauptvertreter des modernen Realismus, insbesondere eines Zola, abzusondern? Ihm widerstrebt die dumpfe, drückende Atmosphäre der widrig lasterhaften Groſsstädte. Dem frischen Auge des Weltumseglers hat der strahlende Abglanz einer lichteren Sonne reinere Linien, edlere materielle und geistige Konturen eingeprägt. Glücklicherweise besann sich de Mézières auf die *peinture plus discrète de la douleur* in den *Pêcheurs d'Islande*. Aus den Schluſsworten seiner Begrüſsungsrede klingt die warme Anerkennung des praktischen Nutzens, den der Romancier Loti durch seine plastisch ergreifende Schilderung des Fischerelends seiner bretonischen Heimat gestiftet hat. Die gerügte literarische Skrupellosigkeit der modernen Kunst hat in diesem Falle ungeahnt segensreiche Wirkungen zu verzeichnen, weil sie der oberflächlichen Lebensflüchtigkeit moderner Generationen werktätige Teilnahme an ergreifendem Menschenelend zu entlocken vermocht hat. Das Meisterwerk *Pêcheurs d'Islande* verzeichnet somit von der Leserschar ungeahnte Nützlichkeitserfolge, deren hochpoetische Kristallisation der rührenden Heimatsliebe des Seemanns ihre Entstehung verdankt!

In malerischem Kontraste zu der mehr nüchternen Utilitätsfrage steht die fesselnde Eingangsschilderung der Rede Lotis. Hier ist der Dichter, in einem glücklichen Momente, zum Worte gekommen. Wie originell wirkt diese Situationsbeschreibung! Niemals ist wohl die Kunde eines Wahlerfolges auf bizarrerem Wege zu den Ohren eines in fernen Landen weilenden zukünftigen Akademikers gedrungen. Das Stimmungsbild, das er entwirft, gleicht der feinsten Mosaik bunt wechselnder Dichter-

empfindungen, insbesondere in der dem Seemann charakteristischen Mischung von Lebensfreude mit Wehmut: *Tout en glissant sur l'eau tranquille, je déchirai un à un, les papiers bleus, lisant de près, aux dernières lueurs rouges du jour, dans le beau crépuscule commençant, ces félicitations qui m'arrivaient de toutes parts, et où les mots: joie, bonheur, revenaient toujours à côté du mot gloire. Dans ce calme du jour de printemps qui finissait, cet instant me semblait solennel, comme chaque fois qu'un grand pas vient d'être franchi dans la vie; je sentais même une sorte d'angoisse étrange, comme si un manteau trop magnifique—mais en même temps trop lourd, trop immobilisant—eût été tout à coup jeté sur mes épaules. Et puis, je songeais à celui dont le départ m'avait ouvert ces portes, et qui précisément avait été, dans le monde des lettres, le premier déclaré de tous mes amis intellectuels; il me semblait qu'en prenant sa place, je le plongeais plus avant dans la grande nuit où nous allons tous.* —

Ist die Geschichte des Fauteuil 'Loti' im 19. Jahrhundert nicht überaus lehrreich? Dringt nicht aus den *Discours de réception* eines Arnault, Scribe, Feuillet, Loti ein lebensvoller Hauch beachtenswerter individueller Begabung? Für die Kenntnis der Geschichte des französischen Theaters wie des französischen Romans im 19. Jahrhundert sind aus der Lektüre dieser Aufnahme- und Begrüßsungsreden wertvolle Fingerzeige und Berichtigungen einzusammeln. Und zwar rechtzeitig. Denn in seinen originellen *Sensations d'Italie*[1] erteilt Bourget den Literarhistorikern eine beachtenswerte Lehre ... *Un livre, par exemple, n'est plus tout à fait le même à cent ans de distance. Les mots n'en ont pas bougé, mais gardent-ils exactement le même sens? Quel lecteur habitué aux sensations intellectuelles ne comprend que, pour un homme du dix-septième siècle, les vers de Racine n'étaient pas ce qu'ils sont devenus pour nous? ... Il semble qu'en effet nous ajoutions à l'œuvre en l'interprétant d'une certaine manière et dans le sens de nos besoins personnels d'esprit. En réalité, ce que nous paraissons lui ajouter, elle nous le suggère. Elle portait en elle la possibilité. La preuve en est que certaines créations seulement des temps passés ont gardés cette puissance, d'autres non.* Die *Discours de réception* sind mehr oder weniger 'Stimmungsbilder, die verblassen'. Tragen wir rechtzeitig Sorge, die Quellen zu würdigen, denen sie ihre Entstehung verdanken. Auch im Schoſse der französischen Akademie pulsiert literarischer Lebensstrom; seine Frische und Originalität unbefangen zu genieſsen und fruchtbringend auszunutzen ist eine Pflicht, die bis jetzt nur in vereinzelten Fällen getreue Erfüllung gefunden hat.

[1] *Sensations d'Italie*, p. 130.

München. M. J. Minckwitz.

Sur 'les Contemplations' de Victor Hugo.

L'un des plus fidèles amis de Victor Hugo, son exécuteur testamentaire, le poète M. Paul Meurice, a entrepris de publier une nouvelle édition des œuvres complètes de Victor Hugo, qui formera quarante volumes,[1] et qui deviendra bien vite indispensable aux bibliophiles comme aux lettrés. Les bibliophiles y trouveront une impression d'une beauté grave, due à l'Imprimerie Nationale de Paris, des facsimilés des manuscrits, et des gravures empruntées aux éditions antérieures, à la *Maison de Victor Hugo,* aux archives de la Comédie Française, etc. — Les lettrés y trouveront mieux encore: l'histoire des œuvres publiées, des notices bibliographiques et iconographiques, des variantes, des textes nouveaux, des traces multiples et précieuses des recherches préparatoires et du travail de composition auxquels se livrait le fécond écrivain. Trois volumes ont paru déjà[2] et, pour *Notre-Dame de Paris,* nous avons des canevas curieux, qui nous permettent de suivre les tâtonnements du romancier; pour *Marie Tudor* et pour *les Burgraves,* deux prologues inconnus, dont le second ne compte pas moins de six cents vers. *Les Contemplations* ne sont pas accompagnées de documents de ce genre; mais M. Paul Meurice, sans faire une édition vraiment critique, en a multiplié les variantes, et surtout il nous a donné, sur les diverses pièces qui composent ce recueil, des indications chronologiques complètes, qui sont d'une capitale importance. C'est sur la chronologie nouvelle des *Contemplations* que je voudrais appeler l'attention de mes lecteurs.

Les Châtiments datent de 1853; *les Contemplations* ont été publiées à Paris le 24 avril 1856, mais d'après une impression belge qui était achevée à la fin de 1855. Deux années seulement séparent donc les deux ouvrages, et ces deux années ont été consacrées à beaucoup d'œuvres, outre *les Contemplations.* Sans parler des discours, lettres et actes politiques de toute sorte que l'on trouve dans *Actes et paroles,* Victor Hugo composait alors un grand nombre de pièces de la future *Légende des siècles;* en 1854 il écrivait la plus grande partie de *la Fin de Satan* et, en 1855, amené, par les *Con-*

[1] Grand in-8° à 10 francs le volume. Paris, librairie Ollendorff.
[2] *Roman: Notre Dame de Paris; — Théâtre,* tome III; — *Poésies: les Contemplations.*

templations mêmes, à sonder les problèmes métaphysiques, il écrivait *Dieu,* terminé au mois d'avril. D'autres poésies datent aussi de cette période, qui ont été insérées dans des recueils postérieurs: *les Chansons des rues et des bois* (1865), *les Quatre vents de l'esprit* (1881), *Toute la lyre* et *les Années funestes* (recueils posthumes). Sans qu'une liste de ces dernières pièces soit utile, on voit combien l'activité du poète était prodigieuse au temps où il écrivait *les Contemplations.*

Il est vrai que *les Contemplations* n'ont pas le caractère des recueils lyriques antérieurs. Eux ne nous donnaient de renseignements sur l'âme et l'art de Victor Hugo qu'à un moment précis et court; *les Contemplations* sont une autobiographie morale et poétique allant de 1830 à 1855 — 1856 même, si l'on consulte les dates de certaines poésies — et formée de documents qui s'échelonnent le long de ce 'Grande mortalis aevi spatium'. Du moins le poète nous le dit et, malgré quelques restrictions peu importantes, les critiques le répètent.

Victor Hugo écrit dans sa préface:

'Si un auteur pouvait avoir quelque droit d'influer sur la disposition d'esprit des lecteurs qui ouvrent son livre, l'auteur des *Contemplations* se bornerait à dire ceci: ce livre doit être lu comme on lirait le livre d'un mort.

'Vingt-cinq années sont dans ces deux volumes. *Grande mortalis aevi spatium.* L'auteur a laissé, pour ainsi dire, ce livre se faire en lui. La vie, en filtrant goutte à goutte à travers les événements et les souffrances, l'a déposé dans son cœur. Ceux qui s'y pencheront retrouveront leur propre image dans cette eau profonde et triste, qui s'est lentement amassée là, au fond d'une âme.

'Qu'est-ce que *les Contemplations?* C'est ce qu'on pourrait appeler, si le mot n'avait quelque prétention, *les Mémoires d'une âme.*

'Ce sont, en effet, toutes les impressions, tous les souvenirs, toutes les réalités, tous les fantômes vagues, riants ou funèbres, que peut contenir une conscience, revenus et rappelés rayon à rayon, soupir à soupir, et mêlés dans la même nuée sombre. C'est l'existence humaine sortant de l'énigme du berceau et aboutissant à l'énigme du cercueil; c'est un esprit qui marche de lueur en lueur, en laissant derrière lui la jeunesse, l'amour, l'illusion, le combat, le désespoir, et qui s'arrête éperdu "au bord de l'infini". Cela commence par un sourire, continue par un sanglot, et finit par un bruit du clairon de l'abîme.

'Une destinée est écrite là jour à jour.'

L'ouvrage lui-même est divisé en deux parties, subdivisées chacune en trois livres: I. *Autrefois: 1830—1843* (*Aurore, l'Ame en fleur, les Luttes et les rêves*); II. *Aujourd'hui: 1843—1855* (*Pauca meae, en Marche, au Bord de l'infini*). La plupart des pièces sont datées, et, si nous classons ces dates, voici à quel tableau nous arrivons:

Aurore a une pièce qui remonte à 1820; deux qui sont datées d'une façon vague; seize qui vont de 1830 à 1840; sept qui vont

de 1840 à 1843. Une — la pièce VIII — est de 1854, mais parce qu'elle est une *suite* (c'est du reste le titre) de la pièce VII, datée de 1834 et intitulée *Réponse à un acte d'accusation.* Cette pièce étant exceptée, ce livre est pour la plus grande partie antérieur à *Rayons et ombres,* en partie peu postérieur.

L'Ame en fleur commence moins tôt, comme il est naturel, mais ne nous fait pas descendre plus bas. Ce livre contient une pièce de 1839 et vingt-sept non datées; ce sont des pièces d'amour qui rappellent les poèmes d'amour, non datés aussi, des *Chants du crépuscule* ou des *Voix intérieures,* et qui doivent être sans doute du même temps.

Nous ne commençons à descendre qu'avec *les Luttes et les rêves*: cinq pièces antérieures à 1840; trois de 1840; une de 1841; quatre de 1842; seize de 1843; une de 1846.

Le livre *Pauca meae,* formé par les poésies inspirées par la mort de Léopoldine, ouvre nettement une période nouvelle de la vie de Hugo: 'Nous venons de le dire, c'est une âme qui se raconte dans ces deux volumes: *Autrefois, Aujourd'hui.* Un abîme les sépare, le tombeau.' Il est donc naturel que ce livre commence par une sorte de prologue, daté de 1843 et antérieur au mariage de Léopoldine, sur la noble destinée qu'on pouvait prédire à cette jeune fille; qu'il continue par une pièce sur le mariage même (15 février 1843); qu'il nous signale par une simple ligne de points la catastrophe du 4 septembre 1843, et qu'il nous présente ensuite, de 1844 à 1854, les lamentations du père-poète.

Le livre V, *En marche,* a une pièce sans millésime; le reste est de 1846 (une pièce, avec post-scriptum de 1855), de 1852 (deux pièces), de 1854 (huit pièces) et de 1855 (quinze pièces).

Le livre VI, *Au bord de l'infini,* remonte à 1846 pour l'élégie de *Claire,* mais se place ensuite tout entier pendant l'exil: 1852 (une pièce); 1853 (quatre), 1854 (sept), 1855 (onze), 1856 (deux).

L'ensemble du recueil est encadré par un prélude de 1839 et la belle pièce d'envoi à sa fille morte, *A celle qui est restée en France,* 1855.

A vrai dire, quelques-unes de ces dates ont été discutées. M. Biré[1] a ingénieusement montré que la *Réponse à un acte d'accusation* ne pouvait pas être de 1834, parce qu'en 1834 le poète n'aurait pas employé les mots doubles, les mots centaures, comme on les a appelés, qui abondent dans ce poème: le *bagne lexique,* la *borne Aristote,* l'*astre Institut,* la *lettre aristocrate,* la *lanterne esprit,* la *balance hémistiche,* la *cage césure.* Le même critique a affirmé que la pièce *Ecrit en 1846* était certainement antidatée;[2] et M. Rochette[3]

---

[1] *Victor Hugo après 1852,* page 95—97. [2] *Victor Hugo après 1830,* Ch. V. [3] *l'Alexandrin chez Victor Hugo,* p. 40.

a contesté aussi la date de 1835 attribuée aux pièces *A Horace* et *les Oiseaux.*

Dans leur ensemble cependant, les indications, en quelque sorte officielles, des éditions ont été acceptées, et on en a tiré des conclusions littéraires fort importantes. M. Fernand Gregh écrit dans ses études sur Victor Hugo[1]: 'Le premier ouvrage qu'il donna au monde fut l'œuvre de sa colère, *les Châtiments.* Mais il continuait là (à Jersey), dans cette solitude laborieuse, une œuvre commencée, mûrie déjà dans la retraite où il s'était enfermé après la mort de sa fille, *les Contemplations.* Hugo, en effet, s'était mis à les écrire immédiatement après *les Rayons et les ombres* (quelques pièces, peut-être antidatées, sont même marquées comme étant de 183...), et *la plupart des pièces du premier volume,* Autrefois, *sont antérieures à 1843.'* En conséquence, M. Gregh, qui veut faire des œuvres de Victor Hugo une revue strictement chronologique, étudie *les Contemplations* (et même le second volume, qu'il était difficile de séparer du premier) avant *les Châtiments.* Ainsi ne fait pas M. Brunetière dans le cours fameux où il étudie l'évolution de la poésie lyrique au XIX[e] siècle. Voulant étudier conformément à la chronologie *la seconde manière de Victor Hugo,* il laisse *les Châtiments* avant *les Contemplations;* mais il a bien soin d'ajouter:

'Vous me permettrez de ne rien dire du premier volume des *Contemplations.* Les pièces qu'il contient sont toutes datées de 1830 à 1843 et, — sans examiner à ce propos les raisons que le poète avait eues de ne pas les insérer dans ses précédents recueils [*en note:* "J'ai tâché d'indiquer plus loin quelques-unes de ces raisons"], — toujours est-il que la facture n'en diffère pas sensiblement de celle des *Chants du crépuscule,* ou des *Voix intérieures.* Même observation à faire du premier livre du second volume: c'est celui qu'il a consacré à la mémoire de sa fille, sous le titre de *Pauca Meae.* Vous y trouverez d'ailleurs quelques-uns de ses chefs-d'œuvre: *Trois ans après; Veni, vidi, vixi; A Villequier.* ...

'Mais tout en étant plus émues, plus sincères, plus humaines peut-être, moins mêlées de rhétorique que *la Prière pour tous* ou *la Tristesse d'Olympio,* je ne trouve pas, Messieurs, que rien d'essentiel les en distingue, — si ce n'est un degré de maîtrise ou de perfection de plus.

'Il n'en est qu'une qui fasse exception; c'est la douzième de ce premier livre: *A quoi songeaient les deux cavaliers dans la forêt;* et aussi est-elle datée de 1853.

> La nuit était fort noire et la forêt très sombre,
> Hermann à mes côtés me paraissait une ombre,
> Nos chevaux galopaient ...

'Ce n'est pas qu'elle ne soit extrêmement romantique, presque allemande, — et, si je ne me trompe, visiblement inspirée de la *Lénore*

[1] *Revue de Paris,* 15 mars 1902, p. 338.

de Burger, — mais, en l'étudiant de plus près je ne crois pas me tromper non plus quand j'y vois l'indication au moins d'un changement de manière ...[1]'

De ces positions la critique est en grande partie délogée par ce qui est maintenant connu du manuscrit autographe des *Contemplations*. Déjà M. Victor Glachant, dans une étude critique publiée par la *Revue universitaire*[2], avait donné pour certaines pièces les dates du manuscrit et avait fait remarquer qu'elles n'étaient pas celles des éditions; mais ces indications de M. Glachant étaient peu nombreuses. M. Paul Meurice, dans la belle édition des œuvres de Victor Hugo qu'il fait imprimer par l'Imprimerie nationale, est allé beaucoup plus loin: avec une très intéressante histoire des *Contemplations*, des notes sur certaines pièces et une longue série de variantes, il a donné la liste complète des dates du manuscrit comparées aux dates que Victor Hugo avait assignées à ses poésies dans les éditions. Pour un petit nombre de pièces seulement la date manque dans le manuscrit, mais M. Paul Meurice a pu la suppléer en considérant le papier employé par le poète, le caractère de son écriture et d'autres indices encore. Maintenant enfin, nous avons une base sérieuse pour étudier la composition du recueil.

Lorsque, en 1854, Victor Hugo a conçu le projet de revenir à la poésie lyrique et de faire succéder aux *Châtiments* les *Contemplations*, il se proposait d'abord de ne publier qu'un seul volume; une note, écrite sur la feuille de titre, porte: 'Trier encore, Dans le volume actuel ne mettre que Dieu, la nature et Didine (Léopoldine).' Puis, l'idée d'écrire *les Mémoires d'une âme* a séduit le poète, et il s'est arrêté quelque temps à ce premier plan:

Tome I. ***Autrefois.*** — 1833--1842.
Livre premier: ***les Joies***
Livre deuxième: ***les Rêves*** (?)
Tome II. ***Aujourd'hui.*** — 1842—1854.
Livre troisième: ***Au bord du tombeau*** (ou ***le Tombeau***)
Livre quatrième: ***Au bord de la mer*** (ou ***l'Exil***).

Il songeait aussi à d'autres titres: ***Vivre. — Rêver. — Pleurer. — Mourir.*** Et il dédiait son livre à la France, pour laquelle il écrivait l'épigraphe qui est ensuite passée en tête de *la Légende des siècles*.

Peu à peu, le plan s'est modifié; les quatre livres ont fait place aux six livres actuels; l'ensemble de l'œuvre a été dédié *à celle qui était restée en France,* dans le cimetière de Villequier; mais, plus que jamais, Victor Hugo s'attachait à l'idée de faire son histoire poétique,

[1] Brunetière, *L'Évolution de la poésie lyrique en France au XIX[e] siècle,* 1894, t. II, p. 87—88.
[2] Avril 1898, p. 362 sqq.

de donner aux lecteurs un cycle de poèmes qui caractérisât les diverses phases de sa vie — et aussi de la leur, puisque 'nul de nous n'a l'honneur d'avoir une vie qui soit à lui. Ma vie est la vôtre, votre vie est la mienne, vous vivez ce que je vis; la destinée est une'[1]. Victor Hugo voulait pouvoir dire au public: 'Vingt-cinq années sont dans ces deux volumes. ... L'auteur a laissé, pour ainsi dire, ce livre se faire en lui. La vie, en filtrant goutte à goutte à travers les événements et les souffrances, l'a déposé dans son cœur[2].'

Or, les poèmes de l'heure présente, Victor Hugo n'avait qu'à les écrire; les élégies et les méditations que lui avait inspirées la mort de sa fille, il les avait conservées, émouvantes et sublimes; mais, pour les périodes antérieures, les recueils déjà publiés avaient presque tout pris et il n'y avait que peu de chose dans les portefeuilles du poète. Il fallait donc ou renoncer à son programme ou fabriquer après coup de 'vieilles chansons du jeune temps'; et c'est à quoi Hugo se décida. Les pièces écrites, il les datait d'après les souvenirs qu'elles évoquaient ou, si je puis dire, d'après l'âge des sentiments qu'elles exprimaient. Dans cette sorte de reconstitution, le goût seul devait guider le poète; les dates étaient à lui comme les vers mêmes; il pouvait les inventer pour les pièces nouvelles, il pouvait même les changer pour les pièces anciennes; et, de fait, il les a changées souvent.

En agissant ainsi, avouons-le, il avait quelquefois d'autres raisons que des raisons de goût, et les adversaires de Victor Hugo n'avaient pas tout à fait tort de le soupçonner. Si la *Réponse à un acte d'accusation* a été datée de 1834 (au lieu de 1854, où elle a été composée en même temps que la pièce *Suite*), c'est bien parce que le poète trouvait flatteur pour lui d'avoir eu dès 1834 la pleine conscience de son rôle révolutionnaire en poésie. Mais il ne songeait pas à tromper longtemps le public, puisqu'il laissait la date exacte,

---

[1] Préface.

[2] Une fois éclairé sur l'histoire vraie des *Contemplations*, on remarque aisément que la préface ne dit pas ce qu'elle semblait dire autrefois. Dans le passage que nous venons de citer, comme dans celui qui le suit immédiatement, pas un mot n'affirme que les états d'âme successifs du poète sont représentés dans son livre par des pièces qui en sont contemporaines; au contraire, les expressions employées nous invitent à admettre que le poète a évoqué du fond de son âme les *souvenirs*, qui y *dormaient*, du passé (cf. le dernier vers de *la Tristesse d'Olympio*:

C'est toi qui dors dans l'ombre, ô sacré souvenir).

Je cite encore une fois, en soulignant les termes les plus expressifs: 'L'auteur a laissé, pour ainsi dire, ce livre se faire *en lui*. La vie, en filtrant goutte à goutte à travers les événements et les souffrances, l'a déposé *dans son cœur*. Ceux qui s'y pencheront retrouveront leur propre image dans cette eau profonde et triste, *qui s'est lentement amassée là, au fond d'une âme* ... Ce sont, en effet, toutes les impressions, *tous les souvenirs, toutes les réalités, tous les fantômes vagues, riants ou funèbres, que peut contenir une conscience, revenus et rappelés* rayon à rayon, soupir à soupir, et mêlés dans la même nuée sombre'.

toutes les dates exactes sur son manuscrit, qu'il destinait, avec les autres manuscrits de ses œuvres, à la Bibliothèque Nationale. Une seule fois peut-être il est permis de le prendre en flagrant délit de supercherie complète. Une pièce qui est, au point de vue politique, le pendant de ce qu'est, au point de vue littéraire, la *Réponse à un acte d'accusation,* et qui, comme elle, a un post-scriptum daté de 1855, porte pour titre: *Écrit en 1846.* M. Paul Meurice lui-même doute que Victor Hugo ait pu avoir en 1846 les idées qu'il affiche dans ce poème; et cependant, au lieu de le dater dans son manuscrit de 1854, Victor Hugo a écrit: 'Recopié le 12 novembre 1854'; et à côté de ces deux vers:

> Mais, Longwood et Goritz m'en sont témoins tous deux,
> Jamais je n'outrageai la proscription sainte,

il a ajouté cette note: 'On n'a rien changé à ces vers écrits en 1846: aujourd'hui l'auteur eût ajouté Claremont.'

Mais il est arrivé aussi que les soupçons portassent — au moins en partie — à faux. La pièce *A propos d'Horace,* datée de 1835, a bien été achevée à Jersey en 1855; seulement elle avait été commencée à Paris, à une date que le manuscrit ne précise pas. Et ce qui est arrivé surtout, c'est que le poète ait changé ses dates sans dessein intéressé, qu'il les ait changées même par habitude d'en disposer librement, et sans but nettement visible.

Quoi qu'il en soit, on voit que d'assertions ruineuses ont été fondées sur les dates des éditions, et avec quel soin il faudra désormais examiner les dates réelles.

Il ne peut plus être question, par exemple, pour faire l'histoire des villégiatures de Victor Hugo, de s'appuyer sur les pièces des *Contemplations* qui prétendent avoir été écrites à Granville ou aux Roches [1]. Les Roches, propriété des Bertin, et la vallée de la Bièvre où cette propriété était située, ont tenu une grande place dans la vie du poète. Là ont été écrits ou inspirés, entre autres poèmes, *Bièvre* des *Feuilles d'automne* (6 juillet 1831) et *la Tristesse d'Olympio* (21 octobre 1837); de là peut-être vient la pièce *Le poète s'en va dans les champs* des *Contemplations,* datée de juin 1831 et qui est en réalité du 31 octobre 1843; mais *A André Chénier* n'est plus né aux Roches en juin 1830, ni *Oui, je suis le rêveur* en août 1835: les deux œuvres sont nées à Jersey, et en 1854.

---

[1] Cependant M. H. Dupin écrit dans son *Étude sur la chronologie des Contemplations, Mélanges d'hist. litt.,* p. 106, n. 1 (voir la *note additionnelle* ci-après): 'Il convient de constater ici avec quel souci d'exactitude et de précision Victor Hugo antidate ses pièces. Partout où la vérification est possible, on s'aperçoit que le poète se trouvait réellement aux endroits qu'il indigne dans son édition, le jour ou dans le mois dont il date sa pièce. On peut vérifier, à l'aide de la Correspondance et des récits de voyage, qu'il était bien: Aux Roches, en juin 1831 (pièce I, 1, 2) etc. . . .' — Mais aucune vérification n'a été possible pour les deux poèmes que je cite à la fin de cet alinéa: *A André Chénier* et *Oui, je suis le rêveur.*

De même on ne pourra plus dire, comme je l'ai fait moi-même dans mon *Victor Hugo poète épique* (p. 19), que la fin de *Halte en marchant* préludait à la poésie épique de la *Légende* dès 1837, puisque *Halte en marchant* est, en réalité, de 1855.

Mais il importe aussi qu'une réaction aveugle contre les anciens dires ne fasse pas maintenant méconnaître tout ce qui, dans la première période de la carrière de Hugo, a préparé et rendu possible la seconde. Tout ce qui constitue la profonde et éblouissante poésie de l'exil était en germe dans l'œuvre antérieure, et il y a dans la première partie des *Contemplations* des pièces caractéristiques qui sont anciennes. Si *Halte en marchant* est de 1855, *le Rouet d'Omphale,* que je citais au même endroit de mon livre, est de 1843; de 1840 est *la Fête chez Thérèse*; *la Vie aux champs* et *la Source* sont de 1846; *Melancholia* a été composée en plusieurs fois de 1833 environ à 1838.

Passons en revue les six livres des *Contemplations,* et, après en avoir indiqué la chronologie conventionnelle, indiquons-en maintenant la chronologie réelle.

La production du livre I, *Aurore,* ne part plus de 1820, puisque la courte pièce intitulée: *Vers 1820* est de 1854; elle ne part plus même de 1836, puisque la pièce intitulée: *A Granville, en 1836* est, elle aussi, de 1854; nous y trouvons une poésie de 1839 (N° I), deux de 1840 (N^os^ X et XXII; encore le N° X a-t-il été remanié en 1855), une de 1841 (XVII), deux de 1842 (III et XX), trois de 1843 (II, XI et XXV), deux de 1846 (VI et XXIV), une de 1847 (XXVIII). Sauf quelques vers au début de la pièce XIII, *A Horace,* tout le reste est de 1854 (onze pièces) et de 1855 (cinq pièces).

Le livre II, *l'Ame en fleur,* est en grande partie antérieur au livre 1er, ce qui paraît d'abord assez étrange, et ce qui s'explique pourtant fort aisément. En effet, M. Gregh se trompe quand il écrit que 'quelques pièces, peut-être antidatées, sont marquées comme étant de 183...'. Les pièces auxquelles il songe sont en réalité marquées comme étant de 18..., et, par là, comme par le sujet et par le ton, elles ressemblent, nous l'avons dit, à force pièces des *Chants du crépuscule* ou des *Voix intérieures.* Après la représentation de *Lucrèce Borgia,* après sa liaison avec Juliette Drouet, Victor Hugo avait écrit pour cette dernière tant de poésies, qu'il n'avait pas osé les insérer toutes dans ses recueils de 1835, de 1837 et de 1840; et il n'avait pas cessé d'écrire des pièces d'amour après *les Rayons et les ombres*: il lui en restait donc un certain nombre avec lesquelles il pouvait peindre *l'Ame en Fleur.* Ce livre contient une poésie de 1833 (V), deux de 1834 (X et XVI), une de 1838 (XX), une de 1839 (VI), une de 1841 (II), une de 1842 (XXIV), deux de 1843 (III et XXII), une de 1845 (VII), six de 1846. Il est complété par trois pièces de 1854 et neuf de 1855.

Le livre III, *les Luttes et les rêves,* contient un plus grand

nombre de pièces récentes: deux de 1853, huit de 1854, huit de 1855. *Melancholia* (II), complétée seulement en 1855, a été commencée vers 1833 et composée surtout en 1838; *Magnitudo parvi* (XXX), achevée en 1855, date en partie de 1836; les autres pièces sont de 1839 (III et XXI), 1841 (XVIII), 1843 (V, XV, XXIV et XXV), 1846 (VI, XI et XIV) et 1847 (IV).

De l'admirable livre IV, *Pauca meae* (d'abord intitulé: *Larmes*), M. Faguet[1] a dit: 'Il y a là le poème complet de la douleur vraie, toutes les phases successives du grand deuil profond'; et sa critique pénétrante a montré avec quelle logique douloureuse ces phases se succédaient dans les vers du père-poète. Malheureusement, l'ordre où se présentaient ces vers n'était pas l'ordre qu'impliquaient les dates des éditions, et M. Perrollaz[2], s'appuyant sur ces dates, a essayé de substituer à l'explication de M. Faguet une autre évolution de la douleur. Comme si la marche normale de la souffrance n'était pas sans cesse traversée par des élans imprévus et gênée par d'inévitables retours! En réalité, M. Faguet était d'accord avec la conception générale du poète, telle qu'il en avait eu conscience après coup, et ni M. Faguet, ni M. Perrollaz n'étaient d'accord avec les dates exactes de la composition.

Le prologue de 1843 n'a été fait qu'en 1855; de 1854 datent les pièces VIII, XVI et XVII; et, au contraire, la pièce XII, la seule que M. Brunetière attribue à la période de l'exil (*A quoi songeaient les deux cavaliers dans la forêt*) n'a même pas été composée à propos de Léopoldine et date du 11 octobre 1841. Ajoutons qu'une pièce du livre VI, la 7e, que les éditions datent de 1855, est en réalité du 4 septembre 1846, jour anniversaire de la catastrophe de Villequier, et se rattache donc intimement aux *Pauca meae*. Et ajoutons aussi, en passant, que l'impression produite sur le poète par cette catastrophe a été plus profonde encore qu'on ne le supposait. Sauf la petite pièce: *Le poète s'en va dans les champs* qui, sauf erreur de l'édition nouvelle, est du 31 octobre 1843[3], le père accablé n'a pu écrire, de septembre 1843 à l'année 1846, que l'immortel poème *A Villequier* (4 septembre 1844 et 24 octobre 1846).

Il est inutile d'insister sur le livre V, *En marche,* et sur le livre VI, *Au bord de l'infini,* qui, de par leurs titres mêmes et leur objet, devaient comprendre uniquement des poèmes récemment écrits. Quelques œuvres antérieures s'y sont glissées cependant. *Au poète qui m'envoie une plume d'aigle* (V, XIX), qui était de 1841; *Aux Feuillantines* (V, X); *Écoutez, je suis Jean* (VI, IV) et *Croire, mais*

---

[1] *Dix-neuvième siècle, Etudes littéraires,* p. 173.

[2] Louis Perrollaz, *Victor Hugo pleurant la mort de sa fille, Etude historique et psychologique sur les Pauca Meae,* Besançon, 1902, 8°.

[3] M. H. Dupin (voir la *note additionnelle*) dit qu'elle n'a pas été datée par le poète et la date lui-même de 1843, sans indication plus précise. — En revanche, il place au 20 octobre 1844 la petite pièce *l'Hirondelle au printemps* ... (I, 2, 16).

pas en nous (VI, VII), qui étaient de 1846; et une partie de *Pleurs dans la Nuit* (VI, VI) qui datait d'avant l'exil; mais tout le reste est bien de 1852 (V, II), de 1854 et de 1855.

De 1855 aussi, et tout à fait de la fin de l'année, date la belle pièce d'envoi *à Celle qui est restée en France.*

Tels sont les principaux renseignements qu'il m'a paru utile d'extraire de la publication de M. Meurice. Les critiques seront peut-être un peu fâchés de voir telle ou telle de leurs assertions infirmée par la chronologie nouvelle des *Contemplations;* les moralistes gronderont contre la désinvolture avec laquelle le grand poète faussait l'état civil de ses œuvres; mais les artistes n'en admireront que davantage la souplesse et la prestigieuse habileté d'un génie qui savait raviver tous ses souvenirs, retrouver en les complétant toutes ses inspirations et nous peindre, en même temps que les feux de son *Aurore,* ce qu'il entrevoyait *au bord* sombre *de l'infini.* Tous enfin remercieront M. Paul Meurice d'avoir, en publiant son beau volume, rendu un signalé service aux historiens qui, avant tout, se préoccupent de la vérité.

Montpellier (décembre 1905). Eugène Rigal.

Note additionnelle.

Depuis que l'article ci-dessus a été écrit et livré à l'impression, M. Paul Meurice est mort, — et un travail intéressant, fait sur le manuscrit même de Victor Hugo et pour lequel M. Meurice avait fourni des renseignements utiles, a été publié par M. H. Dupin sous ce titre: *Étude sur la chronologie des Contemplations.*

La mort regrettable de M. Meurice va sans doute retarder l'édition nouvelle de Victor Hugo et peut-être en changer quelque peu le caractère; du moins ne l'arrêtera-t-elle pas [1].

Quant au travail de M. H. Dupin, il a pour objet essentiel de montrer que les dates du manuscrit nous renseignent exactement sur la composition des poèmes que contiennent *les Contemplations;* il traite une question que, pour mon compte, j'avais supposée résolue, mais que l'on conçoit aussi qui soit examinée dans tous ses détails: ne se pourrait-il pas, en effet, que les dates inscrites par le poète sur le manuscrit fussent, dans bien des cas, les dates où les pièces ont été recopiées, tandis que la date vraie de la composition ou au moins d'un premier jet serait donnée par les éditions? Pour montrer qu'il n'en est rien, M. Dupin examine les arguments qui peuvent

[1] Pendant que s'imprimait cet article, la continuation de l'édition a été confiée à l'auteur, excellemment informé, de *l'Enfance de Victor Hugo* et du *Roman de Sainte-Beuve,* M. Gustave Simon, et un nouveau volume a paru, contenant *le Rhin.*

être avancés en faveur des deux explications possibles; et surtout il étudie à divers points de vue les œuvres de Victor Hugo dont la chronologie ne peut être contestée, pour leur comparer celles qui font l'objet propre de ses recherches. Il examine ainsi l'évolution du sentiment de l'amour chez Victor Hugo de 1820 à 1865, des *Odes* aux *Chansons des rues et des bois*, — ce qui lui permet de conclure à l'ancienneté ou à la nouveauté des poésies amoureuses des *Contemplations*. Il examine, en ce qui concerne les coupes et les enjambements, la versification de Victor Hugo de 1832 à 1854; il fait de même pour le style. Formé aux méthodes rigoureuses de l'érudition par M. G. Lanson, dont il est — ou dont il a été — l'élève à la Faculté des Lettres de Paris, il multiplie les statistiques, les tableaux, les index; il nous donne, chemin faisant, nombre d'indications qui ont leur valeur.

Enfin, M. Dupin étudie en particulier quelques pièces, dont la date est exceptionnellement importante: *Réponse à un acte d'accusation, Quelques mots à un autre, Écrit en 1846.*

Comme son mémoire peut être souvent consulté, il ne sera pas inutile de faire ici quelques remarques de détail.

Je ne comprends pas très bien ce que dit M. Dupin, p. 52, de la pièce *A Villequier*: 'Le manuscrit porte les deux dates de 4 septembre 1844 et 26 octobre 1846. L'édition porte la date du 4 septembre 1847. La vraie date doit être la date terne de 26 octobre 1846. [S'il faut choisir, l'indication est judicieuse, mais pourquoi le poème n'aurait-il pas été composé en deux fois?] Victor Hugo a mis d'abord la date de l'événement [où cela?], puis la date du premier anniversaire. Enfin, comme il parlait de douleur apaisée, il a reporté la pièce jusqu'en 1847. [Cette fois, l'explication est juste.]'

Il est malaisé de vérifier les statistiques sur la versification; mais, dans leur ensemble, elles sont évidemment exactes et instructives. De même, on doit accepter les conclusions générales sur le style; mais on pourrait contester tel ou tel jugement; pourquoi l'image de la page 72:

> Qui vous dit
> Que la bulle d'azur que mon souffle agrandit

est-elle déclarée *singulière*? pourquoi l'image de la page 89:

> L'âme de deuils en deuils, l'homme de rive en rive,
> Roule à l'éternité

est-elle déclarée *banale*? Elle ne paraît pas, du moins, banale dans sa forme, puisque ces deux vers disent sous une forme très elliptique que l'*âme roule à l'éternité de deuils en deuils, comme l'homme de rive en rive arrive au port.* — P. 78, on pourrait ajouter à l'histoire des substantifs accouplés et signaler, par exemple, *le géant Paris* dans les *Feuilles d'automne, le géant Europe* dans les *Voix intérieures.* — Dans les poésies qui s'étagent de 1830 à 1840, il y a plus d'*images qui sont des sensations,* de *choses animées et personnifiées,* — de

métaphores ou idées-images, — et même de *symboles-métaphores* que ne le croit M. Dupin.

Parmi les tableaux qui nous sont offerts, quatre sont particulièrement commodes: celui des pièces pour lesquelles la date du manuscrit et celle des éditions concordent (p. 41—42); — celui des dates du manuscrit comparées à celles des éditions pour les pièces où il n'y a pas concordance (p. 43—46); — la liste des œuvres non datées, avec la date que M. Dupin leur attribue (p. 46—47); — et l'ordre chronologique de toutes les pièces (p. 99—102). En étudiant ces documents, je suis amené à faire les remarques suivantes:

M. Dupin est en désaccord avec M. Meurice quand il enregistre les dates assignées par le manuscrit à certaines pièces. *On vit, on parle* ... (II, 4, 11) est daté par M. Dupin du 11 juillet 1846 et par M. Meurice de 1846 seulement. — *Ce que dit la bouche d'ombre* (II, 6, 26) est des 1—13 octobre 1854 pour M. Dupin, des 1—13 octobre 1855 pour M. Meurice. — *Pure innocence, vertu sainte!* (II, 4, 1) et la fin de *Melancholia* (I, 3, 2) sont de 1855 pour l'un, du 22 janvier et du 1er février 1855 pour l'autre. Je passe sur d'autres divergences moins importantes (pièces II, 4, 8; II, 6, 22; II, 5, 14; I, 2, 27; I, 1, 13).

M. Dupin et M. Meurice ne s'entendent pas pour déclarer si telles pièces sont datées ou non. D'après M. Dupin, *le Poète s'en va dans les champs* (I, 1, 2), *Veni, vidi, vixi* (II, 4, 13) et *la Source* (I, 3, 6) ne sont pas datées: M. Meurice trouve pour ces pièces dans le manuscrit les dates: 31 octobre 1843, 11 avril 1848 et 4 octobre 1846. Inversement, M. Dupin date du 20 octobre 1844 et du 12 octobre 1846 les pièces: *l'Hirondelle au printemps* (I, 2, 16) et *O souvenirs, printemps, aurore* (II, 4, 9) que M. Meurice déclare non datées. Pour *l'Hirondelle au printemps,* M. Meurice adopte l'année 1834, et il semble bien avoir tort (voir Dupin, p. 71 et 89).

Quand il s'agit d'assigner une date à des pièces ou à des parties de pièces incontestablement non datées, on comprend mieux que les divergences soient grandes. Le début de *A propos d'Horace* (I, 1, 13) est de 1846 pour M. Dupin et n'a pas de date précise pour M. Meurice. — Le début de *Melancholia* (I, 3, 2) est de 1846 pour l'un et de 1838 pour l'autre. — Le début de *Magnitudo parvi* (I, 3, 30), que M. Dupin place en 1846, a été, d'après M. Meurice, écrit en deux fois: en 1836 et deux ou trois ans après. — Le remerciement *Au poète qui m'envoie une plume d'aigle* a été, pour M. Dupin qui, du reste, n'étudie guère cette pièce, écrit en 1852 (voir p. 100; 1825, par erreur, à la p. 45): il est de 1841 pour M. Meurice. — Je ne signale pas un certain nombre de pièces, pour lesquelles M. Dupin hésite entre 1854 et 1855, alors que M. Meurice choisit l'une ou l'autre de ces dates.

Pour deux pièces, M. Dupin est en contradiction avec lui-même: à la p. 42, il place au 15 février 1843 la pièce qui porte cette date

pour titre (II, 4, 3); mais à la p. 89, il veut qu'elle soit de 1846. — *L'enfant, voyant, l'aïeule* ... (I, 3, 25) est du 25 août 1843 à la p. 41, mais du 25 août 1854 ou 1855 aux p. 45, 47 et 100.

Enfin le maniement du Tableau chronologique de M. Dupin est rendu moins commode qu'il ne devrait l'être par une inadvertance et par des oublis:

Quelques pièces, qui portent un titre, sont rappelées, non par ce titre, mais par leur premier vers: Juin 1842: *Dans le frais clair-obscur;* lire: *Mes deux filles* (I, 1, 3); — 26 juin 1846, *Elle me dit un soir en souriant*; lire: *Un soir que je regardais le ciel* (I, 2, 28); — 20 août 1854, *O femme, pensée aimante!;* lire: *N'envions rien* (I, 2, 19); — 30 octobre 1854, *On conteste, on dispute ...;* lire: *Voyage de nuit* (II, 6, 19); — 18 janvier 1855, *Je ne songeais pas à Rose;* lire: *Vieille chanson du jeune temps* (I, 1, 19).

Cinq pièces ont été omises; 30 avril 1839, *Saturne* (I, 3, 3; la date de cette pièce a été attribuée par erreur à la pièce suivante: *Lettre*, I, 2, 6, qui est du 15 mai 1839); — 15 juin 1839, *Un jour, je vis debout* ... (prologue); — 15 février 1843, *15 Février 1843* (II, 4, 3; cf. p. 42); — 12 juillet 1846, *Chanson* (I, 2, 4); — 11 avril 1848 d'après M. Meurice (voir ci-dessus): *Veni, vidi, vixi* (II, 4, 13).[1]

Le mémoire de M. Dupin, avec deux autres du même genre: *les Sources grecques des Trois cents* (dans *la Légende des siècles*) par M. E. Fréminet, et *Étude sur les manuscrits de Lamartine conservés à la Bibliothèque nationale* par M. J. des Cognets, forme des *Mélanges d'histoire littéraire* (21e fascicule de la *Bibliothèque de la Faculté des Lettres de Paris,* Alcan éditeur, 1906, 8⁰).

M. Fréminet prouve que V. Hugo s'est servi de la traduction d'Hérodote autrefois écrite par du Ryer; il donne une édition soigneusement annotée des *Trois cents* et, grâce aux révélations du manuscrit, il éclaire les procédés de composition du poète. M. des Cognets, de son côté, étudie la façon de composer de Lamartine et nous donne les variantes d'un certain nombre des pièces des *Méditations* et des *Harmonies.*

[1] J'ai déjà relevé quelques fautes d'impression; en voici d'autres. P. 55, à la dernière ligne des notes: *Soudain mon âme s'éveillera* doit se lire en deux vers (*Rayons et ombres,* 27):

Soudain mon âme
S'éveillera.

P. 57, n. 1, lire:

Le démon dans ces bois repose,
Non le grand vieux Satan fourchu ...

P. 58, n. 1, *Elle était déchaussée* ne doit pas être écrit comme une citation, mais comme un titre, faisant suite à la *Vieille* (et non *Vielle) chanson du jeune temps.* — P. 58, n. 3, lire: I, 1, 14 et non I, 1, 12.

(Janvier 1906.) E. R.

Cervantes
et
le troisième Centenaire du 'Don Quichotte'.

La fête littéraire célébrée en Espagne au mois de mai 1905, en l'honneur du *Don Quichotte,* dont la première partie, comme chacun sait, parut à Madrid en 1605, a été l'occasion ou le prétexte de nombreuses publications portant soit sur la vie, soit sur les œuvres de Cervantes. Ces publications se répartissent aisément en deux groupes: celles qu'on pourrait nommer de circonstance, qui sont dues uniquement à la fête, qui n'existeraient pas si elle n'avait pas eu lieu; et puis celles qui avaient été préparées auparavant, que leurs auteurs tenaient pour ainsi dire en réserve et dont la fête a seulement hâté ou décidé l'impression. Je ne dirai que quelques mots des premières.

Beaucoup d'écrivains ont voulu s'associer à cette solennité par des discours, des articles, des essais, des aperçus. Ces écrits valent naturellement ce que valent leurs auteurs: il en est de spirituels, d'ingénieux, d'éloquents; il en est aussi de simplement curieux, de paradoxaux et d'insignifiants. A coup sûr, il ne saurait être indifférent de connaître ce que tel critique, ou tel érudit en renom aujourd'hui, pense de l'auteur du *Don Quichotte,* de la valeur littéraire et morale du célèbre roman et des autres œuvres de Cervantes. Ainsi, on lira certainement avec plaisir et profit le beau discours prononcé par D. Marcelino Menéndez y Pelayo le 8 mai dernier dans le grand amphithéâtre de l'Université de Madrid,[1] et, parmi les contributions de l'étranger à la célébration de la fête, celui qu'a demandé à M. Arturo Farinelli le cercle de lecture Hottingen de Zürich.[2] Ces deux discours représentent des points de vue assez différents. Le premier est d'un Espagnol pur sang, défenseur ardent des anciennes gloires

[1] *Discurso acerca de Cervantes y el 'Quijote', leído en la Universidad Central, en 8 de mayo de 1905, por D. Marcelino Menéndez y Pelayo, de la Real Academia Española.* Madrid, 1905, 31 pages in 8° (Extrait de la *Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos*).

[2] *Cervantes. Zur 300jährigen Feier des 'Don Quijote'. Festrede gehalten in Zürich am 6. März 1905, im Auftrage des Lesezirkels Hottingen, von Arturo Farinelli.* München, 1905, 39 pages in 8° (Extrait de la *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* des 16, 17 et 18 mai 1905).

de son pays pour lesquelles il combat sans cesse, et quelquefois un peu à la façon du bon chevalier de la Manche, mais avec tant de sincérité, de conviction et de talent qu'il gagne la sympathie de ceux même qui sentent ce que certaines de ses revendications ont d'exagéré. Je dois dire qu'ici cette exagération n'apparaît pas; M. Menéndez y Pelayo se montre au contraire très mesuré et fait voir, avec beaucoup de tact et de nuances, que l'œuvre de Cervantes ne forme pas un bloc intangible, comme le voudraient quelques fanatiques, mais un assemblage de parties, les unes tout à fait supérieures où se marque l'empreinte d'un grand maître d'invention et de style, les autres plus faibles où l'auteur sacrifie au goût du jour, imite et ne s'élève pas plus haut que la moyenne des écrivains de son temps. L'autre discours est d'un homme de culture plus cosmopolite qui, grâce à son érudition très étendue, a toujours présent à l'esprit le tableau comparé de nos littératures modernes, qui cherche à définir et à apprécier le génie de Cervantes, non pas seulement en l'étudiant dans son milieu mais par rapport aux grandes œuvres d'imagination des autres pays; ses jugements ont d'autant plus d'ampleur et de portée qu'ils ne sont pas influencés par l'amour propre national.

Le discours académique de D. Juan Valera[1] ne donne pas la vraie mesure du talent si délicat de ce charmant esprit dont les lettres espagnoles pleurent la mort récente. Si l'on veut connaître toute la pensée du célèbre romancier sur son grand ancêtre, car ils appartiennent bien tous deux à la même famille, mieux vaut recourir à un morceau déjà ancien, qui date de 1864, mais qui n'a rien perdu de sa valeur.[2] — Restreint aux rapports de Cervantes avec la ville de Valence et ses habitants, le discours de l'excellent érudit valencien D. José E. Serrano y Morales mérite qu'on s'y arrête.[3] L'auteur y parle avec compétence et exactitude de la participation de certains commerçants de Valence au rachat de Cervantes, des séjours que fit dans la belle ville méditerranéenne l'auteur du *Don Quichotte,* des souvenirs qu'il garda de la localité et des Valenciens, enfin de la propagation de son roman due aux presses de l'imprimeur Mey. Con-

[1] *Juan Valera. Discurso escrito por encargo de la Real Academia Española para conmemorar el tercer centenario de la publicación de 'El ingenioso hidalgo D. Quijote de la Mancha'.* Madrid, 1905, 46 pages in 8°.

[2] *Sobre el Quijote y sobre las diferentes maneras de comentarle y juzgarle,* dans *Disertaciones y juicios literarios* par D. Juan Valera. (*Biblioteca Perojo*), Madrid, 1878, in 8°; ou bien dans les *Discursos académicos,* du même, t. I (*Obras completas*), Madrid, 1905.

[3] *Valencia, Cervantes y el Quijote. Discurso leído por el Excmo. Sr. D. José Serrano Morales en el acto de la colocación de la primera piedra para la construcción de la Escuela graduada 'Cervantes'.* Valencia, 1905, 24 pages pet. in 4°.

trairement à ce qu'a prétendu Pedro Salvá, suivi par D. Clemente Cortejón, M. Serrano pense qu'il existe une et non deux éditions valenciennes du *Don Quichotte* sous la date de 1605, et que les différences que l'on constate entre les exemplaires sortis de l'imprimerie de Pedro Patricio Mey tiennent à des changements pratiqués pendant le tirage et n'impliquent pas une nouvelle impression: l'opinion du savant auteur du *Diccionario de las imprentas en Valencia* a naturellement un grand poids.

Quelque mérite que possèdent ces morceaux et d'autres qu'il serait facile de citer, il est clair que le genre du discours ou de la conférence ne permet guère de s'étendre, d'entrer dans l'examen minutieux de questions compliquées et de dire du nouveau. Le discoureur doit tenir compte de son public auquel suffisent des vues générales et des aperçus sommaires, et que des détails trop précis ou des nouveautés imprévues étonneraient et égareraient. J'en viens donc aux publications du second groupe.

Il s'agit de travaux de longue haleine et préparés de plus longue main, dont la publication seule a coïncidé avec la fête parce que leurs auteurs ont jugé le moment propice pour mettre en lumière le fruit de leurs veilles. Il s'agit aussi de dissertations érudites de moindre volume, mais résultant souvent d'efforts prolongés et répétés, qui ont coûté du temps et de la peine et offrent parfois autant d'intérêt que de gros livres. Comme, bien entendu, je ne puis parler de tout, je renvoie ceux qui voudraient se renseigner plus complètement à la bibliographie du Centenaire de D. Emilio Cotarelo.[1] On peut également consulter, surtout pour les prix des ouvrages, un catalogue de la librairie de la Viuda de Rico à Madrid.[2] J'examinerai successivement les publications relatives à la vie de Cervantes et celles qui portent sur ses œuvres et sa carrière littéraire.

Une biographie documentée, munie de tout l'appareil d'un travail d'érudition, n'était plus à faire; elle existait dès la veille du Centenaire sous la forme d'un respectable volume in-folio, intitulé *Cervantes y su época* et que son auteur, D. Ramón León Máinez, destinait à servir d'introduction à une nouvelle édition du *Don Quichotte*, laquelle n'a pas encore paru.[3] N'ayant pas

---

[1] *Bibliografía de los principales escritos publicados con ocasión del tercer centenario del Quijote* (Numéro de mai 1905 de la *Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos*). M. Cotarelo n'a pas recensé les articles des journaux ou ceux des revues qui n'ont pas publié un numéro spécial à propos du Centenaire.

[2] *Tercer centenario del 'Quijote'. Catálogo de una colección de libros cervantinos que se venden en la librería de la Viuda de Rico.* Madrid, 1905, 95 pages in 8°.

[3] *Primera edición del Quijote en Jerez. Cervantes y su época por D. Ramón León Máinez*, tomo I. Jerez de la Fontera, 1901, XXIV, 572 et XXII pages in-fol. La couverture porte la date 1901—1903.

étudié de près toutes les parties de cet important ouvrage, je m'abstiendrai de prononcer un jugement d'ensemble; je puis dire cependant que les passages que j'en ai lus m'ont paru assez satisfaisants. Le récit se fonde sur les travaux des anciens biographes, tels que Pellicer et Navarrete, comme sur les recherches récentes et les belles découvertes documentaires que D. Cristóbal Pérez Pastor a présentées au public dans ses deux volumes de *Documentos cervantinos* (Madrid, 1897 et 1902), sans parler d'autres trouvailles dues à d'autres cervantistes, au nombre desquels il faut surtout mentionner le très intelligent érudit sévillan, D. Francisco Rodríguez Marín. La biographie de M. Máinez est donc généralement au courant des dernières investigations et nous en donne le résumé; elle témoigne au surplus d'un esprit judicieux et prudent. De proportions un peu démesurées et d'une forme littéraire trop provinciale, qui manque de sobriété et de légèreté, elle effraiera peut-être certains lecteurs qui eussent préféré quelque chose de moins massif. Néanmoins cet in-folio s'impose, non seulement par son volume, mais par des qualités sérieuses et méritoires. Bon gré, mal gré, quiconque se propose d'acquérir une connaissance un peu complète du sujet devra s'en nourrir.

Ce que le Centenaire aurait dû nous apporter, puisque le travail savant n'avait pas attendu la fête pour se produire, c'est un petit livre semblable à ces *primers* anglais si bien compris et comme il en existe, par exemple, pour Shakespeare, ou encore semblable à la *Dantologia* de Scartazzini dans les *Manuali Hoepli;* j'entends un résumé succinct des principaux épisodes de la vie de Cervantes et un aperçu sommaire de son œuvre accompagnés d'une bibliographie très soignée et complète, de références copieuses et très exactes. Un tel petit livre nous manque et nous en sentons le besoin: heureux celui qui le fera, car il pourra compter sur la reconnaissance de tous, des ignorants comme de ceux qui croient savoir.

En revanche, le Centenaire nous a valu une nouvelle vie de Cervantes, un ouvrage de plus de six cents pages et qui a obtenu un grand succès, quoiqu'il ne s'adresse évidemment qu'à une partie assez restreinte du public, à des lecteurs assez lettrés. Il porte le titre spirituel: *El ingenioso hidalgo Miguel de Cervantes Saavedra, sucesos de su vida contados por Francisco Navarro y Ledesma.*[1] Dans les 'deux mots' au lecteur qui lui servent de préface, M. Navarro y Ledesma nous expose son programme: 'Le poème de la vie de Cervantes demanderait à être chanté par un grand poète et non par un humble journaliste comme moi. *Vérité et poésie,* voilà le titre qui conviendrait à cette narration, si à la

[1] Madrid, 1905, 618 pages in 8°.

vérité découverte par tant de patients investigateurs, qui dans ces derniers temps ont étudié la vie de Cervantes, je réussissais à joindre la poésie qui jaillit des documents.' Il s'agit donc d'un livre sans prétentions érudites, mais non sans prétentions littéraires. Appliquer à son récit le titre des mémoires de Goethe, se donner la mission d'extraire la poésie dont est imprégnée la vie de Cervantes est le fait de quelqu'un qui entend sortir de l'ornière commune et tenter quelque chose de non tenté encore. A certains égards, rien de mieux. Nous avions déjà, depuis Pellicer et Navarrete jusqu'à M. Máinez, plusieurs types de biographies très documentées, très alourdies de notes et de dissertations; on pouvait désirer autre chose: un livre bien informé mais agréablement écrit et qui ne traînerait pas après lui une encombrante *balumba* de commentaires et d'appendices destinés aux seuls érudits. Reste à savoir si l'innovation de M. Navarro y Ledesma, si ce mélange de vérité et de poésie qu'il nous présente comme la caractéristique de son livre méritent l'approbation. Certes, on voudrait n'avoir qu'à louer ce jeune publiciste et professeur mort il y a quelques mois, laissant à tous ceux qui l'ont connu et ont apprécié ses écrits de très vifs regrets. Mais n'a-t-on pas dit qu'on ne doit aux morts que la vérité? Les critiques d'ailleurs qu'on peut adresser à cette nouvelle biographie atteignent beaucoup moins l'auteur lui-même que le genre de littérature qu'il préconise. Tous les genres sont permis, hors le genre ennuyeux; d'accord, mais parmi les genres permis il s'en trouve qui offrent certains inconvénients et même certains dangers, surtout dans un pays comme l'Espagne où la critique ne court pas précisément les rues. Or, ce que nous expose M. Navarro y Ledesma est tantôt une biographie fondée sur les informations les plus sûres, tantôt un roman historique où l'auteur, très imaginatif de sa nature, donne libre cours à sa fantaisie. Si encore il nous avertissait lorsqu'il change de manière, quitte le terrain historique pour l'hypothèse et la divination, le mal serait moindre; mais il ne le fait pas. Vérité et poésie s'enchevêtrent et se confondent chez lui au point que les lecteurs non familiarisés avec la documentation de la vie de Cervantes — et ce sont naturellement les plus nombreux — ne réussissent pas à faire le départ de ce qui, dans ce récit, est historique ou fictif. Un exemple fera toucher du doigt le procédé. Chacun connaît l'épître en vers adressée vers la fin de 1577 par Cervantes, captif dans les bagnes d'Alger, au secrétaire de Philippe II Mateo Vázquez, qui jouissait alors de la faveur absolue de son maître, qu'on tenait même pour bien plus influent que les ministres. La faveur de ce Vázquez remontait déjà à quelques années auparavant; ce fut en effet à partir de 1572 que Philippe II commença à se servir de lui et à lui donner

des missions de confiance. Cervantes, comme tous ses contemporains, connaissait l'élévation de Vázquez et son crédit en croissance; il en fut certainement informé en Italie et avant sa captivité. Lors donc que l'idée lui vint de rimer sa supplique, d'implorer dans une épître en vers sa délivrance des bagnes, en rappelant ses honorables services et ses souffrances, il n'est pas étonnant qu'il ait adressé ce document à quelqu'un qui touchait de si près la personne du roi, qui passait pour le principal exécuteur et même pour l'inspirateur de sa volonté. N'osant pas écrire à Philippe II, il écrivit à son secrétaire le plus influent. Inutile de supposer des relations antérieures entre Vázquez et Cervantes; d'ailleurs la teneur même de l'épître, qui n'a peut-être jamais atteint le destinataire, n'incite pas à les supposer. Cervantes y enguirlande son correspondant de flatteries assez grosses pour se le rendre favorable, mais pas un vers du morceau ne trahit un lien d'amitié, une rencontre, une relation quelconque entre les deux hommes. Ajoutons que dans aucun autre écrit de Cervantes on ne voit apparaître le nom de Mateo Vázquez. Or, que fait M. Navarro y Ledesma? Il s'empare de ce Vázquez, qui paraît l'avoir séduit à cause de ses origines obscures et mystérieuses, il en fait un camarade d'enfance de Cervantes; il les met sur les bancs de la même école à Séville, il sait leurs conversations et les vers qu'ils se récitaient l'un à l'autre. Plus tard, les deux amis se rencontrent à Madrid, peu après la mort d'Élisabeth de Valois, à la mémoire de laquelle Cervantes rima des vers élégiaques, ses premiers essais poétiques. Mateo Vázquez, déjà en passe de devenir un personnage, protège son ancien camarade, lui parle de la reine, l'introduit dans le monde ... et que sais-je encore? Le lecteur, qui ignorait ces belles choses, se dit: voilà du nouveau, sans doute M. Navarro y Ledesma a mis la main sur une correspondance inédite entre ces deux amis; c'est très curieux. Oui, c'est très curieux, mais c'est surtout du pur roman: M. Navarro n'a puisé tout ce qu'il nous conte que dans son imagination, il a tout tiré de sa fantaisie.[1] Est-ce trop dire après cela que ce genre est faux et condamnable? Je ne le crois pas. Libre à ceux qui le veulent et le peuvent d'écrire des romans historiques — et Cervantes est un sujet de roman historique comme un autre et même meilleur qu'un autre, vu le caractère romanesque de beaucoup d'épisodes de sa vie — mais en ce cas il faut intituler son livre roman et ne pas nous laisser croire à un récit historique. Ces réserves faites, je dirai que le

[1] Dans ces passages concernant Vázquez, M. Navarro y Ledesma s'inspire très visiblement de la biographie de Máinez (p. 167 et suiv.); seulement ce qui chez ce dernier n'est qu'une hypothèse, à mon avis injustifiée, prend chez l'autre l'apparence d'un fait démontré et certain.

livre de M. Navarro y Ledesma mérite d'être lu, à cause de sa réelle valeur littéraire, de la chaleur de l'exposition, du joli entrain qui y règne, de la passion même qui y perce à propos de certaines questions débattues,[1] enfin à cause de son style, un peu trop travaillé pour mon goût et d'une recherche verbale exagérée, mais en somme intéressant. Un autre mérite de l'auteur est celui-ci: il cherche à nous donner une vision nette des milieux où a vécu Cervantes, il s'efforce de décrire les localités et les personnages, de ressusciter l'Espagne du XVIe siècle et de nous familiariser avec les gens que Cervantes a trouvés sur sa route, qu'il a aimés ou haïs, ceux qui l'ont aidé à conjurer l'infortune et ceux qui ont jalousé son talent et voulu le desservir, ses protecteurs, ses émules, ses rivaux. Dire que l'auteur a toujours réussi dans cette restitution du passé, qu'il a toujours trouvé la note juste et que jamais il n'outrepasse les limites prescrites à l'historien, je ne l'oserais pas. Son information ne semble pas partout de première main et il est facile de s'apercevoir qu'il l'a amassée un peu hâtivement; elle n'est pas le résultat d'une longue intimité avec les livres et les autres souvenirs de l'époque mais une acquisition récente, parfois insuffisamment digérée. Il n'importe: l'intention était bonne et la tentative vaut qu'on la loue, car dans une biographie le héros, quelque grand qu'il soit, ne peut pas toujours absorber l'attention; il a autour de lui d'autres êtres qui lui font cortège, et c'est cet entourage qu'il faut expliquer, peindre et animer, ou bien il n'aura pour nous aucune signification et nous n'y prêterons aucun intérêt. On lira donc M. Navarro y Ledesma, mais de préférence après avoir lu une biographie exclusivement historique, afin d'être armé contre certains débordements d'imagination qui risqueraient de tromper un lecteur non prévenu.

Il reste à signaler quelques publications plus modestes qui ont trait à la vie de Cervantes et dont chacune a son utilité.

D'abord un petit volume du même M. Cotarelo auquel nous devons la bibliographie du Centenaire, volume intitulé *Efemérides cervantinas, ó sea resúmen cronológico de la vida de Miguel de Cervantes Saavedra.*[2] M. Cotarelo a eu l'idée ingénieuse de cataloguer chronologiquement les faits importants de la vie de Cervantes

---

[1] M. Navarro se pose en fervent admirateur du talent poétique de Cervantes, qu'il défend contre les attaques de certains critiques, particulièrement de Quintana. Le 'bon monsieur Quintana' et son ode à la vaccine passent un mauvais quart d'heure. Or, la question n'est pas de savoir si les vers de Quintana valent plus ou moins que ceux de Cervantes, mais si Quintana a vu juste, comme critique, en signalant les faiblesses de beaucoup de vers de Cervantes: à mon sens, il a eu parfaitement raison.

[2] Madrid, 1905, 315 pages in-12.

depuis la naissance de l'écrivain jusqu'à sa mort, en les accompagnant d'indications bibliographiques précises et qui m'ont paru généralement exactes et complètes. Cet aide-mémoire facilite beaucoup les recherches et rendra de bons services.

Un collaborateur, qui ne s'est pas nommé, de la *Revista penitenciaria* de Madrid nous a offert une description de la prison de Séville[1] où l'on admet maintenant que Cervantes a conçu son grand roman, lequel, selon ses propres paroles, 'fut engendré en une prison'. Il se trouve que l'on possède une relation par un contemporain de l'affreux repaire de misères et de vices qu'était la prison de Séville vers la fin du XVIe siècle, à l'époque précisément où Cervantes fut condamné à y séjourner quelques mois à cause de certaines irrégularités reconnues dans sa comptabilité d'agent du fisc.[2] Cette relation a servi à l'auteur de l'article pour nous dépeindre l'état matériel et l'administration de la prison, son personnel, les occupations et les mœurs des détenus. Il y a joint une étude sur la criminalité, les lois pénales, la police, etc.

Un autre spécialiste — cette fois un géographe — a traité de la Manche au temps de Cervantes.[3] Cette province que l'auteur du *Don Quichotte* connaissait bien, qu'il a parcourue, où il a séjourné, quoique plus personne ne croie à la légende de son emprisonnement à Argamasilla de Alba, cette province qui joue un si grand rôle dans son roman, où nous marchons et dormons sous le soleil et la pluie en compagnie du bon hidalgo et de son écuyer, il importe à coup sûr que nous apprenions d'un homme compétent ce qu'elle représentait géographiquement, administrativement et socialement. D. Antonio Blázquez satisfait notre légitime curiosité d'une façon sobre et explicite. Sur la condition des habitants de la province, qui nous intéresse particulièrement, il a tiré quelques précieux renseignements de la grande entreprise de statistique prescrite par Philippe II, les fameuses *Relaciones topográficas,* qui malheureusement ne furent pas conduites à bonne fin.

La marine de guerre espagnole a voulu aussi apporter son tribut à la solennité; elle s'est souvenue du plus glorieux épisode

---

[1] *Centenario del Quijote. Homenaje de la Revista penitenciaria. Retrato de Cervantes. La Carcel de Sevilla en 1597 donde se engendró el Quijote,* etc. Madrid, 1905 (Extrait du numéro de mai 1905 de la *Revista*).

[2] Ce contemporain, avocat de l'Audience de Séville, se nommait Cristóbal de Chaves; sa relation a été publiée par D. Aureliano Fernández Guerra dans l'*Ensayo* de Gallardo, t. I, col. 1341 et suiv.

[3] *La Mancha en tiempo de Cervantes. Conferencia leída el día 3 de mayo de 1905 en la velada que la Real Sociedad geográfica dedicó á conmemorar la publicación del Quijote de la Mancha por Don Antonio Blázquez.* Madrid, 1905, 31 pages in 8°.

de la carrière navale de Cervantes, la bataille de Lépante. Dans un numéro spécial de la *Revista general de marina,*[1] un numismatiste très compétent, D. Adolfo Herrera, nous a donné la description avec planches à l'appui des médailles commémoratives de la grande victoire chrétienne; après quoi, le savant historien de la marine espagnole, D. Cesáreo Fernández Duro, a disserté sur les étendards de la Sainte Ligue remis par le pape Pie V à Don Juan d'Autriche et qui sont encore conservés dans le trésor de la cathédrale de Tolède.

Un autre recueil de mélanges doit aussi être cité; il porte le titre de *Cervantes y el Quijote*[2] et contient une série d'articles de cervantistes anciens et modernes, relatifs les uns à la vie de Cervantes, les autres à son roman. Le recueil vaut surtout par ses illustrations très nombreuses, qui mettent sous nos yeux, en même temps que beaucoup de localités intéressantes, depuis Alcalá de Henares jusqu'à la Cueva de Montesinos, les portraits de divers contemporains célèbres de Cervantes et ceux de ses commentateurs les plus appréciés.

A D. Francisco Rodríguez Marín, si connu par son admirable recueil de chants populaires espagnols et tant d'autres travaux sur l'histoire littéraire andalouse, nous devons la seconde édition d'un opuscule qui en 1901 avait vivement piqué la curiosité;[3] il y démontrait péremptoirement, et démontre mieux encore aujourd'hui, que les parents de Miguel habitèrent Séville en 1564 et 1565, il nous découvrait la profession du père, *médico zurujano,* retrouvait à Osuna et à Cordoue les traces du grand-père Juan, rendait aussi possible la fréquentation par Miguel d'un collège de la Compagnie de Jésus à Séville qui expliquerait les éloges sentis qu'il décerna plus tard à l'enseignement des Pères dans son *Coloquio de los perros.* M. Rodríguez Marín met beaucoup de bonne grâce à exposer les résultats de ses trouvailles et sait rendre attrayant tout ce qu'il écrit.

L'épître en vers de Cervantes à Mateo Vázquez est essentiellement un document autobiographique; c'est pourquoi je parlerai ici de la nouvelle édition qu'en a donnée D. Emilio Cotarelo.[4] D. Leopoldo Rius[5] nous dit que ce morceau, découvert en 1863

---

[1] *Revista general de marina. Homenaje á Cervantes en el tercer centenario de la publicación del Quijote.* Madrid, 1905, 56 pages in 4°, avec planches et reproductions en couleur des étendards de la Ligue.

[2] *Cervantes y el 'Quijote'.* Madrid, 1905, 171 pages in 4°.

[3] *Cervantes estudió en Sevilla (1564—1565). Segunda edición.* Sevilla, 1905, 36 pages pet. in 4°, et une planche de facsimilés.

[4] *Epístola á Mateo Vázquez dirigida en 1577 desde Argel por Miguel de Cervantes Saavedra, con introducción y algunas notas.* Madrid, 1905, 22 pages in 16. L'introduction est signée des initiales E. C.

[5] *Bibliografía crítica de las obras de Miguel de Cervantes Saavedra,* Madrid, 1895, t. I, p. 184.

dans les archives du comte d'Altamira, fut publié pour la première fois dans le numéro du 3 mai de cette année de *El Museo Universal;* il ajoute que le manuscrit qui servit à l'imprimeur était d'une 'main du temps de Cervantes'. L'édition que signale Rius n'est peut-être pas la première: en tout cas, j'ai sous les yeux le numéro du 1er mai 1863 du *Boletín bibliográfico español* de Hidalgo où le morceau se trouve aussi, et là l'éditeur dit qu'aussitôt la découverte connue et ébruitée par les journaux diverses personnes demandèrent des copies de l'épître pour les livrer à l'impression. Quel a été le sort du manuscrit, lequel d'ailleurs n'était qu'une copie et non l'original autographe que personne n'a vu? A-t-il été compris dans quelque lot des archives d'Altamira vendues de droite et de gauche?[1] Comment les cervantistes n'ont-ils pas veillé sur cette précieuse relique? En attendant qu'on la retrouve, il faut se contenter des éditions. Celle de M. Cotarelo ne reproduit pas l'orthographe du manuscrit, qu'avait respectée Hartzenbusch, dans le tome IV du *Don Quijote* d'Argamasilla,[2] ainsi que l'éditeur du *Boletín bibliográfico;* elle contient quelques fautes,[3] mais M. Cotarelo a joint au texte des notes utiles. Lui aussi penche à admettre des relations antérieures entre Vázquez et Cervantes, à cause de ce premier tercet:

> Si el bajo son de la zampoña mia,
> Señor, á vuestro oido no ha llegado,
> En tiempo que sonar mejor debia.

Mais Cervantes veut simplement dire que sa musette aurait rendu un meilleur son s'il en avait joué avant d'avoir perdu sa liberté. Ces vers indiqueraient tout au plus que le captif avait eu d'autres occasions d'adresser une requête au secrétaire, et quant aux autres passages qui 'corroboreraient la présomption', je les cherche en vain.

Ce qui convient le mieux comme introduction à l'étude des œuvres d'un auteur est la bibliographie de ces œuvres. En ce qui concerne Cervantes, le travail avait été fait d'une façon très recommandable par D. Leopoldo Rius dans sa *Bibliografía crítica de las obras de Miguel de Cervantes Saavedra* (Madrid et Barcelone, 1895—1899), deux volumes grand in 8°, qui ont été augmentés d'un troisième en 1905: il n'y avait pas à y revenir. Rius donne l'essentiel et même beaucoup d'inutilités, ayant accueilli

---

[1] Il n'y a pas très longtemps, l'un de ces lots fut proposé au duc d'Aumale pour la bibliothèque de Chantilly.

[2] M. Cotarelo ne cite ni cette édition ni celle de Guardia dans sa traduction du *Viaje del Parnaso* (Paris, 1864).

[3] Dans le troisième tercet de la page 17, il faut supprimer la virgule après *escarmiento* et lire *pudo* au lieu de *pude.*

dans son répertoire certains enfantillages qu'il eût peut-être mieux valu omettre, et perdu beaucoup de place à analyser longuement de très pauvres élucubrations. Les bibliographes désireux de célébrer à leur façon le Centenaire n'avaient donc plus à recenser les éditons innombrables du *Don Quichotte*, les traductions qui en ont été faites en toutes langues et les travaux de ses interprètes; mais plusieurs ont pensé que le meilleur moyen d'intéresser le public à l'histoire du roman consistait à mettre sous ses yeux des facsimilés des premières impressions, des reproductions d'estampes ou de gravures des éditions illustrées et de certaines œuvres d'art inspirées par les épisodes les plus connus de l'*Ingenioso hidalgo*. Ceux qui n'ont pas pu visiter l'exposition bibliographique et artistique du Centenaire installée dans trois salles de la Bibliothèque nationale de Madrid examineront avec un réel plaisir le catalogue qui en a été dressé[1] et qui comprend: la description de ce que possède ce grand dépôt en fait d'éditions du *Don Quichotte* (avec facsimilés pour les premières); des reproductions de dessins, de tableaux et de tapis, et en dernier lieu un essai bibliographique, intitulé 'La bibliothèque de D. Quijote', où ont été décrits, d'après les exemplaires du dépôt, les ouvrages qui composaient la collection de l'hidalgo si brutalement expurgée par ses amis, c'est-à-dire surtout des livres de chevaleries. Le volume n'aura pas l'existence éphémère de beaucoup de catalogues d'exposition; on le gardera, car il rend un excellent témoignage de l'intelligence des bibliothécaires de la Nationale de Madrid et de leurs connaissances professionnelles.

Décrire des éditions est chose utile, en faire si l'on peut de bonnes vaut mieux encore. Divers imprimeurs d'Espagne, pour répondre aux besoins du jour, ont rapidement reproduit le texte du roman en entier ou en l'abrégeant. De ces éditions je ne parlerai pas, mais je signalerai avec éloge l'initiative d'un éditeur de Barcelone qui nous a donné pour le prix extrêmement modique de 4 pesetas l'édition en facsimilé des deux parties du *Don Quichotte* (Madrid, 1605 et 1615).[2] Cette reproduction un peu pâle, mais très suffisamment lisible, remplacera pour beaucoup d'amateurs la phototypie fort coûteuse exécutée à Barcelone de 1871 à 1873 par D. Francisco López Fabra.

Quelle catégorie de lecteurs vise la soi-disant 'primera edición crítica' de *El ingenioso hidalgo*, pompeusement mise au jour par D. Clemente Cortejón, directeur et professeur de l'Institut

[1] *Catálogo de la exposicion celebrada en la Biblioteca nacional en el tercer centenario de la publicación del Quijote*, Madrid, 1905, 100 et LV pages, et 40 planches, in 4°.

[2] *Miguel de Cervantes. El ingenioso hidalgo Don Quixote de la Mancha. Edición facsímile*, etc. Barcelona, 1905, 2 vol. in 12 (*Enciclopedia literaria*, t. VII et VIII).

général et technique de Barcelone?[1] On se le demande, car il est à craindre que la méthode ici suivie ne satisfasse ni les érudits, qui la jugeront tout à fait défectueuse, ni les simples curieux auxquels le fatras de variantes, de citations et de commentaires ainsi que le verbiage ampoulé et fleuri de l'éditeur donneront littéralement la nausée. Sans doute, on éprouve quelque gêne à condamner si catégoriquement les bonnes intentions de ce très digne ecclésiastique, originaire de Meco, près Alcalá de Henares, ce qui le rend presque 'pays' du grand Miguel et d'autant plus sympathique. Mais aussi qu'allait-il faire dans cette galère? M. Cortejón me paraît s'être trompé aussi bien sur l'établissement du texte que dans le commentaire extraordinairement diffus et généralement inutile qu'il y a joint. En l'absence de tout manuscrit autographe ou non du *Don Quichotte,* les sources uniques du texte du roman sont les éditions publiées du vivant de Cervantes et auxquelles on peut supposer qu'il a eu une part quelconque, c'est-à-dire, dans l'espèce, pour la première partie, les deux éditions de Juan de la Cuesta de 1605, celle du même imprimeur de 1608, et, pour la seconde partie, l'édition, toujours de Juan de la Cuesta, de 1615. Il est en effet très invraisemblable qu'il ait corrigé ou fait corriger les éditions publiées ailleurs qu'à Madrid, par exemple celles de Valence, Milan, Bruxelles, où l'on note des leçons nouvelles. Ces leçons ont la valeur, non de variantes, mais de *corrections* dues aux imprimeurs ou aux protes, corrections qu'il faut traiter exactement comme celles des éditeurs modernes. Or, M. Cortejón confond tout, variantes des éditions originales et corrections, et il nous donne de ces *variae lectiones,* de catégories distinctes, des spécimens en tableaux qui, dépliés, couvriraient une table. A quoi sert cet étalage? A rien, si ce n'est peut-être à amuser les badauds. D'ailleurs, d'une façon générale, toutes les discussions qui remplissent les premieres pages de ce livre sont oiseuses, puisque la généalogie des éditions du *Don Quichotte* a été établie déjà et se trouve très suffisamment indiquée par Rius ou Fitzmaurice-Kelly. Après un pareil déploiement de pseudo-érudition, on pouvait s'attendre au moins à voir l'éditeur conserver scrupuleusement l'orthographe ancienne des éditions primitives. Point; il transcrit le texte dans l'orthographe académique, et le comble est que cette orthographe a été même introduite dans les variantes citées au bas des pages, et tirées des Juan de la Cuesta et autres! Déjà M. Fitzmaurice-Kelly avait diminué la valeur de son édition de Londres (David

[1] *El ingenioso hidalgo Don Quijote de la Mancha compuesto por Miguel de Cervantes Saavedra. Primera edición crítica por D. Clemente Cortejón, director y catedrático de historia de la literatura en el Instituto general y técnico de Barcelona.* Primera parte. Tomo I. Madrid, 1905, CLXVI et 300 pages in 4.

Nutt, 1898) en adoptant l'orthographe académique sous prétexte que les 'extravagances' de Robles ou de Cuesta ne méritaient pas d'être respectées; mais ces extravagances Cervantes en commettait d'analogues, et elles ressemblent en tout cas davantage à ce qu'il écrivait que l'espagnol du XX[e] siècle. Au surplus, il y avait un travail intelligent à essayer dont M. Cortejón aurait pu s'octroyer le mérite et la gloire. Nous possédons de Cervantes bien plus d'écrits autographes qu'il n'en faut pour fixer les principaux traits de son orthographe usuelle, et de ces écrits il serait parfaitement légitime de se servir pour rectifier çà et là Juan de la Cuesta. Mais passons au commentaire. Il suffit de le parcourir pour se convaincre que la partie historique répète en les délayant les notes de Clemencín et y ajoute des digressions dont le moins qu'on puisse dire est qu'elles ne contribuent en rien à l'éclaircissement du texte de Cervantes. Au reste, M. Cortejón ne semble pas fort versé dans la connaissance des mœurs et des institutions de l'Espagne au XVI[e] et au XVII[e] siècle, sa note sur *duelos y quebrantos* le montre surabondamment; il se donne surtout pour un grammairien et un connaisseur de la langue castillane. Quand il tient un idiotisme, il ne le lâche pas avant d'avoir vidé son sac. Ainsi le *solas y señeras* très justement introduit par Pellicer au chap. XI de la première partie, au lieu de *solas y señoras,* qui ne donne aucun sens, nous vaut six pages de commentaire. Sur cette locution toute faite, protégée en outre par une allitération, comme *modos y maneras,* si M. Cortejón avait voulu nous communiquer quelque chose de topique, il aurait pu, par exemple, signaler un passage de la nouvelle de Lope de Vega, *Las fortunas de Diana,* où nous voyons 'una mujer *sola y señera,* que caminaba ... por la aspereza de los montes', et faire remarquer que l'édition princeps porte *sola y señora,* ce qui prouve que la faute était de celles que les compositeurs de l'époque commettaient volontiers, et que par conséquent la correction de Pellicer a gagné droit de cité dans le texte du *Don Quichotte.* En résumé, et sans rien vouloir dire de désobligeant au très méritant professeur, j'estime peu désirable que l'énorme labeur qu'il a entrepris arrive à son terme, d'autant moins que la méthode de travail qu'il a adoptée, et qui consiste à se faire aider par des jeunes gens qui, assis autour de sa table, lui dictent les leçons du texte, n'inspire qu'une médiocre confiance, même pour ce qui touche au relevé des variantes et des corrections. Quant au commentaire, et d'une façon générale qui ne s'applique pas seulement à M. Cortejón, il me semble qu'au procédé des notes de longueur démesurée, qui encadrent le texte et l'étouffent, mieux vaudrait substituer un dictionnaire dans le genre du *Dictionary of proper names and notable matters in the Works of Dante* de M. Paget Toynbee, où figureraient, avec tous les noms de per-

sonne et de lieu des œuvres de Cervantes, les curiosités, les traits de mœurs et de costume, en un mot tous les faits et toutes les choses qui réclament une explication historique. La langue fournirait la matière d'un autre lexique, et sur ce point je reviendrai tout à l'heure. Mais avant d'en finir avec cet essai malheureux d'une 'édition critique', je me permets d'exprimer le vœu qu'on reproduise bientôt en phototypie toutes les éditions originales de toutes les œuvres de Cervantes. Pour le *Don Quichotte,* il ne reste plus à reproduire que le second Juan de la Cuesta de 1605;[1] pour les autres œuvres, l'opération s'accomplirait sans difficulté, et certainement celui qui s'en chargerait pourrait compter sur une rémunération très suffisante, car tous les amis de Cervantes voudraient posséder ces facsimilés qui nous délivreraient des 'éditions critiques' faites ou projetées, chacun ayant ainsi sous la main l'instrument nécessaire pour établir un texte à sa guise.

La langue de Cervantes ou, pour parler plus exactement, celle du *Don Quichotte* a été l'objet d'un travail important par D. Julio Cejador y Frauca, dont la première partie consacrée à la grammaire a seule paru.[2] Comme les Espagnols d'antan, M. Cejador a soumis son livre à l'approbation d'un censeur, qui n'est autre que l'éminent linguiste D. Rufino José Cuervo, le maître universellement reconnu et admiré des études de langue espagnole. L'assurance, donné par ce dernier, qu'il se sent plus souvent d'accord qu'en contradiction avec l'auteur rassurera tout le monde, et c'est pourquoi, sans toucher au fond du livre et à sa doctrine, me bornerai-je à quelques remarques sur sa composition. A quoi répondent la phonétique et la morphologie générales qui remplissent les deux cents premières pages? On ne le voit pas clairement, car dans cet exposé, où l'auteur répète surtout des choses assez connues, il est fort peu question de Cervantes. Ce qu'il y a à dire d'intéressant sur la phonétique et la morphologie de cet auteur tiendrait très aisément en dix pages: à quoi bon s'écarter ainsi du sujet? Avec la syntaxe, qui occupe les trois cents dernières pages du volume, M. Cejador y revient, seulement ce qu'il nous donne n'est que la syntaxe du *Don Quichotte* et non celle de tout Cervantes. Le lexique, qui formera le second volume de l'ouvrage, ne contiendra aussi que le vocabulaire du roman. Cette restriction se comprend puisque le pro-

---

[1] La première édition de 1605 et celle de la seconde partie de 1615 ont été reproduites deux fois, comme il a été dit. Celle de 1608, l'a été en 1897 par les éditeurs Montaner y Simon de Barcelone, qui ont aussi répété la seconde partie.

[2] *La lengua de Cervantes. Gramática y diccionario de la lengua castellana en El ingenioso hidalgo Don Quijote de la Mancha. Tomo I. Gramática.* Madrid, 1905, XII et 571 pages in 8º.

gramme du concours de l'Ateneo de Madrid portait *Gramática y vocabulario del Quijote* et que M. Cejador devait s'y conformer, mais ce découpage d'un auteur n'en offre pas moins de graves inconvénients. Le *Don Quichotte* a beau occuper la place prépondérante dans l'œuvre de Cervantes, nous ne connaîtrons vraiment la langue du grand écrivain que lorsque tous ses écrits auront été analysés par le lexicographe. Rien qu'au point de vue du vocabulaire, les *Nouvelles* fournissent autant si non plus que le *Don Quichotte,* et quant à la syntaxe, la *Galatea* et le *Persiles,* qui représentent les deux extrêmes de la vie littéraire de Cervantes, le point de départ et le terme final, réclament l'examen au même titre que l'œuvre principale qui occupe le milieu de la carrière. On souhaite donc que M. Cejador étende son étude et, puisqu'il a si bien commencé, entreprenne un travail d'ensemble qui formerait un pendant au *Shakespeare-Lexicon* d'Alexandre Schmidt, incomparable modèle dont le lexicographe espagnol fera bien de s'inspirer. Il est vrai que ce lexique général suppose la publication préalable des facsimilés dont je parlais plus haut, car il importe que les renvois, comme M. Cejador l'a bien reconnu pour le *Don Quichotte,* s'appliquent aux éditions originales, lesquelles doivent être rendues toutes facilement accessibles afin de permettre au lecteur de se reporter au texte et de vérifier les citations.

Une question concernant l'histoire du *Don Quichotte,* et non résolue encore, est celle de l'auteur du faux *Don Quichotte,* de ce *Segundo tomo del Ingenioso Hidalgo* publié en 1614 à Tarragone sous le nom du licencié Alonso Fernández de Avellaneda. La recherche du personnage réel qui s'est caché sous ce pseudonyme, car le nom d'Avellaneda semble fictif, a fait couler beaucoup d'encre, en général de mauvaise encre. Avant de discuter, il convient d'avoir sous les yeux le corps du délit; aussi devons-nous des remercîments à M. Menéndez y Pelayo pour avoir provoqué une réimpression fidèle de l'édition de Tarragone.[1] Il y a joint une dissertation instructive où il examine les thèses anciennes pour les détruire, défend sans beaucoup de conviction, me semble-t-il, un nouveau candidat, et polémise contre M. Groussac, auteur de l'identification d'Avellaneda avec un Juan Martí qui passe pour avoir écrit le faux *Guzman de Alfarache,* hypothèse insoutenable pour bien des raisons et qui n'a obtenu aucun succès.[2]

---

[1] *El ingenioso hidalgo Don Quixote de la Mancha compuesto por el licenciado Alonso Fernández de Avellaneda, natural de Tordesillas. Nueva edición cotejada con la original, publicada en Tarragona en 1614, anotada y precedida de una introducción por Don Marcelino Menéndez y Pelayo.* Barcelona [1905], LXIV, 330 pages et 10 feuillets.

[2] Voy. *Bulletin hispanique,* t. V (1903), p. 359, et surtout l'article concluant de D. José E. Serrano y Morales, *El licenciado Alonso Fernández*

Le mieux serait maintenant de ne plus rien écrire à ce propos tant qu'on n'aura pas d'arguments décisifs à produire en faveur de telle ou telle solution; surtout l'on pourrait souhaiter ne pas voir reprendre de vieilles suppositions depuis longtemps anéanties, comme il est arrivé à l'auteur d'une brochure, bien à tort couronnée par les Jeux floraux de Saragosse en 1904, qui soutient encore la candidature du Père Aliaga![1]

L'épithète d'*ingenioso* appliquée par Cervantes au héros de son roman a donné du fil à retordre à certains commentateurs: Clemencín, entre autres, la trouve obscure et peu heureuse. Le criminaliste bien connu D. Rafael Salillas en cherche l'explication dans le célèbre livre du Dr Juan Huarte, *Examen de ingenios,* auquel il attribue une grande influence sur Cervantes, allant jusqu'à nommer Huarte 'le grand inspirateur du romancier'.[2] Sans aucun doute Cervantes avait lu l'*Examen,* cet ouvrage si amusant et si remarquablement écrit, mais qu'il y ait pris l'idée du genre de folie de son chevalier et d'autres choses encore, c'est ce qui me paraît fort improbable. En ce qui concerne l'épithète d'*ingenioso,* il va de soi que Cervantes devait accompagner le mot *hidalgo* d'un qualificatif favorable: *el hidalgo Don Quijote* aurait eu un sens presque péjoratif, étant donné que la condition du gentillâtre campagnard prêtait alors déjà au ridicule et que le nom de Quijote était en soi burlesque. Il fallait donc en quelque sorte relever l'expression, la corriger par un adjectif exprimant l'idée que Cervantes voulait qu'on se fît de son héros: un homme bon, noble, judicieux et avisé toutes les fois que sa manie ne lui trouble pas la cervelle; un homme n'ayant rien de commun avec l'*hidalgo* grotesque du théâtre populaire; car, comme l'a si bien dit Samuel Johnson dans sa *Vie de Butler*: 'Cervantes had so much kindness for Don Quixote that, however he embarrasses him with absurd distresses, he gives him so much sense and virtue as may preserve our esteem: wherever he is, or whatever he does, he is made by matchless dexterity commonly ridiculous, *but never contemptible.*' La théorie des *diferencias de ingenio* proposée par Huarte n'a rien à voir là dedans.

Comme il était à prévoir, les dramatistes espagnols, toujours en quête de sujets, ne manquèrent pas de mettre à profit la fable du *Don Quichotte,* dont la publication coïncida avec l'épa-

---

de Avellaneda fué Juan Martí?, publié en 1904 dans la *Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos* et reproduit par M. Menéndez y Pelayo à la suite de sa dissertation.

[1] *Cervantes y el autor del falso Quijote por Don José Nieto.* Madrid, 1905, 175 pages in 8°.

[2] *Un gran inspirador de Cervantes. El doctor Juan Huarte y su Examen de ingenios.* Madrid, 1905, 162 pages in 8°.

nouissement de la *comedia*. Nous possédons de l'un des plus célèbres auteurs dramatiques de l'époque, Guillén de Castro, deux pièces intitulées, l'une *Don Quixote de la Mancha*, l'autre *El curioso impertinente*, celle-ci tirée de la nouvelle intercalée par Cervantes dans son roman: ni l'une ni l'autre ne comptent parmi les meilleures de l'*ingenio* valencien. Chez lui, comme dans toutes les autres pièces de théâtre, le personnage de Don Quichotte n'apparaît que comme une caricature du héros du livre. Castro certes avait l'âme assez haute et le tact assez fin pour démêler dans l'hidalgo de Cervantes, à côté des extravagances ridicules, des signes révélateurs de la plus noble des natures, mais s'il avait mis sur la scène un Don Quichotte sérieux, les *bancos* n'auraient pas compris et les *mosqueteros* auraient sifflé: l'admirable compléxité du caractère de l'hidalgo dépassait l'intelligence un peu fruste du *vulgo* amateur de théâtre, elle n'a été bien saisie que de nos jours. Quoiqu'il en soit, le *Don Quixote* de Castro est une pièce assez curieuse que la société valencienne du Rat-Penat a eu raison, après l'avoir fait jouer, de réimprimer d'après l'édition fort rare de 1621.[1] La petite farce de Francisco de Avila, *Los invencibles hechos de Don Quijote de la Mancha*, qui vient d'être réimprimée, transporte le chevalier dans le milieu picaresque des cabaretiers, des muletiers et des Maritornes; nous sommes ici dans la parodie burlesque, assez grosse mais amusante. La pièce du reste peut passer, comme le dit son éditeur qui en a élucidé les passages difficiles, pour une 'curiosité bibliographique'.[2]

Et puisque je viens de toucher au théâtre, je signalerai ici une brochure relative à Cervantes auteur dramatique et qui pourra servir de guide à ceux qui se proposent d'aborder l'étude de ses drames, de ses comédies et de ses farces.[3] Cet essai méritoire sera remplacé bientôt par un ouvrage beaucoup plus développé, l'Académie Espagnole de la Langue ayant choisi comme sujet du premier concours de la fondation instituée par le duc d'Albe, comte de Lemos, en mémoire de son inoubliable mère, et pour récompenser des auteurs de travaux littéraires, histo-

[1] *'D. Quixote de la Mancha', comedia en tres jornales y en vers per D. Guillem de Castro y Bellvis. Representada de vell-nou en lo Teatro Principal de Valencia, en la nit del VIII dia de Maig de MDCCCCV.* Valencia, 1905, VI et 119 pages in 8°.

[2] *Curiosidad bibliográfica. Los invencibles hechos de Don Quijote de la Mancha, entremés famoso compuesto por Francisco de Avila, natural de Madrid.* Madrid [1905], 35 pages in 8°. L'avant-propos est signé des initiales F. P. G.

[3] *Apuntes escénicos cervantinos ó sea un estudio histórico, bibliográfico y biográfico de las comedias y entremeses escritos por Miguel de Cervantes Saavedra, etc. por Narciso Díaz de Escovar.* Madrid, 1905, 79 pages pet. in 8°.

riques et scientifiques, l''étude critique du théâtre de Miguel de Cervantes'.[1]

Le séjour de Don Quichotte en Aragon chez un duc et une duchesse, qui hébergent le chevalier et son écuyer et s'en amusent, sera toujours tenu pour un des plus délicieux épisodes du grand livre: l'humour de Cervantes atteint ici son maximum. Ces chapitres accusent aussi les intentions satiriques de l'écrivain qui, avec une habileté consommée, y a dépeint les vices du régime seigneurial en Espagne au XVIIe siècle. Depuis Pellicer, qui a identifié la villa où est accueilli Don Quichotte avec le bourg de Pedrola et l'île Barataria avec Alcalá de Ebro, une tradition s'est accréditée suivant laquelle le duc qui réalise le rêve de Sancho aurait été le chef d'une des plus grandes maisons de la noblesse aragonaise, le duc de Villahermosa. Profitant de cette tradition, les Aragonais d'aujourd'hui l'ont célébrée par une mascarade et des fêtes dont une a eu lieu à Pedrola, sous les auspices de la duchesse de Villahermosa, Doña María del Carmen Aragón Azlor, grande dame aussi patriote que lettrée et que la mort hélas! est venue surprendre il y a quelques mois avant la publication du beau volume consacré au souvenir de cette commémoration.[2]

Je terminerai cette revue par quelques mots sur la participation des étrangers à la célébration du Centenaire. L'Angleterre, où l'humour de Cervantes a toujours eu de fervents admirateurs et même inspiré de grands écrivains — que ne doit pas Fielding à son ancêtre espagnol? — l'Angleterre possède aujourd'hui un cervantiste fort distingué, éditeur, biographe et traducteur, dans la personne de M. James Fitzmaurice-Kelly. Sa contribution à la fête a consisté en une lecture qu'il a faite devant la British Academy, de fondation récente, sur *Cervantes en Angleterre.*[3] — L'Allemagne a rafraîchi en la réimprimant une traduction renommée, celle de Tieck,[4] et nous a offert

[1] L'*entremés* de Cervantes intitulé *El vizcaino fingido* vient d'être réimprimé avec un commentaire assez estimable mais beaucoup trop verbeux (*Estudio crítico acerca del entremés 'El vizcaino fingido' de Miguel de Cervantes Saavedra por Manuel José García.* Madrid, 1905, 184 pages in 8°.)

[2] *Album cervantino aragonés de los trabajos literarios y artísticos con que se ha celebrado en Zaragoza y Pedrola el III centenario de la edición príncipe del 'Quijote'. Publícalo la Excma. Sra. Duquesa de Villahermosa.* Madrid, 1905, XV, 224 pages et 26 planches in-folio.

[3] *The British Academy. Tercentenary of 'Don Quixote'. Cervantes in England.* London, 1905, 19 pages in 8°.

[4] *Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Übersetzt von Ludwig Tieck. Jubiläums-Ausgabe in vier Bänden mit einem Titelbild. Mit einer biographisch-kritischen Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. Wolfgang von Wurzbach.* Leipzig [1905], 2 vol. in-12. La biographie de Cer-

une nouvelle édition d'une autre version très appréciée aussi, celle de Ludwig Braunfels.[1] Il y aurait un chapitre et presque un livre à écrire sur les traducteurs du *Don Quichotte* et leur méthode. A mon avis, pour un roman de ce genre, que savoure le monde entier, aucun genre de traduction n'est à exclure, tous ont leur raison d'être, depuis la 'belle infidèle' jusqu'à la traduction la plus exacte et la plus savante. Ce qui captive la plupart des lecteurs est la fable avec ses incidents, surtout les inimitables dialogues de l'hidalgo et de son écuyer, et cela peut être rendu intelligible dans une forme agréable et facile en abrégeant le texte, en élaguant de ci de là certaines superfétations et des passages qui sentent trop le terroir pour pouvoir être aisément transposés en une langue étrangère. Mais le *Don Quichotte* s'adresse aussi à un autre public qui s'intéresse à la langue, au style, aux particularités de la vie espagnole, qui voit dans ce livre le grand roman social de l'Espagne des Philippe. En un mot, le *Don Quichotte* n'est pas un livre simple comme l'autre roman mondial, *Robinson Crusoé,* qui n'a ni style ni même de date, puisqu'il ne s'y trouve pour ainsi dire aucune allusion, aucune couleur historique. Le *Don Quichotte* lui est en quelque sorte à deux faces, il se révèle alternativement sous deux aspects distincts. Aux deux catégories de lecteurs, il faut donc des traductions appropriées. Celle de Tieck me semble conserver sa valeur comme livre de lecture courante, malgré les contresens et les inexactitudes qu'on y pourrait noter; mais je conçois que le lecteur allemand désireux de pénétrer plus profondément dans l'œuvre de Cervantes, d'en assimiler, autant que faire se peut sans savoir la langue originale, *el sabor de la tierruca,* comme dirait Pereda, ait désiré une version plus fidèle, serrant de plus près le texte espagnol. A ce lecteur la traduction de Braunfels donnera entière satisfaction. Sous sa première forme, dans la *Collection Spemann,* elle contenait des notes assez nombreuses que les réviseurs de la nouvelle édition, MM. H. Morf et S. Gräfenberg, ont en partie omises. Je le regrette un peu pour ma part, quoique je comprenne les raisons éditoriales qui ont motivé cette suppression. Quoiqu'il en soit, en renouvelant dans cette *Jubiläumsausgabe,* aussi correcte qu'élégante, la meilleure peut-être des traductions du *Don Quichotte,* M. Karl J. Trübner rend un vrai service à ses compatriotes et à tous les amis de Cer-

---

vantes et l'étude de ses œuvres par M. von Wurzbach, qui renseignera le public allemand sur tout ce qu'il a besoin de savoir, donne un prix particulier à cette réimpression.

[1] *Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe.* Strassburg, 1905, 4 vol. in 8°.

vantes.[1] — La France, où depuis le XVIIe siècle Cervantes a joui d'une si grande popularité et où d'éminents critiques ont apprécié son génie avec tant de finesse, la France cette fois s'est abstenue, car j'ose à peine mentionner un opuscule de quelques pages où celui qui écrit ces lignes a dénoncé un faux autographe de Cervantes, lequel s'était glissé dans une de nos collections publiques.[2]

Ce court résumé, et qui ne vise nullement à être complet, des publications du Centenaire laissera, je l'espère, une assez bonne impression. Si surtout l'on compare cette commémoration à celle du deuxième centenaire de la mort de Calderon célébrée il y a tantôt vingt-cinq ans, on estimera que les Espagnols ont cette année bien mieux réussi qu'en 1881. A la vérité, le héros de la fête de 1905 avait beaucoup plus d'ampleur, son nom parle à la nation entière. Calderon, au contraire, ne représente que certains traits du génie espagnol qui ne répondent plus à nos idées d'aujourd'hui et que beaucoup d'Espagnols jugent même antipathiques et nuisibles. Entre le dramaturge-théologien du XVIIe siècle et l'Espagne moderne le contact s'est perdu; pour le renouer il faut des efforts multiples et un état d'âme particulier. C'est pourquoi le centenaire de Calderon fut surtout l'œuvre de quelques lettrés qui provoquèrent un enthousiasme de commande, tout à fait factice, que ne partagea point la masse du public. Cervantes lui réunit tous les suffrages, il peut compter sur la sympathie universelle. Ceux même qui ne l'ont point lu savent en gros ce qu'il fit et ce qu'il écrivit; ils savent

---

[1] J'en ai examiné les premiers chapitres avec assez d'attention. Dans le Prologue, *hijo del entendimiento* doit être rendu, non par *Sohn*, mais par *Kind* qui se trouve chez Tieck. — Plus loin, dans le même Prologue, il me semble que *oficiales amigos* sont plutôt des 'amis empressés' que des 'compagnons de métier amis'. Tieck fait aussi de *oficiales* un adjectif qu'il traduit mal par *vertraute*. Reste à savoir si Cervantes emploie ailleurs adjectivement *oficial* avec le sens du français 'officieux'. — Chap. Ier. *Salpicón* n'est pas un pâté (*Fleischkuchen*) mais une salade de viande froide, comme l'explique longuement à Oudin son rival Ambrosio de Salazar. — Chap. IV. En traduisant *infante* par *Prinz*, Braunfels a pensé qu'il respectait un idiotisme espagnol, mais *infante* avait aussi le sens d' 'enfant' qui convient seul au passage (cf. une note intéressante de D. Ramón Menéndez Pidal, *La leyenda de los infantes de Lara*, p. 442). Tieck a bien mis *Knabe*. — Chap. 18. 'Sin salir del camino real, que por allí iba muy seguido' n'est pas 'ohne von der Landstrasse abzuweichen, die dort vielbegangen war', mais 'sans sortir de la route royale qui en ce lieu s'avançait en ligne droite'. *Seguido* a le sens qu'on trouve plus loin (chap. 20) dans l'adverbe *seguidamente*: 'Dilo seguidamente', c'est à dire: 'd'une traite, sans t'écarter du sujet'. Oudin avait déjà commis la faute. — Comme on le voit par ces quelques remarques, il ne s'agit que de vétilles.

[2] *Un faux autographe de Cervantes.* Paris, 1905, 15 pages in 8° (Extrait du *Bulletin du Bibliophile*).

qu'il personnifie ce qu'il y a de plus sain et de plus fin dans le tempérament espagnol: le courage et la gaîté, l'ironie spirituelle et le désintéressement. Aussi, malgré quelques voix discordantes, quelques réserves de certains directeurs de l'opinion,[1] les Espagnols ont-ils le droit de croire et de dire que leur fête fut belle et vraiment digne du héros, le plus grand à tous égards de leurs grands écrivains.

Paris, janvier 1906. **Alfred Morel-Fatio.**

P. S. Depuis qu'ont été écrites les lignes qui précèdent, quelques nouveaux travaux sont venus grossir la littérature déjà considérable du Centenaire. Je citerai notamment une dissertation de D. Julio Puyol y Alonso, qu'a couronnée l'Académie des sciences morales et politiques de Madrid, et qui roule sur l'état de la société espagnole tel qu'il apparaît dans le *Don Quichotte:*[2] le sujet avait été traité déjà et M. Puyol ne l'a pas renouvelé, mais son exposé conduit avec assez de méthode mérite une mention honorable. Une autre publication beaucoup plus importante est le *Rinconete y Cortadillo* de D. Francisco Rodríguez Marín.[3] L'établissement du texte de cette nouvelle offre des difficultés particulières, car il faut tenir compte ici d'une version manuscrite assez différente du texte imprimé en 1613 et 1614. M. Rodríguez Marín nous fait connaître les deux *états* du célèbre conte picaresque dont le seul rapprochement est fort instructif et dissipe quelques obscurités des éditions courantes, mais je ne pardonne pas à l'érudit éditeur son amour pour l'orthographe académique. Comment un homme de goût comme lui et si versé dans la connaissance de l'ancienne langue ne sent-il pas que

---

[1] J'entends ici parler de l'article un peu chagrin et maussade de M. Gómez de Baquero intitulé 'El centenario del Quijote. Lo que ha sido y lo que debió de ser', dans *La España moderna* du 1er juin 1905. Dans un autre numéro de la même revue (1er décembre 1905), D. Miguel de Unamuno, recteur de l'Université de Salamanque, qualifie le Centenaire de 'ridicule'. Cette boutade ne tire pas à conséquence, M. Unamuno se tenant et se donnant pour un grand humouriste, seulement son humour n'a rien de commun avec celui de Cervantes. — Pour finir, j'avertis charitablement que le livre du Père Juan Mir y Noguera, *El centenario quijotesco* (Madrid, 1905, 245 pages in 8º) n'est qu'un manuel du purisme et des réformes que l'auteur voudrait introduire dans l'espagnol d'aujourd'hui en le remodelant sur celui qu'écrivaient les auteurs de son choix au XVIe et au XVIIe siècle.

[2] *Estado social que refleja 'El Quijote'.* Madrid, 1905, 108 pages gr. in 8º.

[3] *Rinconete y Cortadillo, novela de Miguel de Cervantes Saavedra, edición crítica por Francisco Rodríguez Marín.* Sevilla, 1905, 485 pages, pet. in 4º.

transcrire un ouvrage du XVII[e] siècle en écriture de trois siècles postérieure donne au lecteur quelque peu raffiné l'impression de ces cathédrales romanes ou gothiques sur lesquelles on a plaqué un portail jésuite ou un clocher en fonte? Qu'on fasse des éditions populaires des auteurs célèbres en écriture moderne, cela se conçoit et cela doit être, mais, pour Dieu! que celles qui ne s'adressent qu'aux érudits et aux curieux respectent le costume et le style du temps; sans compter qu'en altérant la forme des vieux livres, l'éditeur se prive du meilleur moyen de rendre plausibles les corrections qu'il juge à propos d'introduire dans son texte. Ceci dit, je me hâte de donner au travail de M. Rodríguez Marín tous les éloges auxquels il a droit: le commentaire à la fois linguistique et historique dont il a entouré la petite nouvelle sévillane est d'une richesse, d'une précision vraiment admirables; et ce trésor de renseignements puisés aux meilleurs sources et si agréablement présentés aux lecteurs justifie ce qu'il dit de ces éditeurs qui pensent avoir fait quelque chose en copiant un texte et en le ponctuant: 'Es mucho más fácil copiar un texto que entenderlo, depurarlo y fijarlo. Hasta Pero Grullo conocía y pregonaba esta verdad.' L'Académie Espagnole a eu bien raison de récompenser à nouveau son ancien lauréat et de se charger des frais d'impression de cet excellent ouvrage.

Avril 1906. A. M.-F.

Kleinere Mitteilungen.

Die Bedeutung der Wörter Himmel und Himmelreich.

Himmel und Himmelreich als Aufenthaltsort der Seligen — Himmel als Himmelsgewölbe sind die ursprünglichen Vorstellungen, die mit beiden Wörtern verbunden werden.

Hinter beiden Namen stecken aber noch viele andere Bedeutungen. Das Wort Himmel bezeichnet häufig Gegenden von reizender Lage mit entzückendem Um- und Ausblick. In Vorarlberg im Gamperdonertal liegt der berühmte Nenziger Himmel. Rings von dunklen Wäldern und saftgrünen Mähdern umrahmt, nimmt sich dieser umfangreiche Weideplatz zu beiden Seiten des Mängbaches ganz prächtig aus. Zahllose Alpenhütten, teils in Reihen gestellt, teils in Gruppen, sind rings auf der grünen Fläche zerstreut. In der Mitte steht das stille St. Rochuskirchlein (Ludw. v. Hörmann, *Wanderungen von Vorarlberg* S. 135).

Himmel bedeutet auch ein einzelnes Haus, wie z. B. in meinem Heimatlande nahe der Grenze des Gerichtsbezirkes Kirchbach an der Pielach. Pamphilus Gengenbach besafs in Basel seit 1508 9 seine eigene Offizin: 'daneben hat er auch einen laden im hause zum roten kleinen löwen in der freien strafse (Nr. 31) neben dem zunfthaus zum himmel' (*Zeitschr. f. d. Phil.* 37, S. 48).

Am Himmel ist eine herrliche Anlage mit Park, Schlofs und einer Meierei, die heute nach Einbeziehung der Vororte zu Wien im Stadtgebiete unweit von Sievering liegt. Diesem Himmel eilen Einheimische und Fremde gern zu, denn man geniefst von hier einen bezaubernden Ausblick auf das Häusermeer der grofsen Stadt und auf die vielen Hügel und Berge, die sie umsäumen.

Eine andere Landschaft, die 'Am Himmel' zubenannt ist, breitet sich um den 836 Meter hohen Himmelberg aus und greift in die Lehenrotte, Ortsgemeinde Türnitz, über. Unweit davon steht das Haus, welches Himmelbauer heifst. Andere einzelne Häuser führen die Namen Himmelfeld, Himmelreich, Himmelreichswies, Vorder- und Hinterhimmelsberg (*Topographie v. N.-Östr.* IV, 264).

In Elling bei Ingolstadt in Oberbayern ist ein in Felsen ausgehauener unterirdischer Gang. Von anderen vielleicht mit diesem zusammenhängenden unterirdischen Gängen sind Spuren vorhanden. Auf dem betreffenden Steuerblatte sind folgende Orts-

namen angezeigt: Höllriegel, Himmelreich, Osterbrunngewänder, Osteräcker, Osterwiesen (Frd. Panzer, *Bayr. Sag. u. Geb.* I, 62).

In Mittelfranken liegt der anderthalb Wegstunden lange und dreiviertel Wegstunden breite Haselberg. Da finden sich Orte mit den Namen: Schlöfslesbuck, das Drutental, die Osterwiese, der Hangenstein, die Schwarzefichte und das Himmelreich. Daran knüpft sich die Sage: Vom Schlöfslesbuck nach dem Heslasberg zieht ein unterirdischer Gang. Auf dem Schlöslesbuck wohnten drei Jungfrauen, man nannte sie die Schlöfslesbuckjungferle; sie waren klein und gingen nicht weiter als in das Himmelreich und in das Drutental. Zwei waren ganz weifs, die dritte weifs bis zum Gürtel, abwärts schwarz (Panzer, a. a. O. 136).

Himmelreich, Helgraben, Gründlein sind Benennungen einzelner Plätze eines schönen bei Vestenberg, zweieinhalb Stunden von Ansbach gelegenen Eichwaldes (a. a. O. II, 254).

Sollten die würdigen Augen eines Abstinenten von striktester Observanz auf diesen Absatz etwa fallen, so ist er freundlich gebeten, die paar Zeilen zu überspringen, denn das Graacher Himmelreich würde sein Gemüt betrüben oder ihn gar aufser Rand und Band bringen; von diesem Himmelreich erzählt nämlich unser launiger Julius Wolf im *Landsknecht von Cochem* S. 41, dafs dort einer wächst, der zur besten Sorte gehört.

Himmelreich ist ein häufig vorkommender Ortsname. In Rudolfs *Ortslexikon* erscheint er zweiunddreifsigmal (A. Heintze, *Deutsche Familiennamen* 161).

Aussee ist das steirische Himmelreich (Kolm. Kaiser, *Da franzel in da Fremd* S. 10).

Jeder Besucher Gmundens kennt die aussichtsreiche Himmelreichswiese, die sich über dem Nordostende des Traunsees auf dem Wege zum Franzl im Holz und zum Laudachsee erhebt.

Welchen Zauber das Himmelreich einer Darstellung zu verleihen vermag, das zeigen die ‘*Kinder von Finkenrode*’ von Wilhelm Raabe, S. 62, wo die Frage auftaucht: ‘Kennen Sie auch das romantische Jägerhaus unter dem Wartemberg, das Haus im Himmelreich’? — Hier ist das Himmelreich ein idyllisches Jägerhaus.

Gasthöfe, Herbergen führen mitunter auch poetische Kennzeichen. Die Bezeichnung zum ewigen Leben kommt im Stadtgebiet von Wien öfters vor; wie die Tageschronik meldet, mufs es irgendwo auch einen Gasthof zum Himmelreich geben: ‘Ein zwanzigjähriger Student und eine siebzehnjährige Hausbesorgerstochter entflohen miteinander. Die zwei losen Vögel wurden in einem Gasthofe, der den wohlangebrachten Namen zum Himmelreich führt, ertappt und den Familien übergeben’ (*Neue Freie Presse* vom 11. März 1904).

In Köln heifst nach der *Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht* XV, 772 eine ganze Strafse das Himmelreich, und irgendwo, bemerkt

O. Weise (*Ästh. d. d. Sprache* 152), bezeichnet Himmelreich das Stadtviertel, wo die Ärmsten wohnen.

So benennt man auch Wohnungsbestandteile, die nach oben zu liegen: 'Vorwärts, Antonio! halt dich nicht auf!' rief Leone. Vorwärts treppauf ins Himmelreich' (W. Raabe, *Die schwarze Galeere* S. 42).

Das Antlitz gilt auch als Himmel: 'In ein Gewitter oder in ein stürmendes Meer sehe ich herzhafter als in das kleine Gesicht, in einen heitern Himmel von drei Nasenlängen' (J. Paul, *Hesperus* 23. Hundsposttag).

Das Himmelreich ist Kennzeichen der Bildung. Abraham a Sancta Clara scherzt in Auf auf ihr Christen: 'Man kann ganz richtig wissen, was ihr für Landsleut seid, ob ihr aus dem Himmelreich oder Lümmelreich'.

Himmel nennt man in katholischen Ländern den an vier Stangen befestigten Traghimmel, d. i. Tragbaldachin, unter dem bei der Auferstehungs- und Fronleichnamsprozession der Priester das hochwürdigste Gut trägt. Auf die metaphorische Bezeichnung von Himmel in Thronhimmel, Betthimmel und Himmelbett hat Dr. A. Waag in seinem hübschen Buche über die *Bedeutungsentwickelung unseres Wortschatzes* (Nr. 248) aufmerksam gemacht.

Um eine gewisse, relativ bedeutende Höhe zu bezeichnen, verwendet der aus dem Jahre 1558 stammende Tiroler Landreim das Wort im Sinne von First, wie in der Anmerkung angegeben ist. Die Stelle lautet:

Da wirt des suessen Wassers vil
In die werckh gfüert | wie mans hab'n wil.
Biß es den Himel thuet anriern
Doch nit den | daran stet das Gstirn.
(V. 241—244.)

Von der Taubstumm-Blinden Laura Bridgman ist ein Gedicht überliefert, in dem der Himmel als heiliges Heim gilt: *Heaven is holy home* (Prof. Dr. W. Jerusalem, *Laura Bridgman* S. 63).

Mögen uns Menschen, Gewalt- und Machthaber verkennen, verunglimpfen, kränken und zurücksetzen, ein Himmelsausschnitt weiß uns zu versöhnen: es ist der vaterländische Himmel.

An den Wörtern Himmel und Himmelreich ist der Bedeutungswandel des Wortes gut zu beobachten. Von der Bedeutung des Himmelsgewölbes gehen die Namen über zur Bedeutung der malerischen, romantischen Lage einer Gegend, von der Gegend zu dem einzelnstehenden Haus, vom Haus zu dessen Bewohner, wie das so manche Familiennamen deutlich zeigen: Friedrich Heinrich Himmel danken wir u. a. sinnige Liederkompositionen und die Oper ‚Franchon', die seinerzeit viel Aufsehen erregte. Wilma Himmelreich ruft Mitleid hervor, denn sie, die achtundzwanzigjährige Meisterstochter, wurde, wie die betrübende Nachricht aus

Esseg vom 9. September 1904 meldete, von dem um zehn Jahre jüngeren Gesellen ihres Vaters, weil der von einem Liebesverhältnis der beiden wegen ihres Altersunterschiedes nichts wissen wollte, durch vier Revolverschüsse getötet.

Zuchthäuser, Gefängnisse u. dergl. führten in früheren Tagen mitunter sehr drollige Namen, wie z. B. Das Schellenwerk in Bern,[1] das berüchtigte Loch des Nürnberger Rathauses,[2] das alte Loch,[3] das Hundeloch,[4] den Narrenkotter und das Narrenhäusel,[5] das Hainburger Jungfrau Kötterl,[6] die Harfe der Stadt Meiningen,[7] die Keuche der ehemaligen Benediktiner Universität in Salzburg,[8] die Schergstube zu Neuhaus in Böhmen,[9] die Bärenhaut, besser Bernhut,[10] ein Gefängnis für Hurer und Ehebrecher, den schwarzen Sack, den Diebskeller[11] — ja, man bekäme bald ein ganzes Büchlein solcher bodenständiger Bezeichnungen zusammen, wollte man planmäfsig von Stadt zu Stadt derartige Überlieferungen verfolgen; doch die anmutigste darunter dürfte doch der alte Gefängnisname der landesfürstlichen niederösterreichischen Stadt Hainburg an der Donau bleiben: das Himmelreich.

Josef Maurer erwähnt in seiner Geschichte dieser Stadt einigemal diesen sicheren Aufenthaltsort, wobei aus verwichenen Tagen auf das Leben und Treiben in diesem Städtchen ein wertvolles Streiflicht fällt. S. 370: Die fremden Schuhmacher wurden ausgewiesen, ihre Rädelsführer kamen in das Himmelreich. — S. 377: Der Müllermeister Michael Hintermüller bezahlte wegen schlechten Brotes fünf Reichstaler Strafe, Michael Fasser aus der gleichen Ursache drei Gulden und Jos. Georg Zeininger wegen schlechtem Mehlmafs einen Reichstaler. Am 1. August 1693 sank ohnehin das Gewicht der Kreuzersemmel auf 10 Lot, das des Sechskreuzerlaibes auf 4 1/3 Pfund, das des Groschenlaibes auf 2 1/2 Pfund. Michael Fasser redete respektwidrig gegen den Rat wegen seiner Strafe und kam dafür einen Tag ins Himmelreich.

S. 428: Die Bürger hielten aufs neue um Entschädigung für die durch die Baireuthschen Dragoner im Jahre 1704 erlittenen

[1] E. L. Rochholz, *Schweizersagen aus dem Aargau* I, 219.

[2] Gutzkow, *Hohenschwangau* V, 333.

[3] Wilhelm Raabe, *Das Horn von Wanza* S. 166.

[4] Dr. H. Wimmer, *Geschichte der Pfarre St. Agathe zu Hausleiten bis zur Diözesanregulierung im Jahre 1783.* Wien.

[5] Puntschert, *Denkwürdigkeiten der Stadt Retz* S. 136, 141.

[6] Ratschlufs vom 12. September 1710.

[7] Balthasar Spiefs, *Idiotikon* 93.

[8] *Beiträge der österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte*, V. Heft, S. 32, 36.

[9] *Führer durch Neuhaus* S. 36. Bei A. Landfras in Neuhaus.

[10] *Alemannia* 15, S. 192.

[11] Dr. Georg von Below, *Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum* S. 50.

Einquartierungslasten an. Dabei ging es wieder nicht ohne Lärm ab. Als mit dem Handelsmanne Johann Engler abgerechnet wurde, war dieser nicht zufrieden und 'gofs villfältige scheltwort höchst straffmäfsig aus', so dafs er ins Himmelreich gesperrt werden mufste, bis er seinen schuldigen Täz bezahlt und nachgewiesen hatte, dafs er 1704 wirklich 24 Klafter hartes Holz für die Soldaten hergegeben.

S. 456: Der Hofmeister des Pfarrers Mathias Wolf war mit den Fuhrleuten des Kardinals von Sachsen-Zeitz so grob, dafs er für acht Tage ins Himmelreich gesperrt wurde.

S. 466: Hanns Andreas Schettin, Schuhmacher in Berg, lästerte im Hause seines Vaters in Hainburg Gott, schmähte über die zehn Gebote Gottes, die Heilige Schrift und den Stadtrat. Er wurde am 15. Januar 1716 vormittags ins Himmelreich gesperrt, dann durfte er sich eine Stunde im Gerichtszimmer wärmen, worauf er von zwölf bis zwei Uhr wieder eingesperrt wurde.

Respektwidriges Benehmen, Fluchen und Schelten, Grobheit, Gotteslästerung, Schmähung der Heiligen Schrift und auch des löblichen Stadtrates, ausgiefsen von Injurien bei der Einquartierung von Soldaten, ausgiefsen von Calumnien, erwiesener Ungehorsam, wie der Ratschlufs der Stadt vom 19. Juli 1710[1] zeigt, das alles führte in das Himmelreich von Hainburg.

Himmel und Himmelreich zeigen so deutlich, welch mannigfache Bedeutungen die Wörter unserer Sprache anzunehmen vermögen. Das eine wie das andere Wort leistet gute Hilfsdienste, dieses oder jenes zu benennen, wobei meistens die Unterströme des Bewufstseins auch in Flufs geraten und das menschliche Gemüt in Bewegung setzen. Der Glückseligkeit der Menschen helfen die beiden Wörter schlicht und einfach zum Ausdruck. Da jeder Mensch in etwas anderem sein Glück und seine Glückseligkeit findet, so ist es begreiflich, wie viele verschiedene Bedeutungsnuancen in Himmel und Himmelreich verborgen sind. Aber das Erhabene, das Erquickende, das Beglückende im Erkennen, Fühlen, Wollen, alles, was dem Menschen als heilig gilt, dann beseligende Zufriedenheit, fernab zu sein vom grofsen Strome der Welt in einem stillen Winkel des Glücks, die Zauber der Romantik mit allem, was angenehm ist oder wenigstens so vorgestellt wird, schimmert bei den beiden Namen immer durch. Daher kommen auch bei der Namengebung Orte in Betracht, wo die Sage ihre zarten Fäden spinnt. Aus den Namen Kanzelried, Himmelsbühl, Sonnenbrunnen und Heiligematten, wie einige Wiesgründe und Zelgen in der Schweiz benannt werden, schliefsen die dortigen Leute sogar auf einen Tempel, der da ge-

---

[1] Für die Freundlichkeit, dafs mir der Herr Gemeindesekretär Franz Hölzl in die Ratsprotokolle der Stadt Hainburg Einsicht gewährte, sei an dieser Stelle der ihm gebührende Dank abgestattet.

standen haben soll (E. L. Rochholz, *Schweizersagen* II, 299). Schliefslich lehnt sich alles Grofse, das sittlich Hohe, ausgiebige mathematische Höhe, das Wunderbare und alles, was in der Seele des Menschen Staunen hervorruft, mehr oder minder an diese Himmel- und Himmelreichbenennungen an.

Wien. **Franz Branky.**

Zu 'N. Praun und P. Collenuccio', Arch. CXV 22 ff.

Bei Abfassung des obgenannten Artikels habe ich leider eine Studie von Prof. L. A. Stiefel 'Eine Quelle Niklas Prauns' übersehen, die *Zs. f. d. Philol.* XXXII 473—484 erschienen war. Ich stelle fest, dafs bereits Prof. Stiefel durch einen genauen Vergleich von Cynthios Libro della origine delli volgari proverbii (Kap. 34 Contrasto), Collenuccios Philotimo und Praun erwiesen hat, dafs nicht Cynthio, sondern Collenuccio allein die Quelle Prauns ist.

Adolf Hauffen.

Die Lösung des ae. Prosarätsels.

Zu dem *Archiv* CXV 392 gedruckten Prosarätsel macht mich Kollege Schick darauf aufmerksam, dafs dasselbe bereits gelöst ist: der treffliche Dietrich hat es am Schlusse seines bekannten ersten Rätsel-Aufsatzes in der *Z. f. d. A.* XI 489 f. behandelt. Dietrich meint, das Rätsel habe 'zwei anscheinend verschiedene Teile', da die 'sprechenden Gegenstände' verschieden seien: der Ausdruck *min agen wif* weise auf einen Mann, während *ic wæs mines broðor dohtor* eine Frau verlange. Eigentlich zwei Rätsel lägen also vor, deren erstes mit 'Tag' gelöst werden könne; bei dem zweiten sei offenbar Eva gemeint. Doch fügt Dietrich hinzu: 'Eva könnte auch im ersten Teile sprechen, wenn man die Begriffe "Vater" für "meiner Mutter Mann" und "Sohn" für "den mein eigen Weib gebar" einsetzt und die Verallgemeinerung der Vorstellung des ersten Manns zu Mann überhaupt annehmen will.'

Ich glaube nun mit Schick, dessen Briefe ich im folgenden mehrfach glückliche Formulierungen entnehme, dafs wir nur ein Rätsel anzunehmen haben, und dafs das Ganze mit 'Eva' zu lösen ist. Eva ist sowohl die Tochter Gottes als auch Adams[1] (— da aus seiner Rippe geschaffen —) und der Erde.[2] Adam ist aber zugleich ebenso Sohn Gottes und der Erde; er ist also in zwiefacher Weise auch

[1] In einem lateinischen Rätsel bei Mone, *Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit* VII 49, wird von Evas *mater mascula* (d. i. Adam) gesprochen.

[2] Man beachte, dafs hierin eine biblische und eine uralte Volksanschauung (A. Dieterich, *Mutter Erde*, Leipzig 1905, und G. Schütte, *Die Schöpfungssage in Deutschland und im Norden* = *Indog. Forsch.* XVII 444 ff.) zusammengeflossen sind.

Evas Bruder. Weiter ist Eva durch die Jungfrau Maria die Mutter Christi, d. h. Gottes, geworden.[1]

Danach dürfte das Rätsel der Hauptsache nach klar sein. *Gret ðu minne broðor* [grüſse du meinen Bruder, d. i. Adam], *minre modor ceorl* [?], *þone acende min agen wif* [?]. *And ic wæs mines broðor dohtor* [d. h. Adams Tochter]. *And ic eom mines fæder modor geworden* [d. h. die Mutter Christi, d. i. Gottes, meines Vaters]. *And mine bearn* [meine Nachkommen bis auf Maria] *syndon geworden mines fæder modor* [d. h. Christi Mutter]. Der letzte Satz lieſse sich mit Schick auch folgendermaſsen deuten: *mine bearn,* d. h. die Menschen überhaupt, sind *mines fæder modor,* nämlich Adams Mutter, d. h. Erde, Staub geworden; doch möchte ich die erstere, theologische Deutung mit Rücksicht auf die unten Anm. 1 ausgehobenen Stellen und namentlich wegen des präteritalen *syndon geworden* vorziehen.

Zwei Punkte machen noch Schwierigkeiten:

1) Was heiſst *minre modor ceorl?* Da der Ausdruck in Apposition zu Adam steht, kann sich *modor* wohl nur auf die Erde als Evas Mutter beziehen. Das Wort *ceorl* hat im Altenglischen, von der Grundbedeutung 'Mann' ausgehend, sich in zwei Bedeutungssphären[2] gespalten: a) eine geschlechtliche, im Verhältnis zum Weibe entweder 'männliches Wesen'[3] schlechthin oder 'Ehemann'[4] bedeutend, und b) eine rechtlich-ständische,[5] ursprünglich den 'Gemeinfreien' schlechthin bezeichnend. Als aber, wie überall, so auch in England der Stand der Gemeinfreien sich nach der Art und Weise des Besitzes[6] spaltete, wurde *ceorl* auf die niedrigste Stufe derselben beschränkt, zu welcher die kleineren Grundeigentümer, namentlich

---

[1] Blickling Homilies 89 [19] sagt Eva zu Christus: *þu wast, þæt þu of minre dehter, Drihten, onwoce,* und 'Christ & Satan' 437 heiſst es: *þu fram minre dohtor, Drihten, onwoce*; auch Mones *Anzeiger* 1838 Sp. 286 *Ich … ward in meinem wesen an gelayd, das mein sun mein vater wardt.*

[2] Die Bedeutungsscheidungen bei Bosworth-Toller sind hier, wie so oft, völlig unbrauchbar. Freilich ist die Bedeutungslehre überhaupt der schwächste Teil unserer altenglischen Philologie. In einer von mir geplanten Serie von 'Beiträgen zur englischen Wortlehre' hoffe ich gerade diesem Punkte erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken.

[3] Beweisende Belege im Altenglischen sind selten: mas *ceorl* Wr.-W. 449 [9]; dazu ae. *ceorl-strang* Wr.-W. 108 [17]. In mittelenglischer Zeit jedoch taucht diese Bedeutung mehrfach wieder auf.

[4] Corp. Gl. 2175 uxorius *ceorl*; Napier I 5166 maritum *ceorl*; Denkspr. Exeter 9 *bið his cēol cumen and hyre ceorl to hām, āgen ǣtgeofa*; Joh. IV 18 (ed. Bright, Boston 1904) *þu hæfdest fīf ceorlas, and se-ðe ðu nu hæfst, nis ðin ceorl*; Joh. IV 16 *clypa þinne ceorl*; Cura Past. 405 [11] *gif hwelc wif forlæt hiere ceorl*; 99 [12] *Hæbbe … ælc wif hiere ciorl.* [Dazu Liebermann II 33.] Vgl. auch ae. *ceorlian* 'einen Mann nehmen, heiraten' und *ceorlæs* 'gattenlos'.

[5] Belege bei Bosworth-Toller, Schmidt und demnächst vor allem bei Liebermann [soeben erschienen].

[6] Amira in Pauls *Grundriſs* III [2] 134.

die Hintersassen eines Landherrn,[1] sagen wir also etwa die 'Bauern',[2] gehörten.

Welche der beiden Grundbedeutungen[3] paſst nun an unserer Rätselstelle? Kaum die erstere; denn ich wüſste nicht, wie Adam der Ehemann von Evas Mutter genannt werden kann. Und *minre modor ceorl* mit Dietrich als Kenningar für 'Vater' anzunehmen, will mir hier wenig passend dünken. Es bliebe also nur die zweite Bedeutung übrig. Aber mit dem rein ständischen Begriffe 'Gemeinfreier' oder 'Bauer' werden wir hier immer noch nicht auskommen können: nur wenn sich die ständische Bedeutung auch zu einer Berufsbezeichnung 'Bauer' = 'Landbebauer, Landmann, Ackersmann' weiterentwickelt hat, wüſste ich an unserer Stelle mit *ceorl* etwas anzufangen. Und tatsächlich ist auch diese Sinn-Nuance nachzuweisen. Ich finde sie nämlich einmal in den Metren des Boethius XII 27 (wo, ebenso wie in unserem Rätsel, ein Genitiv mit *ceorl* verbunden ist): *swa-swa londes ceorl of his æcere lycđ yfel weod* 'ebenso wie ein Landmann [so richtig Krämer, *Bonner Beitr.* VIII 108] schlimmes Unkraut auszieht', und anderseits in dem Kompositum *æcer-ceorl* 'agricola', das uns zwar nur durch Somner überliefert, aber kaum von diesem erfunden ist. Ich übersetze also mit Schick *minre modor ceorl* 'den Bebauer meiner Mutter, d. i. der Erde'.

2) Schwieriger ist die Deutung des nun folgenden *þone acende min agen wif*. Im allgemeinen ist wieder klar, daſs gemeint sein muſs: Adams Mutter, d. i. die Erde. Aber wie kann die Erde Evas *agen wif* genannt werden? Für sich betrachtet könnte der Ausdruck *min agen wif* wohl dreierlei bedeuten:

a) 'mein eigen Weib', d. i. 'meine Ehefrau' — sei es, daſs man *āgen* als ein das Possessiv verstärkendes Adjektiv[4] nimmt, wie in *min agen bearn* usw., oder daſs man *āgen-wīf* als Kompositum faſst, wie an. *eiginkona, eiginkvān, eiginhūsfrū* 'Ehefrau', *eigenbōndi* 'Ehemann'.

---

[1] Amira a. a. O. III² 138.

[2] Mit diesem Heruntersinken als Standesbegriff erhielt das Wort auch einen pejorativen Nebensinn, der sich namentlich in Ableitungen wie *ceorlisc* 'bäuerlich > bäuerisch' (z. B. *ceorlisc folc* 'vulgus uel plebs' Wr.-W. 170 37) und *ceorlfolc* 'vulgus' (Ælfrics *Gramm.* 300 19) fühlbar macht und im Neuenglischen ausschlaggebend geworden ist. Die Bedeutung 'Unfreier', die Grein im *Sprachsch.* und Kluge im *D. etym. Wtb.* unter *Kerl* schon fürs Altenglische annehmen, erhielt das Wort aber erst, als durch die normannische Eroberung der sächsische Bauer zum unfreien Knecht herabgedrückt war.

[3] Mindestens folgende fünf Bedeutungen wären also für ae. *ceorl* anzusetzen: 1) 'Mann, männliches Wesen', 2) 'Ehemann', 3) 'Gemeinfreier', 4) 'freier Bauer', 5) 'Landmann'.

[4] Weitere Beispiele (ebenfalls stark flektiert) siehe bei Bosworth-Toller unter *agen* sowie bei L. Kellner, *Hist. Outlines of English Syntax*, London 1892, § 310.

b) Zweitens könnte man ein Kompositum *āgenwīf* annehmen, das mit dem in den Gesetzen belegten ae. *āgenfrēa* 'Eigentümer'[1] zusammenzuhalten wäre und dann die Bedeutung 'Eigentümerin' haben müfste. Aber mit dieser Bedeutung, selbst in dem verallgemeinernden[2] Sinne von 'Herrin', wüfste ich in unserem Zusammenhange wenig anzufangen, da die Erde doch wohl kaum Evas Besitzerin oder Herrin genannt werden kann.

c) Eine letzte Möglichkeit wäre endlich, *mīn āgen wīf* oder, als Kompositum aufgefafst, *mīn āgenwīf,* als 'höriges, leibeigenes Weib, Sklavin' zu deuten und unsere Stelle mit Schick zu übersetzen 'meine Dienerin', d. h. 'die mir untertane Erde'. Mein Hauptbedenken hiergegen ist nur, dafs wir nicht die geringste Spur haben, dafs das Adj. *agen* auf englischem Boden je die Bedeutung 'leibeigen' entwickelt hat, welche ja für as. *ēgan* (nur Genesis 169: *thin egan skalk*), mndd. *ēgen,* mndl. *eighen,* afrs. *ein* und ahd. *eigan* (Otfried) freilich gesichert ist und auch in den Kompositis an. *eignarmaðr* (nur Karlamagnussaga: *eignarmenn konungs*), mndl. *eighenman,* mhd. *eigenman* 'Knecht, Dienstmann' und mhd. *eigenwīp, eigendiu* 'Hörige' zutage tritt. Sachlich würde diese Bedeutung aber sehr wohl passen; denn von der Erde als 'Dienerin Evas' könnte man insofern sprechen, als Jehovah Genesis I 28 dem ersten Menschenpaare die Weisung gab: *replete terram et subjicite eam.*[3]

Nach allem möchte ich mich für diese letzte Erklärung entscheiden und den ersten Satz also folgendermafsen übersetzen: 'Grüfse du, o Wanderer, meinen Bruder, meiner Mutter Bebauer, den meine Dienerin gebar'.

---

[1] Belege: z. B. II Cnut 24, 1 und Ine 53, wo drei Hss. *agendfrio* mit *d* lesen. Man möchte deswegen versucht sein, die Form *agenfrea* auf das auch sonst sicher belegte und gleichbedeutende *agendfrea* 'Eigentümer', eine Zusammensetzung von ae. *āgend* 'Eigentümer' + *frēa* 'Herr' zurückzuführen und lautlich also Verstummen des mittelsten von drei Konsonanten (Bülbring § 533) anzunehmen. Anderseits könnte man aber auch an Parallelen wie mhd. *eigenherr* 'Eigentümer' (Lexer), bayer. *aigenherr, aigenfrâu* 'Besitzer(in)' (Schmeller I² 48) erinnern und von einem jetzt bei Liebermann II 9c belegten Substantivum *āgen* 'Eigentum' ausgehen, das einem gt. *aigin,* an. *eign,* afrs. *ein,* as. *ēgan,* mndd. *ēgen,* ahd. *eigan* entspricht. Wegen des Nebeneinander von *agenfrea* und *agendfrea* würde im letzteren Falle auf an. *eigumaðr* (zu an. *eiga* 'Eigentum') neben *eigandismaðr* zu verweisen sein.

[2] Vgl. ae. *āgend* 'Eigentümer', im weiteren Sinne auch 'Herr'; so z. B. von Gott gebraucht Exod. 295 und Beow. 3075.

[3] Ähnlich die Anschauungen der Kirchenlehrer, z. B. Hilarius (Migne IX 426): *Ut creatis aut uteretur aut dominaretur homo est electus*; Hugo de S. Victor (Migne CLXXV 37): *Dominari debuit homo omnibus, sed per peccatum amisit dominium*; Petrus Abaelardus (Migne CLXXVIII 40): *Non hominem homini praeponit Deus, sed insensibilibus tantum vel irrationalibus creaturis, ut eas scilicet in potestatem accipiat*; Ernaldus (Migne CLXXXIX 1534): *Dominatio omnium, quae in terra est et quae in aquis sunt, homini data est.*

Nach dieser Lösung kann natürlich von Volkstümlichkeit auch bei diesem Rätsel nicht mehr die Rede sein.

Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, dafs das ae. Prosarätsel sowohl von H. F. Mafsmann in Mones *Anzeiger für Kunde des teutschen Mittelalters* (1833) Sp. 238 als auch von Grein im Appendix zur *Bibliothek der ags. Poesie* (1858) Bd. II S. 410 aus Wanley abgedruckt worden ist.

Würzburg. Max Förster.

Die Aussprache des ne. *aw.*

Einen neuen Beleg für die Gleichsetzung des ne. *au, aw* mit kontinentalem *ā,* worüber in der letzten Zeit öfters gehandelt ist,[1] finde ich in Alex. Popes († 1744) Gedichtchen 'Phryne' (*Globe Edition* p. 183 unten), wo es V. 7 ff. von der englischen Dirne heifst:

Her learning and good breeding such,
Whether th'Italian or the Dutch,
Spaniards or French came to her:
10 To all obliging she'd appear:
'Twas *Si Signior,* 'twas *Yaw Mynheer,*
'Twas *S'il vous plaist, Monsieur.*

Yaw in V. 11 soll offenbar das holländ. *ja* wiedergeben; interessant ist auch der Reim *Mynheer* : *appear,* woraus für das letztere Wort die ältere Aussprache *æpēr* folgt.

Kiel. F. Holthausen.

Etymologien.

1. Ne. *reak, reek* — aisl. *rek.*

Ne. *reak, reek,* schott. *reik* 'Streich, Possen', nach dem *N. E. D.* 1575 zuerst belegt, jetzt veraltet und meist im Plural gebraucht, scheint mir das aisl. *rek* n. (< **vrek*) 'Unternehmung, Bestrebung' — auch in *af-rek* 'ausgezeichnete Tat', *far-rek* 'Verdrufs, Verlegenheit', *tor-rek* 'Verlust' — zu sein. Das Subst. gehört zum Verbum *(v)reka* = got. *wrikan,* ae. *wrecan* 'treiben' und bedeutet also eigentlich 'Betrieb'. Bemerkenswert ist noch die Bedeutung 'aufziehen, hänseln', die aisl. *reka* u. a. aufweist, weil sie so gut zu der des engl. Subst. pafst. Da anlautendes *v* vor *r* geschwunden ist, müfste das engl. Wort aus dem Westnord. entlehnt sein, vgl. Björkman, *Zur dialekt. Provenienz der nord. Lehnwörter im Englischen* (*Språkvetenskapl. sällsk. förhandl.* 1898—1901) S. 22 f. Die Länge des Vokals stammt natürlich aus den Cas. obl.

2. Ne. *to jaunt, jaunce* — gr. *κάμπτω.*

Ne. *to jaunt* hat nach dem *Oxf. Dict.* folgende Bedeutungen: "1) To make (a horse) prance up and down; to exercise or tire a horse by riding him up and down. *Obs.* 2) To prance. *Obs. rare.* 3) To

[1] Zuletzt von W. Horn, *Unterss. zur ne. Lautgesch.* (Q. F. 98) S. 21 ff.

carry up and down on a prancing horse; to 'cart about' in a vehicle. *Obs. rare.* 4) Of a person: To trot or trudge about (with the notion of exertion or fatigue); to run to and fro. *Obs.* or *arch.* 5) To make a short journey, trip, or excursion; to take a jaunt, now, esp., for pleasure." Im lebendigen Gebrauch sind also nur noch die beiden letzten Bedeutungen. — Dazu gehört das Subst. *jaunt*: "1) A fatiguing or troublesome journey. 2) An excursion, a trip, or journey, *esp.* one taken for pleasure." Das Verbum weist auf ein afrz. **janter* hin, meines Wissens bisher unbelegt, aber leicht aus gr. *κάμπτειν* 'beugen, biegen, krümmen, einlenken, umlenken, wenden, umkehren' abzuleiten. Das Lautliche macht keine Schwierigkeiten, da gr. *κ* im lat. Anlaut gern als *g* erscheint (Schwan-Behrens § 27, 1) und *-mpt-* > *-nt-* wird, vgl. *conter* < *comp(u)tare.*

Ein aus vulgärlat. **gantāre* weitergebildetes **gantịāre* steckt nun offenbar in dem selteneren *jaunce* 'to make (a horse) prance up and down'; 'to prance as a horse', das bei Palsgrave und Cotgrave als frz. *jancer* 'ein Pferd kräftig im Stalle bewegen' bezeugt ist, woneben Palsgrave ein auf pikard. norm. **gancer*[1] zurückweisendes engl. Verbum *gaunce* (in der Bedeutung von *jaunce*) anführt, vgl. das *Oxf. Dict.* s. v.

3. Ne. *rein*, frz. *rêne*.

Afrz. *resne*, aglnorm. *redne*, nfrz. *rêne* 'Zügel' kann nicht auf lat. *retina* beruhen (wie ital. *redina*, span. *rienda*, port. *redea*), sondern setzt ein vulgärlat. **restina* voraus, vgl. *pastinaca* > afrz. *pasnaie*, *æstimare* > afrz. *esmer*. Dies mag auf verschiedene Weise entstanden sein, da man sowohl an Einfluſs von *restis* 'Seil, Strick' wie von **adrestāre* > afrz. *arester* 'festhalten' oder von **restinēre* 'zurückhalten' (nach *abs-tinēre*) denken könnte. — Die afrz. Nebenformen *regne*, *raigne*, *rainne*, prov. kat. *regna*, auf denen ne. *rein* beruht, lassen sich nur durch Umbildung nach *regnum*, *regnāre* erklären.[2]

Kiel. F. Holthausen.

---

[1] [Pic. norm. würde die Form **ganchier* lauten.]

[2] [Für das allerdings rätselhafte **retina* ein **restina* anzusetzen, ist wegen afrz. *resne*, anglon. *redne* (d. h. *reðne*) doch nicht nötig: *s*, *ð* sind die schwankenden Bezeichnungen des postdent. tönenden Reibelautes, der in *reðena* zur Zeit der Synkope erklang, und der dem völligen Schwund des Lautes vorangeht. *d* und *s* alternieren dabei, cf. *adne*, *chaidne*. In engl. *meddle* ist der französische Laut (*medler*) als *d* festgehalten worden; in engl. *male* ist er geschwunden (afrz. *masle*, *madle*). — *Regne* ist keine Umbildung durch *regnare*, das bekanntlich im Afrz. trotz *gn* kein mouilliertes *n* aufweist, und dessen Lautgeschichte selbst unaufgeklärt ist. Es könnte sich nur um Angleichung der Schreibung handeln. Vising vermutete vielmehr Einfluſs von **retinare* auf *regnare* schon *Z. f. rom. Phil.* VI, 379, und der ist im höchsten Maſse wahrscheinlich, oder besser: afrz. *rener*, *rené* gehören zu *rene* < **retina*, und *regnare* tritt nur nachträglich als Lehnwort in die Entwickelung ein. — Die Graphie *gn* in Konkurrenz mit *sn*, *dn* ist keineswegs *regne* eigentümlich, cf. *ignel* etc., und stellt ein allgemeineres Lautproblem dar (cf. *Romania* XV, 618 f.). H. M.]

Beiträge zur Quellenkunde der me. geistlichen Lyrik.

I.

In Bd. CIX, S. 69 des *Archivs* hat B. Fehr aus der Hs. Sloane 2593 unter Nr. LXXI ein in kurzen vierzeiligen Strophen geschriebenes religiöses Lied mit dem Anfang: *Enmy*[1] *Herowde, þu wekkyd kyng* veröffentlicht, das sich schon durch den beigesetzten, allerdings gräſslich entstellten, lateinischen Urtext als eine Übersetzung zu erkennen gibt. Der Quelle, damit auch der Erklärung und Verbesserung der geradezu grotesken lat. Beilage, ist F. nicht weiter nachgegangen, obwohl sie mit Hilfe der vorzüglichen Register in Dreves' *Analecta hymnica* nicht eben schwer zu finden war. Es ist der sehr bekannte und beliebte *Hymnus II* des Dichters Caelius Sedulius, und zwar entsprechen die Verse 1—16, d. h. die vier ersten Strophen der me. Übersetzung, den Versen 29—36, 41—44 und 49—52 der lat. Dichtung, die ebenfalls in Vierzeilen verfaſst ist, und worin jede Strophe der Reihe nach mit einem Buchstaben des Alphabetes beginnt. Wie aus dem hier unten beigefügten Abdruck zu ersehen ist, wurden nur die mit H, I, L und N beginnenden Strophen wiedergegeben — vorausgesetzt, daſs wir es mit einer vollständigen Kopie zu tun haben.

Das Original lautet nach der Ausgabe von Huemer (*Corp. script. eccles. latin.* X) p. 163:

Hostis Herodes impie,
30 Christum venire quid times?
Non eripit mortalia
Qui regna dat caelestia.

Ibant magi qua venerant,
Stellam sequentes praeviam;
35 Lumen requirunt lumine,
Deum fatentur munere.

* * *

41 Lavacra puri gurgitis
Caelestis agnus attigit,
Peccata qui mundi tulit
Nos abluendo sustulit.

* * *

Novum genus potentiae:
50 Aquae rubescunt hydriae,
Vinumque iussa fundere
Mutavit unda originem.

Die letzte Strophe (*Gloria tibi, domine* etc.) ist offenbar eine spätere Zutat; Huemer gibt sie in den Fuſsnoten S. 168 in etwas anderer Fassung nach mehreren Handschriften, deren Mitteilung nicht lohnt, weil die engl. Übersetzung auf dem beigedruckten lat. Texte beruht. Statt *(s) com* ist natürlich bei Fehr *sancto* zu lesen!

Kiel. F. Holthausen.

---

[1] So hat offenbar die Hs. an Stelle von *Enmy*.

Ein englisches Kinderlied.

In Österreichisch-Schlesien entscheiden die Kinder beim Blindekuhspiel und 'Haschen', wer zuerst die unangenehme Rolle des Blinden, bezw. des 'Häschers' zu übernehmen habe, indem das älteste Kind folgende Worte spricht und bei jedem Wort eines der im Kreise aufgestellten Mitspielenden berührt; das beim letzten Wort berührte Kind ist das Opfer.

Enze, Denze, Diche, Dache,
Bohne, Knache,
Im, Schim,
Pär, Lein, Puff. Du gehst raus!

In England wird, wie ich aus Mrs. Hope Merricks Einakter *Jimmy's Mother* sehe, das gleiche Verfahren beobachtet — mit etwas anderen Worten:

Ena Dena Dina Dust
Bottle o' Wena Wina Wust
Each, Peach, Pear, Plum,
Black Ink, Old Tom. Out goes one.

Czernowitz. L. Kellner.

Das Liederbuch MS. Rawlinson Poet. 185.[1]

In a note to the second song of the Rawlinson MS. songbook Herr Bolle says: 'über diese Melodie (i. e. *The Tune of Legoranto*) ist weiter nichts bekannt', and immediately before: 'der *Tune of Legoranto* ist natürlich mit dem *Lacoranto* (Nr. XV) identisch.' [*Archiv* CXIV, 356.] I believe I can prove to satisfaction that the tune is a wellknown one.

One of the favourite dances of the 17th and 18th centuries was the *courante* (*corant, currant, corrant, couraunt*) or *coranto* (*couranto, choranto, corranto, caranto, caronto, carranto, carranta, curranto*). The name was used both for the step and for the music to which it was danced, a tune in triple time. There were some varieties of the courante, such as *courante diminuée, courante madame, courante royale.* (v. Fl. v. Duyse, *Het eenstemmig Fransch en Nederlandsch Lied* 323, 293, 292.) For the music and further particulars I refer the reader to Chappell's *Old English Popular Music*, Grove's *Dictionary of Music*, Land's *Luitboek van Thysius*, i. v. *courante*. Also to the *New English Dictionary* for numerous examples of the different forms of the word. — Another popular dance was the *volta* which had been introduced from Italy. Instead of calling it 'the volta', it was invariably named 'the lavolta', the Italian article *la* having been mistaken for a part of the word. The name took various forms in the mouths of the people: *lavalto, lavolto, lavolt, lovalto, levalto, levolto.* (v. *N. E. D.* i. v. *lavolta.*) The form *levalto* occurs in the *Roxburgh Ballads* (Hindley) II, 170, where *A Pleasant Ballad of King Henry the Second* is set to the tune of *The French Levalto.* In *The Knight of the Burning*

[1] *Archiv* CXIV, 326—357.

Pestle III, 5, Merrythought says: 'Play me a light *lavolta*'. The name of the dance was even made into a verb: *to lavolta, levalt, lavolt.*

Perhaps *Labandala shot* given as the tune of a song in Robinson's *A Handful of Pleasant Delights,* p. 57, is another case in point, but there can be no doubt that in *De Nieuwe Laboré* given as tune to Starter's song beginning *Stil, stil een reys* (p. 42 of Van Vloten's edition), *laboré* is corrupted out of *la boré* (*bouré, bourrée,* Valerius 147 *La Boree*), a well-known dance, called in England *boree, bory*; v. *N. E. D.* i. v. *boree,* and Land, *Luitboek van Thysius* p. 380, 396; *Oud-Holland* I, 109.

There can be little doubt that *lacoranto, legoranto* is a corruption of *la courante* influenced by the form *coranto,* and is on a par with *lavolta* and *laboré.* Cp. lavolta and lavolto.

It is a pity that Dr. Bolle does not tell us whether the text in the Archiv is a verbatim reprint: we do not know whether such a form as *Iron fosell* for *Iron to sell* (I, 41), *stinking nettle* for *stinging nettle* (XIV, 70), *storkinge* for *stockinge* (XV, 10), *waaden* for *wooden* (? XV, 53), *sheeps* for *sheepe* (ib. 49), *lones* for *loues* (ib. 104), *clinke* for *climbe* (ib. 122), *banen* (ib. 57), *carres* for *iarres* (XVII, 2) are printer's errors, errors of the writer of the songbook, or errors of the transcriber. Is *hore* (I, 22) in the MS.? As some of these poems contain very interesting words it is important to know how far the text is reliable.

Medley seems also to have been applied to a dance consisting of steps from various dances; N° 447 of *Het luitboek van Thysius* (Veertiende Afdeeling: Danswyzen) is *Le Medly.* There are good examples of this sort of song in *Merry Drollery,* pp. 182 and 333, each consisting of a number of stanzas written to various tunes, not merely of 'opening lines', 'refrains', 'proverbs' etc. (*Archiv* 357.)

For *Lord Willoughby's March* (N° XVI *The Carman's Whistle*) I refer to *Lord Willoughby's Welcome home,* and for *O neighbour Robert* to *Soet Robbertgen* in *Het Luitboek van Thysius* p. 87; to *Prins Robberts Mars,* a tune in Gysbert Japicx, *Rymlarye,* p. 13, and especially to Fl. v. Duyse, *Het Oude Nederlandsche Lied,* pp. 1149—54.

Groningen. A. E. H. Swaen.

Nachträge zu dem Aufsatz 'Quellen und Komposition von Eustache le Moine', diesen Roman und hauptsächlich den 'Trubert' betreffend.

(Vgl. *Archiv* CXIII, S. 66—100.)

1. *Eustache le Moine.*

Zum *Eustache* haben wir nur eine kurze Bemerkung nachzutragen: Der verschlagene Held versteckt sich einmal auf einem Baume und pfeift, als ob er eine Nachtigall wäre: *‚Ochi, ochi!'* Der Graf aber antwortet: *'Je l'ocirai par saint Richier!'* (V. 1148). — Daſs Eustache als Vogel dem Grafen entgeht, ist wohl ein Märchenmotiv. In Grimms *Märchen* findet auf der Flucht Verwandlung in eine Ente statt

(Nr. 51, 56), der Zauberlehrling (Nr. 68) verwandelt sich, wenn er entkommen will, in einen Vogel.

Das Motiv: Ein Tor hält Tierstimmen oder Naturlaute für Worte, ist stehend und versagt wohl auch nie seine burleske Wirkung. Die Katze macht: 'Miau, Miau', der Edelknabe versteht: 'Durchaus, durchaus nicht' (Grimms Märchen Nr. 70). Der ins Wasser Fallende macht 'Plump', die anderen verstehen 'Kommt!' und fallen auch hinein (Nr. 61). Weitere Auslegung von Tierstimmen finden wir in den Märchen 21, 24, 27, 47, 105, 171 u. a. m.

Ein weiteres Motiv der *Robin Hood-Balladen* und des *Eustache*, die Heiligkeit der Mahlesgemeinschaft, vor der sogar der Outlaw sich beugt, findet eine hübsche Parallele in der orientalischen Literatur, die ich, obgleich nur Verwandschaft der Anschauungen vorliegt, dennoch dem Leser nicht vorenthalten möchte.

In der *Bibliographie arabe* Chauvins ist eine Erzählung analysiert, die sich in 1001 Nacht befindet und die von einem Diebe folgendes erzählt (Bd. VI, S. 195):

'Un manœuvre, poussé par la misère, se joint à des voleurs et pénètre avec eux dans le trésor du roi. Ayant touché de la langue un morceau de sel qu'il voit briller comme un joyau, il se considère comme l'hôte du sultan et obtient de ses complices qu'ils laissent tout là.'

Ähnlich erzählt Lafcadio Hearn in *Kokoro* (1905) aus Japan: 'Es gibt eine Geschichte, die von dem berühmten Räuber Ishikawa Goëmon erzählt, dieser sei bei dem nächtlichen Einbruch in einem Hause vor dem Lächeln eines Kindes, das ihm sein Händchen entgegenstreckte, so bezaubert gewesen, daſs er sein verbrecherisches Vorhaben völlig vergaſs.' —

Dem Stande entsprechend, dem die Erzähler- und Zuhörerkreise orientalischer Märchen angehören, nämlich dem Kaufmannsstande, haben diese Märchen naturgemäſs ganz andere Vorstellungen, wie solche der Landbewohner. So finden wir auch hier, im Gegensatz zu Eustache und Robin Hood, den Stadtdieb, den Einbrecher, eine Figur, die im orientalischen Märchen nicht weniger beliebt ist, als der Strauchdieb im germanischen. Davon zeugt Chauvins Sammlung in der *Bibliographie arabe* Band VII, S. 134 *Les voleurs* mit 34 Nummern und dem Verweis auf 45 andere zerstreute Erzählungen.

Von den kulturellen Unterschieden zwischen Räubern und Dieben abgesehen, finden wir, den angeführten Erzählungen nach, dieselbe Anschauung von der Heiligkeit der Mahlesgemeinschaft in Orient wie Okzident.

2. Die Quelle des *Trubert*.

Fast gleichzeitig mit unseren Ausführungen über *Eustache* und *Trubert* erschien eine Neuausgabe dieses von Jakob Ulrich.[1] Es

[1] *Trubert*, afrz. Schelmenroman des Douin de Lavesne, Gesellsch. f. roman. Lit., Bd. 4. 1904.

ist dem Herausgeber gelungen, ein Märchen in mehreren modernen Versionen beizubringen, von dem der Verfasser des *Trubert,* Douin de Lavesne, Kenntnis gehabt und das er in seiner Weise verwandt hat, ein Zusammenhang, den bereits R. Köhler vermutete (*Ztschr. f. Rom. Phil.* VI, 483). Dieses Märchen hat ungefähr folgenden Inhalt: Ein Bauernbursche (Sohn einer Waschfrau u. dergl.) wird bei Verkauf eines Huhns (Schweins etc.) von einem Räuber betrogen. Um sich zu rächen, verkleidet er sich als Mädchen, erweckt die Begierde des Räubers, veranlaſst diesen, den Gebrauch eines Galgens zu demonstrieren und bindet ihn daran fest. Dann prügelt das vermeintliche Mädchen den Räuber, sagt, wer er sei und wofür die Prügel seien, und macht sich aus dem Staube.

Hierauf verkleidet er sich als Arzt, wird zu dem von den Prügeln kranken Räuber geschickt, und die Kur endet abermals mit Prügel und Offenbarung.

Während nun statt eines dritten Auszuges die von Ulrich erzählte französische Version (S. XVI ff.) den Rachsüchtigen mit einer Geldsumme befriedigen läſst, übernimmt in der sizilianischen Version (S. XI ff.) der Peiniger als Straſsenkehrer verkleidet den Transport des schwerkranken geprügelten Räubers ins Hospital (!?), nimmt ihm unterwegs alles Geld ab, worauf neue Prügel und Offenbarung. Beide Märchen scheinen mir in diesem letzten Zuge unursprünglich zu sein.

Ulrich nimmt nun im zweiten Abschnitt seiner Einleitung dieses Märchen, wie es da ist, als Quelle des *Trubert* und bespricht die Abweichungen des letzteren:

Daſs im Gegensatz zum Märchen *Trubert* einem Herzog gegenübergestellt wird, erscheint Ulrich nicht symptomatisch: 'Wie man sich in den Fabliaux so oft über Bauern, Bürger und Pfaffen lustig macht, muſs hier zur Abwechslung einmal — in Anlehnung an Märchenmotive — eine Familie aus der ritterlichen Gesellschaft herhalten.' — Ich glaube wohl, daſs die Verteilung der Rollen im *Trubert,* der Waldbewohner als unerbittlicher Verfolger des Fürsten, wie ich in meinem Aufsatz S. 86 und 90 angegeben, einem *Outlaw*roman nachgebildet ist.

Für den seltsamen Handel mit dem Herzog, von dem Trubert als Gegengabe für seine bemalte Ziege vier Haare von einem gewissen Körperteile verlangte, ihn aber, statt diese auszureiſsen, tief in das Fleisch stach, wuſste ich seinerzeit keine Analoga zu nennen. Ulrich bringt als treffende Parallele ein modernes Märchen aus der Basse-Bretagne bei, in welcher ein Bursche seine silberne Pfeife um *'trois coups d'alène que je vous donnerai dans le derrière'* zu verkaufen bereit ist (S. XX). Im *Trubert* ist das Motiv aber dadurch kompliziert, daſs sich der Schelm vier Haare ausbedingt. Dieses Ausreiſsen von Haaren aus Bart oder Haupthaar oder von Zähnen ist ebenfalls ein Märchenmotiv. Wir beobachteten es im *Gaufrey* und warfen auch einen Blick auf *Huon* im *Archiv* CXI, S. 332 ff. Und

auch hier war die Zahl vier eine typische, durch die Summe einer uralten Abgabe bedingt, so daſs die Quelle dieser vier Haare feststeht. Daſs die Haare vom Hinterteile genommen werden, ist ein weiteres typisches Beispiel für die absichtliche Travestierung ernsthafter Motive, die den *Trubert* auszeichnet.

Ebenso ist aufzufassen, wenn Trubert als Trophäen von seinem angeblichen Kriegszug gewisse Teile eines Frauenzimmers mitbringt. Ulrich bringt hierzu (S. XXIII u.) eine, wie er selbst gesteht, nicht ganz passende Parallele. Es ist aber nur dieselbe Art der Travestierung wie vorhin. Der Märchenheld bringt als Trophäen stereotyp die Zunge des Drachen oder den Kopf des Riesen mit. Trubert aber den angeblichen Mund und Schnurrbart des Königs, die aber in Wirklichkeit ganz etwas anderes sind.

Dieser Auszug Truberts nebst seinen vermeintlichen Heldentaten, dem im Märchen nichts entspricht, fand eine Parallele in *Berengier au long cul* (mein Aufsatz S. 89), während Ulrich eine treffende Parallele aus Hindu- und mongolischen Märchen beibringt (S. XXIII).

Truberts Beziehungen zur Herzogin sind wohl aus der Fabliauxliteratur (Dreilager; mein Aufsatz S. 88) besser erklärt als wie Ulrich es tut, mit Heranziehung italienischer Novelle und eines Zigeunermärchens.

Für die weiteren Züge vergleiche man folgende Angaben:

1. Trubert tauscht mit dem Neffen des Herzogs Kleider, der dann statt seiner gehängt wird (S. 88, Hinweis auf *Outlaw*romane); Ulrich S. XXIV, Das siebenbürgische Märchen vom dummen Hans.

2. Trubert verführt, als Mädchen verkleidet, die Herzogstochter (S. 89; S. XXVII. Ulrich hat seither den Zusammenhang mit Fabliaux ebenfalls erkannt: *Rom. Forschungen* XIX, 632).

3. Die Tochter ist vom heiligen Geist schwanger (S. 89; S. XXVIII).

4. Die Travestierung des Märchens von der untergeschobenen Braut (S. 90; S. XXIX).

Ulrich ist es hier gelungen, eine genau entsprechende Parallele aus den Streichen des 'rumänischen Eulenspiegels' Bacala oder Pacala beizubringen: Genau so wie im *Trubert* läſst sich der Rumäne einen Faden ans Bein binden und macht sich drauſsen los. Es scheint mir zweifelhaft, ob man auf Grund des einen rumänischen Märchens dieses, d. h. eine Version desselben, als Quelle *Truberts* ansehen darf und ob die Travestierung nicht eben *Trubert* zukommt. Freilich müſsten wir dann annehmen, daſs aus unserem Gedichte die Schwankliteratur geschöpft hat und diese Episode bis nach Rumänien drang, und das ist durchaus nicht unmöglich. Die einzelnen Elemente der Szene finden sich übrigens auch sonst: Derselbe Vorwand, unter dem

sich Trubert entfernt (2877), findet sich in einer Version dieses Märchens, in dem franko-italienischen Gedichte von *Berta le li gran Piè* (*Romania*, Bd. III):

> 854 'A le matin quant el avera soner,
> E eo me levarò si como a ori[n]er;
> Enlora porés en le leito entrer.'

Wie dieses Mittel Trubert ermöglicht, ein wirkliches Mädchen ins Bett zu schmuggeln, so gibt es der richtigen Berta Gelegenheit, die Umarmung des Königs noch hinauszuschieben, indem sie an ihrer Stelle eine Magd ins Bett läfst, die aber dann als die falsche Berta diesen Platz behält.

Zu dem Motiv, dafs der brünstige Ehemann die vermeintliche Gattin an einen Faden bindet, damit sie sich nicht entfernen könne, schrieb ich damals (S. 90): 'Auch das Anbinden am Strick ist nicht ohne Vorbilder.' Seither habe ich ein älteres Beispiel dafür wiedergefunden: Es steht in einer Erzählung aus 1001 Nacht, *Der Kadi und die Kaufmannstochter*, in der sich ein Mädchen vor dem Vezir auf gleiche Weise rettet. V. Chauvin erzählt in seiner uns so wertvollen *Bibliographie arabe*, die uns sogleich noch beschäftigen wird, die Szene folgendermafsen (Bd. VI, S. 159):

Le vizir veut la séduire, et dans ce but, tue successivement les trois enfants; menacée elle-même de mort, elle feint de consentir et obtient de sortir un instant, une corde attachée à la main: elle la dénoue, la lie à un arbre et s'enfuit.'

Man sieht im *Trubert* abermals, wie ein ganz ernsthaftes Motiv, burlesk gefafst, also travestiert wurde.

* * *

Es hat von seiten Ulrichs keine Besprechung erfahren: Das Mittel, mit dem der Schelm, als Frau verkleidet, den Räuber (Metzger) veranlafst, seinen Kopf durch die Schlinge zu stecken, eine Episode, die dem Märchen ureigen ist, da sie durch okzidentale und orientalische Version (s. unten) gebunden ist. Ähnlich läfst in *Hänsel und Gretel* sich das Mädchen von der Hexe vormachen, wie man den Kopf in den Backofen steckt, und schiebt sie dann hinein (Grimm Nr. 15). Ähnlich läfst im *Trubert* der Held als Baumeister den Herzog einen Baum ausmessen, bindet ihn daran fest, worauf, wie stets, Prügel und Offenbarung folgen.

Gleich drei solcher 'Mittel, um jemand zu binden', bringt das Märchen *vom wunderlichen Spielmann* (Grimm Nr. 8). Der Wolf will fiedeln lernen. Daraufhin fordert ihn der Spielmann auf, seine eine Pfote in einen hohlen Baum zu legen, und keilt diese mit einem Stein dort fest. Dem Fuchs ergeht es nicht besser. Er mufs sich mit beiden Pfoten an heruntergebogene Haselnufsbäume binden lassen und wird in die Höhe geschnellt. — Der Hase (der wohl ein gefährlicheres Tier erst sekundär vertritt) wird an den Baum gebunden

und mufs zwanzigmal herumrennen, dafs er sich nicht mehr rühren kann.

So ist zu vermuten, dafs der Volkserzählung noch eine ganze Reihe solcher ingeniösen Mittel zur Verfügung stehen.

* * *

Von dem Märchen, das Ulrich als Quelle *Truberts* beibrachte, befindet sich eine weitere, von den bekannten unserem Gedicht am nächsten stehende Version in 1001 Nacht.

Ich fand dieses für uns wichtige Märchen wiederum durch Vermittelung von Chauvins wertvoller Bibliographie. Dort finden wir im VII. Bande unter den Räuber- und Diebserzählungen auch die folgende:

430. -- *Histoire du premier filou.*[1]

Un jeune orphelin veut vendre un veau; mais les quarante bouchers de la corporation s'entendent pour lui dire que c'est une chèvre et lui en donner un prix dérisoire. Il l'accepte cependant pourvu qu'on lui remette aussi la queue du veau.

Résolu à se venger, il en fait un fouet. Vêtu en femme, il va trouver le chef de la corporation, chez qui les bouchers festoyaient en mangeant le veau; il lui plaît et, resté seul avec lui, il l'amène à se suspendre à la corde où il pend les animaux et le bat sans pitié; puis il part, lui enlevant de l'argent et des objets précieux.

Les bouchers mènent leur chef au bain pour le guérir; le filou se couvre de sang, se fait aussi admettre au bain, bat de nouveau le boucher et fuit par une autre issue.

On conduit le boucher à la campagne; un bédouin, aux gages du filou, vient crier que c'est lui qui l'a battu et attire à sa poursuite les bouchers qui veillent sur lui: le filou bat de nouveau son ennemi et le dépouille.

Le boucher demande alors qu'on feigne de l'enterrer pour que son persécuteur, le croyant mort, le laisse en paix. Pendant qu'on le porte, le filou lui donne un coup qui le ressuscite.

Puis le filou se retire dans la caverne où le sultan vient le trouver. Le sultan le gracie.

In der Anlage haben wir also eine gleiche Erzählung wie *Trubert:* Ein Bursche hat gegen eine Person einen besonderen Hafs, zieht zu verschiedenen Malen verkleidet aus, und es gelingt ihm jedesmal, den Gehafsten gehörig zu verprügeln.

Dafs es sich um eine weitere Version des von Ulrich beigebrachten Schelmenmärchens handelt, ist sofort ersichtlich. Der erste Auszug als Mädchen stimmt Zug um Zug zu den okzidentalen Redaktionen. Der zweite Auszug ist in 1001 Nacht offenbar verderbt, hier ist die Rolle des Arztes durch okzidentale Versionen und *Trubert* gesichert. Das Prügeln des blindlings Verfolgenden hat in unseren Versionen keine Parallele, die Wiedererweckung des angeblich Toten ebenfalls nicht, ist aber zweifellos der beste und volkstümlichste Schlufs von allen. Das Zusammenhalten einer Zunft zwecks Betrügen eines anderen hat im *Eulenspiegel* Parallelen. Was für uns besonders wichtig ist, wäre: Im orientalischen Märchen verkauft

[1] Hennings Ausgabe in *Reclams Universalbibliothek,* XXIII, 213.

der Schelm ein Kalb um den Preis einer Ziege ... im Trubert ein Kalb, um dessen Erlös er eine Ziege einhandelt. Diese Ziege bemalt der Schalk und kommt mit derselben zum Herzog, der von nun ab das Objekt der Rache wird, obgleich nach allen Versionen hierzu derjenige dienen sollte, welcher das Tier unter dem Preis oder umsonst gekauft, d. h. der *macecrier* (34) des Herzogs.

Diese Auseinanderzerrung ist dafür beweisend, dafs die Quelle des *Trubert* denselben Eingang hatte wie das orientalische Märchen: Der Held verkauft ein Kalb (= 1001 Nacht, *Trubert*), der Metzger (= 1001 Nacht, *Trubert* 34) macht ihm weifs, es sei eine Ziege (= 1001 Nacht; vgl. *Trubert* 46 ff.) und kauft das Tier unter dem Preis (1001 Nacht, *Trubert* 41). Gegen diesen betrügerischen Käufer wendet sich von nun ab des Schelmen Rache (1001 Nacht; okzidentale Märchen).

* * *

Der Dichter des *Trubert* kannte also eine einfache Erzählung im Stile derer, die wir aus 1001 Nacht beibrachten und von der noch moderne Versionen umlaufen (Ulrich). Er entwickelte dieselbe in freier Weise, indem er die Gestalt des Helden nach den Vorbildern der Outlaws seiner Heimat umgestaltete, ihn in den Wald versetzte und einem Fürsten gegenüberstellte. Hierdurch wurde der ursprünglich einfache Anfang unklar. Das als Ziege verkaufte Kalb wurde zu einer Ziege, die für den zu geringen Erlös eines Kalbes eingehandelt worden war. Der ursprüngliche Grund des Hasses, der Betrug des Käufers, blieb stehen, aber ohne Zweck, während es dem Verfasser nicht gelang, einen neuen Grund des Hasses gegen den Herzog zu erfinden (vgl. S. 86 meines Aufsatzes u., wo, ohne die Quelle zu kennen, das Auffallende hiervon gezeigt wurde, ohne dafs der richtige Grund angegeben werden konnte).

Von hier ab hielt sich der Dichter des *Trubert* nur in etwas an seine Quelle, entwickelte die 'Verprügelung des festgebundenen' und 'diejenige des kranken Gegners' in eigener Weise, unter steter Benutzung von Motiven aus der Fabliauxliteratur und interessanter Travestierung von Märchenzügen. Erfand Truberts Rolle als Krieger (4. Auszug) und entwickelte aus der auch schon in der Vorlage enthaltenen 'Verkleidung des Filou als Frau' die lange, besonders ergötzliche Travestierung des Märchens 'von der untergeschobenen Braut', verquickt mit dem Märchen 'von dem Freier in Weiberkleidern', in deren Mitte die Schilderung leider abbricht.

Wir können also unsere Studien über *Trubert* nun als vollends beendigt betrachten. Die Entdeckung der Quelle seitens Ulrichs und Interpretierung der letzten noch nicht erläuterten Züge hat uns in den Stand gesetzt, das Verfahren seines Dichters hell zu beleuchten und das Wesen des ganzen für seine Zeit hochbedeutsamen Gedichtchens klar zu erkennen.

München. Leo Jordan.

Der Infinitiv als voranstehendes Subjekt.

Die Grammatiken weisen für das Neufranzösische bisher nur Beispiele auf für den nachgestellten Infinitiv mit *de*. Daſs die Präposition *de* beginnt, sich sogar dem voranstehenden Subjektsinfinitiv aufzudrängen, und daſs nach *il lui fut pénible de mentir* ein *de mentir lui fut pénible* sich einzubürgern anfängt, dafür mögen die folgenden, aus einer gröſseren Zahl ausgewählten Belege einen Beweis liefern:

Aus Bourgets *Le Divorce:*

De recommencer à mentir lui fut si pénible qu'il prononça cette phrase avec une impatiente brusquerie (p. 237).

De raconter à qui que ce fût cette douloureuse histoire lui a été trop pénible (p. 384).

De l'apprendre l'avait rempli d'une colère transformée en indignation (p. 230).

De découvrir que cette âme de femme n'était plus tout entière à lui ... le secouait d'un frisson de révolte et de douleur (p. 255).

De se revoir après s'être quittés sur un mutisme si chargé de pensées avive chez eux l'angoisse de sensibilité (p. 263).

D'avoir assisté aux derniers jours de son père, d'être allé ensuite dans ce coin de province d'où sortait leur lignée, d'avoir vécu cette semaine entière avec des parents et parmi les souvenirs du mort, avait suscité chez le jeune homme des pensées et des sentiments bien différents de ceux et de ceux qu'il avait eus autrefois, et de ceux même dont l'éclat avait rempli cette pièce (p. 329).

Aus Bourgets *L'Eau Profonde:*

Le discours intérieur enveloppait un de ces redoutables secrets comme la vie élégante en cache tant sous ses rites frivoles. De se le prononcer avait mis du rose aux joues d'ordinaire trop pâles de la jeune femme (p. 13).

De constater, à de très petits indices, comme ceux-là, que son aventure avec le mari de sa cousine était soupçonnée, l'irritait toujours (p. 44).

De savoir que les deux complices n'avaient pas saisi cette opportunité d'une rentrée l'un avec l'autre suspendait, pour quelques instants, la crise de douleur morale qu'elle subissait depuis la veille (p. 94).

D'évoquer seulement la silhouette élégante de sa femme dans un pareil décor lui parut une telle absurdité qu'il haussa les épaules.

Aus Bourgets *Le Fantôme:*

Et d'y entrer me fait si mal que je n'y vais pas six fois l'an! (p. 102).

Si Antoinette pouvait recevoir encore quelque joie dans ce pays de l'éternel oubli où elle est entrée, de sentir combien elle me reste vivante ne lui serait-il pas une douceur? (p. 121).

Je sais cela, et de le savoir est pour moi comme un jugement en effet, comme une condamnation (p. 220).

Aus Bourgets *Œuvres complètes,* Romans I:

Si elle avait oublié sa bourse? Non, elle avait 40 francs en petites pièces de 10 francs. Tant pis, elle en donnerait une à l'homme, car d'attendre de la monnaie sur le trottoir, elle ne le pourrait pas (p. 182).

De s'être levée si tôt l'avait déjà épuisée pour tout le jour (Voyageuses I, Cosmopolis 1896, p. 407).

Aus Bourgets *Œuvres complètes,* Romans II:

Mais pourquoi, de voir ce vieux beau parler familièrement à Suzanne, à demi retournée et qui s'éventait, fit-il du mal à René, tant de mal qu'il se retira brusquement du couloir? (p. 215).

Hélas! d'avoir causé avec Moraines lui avait suffi pour le jeter de nouveau dans le pire abîme du doute (p. 226).

Il avait souffert, et il savait que de crier sa souffrance soulage (p. 242).

Mais de dire au jeune homme ce qu'elle avait fait, elle le remettait d'heure en heure, incapable maintenant de braver sa colère (p. 267).

Ib. Romans III:

Elle sentit que de laisser ainsi tomber la phrase innocente du petit garçon me ferait mal (p. 186).

Ib. Romans IV:

Il lui avait semblé que de se retirer ainsi constituait un honteux aveu, une lâche désertion et elle était resté (p. 150).

Aus Doumic, *Écrivains d'aujourd'hui*:

De savoir qu'il y a des gens qui souffrent, cela doit suffire pour que nous formions le projet de n'être jamais cause de cette souffrance chez autrui, mais de la soulager partout où nous la rencontrerons (p. 20).

D'être désenchanté, c'est là encore une supériorité morale: c'est signe qu'on s'était fait de la vie une conception relevée et qu'on avait un idéal[1] (p. 29).

Herr Prof. Morf stellt mir aus Brunetière (Art. *Lafontaine* in der *Grande Encyclopédie*) das Beispiel zur Verfügung:

De dire qu'il l'est par le don de l'expression pittoresque, ce n'en serait rien dire que l'on ne sache ....

und ebenso aus N. Faret, *L'honnête homme,* Paris 1637, p. 5:

Mais de s'aller figurer que mes avis le puissent mettre au dessus de la roue de Fortune .... c'est une proposition trop ridicule pour tomber en un sens raisonnable.

Wie alt übrigens die Neigung des Infinitivs ist, ein *de* vor sich zu nehmen, das zeigt und erklärt Tobler in seinen *Vermischten Beiträgen* I, 11 u. 217.

---

[1] Ganz anders geartet, aber interessant durch die Stellung des adverbialen Infinitivs sind folgende Beispiele aus Anatole France, *Crainquebille*:

De la voir acheter des choux au petit Martin, un sale coco, un pas grand' chose, il en avait reçu un coup dans l'estomac.

Et il se vit lui-même assis sur un siège élevé, comme si de paraître devant des magistrats l'accusé lui-même en recevait un funeste honneur (p. 6).

Charlottenburg. H. Engel.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

W. Meyer-Rinteln, Die Schöpfung der Sprache. Leipzig, Grunow, 1906. XIV, 256 S.

Wieder eine jener unglückseligen 'Entdeckungen', bei denen mifsbrauchter Fleifs und verirrter Scharfsinn jeder methodischen Schulung sorgfältig ausweichen. Von den bösen Orts- und besonders Flufsnamen geht das Unglück aus, wie so oft; sie haben von V. Jacobis traurigberühmten *Blinden Hessen* an bis zu Th. Lohmeyers *Hauptgesetzen der germanischen Flufsnamengesetzgebung* gar zu häufig die wildesten Etymologien ermutigt. 'Alles ist im Flusse': dieselbe Wurzel erscheint nicht nur als *gel, ger, gem, gen,* sondern auch als *geo* (S. 97); und da stellt sich denn auch der selige *Doppelsinn der Urworte* C. Abels ein: *νίκη* ist ganz eins mit *vīci* (S. 98). Der Strom erweitert sich dann fürder noch zu *geph, gech, geth* (S. 124) — kein Wunder, wenn dieselbe Wurzel in mhd. *wal,* lat. *Lemures* und lat. *morior* (ebd.) auftreten darf. 'In jeder Wurzel können alle Konsonanten spirantischer Natur beliebig miteinander wechseln' (S. 146). Lat. *portare* ist in umgelagerter Form got. *dragan* (S. 161), *rigor, gelu, algor* sind (S. 160) ungefähr dasselbe. Alles kann alles bedeuten (vgl. z. B. S. 212 über 'Wurzeln mit dem generellen Bedeutungsinhalt "fliefsen"'), und so haben wir denn (S. 221) Alster, Ulster, Inster, Amstel, Vispel, Mulde, Moldau, Fulda, Brigach, Pregel, Warte, Trave 'fast mit mathematischer Sicherheit bestimmen können', obgleich nicht recht zu erklären ist, weshalb jede dieser 'zahllosen Möglichkeiten' (S. 223) gewählt wurde. Die unerklärliche Verteilung der Formen (S. 201) ermächtigt uns, von jeder Systematisierung im Sinne der bisherigen Etymologie abzusehen; und dieser Rückfall in die wildeste Zeit des Wurzelratens bedingt (S. 251) eine 'Revolution der Denkart', wie Kant und Galilei sie herbeiführten.

Berlin. Richard M. Meyer.

Spruchwörterbuch, herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide. Berlin W. 35, Expedition des Spruchwörterbuches. Lieferung 1 bis 4; erscheint in 20 monatlichen Lieferungen, je drei Bogen umfassend, zu M. 0,60, Gesamtpreis M. 12.

Der auf dem Gebiete der Kostümkunde als Sammler und Forscher hochverdiente Verfasser hat in langjähriger Arbeit und Fürsorge ein eigenartiges Werk zustande gebracht, das ihn auf einem ganz anderen, noch nicht genügend bestellten, aber reichen Ertrag verheifsenden Ackerlande als rüstigen Vorarbeiter zeigt. Wir hatten bisher internationale, nationale und stammliche Sprichwörterlexika, und daneben mehr oder minder reichhaltige Zitatensammlungen, wie das Büchmannsche Werk *Geflügelte Worte,* die nebenher auch das Volkstümliche berücksichtigen. Aber die bisherigen Sammler waren doch nicht von der auf den ersten Blick befremdenden, und dennoch, wie sich zeigen wird, auf einem ganz richtigen Gefühl

beruhenden Absicht ausgegangen, volkstümliche und rein individuelle Sprichwörter, 'Sprüche' und Aussprüche in einer lexikalischen Sammlung zu vereinigen, d. h. möglichst alles, was 'einen selbständigen Gedanken trägt, der möglichst knapp und sinnvoll, gebunden oder ungebunden, allgemeine Wahrheiten irgendwelcher Art aus den verschiedensten Gebieten menschlicher Lebensweisheit verkündet.' Das Riesenwerk, dessen Anfang vorliegt und das im ganzen etwa 30000 Stellen bringen wird, beruht auf der gemeinsamen Arbeit einer kleinen Schar von treu-fleifsigen Gehilfen. Der Herausgeber nennt als Sammler der deutschen und griechischen Zitate W. Queckenstedt, der lateinischen H. Grau, der italienischen C. Pozzoni, der französischen E. Zimmermann, der englischen J. Drabig. Die ausländischen Beiträge umfassen insgesamt nur ein Sechstel des ganzen Werkes, weil es dem Verfasser nicht so sehr darauf ankam, ein ethnologisches, als ein nationales Werk zu schaffen und er darum vor allem dasjenige berücksichtigen wollte, was aus fremden Sprachen Hausrecht bei uns erlangt hat. Das ist nun ein relativer Begriff, und solange uns nicht zahlenmäfsig nachgewiesen werden kann, wo und wie oft ein Wort zitiert wird, läfst sich das 'Hausrecht' nicht bescheinigen; eben deshalb wird man die Fülle des Gebotenen um so dankbarer begrüfsen, zumal damit ein reiches Vergleichsmaterial dargeboten wird. Dafs dabei das Mafs des Aufgenommenen durchaus von dem subjektiven Ermessen des jeweils verantwortlichen Mitarbeiters abhängt, liegt auf der Hand und läfst sich nicht ändern. Die direkten und Hauptquellen sind, soweit sich das bis jetzt übersehen läfst, sorgfältig ausgeschöpft, und wer wollte die indirekten alle übersehen, die oft für ganz bestimmte Kreise sehr bedeutsam werden? Z. B. hat der verdienstvolle Begründer des deutschen Gymnasiums zu Madrid, der verstorbene Fritz Fliedner, in seinen zahllosen, von echter Popularität getragenen und mit reichem Humor durchwürzten Schriften und Predigten manches spanische Sprichwort in origineller Verdeutschung zu wahrhaft geflügelten Worten umgeprägt, die sich weithin eingebürgert haben. Z. B.: 'Wenn deine Frau dir sagt: du springst vom Dache, so bitte Gott nur, dafs er's niedrig mache.' Auf solche Quellen aber wird mancher besser achten lernen, der ein Werk wie dieses ausgiebig benutzt und dadurch sein Ohr für die epigrammatische, satirische usw. Prägung der Gedanken geschärft hat.

Die Zitate selbst sind möglichst genau nach den Quellen, die ausländischen zum gröfseren Teile deutsch und in der Ursprache wiedergegeben. Die Quellen selbst werden genannt und zeitlich fixiert, soweit das irgend möglich ist. Innerhalb der einzelnen Artikel sind die Belege chronologisch geordnet; am Schlufs werden die anonymen Produkte zusammengestellt. Nun ist aber zwischen Sprichwort und individuellem Spruch nicht immer leicht zu scheiden, so wenig wie zwischen Volksliedern und volkstümlichen Kunstliedern, und gerade in Sprichwörtern wird recht viel 'fabriziert'; obwohl wir nun den Bearbeitern des Werkes nach den vorliegenden Proben gern zutrauen wollen und dürfen, dafs sie ihre Quellen nicht blofs mit Fleifs, sondern auch mit Kritik benutzt und ausgeschöpft haben, müssen wir doch gestehen, dafs uns als Philologen die blofse Bezeichnung 'Sprichwort' nicht immer genügt, und die vieldeutige Angabe 'Alter Spruch' noch weniger helfen kann. Es dürfte gut sein, ein genaueres Verzeichnis der benutzten Lexika, Sammlungen usw. zu veröffentlichen und für die Sprüche die jeweils älteste, von den Mitarbeitern ermittelte Belegstelle zu notieren. Erst dann würde das Werk im vollen Umfange der Wissenschaft dienstbar gemacht werden können.

Denn daran hat der Herausgeber doch wohl vor allem gedacht, der Forschung ein möglichst reiches Kapital an die Hand zu geben, mit dem sie wuchern kann, und dieser Erfolg dürfte nicht ausbleiben. Ist doch gerade in diesen letzten Jahren die 'Schlagwortforschung' zu einem eigenen

Spezialfach geworden, in dessen Dienst sich u. a. Kluges *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* mit Fug und Recht gestellt hat. In dem neuen *Spruchwörterbuch* liegt nun eine stattliche Grundlage vor, auf der sich weiterbauen läfst.

Aber auch da wird es dann doch mit der blofsen Sammlung nicht getan sein; die geistige Durchdringung des Materials ist die Hauptsache; es handelt sich um seine psychologische Verarbeitung, wodurch die Sprache und vor allem die Literaturwissenschaft reiche und wertvolle Befruchtung erfahren werden. Hier können freilich nur ein paar Gesichtspunkte eröffnet werden.

Alle hier in reichster Fülle vereinigten Aussagen, also, um den Titel zu kopieren: 'Deutsche und fremde Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, Bibelstellen, Liederanfänge, Zitate aus älteren und neueren Klassikern sowie aus den Werken moderner Schriftsteller, Schnadahüpfln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten' usw. haben doch das gemeinsam, dafs sie eine auf allgemeine Anerkennung rechnende Wahrheit auf eine eindringliche, durch ihre inhaltliche, logische oder formale Eigenart frappierende Weise aussprechen — eine Ausdrucksweise, die zweifellos einen ästhetischen Reiz ausüben soll und ausübt; so können wir die ganze Gattung vielleicht auf eine bestimmte Form der ästhetischen Apperzeption der Aufsenwelt zurückführen, für die ich den Namen der 'gnomischen Apperzeption' vorschlagen möchte.

Aus der Menge der Einzelformen, die eine genaue Durchforschung auf Grund des *Spruchwörterbuches* verdienen, heben wir nur folgendes heraus:

Die allgemeine Wahrheit kann zunächst schlichtweg als Gesetz formuliert werden, und ihr ästhetischer Reiz beruht dann einfach darauf, dafs sie etwas unmittelbar Gegebenes und von allen Gefühltes durch Aussprache in das Bewufstsein erhebt. Aber mit dem blofsen Lehrvortrag ist es nicht getan; auch ein Zitat, wie das Lessingsche: 'Man wird des Guten und auch des Besten, wenn es alltäglich zu werden beginnt, sobald satt' (S. 10) erhält doch erst durch den mitschwingenden Gegensatz von 'gut' und 'satt', also durch das Angrenzen an das Paradoxe seinen Reiz. Oder die Wahrheit wird zwar allgemein gefühlt, liegt aber nicht auf der Oberfläche, wird in der Praxis gern umgangen und bedarf einer Erhebung über das Alltägliche zu ihrer Anerkennung; dahin gehört etwa das englische *The noblest motive is the public good* (S. 10).

In der Spruchweisheit des Volkes viel häufiger ist eine andere Vortragsform, die eng mit der symbolischen, das Einzelne für die Gesamtheit, den Teil für das Ganze, den Namen für die Sache nehmenden Auffassungsweise zusammenhängt, wie sie im Sympathiezauber so bedeutsam hervortritt. Ein Einzelfall wird zur Illustration der allgemein gültigen Wahrheit verwendet: 'Wenn das Wenn und das Aber nicht wäre, so wäre der Bauer ein Edelmann.' Dabei braucht nun die Wahrheit nicht immer dem Allgemeinsten zu gelten: gewöhnlich greift der Mann aus dem Volke doch nur in das Menschenleben hinein; aber was er über dies zu sagen hat, verdeutlicht er gern an parallelen Zügen mit dem Naturleben, wie ja denn Jesu Gleichnis vom bösen Baum, der keine guten Früchte bringen kann, in diese Reihe gehört. Dabei ist nun zu beachten, dafs doch wieder in volkstümlicher Rede die Natur (vielleicht entsprechend dem engen Verhältnis des Bauern zu ihr) viel stärker anthropomorphisiert wird: 'Alte Kuh gar leicht vergifst, dafs sie ein Kalb gewesen ist' (S. 12); oder noch auffallender: 'Ein gut Ampt vernaturet offt dafs Schaaff in einen Wolff' (S. 18), was nun freilich nicht aus dem Volksmund, sondern aus Lehmanns *Politischem Blumengarten* (1662) stammt. Auch hier wirkt die Freude an der Antithese mit.

Diese führt nun zu einer ganz besonders beliebten weiteren Unterabteilung, die wir die epigrammatische oder paradoxe nennen könnten. 'Alter schützt vor Torheit nicht.' Dabei kann eine Paradoxie durch die andere erklärt werden; schon in allgemein gefühlten Wahrheiten werden Naturparallelen als Beweisstützen gern beigefügt (''n ollen Mann un 'n old Piärd sinn nix mehr wähd', münsterisch, S. 12), oder denken wir an Schillers Ideal und Leben:

> Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
> Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
> Nur des Meifsels schwerem Schlag erweichet
> Sich des Marmors sprödes Korn.

Vielmehr nun bedarf es solcher Hilfen unter individuellen Verhältnissen, wie in Arndts Blücherlied:

> So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein.

In anderen Fällen freilich wird die Paradoxie, die Abweichung der eigenen Meinung von der allgemeinen Ansicht einfach zugestanden; so sagt Goethe im Vorspiel zum 'Faust':

> Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,
> Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Hier spricht der Dichter eine eigenste Erfahrung aus, immerhin auf Zustimmung rechnend und nicht gesonnen, erst einen Beweis anzutreten; gewisse Anknüpfungspunkte beim Hörer aber setzt jede Äufserung voraus, die Anspruch auf allgemeine Geltung, auf die Rezeption als 'Spruch' erhebt. Häufig gibt das religiöse Leben den durch die Praxis verhüllten, nun aber aufgedeckten Untergrund her: 'Almosengeben armet nicht, Kirchengehen säumet nicht' (S. 11).

Damit genug. Wir wollten an einigen Stichproben zeigen, was sich alles in dem Buche beobachten und lernen läfst, und die Wissenschaft kann dem verdienten Sammler für das beigebrachte Riesenmaterial keinen besseren Dank abstatten, als den der Tat: Möge sie es denn an der Verarbeitung nicht fehlen lassen, für die wir einige Anregung geben wollten.

Heidelberg. Robert Petsch.

Karl Weinhold, Kleine mittelhochdeutsche Grammatik. 3. Auflage, neubearbeitet von Gustav Ehrismann. Wien und Leipzig 1905.

Die von Ehrismann besorgte 3. Auflage von Weinholds Kleiner mittelhochdeutscher Grammatik bringt uns das Büchlein in einer fast ganz neuen Gestalt, wenn auch natürlich der ursprüngliche Zweck, mit ihm eine knappe Einführung in die Lektüre mittelhochdeutscher Texte zu bieten, sowie Anlage und Plan im grofsen beibehalten blieb. Der Herausgeber hatte eben nicht nur die Forschungsergebnisse der letzten 16 Jahre auf diesem Gebiete zu berücksichtigen, er mufste auch in der Anordnung selbst vielfach ändern. Weinholds eigenartige Arbeitsweise, welche die Menge gemachter Einzelbeobachtungen nur selten in ein übersichtliches System zu vereinigen verstand, vermochte hier so wenig wie in seinen übrigen grammatischen Arbeiten Laut- und Flexionslehre ohne Restbestände in Darstellung aufzulösen. Diese aber waren nicht immer glücklich untergebracht.

Hier war also viel zusammenzufassen und umzustellen, insbesondere aber viel auszuscheiden. Rezensenten scheint hierin die Neuauflage nicht immer weit genug gegangen zu sein. Schreibgewohnheiten und graphische Eigenheiten einzelner Schulen, wie die Umstellung des *r aller-alre, keller-kelre, unerkant-unrekant,* verdienen in diesem Abrifs ebensowenig einen

Platz wie so vieles andere, was von Ehrismann mit Recht ausgeschieden wurde. Weit eher hätte z. B. hier der Schwund des *r* in *vliesen* u. a. erwähnt werden können. Daſs die übersichtliche, klare Entwickelung der Lautwandlungen Einzelerscheinungen oft absichtlich übersehen muſs und die bestimmte, normative Sprache eines Lehrbuches die tatsächlichen Verhältnisse bisweilen etwas verschiebt und zurechtrückt, ist nie ganz zu vermeiden. Immerhin wünscht man z. B. eine Korrektur, wenn es § 27 heiſst: 'Die mittelhochdeutschen Dichter vermeiden Reime zwischen dem *ë* und dem älteren Umlauts-*ę*, binden aber *ë* mit dem jüngeren Umlauts-*ä*', da die groſse Gruppe der österreichischen Dichter auch *ë* und *ä* im Reime trennt. Ebenso § 76: 'Die Verschiebung des westgermanischen *d* zu *t* ist nur oberdeutsch eingetreten, während im Mitteldeutschen *d* geblieben ist.' Auch hier möchte man gern den letzten Teil des Satzes einschränken und ein Wort über die Bewegung des *d* zu *t* in bestimmten Stellungen bei einzelnen mitteldeutschen Mundarten im Laufe des 13.—15. Jahrhunderts hören. Zur Unklarheit führte Kürze des Ausdrucks § 68: 'Neben *jëner* und *jâmer* gehen Formen ohne *j*, *ëner* und *âmer*, welche aber gar nicht miteinander stammverwandt sind' — was wohl nur sagen will, daſs *ëner* nicht durch Abfall des *j* in alt- oder mittelhochdeutscher Zeit zustande kam. Denn in letzter Linie bleiben *jëner* und *ëner* doch stammverwandt, da *jëner* auf *ëner* oder eine damit ablautende Form (ags. *ȝeonne*) zurückgeht, die sich mit dem *io*-Pronomen verband (vgl. Brugmann, *Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften*, Bd. XXII Nr. 6).

Im ganzen bleibt die sorgsame Umarbeitung, die auch nicht eine Zeile der alten Auflage unbesehen herübernahm und die in allem nicht nur den wohlunterrichteten Fachmann, sondern den im gleichen Arbeitsfelde tätigen Forscher verrät, eine schöne Leistung, für welche wir dem Bearbeiter Dank wissen müssen.

Znaim. Viktor Dollmayr.

Waldemar Oehlke, Bettina von Arnims Briefromane. Berlin 1905. Mayer u. Müller (Palästra X 41). 365 S.

Es ist wohl noch selten an ein ähnliches Thema aus der neueren deutschen Literaturgeschichte so viel gründlicher Fleiſs, so viel scharfsinnige Beobachtung und unablässige Aufmerksamkeit gesetzt worden; und der eigentliche Gegenstand: Bettinens Verhältnis zu ihren 'Quellen', kann gewiſs im wesentlichen als damit erledigt gelten. Freilich doch nur, soweit unter diesen Quellen wirkliche Originalbriefe von Frau Rat Goethe, Clemens und der Günderode zu verstehen sind — auf den Briefroman mit Philipp v. Nathusius erstreckt sich die Arbeit nicht —, die entweder unmittelbar benutzt, oder als Vorbild für einigermaſsen analoge Fiktionen gebraucht sind. Versteht man unter 'Quellen' Bettinens ihre lebendige Anschauung der Persönlichkeiten, so fehlt fast das Beste: es wäre dann noch erst zu studieren, wie sich tatsächlich jene Gestalten in ihrem Auge malten. Denn wohl ist in gewissem Sinne alles, was Bettine schreibt, 'nur Selbstporträt' (S. 358), doch schon die Posen, die sie sich gibt, sind von ihrer Auffassung des Gegenübers abhängig.

Überhaupt merkt man dem Buche ein gewisses Haften am Literarischen an, wie es neuerdings Walzel mit Recht an vielen Studien zur Romantik getadelt hat — der Mensch 'kommt nicht heraus'. Der Verfasser weiſs nicht nur vortreffliche Stilbeobachtungen zu machen — wie schade, daſs ein Wortverzeichnis zu seinen guten Bemerkungen über die Wortwahl fehlt —, sondern er erhebt sich auch zu geistreichen Bemerkungen über den Stil im ganzen, etwa (S. 358) über Bettinas Interpunktion, oder (S. 326 f.) über ihren und Caroline Günderodes Stil. Aber dem Psycho-

logischen bleibt er so fremd, daſs er (S. 341) jenen wüsten Brief Brentanos, von dem Zeitler (*Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten*, S. 429) treffend urteilt, es dampfe aus ihm eine Mischung aus Satyriasis und Vampirismus, als 'ursprünglich' bezeichnet, wenn auch daneben als 'toll'. Und der sorgsame Stilkritiker versteigt sich (S. 339) zu dem mehr als wunderlichen Satz: 'Groſse dichterische Geister haben nicht eigentlich einen Stil, denn sie schaffen an dessen Fundament für andere'. Also wäre Stil eigentlich das Kennzeichen untergeordneter Geister!

Indes — daſs die Untersuchung noch tiefer gehen könnte, macht ja die literarische Prüfung nicht weniger wertvoll. Für sie hat der Verfasser alles ausgenutzt, mit groſsem Geschick sogar (für die Datierungen) die Temperaturtabellen Bansas (S. 78, 84, 119, 185, 253, 276). Von der Literatur scheint ihm auſser meinem Aufsätzchen über Goethes Sonette — das sich freilich in der *Chronik des Wiener Goethevereins* versteckt hat — nichts entgangen zu sein. Für die Vergleichung bringt er aber neben den Kenntnissen auch Objektivität mit, die er z. B. in der schwierigen Untersuchung über Bettinens Verhältnis zu Bartholdy (S. 104 f.) bewährt.

Besonders interessant ist natürlich das Ergebnis betreffs der Dichtungen: der Sonette Goethes (S. 66 f., 69, 74, 82, 86, 100) oder des Gedichtes 'Wiederfinden' (S. 145), vgl. 157, der Dichtungen Tians (S. 224 und besonders S. 219; auch hier vermiſst man ein Register der Stellen). Wie Bettine nichts unverändert läſst (S. 144), wie sie einmal eine Stelle in allen drei Briefromanen verwendet (S. 77), wie sie Berufungen erfindet (S. 227) und überhaupt aus ihrer eigenen Brieftechnik (S. 355) heraus umformt (S. 6, 302, 311) — das alles bereichert unsere Anschauung von Bettinens Art und Kunst auf das verdienstlichste.

Durfte nun diese Arbeit von bleibendem Wert nicht auch einer besseren Form wertgehalten werden? Die wirren (S. 66) oder unklaren (S. 227) Sätze passen so wenig zu der Art der Arbeit; die hastig hingeworfenen Ausdrücke ('Schreiblässigkeit' S. 81, 'für Unechtheit prädestiniert' S. 127, 'Zusammenhäufung' S. 305), oder die barbarische Verkoppelung von Gedankenstrichen und — Gottvertrauen (S. 305) ärgern; die lieblose Aneinanderreihung meint man dem Verfasser um seiner selbst willen verdenken zu müssen. Wollen wir wieder in die ungekämmte Manier verfallen, die unseren früheren Literarhistorikern so sehr geschadet hat? Bei einer unbedeutenden Arbeit liegt nicht so viel daran; Oehlke aber durfte mit dem schönen Wort schlieſsen, mit dem er Bettina charakterisiert: als einen 'Protest gegen das Unbedeutende!'

Berlin. Richard M. Meyer.

Max Drescher, Die Quellen zu Hauffs Lichtenstein. Leipzig, Voigtländer, 1905. (Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig. Herausgegeben von Alb. Köster. Bd. VIII.) VII, 146 S.

Die aufmerksame Arbeit bietet mehr als sie ankündigt: sie behandelt Hauffs Technik im 'Lichtenstein' überhaupt. Insofern freilich, als bei der starken Abhängigkeit unserer Erzähler am Anfang des 19. Jahrhunderts die literargeschichtlichen Vorbilder (S. 51 f.) unmittelbar auf die Auffassung von Ereignissen (S. 8 f.) und Personen (S. 25 f.) oder Sagen (S. 32 f.) einwirken, kann man ja auch diese Vorbilder zu den 'Quellen' rechnen.

Drescher vergleicht Hauffs Technik (S. 77 f.) und Art mit der von Cramer, Spieſs, Fouqué und Van der Velde, sowie des mir bisher unbekannten Hildebrand (S. 52); die Vergleichung zeigt Van der Velde den vier anderen bedeutend überlegen. Aber immer wieder hat der Verfasser (der überhaupt recht monoton schreibt und, besonders S. 61, pe-

dantisch einteilt) zu betonen, dafs Hauff viel stärker von Scott bedingt ist als von allen deutschen Vorbildern. Natürlich wirkt dabei (S. 145 Anm.) der schottische Zauberer mit seiner Gesamtleistung, nicht etwa (wie Eastman meinte) blofs mit 'Ivanhoe'.

Die Untersuchung enthält sich schädlicher Parteilichkeit, und wenn Drescher auch nicht eigentlich zu charakterisieren versteht, gibt er doch etwa aus Cramers und Fouqués Sprache (S. 75) oder aus den typischen Kerkerszenen (S. 140) geeignete Beispiele. Ein Versuch, Anregungen festzustellen, die nicht von historischen Romanen der Zeit ausgehen, bleibt aufser dem Hinblick auf Sprichwörter (S. 119 f.) und ältere Lieder (S. 120 f.) aus. Ergiebig aber wird Hauffs Stil besonders auch in bezug auf die Varianten des Ausdrucks (S. 116) untersucht.

Im ganzen: die etwas mühsame Arbeit des fleifsigen Schülers eines tüchtigen Lehrers.

Berlin. Richard M. Meyer.

Friedrich Hebbel, Briefe. I 1829–39 (Nr. 1—91), 414 S. — II 1839 bis 1843 (Nr. 92—172), VIII, 370 S. — III 1844—46 (Nr. 173—228), VI, 355 S. — IV 1847—52 (Nr. 229—394), X, 425 S. — (Friedrich Hebbel, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von R. M. Werner. 3. Abt.). Berlin 1904—1906, je M. 3, geb. M. 4.

Hebbels Briefe stehen zwischen seinen Tagebüchern und seinen Dichtungen: mit jenen teilen sie den monologischen Charakter, das Momentane und Improvisatorische, mit diesen die für den Dichter so bezeichnende Tendenz, sich selbst aufzuklären, indem er sich in fremde Seelen versetzt. Im ganzen sind sie doch naturgemäfs den privaten Aufzeichnungen noch näher verwandt und, wie diese, eine unerschöpfliche Schatzkammer für den Literarhistoriker, den Ästhetiker, den Psychologen.

Die nicht genug zu rühmende Hingabe R. M. Werners mufste selbstverständlich dies corpus epistularum der grofsen Gesamtausgabe einfügen, wodurch der Herausgeber und auch der Verleger mit tapferer Selbstverleugnung die eigene 'Nachlese' überflüssig gemacht haben. In schlichter Sachlichkeit legt Werner die Briefe in ihrer chronologischen Folge vor. Unzugänglich blieben wenige Originale, wie Nr. 208 (3, 260), im Besitz der Familie Gurlitt; verschollene wurden, wie Nr. 138 (2, 132), aus Kuhs Biographie ergänzt. In den Anmerkungen hielt der Herausgeber sich zurück, fügte nur etwa dem berühmten 'Memorial' (Nr. 113; 2, 39) eine Übersicht von Hebbels Beziehungen zu seinem weiblichen Sindbad Amalie Schoppe bei, oder tut in chronologischen Feststellungen (zu Nr. 99; 2, 19) philologische Arbeit. Auf die Briefe der Korrespondenten wird fast zu selten Bezug genommen (so zu Nr. 372; 3, 349). Gelegentlich (wie zu Nr. 184; 2, 68) sind Nachweise zu Hebbels Anspielungen auf eigene Dichtungen gegeben. Eine Riesenarbeit haben wir noch von Werners bewährtem Fleifs zu erwarten: das Register.

Mit dieser Ausgabe ist Hebbel auch offiziell in die Reihe unserer *grands écrivains* eingetreten; und wenn in Briefpublikationen für Anzengruber oder Mörike vielleicht des guten schon zu viel geschehen ist, dürfte bei dem Genie der ästhetischen Beichte freilich auch kein Zettel fehlen. Die Briefe an Hedde, ein seltsames Gemisch von Aktenwesen und Dichterspielen, geben den Prolog zu dieser ungeheuren Lebensarbeit des Kirchspielschreibers, der wie der Methodist Whitefield auf seinen Grabstein hätte schreiben dürfen: 'Die Welt ist mein Kirchspiel'. Und ist in dieser leidenschaftlichen Aufmerksamkeit, die jeden Einfall und jede Beobachtung ins Repositorium legt, ist in der Art, wie Hebbel solche Aufzeichnungen in seinen Dichtungen nutzt, nicht jederzeit etwas von dem Aktenschreiber lebendig geblieben? Waltet in der pathetischen Anrede

des Poeten Hebbel aus Wesselburen vom 30. März 1831 nicht schon etwas von jenem Geist der Selbststilisierung, der ihn auf solche Höhen geführt hat?

Dann wandern wir durch die verhängnisvollen Erlebnisse mit Elise Lensing und Amalie Schoppe: es ist die Zeit seiner breitesten Briefschreibung, fast die einzige, in der er korrespondiert, um zu berichten und Berichte zu empfangen. Der literarisch-geschäftliche Briefwechsel mit Gutzkow, Tieck, Kühne, Menzel, Oehlenschläger entwickelt sich. Mit dem dritten Bande tritt Bamberg auf, und der Briefwechsel fängt an, vernehmlich 'zum Fenster herauszusprechen'. Die Wiener Zeit zeigt den Dichter dann bereits als beherrschenden Mittelpunkt eines grofsen, geistig regsamen Kreises, aber zugleich auch einer ihn mit Liebe umgebenden und erfüllenden Familie. Die Kämpfe mit den Dramaturgen und den Kritikern gewinnen eine dramatische Lebhaftigkeit. Ein nicht geringes Mafs von Diplomatie, von klug berechneten Andeutungen besonders beim Urteil über andere Autoren, ist reizvoll zu beobachten. Mit dem Münchener Sieg der 'Agnes Bernauerin' schliefst wirksam der zweite Band, und 'Nux' unterschreibt sich, wie der Amtsschreiber in dem Briefwechsel mit Freund Hedde sich hatte unterschreiben können: 'Fröhlich, aber geplagt'. So wird auch der Herausgeber sich unterschreiben können, wenn er auf seine Arbeit zurückschaut: 'Geplagt, aber fröhlich!'

Berlin. Richard M. Meyer.

E. Sutro, Das Doppelwesen des Denkens und der Sprache.

Herausgegeben unter dem Protektorat der Internat. physio-psych. Gesellschaft. Berlin 1905. XIV, 279 S.

Auch in diesen auf die Entstehung der Stimme und der Sprache gerichteten Untersuchungen finden wir nur voreilige 'Gesetze' auf schmalster empirischer Basis. 'Wenn man genau zuhört, wird man finden, dafs in der Sprache der Ausdruck für das Abstrakte einen gröfseren Wohlklang in sich birgt als der für das Konkrete' (S. 121). Bei zusammengesetzten Wörtern geht die Bewegung bei dem ersten, dem ideellen Wort, vom Zwerchfell aufwärts, beim zweiten, dem reellen, vom Zwerchfell abwärts vor sich (S. 146). Und so entsteht (S. 232) 'eine neue Wissenschaft'.

Berlin. Richard M. Meyer.

J. Ernst Wülfing, Was mancher nicht weifs.

Sprachliche Plaudereien. Jena, Costenoble, 1905. VIII, 192 S.

Wieder eins der seit Hildebrand, Schroeder, Schrader Mode gewordenen Spracherziehungsbücher, das (wie die meisten) seine Aufgabe spielend zu lösen sucht. Schlagworte, Zitate, Fremdworte, Redensarten werden besprochen, etymologisch beleuchtet, kritisch gewürdigt; 'erstklassig' wird (S. 139) glücklicherweise verworfen. — Die Anordnung ermüdet durch ihre Willkür, wird aber durch ein Wortverzeichnis einigermafsen ausgeglichen. Der Umkreis der besprochenen Worte und Wendungen ist ziemlich weit; sogar der funkelnagelneue 'Concern' fehlt nicht (S. 155). Natürlich steht auch recht viel darin, was mancher schon weifs; aber als Zeichen des neuen Interesses an der Sprache begrüfsen wir auch dies Büchlein.

Berlin. Richard M. Meyer.

Friedrich Blatz, Neuhochdeutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten.

7. Auflage, neubearbeitet von Dr. Eugen Stulz, Professor am Grofsherzoglichen Lehrerseminar in Ettlingen. Karlsruhe, J. Langs Buchhandlung, 1905. 272 S.

Die Blatzsche Schulgrammatik hat durch diese Neubearbeitung eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Hinzugetreten ist zu dem alten Stoffe

vor allem ein Abrifs der Phonetik mit erläuternden Abbildungen aus Techmers *Phonetik* und ein Überblick über die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache, in dem die drei Sprachstufen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch, im allgemeinen charakterisiert werden, der zeitliche Bedeutungswandel der Wörter durch Beispiele anschaulich gemacht und die Differenzierung der Sprache in Mundarten sowie deren Geltungsgebiet besprochen wird. Dafs es dem Bearbeiter insbesondere darum zu tun ist, dem Schüler deutlich zu machen, dafs die Sprache etwas geschichtlich Gewordenes, in steter Entwickelung und Veränderung Begriffenes, etwas Lebendiges ist, zeigt sich nicht nur hier. Dahin zielen auch vielfach Bemerkungen in der Flexions- und Satzlehre. Und darum findet sich auch nirgends jene schulmeisternde Engherzigkeit und Unduldsamkeit, die nur eine Gebrauchsform als richtig anerkennt, wo die tatsächlichen Verhältnisse oft schwanken und Doppelformen vorliegen, wie im Prät. von fragen, fragte — frug, oder, um eins für vieles zu erwähnen, in der Konstruktion von lehren mit Akk. und Dat. der Person, welch letzteren die Lateinschulen meist schon des Parallelismus mit *docere* wegen perhorreszieren. Und doch ist hier die Dat.-Konstruktion — auch in aktiven Wendungen (vgl. dagegen Blatz-Stulz § 150 4, Anm. 1) — in der Umgangssprache wie in der Kunstprosa (z. B. Goethes) oft zu belegen und darum erlaubt.

Der Stoff der früheren Auflagen ist stark gekürzt, insbesondere in den Beispielsammlungen, aber auch in der Darstellung, welche freilich darum stellenweise eine Kürze und Prägnanz zeigt, die nur bei ausgiebiger mündlicher Erörterung von Seite des Lehrers fruchtbar werden dürfte. Dafs der Bearbeiter trotz mancher tiefgreifender Umformung im wesentlichen die alte Einteilung nicht änderte und an der alten Abgrenzung der Syntax festhielt, ist nur zu billigen. Die von John Ries aufgerollte Prinzipienfrage (*Was ist Syntax*, 1894) ist an und für sich noch nicht zum Austrage gebracht, und auch in rein wissenschaftlichen Darstellungen von vielen Syntaktikern mit gutem Grunde in konservativem Sinne beantwortet worden. Um so weniger darf eine Schulgrammatik diese neuen, unsicheren Wege beschreiten. In dieser Überzeugung hat Rezensenten Sütterlins interessanter Versuch (*Die deutsche Sprache der Gegenwart*, 1900) eher bestärkt als erschüttert.

In Einzelheiten der Anordnung hätte Stulz allerdings noch bessern sollen. So sind auch in der neuen Auflage die deutschen Betonungsgesetze nicht im Zusammenhange, sondern in drei Abschnitten zerstreut besprochen. Am meisten Bedenken erregt im Anhangteile die Darstellung der Lautverschiebung. Dafs die idg. Media Aspirata im Germ. nicht zu 'weichen Verschlufslauten (Mediä)' wurden, wufste Stulz gewifs selbst, aber auch der Vereinfachung halber durfte er diesen Satz nicht schreiben, da er ja doch im folgenden den Terminus 'tönende Spiranten' gebraucht.

Znaim. Viktor Dollmayr.

Arthur Ritter von Vincenti, Die altenglischen Dialoge von Salomon und Saturn. Mit historischer Einleitung, Kommentar und Glossar. Erster Teil. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhdlg. Nachf. (Georg Böhme), 1904. XXI, 125 S. 8. M. 3,60. (Münchener Beiträge zur roman. u. engl. Philologie, hg. von H. Breymann und G. Schick, XXXI. Heft.)

Der erste Teil der noch nicht vollständig erschienenen Arbeit über das altenglische Gedicht Salomon und Saturn bildet gewissermafsen eine literaturgeschichtliche Einleitung zu dem noch abzuwartenden zweiten Teil, der eine Lautlehre und einen unter nochmaliger Vergleichung der Handschriften hergestellten kritischen Text mit beigefügtem Kommentar und Glossar bringen wird. Bisweilen beruft sich der Verfasser auf Resul-

tate, die der zweite Teil bringen wird; in solchen Fällen ist es natürlich nicht möglich, sich über die Richtigkeit seiner Darstellung eine Ansicht zu bilden.

Die eigentliche Einleitung (S. 1—25) behandelt die allgemeine Geschichte der Sagen von Salomo. Zuerst wird natürlich über die Berichte über Salomo in der Bibel, dem Talmud und den kabbalistischen und talmudischen Schriften gehandelt. Es war natürlich nicht die Absicht des Verfassers, in dieser und der folgenden Darstellung der Geschichte der Sagen von Salomo Neues zu bringen. Es kam natürlich nur darauf an, mehr oder weniger bekannte und feststehende Tatsachen kurz und handlich zusammenzufassen. Der Verfasser zitiert hier wie sonst sehr fleifsig die einschlägige Literatur; in dieser Hinsicht scheint sogar Vollständigkeit angestrebt zu werden. Der elfte Band der grofsen *Jewish Encyclopedia* (herausgegeben von Singer), wo die semitischen Sagen von Salomo ausführlich behandelt werden, erschien nach der uns vorliegenden Arbeit und konnte also vom Verfasser nicht benutzt werden.

Von den Juden wanderte die Sage zuerst zu den Arabern, wo sie mehrfach umgestaltet wurde. Aus dem Orient wanderte sie nach dem Abendlande, wo sie einen riesigen Erfolg erzielte und in fast alle Vulgärsprachen übersetzt und aufserdem fast überall poetisch behandelt wurde. Der Verfasser erwähnt kurz ihre Entwickelung in Byzanz, in den slawischen, germanischen und romanischen Ländern.[1]

Von den germanischen Bearbeitungen ist die altenglische Sage von Salomo und Saturn sicher die älteste. Sie unterscheidet sich von den Fassungen der Sage in anderen Ländern dadurch, dafs sie von der bekannten Entführungsgeschichte keine Spur enthält; eine Frau des Salomo wird nicht einmal erwähnt, und ebensowenig kommt ein Ring oder ein Horn zur Sprache.

Die altenglische Fassung gehört nun zu jener Gestaltung der Sage, in welcher zwei Persönlichkeiten sich in einem Redekampf messen. In drei Gesprächen tritt Salomo als König der Christenheit dem heidnischen Saturn gegenüber. In dem ersten poetischen Dialog erklärt Salomo dem Saturn die Überlegenheit des Paternoster über die Teufel, und dies in ganz orientalischer Weise. Hierin erblickt v. Vincenti eine Anlehnung an die Dämonensagen, wie sie bei den Juden, Arabern und im Testament des Salomo vorliegen. Der darauf folgende prosaische Dialog mit der riesenhaften Beschreibung des Paternoster erinnert an die Beschreibungen des Aschmedai (Asmodeus), die wir in talmudischen Schriften finden. In einer von diesen schleudert Aschmedai den König Salomo 400 Meilen weit hinweg, in einer anderen wächst er, als Salomo ihm seinen Ring gegeben hat, riesig empor; ein Flügel reicht bis in den Himmel, der andere stützt sich auf die Erde. Er verschluckt den König und speit ihn 400 Parasangen weg von sich. In dem dritten, poetischen Dialog belehrt Salomo den Saturn über allgemeine Dinge theologischen, naturwissenschaftlichen oder rein menschlichen Interesses. Mit denjenigen Dialogen in lateinischer, französischer und deutscher Sprache, die zu einer Vergleichung herangezogen werden können, hat dieser ae. Dialog so gut wie gar nichts gemeinsam. Einige Berührungspunkte zwischen der englischen Sage im allgemeinen und den anderen Salomo-Markolphsagen lassen sich jedoch erkennen, worauf wir aber hier nicht näher einzugehen brauchen (v. Vincenti S. 24 f.).

Danach behandelt der Verfasser die altenglische Sage selbst, zuerst ihre Überlieferung und dann ihre Komposition (S. 26—125). Im ersten

[1] Der schwedische Marcolphus (s. Schück, *Svensk Literaturhistoria*, Stockholm 1890, S. 361 f.) ist dem Verfasser unbekannt geblieben.

Abschnitt (S. 26—44) wird über die Ausgaben, Textverbesserungen und Besprechungen der altenglischen Bearbeitungen der Sage berichtet. Von der Gestaltung der Sage, die im *Cotton Vitellius* A XV überliefert ist, wird mit Recht ganz abgesehen, da sie mit den anderen Fassungen gar nichts zu tun hat und in ein ganz anderes Gebiet gehört. In diesem Abschnitt wird auch über die vom Verfasser in Aussicht gestellte Ausgabe gehandelt. Er will versuchen, 'einen den philosophischen Anforderungen entsprechenden Text mit vollkommenem Variantenverzeichnis zu liefern'; ebenso hat er sich bemüht, durch einen ausführlicheren Kommentar das Verständnis der schwierigeren Stellen zu erleichtern und durch das beigefügte vollständige Glossar einem sämtlichen Ausgaben anhaftenden Mangel abzuhelfen. Hier gibt der Verfasser auch die verschiedenen, oft weit auseinander gehenden Ansichten der Gelehrten über diese Dialoge wieder. S. 44—51 enthalten eine Beschreibung der Handschriften mit Auseinandersetzungen über ihr Verhältnis zueinander und ein Verzeichnis der handschriftlichen Längezeichen.

Der Rest des Heftes (S. 52—125) handelt über die Komposition der Dialoge und zerfällt in die folgenden Abschnitte: 1) Wesen und Erklärung der altenglischen Fassungen, 2) Die Persönlichkeiten des Salomo und Saturn, 3) Über die Gottheit Saturns bei den Germanen, 4) Quellenfrage.

Die drei Zwiegespräche, woraus der altenglische Salomo und Saturn besteht, sind voneinander vollständig unabhängig; die zwei poetischen Stücke rühren von zwei verschiedenen anglischen Dichtern her, das Prosastück ist von einem Westsachsen verfaſst. Der vollständige Beweis für diese Behauptungen wird erst in der noch ausstehenden Lautlehre erbracht. Die eingehende Analyse der Dialoge, die der Verfasser schon in dem uns vorliegenden Teile bringt, soll seine Behauptungen in diesem Punkte noch weiter erhärten. Durch sie wurde es auch möglich, den Kern der Dichtung und das Wesen des rätselhaften Saturn zu ergründen.

Wie schon bemerkt, ist die altenglische Überlieferung in drei gesonderte, unabhängige Stücke zu zerspalten. Die beiden Gedichte sind sicher nur wegen der äuſserlichen Ähnlichkeit, daſs in beiden Salomo und Saturn auftreten, in eine Handschrift vereinigt worden; die Prosa wurde nur wegen des verwandten Inhalts, den sie mit dem ersten Gedichte hat, eingeschoben; denn in ihrer Auffassung des Paternoster ist sie mit dem ersten Gedichte gänzlich unverwandt.

Über das Wesen und den Inhalt der altenglischen Fassungen berichtet uns nun der Verfasser sehr ausführlich, wobei einige Beiträge zu ihrer Erklärung geliefert werden. Natürlich muſs ich auf ein eingehendes Referat dieses Abschnittes verzichten. Nur einige Punkte werde ich hier herausgreifen. Saturn ist ein Chaldäer; er ist ferner ein Heide, der über das palmenbezweigte Paternoster, über den Cantic und über das Wesen des Christentums aufgeklärt sein will. Über diese Gegenstände entspinnt sich nun das Zwiegespräch zwischen ihm und Salomo; hierbei handelt es sich aber hauptsächlich um die Gewalt des Paternoster und der neunzehn Buchstaben desselben. Zugrunde gelegt ist das Paternoster nach Matthäus VI 9—13 (nach der Vulgata). Eine lateinische Vorlage ist sicher dafür anzunehmen. Nach der Ansicht des Verfassers wollte der Dichter mit seiner Schilderung des Paternoster vor allem den Zweck verfolgen, die Überlegenheit des Christentums über die heidnisch-germanische Religion zum Ausdruck zu bringen. Noch deutlicher tritt uns dieselbe Tendenz in dem auf das erste Gedicht folgenden prosaischen Dialoge entgegen, der nun vom Verfasser analysiert wird.

Nach dem Prosabruchstück ist ein Blatt herausgeschnitten worden. Der Verfasser ist nun der Meinung, daſs dieses Blatt nicht die Fortsetzung der Prosa enthielt; diese Fortsetzung muſs man sich nämlich viel aus-

führlicher vorstellen, als dafs ein einziges Oktavblatt dafür ausgereicht hätte. Vielmehr mufs man annehmen, dafs sich auf dem fehlenden Blatte die Fortsetzung des zweiten Gedichtes (also nach V. 501 = V. 504 bei Grein-Wülker) befand, an die sich dann der Schlufs des zweiten Gedichtes in den Versen 169—177 (= V. 170—178 bei Grein-Wülker) anschlofs. Die letztgenannten Verse gehören nämlich, wie der Verfasser in der Lautlehre zu zeigen verspricht, der Sprache nach zum zweiten Gedicht und bilden also nicht den Schlufs des ersten Gedichtes. Dafs auf dem fehlenden Blatte die Fortsetzung des zweiten Gedichtes gestanden hat, will der Verfasser auch aus anderen Umständen erschliefsen: zwischen V. 501 (504) und V. 169 (170) haben wir nämlich höchstwahrscheinlich eine Auseinandersetzung Salomos über das Jüngste Gericht und die Verurteilung des bösen Menschen sowie die letzte Frage Saturns nach dem Jüngsten Gericht zu erwarten. Dieses kann höchstens zwei Seiten in der Handschrift ausgefüllt haben und mufs den Versen 169—177 (170—178) vorhergegangen sein.

Wie schon angedeutet, weicht das Prosastück von dem ersten Gedicht inhaltlich ab. Das Paternoster erscheint in der Prosa nicht als ein Palmbaum, sondern als ein Riese von unermefslicher Gröfse: seine Augen sind 12000 mal glänzender als die ganze Erde, seine Arme 12000 mal länger als die Erde, sein Gedanke ist schneller als 12000 heilige Geister usw. Noch mehr sticht der Verfasser des Prosastückes gegen den des zweiten Gedichtes ab, das nun vom Verfasser analysiert wird. Auf diese Analyse will ich auch nicht weiter eingehen. In Bezug auf die Überlieferung möge erwähnt werden, dafs der Verfasser annimmt, dafs vor S. 23 ein Blatt fehlt, und dafs dieses eine lange Betrachtnng Saturns über das Wasser (wahrscheinlich über die Taufe) enthielt. Schipper und Wülker nehmen hier keine Lücke an. — In dem zweiten Gedicht unterscheidet der Verfasser acht verschiedene Hauptpunkte; hier finden wir orientalisch-rabbinische, christliche und germanisch-heidnische Elemente vereinigt. Wir haben hier sehr ernste, ja recht objektive Auseinandersetzungen in Rätselform.

In allen drei Fassungen läfst sich eine Gegenüberstellung von Christentum und Heidentum erkennen. Der Verfasser ist deshalb der Ansicht, dafs sie in einer Zeit entstanden sind, in der das Christentum das germanische Heidentum noch nicht endgültig besiegt hatte.

Das zweite Gedicht ist nach v. Vincenti von einem Nordhumbrer verfafst. Um es zu datieren, müssen die kirchlichen Verhältnisse Nordhumbriens, wo die Kultur im 9. Jahrhundert von den Dänen zerstört wurde, mit in Betracht genommen werden. Als terminus ad quem könnte das Jahr 1000 betrachtet werden.

Der Abschnitt schliefst mit einigen Vergleichen von den altenglischen Dialogen mit anderen Denkmälern, mit welchen sie a priori nähere oder entferntere Verwandtschaft vermuten liefsen. Ein Vergleich mit anderen englischen Denkmälern führt aber nur zu einem negativen Resultat. Dagegen erinnern die Dialoge in hohem Grade an die Wortkämpfe, die wir in der altskandinavischen Literatur finden. Hier kommt vor allem das altnordische Vafþrúđnismál in Betracht. Dagegen hat das Hárbarþsliód mit unseren Dialogen nichts gemeinsam. Andere Eddagedichte bieten jedoch einige Ähnlichkeiten. Auch in der altfranzösischen Literatur lassen sich hier und dort einige Berührungspunkte mit unseren Dialogen erkennen.

Danach bespricht der Verfasser (S. 86—107) die Persönlichkeiten des Salomo und Saturn. Über Salomo ist dabei nicht viel zu sagen; dafs er zugleich als Herrscher Israels und als König der Christenheit erscheint und den Saturn über das Paternoster, das Jüngste Gericht usw. aufklärt, ist nicht so besonders auffallend und steht mit der Auffassung dieser

Zeiten völlig im Einklang. Von einer Frau Salomos wird kein einziges Wort gesagt.

Um so mehr interessiert uns aber die Persönlichkeit Saturns. Er ist in allen Hinsichten eine echt orientalische Figur; mit dem römischen Gott hat er nur den Namen gemeinsam. Daſs ihm dabei auch heidnisch-germanische Weisheitssprüche in den Mund gelegt werden, läſst sich ja leicht erklären; sogar der Philisterfürst führt ja den germanischen Namen 'Wandernder Wolf'. In seiner Auffassung von der Persönlichkeit Saturns weicht der Verfasser von den Ansichten Vogts (*Salman u. Morolf*, Halle 1880, S. LIII ff.) mehrfach ab. So z. B. weist v. Vincenti die Ansicht Vogts, wonach Saturn als der Bruder Salomos aufzufassen sei, mit Recht zurück.

Ganz besonders interessiert uns die Frage, wie die altenglischen Verfasser resp. deren Quellen dazu kamen, den Chaldäerfürsten Saturn dem Salomon gegenüber zu stellen. Der Verfasser beruft sich hier auf Schenkels *Bibellexikon*, wonach der echt italische Saturn ziemlich früh mit dem alten Kronos identifiziert wurde; bei einer späteren Identifizierung hellenischer und phönizischer Götter stach bei Kronos der Zug in die Augen, daſs er die Kinder verschlungen hatte, und dies führte nun dahin, daſs man ihn mit dem kinderverschlingenden Moloch zusammenstellte. Auch die astrologische Bedeutung, die Saturn erhielt, muſs man mit in Betracht nehmen. 'Den babylonisch El genannten Planeten finden wir durch die Vermittelung des Kronos latinisiert als Saturn wieder, und so wird dieser, resp. der ihm entsprechende Moloch, in das astrologische System gebracht, so daſs der Planet El-Moloch oder Kronos-Saturn zum wichtigsten Schicksalsbestimmer wird, dem unter den Wochentagen der Samstag gewidmet wurde.' Es ist deshalb wahrscheinlich, daſs der dem Salomo gegenübergestellte Saturn eine Erinnerung an den chaldäischen Sternenkultus und Wahrsagedienst widerspiegelt. Natürlich ist in dem Falle die Vermittelung antiker oder anderer Quellen anzunehmen. 'Der gemeinsame Zug des Kinderfressens wird doch wohl der Grund zu der Vermischung von Moloch und Saturn gewesen sein. Für die Verbindung des Salomo mit Moloch und die Ausgestaltung zur Sage mag vielleicht der Bericht aus 3. Könige Kap. 11, 5 und 6: 'und Salomo verehrte den Moloch, den Götzen der Ammoniter' einen Einfluſs gehabt haben.

Der Name Moloch, der König bedeutet, gehört nur der LXX an; im Hebräischen heiſst er Molech, Milcom, Malcom, Malcol, und so müssen wir wohl mit ten Brink annehmen, daſs durch die Verwechselung von Malcol mit Marcol Saturn als Salomos Dialogist in die Reihe gekommen ist.'

In dem folgenden Abschnitt (S. 107—122) bespricht v. Vincenti die von früheren Gelehrten ausgesprochene Ansicht, daſs wir auch einen Saturn als germanischen Gott ansehen dürfen. Diese schon a priori durchaus unwahrscheinliche Behauptung wird nun einleuchtend widerlegt und dürfte wohl jetzt endgültig aus der Welt gebracht sein.

Zuletzt berührt der Verfasser ganz kurz die Quellenfrage (S. 122—125). Die Vorlage, die unsere altenglischen Verfasser benutzten, ist noch nicht gefunden. Die Ansicht früherer Forscher, daſs wir sie in der verlorenen, in einem Dekret erwähnten *Contradictio Salomonis* zu erblicken hätten, weist der Verfasser als höchst unwahrscheinlich zurück. Es ist aber ziemlich sicher, daſs die Verfasser nach einer lateinischen Vorlage arbeiteten.

Ich habe mich in meinem Referat absichtlich jeder Kritik enthalten. Eine solche überlasse ich berufeneren Kräften. Besonders viel Neues enthält das Buch ja nicht. Aber es bildet eine sehr nützliche und dankenswerte Einleitung zu dem Studium dieser überaus interessanten altenglischen Denkmäler.

Göteborg. Erik Björkman.

Max Schünemann, Die Hilfszeitwörter in den englischen Bibelübersetzungen der Hexapla (1388—1611). Berlin, Mayer & Müller, 1902. 59 S.

Franz J. Ortmann, Formen und Syntax des Verbs bei Wycliffe und Purvey. Ein Beitrag zur mittelenglischen Grammatik nebst einem Anhang. Berlin, Mayer & Müller, 1902. VII, 95 S.

Die Sprache der englischen Bibelübersetzungen hat hier zwei gleichzeitig erschienenen verbalsyntaktischen Untersuchungen das Material geliefert, das in glücklicher Arbeitsteilung von den Verfassern für die Forschung nutzbar gemacht worden ist. Schünemann unternimmt es, in stofflicher Begrenzung des Gegenstandes der Entwickelung nachzugehen, die die bedeutsame Kategorie der Hilfsverben in einem Zeitraum von etwas mehr als zwei Jahrhunderten durchgemacht hat.

Die in dem Neudruck *The English Hexapla*, London 1841, vereinigten sechs Übersetzungen des Neuen Testaments umfassen die Zeit von 1388 (Wyclif-Purvey) bis 1611 (Authorised Version); beinahe 150 Jahre liegen zwischen dem Text von Wyclif und seinem unmittelbaren Nachfolger, dem Tyndaleschen in der revidierten Fassung vom Jahre 1534, nur fünf Jahre dagegen trennen diesen von der dritten Version der Hexapla, der Cranmerschen, die drei übrigen Fassungen verteilen sich auf die nächsten siebzig Jahre. Schünemann beschränkt sich in seinen Untersuchungen auf die Evangelien des Matthäus und Markus und betrachtet jedes Verb nach seiner Verwendung als Begriffszeitwort und eigentliches Hilfszeitwort.

Auf Einzelheiten näher einzugehen, fehlt es mir leider bei meiner gegenwärtigen beruflichen Stellung an Zeit und Möglichkeit der Nachprüfung. Bemerkenswert scheint mir, daſs Wyclif das emphatische *do* überhaupt nicht gebraucht, was Verfasser mit seinem engen Anschluſs an das Original wohl richtig erklärt; zur Bildung der Negation wird *do* nur in den beiden letzten Versionen, aber auch hier in zwanglosem Wechsel mit der einfachen Negation verwandt. Aus dem Abschnitt über *sculan* möchte ich hervorheben, daſs Wyclif zur Futurbildung immer *shall* verwendet — die zwei Ausnahmen gehören kaum hierher —, die übrigen Versionen in der 1. Person überwiegend *will*, in der 2. und 3. *shall* gebrauchen. Naturgemäſs ist überall die sprachliche Entwickelung am spürbarsten bei Gegenüberstellung der Texte von Wyclif und Tyndale, zwischen denen anderthalb Jahrhunderte liegen. Die Veränderungen im Sprachgebrauch der übrigen Versionen sind verhältnismäſsig geringfügig, bestimmte Schluſsfolgerungen lassen sich aus ihnen um so weniger ziehen, als Verschiedenheit der Vorlage — hier Urtext, dort Vulgata — und Abhängigkeit einzelner Fassungen von einander die Einsicht in den Zusammenhang trüben. So sieht sich, was genaue zeitliche Begrenzung von Neubildungen angeht, der Verfasser genötigt, seine Ausführungen mit einem Fragezeichen abzuschlieſsen.

Gegenüber diesem interessanten Versuch einer Aufstellung von Entwickelungsreihen für eine bestimmte Verbengruppe behandelt Ortmann in seiner Arbeit mit Ausschluſs der Hilfszeitwörter die gesamte Verbalsyntax eines einzelnen Denkmals und schöpft sein Material aus der Wyclifschen Übersetzung allein, natürlich mit steter Heranziehung der Purveyschen Überarbeitung. Vorausgeschickt ist eine kurze Übersicht über den Formenstand des Verbums, der auch bei Schünemann tabellarisch verzeichnet ist. Wie zu erwarten, herrscht hier regelloses Nebeneinander alter historischer Formen und analogischer Neubildungen, doch möchte ich darauf aufmerksam machen, daſs im *Ind. Praes.* die nördlichen Endungsformen

der 2. Person sing. und des Plurals gar nicht vorkommen, ebenso findet sich der flektierte Infinitiv auf *-enne* nicht mehr, sondern es erscheint stets die Endung *-yng(e)*. Im syntaktischen Teil verzichtet Verfasser anerkennenswerterweise darauf, das ganze Material innerhalb des herkömmlichen Schemas vorzuführen, er beschränkt sich auf die Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch des Me. Er hätte vielleicht in dieser Beschränkung noch weiter gehen können, so in den Abschnitten über *Tempora* und *Modi*. Dagegen ist die eingehende Behandlung des Infinitivs und der Formen auf *-ynge* rühmend hervorzuheben. Der Konstruktion des Akkusativs mit dem Infinitiv ist ein besonderer Anhang gewidmet, der den Einfluſs der lateinischen Syntax auf diese Bildung recht gut erkennen läſst, so gibt Wyclif sogar das lateinische *se* bei Subjektsgleichheit des regierenden und abhängigen Satzes durch das Pronomen wieder.

Am Schluſs seiner Untersuchungen wirft der Verfasser noch die Frage nach dem Anteil Wyclifs an der unter seinem Namen gehenden Bibelübersetzung sowie nach deren Bedeutung für die Geschichte der englischen Sprache auf. Er glaubt, Wyclif mit Bestimmtheit die Übersetzung der vier Evangelien zusprechen zu können; die Antwort auf den zweiten Punkt befriedigt nicht recht, denn was da über die nahe Verwandtschaft der Bibelsprache mit dem modernen Englisch vorgebracht wird, gilt, wie der Verfasser selbst zugibt, fast ausschlieſslich von der Purveyschen Revision. Übrigens hätte ich gewünscht, daſs der Verfasser zur weiteren Klärung dieser wichtigen Frage im Verlauf seiner Ausführungen den neuenglischen Sprachgebrauch öfter zur Vergleichung herangezogen hätte.

Danzig-Langfuhr. H. Füchsel.

Margarete Rösler, Die Fassungen der Alexius-Legende mit besonderer Berücksichtigung der me. Versionen (Wiener Beiträge zur engl. Philolopie XXI). Wien, Braumüller, 1905. X, 197 S.

Schipper läſst die Quellenvergleichung zu seinen me. Alexius-Ausgaben durch eine fleiſsige Schülerin nachtragen, die zunächst vier Grundfassungen unterscheidet, in griechischer oder lateinischer Sprache, und dann die mittelalterlichen Texte in den Volkssprachen einreiht. Die sechs me. Versversionen gehen auf zwei verschiedene Typen zurück: der Vernon-Text, der nördliche Ashmole-Gg-Text und Barber beruhen auf jenem Grundtyp, der besonders durch die Acta sanctorum Boll. und die Legenda aurea vertreten ist; die drei übrigen auf einer Grundform, die nicht so deutlich zu bezeichnen ist, aber gerade von Dichtern gern bearbeitet wurde, auch in Frankreich, Deutschland und Spanien. Jetzt sieht man des weiteren, daſs alle sechs me. Dichter unabhängig voneinander gearbeitet haben; daſs keiner eine nennenswerte Originalität entfaltete, war von vornherein jedem Leser klar. Gerade deshalb wäre jetzt an ihren Produkten gut zu erörtern, wie dieselben Dinge in verschiedenen Dialekten mit verschiedenen Wörtern und Phrasen ausgedrückt wurden; es wäre vielleicht der beste Nutzen, den die englische Philologie aus ihrer Unmasse geistloser Legenden ziehen kann; die Autoren pflegten eben nicht die Auffassung, sondern nur das Sprachgewand zu wechseln. — Im Anhang bietet Rösler noch eine Reihe bisher ungedruckter Texte: zwei griechische aus der Pariser Nationalbibliothek, einen in englischer Prosa des früh 15. Jahrhunderts (Hs. Harl. 4775, nach Vignays Übersetzung der Leg. aur.), einen lat. des 11. Jahrhunderts (Hs. Reg. Bruxell. Lat. II 992) und einen enger damit verwandten franz. des 13. Jahrhunderts (Hs. Français 412), endlich drei italienische in Strophen aus neuerer Zeit. Die ganze Geschichte der Alexius-Legende ist hiemit in helleres Licht gerückt.

Berlin. A. Brandl.

Dr. Karl Süſsbier, Sprache der Cely-Papers, einer Sammlung von englischen Kaufmannsbriefen aus den Jahren 1475—1488. Berlin, E. Ebering, 1905.

Daſs Caxton und die folgenden Drucker den weitaus bedeutendsten Anteil an der Konsolidierung der neuenglischen Schriftsprache hatten, scheint jetzt allgemein angenommen zu sein. Der Umfang von Caxtons Tätigkeit wird uns um so klarer, je deutlicher der Hintergrund wird, von dem sich seine Arbeit abhebt. Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Illustrierung dieses Hintergrundes bieten uns die Cely-Papers: die Celys waren Londoner Kaufleute mit vielen auswärtigen Handelsbeziehungen, und ihre Briefe stammen aus derselben Zeit, in der Caxton in London zu drucken begann. Dieselben Faktoren, die die Sprache der Celys bedingen, sind auch bei Caxton wirksam. Nur kommt bei ihm noch zweierlei hinzu: er ist gebildet, d. h. in sprachlicher Beziehung: er steht stärker unter dem Eindruck überlieferter literarischer Formen; und er ist Drucker, daher schon durch den Kontakt mit der Maschine zu mehr Gleichmäſsigkeit genötigt. Die Celys aber zeigen eine starke Vorliebe für phonetische Schreibung und zugleich eine weitgehende Unsicherheit in der Bezeichnung von unbetonten Vokalen, von Gleitelauten, von Kürzung vor gewissen Konsonanten und von Konsonantenübergängen, namentlich bei den *t*-Lauten. Für die betonten Vokale sind bei ihnen folgende wichtige Schreibungen zu verzeichnen: *e* für *a* in offener Silbe, *o* für *a* neben Labialis, *y* + *r* für *e* + *r*, *u* + *r* für *y* + *r*, *y* für *éé*, *ey* für *ī*, *ou* für *óó*; *ou*, *ew* für anglonorm. *au* vor Nasalis, endlich *sch* + *on* für *-cyon;* ferner wechseln *a* und *o* vor *nd*, sowie *e* und *a* vor gedecktem *r*; nach dunklem Vokal vor gedecktem *l* wird *u* eingeschoben in *aull, hawlfe* u. dgl. Für gewisse häufig vorkommende Wörter haben sie eine bestimmtere Schreibung, so für *and, hand, answere;* auch *when,* das freilich überhaupt für Londoner Schreiber — nicht aber für Drucker — im letzten Viertel des Jahrhunderts als fest zu betrachten ist; beim Schreiber WC glaubt man sogar Caxtons Scheidung von *than* = *quam*, *then* = *tum* zu bemerken. Ausgesprochener Dialekt wird von Süſsbier bei zwei Gruppen von Korrespondenten konstatiert: die eine, zu der der alte Richard Cely gehört, neigt zu südlichem Dialekt; die andere, zu der der jüngere Richard Cely und ein entfernterer Verwandter, William C., zählen, hat viele nördliche Eigentümlichkeiten, die ja sich überhaupt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in London bemerkbar machten. — Auf Grund der Celyschen Schreibweise glaubt S. zwei Erscheinungen genauer als bisher datieren zu können: die Verdumpfung des *a* neben *w* und die *r*-Modifikation *er* > *ur*, die bisher beide auf Grund der Untersuchungen über die Literatursprache später angesetzt wurden. Es zeigt sich eben auch hier, daſs die volkstümliche Aussprache fortschrittlicher ist, wie ja heute die Sprache ungebildeter Londoner schon die Weiterentwicklung des *eⁱ* zu *ai* und des *ai* zu *aa* hören läſst; mindestens aber ist deutlich, daſs Ungebildete sich weniger scheuten, den Lautwandel auch schriftlich zum Ausdruck zu bringen.

Süſsbiers Arbeit stellt diese sprachlichen Verhältnisse klar und deutlich dar nach dem Schema der bekannten Göttinger Arbeit von Römstedt über Caxton.

Die einschlägige Literatur wird reichlich zitiert, namentlich Luicks bedeutsame und weitausschauende Arbeiten (*Anglia* XIV, XVI, *Untersuchungen* 1896, *Studien* 1903).

Es ist nur schade, daſs die so interessante Arbeit durch zahlreiche Druckfehler und auch durch das Fehlen der letzten sprachlichen Feile entstellt wird.

Halberstadt. S. Blach.

Specimens of the Elizabethan drama from Lyly to Shirley A. D. 1580—A. D. 1642. With introduction and notes by W. H. Williams, M. A. Oxford, Clarendon Press, 1905. VIII u. 576 S. 7 s. 6 d.

Die Ziele, die sich der Herausgeber der vorliegenden Auswahl gesteckt hat, sind praktischer Natur. Er will denen, die nicht in der Lage sind, sich eingehend mit dem Drama der Elisabethzeit zu beschäftigen, eine gute Chrestomathie in die Hand geben, um sie mit dem Stil und dem Geist jener einzig dastehenden Blütezeit des englischen Theaters bekannt zu machen. Wissenschaftliche Ziele verfolgt der Herausgeber also nicht; bei dem grofsen Mangel an praktischen Chrestomathien aus dieser Periode — wir besitzen nur Lambs *Specimens of English dramatic poets*, das als nennenswerte Ausnahme erwähnt werden mufs — ist seine bescheidene Gabe sehr willkommen, und sie wird gewifs auf englischen Schulen und auf deutschen Universitätsseminaren dankenswerte Aufnahme finden. Der Herausgeber bietet mit Übergehung Shaksperes, den er sich ganz in den Händen seiner Leser denkt, eine Auswahl von 24 Autoren: Lyly, Kyd, Marlowe, Peele, Greene, Lodge, Nashe, Chettle, Munday, Jonson, Chapman, Dekker, Marston, Middleton, Rowley, Heywood, Day, Beaumont-Fletcher, Massinger, Field, Webster, Tourneur, Ford, Shirley, die mit insgesamt 89 Stücken zu Worten kommen. Die Rechtschreibung der Elisabethzeit ist durch die neuenglische ersetzt, ein Verfahren, das ich bei dem praktischen Charakter des Buches ganz am Platze finde. Eine Vergleichung des Buches mit Lamb liegt nahe. Lamb hat eine reichere Auswahl (insgesamt 178 Stücke); er setzt bedeutend früher ein, bei dem Gorboduc, und geht hinunter bis zu den letzten Stuarts (d'Urfey). Auch gibt er einige pseudoshaksperesche Stücke, was mir ein Vorzug zu sein scheint. Ich habe das Fehlen solcher Stücke bei Williams ungern bemerkt. Ein Vorzug des Williamsschen Buches vor Lamb sind dagegen die biographischen Einleitungen, die jedem Autor vorausgeschickt sind. Sie sind bisweilen allzu ausgedehnt, doch sonst wohlgeraten. Bei Kyd hätte ich eine Erwähnung des Ur-Hamlet gewünscht.

Gegen die Auswahl, welche der Herausgeber getroffen hat, irgendwelche Ausstellungen zu machen, unterlasse ich; Tadel über diesen Punkt sind bei Chrestomathien und Anthologien bekanntlich sehr wohlfeil. Der Hauptmangel des Buches liegt an anderer Stelle, nämlich in dem Fehlen einer historischen Übersicht der Entwickelungsgeschichte des englischen Dramas bis auf Elisabeth. Gerade bei dem Zweck, den der Herausgeber verfolgt, wäre es gut gewesen, die älteren Perioden, die nicht mit Erzeugnissen zu Wort gekommen sind, kurz in einer Einleitung zu skizzieren. Eine solche Übersicht hätte nicht allzuviel Platz beansprucht, sondern sich auf ungefähr 30 Seiten wohl geben lassen. Vielleicht holt der Herausgeber das Unterlassene in einer späteren Auflage nach.

Ist mir der Herausgeber hier zu karg gewesen, so hat er an anderer Stelle zu viel gegeben, nämlich in den Anmerkungen, die fast ein Viertel des Buches einnehmen. Dafs bei einem Buche, welches sich an den gebildeten Laien und nicht an den Forscher wendet, veraltete oder schwierige Wörter und Redensarten reichlich mitgeteilt und erklärt werden, ist selbstverständlich; Textvarianten zu verzeichnen ist höchst überflüssig. Die benutzt erfahrungsgemäfs nur der Forscher; dem aber ist mit dem vorliegenden Text nicht gedient. Er kann nur die kritischen Ausgaben brauchen.

Alles in allem ist der Herausgeber seinen Zielen gerecht geworden, und sein Buch erscheint mir vollauf geeignet, eine bestehende Lücke auszufüllen.

Berlin. Ernst Kröger.

Rudolf Schoenwerth, Die niederländischen und deutschen Bearbeitungen von Thomas Kyds Spanish Tragedy (Literarhist. Forschungen, hg. von Schick und v. Waldberg, 26). Berlin, Felber, 1903. CXXVII, 227 S.

In diesem Buche liegt das Werk vor, das Schick bereits 1898 in der Temple Edition der Spanish Tragedy ankündigte. Zu den dort kurz aufgeführten holländischen Ausgaben, von denen Schoenwerth ein volles Drittel entdeckt hatte, ist in dem abgeschlossenen Werke noch eine neue aus dem Jahre 1678 hinzugetreten, so daſs mit Einschluſs eines verloren gegangenen Druckes von 1674 das Dutzend voll geworden ist. Es mag sein, daſs das düstere, mit dem Untergang des spanischen Königshauses endigende Stück in Holland Erinnerungen an die schweren Tage der spanischen Fremdherrschaft wachrief und daſs man gerade dort das ausschweifende Rachegefühl Jeronimos besonders nachempfinden konnte. Es ist wohl nicht zufällig, daſs in der Bearbeitung von 1638 der Figur der Rache besondere Worte der Verwünschung gegen Spanien in den Mund gelegt werden. Jedenfalls ist es interessant, an der Hand der Untersuchungen Schoenwerths zu verfolgen, wie die mit dem Hamletstoffe so eng verwandte Spanish Tragedy die Holländer immer wieder zu Neuausgaben anreizt bis in das erste Drittel des 18. Jahrhunderts hinein. Diese zum gröſsten Teil allerdings unbewuſste Wertschätzung der Muse Kyds auf fremdem Boden bildet für diesen gewissermaſsen sein 'century of praise', und als das vorüber ist, setzt bereits im Heimatlande, wo Kyd längst vergessen worden war, mit der ersten Ausgabe von Dodsleys *Old English plays,* 1744, die literarhistorische Betrachtung Kyds ein.

Zur allgemeinen Charakteristik der sämtlichen fünf von Schoenw. vorgeführten Bearbeitungen sei vorweg bemerkt, daſs sie in der sprachlichen wie technischen Behandlung des Stoffes weit hinter dem Original zurückbleiben und, was darin zum Teil schon eingeschlossen liegt, sich auch ziemlich weit von ihm entfernen; wörtliche Herübernahme ist jedenfalls sehr selten. Dies erklärt sich wohl daraus, daſs das eigentliche Bindeglied zwischen dem Original und fast allen Bearbeitungen, nämlich die Fassung, welche den englischen Komödianten für ihre Aufführungen als Grundlage diente, leider verloren gegangen ist.

Schoenw.s Arbeit gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil erhalten wir neben dankenswerten Mitteilungen über das Leben und die literarische Tätigkeit der holländischen Bearbeiter eine äuſserst eingehende und sorgfältig durchgeführte Parallele zwischen jedweder Bearbeitung und dem Original; der zweite Teil, der, wie mit dem Verfasser zu wünschen ist, hoffentlich das Interesse holländischer Vertreter der Wissenschaft auf sich ziehen wird, bringt den Neudruck der drei holländischen Bearbeitungen.

Aus den Untersuchungen des ersten Teils ist folgendes hervorzuheben: Den Reigen der holländischen Bearbeiter eröffnet ein Epiker, Everaert Siceram, der bereits 1615 in seine Übersetzung von Ariosts 'Rasendem Roland' den hauptsächlich in den ersten drei Akten der Spanish Tragedy vorgeführten Stoff einrückte als Ersatz für gewisse Streichungen, die er sich an seiner italienischen Vorlage erlaubt hatte. Schon Worp (*Shakespeare-Jahrbuch* 1894, 183 ff.) hat auf Grund einer Lesart gezeigt, daſs Siceram, übrigens der erste Holländer, der aus einem englischen Drama wörtlich entlehnt, auf einer Ausgabe vor der von 1599 fuſst, also einen der ältesten Texte benutzt. Es ist bezeichnend, daſs Siceram, der seine Auswahl ziemlich geschickt zu treffen weiſs, den längsten der langatmigen Schlachtenberichte, welche den Anfang der Spanish Tragedy so schwerfällig machen, übergeht, während er sich sonst im allgemeinen eng an seine Vorlage anschlieſst. Die beiden anderen niederländischen Bearbeitungen beruhen auf einem jüngeren Text, denn sie kennen bereits die Additions. Die eine, von Schoenw. mit A bezeichnet, ein vieraktiges Drama in

Alexandrinern, hat A. van den Bergh zum Verfasser, von dem auch ein 'Polidoor' und ein 'Titus Andronikus' herrühren, und stammt aus dem Jahre 1621. Hiernach ist die Angabe von Lee im *Dict. of Nat. Biogr.* XXXI, 350 zu berichtigen, der 1608 als Entstehungsjahr angibt und in einer Ausgabe von 1683 irrtümlich eine Neuausgabe von A sieht. Bald darauf folgte die dritte Bearbeitung (B), ein anonymes Drama, welches A, obwohl in demselben Versmaſse geschrieben und auch sonst in vielen Punkten von ihm abhängig, in formaler Hinsicht übertrifft und überhaupt an Gewandtheit des Ausdrucks und der Komposition dem Original von sämtlichen Bearbeitungen am nächsten kommt. Schoenw. vergleicht beide untereinander und mit der Spanish Tragedy in denkbar genauester Weise und gibt von Szene zu Szene, zum Teil in Paralleldruck, so ausführliche Inhaltsangaben, daſs dadurch der Abdruck des Textes im zweiten Teil fast überflüssig gemacht wird. Vielleicht war eine solche von gröſster Geduld zeugende Kleinarbeit in diesem Falle, wo textkritische Erörterungen nicht in Frage standen und die zeitliche Aufeinanderfolge der Bearbeitungen bekannt war, doch nicht angebracht. Sowohl in A wie in B fehlt es nicht an auffälligen Abweichungen von der Spanish Tragedy. So wird in beiden Fassungen aus dem Lorenzo ein Don Pedro, dem bei Kyd nur vier Worte gegeben werden, und aus Balthasar statt dessen in B Lorenzo, was wohl aus einer Verwechselung oder einer Schauspielerlaune zu erklären ist. Inwieweit vielleicht Einflüsse aus anderen Stücken zu Abweichungen Anlaſs gegeben haben könnten, erörtert Schoenw. nicht. Gewisse Stellen scheinen an das Jeronimovorspiel anzuklingen. So sind die Worte Belimperias, als sie in Ohnmacht fällt, I. B 2. 79: *Ick swijm, ick sijgh, ick sterf* zu vergleichen mit Jeron. II. 4. 118: *I swound, I die.* In B stürmt Lorenzo auf Don Pedro ein, weil er ihn für seinen Nebenbuhler Oratio hält, wie in Jeron. Lazarotto dem fälschlich für Andrea gehaltenen Alcario sogar den Garaus macht. In einem Schluſsmonolog des Don Pedro (B I. 4. 57) erinnern die Worte: *Ick sie het soo in, dat mijn suster sal verliesen Haer Minnaer, hy sich selfs* an die entsprechende Monologstelle Jeron. I 1. 121: *So she a husband, he shall lose a wife.* Doch diese und ähnliche Anklänge mögen zufällig sein. Eher konnten aus dem Hamlet, den die englischen Schauspieler, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts häufig nach den Niederlanden kamen (vgl. Cohn, *Shakespeare in Germany*, LXXV ff.), wohl ebenfalls herübergebracht haben werden, und dessen nahe Stoffverwandtschaft mit der Spanish Tragedy ja kaum entgehen konnte, konkrete Einflüsse kommen. Schon in A ist der Geist des Andrea durch den des Oratio ersetzt worden. Wie also im Hamlet der Geist des Vaters dem Sohne mahnend gegenübertritt, so nun hier der Sohn dem Vater, und zwar ist dieser Geist — zum Unterschiede von dem Andreas in der Spanish Tragedy, der in die Handlung ja gar nicht eingreift — in die Szene Spanish Tragedy III. 2 hineingebracht worden, die der Szene Hamlet I. 5 insofern entspricht, als auch hier der Held die erste Nachricht über den zu rächenden Mord erhält. Dem Verfasser von B ist der Brief, den Belimperia zu Jeronimos Aufklärung schreibt, offenbar nicht genug. Der Geist des Oratio muſs ihr diesen Brief entreiſsen und ihn mit eindringlicher Mahnung zur Rache seinem Vater überbringen. Es scheint also gleichsam nach dem Grundsatze: 'Doppelt hält besser' eine Herübernahme der Geistererscheinung aus dem Hamlet stattgefunden zu haben. Daſs Oratio sich dabei seiner Braut mit den Worten vorstellt (B II. 5. 92): *Ick ben Oraty Gheest ... Van uwen Broeder moort in d'armen van sijn Bruyt*, ihr also die Mordtat erzählt, von der sie doch Zeuge gewesen und auf deren Sühnung sie schon bedacht ist, ist in B ganz unmotiviert und mag auf den Hamlet zurückgehen, wo eine solche Belehrung seitens des Geistes für Hamlet notwendig ist. B als die interessanteste Bearbeitung wurde mit geringfügigen Abweichungen immer wieder heraus-

gegeben. Die letzte Ausgabe stammt aus dem Jahre 1729. An eine dieser Ausgaben knüpft auch Caspar Stielers Bellemperie (C) aus dem Jahre 1680 an, die bei Schoenw. so gut wie zum erstenmal im Rahmen der wissenschaftlichen Forschung erscheint. Zu bedauern ist, dafs nicht auch diese Fassung zum Abdruck gelangte, zumal davon nur ein einziges von Bolte entdecktes Exemplar in Kopenhagen bekannt ist und die Abweichungen von B sehr bedeutend sind. C ist fast ganz in Prosa geschrieben und setzt, die Handlung auf einen Zeitraum von etwa 24 Stunden zusammendrängend, erst mit der bei B erwähnten Erscheinung Horatios ein. Charakteristisch für C ist, dafs die komischen Szenen, die schon in A und B reichlich vertreten sind, die Haupthandlung fast zu überwuchern drohen. Die überall herumspukenden Geister sinken auf die Stufe von neckischen Kobolden herab, die ebenso wie ein Totentanz der Erschlagenen mehr Heiterkeit als Entsetzen erregen. Auf Einflufs italienisch-französischer Komödien deutet hin, dafs dem Liebesverhältnis zwischen Horatio und Bellemperie ein solches zwischen Skaramutza (= Pedringano) und Gillette, einer Kammerzofe der Bellemperie, gegenübergestellt wird, wie überhaupt den Dienern ein gröfserer Anteil an der Handlung eingeräumt ist. Schön erfunden ist nur eine Szene, II. 1, wo Bellemperie, vor dem Bilde Horatios hingekniet, Rache schwört. Bell. ist überhaupt viel mehr als in der Spanish Tragedy bei der Rache die treibende Kraft; sie gibt hier dem Hieronymo ein von ihr verfafstes Stück, das der Ausführung der Rache dient. An letzter Stelle gelangt bei Schoenw. die bekannte 'Pelimperia' von Ayrer (D) zur Besprechung, die ihrer Entstehungszeit nach — zwischen 1598 und 1605 — an den Anfang der ganzen Reihe gehört. Weit ab hält sich das sechsaktige Stück von den anderen Bearbeitungen dadurch, dafs es den Schauplatz nach Konstantinopel verlegt und durch die völlig abweichende Gestaltung des eingelegten Schauspiels. Welche Vorlage Ayrer benutzte, hat auch Schoenw. nicht endgültig entscheiden können. Der Umstand, dafs D alles in allem 17 Personen weniger hat als die Spanish Tragedy, könnte zu der Annahme führen, dafs er aus dem Manuskript oder aus Aufführungen einer Schauspielertruppe schöpfte, während anderseits die zwischen D und Spanish Tragedy schon von Tittmann festgestellte wörtliche Übereinstimmung sowie die von Schoenw. vermerkte Gleichheit 'im Aufbau der Handlung und in der Folge der Gedanken' und eine gewisse Anlehnung an die Fassung A doch noch eine andere Quelle zur Voraussetzung zu haben scheinen. Mit den niederländischen Bearbeitungen besteht, wie mir scheint, auch insofern Ähnlichkeit, als Don Pedro und Balthasar in D wie in B Reue über ihre Untaten empfinden, was Kyds Helden ganz fremd ist. — Bis auf A schliefsen die dramatischen Bearbeitungen im Gegensatz zu Kyd mit einem kleinen fabula docet.

Den Beschlufs von Schoenwerths Buch machen Anmerkungen, die sachliche Erläuterungen und Übersetzungshilfen für den deutschen Leser bringen, und ein kurzer Nachtrag mit der graphischen Darstellung des Abhängigkeitsverhältnisses der Bearbeitungen, das Ergebnis der mühsamen und äufserst gewissenhaft angefertigten Untersuchungen. Da nach Schoenwerths eigenen Angaben (S. XVIII u. L) Siceram und B, was kaum zufällig sein dürfte, in gleicher Weise etwas aus der Szene Spanish Tragedy IV. 2 in die Szene II. 5 übertragen, so konnte wohl auch Siceram mit B durch eine Abhängigkeitslinie verbunden werden.

Berlin. Otto Michael.

Shakspere's vocabulary. Its etymological elements. I. By Eilert Ekwall (Upsala Universitets årsskrift 1903). XIX, 99.

Berechnungen und Betrachtungen über das prozentuale Verhältnis der verschiedenen Sprachanteile am englischen Wortschatz gehören schon lange

zu den beliebtesten Fragen der englischen Sprachgeschichte, an denen selbst ganz elementare Lehrbücher selten vorbeizugehen pflegen, da sie allgemeinen Interesses sicher sind. Zur wissenschaftlichen Lösung und exakten Beantwortung dieser Fragen liegt jedoch wenig brauchbares Material vor. Die älteren Auszählungen leiden an drei Grundmängeln: sie gehen entweder von einer zu kleinen oder aber von einer zu grofsen, unübersehbar zerfliefsenden Stoffbasis aus; sie individualisieren die Zählmethoden nicht hinreichend; sie sind endlich auf unzureichenden etymologischen Erkenntnissen aufgebaut; wie viele feinere Fragen der Etymologie, z. B. der Einflufs der skandinavischen Sprachen, sind erst in den letzten Jahren ihrer Lösung näher geführt worden! Die exakte Forschung hat hier so ziemlich neu aufzubauen, und es werden sich viele Hände rühren müssen, ehe das *mare magnum* des englischen Wortschatzes in allen seinen Strömungen und Mischungen uns wie auf einem fein detaillierten Kartenbilde in hinreichender Individualisierung entgegentreten kann. Denn es sind hier vielerlei Quer- und Längsschnitte zu ziehen, verschiedene Zählmethoden zu verfolgen und individuelle Gruppen zu umschreiben, soll aus der Statistik Einsicht in ein organisches Gebilde hervorgehen.

Was in älterer Zeit in erster Linie des Interesses stand, die Zusammensetzung des ganzen englischen Lexikons, wird vermutlich das letzte Forschungsobjekt bilden, die Dachkrönung eines Gebäudes von vielen Stockwerken mit zahlreichen Räumen, das erst zu errichten ist. Kein ernsthafter Philologe wird selbstverständlich eine lexikalische Auszählung des englischen Wortschatzes vornehmen vor Vollendung des *New English Dictionary;* aber auch wenn der grofse Augenblick einmal gekommen ist, wo der glückliche Anglist seine Hand auf den Turm von Folianten legen und sagen kann: *hic est liber* — auch dann wird das Auszählresultat, höchst interessant an sich und unentbehrlich, nicht die Lösung der Frage schlechthin für ihn bedeuten, weil das Thema eben nicht e i n e Frage, sondern ein ganzes Bündel von Fragen ist, die von verschiedenen Gesichtspunkten erforscht werden wollen, während der lexikalische Stoff nur e i n e Art von Querschnitt ermöglicht.

Schon die Analyse der allgemeinen Prinzipien einer Wortstatistik zeigt, dafs vier Zerlegungsmethoden nebeneinander notwendig sind, um ein volles Bild zu gewinnen. Der Hauptsache nach kommen in Betracht: 1. das Zählprinzip, 2. die Abgrenzung der Materialbasis.

1. Das Z ä h l p r i n z i p kann lexikalisch oder statistisch sein, d. h. man zählt das Wort als lexikalische Einheit ohne Rücksicht auf die Häufigkeit seines Vorkommens nur einmal, oder man zählt jedes Wort des Textes als separate Nummer. Die Prozentberechnung ergibt natürlich sehr abweichende Resultate: der Prozentsatz heimischer Wörter im Wortschatze Shakspeares beträgt nach Marsh bei lexikalischer Zählung 60 Prozent, bei statistischer aber 91—88 Prozent. Beide Zählmethoden müssen geübt werden, da sie verschiedenen Erkenntniswert haben: die lexikalische zeigt die Zusammensetzung, die statistische die Gebrauchshäufigkeit.

2. Die B a s i s. Die Zählung kann sich erstrecken α) auf kürzere und längere Abschnitte eines Wortes, die dann nur annähernde typische Resultate ergeben; β) auf die ganze Produktion eines Autors; γ) auf den Sprachschatz der einzelnen Jahrhunderte oder auf den Gesamtsprachschatz. Bei γ) kommt aus naheliegenden Gründen nur die zweite Alternative in Betracht, da Speziallexika für die einzelnen Jahrhunderte nicht existieren; von den Zählmethoden ist aber nur e i n e, die lexikalische, anwendbar, und das durch sie Erreichbare ist daher nur eine einseitige Erkenntnis. Selbst diese ist zu wenig individualisierbar; denn jedes neuenglische Lexikon umfafst den Sprachschatz mehrerer Jahrhunderte; wieviel davon ist nur kurzlebig gewesen, wieviel sogar nur ein-, zweimal von einem Einzelnen gebraucht und ad hoc geprägt worden! Das Ergebnis der Auszählung eines

neuenglischen Lexikons zeigt daher nur, über welche etymologischen Bestandteile die Sprache in ihrem ganzen Verlaufe verfügt hat; gewifs ebenfalls ein wissenswertes Resultat, aber für alle feineren Fragen versagend. Am leichtesten wäre ein historisch einheitlicher lexikalischer Querschnitt bei Beschränkung auf die lebende Sprache zu ermitteln; aber die Scheidung zwischen gesprochenem oder auch literarisch wirklich lebendem und totem Sprachgut stöfst im einzelnen auf grofse Schwierigkeiten. Es ist daher notwendig, sowohl Längsschnitte — die Entwickelung durch die Jahrhunderte umfassend — als Querschnitte, den gleichzeitigen Sprachgebrauch zeigend, zu ziehen. Wieviel bleibt da noch zu tun übrig, von der Detaillisierung der Schnittlinien in Unterabteilungen zu schweigen!

Von allen Seiten her werden wir zu der Erkenntnis gedrängt, dafs zurzeit am notwendigsten und am fruchtbarsten die Erforschung des Wortschatzes einzelner Autoren ist. Ekwall hat Shakspere herausgegriffen und darf des Dankes für diese Wahl sicher sein; ein Buch, das den Sprachschatz Shaksperes nach etymologischen Gesichtspunkten untersucht, dient nicht nur den allgemeineren sprachstatistischen Forschungen, sondern ist auch zugleich ein Beitrag zur Stilerkenntnis des Dichters, soweit die Sphäre lexikalischer Kriterien eben reicht. Diese Arbeit ist umsichtig angelegt und mit ernstem Fleifse ausgeführt; wir haben es nicht mit einer oberflächlichen Summarisierung nach einem bequemen Schema und auf Grund etymologischen Gemeingutes aus dritter oder vierter Hand zu tun; Ekwall ist bestrebt, die etymologischen Forschungen direkt zu verwerten und übt in den zweifelhaften Fällen selbständig Kritik. Dafs hierbei nicht immer Abschliefsendes oder Erschöpfendes geboten werden konnte, liegt in der Schwierigkeit der Sache. Ein Eingehen auf Einzelheiten mufs ich den Etymologen vom Fach überlassen. Der vorliegende erste Teil enthält eine interessante Einleitung über die älteren sprachstatistischen Studien, von Hickes, 1705, bis auf unsere Tage, sowie über Methode und Ziele solcher Forschungen, und die von lehrreichen Fufsnoten begleiteten Listen der heimischen, skandinavischen und kontinental-germanischen Wörter (76 — 13 — 4 Seiten). Der zweite Teil wird die romanischen, keltischen und sonstigen Elemente behandeln und die Schlüsse aus dem gesamten Material ziehen. Hierbei soll, sehr richtig und notwendig, nicht nur der lexikalische Prozentsatz, sondern auch der Gebrauchswert berücksichtigt werden, letzterer jedoch nicht auf Grund einer Gesamtauszählung, sondern durch Analysen ausgewählter Partien. Man hat kein Recht, die enorme Arbeit der Auszählung von dem Verfasser zu verlangen und mufs ihm beistimmen, wenn er die dabei zu erreichenden Ergebnisse als *hardly worth while* bezeichnet; es gibt Grenzen selbst statistischer Forschungen, über die hinaus kein Erkenntniswert von wirklich wissenschaftlichem Belang zu erwarten ist. Dabei fällt besonders ins Gewicht der (von Ekwall geltend gemachte) Gesichtspunkt, dafs in den verschiedenen Worten Shaksperes verschiedene Prozentverhältnisse herrschen können. Man möchte in der Tat von vornherein annehmen, dafs die Renaissanceepen und die Sonette sich von den Dramen auch in diesem Punkte unterscheiden. Damit hängen weitere Fragen zusammen: zeigt die Sprache der verschiedenen sozialen Schichten in den Dramen abweichende etymologische Prozentverhältnisse, übt das Thema des Dialogs einen Einflufs darauf aus? Hier ist die Linie, wo wortstatistische Forschungen in Stiluntersuchungen ohne scharfe Grenze überfliefsen. Für alle diese Fragen würde eine allgemeine Gebrauchsstatistik versagen; Partienanalyse wird viel lehrreicher sein. Immerhin wäre zu bedenken, ob nicht schon auf Grund der Konkordanzen und des Schmidtschen Lexikons sich wenigstens scheiden liefse zwischen hapex eiremena, ganz seltenen und allgemeiner üblichen Wörtern, und ob eine Sondertabelle darüber nicht Typisch-Wertvolles ergäbe. Denn es ist ein wesentlicher Unterschied, ob wir wissen, dafs Shakspere *counsel* und

rede hat, oder ersehen, dafs er *rede* nur einmal, 'Hamlet' 1, 3, 51, gebraucht: *and recks not his own rede*, sicher in Zusammenhang mit der alliterierenden Bindung und beeinflufst von dem Charakter der Stelle, wo von den Sittenprediger die Rede ist, angepafst dem archaisierenden Predigerton. den Ophelia schelmisch nachahmt. Und ähnliches liefse sich noch mehr anführen, was auf die Notwendigkeit einer synonymischen Gebrauchsbetrachtung hinleitet. Solche Individualisierung ist von einem Werke lexikalischer Art nicht zu erwarten; sie kann nur in stilistischen Arbeiten zu Rechte kommen; wieviel hier zu gewinnen und noch zu holen ist, haben die sehr anregenden und lehrreichen Stilstudien Sarrazins gezeigt. Wie weit die stilistischen Gesichtspunkte bei der Analyse von Partien in Ekwalls Buch zu Worte kommen werden, bleibt abzuwarten, da der Verfasser kein Programm aufgestellt hat (*I cannot enter more fully upon this part of my plan, as many things may occur to me in the course of my work, of which I am not aware now*); dafs ihm die Notwendigkeit freier Differenzierung der Methode in der Verwertung der Ergebnisse gegenwärtig ist, zeigt die Bemerkung, dafs auch nach der Art der Redeteile Querlinien zu ziehen sein werden, wobei von Formworten abzusehen ist; Adjektiva, Substantiva, Verba dürften verschiedene Prozentsätze aufweisen. So drängt auch hier alles nach einer Stilistik Shaksperes hin, deren wir dringend bedürfen (vgl. die Äufserungen H. Conrads in dieser Zeitschrift CXIV, 443); sie von Ekwalls Buch erwarten, hiefse den Zweck und das Arbeitsgebiet seiner Studie verkennen; aber es verspricht, willkommene Beiträge dazu zu bieten, und die Ergebnisse von Ekwalls mühevoller und nützlicher lexikalisch-statistischer Arbeit werden auch der Stilästhetik zu gute kommen; 'denn wer in den Schönheitsschatz eines Dichters die Eimer ganz tief hinabsenkt, wird der Grammatik als den Elementen des Ausdrucksvermögens nicht entrinnen' (Brandl). Dem Abschlufs der Arbeit darf man mit Interesse entgegensehen.

Münster i. W. Otto L. Jiriczek.

E. Koeppel, Studien über Shakespeares Wirkung auf zeitgenössische Dramatiker. Louvain 1905 (= Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, hrsg. von W. Bang. Bd. 9).

Die vorliegende Schrift ist ein Seitenstück zu zwei früheren allgemeineren Arbeiten Koeppels, *Quellenstudien zu den Dramen Ben Jonsons, Marstons, und Beaumonts und Fletchers* (1895), und *Quellenstudien zu den Dramen Chapmans, Massingers und Fords* (1897). Die in den beiden 'Quellenstudien' untersuchten Dramatiker kommen natürlich für die sie ergänzenden neuesten 'Studien' nicht in Betracht, da etwaige Einwirkungen Shakespeares auf ihre Dramen schon in jenen behandelt worden waren. Es scheint aber Koeppels Absicht gewesen zu sein, die übrigen Dramatiker jener Zeit, die in neueren Ausgaben vorliegen, in annähernder Vollständigkeit auf ihr Abhängigkeitsverhältnis von Shakespeare zu untersuchen. Wenigstens vermisse ich unter den vom Verfasser herangezogenen jüngeren Dramatikern der Renaissance nur Day, Nabbes und Samuel Rowley; Tourneur war von Koeppel schon anhangsweise in seinen 'Quellenstudien' behandelt worden.

Um die 'Ausstrahlungen eines Herrschergeistes' wie Shakespeare in den Werken seiner jüngeren Zeitgenossen verfolgen zu können, dazu bedarf es vor allem einer umfassenden Belesenheit, einer allseitigen Vertrautheit mit den Werken des Meisters, die nicht häufig anzutreffen ist. Koeppel besitzt diese Eigenschaften in hohem Grade. Allerdings wurde seine Arbeit durch das treffliche *Shakespeare-Lexikon* von Alexander Schmidt beträchtlich erleichtert. Dies Hilfsmittel versagt aber, wo es sich nicht um die Entlehnung einzelner Redewendungen Shakespeares handelt, sondern eine

allgemeine Situation, ein einzelnes Motiv oder ein Charakter aus einem seiner Stücke von einem anderen Dramatiker nachgeahmt worden ist. Auch in solchen Fällen bewährt sich durchaus die hervorragende Shakespearekenntnis des Verfassers.

Eine Quellenuntersuchung, die den Einfluſs eines einzelnen Dichters auf die Literatur seiner eigenen oder einer späteren Zeit erforschen will, kann auf zwei Arten angestellt werden: entweder indem man von dem als Quelle gegebenen Dichter ausgeht, den Stoff nach dessen einzelnen Werken gliedert und innerhalb eines jeden Abschnittes alle bei anderen Schriftstellern vorkommenden Anklänge an das betreffende Werk vorführt, oder indem man die Werke der Nachahmer einzeln durchgeht und bei jedem dieser Werke alle Fälle solcher Nachahmung zusammenstellt. Durch erstere Art wird deutlich, in welchem Umfange und Grade die einzelnen Werke des als Quelle dienenden Dichters nachgeahmt worden sind; letztere Art läſst die Eigenart des Nachahmers eher hervortreten. Koeppel hat recht daran getan, diese Art zu wählen; um sich aber auch die Vorteile der ersteren Art nicht entgehen zu lassen, bietet er S. 97 ff. ein nach den Stücken Shakespeares geordnetes Verzeichnis derartiger Fälle von Nachahmung.

Koeppels Arbeit hat zunächst grosses geschichtliches Interesse. Es ist natürlich von hohem unmittelbarem Wert für die literaturgeschichtliche Forschung, den tatsächlichen Einfluſs der Werke Shakespeares auf die Dramen seiner jüngeren Zeitgenossen im einzelnen festzustellen. Erst nach einem Mosaikbilde solcher Einzelheiten können wir uns ein Urteil über das allgemeine literarische Abhängigkeitsverhältnis des betreffenden Dichters von Shakespeare bilden. Als mittelbarer Gewinn von Koeppels Buch ergibt sich auſserdem gelegentlich die Möglichkeit, ein Stück Shakespeares genauer zu datieren. In dem vorhin erwähnten Register (Koeppel S. 97 ff.) hat der Verfasser die für die Chronologie der Dramen Shakespeares wichtigen Stellen durch fetten Druck hervorgehoben. In einem Falle gewinnt er aus seiner Untersuchung auch ein Kriterium gegen die Echtheit eines zweifelhaften Stückes. Es erweist sich nämlich, daſs bei Thomas Heywood Spuren von Bekanntschaft mit Shakespeares Dramen nur selten anzutreffen sind. Um so auffälliger sind die zahlreichen Shakespeareanspielungen in dem bisher Heywood zugeschriebenen Lustspiel 'The Fair Maid of the Exchange'. Koeppel schlieſst sich daher der Meinung Fleays an, der aus dem eben genannten Grunde das Stück Heywood abspricht. Heywoods Verfasserschaft wird danach in der Tat recht unwahrscheinlich.

Anzuerkennen ist es, daſs Koeppel nicht nur die Dramen, sondern auch die bisher zu wenig beachteten epischen Dichtungen Shakespeares in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat. Die verhältnismäſsige Häufigkeit von Anklängen an diese Epen bei den Dramatikern jener Zeit beweist uns, wie beliebt Shakespeares epische Dichtungen bei seinen Zeitgenossen waren.

Die Besprechung wenigstens der gröſseren Dramatiker, Dekkers, T. Heywoods, Middletons, Richard Bromes, Randolphs, James Shirleys und Glapthornes gibt dem Verfasser Gelegenheit, einige feinsinnige Bemerkungen zur allgemeinen Charakteristik ihrer dichterischen Persönlichkeiten einzuflechten.

Auch Koeppel selbst ist sich, wie sein Vorwort zeigt, dessen wohl bewuſst gewesen, daſs bei der von ihm angewandten Art der vergleichenden Betrachtung eine gewisse Subjektivität des Urteils zuweilen unvermeidlich ist, und daſs eine solche Betrachtung schwerlich jemals völlig erschöpfend sein kann. Der aufmerksame Leser der von Koeppel behandelten Dramatiker wird daher leicht zwischen diesen und Shakespeare neue Ähnlichkeiten entdecken, die dem Verfasser entgangen sind. Zu der

Zeit, als ich mit Koeppels Buch bekannt wurde, beschäftigte ich mich gerade mit den Dramen von James Shirley. In diesen Dramen ist mir eine Reihe von Shakespeareanklängen aufgestofsen, die ich als Nachtrag zu Koeppels Arbeit hier anführe. Für einige dieser Anklänge mufs ich freilich dasselbe Recht der Subjektivität für mich in Anspruch nehmen, das Koeppel für sich selbst geltend gemacht hat.

Im Lustspiel 'The Changes, or, Love in a Maze' sagt Sir Gervase Simple: *thy chin is hatch'd with silver*, nach 'Troilus und Cressida' (I 3, 65), wo Ulysses den Nestor *Venerable Nestor, hatch'd in silver* nennt.

Die spottlustige und spröde Männerfeindin Carol im Lustspiel 'Hyde Park', bei der die Spottlust im Grunde nur ein Panzer ist, hinter dem sich ihre Liebe zu Fairfield verbirgt, gleicht der Beatrice in 'Much Ado about Nothing'. Sie äufsert an einer Stelle (Shirley, *Dram. Works with Notes by Gifford and Dyce* II, S. 502): — *ne'er was simple camomile so trod on, Yet still J grow in love.*

Vgl. Falstaff in 'Henry IV', Part I, II 4, 441 ff.: *the camomile, the more it is trodden on the faster it grows.* Koeppel (S. 70) zitiert eine andere *camomile*-Stelle in Wilkins 'Miseries of Enforced Marriage' und betont mit Recht, dafs die Vergleiche mit der Kamille wegen ihrer Häufigkeit bei den alten Dramatikern zur Feststellung eines Shakespeareeinflusses nicht genügen. Shirley konnte hier auch unmittelbar aus Lylys 'Euphues' geschöpft haben, der auch Shakespeares Quelle für die angeführte Stelle gewesen war. Aber gleich darauf begegnet in Shirleys Stück eine andere Stelle, die es meines Erachtens wahrscheinlich macht, dafs Shirley hier doch den ersten Teil von Shakespeares 'Henry IV.' als Muster vor sich gehabt hat. Carol sagt (S. 503):

> *Oh give me, lend me but the silken tie*
> *About your leg, which some do call a garter.*

Diese humoristische Umschreibung eines Alltagsbegriffs erinnert, wie mir scheint, an eine andere bekannte Stelle in derselben Rede Falstaffs an den Prinzen (II 4, 453 ff.): *There is a thing, Harry, which thou hast often heard of, and it is known to many in our land by the name of pitch.*

Ein anderes Mal erkennen wir in Carols Worten an Fairfield:

> *you have*
> *A medley in your face of many nations,* usw.

eine Nachahmung des wenig geschmackvollen Scherzes in 'The Comedy of Errors', wo Dromio die einzelnen Körperteile seiner Geliebten, der Küchenfee Nell, mit verschiedenen Ländern vergleicht (vgl. auch Koeppel S. 84).

In 'The Gamester' begegnet das aus Shakespeares 'All's well that ends well' und 'Measure for Measure' bekannte Vertauschungsmotiv: Der lüsterne Wilding schlägt seiner Nichte Penelope einen nächtlichen Besuch vor; diese aber will seine eigene Frau an ihre Stelle treten lassen. Das Motiv wird dadurch variiert, dafs Wilding nicht selbst zum vermeintlichen Stelldichein mit Penelope geht, sondern statt seiner den Spieler Hazard hinschickt, dem er zu Dank verpflichtet ist, und dafs, wie am Schlufs herauskommt, Hazard von Wildings Anerbieten keinen Gebrauch gemacht hat.

In der Tragikomödie 'The Doubtful Heir' verwendet Shirley ein durch Shakespeares 'Twelfth-night' aufgebrachtes Motiv: Rosania folgt, als Page verkleidet, dem Geliebten ihres Herzens, Ferdinand, dem König von Murcia, und wird am Schlufs mit ihm vermählt. Zum Unterschied vom Herzog Orsino bei Shakespeare weifs aber Ferdinand von vornherein, wer der ihm folgende Page ist.

Aufserdem ist noch zu erwähnen, dafs zu den zahlreichen Nachahmern

der Gestalten der Polizeirüpel in Shakespeares 'Much Ado about Nothing' auch Samuel Rowley gehört. Die Nachahmung erkennen wir in den Wortverdrehungen und dem Schlafbedürfnis des ersten Wachmannes in dem einzigen erhaltenen Stück dieses Dramatikers, *When you see me, you know me, or, The Famous Chronicle History of King Henry VIII.* (hrsg. von Elze, Dessau und London, 1874).

Schliefslich sei noch die Bemerkung Koeppels (S. 79) berichtigt, 'The City-Nightcap' sei das einzige uns erhaltene Stück von Davenport. Dieser Dichter ist auch der Verfasser von zwei anderen Dramen, die allerdings nur in Originaldrucken des 17. Jahrhunderts überliefert sind:[1] eines Lustspiels 'A New Trick to cheat the Devil', und eines Trauerspiels 'King John and Matilda'. Ich habe im Herbst vorigen Jahres beide Stücke in der Bodleiana in Oxford in Händen gehabt. Das zuerst genannte Lustspiel ist dadurch merkwürdig, dafs Davenport den bekannten, auch von Andersen in seinem Märchen 'Der kleine und der grofse Klaus' verwerteten, ursprünglich altfranzösischen Schwank 'Der arme Schüler' (vgl. Hertz, *Spielmannsbuch*) hineinverarbeitet hat.

Diese Zusätze mögen mein grofses Interesse an Koeppels Buch beweisen, das ich als eine wertvolle Bereicherung der Literatur über Shakespeare und seine Nachfolger willkommen heifse.

Freiburg i. Br. Eduard Eckhardt.

Johnson, Samuel, Lives of the English poets, ed. by George Birkbeck Hill, D. C. L. Oxford, Clarendon Press, 1905. Vol. I: XXVII, 487 S. Vol. II: 440 S. Vol. III: 568 S. 36 sh. net.

Auf die bekannten Ausgaben von Johnsons *'Letters'* und *'Life'*, die Birkbeck Hill vor wenigen Jahren im grofsen Oxforder Verlage erscheinen liefs, ist jetzt ein Neudruck von Johnsons Dichterbiographien mit einem Kommentar gefolgt, der alle 52 Lebensbilder, wie sie der literarische Diktator der Goldsmith-Zeit entwarf, in neues Licht rückt. Mit anerkennenswertem Fleifse und Gedächtnis hat der Herausgeber jeden Satz nachgeprüft, jede vorkommende Persönlichkeit erläutert, die Zitate nachgeschlagen, Parallelen aus den Werken Johnsons und seiner Zeitgenossen angeführt und seine Quellen Schritt für Schritt festgestellt. Ich glaube nicht, dafs ein moderner Biograph bisher einen so gründlichen Interpreten gefunden hat. Das Werk ist für den Forscher in der Literatur des 18. Jahrhunderts eine Fundgrube.

Die Methode Hills kann man als eine antiquarische und zugleich vergleichend-kritische bezeichnen. Er will uns sagen: wer die Leute waren und was sie taten; ferner: wieweit Johnsons Urteile mit denen seiner Zeit übereinstimmten, und ob sie dem englischen Geschmack entsprachen. Diese beiden Ziele erreicht er durch ausgiebige Stellenvergleichung. Als Kommentator haftet er naturgemäfs am vorliegenden Satz. Die Entwickelung von Ideen und Formen in freierer Weise zu verfolgen wäre über seine Grenze hinausgegangen — das ist Sache des Literarhistorikers, der deshalb immer noch einiges beizufügen vermöchte. Wenn Johnson z. B. im Artikel über Milton (1779) — dem Hauptstück der ganzen Sammlung — erklärt: *'The highest praise of genius is original invention'* (I 194), so liegt es nahe, an Thomas Youngs Essay *'On original composition'* (1759) zu denken und an die ganze Ausbildung der Genielehre seit Dryden, als an die Vorbedingung jener lapidaren Sentenz. Bei Johnsons Einschätzung

[1] Wie ich nachträglich bemerke, gibt es auch eine Neuausgabe der Werke Davenports (von Bullen, London 1890), die allerdings nach englischer Unsitte in sehr kleiner Auflage gedruckt worden ist.

des Epos als der erhabensten Poesiegattung erinnert man sich gern an das Herauswachsen dieser Lehre nicht bloſs aus Le Bossu, Dryden und Addison, die Hill I 171 anführt, sondern aus Longinus, in dessen *'Περὶ ὕψους'* sie wurzelt. Johnsons Wort über 'Allegro' und 'Penseroso' (*'Everyman that reads them reads them with pleasure'* I 165) lieſse sich durch zahlreiche Nachahmungen dieser Gedichte bei den englischen Landschaftsdichtern des 18. Jahrhunderts erhärten, u. dgl. Nicht als Ausstellung sei dies erwähnt, sondern um die Leistungslinie Hills zu markieren und der banalen, niemals zutreffenden Meinung vorzubeugen, die Forschung sei jetzt auf einem Gebiete abgeschlossen. Im Gegenteil, jetzt drängen sich erst die Fragen auf, wodurch sich Johnson von früheren Lebensbeschreibern unterscheidet, nach welchen ästhetischen Prinzipien er urteilte, woher er sie hatte, und inwiefern er sie förderte? Die Dichterbiographie setzte in England mit Sidney passiv ein (*Life of Sidney* von seinem Freunde Fulke Greville † 1628, gedr. 1652), die Dichterkritik mit demselben Manne in aktivem Sinne (*Defence of poetry*); auf beiden Gebieten fand Johnson schon eine bedeutende Erbschaft vor; was er aus eigener Kraft beifügte, ist jetzt mit Hills Hilfe leicht ins Klare zu stellen.

Vielleicht hätte es der Herausgeber selbst in einem Prolegomenon getan, wenn ihm das Leben geblieben wäre. Aber er starb 1903, und so steht vor seinem posthumen *opus magnum* seine eigene Lebensskizze, verfaſst von seinem Neffen H. S. Scott. Wir erfahren daraus, wie eine Menge Faktoren zusammenwirken muſsten, um diesen eingehenden Kommentar möglich zu machen. Hill war geboren (1835) und aufgewachsen im Schulhaus Bruce Castle, Tottenham, Middlesex, das mit Heinrich VIII. und Elisabeth in Beziehung stand. Sein Vater war ein Schüler Priestleys gewesen und übertrug dessen rationalistischen Geist als innerliche Nachwirkung der Johnson-Zeit auf seinen Sohn, so daſs dieser in der Jugend nicht anders zu denken verstand als utilaristisch und in der Art der Edinburgh Reviewers. Doch prägte er sich bereits damals achtzehn Stücke von Shakespeare ins Gedächtnis, so daſs er sie noch als hoch Siebziger jederzeit hersagen konnte. Persönliche Bekanntschaft mit Dichtern gewann er zu Oxford im Kreise der Präraſaeliten. Im Jahre 1878 vertiefte er sich in Johnson mit einer Studie über dessen Freunde und Kritiker, blieb ihm fortan mit geringen Unterbrechungen treu und begann schon 1892 zu den vorliegenden Bänden *'Lives'* das Material zu sammeln. Das erklärt die Trefflichkeit seiner Leistung.

Berlin. A. Brandl.

Heinrich Heines Verhältnis zu Lord Byron, von Felix Melchior.

Berlin, Emil Felber, 1903 (Literarhistorische Forschungen, Heft XXVII). 170 S.

In Germany, Heine has long since been crowned and definitely accepted as the country's greatest lyric poet of Romanticism, despite the fact that officially his character as a 'geistreicher Schalk' (Treitschke) still prevents him from attaining the highest pinnacle of recognition. In England, on the contrary, the place of Byron in English literature is still under debate. It is one of the strangest phenomena of literary history that this should be so, and that, while the whole Continent enthusiastically hails him as the hero of the Romantic movement, England still persists in considering his case as 'non-proven' and his position in the gallery of Fame as still disputable. It is absurd, however, thus late in the day, to do as Melchior does in this otherwise most interesting comparative study of his, and rail at the English for not accepting Byron as unquestioningly and as absolutely as he himself has been taught to do. 'Die Engherzigkeit und Heuchelei des Krämervolkes, welches elf Jahre vorher

seinen gröfsten Dichter aus dem Lande getrieben hatte, lernte auch Heine jetzt kennen' says Melchior, with noble rage making Byron's poetic woes his own. But isn't all this talk about 'Krämervolk' and 'Heuchelei' rather silly and out of place in a scientific essay? Such expressions must be put down, I suppose, to the ill-informed enthusiasm of adolescent wisdom; but these and similar statements will, it is to be hoped, be struck out in the second edition which the book well deserves.

It was an attractive and remunerative theme to trace the influence of the great Mediterranean Romanticist upon his acolyte of the Northern Plain. Born eight years after Byron, the poet Heine grew to maturity in an atmosphere of glorified Byron worship. A Mr. Jacobsen, apparently of Young Heine's circle, even invited Byron, much to the poet's amusement, from Venice to Holstein, with talk 'of the wild roses growing in the Holstein summer'; 'why, then,' asks Byron demurely' 'did the Cimbri emigrate?'

'The wild roses growing in the Holstein summer', by the way, is quite in the mood of romantic hyperbole which Byron in his earlier poetry often indulged in, and which comes in for Thackeray's realistic wrath! (Thack., *Works* V, 625).

The influence of Frau v. Hohenhausen's hero-worship and of A. W. Schlegel's aesthetic praise, together with other details traced by Melchior, seem to have aroused in Heine's breast the 'ambition to become a German Byron, and he even begins, somewhat to M.'s disgust, to refer to himself as Byron's "Vetter". The development of the Düsseldorf bard certainly shows many strange examples of Byronic attitudinizing and literary 'mimicry' (I believe that is the name naturalists give to the phenomenon) and there is talk about Byron having 'discovered new worlds in his agony'. Later on the literary parallelism between the two poets is also remarkable. It is just this 'Weltschmerz' Byron that his compatriots will not hear of; This side of Byron was made much of in England up to about 1850 (a fact which Melchior does not seem to know) but with the rise of the realistic and anti-sentimental novel in England, Byronism of this sort received a great set-back, and gradually Byron has come to be most prized for that splendid work in *ottava rima* which is one of the highest glories of English poetry. — In Don Juan Byron throws 'Weltschmerz' and all its attitudes to the dogs. The real Byron begins when the poet discovered his comic power, and from that time, as Swinburne, the kindred poet of revolt at the end of the nineteenth century, has said, Byron rose at once beyond sight or shot of any rival. No one, none of the Italians even, knew the wonderful capabilities of the *ottava rima* before Byron wrote his Don Juan. Heine and Gildermeister, as M. points out, have both tried to translate this masterpiece, and Goethe with admirable critical insight characterized it as proving 'dafs die englische Poesie schon eine gebildete komische Sprache hat, welche wir Deutschen ganz ermangeln', at the same time recommending it as a 'treffliches Übungsobjekt für Übersetzer'. The marvellous elasticity of the *ottava rima* rhythm in Byron's hands renders possible one particular device of style which Heine, whether he imitated it or not, uses in many poems with an altogether fatal result. This parallelism M. as far as I remember does not mention. I mean the habit of suddenly dropping from a lyric or heroic strain to one of comic or satiric jest. This takes place with perfect propriety and without offending us at all in a hundred places in Don Juan. One example at random:

> The ship was evidently settling now
>   Fast by the head; and, all distinction gone,
> Some went to prayers again, and made a vow
>   Of Candles to their saints, — but there were none

To pay them with; and some looked o'er the bow
Some hoisted out the boats; and there was one
That begged Pedrillo for an absolution
Who told him to be damn'd — in his confusion.

When Heine in his lyrics drops as he notoriously so often does from the lyric to the satiric and leering vein, the effect is quite different and quite indefensible although the method is the same as Byron's; why then is the same thing right when Byron does it in Don Juan and wrong when Heine does it in his lyrics? The fact is, it seems to me, that Byron here anticipated that reaction against the lachrymose, the maudlin and sentimental in English literature which was a little more than half a century later to be pilloried and branded with psychological contempt by Geo. Meredith.

In Rudyard Kipling's Tales we find an absolutely analogous device for presenting the reader with the full pathos of a situation and at the same time keeping him from succumbing to this pathos. Byron was a pioneer of this method and no better example can be found of it than the Shipwreck in Don Juan. What the spiritual genesis and motive of this aesthetic device is in Byron, Heine, Meredith and Kipling respectively, is of course another matter.

The comparison between the metrical and linguistic devices of Heine and Byron is just as interesting, and Melchior marshals his facts with considerable skill and betrays much finesse and insight into word 'values' both in English and German. It seems ungenerous where there is so much that is good, to dwell upon a fault, but a point in M.'s reading of Childe Harold's 'Good Night' seems to me to challenge criticism. 'Die englische Betonung *"staunch yeomán"* ist altem Gebrauch zufolge', he says (p. 63) 'im Ton des Volksliedes wohl eher statthaft, als die im Deutschen nachgeahmte Betonung "Schlóſsdienstmánn", die etwas schwerer ins Ohr fällt.' I have not the slightest doubt that Byron pronounced 'yeoman' 'jo^umən' with the same accent as 'foeman'. The words 'staunch' and 'French' before 'yeoman' and 'foeman' respectively are then pronounced with somewhat of a drawl so that they become equal to dissyllables. This is certainly only a way out of the metrical difficulty; but to read compounds of '-man' with a full 'æ' would now-a-days be ludicrous. M. should remember that Byron with all his brilliance is not an infallible metrist. 'Even at its best' says Swinburne in the middle of a fervent eulogy of him, 'the serious poetry of Byron is often so rough and loose, so weak in the screws and joints which hold together the framework of verse that it is not easy to praise it enough without seeming to condone or extenuate such faults as should not be overlooked or forgiven.' This verdict could certainly not apply to Heine, and it is a verdict which in the case of Byron is probably still beyond the ken of many of his continental admirers.

Another instance of Melchior's naive Byronic prejudice is to be found in his disparaging remarks about Heine's 'Lebewohl' contrasted with the original, the notorious 'Fare thee well'. Melchior actually accuses the German poet of a too rhetorical style in his rendering. As if 'rhetoric' were not the crying fault of the English poem! M. here as in other places fails to distinguish Byron's bad verses from his good ones, a lack of discrimination in which he does not stand alone. It is interesting to remember Thackeray's criticism of this poem, — a poem which Thackeray gives as an example of literary snobbism. I take the liberty of quoting yet another passage of Thackeray as bearing witness to Byron's vogue in England in 1845, as well as for the interest of the passage as a protest of the new realism which had ousted Sir Walter Scott and the Gothic

romance. The passage points to facts which Melchior in his bias has quite lost sight of.

'No' says Thackeray speaking of maids to love, 'give me a fresh, dewy, healthy rose out of Somersetshire, not one of those superb, tawdry, unwholesome exotics (of Greece); Lord Byron wrote more cant of this sort than any poet I know of. Think of "the peasant girls with dark blue eyes" of the Rhine — the brown-faced, flat-nosed, thick-lipped, dirty wenches! Think of "filling high a cup of Samian wine"; small beer is nectar compared with it, and Byron himself always drank gin. That man never wrote from the heart. He got up rapture and enthusiasm with an eye to the public. The Great Public admires Greece and Byron: the public knows best. ... Well! woe be to the man who denies the public gods.' (Thack., *Works* V, 624.)

The last chapter of M.'s book is a philosophic consideration of the causes of the 'Weltschmerz' in the two poets and in their age, and contains much that is stimulating and much that is debatable.

I would, in conclusion, fain recommend this study of Byron's and Heine's literary relationship to all English students, as likely to prove valuable to them both in matter and in suggestiveness. Such studies as this, — the attempt to establish causal historical and psychological connections between the German and the English protagonists of a poetic attitude — illustrate the German conception of the function of literary history and of its henchmen. Literary history has become a 'science' with a philosophical 'method' of its own. Its goal is still far off, and its aim is to explore and describe the imaginative processes of the creative writer and to relate him to the history of man's mind; it traces and investigates (I quote Dilthey's words) 'die Phantasie des Dichters, ihr Verhältnis zu dem Stoff der erlebten Wirklichkeit, und ihr Verhältnis zu dem Stoff der Ueberlieferung.'

This purely scientific and well defined aim the writer of this book on Byron and Heine seems to have held before him, in the present study, in the modest consciousness, however, that he was not an architect working at the final edifice but merely a mason helping to prepare the foundations of a great work to come. And it is one of the fine things about this theory of literary history that it invites, acknowledges and welcomes multitudes of such humble labourers and renders them proud of their co-operation in a great task.

I only noticed two misprints in the volume: ausgesprochen, page 11. l. 1. £ 2500 (not '2500 £') p. 32.

Halensee. F. Sefton Delmer.

E. Kruisinga, A grammar of the dialect of West Somerset, descriptive and historical. Bonn, P. Hanstein, 1905 (Bonner Beiträge zur Anglistik, hg. von Prof. Dr. M. Trautmann, Heft XVIII).

Wer die spärlichen Fortschritte auf dem Gebiete der wissenschaftlichen englischen Dialektforschung verfolgt, wird begreiflich finden, dafs jede Neuerscheinung auf diesem karg angebauten Felde der Anglistik von vornherein freudiger Bewillkommnung sicher sein darf. Die letzten drei Jahre haben uns nun, seit Wrights erster auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauter *Grammatik des Windhill Dialect* (1892), mehrere Bereicherungen der Dialektliteratur rasch hintereinander beschert: Kjederqvists *Dialect of Pewsey*, 'Wiltshire' 1903, Hargreaves' *Dialect of Adlington*, (Lancashire) 1904, denen sich nun als vierte Dialektgrammatik die hier angezeigte von Kruisinga (1905) anreiht. Sie ist der Mundart von West Somerset gewidmet, die lange Jahre hindurch allen Dialektforschern durch die oft gerühmten und unentbehrlichen Arbeiten von Elworthy (*The Dia-*

lect of West Somerset 1875, *An Outline of the Grammar of the Dialect of West Somerset* 1877, *West Somerset Word Book* (1886, mit Nachträgen *Athenaeum* 1898, 282) von allen heutigen Mundarten am leichtesten zugänglich und verhältnismäſsig am bekanntesten war. K. hat sich nun zur Aufgabe gemacht, mit Elworthys Material eine deskriptive und historische Grammatik des Dialekts aufzustellen. Für die Formenlehre bot ihm bereits Elworthys zweites Werk ausführliche systematische Vorarbeiten mit verstreuten Beiträgen zur syntaktischen Betrachtung. Dagegen muſsten hauptsächlich die Wortlisten der ersten Veröffentlichung Elworthys, bei deren Aufstellung sich dieser mehrfach der Beihilfe Ellis' und Murrays bediente, und in denen die Lautlehre des Dialekts niedergelegt ist, zu einer systematischen, deskriptiven und historischen Lautlehre verarbeitet werden. K. ist nicht der erste, der die Durchführung dieser sehr lockend erscheinenden Aufgabe unternommen hat, an die er auf Anregung von Prof. Bülbring herangetreten ist. Daſs er nun als der erste mit den Resultaten seiner Forschungen in einem stattlichen Bande vor die Öffentlichkeit trat, ist, trotz aller Bedenken, die im folgenden geäuſsert werden müssen, schon deswegen zu begrüſsen, da jetzt, nach seiner Publikation, ein in engeren Kreisen schon länger feststehendes Urteil über den Wert der Elworthyschen Dialektwerke mit Sicherheit begründet und offen ausgesprochen werden kann. Bei näherer Beschäftigung mit dem Material von Elworthy nämlich stellte sich den bisherigen Bearbeitern, die deswegen auch die Resultate ihrer Untersuchungen noch zurückgehalten haben, immer klarer heraus, daſs die unbedenkliche Wertschätzung, deren sich die Elworthyschen Arbeiten in der englischen Dialektforschung zu erfreuen haben, groſsen Zweifeln unterworfen werden muſs. Wie hoch Elworthys Bemühungen um seinen Heimatdialekt im einzelnen stets geschätzt werden dürfen, so kann doch nicht länger unausgesprochen bleiben, daſs die vielfach sich ergebenden Ungenauigkeiten und Widersprüche seiner Aufstellungen, die keinem Bearbeiter auf die Länge verborgen bleiben, und zwar nicht nur in den zeitlich aufeinanderfolgenden Veröffentlichungen, sondern innerhalb ein und desselben Werkes, auf tieferliegende Ursachen zurückzuführen sind, als gemeinhin, und auch von dem Verfasser der vorliegenden Grammatik, angenommen worden ist. Die Annahme unvollkommener Erfassung und Präzisierung des phonetischen Lautwertes, die Heranziehung des schriftsprachlichen Einflusses oder ähnliche Erklärungsmittel, wie sie auch K. in schwierigen Fällen, teilweise gewiſs mit groſsem Scharfsinn und manchmal mit Glück, verwendet hat, helfen allein über die Unsumme von Schwierigkeiten, die Elworthys Materialien dem Bearbeiter auf Schritt und Tritt bieten, nicht hinweg. Mit groſser Wahrscheinlichkeit scheint jetzt, nach dem Eindruck der systematischen Bearbeitung des Materials im ganzen durch K., festzustehen, daſs es sich bei Elworthy nicht um eine wirklich geschlossene Dialekteinheit handelt, sondern daſs, worauf schon die weit gezogene Umgrenzung 'West Somerset' deutet, in seinen Aufstellungen, besonders auf lautlichem Gebiete, nebeneinander herlaufende und sich durchkreuzende Entwickelungen im einzelnen unterschiedener Unterdialekte zu erblicken sind. Auch Elworthy selbst ist, wie es scheint, an einigen Stellen seiner Bücher darauf aufmerksam geworden, ohne aber der Entwirrung der Probleme, die seine ganzen Untersuchungen hätten umgestalten müssen, weiter nachzugehen. Gelegentlich statuiert er nämlich einen Unterschied zwischen '*vale*'- und '*hill*'-Distrikt (vgl. z. B. bei K. Anm. zu S. 25), ohne aber Ortsbezeichnungen hinzuzufügen, die überhaupt bei ihm fehlen, oder nähere Angaben über die Ausdehnung der betr. Erscheinung zu machen. Es soll nun nicht verkannt werden, daſs K. der Schwierigkeit seines Unternehmens bis zu einem gewissen Grade sich stets bewuſst bleibt und im einzelnen mit scharfsinnigem Eindringen und groſsem Fleiſse an die deskriptive und

historische Behandlung der Mundart herangetreten ist. Um so bedauerlicher ist es daher, dafs ihn seine gewifs über längere Zeit sich erstreckenden Bemühungen um den Dialekt nicht zur letzten Konsequenz geführt haben, das ganze Material mit der Dosis Skepsis zu betrachten, die ihn unbedingt veranlafst hätte, gleich einem früheren Bearbeiter der Elworthyschen Listen, an Ort und Stelle die Nachprüfung der Aufstellungen zu betreiben. Wahrscheinlich wäre dann auf gesichertem Material die Darstellung eines lokal scharf umgrenzten Dialektgebietes in West Somerset zustande gekommen, wie Wright für Windhill und seine neueren Nachfolger für andere Orte sie versucht haben, und die für den Fortschritt der Kenntnis der heutigen Dialekte noch in gröfserer Anzahl dringend erwünscht sind. Da sich nun K. hierzu nicht verstanden hat, so sind ihm bei aller Anerkennung der gründlichen Durchforschung und scharf methodischen Zergliederung, die er dem Material gewidmet hat, die besten Früchte seiner schwierigen und langwierigen Studien, die Zuverlässigkeit und Unantastbarkeit der erlangten Resultate, über der Unsicherheit des schwankenden Untergrundes verloren gegangen. Das volle Mafs der Anforderungen, die seitens der Phonetik, der historisch-vergleichenden Sprachforschung und der Prinzipienwissenschaft an eine Dialektgrammatik gestellt werden müssen (vgl. darüber z. B. Holthausen, *Soester Ma.* Vorrede), ist also in K.s Werk nicht zur Verwirklichung gelangt.

Über die methodischen Grundsätze, die ihn bei der Bearbeitung von Elworthys Materialien geleitet haben, gibt der Verfasser in der Vorrede Aufschlufs. Er macht vor allem von dem von Luick aufgestellten Satz Gebrauch, dafs bei Doppelheit der Belege, und auch sonst, jede mit der Schriftsprache übereinstimmende Lautung an und für sich den Verdacht der Entlehnung aus dieser unterliegt, und nur das, was von ihr abweicht, als echt dialektisch anzusehen ist. Mehrfach begegnet die Annahme einer '*dialectal adaptation of the standard pronunciation*', also einer Anpassung, nicht Übereinstimmung der dialektischen Lautung mit der schriftsprachlichen, z. B. § 214, 207, Anm. zu S. 117 u. ö. Mit der 'Übersetzung aus dem Lautsystem der Schriftsprache in das der Mundart' (Luick, *Archiv* CIII, 65) ist zweifellos zu rechnen, nur ist meines Erachtens vor billiger Verallgemeinerung dieses Erklärungsgrundes zu warnen, dessen Berechtigung nur dann über jeden Zweifel erhaben ist, wenn alle sonstigen Erklärungen im betreffenden Falle versagen. Die Nachbardialekte sind mehr zum Vergleich als zur Erklärung und Aufhellung einzelner Erscheinungen herangezogen worden. Bei unserer derzeitigen mangelhaften Kenntnis dieser, die sich nur auf wenige Einzeluntersuchungen, in der Hauptsache aber noch auf Ellis' Listen stützt, hat dies sicher seine Berechtigung. Über den Wert der letzteren urteilt übrigens K. sehr treffend (Vorrede S. 3).

Bevor ich auf einzelne Punkte von K.s Untersuchungen näher eingehe, seien noch einige Bemerkungen mehr äufserer Natur gestattet. Der Verfasser hat Elworthys 'Glossic Transscription' in Ellis' 'Palaeotype' umgewandelt, das er, weil in Ellis' *OEEP.* angewandt, für bekannter annimmt. Es ist fraglich, ob er nicht der Mehrzahl seiner Leser mit der Anwendung des handlicheren und angenehmer lesbaren Bell-Sweetschen Systems, wie es z. B. Wright in seiner *Grammatik* benutzt hat, einen gröfseren Dienst geleistet hätte. Auch das von dem Verfasser gewählte Verfahren, alle Dialektwörter in der Standard-Orthographie zu geben und ein für allemal auf das Glossar, das die phonetische Umschrift enthält, zu verweisen, empfiehlt sich meines Erachtens nicht zur Nachahmung. Es erschwert dem, der fremd an den Dialekt herantritt, aufserordentlich das Einlesen und verursacht, selbst bei genügender Vertrautheit mit der Mundart, Zeitverlust durch fortwährendes Nachschlagen und die Nötigung zur beständigen Umsetzung des Wortbildes. Endlich hätte K. dem nachprüfenden

Leser seiner Grammatik die Übersicht bedeutend erleichtert, wenn er die Belegliste seiner Dialektwörter in den einzelnen Paragraphen alphabetisch angeordnet und bei der phonetischen Beschreibung der Laute die jedesmalige Nummer der betreffenden Liste bei Elworthy mit berücksichtigt hätte.

Die Untersuchung setzt im ersten Kapitel mit einer Beschreibung der mundartlichen Laute ein. Sie wird mit großer Gründlichkeit und, wenn man die hier gerade sich häufenden Schwierigkeiten in Elworthys Material berücksichtigt, mit viel Glück geführt. Stellenweise freilich bieten sich Beispiele höchst künstlicher, wenn auch, was gern zugegeben sein mag, scharfsinniger Interpretation, die man eher zur Eruierung von Schreibergewohnheiten in alten Texten gutheißen mag, als wo es sich um die Beschreibung lebender, in der Gegenwart zugänglicher Laute handelt. Man lese zum Beweise dessen die Deutung von Elworthys willkürlichem Verfahren bei der Setzung des Länge bezeichnenden Punktes nach auslautendem Vokal (§ 2. 3). Die Übersicht über dieses wichtige Kapitel wäre übrigens durch eine Tabelle aller in der Mundart vorkommenden Laute wesentlich erleichtert worden.

Das folgende II. Kapitel geht der Herkunft der heutigen betonten Vokale und Diphthonge der Mundart bis zum Me. nach. Es sind hier, soweit sich nachprüfen läßt, alle bei Elworthy vorkommenden Wörter übersichtlich und sorgfältig behandelt. Im einzelnen läßt sich hier und da, gegenüber K.s Anordnung und Unterbringung eines Wortes, eine abweichende Meinung begründen. So konnte z. B. *mæš* (*marsh*) 151, 1 me. *mersh*, ae. *merse*, *merisc* zu 2 *æ* = me. *e*, *says*, *said* mit *æ* zu 3 *æ* = spätme. *ĕ* gestellt werden. Bei *a* (153) wird *jäp* (*yelp*) vermißt, das unter 2 'me. *a*, *varying with e*' zu bringen ist. Von den 154, 1 angegebenen Beispielen gelten '*hint*' und '*betwixt*' mit *e* besser als Fortsetzungen von me. *e*. *clot* (ebenda unter 6) kann auf me. *clēte*, ae. **clēat* zurückgehen, *dĕl* (*dull*) neben entlehntem *dʌl* (unter 7) ae. **dyll* fortsetzen, vgl. Napier, *Acad.* 41, 447. *šīn* (*shine*) 156, 6 konnte nach Luick, *Archiv* CIII, 275, unter 5 (= me. *i*) aufgeführt und durch sekundäre Dehnung vor *n* (wie eine überwiegend große Anzahl der Belege in 5) erklärt werden. Ebendort fehlt *īs* (*yes*) : me. *yis*, vgl. Sweet, *HES.* 898. 157 ist unter 1 oder 4 *hrīp* (*reap*) hinzuzufügen, zu 158, 5 *wōr* (*ware*) : ae. *(ʒe)wær*, während schriftsprachliches '*ware*' auf die ae. flektierten Formen zurückweist, vgl. Koeppel, *Archiv* CIV, 62. 63. *Naiš* (*nesh*) 175, 3 läßt sich besser aus me. *a*, ae. *hnæsce* erklären als durch me. *e*, das die schriftsprachliche Form fortsetzt. 176 fehlt eine Aufklärung über '*waip*', das von Elworthy dem ne. *wisp* gleichgesetzt wird, wahrscheinlich geht es auf ae. *wīpian* (verb.) zurück. 180 bleibt *shovel* unerwähnt, dessen Diphthong auf schon me. *shoul* zurückgeht. In mehreren Fällen wäre besser schon in der allgemeinen Übersicht der Vokale auf den für die Mundart so wichtigen Einfluß benachbarter Konsonanten einzugehen gewesen, so bei *æ* für *a* (151, 1) in der Nachbarschaft von *n* und *ŋ* (vor Dentalen nur in drei Fällen), bei *iə* für me. *ē* (182, 1) vor *l* und *r*, bei *iə* für me. *ā* (182, 5) nach *š*, *k*, *g*.

Die historische Betrachtung der mundartlichen Laute umfaßt das das III. Kapitel, mit dem sich das IV., die Erörterung einiger schwieriger Probleme der Lautlehre, sehr eng berührt. Ein Abschnitt über die Quantitätsverhältnisse bildet die Einleitung. Es zeigt sich im allgemeinen, daß der Dialekt an den quantitativen und qualitativen Vokalwandlungen, die die Schriftsprache betroffen haben, teilgenommen hat. Abweichungen im einzelnen ergeben sich für die Lautfolge *-end*, für die '*īn*' (*end*), neben schriftsprachlich beeinflußtem *ēnd*, und '*tīn*' me. *tend*, die sich neben Orms '*ende*, *wendenn*' stellen, Länge erweisen. Bei *-ld* zeigt die Mundart den Stand der Schriftsprache, *guəl* (*gold*), für das K. (195) me. *gǭld* ansetzt, weist nach den Lautverhältnissen des Dialektes auf frühne. *ǭ* < *ou*

< *ol*, vgl. auch Kluge, *Grdr.*[2] I, 1043. Bei *fiern* (*fern*) 195c war auf frühne. *ę* in diesem Worte zu verweisen, vgl. Luick, *Angl. B.* VIII, 131. Die Belege für *-st* erweisen Dehnung vor *a, i, o, u*. Offenbar ist, worauf K. sehr richtig hinweist, der Bestand an Dehnungsprodukten durch die Einwirkung der Schriftsprache stark reduziert worden. Die Klarstellung der in den Dialekten herrschenden Dehnungs- und Verkürzungsgesetze wird zweifellos die Forschung in Zukunft noch mehr beschäftigen, wenn erst eine gröſsere Reihe von Dialekten der verschiedensten Gegenden in zuverlässigen Darstellungen vorliegen.

Was nun über die Geschichte der me. Vokale und Diphthonge in diesem und den Exkursen des nächsten Kapitels niedergelegt ist, bildet den Kernpunkt des Buches. Da es sich hier um dialektische Reflexe wichtiger, in ihren Einzelheiten umstrittener Probleme der englischen Lautlehre handelt, sei es gestattet, etwas ausführlicher auf sie einzugehen. Im allgemeinen kann betont werden, daſs wir die Lautgeschichte der Mundart in K.s Darstellung gut überblicken. Daſs jedoch in einzelnen Punkten seine Deutung des Sachverhalts der Ergänzung und Berichtigung bedarf oder manchmal Widerspruch hervorruft, ist bei der Schwierigkeit der Untersuchung und der Eigenart des Objekts, das der Analyse unzählige Hindernisse in den Weg legt, nicht verwunderlich. Es wird sich daher im folgenden öfters Gelegenheit bieten, zu dieser und jener Frage, teilweise in einer von K. abweichenden Weise, Stellung zu nehmen.

Bei der Betrachtung der dialektischen Entwickelung von me. *a* (197—209) wird die Vertretung durch *ă*, neben der durchgehenden *ā*, nicht besonders erwähnt. Indes scheint die Kürze, die in einer Reihe von Beispielen bei Elworthy vorliegt, doch die ursprüngliche Lautung gewesen zu sein, aus der sich als Quantitätsänderung vor gewissen Konsonanten, hauptsächlich Gruppen oder Doppelkonsonanz, der lange Vokal herausbildete. Die heutige Länge des Dialekts vor *s* + Kons., *þ* und *f* kann also auf einfacherem Wege als in der Schriftsprache erreicht worden sein. In der Entwickelung der Gruppen *a* + *l* + Kons. (205) nimmt der Verfasser als reguläres Ergebnis dialekt. *ɔ̄* (= schriftsprachl. *ɔ̄*) an, weiſs aber das daneben sehr gut bezeugte *ā* nicht aus dem Wege zu schaffen. Wenn in dieser Doppelheit nicht lokal verschiedene Lautentwickelungen zu erblicken sind, die in Elworthys ungenügender Fixierung zusammengeworfen sind, läſst sich die Lautung *ā* als Fortsetzung des frühne. *au* > *ā*, das im 18. Jahrhundert in der Schriftsprache zum heutigen *ɔ̄* wurde, auffassen, die aber allmählich dem Einfluſs des letzteren zum Opfer fällt, vgl. Elworthy, *Word Book* S. 856 *all* = *au·l*, *aa·l* (*rarely*). — Auch bei me. *e* (210—217) scheint mir der dem me. Laut nächstliegende Entwickelung *ĕ* zu wenig Platz eingeräumt zu sein. Aus ihr hat sich einerseits die für den Dialekt charakteristische Halblänge, besonders vor *m* und *n*, ergeben, anderseits die Öffnung > *æ*. — Für me. *i* wurden in 218 Murrays Feststellungen (bei Elworthy, *Dial.* S. 114) über den Wechsel zwischen *i* und *ə* ('natural vowel') benutzt. — Über die schon öfters auffällig bemerkte Vertretung des me. *-iht* durch *ēt* und des *ē* in *'is pig with'* (223, 224) weiſs auch K. keinen Aufschluſs zu geben, dagegen sind in 226 *spăt* (*spit*), *slăt* (me. *slitten*) und *ăt* (*hit*) richtig durch Neubildung aus dem Präterit. erklärt. Für die starke Flexion des letzteren konnte noch auf Wright, *Windh. Dial.* 373, verwiesen werden. — Zu me. *o* (228—233) wäre eine zusammenfassende Behandlung der Lautgruppen *o* + *l*, *o* + *r* sehr erwünscht gewesen. Soweit ich sehe, begnügt sich K. mit der Feststellung, daſs *'yolk'* und *'folk'* mit der Vertretung von me. *ǭ* gehen, nimmt aber für beide Einwirkung des schriftsprachlichen Lautes an. Für *'yolk'* soll dies durch die 'echt dialektische' Nebenform *'ȝelk'* bewiesen sein; wie sich die danebenstehende, im Glossar als schriftsprachlich beeinfluſste Form *'ȝək'* verhalten soll, bleibt unklar. An Beispielen war noch *jək* (*yoke*),

daneben *jōk*, zu erwähnen, das sich zu Orms *ȝokk* stellt. In 231 ist *knot* statt *knod* zu lesen, ebenda fehlt das in drei Varianten auftretende *'clot'*. — Der Vertretung des me. *u* durch dial. *i* (235, u. Anm.) ist anscheinend von K. nur die Bedeutung einer 'dialectal pronunciation of the literary sound' beigelegt. Es fragt sich aber, ob nicht in den hierhergehörigen Wörtern (*rust, tun, such* u. a., eine vollständige Liste derselben vermisse ich bei K.) eine jüngere Entwickelung aus *ɒ* vorliegt. Sie findet sich besonders vor Dentalen und palat. *š*. — In 238 ist die Vorgeschichte der Wörter *'wood, bull, bush, could'* nicht zu klarem Ausdruck gelangt. Es handelt sich hier (außer bei *could*, über dessen frühne. *ū* vgl. Luick, *Angl.* XVI, 471) um jene *ŭ* in geschlossener Silbe, die sich auch in der Schriftsprache seit ae. Zeit infolge Nachbarschaft labialer Konsonanten erhalten haben. Sie sind in dem Dialekt mit den *ū* aus me. *ō* zusammengefallen und mit diesen zu *ö* weitergegangen. Auffällig bleibt dabei, daß die kurzen *u* ganz entsprechend den langen (bei K. 288) behandelt worden sind. Die Erklärung scheint mir darin zu suchen zu sein, daß bei der schon für jene Zeit anzunehmenden Neigung des Dialekts zur Halblänge vor gewissen Konsonanten der quantitative Unterschied zwischen Länge und ursprünglicher Kürze sehr gering war.

Die Ausführungen über die langen Vokale und die Diphthonge der Mundart machen den Rest dieses und den größten Teil des nächsten Kapitels aus. Hier berührt es auffällig, daß es der Verfasser durchweg vermieden hat, sich mit Luicks Ergebnissen, die im ersten Bande seiner *'Untersuchungen'* niedergelegt sind, auseinanderzusetzen. Mag man mit K. (Vorwort S. 2) zugeben, daß Luicks genanntem Werke größere Bedeutung durch die Anregung neuer Forschungsweisen als durch die Sicherheit der Resultate zukommt, so durften doch die letzteren nicht stillschweigend übergangen werden. So sucht man z B. in dem der Diphthongierung des me. *ā* gewidmeten Exkurs, 491 ff., vergebens einen Hinweis auf Luicks Ausführungen a. a. O. 248 ff. Es wird dort der Versuch unternommen, den Zeitpunkt der nach Luick an offene Vokalqualität gebundenen 'Abstumpfung' des *ā* > *æ* (auch dieser glücklich gewählte Terminus ist nirgends bei K. erwähnt) durch Ansetzung einer oberen (Wallis 1650) und einer unteren Grenze (Gill 1621) als das zweite Viertel des 17. Jahrhunderts wahrscheinlich zu machen. Den Übergang des *æ* > *iə* in der Nachbarschaft von *š, k, g* erweist K. (492) richtig von der Stufe *æ*. — Auch bei der Erörterung der schwierigen Fragen, die sich an die Entwickelung von me. *ę̄* und *ē* in der Mundart knüpfen (258—273; 493—497), läßt sich mehrfach der Eindruck nicht abweisen, daß die Probleme klarer hervorgetreten wären, wenn der Verfasser die fraglichen Abschnitte in Luicks *'Untersuchungen'* herangezogen hätte. Auch wer der Lehre der symmetrischen Entsprechungen (Luick a. a. O. 229 ff.) nur den Wert einer Hypothese zuspricht, wird sicher nicht leugnen, daß mit ihr manche Zusammenhänge recht glücklich beleuchtet sind. Hierher ist vor allem die dort angedeutete innere Parallele zwischen dem Beharren des me. *ę̄* auf der *ę̄*-Stufe, der auffälligen Bewahrung des me. *ai, ei* und der Abstumpfung des *ā* > *æ* zu rechnen, auf die, soweit ich sehe, bei K. nicht eingegangen ist, obwohl sie mir für den Zusammenhang der Lauterscheinungen wichtig genug erscheint, um eine zustimmende oder ablehnende Äußerung zu verdienen. Die auffällige Vertretung des me. *ę̄* durch *ī* und *iə* (neben gewöhnl. *ę̄*) gibt zu einer gründlich geführten Untersuchung der hierhergehörigen Wörter Anlaß. *iə* in *'clean, sleep, beat, bead'* (494), alle vier daneben mit *ę̄* belegt, erledigen sich offenbar durch schriftsprachlichen Einfluß, was mir zweifelfreier erscheint als K.s Versuch, die Lautung als 'different appreciation of *ę̄*' aufzufassen. Schwieriger ist das Verhältnis des heutigen *ī*- (bezw. *ĭ*-)Lautes in *deaf, shred, instead, beam, heap* (496), hinzuzufügen ist noch *sheath*. K. sucht, gestützt auf Grammatikerzeug-

nisse, für die meisten der fraglichen Wörter Vorstufen mit ę̄ zu konstruieren. Sein Hinweis, daſs eine genauere Kenntnis der modernen Dialekte in absehbarer Zeit eine Revision der heute geltenden Regeln über die lokale Verbreitung der Entsprechungen von westg. *ai* + *i* und westg. *ā* im Me. herbeiführen werden, ist beachtenswert. Auf jeden Fall ist er mit seiner Erklärung über Kluges Versuch, ē für ę̄ durch *i*-Umlaut zu rechtfertigen, hinausgekommen, ebenso über Curtis' unzureichende Erklärung *Angl.* XVI, 423, der die 'keltische Nachbarschaft' verantwortlich macht. Wer sich allerdings das über den allgemeinen Charakter des Materials Gesagte vergegenwärtigt, wird vorläufig nicht zu einer uneingeschränkten Anerkennung von K.s Hypothese gelangen. Die Annahme unzulänglicher Aufzeichnung durch Elworthy einerseits oder das unerkannt gebliebene Ergebnis von Dialektmischung, besonders mit einer Mundart, die andere Verkürzungsgesetze als die Schriftsprache kennt, ist nicht durchaus von der Hand zu weisen. — Die Vertretung eines me. ę̄ durch dialekt. ę̄ an Stelle des regulären ī, 265, die der Dialekt mit mehreren Distrikten des Südens und Ostens teilt (Belege bei Curtis, *Angl.* XVI, 423), ist von K., nach Luicks Vorgang als 'Rückbildung aus dem Vokalextrem' beurteilt worden, wonach 'frühne. ī wieder zu ē gesenkt' worden wäre (Luick a. a. O. 156). Unerklärt bleibt aber bei dieser Annahme, warum gerade diese me. ę̄ von der Rückbildung ergriffen wurden, andere aber nicht. Dieses unregelmäſsige ę̄ hat seine Parallele in dem viel erörterten ō̆ des Dialektes für me. ǭ, für welches sich der Beweis der Rückbildung sicher erbringen läſst. — Auch die interessante Frage des Fortlebens einer speziell südwestlichen Eigentümlichkeit in ae. und frühme. Zeit, ȳ < *ie*, Umlaut von *êa*, *êo* wird in 267 bei Besprechung von '*beetle*' und '*hear*' berührt. Ob die diphthongische Lautung (*əi*) dieser Wörter mit Recht nur als Entlehnung aus einem Nachbardialekt, südöstlich von West Somerset, hingestellt werden darf, wie K. es tut, oder ob nicht doch letzte schwache Spuren der alten Lautung vorliegen, bleibe dahingestellt. In letzterem Falle wäre Elworthys Angabe, daſs der Diphthong nur selten gehört werde, nach Ellis V S. 49, Nr. 314 (Christian Malford, Wilts.) zu interpretieren, wo für '*heard*' der Diphthong mit dem Zusatz 'older people' angegeben wird.

Das me. ī lebt im Dialekt neben der regulären diphthongischen Entwickelung als ī, ĭ und ē fort (498—503). Die schon früher öfters besprochenen Fälle der Erhaltung des ī werden von K., wie schon vorher von Luick, teils auf verkürztes *i* zurückgeführt, teils durch Analogie erklärt. Über die auffällige Vertretung von ae. *eoh*, *eah*, *ieh* + *t* durch ē in '*fight*' etc. spricht sich K., auſser der Konstatierung der Tatsache in 223, nicht weiter aus. Ellis, bei Elworthy, *Dial.* S. 40, Vorbem. zu Liste 12, scheint diese me. ī das Schicksal derjenigen teilen zu lassen, die zu *e* und ē weitergingen, wie *pig* > *pēg*. Luick, *Archiv* CIII, 274, deutet eine andere Auffassung an, nach der eine Bewahrung der ersten Stufe der Diphthongierung anzunehmen sei. Die dialektischen Produkte von me. ǭ: ǭ, ǒ, *oə*, *uə*, werden von K., wie aus 274 ff. hervorgeht, als phonetische Varianten ein und desselben Lautes, des regulären ǭ, der phonetisch nächsten Stufe des me. Lautes, angesehen. Die ungenaue, ja teilweise sich widersprechende phonetische Aufzeichnung durch Elworthy und besonders das häufige Vorkommen ein und desselben Wortes in beiden Gestalten des oben genannten Diphthongen lassen allerdings, wie durchaus nicht bestritten sein mag, diese radikale Auffassung des Sachverhaltes zu. Wie sich aber damit einige von anderen bereits festgestellte Erscheinungen in der Lautlehre der südwestlichen Dialekte vereinigen lassen, ist eine andere Frage. Schon Luick (*Untersuch.* 61 ff.) sah in dem Nebeneinander der heutigen Entwickelung das Produkt lautlicher Vorgänge und suchte die schwierige Vorgeschichte dieser zu rekonstruieren. Besonders war es ihm

um die Aufklärung des Verhältnisses der beiden 'Abstumpfungsdiphthonge' *oə* und *uə* zu tun, denen, wie wir sahen, bei K. keinerlei Bedeutung zugelegt wird. Ist ihr Nebeneinander eine Folge von Dialektmischung, oder ist *uə* aus *oə* hervorgegangen, wie Luick (a. a. O. 60 ff.) für einige Gegenden von Lincolnshire wahrscheinlich macht? Dafs, soweit ich überblicke, die *uə* vor gewissen Konsonanten, hauptsächlich Dentalen, seltener Labialen, stehen, läfst vielleicht auf einen stufenweisen Übergang von *oə* > *uə* schliefsen. Auch das merkwürdige *gū* (*go*) 285, dessen *ū*, wenn es, wie K. annimmt, auf me. *ǭ* zurückweist, nach den Lautverhältnissen des Dialekts ohne Zusammenhang bleibt, kann bei Annahme einer Monophthongierung im Auslaut < *uə* in anderer Beleuchtung erscheinen. Die Wörter in 278, die für me. *ǭ* im Anlaut den steigenden Diphthongen *u̯ə* aufweisen, ergeben sich als besondere Weiterentwickelung der 'Abstumpfung' *uə*. Die Entwickelung des me. *ǭ* zu heutigem *ɔ̄* wird von K. in 275 als 'Kürzung' bezeichnet. Luick (*Untersuch.* 88 ff.) hatte diese Erscheinung unter der sehr gut gewählten Bezeichnung der 'Aufhellung' ausführlich besprochen. Das Verhältnis dieser zur 'Abstumpfung' und die etwaige innere Beziehung zur Erhaltung der *ai*-Diphthonge ist ebendort erörtert. Über die letztere, die durch Grammatikerzeugnisse für das 16. und 17. Jahrhundert bezeugt wird, ist in 289 ff. gehandelt. Die zahlreichen *eə* vor *r*, *l* und *ę̄*, an Stelle der diphthongischen Lautung, in einer Reihe häufig gebrauchter Wörter (daneben meist auch die lautgesetzliche Form) werden durch schriftsprachlichen Einflufs gedeutet. *əgin* (*again*) (256), das, wie Luick gezeigt hat, sich in den Dialekten teils mit *ā*, teils mit *ę* berührt, deutet unzweifelhaft auf me. *ā*. Über die schwierigen Doppelformen *vdər* und *ēdər* in '*either-ways*' sucht der Verfasser durch doppelte me. Grundlagen *ouder* und *either* wegzukommen; eine Vereinigung der beiden ist nach den Lautverhältnissen des Dialekts schlechterdings ausgeschlossen. — Die Entwickelung des me. *au* (302 ff.) zeigt das Nebeneinander von *ɔ̄* und *ā*, das auch bei me. *a* + *l* + Kons. zu konstatieren war und seine wahrscheinliche Erklärung in dem dort Bemerkten findet. '*daughter*', bei dem im Glossar auf 331 verwiesen sein müfste, erscheint als *dārtər* mit der Entsprechung von me. *au*. Für den *r*-Einschub in diesem Worte, der im Konsonantismus, 331 behandelt ist, finden sich weitere Beispiele in der Brieforthographie des 16. Jahrhunderts, vgl. Schröer, *E. St.* XXVII, 127. — Für me. *ou* scheint K. erst nachträglich (s. Nachtrag zu 312) die Vertretung durch *ɔ̄* als lautgesetzlich zuzulassen. Sie entspricht der 'Aufhellung', die auch me. *ǭ* traf, mit dem der Diphthong, wie in der Schriftsprache, parallele Entwickelung zeigt.

Auf die historische Behandlung des Konsonantismus und der Flexionen in den weiteren Abschnitten dieses Kapitels soll hier nicht mehr eingegangen werden. Sie ermöglichte eine weit abgerundetere und übersichtlichere Darstellung der Vorgeschichte, da sich die Entwickelung einerseits in klareren Zügen vollzieht und anderseits, besonders für die Flexionslehre das Material bei Elworthy schon ziemlich gesichtet vorlag. Das V. Kapitel bringt einige willkommene Beigaben über das Verhältnis des Dialekts zu den benachbarten, bei Ellis unter Dialect 4. 10. 11 behandelten, seine Stellung zur Schriftsprache und den im Südwesten datierten Denkmälern des Me. Viele Leser hätten zweifellos dem Verfasser für einige Dialektproben, wie sie bei Elworthy geboten sind, Dank gewufst. Den Schlufs des Buches bildet ein Glossar aller bei Elworthy vorkommenden Wörter, dem, wie mir zahlreiche Stichproben bewiesen, ganz besonders die Eigenschaften grofser Zuverlässigkeit und Gründlichkeit nachgerühmt werden können, die überhaupt, trotz aller Einwände im allgemeinen und besonderen, K.s Werk zu einem rühmlichen 'specimen eruditionis' machen. Ist zwar für diesmal noch seine Arbeit dem Idealbild einer englischen Dialektgrammatik, wie sie dem Mundartenforscher zur Förderung seiner Disziplin

vorschwebt, in wesentlichen Zügen fern geblieben, so darf man den weiteren Veröffentlichungen des Verfassers nach dieser Probe mit Interesse entgegensehen.

Bremen. Carl Scriba.

Englisches Lehr- und Lesebuch für höhere Mädchenschulen und Mittelschulen von Prof. Dr. Rudolf Dammholz. Ausgabe B. 1. Teil: Erstes Unterrichtsjahr. 2. verm. Aufl. Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1900. M. 2.50. — 2. Teil: Oberstufe, Band IIa: Lesebuch für Klasse 2. Daselbst 1899.

Schulgrammatik der englischen Sprache nebst einer Synonymik und Übungsstücken, bearb. von Prof. Dr. John Koch. 2. verb. u. verm. Aufl. (4. Teil des Lehrbuches der englischen Sprache von Foelsing-Koch). Hamburg, Henri Grand, 1905.

Methodische englische Sprechschule. Englische Texte, Systematisches Wörterverzeichnis, Phraseologie von Direktor Dr. A. Harnisch und Professor Dr. John G. Robertson. 1. Teil mit einem Plan von London. Leipzig, O. R. Reisland, 1904. Preis geb. M. 1.80, Ausg. ohne Plan M. 1.40.

Das Lehrbuch der englischen Sprache von Prof. Dammholz ist ein Werk, das sich zur Einführung sehr gut eignen dürfte. Es zerfällt in zwei Teile: *English Grammar* und *English Reader*. Seine Absicht ist, den Schüler möglichst schnell zum Sprechen zu führen. Darum geht es von Lesestücken aus, die, anfänglich leicht, allmählich schwieriger werden. Daran wird Aussprache und Grammatik gelehrt, die an folgenden Summaries und Exercises befestigt werden. Die Ausnutzung der Lesestücke ist sehr geschickt. Manches, das später seine systematische Behandlung findet, wie die Zahlen, wird an den Kapitelüberschriften vokabelmäſsig vorweggelernt. Die Aussprachelehre fuſst auf dem so oft übergangenen Grundgesetz vom Lautwert in offener und geschlossener Silbe. Die 'Wiederholungstafeln' und 'Grammatische Übersicht' (S. 90—108) stellen noch einmal zusammen, was im *Grammar* auf die einzelnen Kapitel verteilt war. Der *English Reader* fängt an mit Gegenständen des täglichen Lebens, der Schule, des Hauses, um dann zu Themata allgemeinen Inhalts und Gedichten überzugehen. Ein englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterverzeichnis beschlieſst den Band, den ich, trotz des naiven Inhalts seiner Lesestücke, seiner praktischen Anlage wegen unbedenklich auch für Knabenschulen empfehlen würde, wenn nicht inzwischen die Grammatik von Wilhelm Swoboda erschienen wäre.

Eine Fortsetzung des *English Reader* ist das Lesebuch für Klasse 2. Die Proben sind in fünf Gruppen eingeteilt: 1) *Useful Knowledge;* 2) *Tales and Sketches from British History;* 3) *Tales and Sketches from British Geography;* 4) *Tales and Sketches on British Life and Customs;* 5) *Letters.* Dazu kommt eine Auswahl Gedichte. Die Zusammenstellung dieses Buches ist weniger glücklich als die der Grammatik. Der erste und letzte Teil hätten fortbleiben sollen, um breiteren Raum für den Rest zu lassen. Stücke wie: *God, our Creator, How a house is built* (in drei Abschnitten), *Speaking* waren als langweilig in jedem Fall auszuscheiden. Ein guter Gedanke war es dagegen, einen tüchtigen Satz aus Defoes *Robinson Crusoe* aufzunehmen (den Schiffbruch und Freitags Rettung). Die übrigen Teile geben keine rechte Übersicht über englische Geographie, Geschichte und Sitten. Der Abschnitt aus dem *Vicar of Wakefield* (S. 139) scheint nur der Stelle wegen abgedruckt zu sein: *They kept up the Christmas carol, sent true love-knots on Valentine morning, ate pancakes on Shrovetide, showed their wit on the first of April, and religiously cracked nuts on Michaelmas eve,* und *The Children of Blentarn Ghyll* (S. 141) erzählt einen Unfall, der

gewifs nicht nur für die Westmoreland-Berge typisch ist. Auch die Auswahl der Gedichte ist unzulänglich, so umfangreich sie ist. Th. Moore ist mit drei kleinen Gedichten vertreten, wovon *Little things* ganz fehlen konnte und für den Abdruck von *The evening bells* nur der Zwang der Tradition bestand. Für die alltäglichen Poesien der Eliza Cook, Mary Howitt, M. A. Stodart und anderer hätte ich etwas Bedeutendes von Byron und Shelley eingesetzt, die gänzlich fehlen.

Die *Schulgrammatik der englischen Sprache* von J. Koch ist für obere Klassen bestimmt und darum ausführlich gehalten, so ausführlich, dafs man zuweilen an I. Schmidt erinnert wird. Meine Meinung ist, dafs sie als Schulbuch, als das sie gedacht ist, bei einiger Beschränkung gewonnen hätte. Der Hinweis auf veraltete Konstruktionen durfte zu allermeist fehlen. Es hat unter der Ausführlichkeit die Übersichtlichkeit gelitten, und der Lehrer wird häufig streichen und umstellen lassen müssen, um den Überblick zu erleichtern. Allerdings, und das ist ihr Vorzug, wird diese Grammatik den Schüler, besonders den künftigen Anglisten, über die Schule hinaus begleiten können und ihn noch unterweisen, wenn er imstande ist, ihre Mängel selbst zu erkennen und zu korrigieren. Im Hinblick auf diese Zeit hat der Verfasser seinem Werke eine Übersicht über den Ursprung und die Entwicklung der englischen Sprache vorausgeschickt und eine Synonymik beigegeben, die, nach Titeln: Natur und Welt, Handel und Verkehr, Geist und geistige Tätigkeit, Eigenschaften usw. gesondert, viel dankenswerten Fleifs enthüllt. Übungssätze und Übungsstücke bilden den Schlufs. — Für eine Neuauflage empfehle ich folgende Stellen zur Revision.

S. 29, § 2, Anm. 1 ist die Regel zu eng gefafst. Der Artikel fehlt ganz allgemein bei Subst. + Adj., wenn das Adjektiv nichts Neues zum Substantivbegriff hinzuträgt: *bold Robin Hood; Merry Old England; Ancient Greece* (wonach *Modern Greece* gebildet ist). Dagegen: *The Old World is nearly double the size of the New* (S. 38, § 16). — *Eastern Afrika, Western Afrika* etc. sind zu Formeln erstarrte Eigennamen.

S. 35, § 9a: *most* das meiste (nicht: die meisten).

S. 37, § 14: Nicht wird in einer Reihenfolge von Substantiven die Auslassung des Artikels beim zweiten, dritten u. s. f. durch den Umstand reguliert, dafs alle 'in demselben Satzverhältnis' stehen, sondern dadurch, dafs sie zusammen nur einen einzigen Begriff ergeben: *The bear, wolf, wild boar, and wild ox (= wild beasts) peopled the forests. — The face and hands (= the body of man* od. *man) should be washed three or four times a day. — Philip collected an immense fleet and army (= power).*

S. 37, § 15 fehlt bei Aufzählung der Gradpartikeln *as, so, too* etc.: *however.*

S. 36, § 12. Es ist ungenau, zu sagen: Der unbestimmte Artikel steht, 'wenn Zahl-, Mafs- und Zeitangaben zu einer Mafseinheit etc. in Beziehung gesetzt werden'. Es sollte mindestens heifsen: in distributive Beziehung. Man soll doch nicht an Beispiele wie das folgende denken: *365 days are called a year.*

Ungenau ist z. T. auch S. 50, § 26c gefafst: *To* steht vor dem Dativ, 'wenn er von Substantiven, ... abhängig ist: *A merry Christmas to you! — Woe to the hand that shed this costly blood!*' Diese Sätze sind elliptisch, und der Dativ hängt von dem fehlenden Verb ab. Bei dem von einem Substantiv abhängigen Dativ könnte an den Genitiversatz gedacht werden: *Jessica, daughter to Shylock* (§ 24, Anm. 2), wenngleich auch diese Auffassung nicht einwandfrei ist.

S. 76, § 52, 4: '*This* in Verbindung mit Zeitangaben bedeutet oft heute; tritt noch eine Zahlbestimmung hinzu, so bedeutet *these*, zuweilen auch *this:* schon seit etc.' — So etwas sollte man in einer Grammatik nicht

sagen. Übrigens gehört diese Erscheinung in die Tempuslehre, wo ihre Deutung sicherlich mehr im Geist der englischen Sprache ausgefallen wäre.

S. 101, § 77, 2e: *to do* steht 'öfters als Füllwort im Verse: *How shall I know that I do choose the right? — Then did the littly maid reply.*' Im ersten Beispiel ist *do* des Nachdrucks halber als notwendig hinzugesetzt, im zweiten steht es wegen der Inversion. Wollte man *to do* an dieser Stelle für ein Füllwort, d. h. für etwas Überflüssiges halten, dann müfste man diese Auffassung auf jede Fragekonstruktion mit *to do* ausdehnen, was jedenfalls nicht englischer Anschauung entspräche.

S. 104, § 79, 3, Anm.: 'Mitunter erscheint auch *will* in der ersten Person, wo deutsch "wollen" und "werden" wechseln könnte.' Darin spricht sich kein Unterschied aus; denn diese Vertauschung ist immer möglich, wie das Englische mit seiner Wahl von *will* zur Wiedergabe des Futurums beweist. *Will* gebraucht man, wenn nicht die futurische Handlung, sondern der Wille dazu betont werden soll.

Zum Schlufs ein paar Druckfehler:

S. 37, § 14: *The face aud hands* (st. *and*); S. 38, Z. 1 v. o.: *quiter ather* (st. *quite, rather*); S. 51, § 27, Anm.: *yonrself* (st. *yourself*); S. 78, 1. Z. v. u.: *derterminativ*.

Die *Methodische englische Sprechschule* von Harnisch-Robertson ist ein Seitenstück zu der 1903 erschienenen *Methodischen französischen Sprechschule* von Harnisch-Duchesne. Die Titel sind schief, aber die Bücher selbst sind gut. Das englische Werk zerfällt in dreizehn Teile: 1) *The human body;* 2) *The family;* 3) *Time;* 4) *Dress;* 5) *The house;* 6) *Meals;* 7) *Seasons, weather, sickness;* 8) *The town;* 9) *Professions and occupations;* 10) *Travel;* 11) *Correspondence;* 12) *London;* 13) *Society*. Dem französischen Teil entgegen habe ich die Abschnitte vermifst, die sich auf das Schulleben beziehen (*Notre classe, Les leçons*). Bei diesem Kapitel sind Schüler und Lehrer wegen der Redensarten besonders häufig in Verlegenheit, und es wäre zu wünschen, dafs bei einer Neuauflage das Fehlende hinzukäme. Die englische Diction ist einfach, klar und die Darstellung zum gröfsten Teil interessant. Den trockenen Ton, der Aufzählungen ihrer Art gewöhnlich anhaftet, haben die Verfasser zumeist glücklich vermieden. Das Werk dürfte eine geeignete Grundlage für Klassenvorträge sein. — Aufgefallen sind mir Druckfehler: S. 5: *banns* (st. *bans*) und *bridesmaids* (st. *bride's-maids*).

Von dem Buche ist ein zweiter Teil in Aussicht gestellt.

Berlin. Willi Splettstöfser.

The British empire: its geography, history and literature. Ein Hilfsbuch für den englischen Unterricht in den oberen Klassen von Dr. Ew. Goerlich, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dortmund. Paderborn, F. Schöningh, 1901. 157 S.

This book is a reprint of the second part of the author's 'Englisches Lesebuch', and is intended to afford to students in the higher classes of schools suitable material for home reading and school conversation. In such classes the students of English must, according to the directions of the Prussian Minister of Education, be made acquainted with the Life, Manners and Customs, Geography, History and Actualities of the British Isles and their dependencies.

Now that so many German teachers have adopted the new method of using English as the medium of instruction in the higher classes, it is only to be expected that the number of school text-books of various kinds written in English by Germans will constantly increase. No one can deny the many advantages attaching to such books. But the dangers and difficulties of writing in a foreign tongue — even when mere com-

pilation of other men's sentences is in question — should never for a moment be forgotten. It should, I think, be laid down as a general rule that no English book should be published by a German author unless it has first been carefully and thoroughly read and corrected by some competent Englishmen. Such proof-reading of non-indigenous literature is no doubt apt to be a trying test of the proof-reader's judgment and patience. It is sometimes ten times easier to re-write than to patch sentences where the syntax is of such a hybrid nature. The advantage of such books, however, lies in the fact that, when properly done, they give the German pupil exactly that information which the German teacher alone knows the 'little clergeon' wants and in the form most capable of easy digestion. The great shortcoming, on the other hand, of German written English books is that they always lack style; for style includes a thousand national peculiarities and more or less unconscious niceties of diction and rhythm that can hardly be attained by the most highly trained foreign reader.

In the present volume the lack of an English revising hand is very visible. The author seems to have relied too much on his own industry. The consequence is that this otherwise very useful compilation is marred by various major and minor errors which, until they are remedied, considerably discount its value as a school reading-book. One finds in it for example such slips as writing the '£' sign after the numeral — *'from 5 l to 10 l.'* (p. 64) instead of *'from £ 5 to £ 10'* — '4 000 000 l.' written without commas as in German, — the superfluous use of hyphens (in accordance with German usage!) in such phrases as *'herring- and cod-fisheries'* (p. 8); — *'grand beyond descriptions'* (p. 16): *'beyond descriptions'* if it meant anything would mean beyond actual descriptions which have already been made; of course *'beyond description'* is meant. *'The outburst of a plant into flower'* (p. 104) is a still stranger slip; etc. etc. But on many pages more serious errors occur, chiefly sins against English syntactical usage. One or two examples will suffice to show what I mean: *On the Farne Isles, (sic) on the same coast, lived Grace Darling, the young woman that so bravely saved the lives of people who were once shipwrecked there* (1838). (The mass of contradictory syntactical forms may here be avoided simply by writing *'lives of the people shipwrecked there in 1838'*.) *'It was called the war of the Spanish succession, which lasted from 1702 to 1713.'* Of course a continuative relative is here out of place and 'which' should be replaced by *'and it'*. *'It (the Elizabethan era) mag be placed by the sides with the ages of Pericles, Augustus e. c.'* (p. 104). Of course it should be 'by the side of'; etc. etc.

But these and similar faults can all be corrected in a careful revision for a new edition. The book will then be of solid value as a reading book, for it contains, in a condensed and very lucid form, very good short summaries of the essential facts of British geography, history and literature put in a manner likely to interest pupils and to form a good basis for conversational exercises.

Halensee. F. Sefton Delmer.

Gormond et Isembart. Reproduction photocollographique du manuscrit unique, II 181, de la Bibliothèque royale de Belgique avec une transcription littérale par Alphonse Bayot (Nr. 2 der *Publications de la Revue des Bibliothèques et Archives de Belgique*). Bruxelles, Misch & Thron, 1905. 4°.

Diese Veröffentlichung setzt sich aus drei Teilen zusammen: Beschreibung der Handschrift, deren Geschichte und Bibliographie; Umschrift; Phototypien der acht Seiten des Fragmentes. In einem Vorwort

weist Verf. mit Recht darauf hin, daſs die bisherigen Ausgaben des Eposbruchstückes, dem er mit G. Paris den Titel *Le roi Louis* gibt,[1] der richtigen Grundlage, nämlich einer richtigen Lesung, entbehren. Wir können es in der Tat mit Freude begrüſsen, daſs die bisherige Lücke nun in bester Weise dank des untrüglichen Mittels der Photographie ausgefüllt ist. Auch Rezensent ist durchaus der Ansicht, daſs es auf die *moindres particularités* ankommt, daſs von der Lesung als Grundlage eines Textes sehr viel abhängt. Wie flüchtig, um keinen schlimmeren Ausdruck zu gebrauchen, war der sogenannte 'wortgetreue' Abdruck Schelers. Wie erwünscht wären uns photographische Wiedergaben sämtlicher alten afrz. Sprachdenkmäler. Ist nicht die kürzlich erschienene Kollation der Reichenauer Glossen (*Zs. f. rom. Phil.* XXX 49—52) ein schlagendes Beispiel?

Zu der ausführlichen Beschreibung der Handschrift — eine solche fehlte bisher — scheint mir folgendes nachzutragen: der Rücken des Kniffs, den Blatt 2 und 3 oben aufweisen, befindet sich auf der äuſseren Seite, also auf fol. 2r° und 3v°; dort auch die Papierspuren. Ob aber darin, daſs die Blätter als Doppelblätter an- bezw. eingeklebt waren, die Ursache für den Unterschied ihrer Färbung zu sehen ist, oder ob wir es nicht vielmehr mit Pergamentblättern zu tun haben, welche den Unterschied zwischen Fleisch- und Haarseite deutlich hervortreten lassen, wie sich solche meist im Süden, aber auch in Frankreich finden, möge dahingestellt bleiben. — Die oberen Innenecken von Blatt 2 und 3 sind rundlich beschnitten; die Rundung beginnt jedoch erst ein Stück über dem Kniff. — Nicht erwähnt sind die Heftlöcher, einmal die eigentlichen, am Rücken der zusammengeklappten Blätter an je vier Stellen befindlichen, und dann einige auf der Knifflinie, die sich beim Zusammenklappen nicht decken. — Bezüglich der Initialen ist eine Unregelmäſsigkeit zu erwähnen: V. 87 folgt ein grünes *L* auf ein *Q* (V. 83) von gleicher Farbe. — Die Federproben gehören durchaus nicht dem 16. Jahrhundert an, sondern dem 13.—14.; auch ist *Marescallus* zu lesen. — Was das Alter der Handschrift betrifft, so setzte sie Reiffenberg ins 12. Jahrhundert, Scheler ans Ende des 12. oder Anfang des 13., Foerster 'ungefähr Mitte' des 13., G. Paris sowie Verf. allgemeiner ins 13., sie wird dem 12. jedenfalls nicht und eher schon dem zweiten als dem ersten Viertel des 13. zuzuweisen sein.

Der möglichst getreu, d. h. mit allen Fehlern wiedergegebene Text gibt Rez. zu folgenden Anmerkungen Anlaſs:

V. 4 ist *Garrant* zu bessern; vgl. *Gris* 446.

V. 28. *el camp.*[2] Bezüglich der Worttrennung muſste Verf. etwas subjektiv verfahren. Rez. würde entsprechend vorziehen: *enfist* 55, *desafre* 124 (vgl. *defescamp* 143), *eis* 165 (*e* gehört ja zur Vorkolumne, und diese ist bei der Umschrift nicht berücksichtigt), *cumpainnes* 612; umgekehrt getrennt *jl len* 202 (vgl. *al bon* 226).

V. 36. Ursprünglich findet sich die Sieben, das Abkürzungszeichen für *et*, geschrieben, doch mit verblaſster Schrift; das kräftige *v* geht deutlich darüber hinweg.

V. 98. *clinot*[3] hat Rez. gelegentlich einer Kollation der Hs. auch gelesen. Das *o* ist etwas dickflüssig geraten; vgl. a. 296.

V. 122. In der Vorkolumne findet man sonst nur das breite *s*. Hier hatte der Schreiber zunächst ein *j* geschrieben (also den folgenden Buchstaben — *j* = *i* am Zeilenanfang) und daraus ein langes *ſ* zurechtgestutzt.

V. 139. Eher *del* als *dol*; vgl. z. B. *seint* 146, *reis* 431.

---

[1] Rez. hält den Titel *Isembart* oder *Isembart e Gormund* für angemessener.

[2] Dieses Wort nennt Heiligbrodt (*Rom. Stud.* III 537) zu Unrecht.

[3] Heil. trennt *enclin at*, was nun schon durch die richtige Lesung unnötig erscheint.

V. 154. Beide Punkte gehören zu dem *G*; desgl. 341.[1]

V. 180. *Senti* mit breitem rundem *s*. Ebenso hätte *Satenas* 507, *Sarrazin(s)* 592, 595, 636 gedruckt werden sollen. Desgl. *Prux* 218, *Se* 557, *E* 614, wo der Initialen wegen große Buchstaben stehen (vgl. *Pois* 255, *Qvatre* 514, *Lj* 87, 112, 599); wohl auch dementsprechend *Ariere* 6, 62, 84, 134, 161. Ebenso gehören in die Vorkolumne eigentlich durchgängig große Buchstaben; wenn Verf. jene auch nicht beibehalten hat, so hätte er doch auf dieses hinweisen sollen. Ist doch die unterschiedliche Verwendung von *i* und *j* in der Hs. kaum eine andere als etwa die von *q* und *Q*.[2]

V. 228. Die Hs. zeigt deutlich *geus*, an sich ebensowenig berechtigt wie *chenaus* 161.

V. 253 ist *suxcele* zu lesen.

V. 371 wird *idunc* zu Recht bestehen können. Vgl. *comencent* 432.

V. 467. Schon das Vorhandensein zweier *i*-Striche scheint die Lesung *i uiree* zu verlangen. Daſs der zweite etwas näher dem dritten als dem vierten Balken der Gruppe *uu* steht, ist nicht groſs von Belang. Das *uuree* des Verf. ist ebensowenig berechtigt wie das Schelersche *virree*.

V. 529. Der Buchstabe der Vorkolumne ist ein *n*.

V. 536. Es läſst sich der Abstrich eines *p* und die untere Hälfte eines ꝯ (= *cun*) erkennen.

V. 629. Die Hs. hat *quarefor*. Der letzte Buchstabe sieht einem *z* zwar recht ähnlich, unterscheidet sich jedoch von einem solchen durch den runden Duktus: es liegt *r* nach *o* vor. Als ebenso trügerisch wäre etwa *or* 102 zu nennen.

Gegenüber dem beiläufig gegen 50 Fehler aufweisenden Schelerschen Abdruck sei noch auf einige Formen hingedeutet: *ambesdous* 28, *asteles* 52, *nuist* 143, *jon* 350 (= *jo* + *en*, vgl. *jan* 281), *trei* 410, *jorz* 413, *le* 506, *conust* 576, *lex* 630 und schlieſslich *deueret* 633. Erwähnt sei auch, daſs die von Heiligbrodt a. a. O. S. 537 der Hs. beigelegte Schreibung *ou* nicht vorhanden ist.[3]

Die Phototypien sind, abgesehen von dem unvermeidlichen Durchscheinen der korrespondierenden Seiten, gut geraten. Desgleichen ist der fehlerfreie Druck zu loben.

Hoffentlich werden in Bälde mehr und mehr Schätze der noch so manche Überraschungen bergenden Brüsseler Bibliothek ans Tageslicht gefördert, nicht nur durch den der Vollendung entgegengehenden neuen Katalog, sondern auch in der Fassung, wie sie Kronjuwelen zukommt.

Berlin. Walter Benary.

Veröffentlichungen aus der Hamburger Stadtbibliothek 1. Der HUGE SCHEPPEL der Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, nach der Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek, mit einer Einleitung von Hermann Urtel. Hamburg 1905. Groſsfolio.

Diese typographisch wie sachlich gleich interessante Veröffentlichung ist der germanistischen und der romanistischen Sektion der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hamburg dargebracht.

[1] Diese Abkürzung für *Gormund* noch 49, 247 und 464.

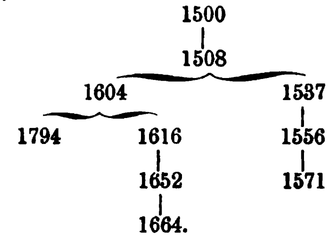
[2] Mit Ausnahme von *tierrj* 47 findet sich *j* nur am Zeilenanfang (da stets) und am Zeilenende (vorwiegend). — *v* statt *u* zeigt sich, auſser am Zeilenanfang, in *v* = *ubi* 200, *la v́* 507, 527, 554, *lá v́* 628; *v* = *aut* 36, 428, *v́* 639; ferner in *fiev* 375, *rimev* 434, *levtiz* 444. Man beachte übrigens den hier als diakritisches Zeichen geltenden *i*-Strich, wozu noch *si á* 547, *i á* 595, *espéé* 53 zu vergleichen wären

[3] *dous* 28, 317, 337, *qaiou* 41, 65, *ernout* 174, *fous* 190 kommen nicht in Betracht.

Wir erfahren vorab, dafs zwei Schwesterhandschriften der Hamburger Stadtbibliothek, die eine den Roman *Loher und Maller* (Nr. 11 *in scrinio*), die andere den *Huge Scheppel* nebst dem Roman von der Königin *Sibille* enthalten (Nr. 12): *das büch von konnig karl von franckrich Vnd ſiner huffrouwen Sibillen die vmb eins getwerch | willen verJaget wart.* Und von letzterer Geschichte erfahren wir, dafs Herr Dr. Burg eine Ausgabe vorbereitet.

Die Handschriften sind, wie aus den sie schmückenden Wappen hervorgeht, für den Grafen Johann III. von Nassau-Saarbrücken angefertigt, und zwar wahrscheinlich zwischen 1455 und 1472. Übersetzerin aus dem Französischen aller dieser Texte und dazu des *Herzog Herpin* war die obengenannte Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken (geb. etwa 1399, † 17. Januar 1456) (S. 3—4).

Die Handschrift des Huge Scheppel weist mehrfach Lücken auf, die, wie so oft, wahrscheinlich von einem Miniaturendieb herrühren. Sie ist die einzige erhaltene Handschrift des Romans (S. 7), der als Volksbuch grofse Triumphe gefeiert hat, und von welchem Urtel zehn Drucke hat auffinden können. Das Verhältnis der Drucke ist nach seiner Untersuchung (S. 11):



Für uns Romanisten ist natürlich der Vergleich der Übersetzung mit dem afrz. Spätling hauptsächlich von Interesse. Denn während jene in ihrem ersten Teile das in der Sammlung der *Anciens Poètes de la France* veröffentlichte Gedicht getreu wiedergibt, ist die zweite Hälfte nach Capets Krönung, nämlich der Verrat des Fedri und Asselin, wohl nach einer anderen, uns unbekannten Version dargestellt, die freilich in den Hauptzügen mit der unserigen übereinstimmt.

Hier und da scheint nun die Übersetzung einzelne Züge in authentischerer Version zu bieten als das altfranzösische Gedicht. Es landen beispielsweise die Venezianer hierin in dem Seinehafen Harfleur, was ungereimt scheint, in jener der geographischen Sachlage entsprechender in Aiguesmortes, doch ist dies freilich erst aus der etwas kühnen Übersetzung *zu dem spitzen dode* zu erschliefsen. Weitere Punkte, in denen die Übersetzung ihre Quelle emendiert, sind S. 16 aufgezählt.

Das Verhältnis des zweiten Teiles veranschaulicht eine Tabelle (S. 19), nach der einige Worte eine Perspektive über die Vorgeschichte der *Huon-Capet*-Dichtung beleuchten, an die Benutzung des *Vœux du Paon* (nach 1312) erinnern und Verwandtschaftsmomente berühren, die ihn mit *Baudouin de Sebourc* und dem Burgunden *Auberi* verbinden. Hoffentlich findet Urtel einmal Zeit, die hier aufgeworfenen Probleme und Vermutungen eingehender zu untersuchen, was er beabsichtigt.

Wertvoll ist, dafs man zu den im Texte veröffentlichten Miniaturen auch Robert Schmidt als Kunsthistoriker zu Worte hat kommen lassen. Danach sind diese Miniaturen, die Schmidt ausführlich beschreibt, nicht deutsche Originale, sondern Kopien von französischen. In *Loher und Maller* kommt nun die Stadt Amiens vor. Hier ist eine Miniatur angebracht, die 'einen grünen Plan vor den Toren der Stadt' darstellt, 'der von

Wegen, die sich mehrfach kreuzen und den Eindruck eines achtstrahligen Sternes machen, durchzogen ist. Darin steht das Wort *»octofye»*'. Eine solche Promenade ist noch heute vor Amiens zu finden, und als ihr Name hat sich dies *Octovie*, wenn auch verstümmelt, erhalten, nämlich *Promenade de la Hotoie*. — 'Die Bilder der Huge-Scheppel-Handschrift sind von einem mittelrheinischen Illustrator zweiten Ranges um 1460—70 angefertigt, und zwar als indirekte, mehr oder weniger freie Kopien nach Miniaturen, die etwa um 1420—30 von mehreren Händen einer frankoflandrischen Werkstatt gearbeitet worden waren.'

Nun folgt der Text mit allen Miniaturen nach photographischen Reproduktionen, dann ein Namenverzeichnis und zum Schlufs die farbige, ganzseitige Wiedergabe von drei Miniaturen in Originalgröfse, die verkleinerte farbige Wiedergabe einer Seite der Handschrift und einige Schriftproben.

Dem Jugendfreunde Hermann Urtel meine Glückwünsche zu der mit allem Erfolge durchgeführten ehrenden Aufgabe, zugleich mit dem Wunsche, dafs der ersten Veröffentlichung aus der Hamburger Stadtbibliothek bald eine zweite, ebenbürtige folgen möge und der Roman von *Loher und Maller* nicht zuletzt an die Reihe komme.

München. Leo Jordan.

Otto Langheim, De Visé, sein Leben und seine Dramen. (Inaugural-Dissertation, Marburg.) Wolfenbüttel, Robert Angermann, 1903. 110 S. gr. 8°. M. 3.

Als Widersacher Molières in dem Streit um die *Frauenschule*, als Herausgeber des *Mercure Galant*[1] und Mitarbeiter von Th. Corneille und wegen seiner vielseitigen dramatischen Tätigkeit verdiente der rührige Donneau de Visé der Gegenstand einer eingehenderen Untersuchung zu werden. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, was wir von der Biographie de Visés wissen, zusammenzustellen, und die dramatischen Werke nach ihrem Inhalt und den Einzelheiten der Aufführungen eingehend zu besprechen. Er behandelt zunächst die polemischen Werke de Visés, *Zelinde*, *Vengeance des Marquis*, die er, wie jetzt wohl ziemlich allgemein angenommen wird, mit der *Lettre sur les affaires du théâtre* und den *Nouvelles nouvelles* de Visé zuschreibt, ohne Mitarbeit de Villiers'. Es folgen dann die übrigen Werke de Visés, nach ihrem Inhalt in einzelne Gruppen geteilt. Quinaults und de Visés Komödien 'La Mère coquette' werden eingehend verglichen, die zeitliche Priorität von de Visés Stück wahrscheinlich gemacht und die Vorzüge der Quinaultschen Bearbeitung gebührend hervorgehoben. Wir erfahren nur allgemein, dafs beide Dichter eine spanische Quelle benutzt haben, dafs einzelne Züge in dem Stücke de Visés Sorels *Berger Extravagant* und La Calprenèdes *Cassandre*[2] entnommen sein sollen. Auf eine eingehendere Quellenuntersuchung hat der Verfasser an dieser und anderen[3] Stellen verzichtet. Überhaupt beschränkt er sich zu sehr auf Inhalts-

[1] De Visé ist nicht 'der eigentliche Begründer des französischen Journalismus'. Lange vor ihm hatte der erfinderische Théophraste Renaudot seine *Gazette de France* (1631) gegründet.

[2] Der Geliebte Roxanes wird Orondate statt Oroondate genannt. Auch sonst sind besonders in den Zitaten Druckfehler häufig. S. 85 Anm. 2 l. Othon, Agésilas statt Othon, Alexandre.

[3] 'La Veuve à la Mode' (1667) wird auf La Fontaines Fabel 'La jeune veuve', die jedoch mit dem ersten Buch der Fabeln erst 1668 bekannt wurde, und indirekt auf das Fabliau 'La Veuve' zurückgeführt. Ein näherer Zusammenhang

angaben und die trockene Aufzählung von Tatsachen. In eine vollständige Würdigung de Visés hätte eine Charakteristik seiner Stellung innerhalb der dramatischen Literatur der Zeit und Molière gegenüber gehört. Das aktuelle Interesse, die detaillierte Milieuschilderung, die Selbstzweck wird gegenüber der stets auf die Darstellung allgemein menschlicher Typen hinzielenden Komik der Molièreschen Possen, das sind Züge, die de Visé mit den 'Realisten' und einer Gruppe zeitgenössischer und nachmolièrischer Komödien- und Possendichter teilt.

Heidelberg. F. Ed. Schneegans.

Voltaires Rechtsstreit mit dem Königlichen Schutzjuden Hirschel, 1751. Prozefsakten des Königlich Preufsischen Hausarchivs. Mitgeteilt von Dr. Wilhelm Mangold, Professor am Askanischen Gymnasium zu Berlin. Mit einem Anhang ungedruckter Voltairebriefe aus der Bibliothek des Verlegers und mit 3 Faksimiles. Berlin, E. Frensdorff, 1905. IV, XXXVII; 138 S.

Wenn man beim grofsen Publikum eine Enquête veranstalten könnte mit der Frage: Was wissen Sie von Voltaire? so wäre gewifs die Auskunft, die am häufigsten wiederkehren würde, bei vielen die einzige vielleicht, die sie geben könnten: Er hat in Berlin einen Juden geprellt und beim Prozefs die Richter hinters Licht geführt; so wie etwa bei Rousseau die Tatsache am bekanntesten sein mag, dafs er ein Buch über Kindererziehung geschrieben und die eigenen Kinder ins Findelhaus geschickt hat. Nun ist aber Tatsache, dafs Voltaires Berliner Judenaffaire, trotz allem, was bisher darüber geschrieben wurde, noch keineswegs geklärt war. Die unzureichenden Daten, die bisher vorlagen, und der äufserst verwickelte Charakter der Angelegenheit brachten es mit sich, dafs das letzte Wort der Voltairebiographen und der letzte Eindruck ihrer Leser eben doch durch die Pointe des bekannten Lessingschen Epigramms und durch Friedrichs unmutige Äufserungen über Voltaires Gaunerei bestimmt wurde. So ist es ein äufserst dankenswertes Unternehmen, wenn einmal aktenmäfsig festgestellt wird, was in der Sache wirklich über und gegen Voltaire vorliegt, und wenn durch Veröffentlichung aller noch vorhandenen Aktenstücke jedem Gelegenheit gegeben wird, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Ich versuche, die wesentlichen Punkte an der Hand der Akten und mit Hilfe von Mangolds einleitendem Kommentar herauszustellen. Am 30. Dezember 1750 reicht Voltaire eine Klagschrift beim Grofskanzler Samuel von Cocceji ein gegen den königlichen Schutzjuden Abraham Hirschel, der ihn 'durch allerhand seiner Nation gewöhnliche complaisances und Kunstgriffe dergestalt zu faszinieren gewufst, dafs er sich in verschiedene negotia mit ihm eingelassen.' Er klagt auf Herausgabe eines auf Paris ausgestellten Wechsels von 40000 Frs., den er, Voltaire, habe protestieren müssen, und den Hirschel ihm bis dato noch nicht 'retradiert' habe, sowie auf Taxierung von Pretiosen, die Hirschel ihm angeboten zur Abzahlung eines Darlehens von 3000 Rtlrn., das Hirschel am 17. Dezember bei ihm, Voltaire, aufgenommen und auf Barzahlung der Summe, die nach Abzug der sachverständig taxierten Diamanten an den von Hirschel geschuldeten 3000 Rtlrn. noch fehlt. Im Verhör der beiden Parteien macht Hirschel Enthüllungen über die Geschichte des Wechsels von 40000 Frs. Er will ihn von Voltaire laut einer 'Konvention' haben, kraft

läfst sich nicht erkennen, und der Verfasser begnügt sich mit der flüchtigen Andeutung. Auf die *Lettre sur des affaires du théâtre* glaubte der Verfasser leider nicht näher eingehen zu müssen.

deren ihm Voltaire ('aus Begierde, reich zu werden') den Auftrag zum Aufkauf von sächsischen Steuerscheinen in Dresden gegeben habe (nach dem 10. Artikel des Dresdener Friedens von 1743 mufsten diese im Wert stark gesunkenen Scheine aus den Händen preufsischer Untertanen zum vollen Wert angenommen werden. Die Spekulation damit war durch Friedrichs Verordnung schon 1748 verboten worden, p. V). Voltaire leugnet im ganzen Prozefs die Existenz dieser Konvention ab, zuletzt noch in dem vom Gericht ihm zugeschobenen Eide, den Mangold erstmals veröffentlicht. In diesem Eid spricht er nun allerdings nicht blofs von einer, sondern sogar von drei Konventionen mit Hirschel, von denen die eine, vom 23. November, Hirschels propositiones der Steuerscheine enthalten habe, aber nicht unterschrieben worden sei, eine andere, 'keine Steuerscheine zu nehmen', am 24. November von Hirschel unterschrieben worden sei, eine dritte, 'Zobelpelze und Diamanten betreffend', am 24. November von beiden, Voltaire und Hirschel, unterschrieben worden sei. Denn so erklärt nun Voltaire die Geschichte des Wechsels: das Steuerscheinnegotium sei ein 'unverschämtes mendacium' des Beklagten; 'das negotium, weshalb Kläger dem Beklagten die Wechsel gegeben, hat in einer versprochenen Lieferung von Diamanten und Pelzwerk bestanden.' Die Dokumente, die Hirschel zum Beweise seiner Behauptung vorbringt, reichen juristisch zur Konklusion nicht aus. Mangold schliefst sich der Ansicht eines der Richter, des Geheimrats Löper an, der in einer von Mangold im Geheimen Staatsarchiv gefundenen und von ihm erstmals veröffentlichten Relation in der Sache urteilt: 'Ich habe nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit nicht den geringsten Zweifel, dafs Kläger die Wechsel dem Beklagten in der Absicht gegeben, Steuerscheine dafür zu erhandeln, und das Vorgeben, Diamanten und Pelzwerk dafür zu kaufen, ist ... lächerlich.' Der moralische Wahrscheinlichkeitsbeweis, den Mangold für die Richtigkeit der hierauf sich beziehenden Angaben Hirschels führen zu können glaubt, ist wohl als gelungen zu betrachten. In ihrem Erkenntnis wollen die Richter auf die Frage, ob Steuerschein- oder Pelz- und Diamantenhandel vorgelegen habe, nicht eingehen, da es 'darauf nicht ankomme'. Damit stünde nun fest, einmal, dafs Voltaire sich auf eine in Preufsen unerlaubte Spekulation eingelassen und dann — nach Ansicht des Herausgebers —, dafs er in dem Reinigungseide falsch geschworen hat. Ohne die starken Wahrscheinlichkeitsgründe, die für diese Meinung sprechen, zu verkennen, möchte ich doch die Einschränkung, die Mangold selbst hinzufügt, dafs der Falscheid juristisch nicht genügend bewiesen werden könne, noch stärker unterstreichen. Die Möglichkeit ist meines Erachtens nicht ausgeschlossen, dafs der Eid seinem Wortlaut nach der Wahrheit entspricht. In einem Billett Voltaires, das Hirschel vorbringt und das Voltaire am stärksten belastet, ist von Diamanten die Rede, wo Steuerscheine gemeint sein müssen, wenn Löper und Mangold recht haben. Möglich wäre nun immerhin, dafs auch die Konventionen, die wir nun einmal im Original nicht mehr haben, von dem vorsichtigen Voltaire in entsprechender Weise in verschleiernder Form formuliert worden wären.

In dem angeblichen baren Darlehen von 3000 Rtlrn. sieht Mangold eine Schwindelei Voltaires, da er, wie schon Löper in seiner Relation hervorgehoben, dieses Darlehen mit nichts beweisen könne; er befindet sich hier im Gegensatz zum richterlichen Erkenntnis, nach dem 'Kläger hinlänglich bewiesen, dafs Beklagter ihm nach dem 16. Dezember 3000 Rtlr. schuldig gewesen'. Mangold ist geneigt, Hirschel zu glauben, der nach Ausstellung einer gegenseitigen Generalquittung vom 16. Dezember von Voltaire nichts, insbesondere kein bares Geld erhalten haben will. Die mit den Juwelen gedeckte Schuld rührt nach Hirschels Angabe vielmehr von einem schon im September 1750 von A. Hirschel, dem Vater, bei Voltaire aufgenommenen Darlehen von 4430 Talern her, worüber dieser

einen Wechsel ausstellte. Nun war dieser Wechsel Hirschel am 24. November (zum Gebrauch beim Steuergeschäft) eingehändigt worden. Da das Steuergeschäft sich zerschlagen hatte, mufste Hirschel den Wechsel von 4430 Talern einlösen, eine Verbindlichkeit, der er sich teils durch Barzahlung, teils mit den obengenannten Juwelen entledigt habe. Demgegenüber beruft sich Voltaire für seine behauptete Barzahlung auf zwei Scheine, einen vom 19. und einen vom 24. Dezember, in denen Hirschel eine Schuld von 3000 Rtlrn. anerkennt (der erste beginnt mit den Worten: *Pour payement de 3000 R par moy dus, j'ay vendu* etc.; der zweite enthält die Worte: *en payement de trois mil écus qu'il me devait*). Hirschel leugnet während des Prozesses lange seine Unterschrift unter dem ersten Schein, mufs aber doch schliefslich seine Hand anerkennen. Er erklärt ihn dann als einen Scheinschein, den ihm Voltaire durch seine Bitten abgedrungen, 'um das vorgehabte Steuerschein-Negotium desto besser zu verbergen; womit bei Sr. Königl. Majestät er sich damit legitimieren und zeigen könne, dafs die unter uns vorgewesenen negotia einen Juwelenhandel betroffen.' Hirschel bezichtigt Voltaire weiter der Fälschung dieses Scheins durch nachträgliche Zusätze und Radierungen. Die Richter schieben Voltaire den Eid zu, der am Schlufs des Prozesses schwört, dafs der Schein 'gänzlich in des Juden Gegenwart so geschrieben wurde, als er jetzt beschaffen, ohne dafs nachher ein einziges Komma daran verändert.' Mangold ist geneigt, diesen Schwur für richtig zu halten, obwohl er Voltaire an sich eine solche Änderung von Urkunden zutraut, wie er denn in der Tat an einer anderen Stelle der Akten eine Radierung und Korrektur von Voltaires Hand gefunden hat und mitteilt zur Charakterisierung Voltaires, 'um seinen Mangel an Respekt vor Aktenstücken zu zeigen'. Mangold urteilt mit bezeichnender und berechtigter Vorsicht: Die Fälschung des Scheins ist nicht nur nicht erwiesen, sondern sogar unwahrscheinlich (denn er enthält an sich nichts, was auf eine solche hindeutet), wenn auch nicht über jeden Zweifel erhaben. Bei der ganzen Frage ist mifslich, dafs das Original des Scheines nicht mehr bei den Akten liegt. Wir haben nur noch ein Faksimile davon aus der im Jahre 1790 gedruckten *Nachricht von dem Rechtsstreit des berühmten Voltaire wider den Juden Abraham Hirsch*, und dieses zeigt natürlich die behauptete Radierung nicht. Die Aussage der vereidigten Schreibmeister ist gleichfalls nicht mehr vorhanden. Man fragt sich, von wem diese schwerwiegenden Aktenstücke entfernt worden sind und cui bono? Mangold enthält sich darüber jeder Vermutung. Einen Dolus Voltaires nimmt er bei dem fraglichen Schein insofern an, als dieser zur Stütze der falschen Behauptung jener Barzahlung benutzt wurde. Wenn die Richter Voltaire glauben, weil sie zwischen der im Schein genannten runden Summe und der von Hirschel durch die Juwelen angeblich gedeckten Teilsumme jenes ersten Darlehens vom September eine von Hirschel nicht erklärte Differenz finden, so erscheint Mangold diese Erwägung nicht beweiskräftig gegen Hirschels Gegenvorbringen. Er glaubt, die Differenz anderweitig durch Beiziehung eines anderen Aktenstückes und Mitberechnung der Kursdifferenz erklären zu können. Wobei dann freilich psychologisch nicht ganz klargelegt ist, warum Hirschel nicht selbst diese Aufklärung gegeben hat, und warum er zunächst die doch auf die Dauer unhaltbare Ableugnung seiner Unterschrift vorgezogen und dann in seiner zweiten Verteidigungsposition die Stelle mit den 3000 Talern als gefälschten Zusatz bezeichnet hat, statt sie nach Mangolds Hypothese zu erklären. Zu einem völlig freisprechenden Urteil kommt Mangold in der Frage des zweiten Scheines (vom 24. Dezember), den Hirschel ebenfalls für halb gefälscht erklärte, und dessen Richtigkeit Voltaire daher gleichfalls beschwören mufste. Auch von diesem Schein ist das Original nicht mehr bei den Akten. Auch für eine weitere Anschwärzung Hirschels, Voltaire habe

seine Juwelen durch minderwertige vertauscht, konnte kein Beweis erbracht werden.

Dies ungefähr sind die Punkte, die für die moralische und juristische Beurteilung des Falles wesentlich sind; die interessanten und heiteren Momente, die der Prozefs auf Schritt und Tritt darbietet, sind damit weit nicht erschöpft; aber dazu wäre es nötig, den ganzen ausgezeichneten Kommentar Mangolds auszuschreiben. Mir scheint das wichtigste Ergebnis der Aktenpublikation zu sein, dafs die Dinge juridice günstiger für Voltaire liegen, als die communis opinio bisher wollte. Doch müssen wir Philologen uns hier bescheiden und das Urteil der juristischen Fachkritik abwarten, die sich ja wohl auch vernehmen lassen wird. Der Mensch Voltaire enthüllt sich in diesem seinem 'Handel mit dem Alten Testament' wieder in seiner ganzen naiven Gewissenlosigkeit und zeigt sich in jener uns wohl an ihm bekannten Verständnislosigkeit für die Werte der persönlichen Würde, der Ehre, des Charakters, die bei ihm so sehr Natur ist, dafs der Eindruck des Komischen immer wieder vorschlägt vor dem Eindruck des Verächtlichen.

Dem Herausgeber schuldet die Voltaireforschung warmen Dank für seine neue Gabe. Es steckt ein respektables Stück mühsamster Arbeit und umfassender Nachforschungen in seinen erläuternden Fufsnoten und in dem lichtvollen Exposé seiner Einleitung, mit dem er dem Leser einen geradezu unentbehrlichen Leitfaden durch ein Aktenlabyrinth gegeben hat, in dem der juristische und finanztechnische Laie sich ohne solche Hilfe unmöglich zurechtfinden könnte. Mangold hat den Briefwechsel durch ein sehr interessantes Novum bereichert: Fünf Briefe Voltaires an Cocceji, in denen man Voltaires Künste in der captatio benevolentiae seines Richters studieren kann; er hat einen wichtigen Abschnitt der Correspondance générale in der Molandschen Ausgabe chronologisch vollständig neu geordnet. Und so darf wohl unter den gerade in den letzten Jahren wieder reichlicher fliefsenden neu erschlossenen Quellen für die Voltairebiographie Mangolds Beitrag als der bedeutsamste bezeichnet werden.

Stuttgart. P. Sakmann.

Gustave Simon, L'enfance de Victor Hugo avec une analyse complète et des fragments d''Irtamène' et de ses premières poésies inédites. Paris, Hachette, 1904, in 8°, VIII et 282 p.

Der Verfasser hat für diese Untersuchung Vorarbeiten veröffentlicht: *Victor Hugo écolier* (*Rev. de Paris* X, 5. Sept.—Oct. 1903, 445), *Victor Hugo auteur dramatique à quatorze ans* (*Rev. d'Hist. litt. de la France* 1904, XI, 1). — Der Gang der Arbeit Simons stützt sich auf *Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie.* An Wert gewinnt dieses Buch durch mehrere, bisher noch nicht veröffentlichte Briefe (S. 7, 49, 92, 219, 222, 264). Der Verfasser ist bestrebt, das Wesen von Hugos Kunst, die Antithese, zu erklären. Er betrachtet diese als eine dem Dichter eigene Art des Sehens, das nur Licht und Schatten an den Gegenständen wahrnimmt: eine Ansicht, die schon L. Mabilleau (*Rev. d. d. mondes LXe an., 3me pér.* 834) ausgesprochen hat, und die auch E. Bertaux (*Victor Hugo artiste,* in der *Gazette des Beaux-Arts,* 1903) beibehält. Nun ist zwar wahr, dafs bei Victor Hugo die Inhalte der Vorstellungen des Gesichtssinnes bei weitem die der anderen an Stärke übertreffen; doch mufs betont werden, und darauf macht auch W. Martini (*Victor Hugos dramatische Technik nach ihrer historischen und psychologischen Entwicklung, Zs. f. frz. Sp. u. Lit. 27, Abhdl. 5 u. 7, 346*) aufmerksam, dafs der Gefühlswert der Empfindungen bei Victor Hugo so stark ist, dafs sich das Wesen so vieler Personen in den Dramen in den stärksten Gegensätzen entwickelt: mafsloses Überheben und Demut, Edelsinn und glühender Hafs lösen nur zu oft

einander in der Seele eines Helden ab (Cromwell, Triboulet, Ruy Blas u. a.). Man vgl. meine Untersuchung: *Die Typen der Helden und Heldinnen in den Dramen Victor Hugos* (*Prg. d. 2. deutschen Realschule,* Prag 1905, 19).

G. Simon zählt in dem Abschnitt *Fièvre de poésie* (S. 99 ff.) die in einem Hefte vereinigten *Poésies diverses* des Dichters auf; er bespricht ziemlich ausführlich *Irtamène,* Hugos erstes Drama (S. 111—127); *Athélie* tut er mit 11 Seiten ab, er kommt kaum über die Inhaltsangabe des Stückes hinaus, um *Inez de Castro* überhaupt nur zu erwähnen. Gerade dieses vollständige Drama hätte eingehender betrachtet werden können, spinnen sich doch von ihm aus Fäden in die spätere dramatische Tätigkeit Hugos. Wenn auch der Verfasser sich entschuldigt, daſs nicht alle diese Jugenddramen in seiner Untersuchung besprochen werden konnten, so empfinden wir doch diesen Mangel umsomehr, wenn wir auf 3 Seiten (157 ff.) ausführlich erfahren, auf welche Weise der junge Dichter eine Abhandlung (*Le bonheur que procure l'étude dans toutes les situations de la vie*) bei der *Académie française* einreichen wollte. Vieles, schon lange Bekanntes, in *Victor Hugo rac.* Abgedrucktes hätte in kürzerer Form dargeboten werden können; ein wenig Maſshalten mit dem Heranziehen von *Victor Hugo rac.* wäre geboten gewesen; dieses Werk kann als Quelle in literarischen Fragen doch nur mit der gröſsten Vorsicht benutzt werden.

Der Verfasser führt die Lebensgeschichte Hugos bis zum Erscheinen der *Odes et Poésies diverses* (1822); in dem Schluſsworte seines Buches weist Simon mit Recht darauf hin, daſs weniger die Schule und das Studium Victor Hugo bildeten, als vielmehr des Dichters Mutter, die Natur und die Menschen.

Eine wertvolle Bereicherung erfährt die zahlreiche Literatur der Jugenddichtungen Hugos durch Simons Arbeit nicht.[1]

Prag. Willibald Kammel.

Ernest Dupuy, La Jeunesse des Romantiques: Victor Hugo — Alfred de Vigny. Société française d'imprimerie et de librairie, 1905, in-18 jésus.

En 1902, M. Ernest Dupuy — qui déjà avait publié sur *Victor Hugo, l'homme et le poète* un ouvrage éloquent, plein de vues ingénieuses, auquel on ne pouvait reprocher qu'un plan un peu factice et un enthousiasme peut-être trop constant — avait voulu célébrer, pour sa part, le centenaire du grand poète en publiant une savante et impartiale étude sur *la Jeunesse de Victor Hugo.*

Après avoir pratiqué des fouilles heureuses dans les archives de l'Académie Française, après s'être entouré de documents peu connus ou inédits, après avoir établi avec soin la chronologie des premières œuvres de Hugo et des œuvres contemporaines, M. Dupuy avait suivi le poète depuis son premier concours académique en 1817 jusqu'à son triomphe d'*Hernani* en 1830, et il avait signalé nettement les influences qu'il a subies, les événements qui ont déterminé la direction de sa pensée, les amis et les disciples qu'il a groupés autour de lui, les changements et les progrès qui se sont marqués dans ses productions. Chemin faisant, il avait rectifié des dires de M. Biré, semé des remarques intéressantes, cité des articles curieux du *Conservateur littéraire* et de la *Muse française.*

Ce travail ayant été bien accueilli, l'idée est venue à M. Dupuy d'étendre

---

[1] Gustave Simon, *Victor Hugo, Années d'enfance* (*Bibliothèque des écoles et des familles*), Paris, Hachette, 1904, in 8°, VIII et 188 p. — Von unbedeutenden Veränderungen abgesehen, sind die *Années d'enfance* nichts anderes als der Abdruck des obigen Buches.

ses investigations à la jeunesse et à la formation intellectuelle de tous les romantiques notables. Sur ce sujet excellent il publiera une série de volumes que nous attendons avec confiance: le premier, que nous annonçons aujourd'hui, est, comme il fallait s'y attendre, un très bon livre.

Il se compose de cinq chapitres: *La jeunesse de Victor Hugo; — Victor Hugo et son père; — La jeunesse d'Alfred de Vigny; — L'amitié d'Alfred de Vigny et de Victor Hugo; — Les origines littéraires d'Alfred de Vigny.*[1]

A une petite addition et à une petite suppression près, le chapitre sur *la jeunesse de Victor Hugo* n'est que la réédition de la brochure de 1902.

Le chapitre sur *Victor Hugo et son père* se divise en deux parties:

La première est une étude minutieuse et attachante à la fois sur les relations du poète avec son père Léopold Sigisbert Hugo. Jusqu'en 1822, ces relations sont fort peu de chose: la femme du général avait obtenu en 1818 un jugement de séparation de corps, et son fils, qu'elle avait élevé, avait pour elle une affection tout exclusive; lorsque Victor, fiancé d'Adèle Foucher, dut s'adresser à son père pour lui demander son consentement au mariage qu'il désirait, il se reprochait amèrement cette conduite: 'J'aime et je respecte la mémoire de ma mère, et je l'oublie, cette mère, en écrivant à mon père!' Mais, une fois rapproché de son père, Victor Hugo sent naître et s'accroître en lui pour le glorieux soldat une affection tendre et pieuse; son bonapartisme naissant le rend fier de l'ancien maréchal de camp du roi Joseph, du vaillant défenseur de Thionville; et, à son tour, son admiration filiale pour l'un des collaborateurs de Napoléon en fait le chantre de plus en plus convaincu de l'épopée impériale. Les dissentiments, inévitables, entre Adèle Hugo et la seconde femme du général — dissentiments momentanés, d'ailleurs — n'enlèvent rien à la cordialité des relations entre le père et le fils; le 28 janvier 1828, quand le général meurt subitement, il avait quitté Blois, son ancienne résidence, et habitait à Paris tout près de son fils; Victor venait même de passer gaiement toute la soirée avec lui.

Cette histoire, en grande partie contée au moyen de documents nouveaux, de lettres inédites, de rectifications apportées au récit du *Victor Hugo raconté*, cette histoire ne fait pas seulement ressortir une fois de plus la noblesse de certains sentiments de Victor Hugo et son dévouement à tous les siens. Elle éclaire une portion de l'œuvre du poète, et c'est ce que montre M. Dupuy dans une seconde partie où, de l'ode *à Mon père* à la petite épopée *la Paternité*, il parcourt rapidement les poèmes que la fierté et la piété filiales ont inspirés au fils respectueux de 'Joseph-Léopold-Sigisbert Comte Hugo, lieutenant général des armées du roi, non inscrit sur l'arc de triomphe de l'Étoile'.[2]

Le troisième chapitre, sur *la Jeunesse d'Alfred de Vigny*, s'appuie aussi sur des documents inédits: on y trouve des extraits de *Mémoires* du poète et des pièces officielles empruntées à la Bibliothèque nationale, aux Archives ou au Ministère de la guerre. Grâce à ces documents et surtout grâce à une méthode critique rigoureuse, M. Dupuy nous retrace l'histoire exacte des Vigny et des Baraudin, c'est à dire des aïeux paternels et maternels du fier auteur de *l'Esprit pur;* il réduit à leur juste mesure ses prétentions nobiliaires et ses revendications de gloire guerrière; surtout, il nous montre, mieux qu'on ne l'avait encore fait, dans les regrets aristocratiques et dans

[1] Ces chapitres ont paru séparément dans des Revues, et on s'en aperçoit par endroits. Ainsi, en rapprochant, p. 346—347, la fin de *Cinq-Mars* du début de *Cromwell*, M. Dupuy paraît oublier qu'il a déjà fait la même remarque intéressante à la page 260.

[2] Ainsi s'exprime, on le sait, pour réparer un injuste oubli, la dédicace des *Voix intérieures.* — P. 89, n. 2, lire 'après le décès de sa première femme' — et non 'de sa seconde'; p. 114, l. 5, lire 'retenue'.

l'éducation morose de ce gentilhomme une des causes de son pessimisme. Maintenant, est-il juste d'ajouter (p. 163) que Vigny a été 'de bonne heure très sceptique en matière de religion et, jusqu'à l'heure de la mort, athée, non pas peut-être "avec délices" comme André Chénier, mais très résolument et par haine du dieu biblique, à la Voltaire, à la Byron'? Le désaccord des critiques sur les croyances religieuses ou irréligieuses de Vigny montre qu'elles ne sont pas aisées à connaître, et je n'essaierai donc pas de les déterminer en quelques lignes; mais, lorsque Vigny perd sa mère, cette mère qui autrefois l'avait conjuré de s'attacher avant tout à l'existence de Dieu et à l'immortalité de l'âme, le *Journal d'un poète* le montre bien s'inclinant devant la divinité; et si, en dehors de cette période, Vigny éprouve le plus souvent pour Dieu une sorte de haine, cette haine paraît bien s'adresser à un Dieu réel et personnellement malfaisant, non pas seulement à *l'idée* d'un Dieu.

L'amitié de Vigny et de Victor Hugo a une histoire qui est étroitement liée à l'histoire même de l'école romantique; elle a, de plus, connu des vicissitudes dont les causes appellent toute l'attention des psychologues. Elle méritait d'être étudiée avec soin et avec finesse. M. Dupuy a donc consacré à cette amitié son chapitre quatre, où sont produites pour la première fois d'intéressantes lettres des deux poètes. Comment a commencé la liaison, sans doute par l'intermédiaire d'Emile Deschamps; comment elle a été d'abord resserrée par les douleurs et les joies, et quels mutuels services les deux frères d'armes se sont rendus; comment, ensuite, le mariage de Vigny, les perfidies de Sainte-Beuve, les rivalités littéraires et les divergences politiques ont relâché des liens si doux; comment enfin l'amitié a reparu, mais pour sombrer définitivement dans la catastrophe politique qui a fait de Victor Hugo un exilé et de l'ancien légitimiste Vigny un ami modéré du gouvernement de Napoléon, on le verra dans l'étude si pleine de choses de M. Dupuy.

Mais la partie la plus importante du volume, c'est sans doute le dernier chapitre, sur les origines littéraires d'Alfred de Vigny. Sans vouloir contester — et bien s'en faut — l'originalité foncière du poète philosophe, M. Dupuy montre qu'il s'est inspiré soit pour la formation même de son instrument poétique et de sa philosophie, soit pour la composition de telle ou telle œuvre, de quelques poètes français ou étrangers qu'il connaissait bien.

André Chénier lui a été fort utile pour ses premiers poèmes, et il n'est pas besoin pour l'admettre de rejeter, comme l'a fait Sainte-Beuve, les dates assignées à ces poèmes par leur auteur.

Delille, aujourd'hui trop dédaigné, n'a pas été sans influence sur les descriptions de Vigny, pas plus que sur celles de Lamartine ou de Victor Hugo.

On savait que *la Neige* devait son sujet à *Emma et Éginhard* de Millevoye; mais Vigny s'est aussi servi des *Regrets d'une infidèle* et de *Symèthe* pour *Dolorida*, et les poèmes bibliques, comme les poèmes antiques, de Millevoye lui ont suggéré quelques beaux vers.

L'influence de Népomucène Lemercier est moins nette, et peut-être M. Dupuy ne la signale-t-il que pour avoir une occasion de noter d'intéressants emprunts faits par Victor Hugo à l'auteur, dont il a occupé le fauteuil à l'Académie, de *la Panhypocrisiade*.

Pour Klopstock, M. Dupuy n'a pas de peine à montrer que Vigny s'en est beaucoup moins inspiré qu'on ne l'a cru.

Le grand inspirateur français de Vigny, c'est, comme il est naturel, 'le grand sachem de la poésie romantique', Chateaubriand. *Les Martyrs* ont été 'pour les jeunes poètes royalistes de la Restauration une sorte de *Thesaurus poeticus* français ou, si l'on veut, une Mer des images'. Vigny y a puisé bien des vers de son *Héléna*, l'idée d'une scène de *la Canne de*

jonc et jusqu'au symbole générateur de *la Maison du Berger*, comme il a pris dans *Atala* le passage d'*Éloa* où est trop élégamment décrit le colibri.

C'est peut-être Chateaubriand qui a conduit Vigny à Milton et, ce faisant, il lui a rendu un éminent service, car *Éloa* doit beaucoup au *Paradis perdu*. Mais est-il vrai, comme paraît le dire M. Dupuy (p. 341) que *la Colère de Samson* doit beaucoup aussi au *Samson agonistes* et que Vigny, en écrivant le sombre poème où est dépeinte *la lutte éternelle* qui *se livre en tout temps, en tout lieu*

Entre la bonté d'Homme et la ruse de Femme,

a eu pour objet de 'lutter d'originalité et de vigueur avec un homme de génie dans un sujet où il avait laissé des traces ineffaçables?' Les différences mêmes que, loyalement, M. Dupuy laisse voir entre les deux œuvres rendent ces assertions difficiles à accepter. Le *Samson agonistes* met en scène Samson aveugle et sa mort: le Samson de Vigny n'est aveuglé qu'aux derniers vers! — La Dalila de Milton vient longuement parler, pour l'avilir encore, à celui qu'elle a perdu: la Dalila de Vigny tremble de se sentir dans le même temple que lui et ne se rassure qu'en disant: 'Il ne me verra pas!' — Le Samson de Milton s'accuse de sa dégradation, causée par la concupiscence: le Samson de Vigny n'accuse que la femme et la nature! — Le Samson de Milton demande pardon à Dieu: le Samson de Vigny fait remonter à Dieu la responsabilité du mal:

Quand le combat que Dieu fit pour la créature
Et contre son semblable et contre la nature
Force l'homme à chercher un sein où reposer!

Si Vigny a connu le poème de Milton (ce qui est possible, car il écrivait *la Colère de Samson* en Angleterre, à Shavington; mais ce qui n'est pas certain, car il a pu tirer son sujet du chapitre 16 des *Juges*), il l'a donc complètement transformé, et dans quel sens? dans un sens irréligieux et pessimiste, on vient de le voir; mais il faut ajouter: dans un sens personnel.

Peu favorable — et je l'en loue hautement — aux critiques littéraires qui se délectent au récit des scandales qu'ils trouvent dans la vie de leurs auteurs; agacé, si j'ose dire, par tant de révélations retentissantes, M. Dupuy n'a pas été fâché d'expulser de *la Colère de Samson* le souvenir de la Dalila du poète, de la comédienne M[me] Dorval. Mais que de vers — et quels vers! — du poète résistent à cette violence:

Elle rit et triomphe; en sa froideur savante
Au milieu de ses sœurs elle attend et se vante
De ne rien éprouver des atteintes du feu.
A sa plus belle amie elle en a fait l'aveu:
Elle se fait aimer sans aimer elle-même;
Un maître lui fait peur. C'est le plaisir qu'elle aime;
L'Homme est rude et le prend sans savoir le donner.
Un sacrifice illustre et fait pour étonner
Rehausse mieux que l'or, aux yeux de ses pareilles,
La beauté qui produit tant d'étranges merveilles ...

Toujours mettre sa force à garder sa colère
Dans son cœur offensé, comme en un sanctuaire
D'où le feu s'échappant irait tout dévorer;
Interdire à ses yeux de voir ou de pleurer,
C'est trop! .....

Certes, Vigny a prétendu faire de *la Colère de Samson* une peinture épique, symbolique et d'un intérêt universel. Mais cette Dalila, mystérieuse dans sa perversité, peut-elle vraiment représenter la femme? Le symbole, à force d'être excessif, ne perd-il pas toute valeur? Vigny n'est-il pas ici

un esprit aigri qui cède à son amertume et généralise indûment son expérience? Le souvenir cuisant de Mme Dorval a fait pour Vigny de la Femme une Dalila en 1839; apaisé, le poète fera de la Femme une Eva en 1842, dans *la Maison du Berger.*

Si je crois devoir contester ici l'assertion, ou plutôt l'insinuation, de M. Dupuy[1], en revanche je trouve tout à fait ingénieuse et plausible son hypothèse au sujet de l'article que Victor Hugo a consacré à *Éloa* dans la Muse française de 1824 et qu'il a reproduit en 1834 dans *Littérature et philosophie mêlées,* en l'appliquant cette fois au *Paradis perdu.* Les termes de cet article caractérisent beaucoup mieux le poème anglais que l'œuvre française. '... L'échelle entière de la création parcourue depuis le degré le plus bas; une action qui commence par Jésus et qui se termine par Satan, Ève entraînée par la curiosité, la compassion et l'imprudence jusqu'à la perdition; la première femme en contact avec le premier démon', toutes ces expressions ne font-elles pas supposer que Victor Hugo avait d'abord écrit une étude à l'éloge du *Paradis perdu;* qu'il l'a détournée de sa destination en 1824 pour célébrer plus vite l'apparition d'*Éloa;* et qu'il lui a rendu en 1834 sa physionomie primitive? Qu'une pareille métamorphose en 1824 ait été à la rigueur possible, voilà qui est déjà suffisamment à l'éloge de Vigny.

Plus que Chateaubriand, plus que Milton, un poète a agi fortement sur Vigny, et non seulement sur le poète, mais sur le penseur, dont il a en partie formé le pessimisme. C'est Byron, dont M. Dupuy cite de nombreux passages en les rapprochant de passages analogues de Vigny. Seulement, le pessimisme de Vigny est plus général, plus sombre, plus désespéré que celui de Byron; 'Si le nihilisme de Vigny contient le pessimisme de Byron, il le dépasse,' dit avec raison (p. 360) M. Dupuy. A-t-il raison aussi d'ajouter ce qui suit? 'Jusqu'à quel point (il le dépasse) un trait suffit à le montrer. Childe Harold, qui ne hait point l'homme, s'extasie devant la nature. Manfred, qui a l'homme presque en horreur, se réfugie encore en elle; il repose ses yeux sur le glacier couvert de neige vierge, et le torrent, dont 'la nappe d'argent' brille au soleil 'à l'heure de midi' suffit pour lui verser l'enchantement. La nature laisse Vigny indifférent à sa beauté; il reste devant elle hostile, accusateur, autant que devant Dieu lui-même:

> Vous ne recevrez pas un mot d'amour de moi.'

La philosophie de Vigny est moins cohérente qu'on ne la fait souvent et que ne la fait ici M. Dupuy. Le poète refuse âprement son amour à la nature dans *la Maison du Berger,* mais, dans la même *Maison du Berger,* il invite Éva à se reposer avec lui dans la nature:

> La Nature t'attend dans un silence austère ....
> Le crépuscule *ami* s'endort dans la vallée ....
> Et là, parmi les fleurs, nous trouverons dans l'ombre
> Pour nos cheveux unis un lit silencieux.

On pourrait ajouter aux rapprochements que fait M. Dupuy, et il le dit lui-même. Quelques-uns de ces rapprochements pourraient aussi être contestés, et dans toute étude de sources un tel accident est inévitable. Pourquoi serait-il vrai, par exemple (p. 329), que '*la Fille de Jephté,* écrite en 1820, n'a pas d'autre origine que cette belle comparaison qui sert, dans *les Martyrs,* à exprimer l'état de la société chrétienne à la veille de la persécution: 'L'Eglise se préparait à souffrir avec simplicité: comme la fille de Jephté, elle ne demandait à son père qu'un moment pour pleurer son sacrifice sur la montagne?' Pourquoi Vigny, qui lisait assidûment la

[1] Précisée dans un article de la *Revue d'histoire littéraire de la France* sur *Alfred de Vigny et son temps* de M. Léon Séché (Avril-Juin 1903, p. 340 sqq.).

Bible, n'aurait-il pas pris le sujet au chapitre XI des *Juges?* — B. 320, M. Dupuy veut que deux poèmes de Victor Hugo viennent de passages de Népomucène Lemercier: 'Croira-t-on que Victor Hugo ait pu lire avec indifférence le dialogue de Bourbon et de la Conscience? Croira-t-on que son cerveau retentissant n'ait pas été comme ébranlé par cette ligne-ci:

La Conscience.

J'ai des ailes; sur toi je fonds en épervier.

'A mon avis, ce vers a pénétré dans son esprit, et il en est ressorti sous la forme du symbole saisissant: *l'Aigle du Casque.* Ailleurs, ce sont les vents qui s'acharnent à secouer et à détruire l'abri que les soldats ont fait avec des drapeaux pour couvrir la tête du roi; et, la tente arrachée, toutes les voix de l'ouragan poussent ce cri d'orgueil:

.... les vents impétueux
Respectent-ils des rois les fronts majestueux?
Sur la terre et les cieux désolant leurs empires,
Nous brisons sans égards leurs dais et leurs navires.

'Hugo a recueilli l'idée et il en a tiré, par un trait de génie, *la Rose de l'Infante.*' Il se peut que ces lignes aient raison; mais il y a bien loin, à vrai dire, du vers de la Conscience à cette hardie invention de l'aigle d'airain se détachant du casque qu'il surmontait, s'élançant plein de vie et de colère sur Tiphaine et s'envolant, terrible, après lui avoir crevé les yeux.

Quant à *la Rose de l'Infante,* quelque chose en était peut-être en germe, dès 1830, bien avant que Victor Hugo relût, pour faire son éloge académique, Népomucène Lemercier, dans ces vers des *Feuilles d'Automne* (I):

Je pourrai dire un jour, lorsque la nuit douteuse
Fera parler les soirs ma vieillesse conteuse,
Comment ce haut destin de gloire et de terreur
Qui remuait le monde aux pas de l'Empereur,
Dans son souffle orageux m'emportant sans défense,
A tous les vents de l'air fit flotter mon enfance,
Car, lorsque l'aquilon bat ses flots palpitants,
L'Océan convulsif *tourmente en même temps*
Le navire à trois ponts qui tonne avec l'orage,
Et la feuille échappée aux arbres du rivage![1]

Il est vrai que ce souvenir des *Feuilles d'Automne* a fort bien pu, dans l'esprit de l'auteur de la *Légende,* se concilier avec celui de *la Panhypocrisiade.* Et il est vrai encore que ce sont là de menus détails qui n'importent guère à la vérité générale du tableau que nous a tracé M. Dupuy.

Remercions le savant critique de son ouvrage et souhaitons l'heureux achèvement des volumes qui doivent suivre.

Montpellier. Eugène Rigal.

Johannes van den Driesch, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Altfranzösischen. Strafsburger Dissertation. Erlangen 1905. 124 S.

Der Verfasser hat die dankenswerte Selbstüberwindung besessen, zu dem im ganzen erprobten und als richtig erwiesenen Satz Gröbers in sorgfältiger Arbeit die Beweistabellen zu liefern. Er untersucht einige Prosa-

[1] P. 364. M. Dupuy signale quelques influences moins importantes qui se sont exercées sur Vigny: celles de Dante, de Rabelais. M. Jacques Langlais a insisté récemment, non sans quelque exagération, sur celle de Corneille. Voir *Alfred de Vigny critique de Corneille, d'après des documents inédits.* Clermont-Ferrand, 1905, 8°.

texte des 13. Jahrhunderts systematisch vom modern-psychologischen Standpunkte aus, indem er nicht mechanisch nur konstatiert, wann das Adjektiv vor, wann nachgestellt ist, sondern feinfühlig und verständnisvoll der jedesmaligen Bedeutung im Zusammenhang des Satzganzen gerecht zu werden sucht. Das Gelingen war der Arbeit von vornherein gesichert.

Nach einem kurzen historischen Überblick über die bisherigen Arbeiten auf seinem Gebiete werden die einzelnen Adjektivgruppen betrachtet, und es ergibt sich das folgende Resultat: (S. 49—52) Das Adjektiv wird vorangestellt, sobald es sich um eine subjektive Bewertung (S. 27) resp. um den Ausdruck des Gefühlsanteils handelt, den der Sprechende an der Bewertung nimmt. Dagegen ist es nachgestellt bei Artunterscheidung oder ruhig sachlicher Erklärung, bei der die moderne Sprache den determinierenden Begriff gewohnheitsmäfsig nach dem Determinierten setzt. Dabei ist bemerkenswert, dafs (nach Rud. Wagner, S. 31) 75 Prozent aller vorgesetzten Adjektiva Artwörter sind (S. 49) und (ebd. S. 99) 85 Prozent aller nachgesetzten gelehrte Wörter (S. 26). Der Verfasser beobachtet gut ein doppeltes Stellungsprinzip (S. 65): Das gewohnheitsmäfsige, vor Zeiten bewufste und das stets erneute, momentan bewufste. Manchmal gehen beide zusammen, manchmal widerstreiten sie einander, denn die in einer sprachlichen Periode affektische Stellung wird zur gewohnheitsmäfsigen einer folgenden dadurch, dafs manche Stellungen analogisch wiederholt werden, so dafs ihre ursprüngliche Bedeutung verblafst und verloren geht. Am klarsten wird dieser Vorgang bei zusammengesetzten Wörtern, z. B. *prudhomme, Malmaison, Beaumont, minuit, longtemps* etc., deren mittlere Stadien (gewohnheitsmäfsige Vorstellung des Adjektivs) im 13. Jahrhundert van den Driesch uns vorführt.

Unter den vorangestellten Adjektiven finden wir die Bezeichnungen für Quantität (darunter auch die Kardinalzahlen) und Qualität, auch bei übertragener Bedeutung, wie *la maistre porte, la mere eglise* (S. 41) etc., alle Bezeichnungen für Grad, Vollständigkeit und ähnliches. In diese Gruppe gehören also nicht nur alle Ausdrücke für subjektive Schätzung, sondern — dies hat der Verfasser nicht genug hervorgehoben — auch alles, was eine relative Bewertung angibt: *jeune, aisné* können doch nicht gut neben *bel, bon* unter subjektive Werte eingereiht werden.

Auffallend ist nun, dafs auch die Farbadjektive vorangestellt werden, die doch nicht unter affektische oder subjektive oder relative Bewertung eingeordnet werden können, sondern — für den naiv Sprechenden — eine ganz objektive Gültigkeit haben. Verfasser erklärt die Fälle von Voranstellung damit, dafs dem Sprechenden die Farbe besonders auffalle, also doch eine affektische Redeweise vorliege. *Une blanche main,* weil das Adjektiv ein 'épithète méliorative' (Clédat) ist, *blonds cheveux,* weil blond die einzig geschätzte Haarfarbe im Mittelalter war. Also gleichsam: der Sprechende konstatiert nicht nur, dafs die Hand weifs ist, im Gegensatz zu einer roten, sondern er drückt auch aus, wie sehr ihm ihre Weifse auffiel, ins Auge fiel. Zur Erklärung der Voranstellung in *blanc moine, noir moine* etc. zieht der Verfasser die Verwendung von *destre* und *senestre* zur Hilfe heran. Man bezeichnete die Mönche nach ihrer Kleidung; ursprünglich mufste also das Farbadjektiv als distinguierend nachstehen. Dann genügte die Farbbezeichnung allein, wie eben *destre, senestre,* und das Substantiv wurde als erläuternder (mehr oder weniger überflüssiger) Nachtrag gesetzt (S. 84). Den Verfasser selbst befriedigt diese Erklärung nicht (S. 83); die Reihe von Beispielen, die er gibt, ist auch wirklich damit nicht genügend analysiert. Vielleicht wäre er mit seiner anderen Erklärung weiter gekommen.

Die sprachliche Gewohnheit, das Farbadjektiv sowohl vor- als nachzustellen, ist der schwierigste Punkt für die ganze Untersuchung, weil die

Voranstellung eben nur dann genügend erklärt ist, wenn das Farbadjektiv wirklich als 'auszeichnendes Attribut' aufgefaſst werden kann, was bei der Mehrzahl der angeführten Beispiele nicht der Fall ist. Wenn Villehardouin erzählt: *Li cuens ... se herberja es vermeilles tentes l'empereor Morchuflès*, so ist doch bei *vermeilles* kein subjektiver Anteil des Sprechenden, keine 'affektische Attribuierung' denkbar. Eher könnte man sagen: *tentes l'empereor Morchuflès* ist ein begriffliches Ganzes und *vermeilles* wurde aus stilistischen Rücksichten vorgesetzt, statt es nach *Morchuflès* folgen zu lassen, wo es entweder ungeschickt nachhinkt oder gar zu stark in den Vordergrund geschoben wird. Aber in dem Beispiel ... *et ot tendues ses vermeilles tentes* ist auch diese Auslegung nicht möglich. Die Bedeutung ist wohl die: Der Kaiser hat — wie man weiſs — purpurrote Zelte, und die hat er aufgeschlagen. Also gerade die der affektischen entgegengesetzte Bedeutung liegt vor; das 'doppelte Stellungsprinzip' allein kann hier Aufklärung geben. Mag *vermeilles tentes* ursprünglich ausdrücken, daſs der Beschauer, von der Pracht der Farbe geblendet, in die Bezeichnung einen besonderen Akzent legen wollte, so ist es im Verlaufe der Erzählung zur gewohnheitsmäſsigen Stellung vorgerückt. Vgl. im Deutschen etwa: I. Die Zelte aus (eitel) Purpur > II. die purpurnen Zelte > III. die Purpurzelte. Auch hier ist I. malend, II. berichtend, III. rekapitulierend. Es wäre also zur genauen Feststellung des Sachverhaltes noch geboten, auch bei jedem einzelnen Adjektiv innerhalb jeder einzelnen Erzählung zu konstatieren, wie es zuerst und wie später auftritt. Der Verfasser hat selbst manchen Anlauf dazu genommen, so bei der Erklärung von *caude pierre* (S. 58). Auch bei den vorangestellten Farbadjektiven hätte er wie hier aufstellen können: es wird auf etwas schon Bekanntes zurückverwiesen; das Substantiv soll durch das Adjektiv nicht abermals distinguiert, nur das Gefühl des Hörers für das schon Erwähnte in Anspruch genommen werden. Bedeutsamerweise haben wir es plötzlich nicht mit dem affektischen Anteil des Redenden, sondern des Hörenden zu tun. Wird nun aber das Wort vorangestellt, nur 'um auf Bekanntes zurückzuweisen', so sind wir also bei der analogischen Stellung angelangt, und diese führt zur gewohnheitsmäſsigen. *Blanc moine* etc. war im 13. Jahrhundert halb und halb auf dem Wege, feste Verbindung, wie *lonc tens* und ähnliches, zu werden, ist aber nicht zu einem einheitlichen Wortgefüge vorgedrungen wie diese, weil die Notwendigkeit zu distinguieren immer wieder zwang, das Adjektiv nachzustellen. Dadurch muſste das Bewuſstsein der Zusammensetzung stets lebendig bleiben. Vgl. dagegen Entwicklungen wie *rouge-gorge*, *Noirmoustier* u. a.

S. 14 ist irrtümlich *lettre de conduit sauf alant et sauf venant* angeführt; auch in *oyant tox*, *entrant august* ist das Partizip in voller verbaler Kraft, die Einreihung dieser Beispiele also nicht gerechtfertigt. Die Einreihung von *riche* und den Adjektiven *-eus* unter die Elative ist einigermaſsen gewaltsam und nicht überzeugend; tatsächlich sieht sich der Verfasser genötigt, sie auſserdem noch an verschiedenen anderen Orten zu erwähnen. Bei den Adjektiven *-able* widerspricht die elementare Bedeutung des Suffixes dieser Behandlung. Genau genommen ist eigentlich jedes vorangestellte, also affektisch gesetzte Adjektiv als Elativ zu deuten. Übrigens werden die Elative selbst ebenso gebraucht wie die anderen Adjektiva; also ist die Ausdehnung des Begriffs 'elativ' auf alle S. 118 ff. genannten Adjektiva gar nicht notwendig. Der Verfasser hätte nur von vornherein die für die Elative gebrauchte Unterscheidung auf alle Adjektive ausdehnen sollen: Nicht nur der Elativ wird nachgesetzt, wenn er 'mit Nachdruck' gesprochen wird (S. 114), sondern jedes Adjektiv. Im Ganzen wird man also sagen: die Nachsetzung des Adjektivs erfolgt, um die Art zu bezeichnen, um zu distinguieren, zur gegensätzlichen Heraushebung, zur Heraushebung über-

haupt. Das nachgesetzte Adjektiv ist an sich voller betont als das vorgesetzte. Die S. 26, 27 Anm. vorgebrachte Ansicht des Verfassers ist in diesem Zusammenhange wohl auch einer Modifizierung bedürftig. Er sagt da: die gefühlsmäßsige Wortstellung ist die 'unwillkürliche', daher zeigt sich in ihr das von Wundt formulierte allgemein psychologische Prinzip wirksam; die verstandesmäßsige ist die willkürliche, für sie ist die Logik bestimmend. Diese Unterscheidung scheint mir nicht zutreffend. Auch die affektische Wortstellung ist nicht ganz 'unwillkürlich'; auch die verstandesmäßsige ist nicht ganz 'willkürlich'. Seit den ältesten Zeiten sprachlicher Überlieferung gibt es — natürlich! — affektische und verstandesmäßsige Ausdrucksweise. Beide sind aus dem innersten Bedürfnis des Mitteilenden heraus entsprungen. Beide sind von alters her überliefert, also habituell. Die eine ist so willkürlich (oder so unwillkürlich) wie die andere. Auch die scharf pointierte Gegeneinanderstellung von psychologischen und logischen Prinzipien bei der Wortstellung ist nicht gerechtfertigt. Was die beiden Stellungen von Anbeginn geschieden haben mufs, ist einzig und allein das Prinzip inneren Gegensatzes. Die eine ist von vornherein — grundsätzlich — das Gegenteil der anderen. Aber man könnte nicht sagen, dafs eine bestimmte Stellung für den affektischen Ausdruck prädestiniert ist. Die historische Betrachtung lehrt das Gegenteil. Die Alten drückten sich gewifs nicht weniger 'logisch' aus als wir, obzwar für sie der Satz vom nachgestellten distinguierenden Adjektiv nicht gilt. Es ist aber die Eigenart aller sprachlichen Entwicklung, dafs die zu einer bestimmten Periode geltenden Gesetze nicht für Zeit und Ewigkeit anwendbar sind. Die affektische Stellung sowohl als die distinguierende wird gewohnheitsmäfsig, dann wirkt keine mehr an ihrem Platze, und um eindrucksvoll zu reden, werden die Stellungen umgekehrt. Dies haben wir gerade beim Adjektiv zu beobachten die Möglichkeit. Denn im Lateinischen wurde ja das schildernde Adjektiv vor, das affektische nachgesetzt. Daraus hat sich die moderne Gepflogenheit entwickelt; es liegt nur in der Natur der Sache selbst, dafs sie sich, sobald sie vollkommen gewohnheitsmäfsig geworden ist, in ihr Gegenteil verwandeln mufs. Aber die Beobachtung grofser Zeiträume ist erforderlich, um sich davon überzeugen zu können.

Bei der Entwicklung vom Lateinischen zum Französischen hat sich der Satzrhythmus dahin geändert, dafs das nachgesetzte Wort stärker betont wird als das vorgesetzte. Dafür haben wir einen schlagenden — weil mechanischen — Beweis im Verhalten des altfranzösischen Possessivpronomens: nur bei der Nachsetzung mufs es die volle Form haben; bei der Vorsetzung schwankt es. Auch die Verschiedenheit in der Behandlung des femininen *tel* und der übrigen Adjektiva der konsonantischen Deklination spricht deutlich für die gewohnheitsmäfsige kräftige Heraushebung des nachgesetzten Wortes.

Van den Driesch stellt uns einen zweiten Teil seiner Untersuchung in Aussicht, der die Übersetzungen des 13. Jahrhunderts in ihrem Verhältnis zur Originalprosa behandeln soll. Wünschenswert wäre es, wenn er die bisher nur beschreibende Arbeit mit einem dritten Teil krönte, der uns einen historischen Überblick der verschiedenen Entwicklungsstadien gäbe.

Wien. Elise Richter.

Alexis François, La Grammaire du Purisme et L'Académie Française au XVIIIe siècle. Paris 1905. XV, 279 S. 8.

Die fleifsige, kritische Zusammenstellung, die das vorliegende Werkchen bietet, ist ein vorläufiges Programm über eine methodische Untersuchung aller im Laufe ihres Bestehens von der Académie française ver-

faſsten Kommentare. Eine solche, wenn auch nur vorläufig abschlieſsende Arbeit ist gerade jetzt mit Freude zu begrüſsen; denn es ist an der Zeit, vom Stande der heutigen grammatischen Forschung aus, zumal bei der lebhaften Agitation von Neuerern mannigfacher Art, die selbst die Regierenden zu Konzessionen veranlaſst haben, zu untersuchen, welchen Einfluſs denn die höchste Behörde des guten Geschmacks und der korrekten Sprache auf die Bildung und Gestaltung des Französischen wirklich ausgeübt hat. Die nach Vorrede S. IX zunächst durch Brunot, *Histoire de la langue française* angeregte Arbeit des Verfassers kann ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte der französischen Sprache werden. Verniers Buch *Voltaire grammairien*, das manchem Forscher zunächst die Wege gewiesen, fängt an zu veralten, und das von Brunot in seinen Hauptzügen entworfene und allgemein begrenzte Gebiet verlangt nunmehr vertiefte Erforschung im einzelnen: Feststellung, im Rahmen der Entwickelung, der Ansichten, Systeme, positiven Verdienste der einzelnen Grammatiker und Kommentatoren, und daraus die intimere Erkenntnis des Entwickelungsganges der Sprache. Hier lassen sich bald zwei Richtungen unterscheiden. Nämlich gegenüber den Bestrebungen der Neuerer, die teils von ihrem eigenen Sprachgefühl und ihrer eigenen Geschmacksrichtung, teils durch geschichtliche Studien und daraus gewonnene Gesichtspunkte geleitet werden, hat die Académie stets die höhere Warte inne; sie hat die Wahrung der Imponderabilien der Nation stets im Auge, hat auch in der Sprache als letzte und höchste Instanz stets zum Gesetz zu machen oder gelten zu lassen, was dem geläuterten Geschmack und dem Schönheitsideal ihres (bestimmten) Zeitalters entspricht; sie bleibt dabei als Hüterin der überlieferten Güter des sprachlichen Besitzes wesentlich konservativ, den Neuerern gegenüber sogar reaktionär. Im ganzen betrachtet ergeben sich demnach zwei Hauptrichtungen, eine vornehmlich konservierende und eine emanzipierende; wenn wir auch Vertretern beider Richtungen in einer Person begegnen, läſst sich doch jede einzeln für sich in gesonderter Betrachtung verfolgen. Während F. Gohin, *Les transformations de la langue française pendant la deuxième moitié du dix-huitième siècle* (Paris, Belin, 1903. 8) den Gang der emanzipierenden genauer bespricht, hat A. François die Untersuchung der konservierenden zu seiner Aufgabe gemacht; doch ist zur Gewinnung eines objektiven Gesamteindrucks das Studium beider Richtungen für den Leser unerläſslich.

In der Einleitung (S. 1—30) entwickelt der Verfasser die Stellung der Académie am Anfang des 18. Jahrhunderts. In zwei Abschnitten betrachtet er ihr wachsendes Ansehen und ihre Wirksamkeit, ihre Stärke und ihre Schwäche. Erstere wird wesentlich gehoben durch das königliche Patronat, das nach und nach alle bedeutenden Schriftsteller zu Akademikern macht. Durch sie gewinnt die Académie an Ansehen, durch Anerkennung schon vom urteilsfähigen Bürgertum geschätzter Gelehrten und Dichter ehrt sie sich selbst und gewinnt mehr und mehr die Macht des maſsgebenden Urteils über bedeutende Männer und ihre Werke: es wird der Ehrgeiz der Besten, dieser Körperschaft anzugehören. Sie beginnt auch schon mit der statutenmäſsigen Erfüllung ihrer Aufgaben: 1694 erscheint die erste Ausgabe des *Dictionnaire*. Aber die Schwäche der Académie, die durch ihre Machtstellung als höchster Gerichtshof der Grammatik anerkannt wird, tritt zutage, sobald sie an die anderen, namentlich die in den Artikeln 24—26 ihrer Verfassung gestellten Aufgaben geht. Zunächst ist die Gesellschaft der Akademiker zu buntscheckig; sie enthält zu verschiedene Elemente, die, gerade wenn sie sich zu Persönlichkeiten entwickelt haben, in wichtigen Konferenzen über grammatische Kleinigkeiten zu Gericht sitzen sollen. Es bleibt fraglich, ob die Idee, aus diesem Zusammenwirken die Grundlagen zu einer französischen Grammatik zu gewinnen, überhaupt ausführbar werden wird. Personen frei-

lich, deren mitwirkende Teilnahme durch berufliche Vorbildung nicht getrübt ist, gibt es genug: in der Tat sind von den vierzig Unsterblichen im 18. Jahrhundert nur zwei Grammatiker von Fach, Beauzée und Girard. Aber dieser Umstand konnte gerade nur dem Bestreben förderlich sein, die Atmosphäre der Schulstube aus den Verhandlungen fernzuhalten, die für den Gedankenausdruck einer ganzen Nation maſsgebend werden sollten. Dennoch wird trotz der Statuten mit dem wachsenden Einfluſs der Académie die Zunahme ehrgeiziger Sonderinteressen den eigentlichen Aufgaben der Gesellschaft hinderlich sein; denn Prinzen von Geblüt und hoher Adel, Würdenträger der Kirche und des Heeres, Minister und erste Staatsbeamte mit ihren Kreaturen, Prinzenerzieher, Pädagogen, Gelehrte, die sich schon in der Académie des Inscriptions hervorgetan haben, Übersetzer, endlich auch einige Dichter und Denker, wennschon recht bedeudeutende, sollen mit Grammatikern von Beruf ihre Meinungen austauschen. Die Unmöglichkeit des Zusammenarbeitens wird die gehoffte Grammatik nebst ihren Beiwerken, Rhetorik und Poetik, unmöglich machen, die Tätigkeit der Académie weniger produktiv als konstitutiv sein; sie wird keine Werkstätte grammatischer Arbeit: die überläſst sie den Philologen; aber sie wird ein Observatorium mit ziemlich weitem Gesichtskreis in dem Bereich der Sprache und der Nation. Dadurch wird sie produktiv nur zu Observationen und Kommentaren gelangen; konstitutiv wird ihr aktueller Einfluſs Gutes genug stiften können, zumal bei ihrer äuſserlich zunehmenden Machtfülle.

Hier beginnt nun die eigentliche Arbeit von Alexis François. Ist auch das vorliegende Buch nur erst das Programm, so läſst sich nach den Prämissen der bisherigen Entwickelung doch bestimmen, worauf nunmehr im Verlauf des 18. Jahrhunderts die Académie ihr Augenmerk richten kann, was sie gewollt und was sie getan hat; der nächste Band wird die Beläge aus der riesigen grammatischen Literatur vorlegen.

Die Aufgabe der Académie bleibt also subjektiv und objektiv zu erörtern; subjektiv sind Inhalt und Umfang der puristischen Aufgabe zu geben, wie die Académie sie jetzt auffaſst; objektiv die in den entwickelten Absichten produzierten Schriften. Dazu kommen hier schon in vier Appendices grundlegende Dokumente und Proben.

Der erste Teil (S. 31—168) handelt in vier Kapiteln von der Aufgabe, den Zielen, dem Geiste des puristischen Programms. Kapitel I: Es fragt sich zunächst, ob die Académie Bemerkungen über gute Schriftsteller oder einen grammatischen Traktat schreiben soll. Dazu folgen die Vorschläge von Saint-Pierre, Valincour, Genest, Fénelon, die Opuscula von Dangeau. Daran schlieſsen sich die ersten grammatischen Kommentare klassischer Schriftsteller: Bemerkungen zum *Q. Curtius* von Vaugelas und zur *Athalie* von Racine. Zuletzt wird die Einwirkung auſserhalb der Académie besprochen.

Kapitel II—III sprechen, in Ausführung des Programms, von den verfolgten Zielen 1) hinsichtlich der Grammatik, 2) hinsichtlich der Kommentare. — 1) Kapitel II: Der akademische Versuch einer Grammatik, vom Jahre 1740; allgemeine und besondere Leitsätze; Schwierigkeiten bei ihrer Anwendung; Einfluſs der lateinischen Grammatik; Ausartungen und Erfolge der Neuerer; die grammatische Überlieferung; Zusammenstellung von Regeln; konstitutive und präservative Kritik; endlich das Schicksal der besonderen Leitsätze: die Grammatik in den Wörterbüchern (S. 63—92). 2) Kapitel III: Daſs man die Sprache aus guten Schriftstellern lernt; Unternehmung von Kommentaren zu Klassikern; d'Olivet, seine Freunde und seine Feinde; Voltaire als Kommentator Corneilles, sein Verhältnis zu früheren und späteren Kommentatoren; die Kommentare der Académie; Gesamtresultate für das 18. Jahrhundert (S. 92—127).

Kapitel IV macht uns mit dem Geiste des puristischen Programms

bekannt und handelt von den Wandlungen im Begriff des 'Gebräuchlichen'. Es spricht von den konservativen und den rationalistischen Neigungen in der Grammatik des 18. Jahrhunderts, von der Entstellung d. h. Umbildung von Vaugelas' Auffassung der Sprachentwickelung in ihr Gegenteil; vom Gebrauch der gesprochenen Sprache: in der Stadt und in der bürgerlichen Gesellschaft; vom Gebrauch der geschriebenen Sprache: bei den Klassikern der Zeit Ludwigs XIV.; ferner behandelt es die Kritik des Sprachgebrauchs bei guten Schriftstellern: Archaismen, Nachlässigkeiten, Kühnheiten; endlich den grammatischen Gebrauch: das Beibehalten infolge von Überlieferung, Entscheidung nach logischen Gründen; die Analogie.

Der zweite Teil, Kapitel V—VI (S. 168—239), beschäftigt sich mit den Schriften, und zwar 1) mit den Schriftstellern, die kommentiert werden; 2) mit der Abfassung der Kommentare. — 1) Kapitel V: Wer soll kommentiert werden? Wollen wir Originale oder Übersetzungen (von Musterschriftstellern)? Die französischen Klassiker des 17. Jahrhunderts; Wahl der Kommentatoren: Dichter; edlere Stoffe; dramatische Stoffe; Übersicht der grofsen Dichter von Malherbe bis Racine; die Klassiker des 18. Jahrhunderts. 2) Kapitel VI: Neudrucke französischer Klassiker im 18. Jahrhundert; historische und kritische Kommentare; die Beurteilung des *Cid* durch die Académie; Grammatik, Poetik, Rhetorik; literarische und grammatische Kritik. — Schlufsbetrachtung.

In den Appendices (S. 239—276) wird wichtiges Beiwerk übersichtlich angeführt: 1) Die grammatische Korrespondenz der Académie im 18. Jahrhundert; 2) Grammatische Werke, die der Académie im 18. Jahrhundert gewidmet oder vorgelegt werden; 3) Bibliographische Notizen über grammatische Kommentare von Klassikern, die im 18. Jahrhundert verfafst wurden; endlich 4) Specimina akademischer Kommentare.

Der Fortsetzung der fleifsigen und sorgfältigen Arbeit darf man mit guten Erwartungen entgegensehen.

Charlottenburg. George Carel.

Abel Lefranc, La langue et la littérature françaises au Collège de France. Leçon d'ouverture de la chaire de Langue et Littérature françaises modernes prononcée au Collège de France le 7 décembre 1904 (Éditions de la Revue politique et littéraire, Paris 1905).

Kurze Zeit nach dem Hingang von G. Paris ist auch die Professur für neuere französische Literaturgeschichte am Collège de France durch den Tod Deschanels erledigt worden. Sein Nachfolger ist Abel Lefranc, bisher Secrétaire am Collège de France, geworden, der sich durch seine zahlreichen und mannigfaltigen Untersuchungen zur Geschichte des Mittelalters wie zur Geschichte und Literatur von Reformation und Renaissance in Frankreich einen Namen gemacht hat, zunächst durch die beiden im Jahre 1888 erschienenen Schriften über die Jugend Calvins und über die Geschichte der Stadt Noyon im Mittelalter, dann durch seine Geschichte des Collège de France (1893), schliefslich durch seine Ausgabe der 'Dernières Poésies' der Margarete von Navarra (1896) und die sich daran anschliefsenden Studien über Margarete, Rabelais und die Renaissanceliteratur. Der neue Vertreter der neufranzösischen Literatur am Collège de France wurzelt demnach — wenn wir von gelegentlichen Beiträgen zu A. Chenier und ähnlichem absehen — im 16. Jahrhundert (und weiter zurück im Mittelalter), aber hier bewegt er sich auch mit einer Vielseitigkeit, als Historiker wie als Literarhistoriker und Herausgeber, welche ihm ein allseitiges Erfassen der beiden grofsen geistigen Bewegungen, der Renaissance und der Reformation, ermöglicht und welche, auf die folgenden Jahrhunderte angewendet, zu den wichtigsten und fruchtbarsten Ergebnissen führen

mufs. Wenn der Verfasser in seiner hier vorliegenden Antrittsrede die französische Sprache und Literatur am Collège de France behandelt, so gibt er uns damit nicht nur die Geschichte seines eigenen Lehrstuhls, sondern er knüpft zugleich an seine Geschichte des 'Collège' an, die er bisher nur bis zum Ende des ersten Kaiserreichs geführt hat: es ist sozusagen ein Ausschnitt aus der bis auf unsere Zeit fortgeführten Geschichte dieses Collège.

Verfasser gliedert seine Rede in drei Teile. Im ersten schildert er in grofsen Zügen die Entstehung des Collège de France, bei welcher von einem französischen Lehrstuhl noch keine Rede ist, den Kampf der französischen Sprache gegen das Latein, die Verdienste gerade der Lehrer des Collège um die Anerkennung des Französischen, die Rolle der Grammatiker, der Académie, der Salons und vor allem der grofsen Schriftsteller in der Ausbildung und Durchbildung der französischen Sprache. Auf wenigen Seiten hat hier der Verfasser einen wichtigen historischen Entwickelungsprozefs unter Hervorhebung der dabei wirkenden Faktoren klar und anschaulich zur Vorstellung gebracht.

Dieser allgemeine Teil bildet somit den passenden Hintergrund für den zweiten, speziellen Teil, die Geschichte des Lehrstuhls für französische Sprache und Literatur am Collège de France. Im Jahre 1773 wurde dieser Lehrstuhl begründet, zu dem doppelten Zweck, die in Paris weilenden Ausländer mit den hervorragenden Schriftstellern Frankreichs bekannt zu machen und den Franzosen selbst bei der Ausbildung ihres Stils behilflich zu sein. Genau genommen handelt es sich freilich nicht so sehr um eine Neugründung im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern um eine Umwandlung der bisher von Batteux innegehabten Professur für griechische und lateinische Philosophie in eine solche für französische Sprache und Literatur. Die verschiedenen Inhaber des Lehrstuhls werden nach Charakter und Wirksamkeit geschildert: als erster Abbé Aubert (1773 bis 1784), welcher seine Antrittsrede *'sur les progrès de la langue et de la littérature française et sur la nécessité d'en étudier le génie et le caractère'* dem bisherigen Usus zum Trotz auf Französisch hält und so auch in dieser Hinsicht erwähnenswert ist; nach ihm Abbé de Cournand (1784 bis 1814) und Andrieux (1814—1833), dieser als Dichter bedeutender denn seine beiden Vorgänger, als Mensch eine sehr sympathische Erscheinung, als Lehrer aufserordentlich erfolgreich. Mit J. J. Ampère (1833—1864) besteigt zum erstenmal ein methodisch geschulter Kritiker und Gelehrter den neuen Lehrstuhl, bekannt vor allem durch seine *Histoire littéraire de la France avant le XIIe siècle.* So hat er gerade dazu beigetragen, die Wichtigkeit der mittelalterlichen Studien zu betonen, für welche 1853 ein besonderer Lehrstuhl begründet wurde, den zuerst Paulin Paris und nach ihm Gaston Paris innegehabt hat. Auf Loménie (1864—1878) und den nur kurze Zeit (1878—1880) am 'Collège' lehrenden, aber durch seine Geschichte der neueren französischen Literatur wohlbekannten Paul Albert folgt Emile Deschanel (1881—1904), welchem der Verfasser als seinem Lehrer und unmittelbaren Vorgänger den gröfsten Teil des dritten Abschnitts widmet: eine substantielle, von persönlicher Wärme getragene Schilderung des vielseitigen Schriftstellers, Conférenciers und Lehrers, der auch als Charakter gebührende Anerkennung fordert.

Gilt so der Inhalt von Lefrancs Rede im wesentlichen den Dingen und Personen der Vergangenheit, so nimmt der Verfasser am Schlufs des Ganzen die Gelegenheit wahr, uns auch einen Blick in die Zukunft, in seine eigenen Pläne und Vorsätze tun zu lassen. Er will die neuere französische Literatur nach derselben Methode behandeln, wie es für die übrigen Gebiete der Literaturgeschichte schon längst üblich ist, nach den Prinzipien der historischen und vergleichenden Methode, unter stetem Zurückgehen auf die Quellen, aber ohne auf den ästhetischen Genufs der

Dichtwerke selbst zu verzichten. In alledem kann man ihm nur zustimmen, sind es doch Grundsätze, welche gerade den deutschen Literarhistorikern in erster Linie mafsgebend sind. Möge es Lefranc vergönnt sein, sein Vorhaben zu gutem Ende zu führen und die Früchte seiner Bemühungen selbst reifen zu sehen! Man wird dann mit dem Beginn seiner Lehrtätigkeit eine neue Ära in der Geschichte seines Lehrstuhls ansetzen dürfen.

Tübingen. Carl Voretzsch.

Ph. Plattner und J. Kühne, Unterrichtswerk der französischen Sprache. Nach der analytischen Methode mit Benutzung der natürlichen Anschauung im Anschlufs an die neuen Lehrpläne. I. *Teil:* Grammatik. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag, 1904. 152 S. M. 1.50.

Dieses Werk, eine gekürzte Bearbeitung des französischen Unterrichtswerkes von Plattner und Heaumier, ist für solche Schulen bestimmt, die das Französische als erste oder einzige Fremdsprache lehren. In dem uns vorliegenden ersten Teil, der aufser einer vollständigen elementaren Laut- und Formenlehre eine knappe Satzlehre enthält, deren Beispiele aus Teil II, einem Lese- und Übungsbuch für die zwei bis drei ersten Unterrichtsjahre entnommen sind, ist eine bewundernswerte Fülle praktischer Erfahrung niedergelegt. An Übersichtlichkeit der Anordnung, an bequemer Einrichtung für den Schüler, auch den minder begabten, dürfte es schwerlich zu übertreffen sein. Im folgenden seien einige Berichtigungen nebst einigen unmafsgeblichen Besserungsvorschlägen dargeboten.

S. 3 ist *sied* in eine falsche Zeile geraten; bei *ieu* wäre offenes und geschlossenes *eu* (*sieur* und *monsieur*) zu trennen. S. 4 ist nicht zwischen den beiden x (fixer, exercice) unterschieden. Bei der Bindung wäre genauer zwischen notwendiger und möglicher zu scheiden. Die orthographische Anomalie in *accueil*, *orgueil* erscheint uns einfacher durch Umstellung des den ö-Laut ausdrückenden *eu* zu *ue* zu erklären. Der Schüler findet sehr leicht den Grund dafür und ist nicht auf mechanisches Behalten der ziemlich komplizierten Regel (S. 10, n. 23) angewiesen. Mit *œil* verhält es sich eben anders; es ist das einzige Wort, in welchem der Laut ö durch œ ausgedrückt wird. S. 13 wäre zu la Bible noch le Nouveau Testament (S. 24 erwähnt) zu stellen. S. 15 Z. 15 l. compagne. Der Regeln über die Bestimmung des Geschlechts nach der Bedeutung sind bei dem geringen Beispielvorrat zu viele. S. 19 sind ami, favori, roi unter die Wörter geraten, deren Geschlecht nach der Endung bestimmt wird. Gewifs nicht empfehlenswert! Könnte man dem Schüler hinsichtlich des Zusammenhanges zwischen Geschlecht und Bildungssilbe nicht von vornherein etwas mehr zumuten und mit den sogenannten Ausnahmen auf *age* aufräumen? Das ist doch viel leichter zu fassen als der Begriff (gibt es in der ganzen Grammatik einen untauglicheren?) der Abstracta (= gedachte Dinge) auf *eur*. S. 23 wäre zu: Cette maladie est bénigne die deutsche Bedeutung 'gutartig' zu setzen; grec, grecque sind versehentlich in den Abschnitt geraten, der von lautlichen Veränderungen der Vokale handelt. S. 27 wäre bei joli, joliment auf S. 7, 9 zurückzuverweisen. S. 28 dürfte die Unterscheidung zwischen 'Ma tante seule est à la maison' und 'Ma tante seulement est à la maison' doch verfrüht dargeboten sein. S. 29. Die Stellung des *que* von *ne* .. *que* müfste durch mehrere Beispiele veranschaulicht werden. Dem schülerhaften Mifsbrauch des Terminus 'beziehen' leistet die Anmerkung zu ne .. que reichlichen Vorschub. S. 42 dürfte die gleiche Verdeutschung von démonstratif und déterminatif leicht das Verständnis beeinträchtigen. S. 44, 2 l. *il;* S. 49 würde 'ayant donné' praktischer und sachlich richtiger als 'zusammengesetzt' (nach Analogie der zusammengesetzten Zeiten) zu benennen sein. S. 69, 2 v. u. l. serai;

S. 70: Wenn auf S. 46 von 'verbes passifs' gesprochen wird, so ist es nicht konsequent, den Terminus 'voix passive' einzuführen. Dieser Terminus fehlt auch S. 47 bei der Aufzählung dessen, was in der Konjugation zu unterscheiden ist. Sehr nützlich und ganz im Sinne dieses Buches würde es sein, beim Infinitiv gleich seine Verbindung mit *de* und *de ne pas* einüben zu lassen, also ins Paradigma zu setzen. S. 89 fehlt s bei tu acquisses; S. 107 bei gésir Erinnerung an die Aussprache-Anomalien; auch sonst dürften sich einige Aussprachehilfen empfehlen (les Vosges, yacht); S. 112 l. bei naître im P. déf. *it* statt *ît;* S. 113 Z. 4 v. u. être; S. 114 fehlt *u* in acquerrai; S. 133 m. l. volon*t*aire, Z. 2 v. u. serrèrent; Anm. 1 veuille; S. 137: die zutreffendste Übersetzung für c'est que dürfte hier wie oft 'ja' sein: wir sind ja mitten im Sommer. S. 138: zu dem Beispiel für non que paſst die Übersetzung 'nicht als ob' nicht. S. 142: Die Regeln über das Part. passé gehen zu sehr ins Einzelne. Welcher Lehrer ist nicht froh, den Schülern die drei Hauptregeln sicher eingeübt zu haben! S. 149 findet sich zu dem Mustersatz: Le capitaine a-t-il accepté le jeune Français? die seltsame Regel: Das Subjekt wird durch ein Pronomen wiederholt, wenn nach dem Verbum ein régime steht. Also darf der Schüler schreiben: a accepté le capitaine? oder: a le capitaine accepté? Oder was soll die Regel besagen?

Kiel. F. Kalepky.

J. Pünjer und H. Heine, Lehr- und Lernbuch der französischen Sprache für Handelsschulen. (Unter Mitwirkung von Hippolyte Treillard, Professor, Hamburg.) Groſse Ausgabe (Ausgabe A). II. Aufl. Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1904. 340 S.

Der groſse Aufschwung des kaufmännischen Unterrichtswesens in Deutschland hat in den letzten Jahren eine fieberhafte Produktion von Lehrbüchern aller Art hervorgerufen. Immer neue Grammatiken, für die Spezialbedürfnisse kaufmännischer Anstalten zurechtgeschnitten, erscheinen auf dem Plan. Manche von ihnen haben den Fehler, daſs sie zu viel auf einmal geben wollen. Auch bei dem vorliegenden Buche ist dies der Fall. Das Bestreben, nicht nur grammatische Unterweisung zu geben, sondern auch, neben der Fertigkeit im mündlichen Ausdruck, dem Schüler die Kunst beizubringen, einen guten kaufmännischen Brief zu schreiben und ihn auch gleichzeitig in den kaufmännischen Betrieb einzuführen, hat die Autoren auf Gebiete geführt, die ihnen offenbar fernlagen. Sie muſsten sich auf fremde Autorität verlassen, und dies geschah nicht immer mit Glück. Wie oft möchte man den Verfassern mit Molière zurufen: *Vous vous êtes réglés sur de méchants modèles.*

Von den zahlreichen Beispielen unrichtiger, ungeschickter oder veralteter Ausdrucksweise seien hier nur einige angeführt. Welcher Kaufmann schreibt heute — im Zeitalter des Telephons und der Schreibmaschine — noch solche Schluſskomplimente wie das folgende: *Nous sommes avec considération, Monsieur, vos très humbles et très obéissants serviteurs* (S. 197). Das klingt ja ganz rokoko, für unsere Zeit jedoch ist es ein wenig 'rigolo'. Ebensowenig kaufmännisch ist die Schluſsformel S. 200: *Croyez, cher monsieur, aux sentiments bien affectueux de votre très dévoué.* Auf S. 25 findet sich der Ausdruck: *J'ai acheté à votre ordre.* Es muſs natürlich heiſsen: *J'ai acheté, conformément à votre ordre* oder *en conformité de votre ordre.* Den Schüler irreführend ist es, wenn die Verfasser den Direktor einer Aktiengesellschaft (französisch übrigens *société anonyme* und nicht *société d'actionnaires*) folgendermaſsen unterzeichnen lassen: *Friedr. Falke, p. p. Société d'actionnaires 'Photographie d'amateurs'.* — Die Abkürzung für per procura ist französisch *pp*" oder *pp*[on]; der Name des Prokuristen steht nicht über, sondern unter dem Namen der Firma,

für die er zeichnet. Ein Direktor zeichnet nicht p. p., sondern: *Le Directeur-gérant* oder in einer anderen seine Eigenschaft als Direktor kennzeichnenden Form.

Daſs den Verfassern die wichtigsten Dinge des kaufmännischen Lebens vollkommen fremd sind, davon wären noch manche Beispiele anzuführen. So finden sich (S. 123) auf die Frage: *Que trouvons nous dans une lettre de change?* folgende — recht sonderbare — Antworten:

2°. *La date de l'envoi de la lettre.* (Es muſs natürlich heiſsen: *La date de l'émission.*)

5°. *Le nom de celui qui doit recevoir l'argent. On l'appelle l'accepteur.* (Es muſs selbstverständlich heiſsen: *le preneur,* oder *le bénéficiaire.*)

8°. *Les mots 'Première de change', sans lesquels la lettre de change n'a pas de valeur.* (Das deutsche Wechselgesetz verlangt nur das Wort Wechsel, das französische schreibt überhaupt keine derartige Bezeichnung vor. *Première de change* ist überhaupt nur unentbehrlich, wenn der Wechsel in mehreren Exemplaren ausgestellt ist.)

Von falschen Übersetzungen seien nur einige hervorgehoben. S. 325, Vocabulaire zu Lekt. 31: *l'effet* 'Wirkung, Staatspapier' (anstatt 'Wechsel'); S. 340, Vocabulaire zu Lekt. 40: *Le fonds de commerce* 'Gesellschaftseinlage' (anstatt 'Geschäft'); S. 320: *le bénéfice* 'Gewinn des Schlauen' (anstatt 'Gewinn des Kaufmanns'); S. 324: *un endossé* 'ein Indossator' (anstatt 'Indossat' oder 'Indossatar'); S. 306, Vocabulaire zu Lekt. 25: *repasser* 'glätten' (anstatt 'bügeln' oder 'plätten'). Auch in der nichttechnischen Terminologie finden sich Fehler, z. B. S. 335 zu Lekt. 30: *le suspect* 'Verdacht' (anstatt 'das Verdächtige' — *rien de suspect* heiſst es im Text).

Der Lehrstoff, der über drei Jahreskurse verteilt ist, ist übrigens schön angeordnet, sowohl was die Fragen und Antworten als auch was die Erzählungen und Briefe betrifft, die mehr oder weniger alle der grammatischen Unterweisung dienstbar gemacht sind. Die als zweiter Teil folgende systematische Grammatik ist recht sorgfältig gearbeitet. Sie gibt in engem Rahmen das Wesentliche, was der Schüler wissen muſs. Einzelnes würde in anderer Anordnung anschaulicher sein. So wäre z. B. bei den Verben mit être anstatt der alphabetischen Reihenfolge eine logische Gruppierung eher am Platze — etwa in folgender Weise: *entrer* und *sortir, arriver* und *partir, naître* und *mourir* usw. Die unter der Überschrift *Exercices de lecture* zu Anfang gegebene Darstellung der Lautwerte ist etwas dürftig ausgefallen. So ist u. a. der Laut *a* recht stiefmütterlich behandelt; *gras* und *parlâmes* werden z. B. unter der Bezeichnung *long ou demi-long* zusammengekoppelt.

Frankfurt a. M. Gustav Weinberg.

Dr. W. Ricken, Direktor der Oberrealschule zu Hagen i. W., **Einige Perlen französischer Poesie von Corneille bis Coppée.** Mit einigen Zusätzen für Unterrichtszwecke herausgegeben. Beilage zu dem Programm der Oberrealschule zu Hagen i. W. Hagen i. W., 1905.

Das Heftchen, das sechsunddreiſsig französische Dichtungen und im Anhange sechs Übersetzungen aus dem Deutschen enthält, ist für junge Leute von 15 bis 20 Jahren bestimmt und für Erziehungsanstalten, welche dem französischen Unterricht nur wenig Zeit widmen können. Wie auch sonst aus der Vorrede hervorgeht, hat Herausgeber besonders Lehrerseminare im Auge. Das 17. Jahrhundert ist mit dem Monolog Rodrigues aus dem 'Cid', den Chören aus 'Athalie' (I, 4 und II, 9) und sechs Fabeln Lafontaines vertreten, das 18. Jahrhundert mit je einer Dichtung von Florian, Andrieux, A. de Chénier und der 'Marseillaise'. Von den Dichtern des 19. Jahrhunderts sind neben Béranger die Romantiker, insbeson-

dere V. Hugo berücksichtigt, dazu kommt 'Le Vase Brisé' von Sully-Prudhomme und drei Stücke von Coppée.

Der Anhang enthält einige allgemeine metrische Bemerkungen in deutscher und französischer Sprache, dazu einen Überblick über die Geschichte der französischen Literatur, der auf zweieinhalb Seiten natürlich nur eine kurze Aufzählung geben kann.

Berlin. Theodor Engwer.

L. Herrig et G. F. Burguy, La France littéraire, remaniée par F. Tendering, Directeur du 'Realgymnasium des Johanneums', Hambourg. 47e Édition. Brunswick, George Westermann, Libraire-Éditeur, 1903. VIII, 708 p. Commentaire 122 p.

Die nach literarischen Grundsätzen abgefaſsten fremdsprachlichen Lesebücher (Chrestomathien), deren bekannteste Typen das oben genannte Buch in seiner früheren Gestalt und Ploetz *Manuel* waren, sind im Laufe der Reformbewegung fast vollständig aus dem Unterricht verschwunden. Nachdem das Lehrbuch der unteren Stufe, das den ersten Wortschatz wie die Elementargrammatik an methodisch geordnetem Anschauungsmaterial zu übermitteln diente, erledigt war, ging man von der Mittelstufe an zu der zusammenhängenden Lektüre über und wählte, auch hier vom Leichten zum Schwierigeren emporsteigend, Werke oder Sammlungen von gleichartigen kleineren Werken, die die Klasse während eines Semesters oder gar länger beschäftigten, ihr das Gefühl eines organischen Ganzen, damit zugleich einen Einblick in die Eigenart einer literarischen Persönlichkeit, vielleicht einer Epoche geben konnten.

Die zahlreichen, nach Meinung vieler zu zahlreich erscheinenden Schulausgaben hatten wenigstens das Gute, daſs sie dem Lehrer eine weite Wahl lieſsen und aus einer lebenden Literatur, die sich durch täglichen Zuwachs stetig bereichert, neben vielem Minderwertigen auch manches wertvolle Erzeugnis, manchen bedeutenden Schriftsteller der Schule zugänglich gemacht haben. An Stoff fehlt es sicherlich nicht mehr, aber bieten die Schulpläne genügend Zeit, um auch bei sorgsamer Auswahl der zu lesenden Werke die Forderung der *Lehraufgaben* von 1901 voll zu erfüllen, wenn man nur ganze Werke oder gröſsere Abschnitte von solchen lesen will? Für das Gymnasium ist in bezug auf die Lektüre das Lehrziel: 'Verständnis der bedeutendsten französischen Schriftwerke der letzten drei Jahrhunderte', was doch wohl nicht bloſs eine Vorbereitung in sprachlicher Hinsicht bedeutet, sondern verlangt, daſs der Schüler an dem von ihm Gelesenen die Eigenart des Schriftstellers und seine Bedeutung für die Literatur wenigstens in den Hauptzügen erkennen lerne, daſs ihm der Blick für die Zusammenhänge der Einzelerscheinungen wenigstens geöffnet werde. Für die Realanstalten kommt ausdrücklich hinzu 'einige Kenntnis der wichtigsten Abschnitte der Literatur- und Kulturgeschichte des französischen Volkes' (*Lehrplan und Lehraufgaben* von 1901, S. 34, 36, 37). Daſs Zweifel über die Erfüllbarkeit der Forderungen aufgetaucht sind, beweist das Erscheinen jetzt schon zahlreicher neuer Lesebücher, die, wie Roſsmanns *Französisches Lese- und Realienbuch* (1903), Klincksiecks *Französisches Lesebuch* (1903), Fuchs' *Anthologie des Prosateurs Français* (1904), bestimmt sind, nach bestimmten Richtungen hin die Lektüre von ganzen Werken zu ergänzen, neben ihr, ergänzend und verbindend, herzugehen. Ein klares Programm hierfür ist auf Anregung des Breslauer Philologentages (s. *Die Neueren Sprachen*, Bd. XII, H. 1, April 1904) aufgestellt worden. Das von der Kommission ins Auge gefaſste Lesebuch soll Lücken ausfüllen, die trotz sorgfältiger Auswahl der Semesterlektüre und weiser Einteilung der Zeit bestehen bleiben, Proben von solchen Schriftstellern und Werken geben, deren Studium von Wichtigkeit ist,

aber im gewöhnlichen Programm aus verschiedenen Gründen zu kurz kommt, und zwar: 1. Reden und Briefe, 2. Prosaliteratur des 18. Jahrhunderts, 3. Werke, die Einblicke in das wirtschaftliche Leben und in die Topographie Frankreichs vermitteln, 4. die Fabeldichtung seit Lafontaine und lyrische Poesie, insbesondere des 19. Jahrhunderts. Kühn und Charléty haben in *La France Littéraire* dies Programm zu erfüllen gesucht.

Wir sehen, es handelt sich nicht um eine Rückkehr zu der alten 'Chrestomathie', die für Jahre die einzige Lektüre bot, kurze Proben aus möglichst vielen Schriftstellern gab, als Anordnungsprinzip nur die zeitliche Aufeinanderfolge kannte, deren einzelne Stücke meist durch keinerlei Verwandtschaft, sei es inhaltlich, sei es literarhistorisch, miteinander in Verbindung standen. Es handelt sich jetzt um eine Ergänzung der Lektüre durch Abschnitte, die geeignet sind, die Verbindung herzustellen von dem Autor, dem Schriftwerke des einen Semesters zu dem des folgenden, und auch inhaltlich, um eine Vertiefung, eine Erweiterung der aus einem Werke gewonnenen Erkenntnis für die Geschichte, die Kultur, das Leben und die Sitten des fremden Volkes. Ich stimme in bezug darauf mit dem Breslauer Philologentage überein, meine aber, daſs zwei nach diesen Gesichtspunkten geordnete Sammlungen, die eine für Prosa, wie die *Anthologie* von Fuchs, die andere für die Versdichtung, das beste wären und wohl die Lektüre durch die oberen Klassen hindurch begleiten könnten.

Fügt sich nun Tenderings Neuausgabe diesem Programm ein? Ja und nein. Die alte Chrestomathie hat in der Tat eine durchaus veränderte Gestalt bekommen. *Il ne s'agit plus comme autrefois d'étudier la littérature française par la lecture de fragments du plus grand nombre d'écrivains possible et un précis de l'histoire de la littérature française* sagt die Vorrede. Die Zahl der Einzelstücke ist bedeutend verringert worden, neben auszugsweise gegebenen ganzen Werken sind Abschnitte von gröſserer Länge, Abschnitte, die einen mehr oder minder selbständigen Teil des Gesamtwerkes bringen, zum Abdruck gebracht worden. Nicht mehr nur nach literarischen Gesichtspunkten wurde die Auswahl der Stücke vorgenommen, man verfolgte auch das Ziel, einen Einblick in die Kultur- und allgemeine Geistesentwickelung des französischen Volkes zu vermitteln. Aber damit ist die andere Frage nicht erledigt: Denkt sich der Verfasser, wie Johannes Schmidt (in der eingehenden Besprechung des Buches in der *Zs. für das Gymnasialw.*, LVIII. Jahrgang, 309 ff., s. insbesondere S. 312 o.) es wenigstens für das Gymnasium befürwortet, sein Buch als Ersatz der Einzellektüre oder nur als Ergänzung? Umfang, Wahl und Länge der ausgewählten Stücke lassen für erstere Annahme schlieſsen. Wozu wären sonst der *Cid*, *Athalie*, *Les Femmes Savantes*, auch ein neueres Drama, *Mademoiselle de la Seiglière*, hier abgedruckt, die doch gewiſs auf jedem Programm figurieren.

In diesem Punkte bin ich anderer Meinung als der Verfasser. Trotzdem die Zeit, die dem Französischen im Gymnasium gewidmet wird, gering ist, möchte ich doch auch hier das Lesebuch nicht die Einzellektüre verdrängen sehen. Ist es schon aus praktischen Gründen nicht ratsam, daſs der Schüler Jahre hindurch ein so dickes Buch, das die Lektüre mehrerer Klassen enthält, mit sich herumschleppt — die Zerlegung in zwei Teile macht die Sache kaum viel besser — so begreife ich in der Tat nicht, warum Stücke, wie die oben erwähnten, die in so billigen, bequemen Einzelausgaben zu haben sind, nun auch hier gegeben werden. Um sie zu kürzen? Um so und so viele Szenen, wie z. B. im 'Cid' und in 'Athalie', nur in kurzer Inhaltsangabe zu bringen? Sollten nicht diese charakteristischen Stücke wenigstens ganz gelesen werden, und wenn nicht ganz gemeinsam in der Schule, die Zwischenszenen wenigstens in Privatlektüre zu Hause, mit kurzer Besprechung in der Klasse? Nein, diese Proben

wären meines Erachtens zunächst zu streichen, um diese anderswo so leicht zugänglichen Stücke wäre zunächst das Buch zu entlasten.

Aber der Umfang, könnte man sagen, schliefst die Brauchbarkeit des Buches nicht aus. Dient es auch meines Erachtens besser nur als Ergänzung, so ist es vielleicht, wie sonst die Dichteranthologie, ein Werk, das den Schüler über die Klassen hinaus ins Leben begleiten wird, wenn es seiner Aufgabe, Sinn und Liebe für die französische Literatur zu erwecken, gerecht geworden ist. Mancher wird sich später freuen, hier bequem zusammen zu finden, worauf er doch auch noch in späteren Jahren wieder gern einmal einen Blick wirft.

Ist der Verfasser aber der anderen Aufgabe, ein brauchbares Ergänzungsbuch zu liefern, gerecht geworden? Erreicht er das Ziel, das er sich nach dieser Seite hin gesteckt hat und in bezug auf das er sich mit Leuten im Einklang befindet, die von anderen Erwägungen heraus das Programm eines Lesebuches aufgestellt haben, nämlich *faire connaître la vie et l'histoire de la nation française*. Ich glaube, trotzdem, oder gerade mit Rücksicht darauf, dafs in bezug auf die Auswahl je nach der persönlichen Eigenart sehr verschiedene Wünsche sich geltend machen werden, die Frage im allgemeinen mit 'Ja' beantworten zu können. Wer vieles bringt, wird vielen etwas bringen. Das ist der Vorzug eines so umfangreichen Werkes.

Die Breslauer Forderungen sind nach den verschiedensten Seiten hin erfüllt. Wir finden als Briefschreiber M[me] de Sévigné (leider nicht Voltaire), als Redner Bossuet und Mirabeau vertreten. Als Schrifsteller, denen kein ganzes Semester gewidmet werden kann, deren Kenntnis aber von grofser Wichtigkeit ist, werden Descartes, Pascal, Boileau, Fénelon, insbesondere aus dem 18. Jahrhundert Montesquieu, Voltaire (aber leider nur mit einem Stück aus *Le siècle de Louis XIV*) und Rousseau (auch nur mit einer Probe aus *Émile*) gebracht. Dieser Abschnitt liefse sich gut auf Kosten anderer, die selbständiger Lektüre vorbehalten blieben, um vieles, Werke wie Schriftsteller, z. B. Diderot, vermehren. Lafontaine findet sich mit fünfzehn seiner besten Fabeln, allerdings als einziger Vertreter dieser Literaturgattung. Die lyrische Poesie bietet in André Chénier, Béranger, V. Hugo, Lamartine, de Vigny, Musset, Coppée, Prud'homme, Paul Verlaine Ersatz wenigstens für die gewöhnlichen Anthologien. Für die Kenntnis von Land und Leuten sind mannigfache Proben aus leider meist älteren Historikern des 19. Jahrhunderts, Guizot, Ségur, Mignet, Thiers, Thierry, Duruy, Lanfrey und Taine, im ganzen etwa 220 Seiten des grofsen Formats, vorhanden, woneben die moderne erzählende Prosa mit Zola und Daudet sehr spärlich, kaum charakteristisch und noch weniger genügend reich bedacht ist, der einzige Fingerzeig dafür, dafs sich der Verfasser doch wohl nicht sein Lesebuch als einzige Lektüre, selbst für die Gymnasien, denkt.

Sind nun die Stücke, deren Auswahl nach Inhalt wie Umfang etwa dem Breslauer Programm entspricht, auch immer so gewählt, dafs sie das Charakteristischste für den Verfasser, womöglich für die von ihm bestimmte Literaturepoche darstellen? Diese Frage ist schwer zu beantworten. Vielleicht würde kein Buch jedem genügen.

Für das 18. Jahrhundert habe ich bereits meine Ausstellungen gemacht. Hier liefse sich vielleicht am leichtesten zeigen, was zu den drei gewählten Stücken von Montesquieu (*Esprit des Lois*: *De la Constitution d'Angleterre*), Voltaire (*Siècle de Louis XIV: Guerre de Hollande*) J. J. Rousseau (*Il faut qu'Émile apprenne un métier*) hinzuzufügen wäre; wenigstens für den Fall, wo dies die einzige Lektüre für den Zeitraum bleiben soll, denn sonst sind geschickt zusammengestellte Bändchen aus Erzeugnissen dieser Zeit, die wohl ein Semester füllen könnten, ja vorhanden. Die wohldurchdachten Erwägungen und Wünsche, die R. Tobler in einem der vorigen Hefte ebendieser Zeitschrift bei Besprechung der Voelkelschen Sammlung

der Art ausgesprochen hat, wären auch für eine neue Ausgabe dieses Werkes sehr zu beherzigen.

Es versteht sich von selbst, daſs, je mehr wir uns der Neuzeit nähern, desto mehr die Wünsche auseinandergehen werden. Gleich für Chateaubriand z. B. wäre mir statt der *Aventures du dernier Abencerrage*, die allerdings Gelegenheit geben, auch ein paar der seltenen Versdichtungen des Verfassers zu bringen, aber im wesentlichen erzählend sind, lieber gewesen, die mit Schilderungen durchsetzte *Atala* oder ein Stück aus dem *Génie du Christianisme* zu finden, das die charakteristische poetische, lyrische Prosa des Dichters zeigt, wegen deren er immer zu den Vorläufern, den 'initiateurs' des Romantismus gezählt werden wird. Wenn in der kurzen Notiz über das 19. Jahrhundert von den Parnassiens gesagt wird: *L'idée n'est pour rien, la forme est tout,* so hätte das Buch doch wohl Proben solcher Dichtungen, die dies Urteil etwa rechtfertigen, geben können. Von Coppée und Sully-Prudhomme, die aus äuſseren Gründen wohl der Schule beigerechnet werden, in ihrer inneren Eigenart aber gewiſs selbständig sind, gilt die Behauptung doch in keiner Weise. Und dann hätten doch, schon um die Entwickelung der Poesie im 19. Jahrhundert zu zeigen, nach den zahlreichen Proben der Romantiker, die Parnassiens nicht ganz fehlen dürfen. Leconte de Lisle und Heredia wären wichtiger für die Schule als Verlaine; jedenfalls ist letzterer kaum zu verstehen, wenn man nicht die Reaktion des Gefühls gegen eine im letzten Grunde verstandesmäſsige Dichtung aufzeigen kann. Die Historiker sind verhältnismäſsig am reichsten vertreten, wenn ich auch hier den Anteil Taines auf Kosten älterer Darsteller vergröſsert sehen und Proben aus den bedeutenden neueren Geschichtsschreibern finden möchte. Über die Dürftigkeit moderner erzählender Prosa sprach ich bereits. Hier dürften Zola und Daudet nicht die einzigen Vertreter bleiben, selbst wenn man nur Abschnitte wählen wollte, die 'Land und Leute' behandeln, hätte man unter vielen ersten Schriftstellern bis Anatole France hinauf die Wahl gehabt.

Und nun kommen wir zu dem literaturgeschichtlichen Teil. Dieser ist mit Recht im Vergleich zu den früheren Ausgaben beträchtlich gekürzt worden. Die die Literatur bis zum 17. Jahrhundert einschlieſslich behandelnde Einleitung, die in der Ausgabe von 1887 noch 56 Seiten einnahm, ist hier auf 11 Seiten verkürzt worden. Der Verfasser bemüht sich, statt der Aufzählung von Namen und Daten die groſsen Züge der Entwickelung zu geben. Biographisches kommt später bei den Hauptvertretern, die Proben liefern, hinzu; Einführung in die gebotenen Werke, Winke zum Verständnis der ausgewählten Abschnitte bietet der Anhang. S. 186 bietet eine kurze Besprechung des 18., S. 257 eine solche des 19. Jahrhunderts. Hier wäre es Unrecht, Einwendungen zu erheben oder Wünsche zu äuſsern. Wenn über eine Epoche, die von Chateaubriand bis zu Maeterlincks 'Monna Vanna' reicht, etwas auf so wenigen Seiten gesagt werden soll, so werden immer Zusammenstellungen herauskommen, die dem Unkundigen nichts nützen, den Kundigen zu Widerspruch reizen, und Urteile gegeben werden, die dem einen nichts sagen, den anderen nicht befriedigen. Ich möchte nur den einen Wunsch aussprechen, daſs das etwas verzettelte Material mehr konzentriert würde, wenigstens das im Anhang Gegebene noch zu den Einzelnotizen vor dem Texte hinzugefügt würde.

Dem Buche lose beigefügt ist ein ziemlich starker Anhang, der auſser den schon erwähnten literarischen Bemerkungen, wie die Schulausgaben, alles Sprachliche und Sachliche zu geben sich bemüht, das zum Verständnis der gegebenen Texte nötig ist. Die ihm angefügte Zeittafel der französischen Geschichte erklärt sich aus der besonderen Berücksichtigung, die die historische Literatur gefunden hat.

Ich habe Tenderings Zusammenstellung nicht bedingungslos loben können, trotzdem der Leser viel Gutes in dem Buche findet und jeder Schüler es gewiſs mit Nutzen für seine literarischen und Sachkenntnisse lesen wird. Als ausschlieſsliche Lektüre betrachtet, ist es meines Erachtens im Prinzip verfehlt; als Ergänzungsbuch enthält es nach mancher Richtung hin zu viel, nach mancher anderen hin zu wenig.

Berlin. Theodor Engwer.

J. Anglade, Deux Troubadours narbonnais, Guillem Fabre, Bernard Alanhan. Narbonne, F. Caillard, 1905. 35 S. 8.

Die beiden Dichter, welche von dieser sorgfältigen kleinen Monographie behandelt werden, haben uns zusammen nur drei Gedichte hinterlassen: Guillem Fabre ein Sirventes, in dem er in hergebrachter Art die Zeitgenossen des Geizes beschuldigt und den Niedergang des Christentums den Fürsten und Geistlichen zur Last legt, und ein anderes, das im Angesicht eines drohenden kriegerischen Zusammentreffens verwandter Streiter geschrieben ist und diese ermahnt, anstatt einander zu befehden, ihre Heere zu vereinen und gegen die Ungläubigen, welche Bethlehem und Jerusalem in der Gewalt haben, zu kämpfen. Auch das einzige Lied Bernard Alanhans ist ein Sirventes, das in kraftvoller und bilderreicher, freilich auch gesuchter Sprache (auch die Reime *iga*, *aissa*, *anta*, *ais* streben, das gewohnte Gleis zu vermeiden) die Fehler der Welt geiſselt.

Die drei Gedichte sind in meinen Pariser *Ineditis* zum erstenmal vollständig gedruckt worden, und Anglade schlieſst sich ihrem Texte dort fast durchweg an.[1]

Das Verdienst seiner Arbeit besteht darin, daſs er versucht hat, die Persönlichkeiten der Dichter aus den Urkunden festzustellen. Daſs sie in Narbonne lebten, sagt uns die Überschrift ihrer Lieder. Bernat Alanhan in den Dokumenten der Stadt zu finden, ist nicht gelungen. Ein Bernardus de Albainhana trägt freilich einen auffallend ähnlichen, vielleicht für Alanhano verschriebenen oder verlesenen Namen. Dagegen findet sich in den Narbonner Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts um so häufiger der Name Guillelmus Faber. Es handelt sich um wenigstens zwei Persönlichkeiten, und Anglade ist geneigt, den Trobador in einem Guillelmus Faber filius alterius Guillelmi Fabri zu erkennen, der uns 1253 genannt wird. Daſs dieser der Dichter ist und nicht ein anderer, weit häufiger erwähnter, in seiner Vaterstadt offenbar in hohem Ansehen stehender Guillelmus Faber filius Petri Raymundi Fabri, schlieſst Anglade daraus, daſs dieser einen Bruder Sicard hatte, während aus einem Sirventes Bertran Carbonels hervorgeht, daſs der (oder ein) Bruder Guillem Fabres 'Joan' hieſs.

Der Nachweis scheint mir nicht erbracht. Einen 'Wilhelm Schmidt' urkundlich festzustellen, ist eine miſsliche Sache. Es ist meines Erachtens durchaus nicht sicher, daſs der Guillem Fabre, von dem Bertran Carbonel spricht, unser Dichter, noch daſs er mit dem Guillem Fabre, von dem Bernart d'Auriac viel Gutes zu rühmen weiſs (Bartsch, *Grdr.*, 57, 2), iden-

[1] In *Pus dels majors*, V. 24—26, setzt er mit Unrecht andere Interpunktion. Es ist zu übersetzen: 'Hernach werden wir, wenn sie mit argem Sinn schlagen und angreifen, manche Rüstung sehen.' *Hon mays vey* V. 54 würde ich entweder wie Chabaneau ergänzen oder etwa *Laissus el cel fossets em pais.* Druckfehler: *Hon mays* V. 20 gehört zu Str. 2; *No puesc mudar* V. 12 *vils*, 28. *nous*, 30 *issira*. Übersetzung: *Pus dels majors*, V. 12: *desamors* ist wohl nicht indifférence pour la foi, sondern steht dem *amor* V. 30 gegenüber. *No puesc mudar* V. 36 verstehe ich *franher* wie Levy Suppl. III 589 als 'bezwingen': *la crotz* ... *on Dieus plors frays*, 'wo er unsere Tränen brach', d. h. 'ihre Ursache aufhob'.

tisch ist. In dem letzten möchte ich viel eher den Trobador sehen. Aber ihn nennt Bernart d'Auriac En Guillem Fabre und versichert *anc nul temps fabres non fo,* während Bertran Carbonel sagt:

Joan Fabre, yeu ai fach un deman
A ton fraire, et a m'en bel espos:
Guillem, dis ieu, per que es fabre vos?
E respondec: car ieu vau fabregan.
D'aquel mestier que hom a, calsque sia,
O d'aquel art, lo vay lo noms seguen,
C'aisi n'a fait dretz adhordenamen.[1]

Es scheint also hiernach, daſs dieser Guillem Fabre wirklich Schmied war, und ein *en* steht weder bei seinem Namen noch dem seines Bruders. Auch das Milieu Joan Fabres erscheint als ein anderes, als wir bei einem Bruder des En Guillem Fabre voraussetzen möchten. So reden wohl Bertran Carbonel und Bernart d'Auriac von verschiedenen Personen, und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen — von einer Sicherheit kann naturgemäſs nicht die Rede sein —, im Guillem Fabre des Bernart d'Auriac und in dem Dichter den filius Petri Raymundi Fabri der Urkunden zu erkennen.

Breslau. C. Appel.

Kurt Lewent, Das altprovenzalische Kreuzlied. Erlangen, Junge & Sohn, 1905. 128 S. (Berliner Dissertation, auch in den *Roman. Forschungen,* XXI, 321 ff., erschienen.)

Nur schwer sind, solange die Mehrzahl der Trobadorwerke noch einer textkritischen Bearbeitung entbehrt, auf dem Gebiete der altprovenzalischen Lyrik literarhistorische Untersuchungen anzustellen. Wer sich trotzdem schon jetzt einer solchen Arbeit mit Sachkenntnis unterzieht, kann damit sicherlich auf Dank rechnen, und K. Lewent verdient für seine Berliner Dissertation über das altprovenzalische Kreuzlied um so mehr Anerkennung, als er darin seinem Gegenstande die heute überhaupt erreichbare Förderung auch wirklich zu teil werden läſst.

Von den acht Kapiteln der Abhandlung enthält das erste gelegentliche Trobadoraussprüche, die betreffs einiger Dichter zwar ein Widerstreben gegenüber den Kreuzzügen dartun, sonst aber, indem sie lobend hervorheben, was für die heilige Sache bereits getan ist, oder tadelnd und ermahnend bemerken, was darin versäumt und noch nachzuholen ist, die Trobadors als Freunde des Krieges gegen die Heiden hinstellen. Aus den Gedichten des Giraut de Borneil würden noch hierher gehören die Stellen Gr. 242, 18 II, 28 VI VII, 30 IV V und 32 V; ferner könnte man den Zitaten S. 4 Anm. 1, welche besagen, daſs die Liebesqualen weit schlimmer seien als die Schrecknisse der Gefangenschaft bei den Mohammedanern, die von Giraut Gr. 242, 25 VII, VIII in ähnlicher Weise geäuſserte Klage über die Grausamkeit seiner Geliebten als weiteres Beispiel hinzufügen. Wenn Lewent S. 9 sagt, 'dem Papste allein' werde in Gr. 242, 77 Nachlässigkeit vorgeworfen, so sei dem gegenüber hingewiesen auf die V. 33 bis 34: *Tals quer d'emperi corona Qui nostra fe mal defen.*

Im nächsten Abschnitt über das Wesen dieser literarischen Gattung wird das provenzalische Kreuzlied als eine in Liedform abgefaſste Predigt gekennzeichnet, deren vornehmlicher Zweck der Aufruf zur Beteiligung an der Kreuzfahrt sei. Gedichte, die nur nebenbei zum Glaubenskampfe auffordern, sind demnach von der Klasse der Kreuzlieder auszuschlieſsen. Zu S. 18, 3 wäre da zu erwähnen, daſs Gr. 242, 24 in den Hss. *RS*[1] *Va*

[1] V. 5, 6 sind bei Anglade zu korrigieren; V. 2 vielleicht eher *respos?*

noch ein zweites Geleit hat *E·l Senher, que n'es poderos, Nos conduia e si' ab nos*, welches, mit dem Anfang des Gedichtes zusammen betrachtet, des Verfassers Annahme, dafs das Lied im heiligen Lande entstanden sei, noch glaubhafter erscheinen läfst.

Unter Aufwendung grofsen Scharfsinns und zumeist in überzeugender Weise unternimmt L. im folgenden Kapitel die Datierung der 33 eigentlichen Kreuzlieder. Mehr als die Hälfte derselben sind danach in der Zeit vom Falle Jerusalems, 1187, bis zum Jahre 1215 entstanden; alle bis auf vier, welche die Kreuzzüge nach Spanien betreffen, rufen die vornehme Gesellschaft zum Kampfe gegen die Mohammedaner des Ostens bezw. zur Befreiung des heiligen Grabes auf. Die Frage, wer in dem Gedichte des R. de Vaqueiras Gr. 392, 9a unter dem Kaiser zu verstehen sei, entscheidet Lewent S. 26 ff. mit guten Gründen zugunsten Balduins und gibt damit Crescini Recht gegen Zenker, der eher Alexius IV. in dem Kaiser erkennen wollte.

In dem Kapitel, welches dann von dem Inhalt dieser poetischen Kreuzpredigten handelt, werden die sehr mannigfachen in ihnen begegnenden Gedanken gruppenweise eingehender Betrachtung unterzogen und S. 72 geschickt zur Bildung eines Aufrufs verwertet, der inhaltlich den Typus der behandelten Gattung darstellen soll. Gelegentlich des Versuchs, die einzelnen in Frage kommenden Gedichte zu charakterisieren, zeigt es sich, wie schwer es ist, das Kreuzlied, in dem Religion, Moral, Politik und Ritterlichkeit Hand in Hand gehen, gegen die anderen, nicht der Minne gewidmeten Dichtarten abzugrenzen. Besondere Formen oder bestimmte Melodien haben sich für diese Liedergattung nicht nachweisen lassen.

Dafs unter den Kreuzfahrern nur wenige von den Dichtern zu finden sind, dafür weifs L. verschiedene Gründe anzugeben. Abgesehen davon, dafs die Trobadors sich, wie es scheint, zu persönlicher Teilnahme am Kreuzzuge gar nicht berufen fühlten, sondern wohl nach ihrer eigenen und anderer Meinung, wenn sie nur ihre Aufrufe erliefsen, für die heilige Sache schon genug geleistet hatten, blieb so mancher lieber daheim, um sich durch seine Abreise die für ihn in geistiger und materieller Hinsicht häufig so wichtige Freundschaft seiner Dame nicht zu verscherzen, während andere von der Fahrt Abstand nahmen, weil sie die Waffen nicht zu handhaben verstanden oder so arm waren, dafs sie nur als Kriegsknechte, nicht aber als Ritter hätten mitziehen können. Wie L. im 7. Kapitel wahrscheinlich macht, haben neben einer kleinen Zahl Trobadors, von denen gar kein 'Aufruf' auf uns gekommen ist, nur drei Kreuzlieddichter unter den achtzehn, welche in Betracht kommen, sich bestimmt an dem heiligen Unternehmen beteiligt, G. de Borneil, R. de Vaqueiras und G. Faidit.

Was G. de Borneil anbetrifft, so entnimmt der Verfasser S. 96 den Beweis für den Aufenthalt desselben im heiligen Lande und in Jerusalem selbst einer Stelle in Girauts Klagelied auf Ademar V., Gr. 242, 56 VIII, welche lautet: *Qu'el deing auzir Sels qu'ill querran A l'arma·il do repaus e patz, E·l sains vas en qu'el fo pauzatz, Qu'eu·l vi baizar mout umilmen, Li si' en luec de bo guiren.*

L. legt mit Lowinsky (*Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit.*, XX, 176, Anm. 64) die letzten drei Verse folgendermafsen aus: 'Das heilige Grab, in das er (Christus) gelegt ward, welches ich (Giraut) ihn (Ademar) sehr demütig küssen sah, möge ihm (A.) ein guter Beschützer sein.' Danach sollte, nachdem Gott selbst um Frieden für Ademars Seele gebeten war, nun das Grab Christi ihn beschützen. Kann das aber gemeint sein? Nach meiner Auffassung wollte Giraut in diesem Klageliede auf Ademar sagen, Gott möge Ademars Seele Frieden geben und sein (Ademars) Grab möge ihn (Ademar, d. h. seinen Leib) gut beschützen

('das Grab, in das er gelegt ward, das heilig[1] ist, denn ich sah, wie man es demütig küfste'). Geht aber aus dieser Stelle nicht hervor, dafs Giraut mit Ademar das heilige Grab besucht habe, so fallen auch die Schwierigkeiten weg, welche die gegenteilige Schlufsfolgerung Lewents mit sich bringt. Nun brauchte Giraut nicht noch von der Belagerung Akkons (12. Juli 1191) an bis nach dem Friedensschlufs (1. September 1192), also gegen 14 Monate mindestens, in Palästina zu verweilen, um Jerusalem zu besuchen, sondern er konnte, gemäfs der Angabe der prov. Lebensnachricht (*Archiv* 102, 202^b), während Philipp August und viele, aber nicht *tuit li baron, s'en torneron*, sich nach der Einnahme Akkons an den Hof Bohemunds III. von Antiochia begeben haben. Indes glaubte der Verfasser auch die Mitteilung der Biographie, dafs Giraut mit Richard Löwenherz hinübergefahren sei und der Belagerung Akkons überhaupt beigewohnt habe, bestreiten zu müssen, und zwar auf Grund der Strophe IV in Gr. 242, 15, die aber, anders verstanden, seinen Zweifel nicht bestätigen dürfte. Die Worte, die da meines Erachtens zu lauten haben: *E gens bobans ... era cobrara so drei, En can eu vei, Pos lo reis Richartz es passatz; E pos el es lai aribatz N'i a tans valens compagnos, Derga so chap crestientatz*, übersetze ich so: 'Und liebliche Prachtentfaltung (Freigebigkeit) wird jetzt, soviel ich sehe, ihr Recht wiedererlangen, da der König Richard hinübergefahren ist, und wenn[2] er dort angelangt ist und dort so viele wackere Genossen hat, dann möge die Christenheit ihr Haupt erheben.' Daraus brauchte man nicht notwendig mit L. zu schliefsen, dafs Richard, der ja am 8. Juni 1191 in Akkon landete, dort, als Girauts Gedicht 15 entstand, oder gar schon vier Wochen vorher, auch wirklich bereits eingetroffen war, dafs also Giraut im Juli 1191 noch im Abendlande, und zwar in Aragon, wo er das Lied der Tornada zufolge verfafste, gewesen wäre und an der Einnahme von Akkon am 12. Juli nicht hätte teilnehmen können. Dem widersprächen auch die Eingangsverse des betreffenden Gedichtes, *Era, can vei reverdezitz Los vergers e cobra l'estatz* ('und die warme Jahreszeit wieder ersteht'), welche eher zeigen, dafs das Lied im März,[3] als dafs es, wie Lewent S. 96, Anm. 3 meint, im Juli entstanden ist. Hätte aber nicht Giraut im März 1191 von Richard, der schon seit dem 22. August 1190, wo er sich in Marseille eingeschifft hatte, 'unterwegs' war, sagen können: *pos el es passatz* und hätte er nicht, da ja Richard sein *passar* mehrmals unterbrochen hat, auf Sizilien, wo er sogar noch bis zum 12. April 1191 weilte, und auf Cypern, das er im Mai 1191 unterwarf, von ihm, selbst gesetzt, man zöge auch für das zweite *pos* die kausale Bedeutung vor, sagen können, da er ja vermutlich 'dort angelangt ist'? Nachdem sich dann die Unrichtigkeit seiner Vermutung herausgestellt hätte, konnte er etwa als Begleiter Ademars, von dessen Kreuzfahrt mir freilich sonst nichts bekannt ist, Richard noch auf Cypern oder sonstwo leicht eingeholt haben, mit ihnen beiden, der Angabe der Biographie gemäfs, hinübergefahren und auch bei der Einnahme Akkons am 12. Juli zugegen gewesen sein. Scheint er doch, als Richard nicht viel später, nach dem 20. August 1191, gen Askalon zog, ihn, wie seine Worte in 57 VII *Can passei* (*passem*) *vas Escalona* ver-

[1] Dafs *lo sains vas* hier nicht das Grab Christi, sondern das des Ademar ist, habe ich schon in der Tobler-Festschrift von 1905, S. 224, Anm. zu V. 24 angedeutet. In seinem bei Springer, *Das altprov. Klagelied* S. 100 gedruckten *planh* bezeichnet auch P. Bremon mit *lo cors sans* wiederholentlich (V. 6, 23, 33) den Körper des Blacatz und nicht den heiligen Leib Christi.

[2] Man vgl. *pos que* 'wenn' bei Giraut in Appels *Chr.*², St. 63, 119 und afrz. *puis que* in der Bedeutung 'du moment que' und beachte im vorletzten Verse des Zitats das verknüpfende *N'* — *ne, ni*.

[3] Cf. Girauts Worte *Qan torna la calors .... a l'issir de mars* (Appels *Chr.*², St. 22 I).

muten lassen, auch auf diesem Wege begleitet zu haben, um dann etwa von Askalon aus die Reise nach Antiochia anzutreten. Dort mag er, wiederum in Übereinstimmung mit der Lebensnachricht, das Gedicht 51 verfafst haben, in dessen Strophe IV die Worte *apres nostre passatge* sich auf die Rückkehr in die Heimat beziehen würden. Dafs aber Giraut wirklich im heiligen Lande gewesen ist, beweisen aufser der zitierten Stelle aus 57 VII die Strophen VII und VIII seines Liedes 33: *Apres l'anar C'avem empres En lai on es comunals bains, Si Deus nos o don achabar, Cut esser pro fis, c'al tornar Si' amics onratz e jauzitz. E vos, Seiner, c'anc no mentitz, Lai nos gitatz* (*no·ns gicatz?*) *E dels Saraxis asermatz Com la lor leis ombriva* (Schattenglaube, Scheinglaube) *bais E sella puei que·ls savis pais! E ja, Seiner, no consentatz Que l'avols gens vas mi s'eslais, Ans sion chassat part Roais!* Das Ziel der unternommenen Reise war demnach das *comunals bains*, das Bad der Wiedergeburt, das wohl identisch ist mit dem von Lewent S. 13 u. 59 erwähnten *lavador* des Marcabrun im Tale Josaphat. Nach alledem stimmen die vom Verfasser angezweifelten Angaben der Biographie mit den Äufserungen Girauts überein, und seine Behauptung von der Anwesenheit dieses Trobadors im heiligen Lande wird erst jetzt als bewiesen gelten können.

Schliefslich seien mir zu dem der Textkritik gewidmeten Kapitel 8, das auch eine Bearbeitung der vier Kreuzlieder, Gr. 9, 10, Gr. 155, 7, Gr. 133, 11 und Gr. 312, 1 enthält, noch einige Bemerkungen gestattet. S. 100, Gr. 293, 22 VII: *Sil li* (l. *Si lli*) *fara la mortz pudir* verstehe ich: 'So wird der Tod ihn stinken (modern) machen'; vgl. dazu Giraut de Bornelh 26 V *om mor doloiros ab gems E put pueis mil tans que fems* und betreffs der Verwendung des Dativs *lli* Tobler, *V. B.* I 168. — S. 104 zu III 4. In *E·l crotz* ist *·l* (= *·ill* der Hs. *E*) der weibliche Artikel (s. Appels *Chr.* S. XVI^b). — S. 108, Gr. 155, 7 III 5. Lewents Text lautet: *ni cre que·il plassa Que·il dirai si so mal no; Mas sevals la deshonor Posc dir,* der Herausgeber bezeichnet aber selbst in der Anmerkung den Indikativ *dirai* hier als auffällig. Auf Grund der meisten Hss. würde ich nun, auch in der Interpunktion von L. abweichend, vorschlagen, zu lesen: *ni cre que·il plassa Qui·l di re* (*rei, rem, ren*)*; si so mal no, Mas sevals* ... — S. 112 zu IV 10: *na* ist *n'a* = *ne a, ni a.* — S. 117, Gr. 133, 11 VI 8. Mit Hilfe des acc. *lo fill* der Hss. *CR* lese ich *Car ies lo fill no·i deu atendre·l paire* und verstehe: 'denn nimmer soll der Vater (Christus) auf den Sohn zu warten haben.' — S. 121, Gr. 312, 1 V. Die ersten vier Verse des Textes haben folgende Gestalt:

Paire verai, senher del fermamen,
qu'en la verge vengues per nos salvar
e baptisme prezes . . . .
. . . . on moris a turmen.

Zur Füllung der Lücke enthält die hier verderbte Hs. *R* nur die Wörter *per lantica ley*. Der Herausgeber, nach Zurückweisung von Raynouards Verschlimmbesserung (Lex. II 24) bestrebt, die fehlenden 4 + 4 Silben zu ersetzen, gibt dabei, teilweise Milá folgend, die Überlieferung gänzlich preis. Weit einfacher wäre es doch wohl, unter Beibehaltung des von der Hs. *R* Dargebotenen den Versen 3 und 4 etwa den Wortlaut zu geben:

e baptisme prezes per [reform]ar
l'antica ley, on (weshalb) moris a turmen.

An der trefflichen Schrift Lewents, einer Frucht grofser Belesenheit und gründlicher Forschung, war, wie man sieht, nicht eben viel auszusetzen; eher fand ich hier und da Gelegenheit zu Ergänzungen, für die mir besonders das in meinen Händen befindliche Giraut-Material einigen Stoff lieferte.

Aachen. Adolf Kolsen.

Poésies de Guillaume IX, comte de Poitiers. Édition critique publiée avec une introduction, une traduction et des notes par **A. Jeanroy**, professeur à la Faculté des lettres de Toulouse. Toulouse, Privat, 1905 (Sonderabdruck aus den Annales du Midi, April 1905).

Zwei Ausgaben besafsen wir bisher von den Liedern des Grafen Wilhelm IX. von Poitiers, eine von A. Keller aus dem Jahre 1848 und eine zweite 1850 von A. Keller und W. Holland gemeinsam veranstaltete. Ihnen fügt nun A. Jeanroy eine dritte hinzu, die zum erstenmal sämtliche diesem Trobador zugeschriebenen Lieder, elf an der Zahl, darbietet und aufser den Texten, dem fast vollständigen handschriftlichen Apparat und dem Kommentar eine Einleitung von vier Kapiteln über frühere Ausgaben und den Dichter betreffende Arbeiten, unechte und vermifste Gedichte, Sprache und Reimkunst Wilhelms und über die Frage seiner Ursprünglichkeit in Stoff und Redeweise enthält und auch Übersetzungen bringt, soweit sich der Inhalt nicht gerade als allzu schlüpfrig dafür erwies.

Dafs wir diese Veröffentlichung willkommen heifsen, braucht kaum gesagt zu werden; nicht nur ihrer gröfseren Vollständigkeit wegen freuen wir uns der neuen Ausgabe, sondern auch deshalb, weil Jeanroy, wie das von ihm nicht anders zu erwarten war, darin so manches Neue zur Vervollkommnung und Erklärung der Texte beiträgt.

Dennoch bleibt, was sich der Herausgeber selbst auch keineswegs verhehlt, zu ihrer Instandsetzung noch immer viel zu tun übrig; handelt es sich doch um Gedichte, welche wegen ihres oft recht frivolen Tones sicherlich vielfach Anstofs erregt und daher nur eine verhältnismäfsig geringe handschriftliche Verbreitung gefunden haben. Aber auch mit dem wenigen Material, das uns zu Gebote steht, wird sich noch mancher Fortschritt erzielen lassen; das glaube ich um so mehr, als auch mir bei der Durchsicht von Jeanroys Ausgabe verschiedenes in den Sinn gekommen ist, dessen Mitteilung für die Verbesserung und Aufhellung mangelhafter oder dunkler Stellen in Wilhelms Gedichten vielleicht weiteren Nutzen stiften könnte. Sehen wir einmal zu, was es damit für eine Bewandtnis hat.

Ged. I *Companho, faray un vers* (B. Gr. 183, 3; Appel, Chr. St. 59).

V. 7 und 8. *Dos cavalhs ai a ma selha | ben e gen;*
Bon son e adreg per armas | e valen.

Der zweite Teil der meisten entsprechenden Verse des Gedichtes ist viersilbig; wie nun Jeanroy und Crescini in V. 1 und 5 getan haben, so schiebe ich in diesen beiden Versen je eine Silbe ein; in V. 7 lese ich nach einem Komma *be n'es e gen* und in V. 8 *sa e valen*. Der V. 8 wäre dann zu übersetzen: 'Gut sind sie und für den Kriegsdienst geeignet, gesund und stark'. Wie sich nämlich in V. 10 und, nach meiner sogleich noch darzulegenden Auffassung, besonders in V. 13 zeigt, sind die beiden Pferde noch gar nicht *dressés au combat et vaillants*, sondern sollen erst abgerichtet werden. Daher nehme ich *valen* in der auch für afrz. *vaillant* von Godefroy belegten Bedeutung 'stark' (*'robuste, vigoureux'*), die es in den beiden Kreuzliedern des Giraut de Bornelh hat (s. meine Anm. zu I 22 in der Tobler-Festschrift von 1905, S. 214). In II 76 steht es bei Giraut ebenfalls mit dem von mir hier vorgeschlagenen *sa* zusammen; in I 22 ist da *valens d'armas* mit *arditz* verbunden, was hier anzuführen nicht überflüssig ist, da auch an unserer Stelle Hs. *E* die Lesart *ardit per armas e valen* aufweist. Dieses *ardit* von *E* in der weniger geläufigen Bedeutung 'kräftig, fähig', die es auch bei Giraut hat (s. ib.), ist wohl ursprünglicher als das *adreg* in *C*, so dafs V. 8 im Original gelautet haben mag: *Bon son et ardit per armas, san e valen.*

V. 13. *La uns fo dels montanhiers lo plus corren.*

Von dem Verstoſs gegen die Grammatik (*corren* ohne *s*) ist keine Rede mehr, wenn man mit *C La un fon* liest, *fon* zu *fondar* (lat. *fundare*) 'gründlich unterrichten' (s. Levy, *Swb.* III 530) stellt und versteht: 'das eine suche ich zum schnellsten der Bergpferde gut abzurichten'. In diesem Sinne steht nun der Vers noch besser an seiner Stelle als zuvor, wodurch wiederum Appels in der 2. Auflage der *Chrestomathie* S. 216 von einem Fragezeichen begleitete Übersetzung des Wortes *bailar* in V. 15 und die oben geäuſserte Ansicht von der gröſseren Ursprünglichkeit der Hs. *E* mit *bailar* gegenüber *ballar* in *C* eine gewisse Stütze erhält.

V. 24. Durch Einführung des *ges* von den Hss. abzuweichen, ist nicht nötig, da beide Befriedigendes bieten.

Ged. II *Companho, non puosc mudar* (B. Gr. 183, 4; P. Meyer, *Recueil* 1, 69; Bartsch, *Lb.* 47; Bartsch, *Chr.*[4] 31).

V. 5. Da *l'us* und *l'altre* in V. 6 darauf hinweisen, daſs überhaupt nur zwei Hüter beteiligt sind, so wird *quada trei* in dem Satze *Ans la teno esserrada quada trei* nicht 'je drei' (*trois par trois*), sondern 'zu dritt' (*à trois*) bedeuten. Der Dichter will nicht sagen, je drei Wächter hätten abwechselnd die Dame eingeschlossen, sondern die *gardador* hielten dieselbe mit sich, den beiden Hütern, selbst zu dritt eingesperrt, die Dame sei nie ohne die beiden Wächter, niemals allein, sie bleibe, was auch der den Hütern ihre allzu groſse Wachsamkeit vorwerfende V. 12 zeigt, keinen Augenblick unbewacht und unbelästigt. In dem folgenden V. 6 ist denn auch von diesen drei Personen, dem einen und dem anderen Wächter und der Dame, die Rede.

V. 7. *Et aquil·l fan entre lor aital agrei.*

Zwar wäre *aquil·l* = *aquil li* nicht unmöglich (s. Tobler, *Archiv* CI 465), indessen ist hier *li* gar nicht erforderlich; man lese also *aquill*. — *Agrei* braucht auch hier nichts anderes zu sein als das in Levys *Swb.* I 34 und in der *Tobler-Festschrift* von 1905 S. 215 zu V. 68 besprochene Wort, so daſs der Vers bedeuten würde: 'Und jene machen unter sich solche Veranstaltung'.

Den V. 8 *L'us es compains gens a foc mandacarrei* (*mandacairei N*[2]) bezeichnet P. Meyer im *Recueil* am Fuſse der S. 69 als *vers corrompu*, Bartsch schreibt im *Lb.*: *a for Mandacairei*, gibt aber in der *Chr.* dem Verse die Fassung: *L'us es compains gens a for mandacarrei* und versteht, wie mit Hilfe des Glossars ersichtlich ist: 'der eine ist ein trefflicher Gefährte nach Art eines Kärrners'. Jeanroy nimmt nun den Wortlaut aus Bartschs *Chr.* herüber, hält aber in der Anm. die Übersetzung des Wortes *mandacarrei* durch 'Kärrner' für sehr gewagt. Er erwähnt auch Chabaneaus Vorschlag, *a folc Mand'a cairei* zu schreiben, was er eventuell in *del folc Mand'a cairei* verbessern möchte, so daſs es bedeuten würde: 'Der eine ist ein netter Bursche von der Bande des M.'; in *Mand'a cairei* (= *quadrivium*) sieht Chabaneau den Spitznamen eines Bandenführers, aber nur die Form *cairoi* im Sinne von 'Kreuzweg' ist bis jetzt belegt (s. Levy, *Swb.* I 185). Auch erwartet man unmittelbar nach den Worten *fan aital agrei* des V. 7 nicht eine Charakteristik des einen oder anderen Gefährten, sondern die Schilderung eines ihrer dummen Streiche. Von solchem Streich erhält man aber Kenntnis, wenn man liest: *L'us compains gens a foc manda | que a rrei* oder nach *N*[2]: *que a·i rei* und V. 8 und 9 übersetzt: 'Der eine Gefährte ruft Leute (oder ganze 'Scharen') zum Feuer, so daſs (da) etwas los ist, und sie machen viel gröſseren Lärm als das Gesinde des Königs'. Zu *gens* 'Schar' s. Levy, *Swb.* IV 101, 1, zu *mandar* 'auffordern zu kommen, entbieten' ib. V 93, 4 und zu *ren* 'etwas' Rayn., *Lex.* V 55[b]; *rrei* steht statt *rei* wie V. 22 *ssei* statt *sei*; betreffs der poitevinischen Formen auf *ei* statt *ẹ* bei Wilhelm vgl. Jeanroys Bemerkung S. 11 § III; die beiden *rei* reimen auch bei B. de Born (Stimming[1] 20, 7 und 8) miteinander; *a* kann als Form des selb-

ständigen Verbums *aver* vor *rei* stehen, und noch im Nfrz. bedeutet *il y a qc.* 'es ist etwas los'. Das handschriftliche *foc* bleibt unangetastet; *es* hat ein Schreiber infolge falscher Auffassung hinter *l'us* eigenmächtig eingeschoben und, da der Vers nun um eine Silbe zu lang wurde, das *e* von *que* fortgelassen; vor Vokal findet sich *que* aber auch in V. 12 *que ad oras* und sonst noch öfter bei Wilhelm. Durch Entfernung des sinnentstellenden *es* hat V. 8 jetzt auch in metrischer Hinsicht die ihm zukommende Gestalt erhalten, nämlich 7 ⌣ + 3. Hinsichtlich seines Inhalts vgl. man Crois. Alb. 509: *A foc! a foc! escrian li gartz trafur pudnais.* Die Strophe III ist nunmehr, nachdem der Kärrner sich in Wohlgefallen 'aufgelöst' und der Bandenführer sich aus dem Staube gemacht hat, durchaus verständlich und erfüllt gut ihren Zweck, die Gemeinheit und Niedertracht der beiden Wächter darzutun, welche die Stadt durch mutwillige Erregung von blindem Feuerlärm in Schrecken und Aufregung versetzen und trotz ihrer geringen Anzahl sogar einen grofsen Haufen Menschen im Toben noch übertreffen.

Ged. IV *Farai un vers de dreyt nien* (B. Gr. 183, 7; Appel, *Chr. St.* 39).

V. 28—30 *Ni no m'en cau, — qu'anc non ac Norman ni Frances — dins mon ostau.* Es ist nicht einzusehen, warum der Dichter hier urplötzlich erzählen sollte, dafs ihn nie ein Normanne oder Franzose in seinem Hause besucht habe. Auch Jeanroy vermifst in der Anm. allen Zusammenhang zwischen dieser Äufserung und dem Vorhergehenden, glaubt aber doch mit Papon aus dieser Stelle auf den Gegensatz schliefsen zu können, der damals zwischen Nord- und Südfrankreich bestanden habe. Einen ganz anderen Sinn werden die Verse 29 und 30 aber ergeben, wenn man, ohne Verwendung von Majuskeln, *no n'ac norma [n]ni frances* schreibt, *norma*, das im *Lex. rom.* fehlt, wie das lat. und ältere it. Wort mit 'Winkelmafs' und *frances*, das ein Getreidemafs bezeichnet (s. Levy, *Swb.* III 587), mit 'Hohlmafs' übersetzt. Dann würde der Dichter haben sagen wollen, er mache sich aus dem Benehmen der Dame ihm gegenüber nichts, denn er habe in seinem Hause niemals dafür irgendein Mafs gehabt, er habe ihre Worte und Taten nie auf die Wagschale gelegt.

V. 35 und 36. *Qu'ie·n sai gensor e bellazor — e que mais vau.* V. 35 müfste auf *ǫrt* und nicht auf *ǫr* ausgehen, und Appel fragt in der *Chrest.* S. 217, ob *bellazor* hier etwa in Assonanz mit *ǫrt* stehe. Das auf *bellazor* folgende *e* des V. 36 scheint mir sein Dasein einem schlecht geschriebenen oder falsch gelesenen *t* zu verdanken; aus *bellazort* wäre dann aber, da *z*, *ç* und *c* in den Hss. nicht selten miteinander abwechseln, unschwer *be·ll acort* herauszulesen und die dem V. 36 durch den Verlust des *e* abhanden gekommene Silbe, indem man *qu'ela* statt *que* liest, leicht zurückzugewinnen. Gewifs wurde *bellazor*, das übrigens auch in Wilhelms Gedicht I 17 vorkommt, unter dem Einflufs des vorhergehenden *gensor* geschrieben und *qu'ela* in *que* gekürzt, weil durch das fälschlich in den V. 36 hineingeratene *e* der Vers um eine Silbe zu lang geworden war. In ihrer jetzigen Gestalt *Qu'ie·n sai gensor e be·ll acort — qu'ela mais rau* bedeuten nun die Verse: 'Denn ich kenne eine Schönere als sie und gestehe ihr wohl zu, dafs sie besser ist'. Zu *acordar* 'zugestehen, bewilligen' s. Appel, *Chr.* Gloss.

Die auf Str. VI in *E* folgende Strophe, die Appel meines Erachtens mit Fug in den Text aufgenommen hat, hält Jeanroy für interpoliert, weshalb er sie S. 29 unten gesondert abdruckt. In den beiden letzten Versen dieser Strophe (V. 41 und 42 bei Appel) *E pexa·m be quar sai remanc — aitan vau* hat der Schreiber im Gegensatz zu dem bei den Versen 35 und 36 beliebten Verfahren dem Reimwort *rema(n)* noch ein *c* angehängt, das als *que* in die folgende Zeile gehört. Es wäre also zu lesen *E pexa·m be quar sai rema —, que a·i tan vau* und zu verstehen: 'Und

es bekümmert mich, dafs sie hier zurückbleibt, denn sie besitzt so grofsen Wert'. Das Wort *vau*, das schon in V. 36 im Sinne von lat. *valet* im Reime steht, ist im V. 42 das bei Rayn. V 463, 2 einmal belegte Substantiv. Der letzte Vers fehlt noch in Appels Text.

Ged. V *Farai un vers, pos mi somelh* (B. Gr. 183, 12; Appel *Chr. St.* 60).

V. 9. *Mas si es monges o clergal*. Liest man dafür *Mas s'es de monge o clergal* oder *Mas s'es de mong' o de clergal* (s. bei Appel im Gloss. der *Chr.* die Nebenform *morgue*) 'aber wenn es sich um einen Mönch oder Geistlichen handelt' oder 'wenn sie aber einem Mönch oder Geistlichen angehört', so wird das vorher für *clergal* vermifste Flexions-*s* überflüssig.

V. 59 und 60. *Q'a pauc non perdei la valor — e l'ardiment*. Hs. *N* hat *la valors*, *C* dagegen *mas amors*; die zu erwartende Reimendung ist *ǫs*. Durch Einsetzung von *mas razos* für *la valor* würde der Reimfehler entfernt und inhaltlich als Gegenstand des Verlustes dem Mut auch noch der Verstand hinzugefügt werden. *Perdre sas razos* heifst 'seine Berechnungen, Überlegungen, seinen Verstand verlieren'; vgl. nfrz. *perdre la raison*.

In V. 83 und 85 würde des Reimes wegen die Nebenform *malavetz* in den Text gehören. Betreffs der Verse 31—33 und 52 darf ich wohl auf meine Ausführungen in diesem *Archiv* CI 148 (nicht, wie bei Appel in der *Chr.*[2] steht, S. 8) verweisen, ebenso für die Verse 73—78, deren von mir selbst aus *N* kopierter Text da allerdings etwas anders lautet als der in Jeanroys Auftrage kollationierte.

Ged. VI *Ben vuelh que sapchon li pluzor* (B. Gr. 183, 2; B. Chr.[4] 28).

V. 28 'wofür ihr mich auch ansehen möget'.

V. 62 *E fon jogatz*. Nimmt man *jogatz* als Subst. = 'Spiel, Scherz' wie *oratz* 'Wunsch' (s. G. v. Bornelh 1894, S. 123 meine Anm. zu V. 14), so könnte man verstehen 'und das Spiel hatte statt, ging vor sich' (*esser* 'statthaben', App. *Chr.* Gloss.); damit wäre der Flexionsfehler abgetan.

Die beiden vorhergehenden Strophen sind voll Zweideutigkeiten; dabei scheint *taulier* 'Spielbrett' und 'Schürze, Gewand' (s. Rayn., *Lex.* V 308, 1, 2), *dat* 'Würfel' und 'Stofs' (vgl. it. *dado* 'Wurf') bedeuten zu sollen. Den V. 59, der, wie die Anm. besagt, schon so viele Auslegungen erfahren hat, könnte man vielleicht auf Grund von *C*, indem man *cairauallier* zerlegt, lesen: *Eill duy foron, c'a·i rav', allier* und so deuten: 'und die beiden (*dat*) waren, denn Zwiebel gibt es da, solche mit Knoblauch', d. h. sie waren derb; *allier* wäre dann, wie es im Afrz. ein Subst. *aillier* ('*marchand d'ail ou de sauce à l'ail*' God.) gibt, ein von *alh* abgeleitetes Adjektiv, für dessen übertragene Bedeutung man diejenige von *zwiebeln* (= jem. zusetzen) und von Ausdrücken wie *gepfeffert, gesalzen, gespickt, saftig* vergleichen möge. *Plombar* 'mit Blei beschweren' ist ein für das Fälschen der Würfel nicht selten gebrauchtes Verbum (s. Stimming zu *B. de Born* [1] 29, 12 und Canello zu *A. Daniel* IV 26); hier käme das aber, was auch für *allier* der Fall sein könnte, nur, insofern es sich um ein Wortspiel handelt, in Betracht; versteht man *plombatz* im nächsten Verse im Sinne von 'nachdrücklich, gründlich', so stimmt unsere Auffassung der Verse 59 und 60 nicht übel zu dem *fort ferir* des V. 61.

Ged. VII *Pus vezem de novelh florir* (B. Gr. 183, 11).

V. 29 und 30. *Et a totz sels d'aicel aizi — obediens* (Übs.: *attentif aux caprices de tous ceux qui habitent ce séjour*). Der V. 29 soll aber auf *is* endigen; wenn wir ihn nun lauten lassen *Et a totz sels d'aicel' aizis*, so würde die Stelle bedeuten: 'und allen denen ergeben, die ihr nahestehen'; vgl. *aizi* App. *Chr.* Gloss. und dazu *aiziu* Levy, *Swb.* I 45, 1, und *aizitz de Tobler-Festschrift* von 1905, S. 214 zu 33.

V. 45 und 46. Das *m* des V. 46, das sich auch in V. 50 nicht mehr wiederfindet, lehnt sich so leicht an das *que* des V. 45 an, dafs wohl nicht

anzunehmen ist, der Dichter habe es so wenig kunstgemäfs dem Reimwort *lau* anhängen wollen.

Ged. VIII *Farai chansoneta nueva* (B. Gr. 183, 6; B. Chr.[4] 30; Appel *Chr. St.* 12).

V. 13. Dem *etz* der Hs. ist *es*, wie auch Appel liest, vorzuziehen, weil in V. 16 und 18 von der Dame noch in der 3. Pers. Sing. die Rede ist, während sie erst von V. 19 an in der 2. Pers. Plur. angesprochen wird.

V. 31 *fri e tremble*. Das *fri* gehört zu dem bei Rayn. III 400 und bei Levy III 603 an erster Stelle stehenden *frire* (= lat. *frigĕre*); nicht 'ich schaudere', wie auch Bartsch im Gloss. will, sondern 'ich zittere vor Verlangen' wäre wohl hier der Sinn des Wortes.

Ged. XI *Pos de chantar* (B. Gr. 183, 10; B. Lb. 87, Crescini, *Man.* 195).

V. 3 und 4. *Mais non serai obedienz — en Peitau ni en Lemozi*. Diez, *L. u. W.*[2] 12 übersetzt 'ich werde nicht mehr gehorsam sein' und fügt erklärend hinzu, wahrscheinlich sei der Dienst der Liebe gemeint; Chabaneau fafst, wie Jeanroys Anm. zeigt, *obediens* = lat. *oboediendus* auf. Die Lesart *Non serai mais hobediens* in *N* läfst mich *mai so bediens* verstehen; *bediens* = *benedicens* (s. *bendir 'dire du bien'* Rayn., *Lex.* III 54, 9). Danach würde der Dichter, der ja sonst nur lustige Lieder verfertigt hat (s. Jeanroy S. 18), hier im Anschlufs an seine Aufserung, er werde einmal (ausnahmsweise) einen ernsten, traurigen *vers* machen, und im Hinblick auf seine unmittelbar darauf angedeutete Absicht, *en eisil* zu gehen, gesagt haben *Mai(s) non serai so bedienz — en Peitau ni en Lemoxi* 'aber nimmermehr wird das in P. und L. jemand gutheifsen'.

Am Anfang des Gedichtes VI zeigt Wilhelm IX., wieviel ihm daran gelegen ist, aus seinem *obrador* nur Gedichte *de bona color* hervorgehen zu sehen, die ihm dazu verhelfen sollen, *d'ayselh mestier la flor* für sich zu erringen. Schon jetzt pflichtet auch Jeanroy (S. 20) der Ansicht der Gelehrten von der *perfection relative de son style et de sa versification* bei; in der Folge dürfte er aber die von ihm S. 14 und S. 17 Anm. 2 der Reimnot des Dichters und S. 17 seiner *négligence* zugeschriebenen Deklinationsfehler und Reimversehen, die zu tilgen sogar wir prosaische Nichtprovenzalen des 20. Jahrhunderts uns anheischig machen, und sonstige den Text betreffende Ungereimtheiten in den Gedichten auf Rechnung nicht des Autors, sondern der Überlieferung zu setzen um so geneigter sein, je mehr von den durch seine so verdienstvolle Arbeit hervorgerufenen Änderungsvorschlägen seiner Leser er der Berücksichtigung für wert erachten wird.

Aachen. **Adolf Kolsen.**

P. Savj-Lopez, **Storie Tebane in Italia.** Testi inediti illustrati. Biblioteca storica della letteratura italiana diretta da Francesco Novati, Vol. 8. Bergamo, Istituto italiano d'arti grafiche, 1905. XLIII, 126 S. 8⁰. L. 6.

Nach einer kurzen Einleitung, welche die Verbreitung des thebanischen Sagenkreises in Italien behandelt, geht Savj-Lopez näher auf die beiden venezianischen Texte ein, die er hier, den einen ganz, den anderen in Proben, veröffentlicht. Der ältere, ganz herausgegebene Text, in einer Marcianischen Handschrift aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts überliefert, aus der fol. 6r (nicht 7, wie fälschlich darauf gedruckt ist) mit einer hübschen Federzeichnung in Faksimile beigegeben ist, ist eine Übersetzung aus dem dritten Teile der französischen Prosa, die Paul Meyer als *Histoire ancienne jusqu'à César* bezeichnet hat. Aus der Beschaffenheit der Handschrift scheint mir auch hervorzugehen, dafs der Schreiber nur diesen einen Teil als selbständiges Ganze abgeschrieben

hat; damit ist aber nicht ausgeschlossen, daſs er eine vollständige oder wenigstens umfangreichere Übersetzung der *Histoire* als Vorlage benutzte. Es wäre übrigens zur Beurteilung der Frage festzustellen, ob die Worte *'sicomo vuy pore aldir auanti ch'el chonpla l'instoria de Troia che drie questa istoria ne sera chontado'* in der französischen Vorlage vorhanden sind. Der zweite Text, in einer Marcianischen Handschrift des 15. Jahrhunderts erhalten, ist eine Übersetzung des betreffenden Teiles der Fiorita Armanninos. Seine Hauptquelle war Statius, daneben benutzte er aber auch die französische Prosa und nahm selbständige Änderungen vor, kurz, er übte auch hier ein Verfahren, wie es schon für seine Darstellung der Trojanischen Ereignisse und der Geschichte des Aeneas und Caesar festgestellt war.

Dem Abdruck der Texte geht eine kurze Darstellung der Lautlehre, Formenlehre und Syntax der abgedruckten Stücke voran. Leider hat Savj-Lopez beim Zitieren dasselbe Verfahren eingeschlagen, welches ich schon bei Gelegenheit meiner Anzeige von Novatis Brendanslegende (*Literaturblatt für germ. und rom. Philologie*, 1893, Bd. XIV, Sp. 19—20) als unzweckmäſsig bezeichnet habe: statt daſs die Zeilen der Seiten einfach gezählt sind, wird nach c. r. und c. v. angezogen. Man muſs da oft lange suchen, um ein Beispiel zu finden, und nur zu oft, wie auch bei Novati, sucht man es vergebens, weil r. und v. oder oft schon die c. verkehrt angegeben sind. Ich könnte Dutzende von Beispielen anführen. Die Texte, namentlich der erste, bieten eine Fülle interessanter Erscheinungen, und Savj-Lopez hat es wohl verstanden, sie in aller Kürze, vielleicht sogar zu knapp, herauszuheben. S. XXX N. 18 ist *c tra vocali* ungenau: nach voc. vor e und i müſste es heiſsen. 41 v. (nicht r.) würde ich das S. XXXVIII 55 a V behandelte *lassa* als *lassá* = *lassai* lesen. Etwas recht stiefmütterlich ist, wie gemeiniglich in solchen Darstellungen, der syntaktische Teil behandelt. *elo a far* S. XL N. 62 fasse ich einfach als Futur mit getrennten Bestandteilen. Vgl. mein *Elementarbuch* § 47 S. 170. Das Beispiel ebenda *volese o non Anphioraus convene andar* ist kein Beweis für persönliches *convenire*; es liegt Auslassung des *li* vor. In den S. XLI N. 64 angeführten beiden Sätzen halte ich das *che* nicht für ein Relativpronomen, sondern für eine Wiederaufnahme der Konjunktionen *inperçò che* und *ho che*. Ebensowenig ist es als *confusione* zu bezeichnen, wenn einfaches *che* nach Unterbrechung des Satzes wiederholt wird. Ein weiteres Beispiel findet sich S. 41 Z. 1—2. Dazu vgl. mein *Elementarbuch* § 119 S. 190. In dem N. 65 angeführten Satze *'e disse che li soldati che vignirà d'estranie contrade ... eli donerà tanto del sso che eli se ne contenterà'* ist *e' li donerà* zu lesen, also nachherige Bestimmung des Kasus des Substantivs durch ein Fürwort. Vgl. *Elementarbuch* § 111 S. 186; vielleicht auch statt dessen *e disse ch'ali ... eli donerà*.

Das schnelle Verständnis des Textes hätte sehr gewonnen, wenn Savj-Lopez nicht gar so sparsam mit Satzzeichen gewesen wäre und Akzente ganz verschmäht hätte. Warum er die *v* der Handschrift, die reichlich vorhanden sind, wie das Faksimile zeigt, immer durch *u* ersetzt hat, ist nicht verständlich. Sonst scheint die Lesung zuverlässig zu sein, wie ein Vergleich mit dem Faksimile dartut; nur einmal ist ein leicht verzeihliches *horribelle* statt *horibelle* untergelaufen. Im einzelnen möchte ich noch folgendes erwähnen. Zunächst ist Savj-Lopez an einigen Stellen zu Unrecht von den Handschriften abgewichen, indem er in ihnen ein *e* tilgte; die Häufigkeit der Fälle hätte ihn stutzig machen sollen. Ich klammere die getilgten *e* ein. S. 2 Z. 2 *Quando la dama holdy chussi parllar lo re,* (*e*) *chomo mare ne fo molto trista*; S. 70 Z. 28 *A queste parole ch'ella dixeua,* (*e*) *planҫeua molto tenera mente*; S. 103 Z. 8 *E quel demonio che iera sempre aconҫo de dir cose che mal fose* (*e*) *dise*; S. 110 Z. 17 *Lo re Arasto con tuti li suo baroni la defende e tuta la ҫente del paixe* (*e*) *la si e trata*;

S. 111 Z. 3 *Quela ueçando li suo fioli, la ch'in prima per paura auea pianto,* (e) *d'alegreça lagreme renoua.* Vgl. *Elementarbuch* § 117 und 118 S. 189. S. 6 Z. 18 ist aus *iora* der Handschrift wohl *d'oro* zu entnehmen: es könnte aber auch *iera* sein mit ausgelassenem Relativpronomen. Vgl. *Elementarbuch* § 92 S. 183 und hier S. 22 Z. 6—7 ... *uno prodomo essauio, Adarastus auia nome.* S. 7 Z. 17 und 23 hätte ich die Schreibung *li 'era* vorgezogen; S. 11 Z. 10 l. *ne* statt *me*; S. 12 Z. 24 Punkt nach *mare* statt Komma; S. 15 Z. 2 l. *dollor a desmixura* statt *e*; S. 16 vorletzte Z. tilge Semikolon nach *dollor*; S. 23 Z. 24 kann die Schreibung *albudo abludo* bedeuten, was oft vorkommt (= *habiutu); S. 33 Z. 3 l. *hauuto* statt *honto*; S. 34 Z. 4 mufs *Tideus* statt *Tiocles* gelesen werden; S. 41 vorletzte Z. ist sicher *onta* zu ergänzen (so z. B. S. 43 Z. 9); S. 43 Z. 2 ist nach meiner Ansicht keine Lücke: *li* ist entweder, und das ist das Wahrscheinlichere, das Ortsadverbium, oder es liegt eine ungenaue Beziehung auf Etiocles vor; S. 49, Z. 23 l. *inaurado* statt *inagurado*; S. 51 Z. 23 war *uegnudo* ruhig zu belassen in Hinblick auf die Ausführung S. XLI N. 65; S. 59 Z. 4 l. *a quelo* statt *aquelo*; das. Z. 19 l. *e' li* statt *eli*; S. 60 Z. 20, 23 und 24 würde ich *che li* statt *ch'eli* lesen; S. 80 Z. 2 doch wohl *elo xo ela*; dann wäre dies Beispiel S. XL N. 63 zu streichen; S. 93 vorletzte und letzte Z. l. *Po-liniçes*; S. 97 Z. 11 l. *già* statt *gio*; S. 105 Z. 9 l. *che el* statt *che'el*; S. 106 Z. 11 halte ich *piaxesete* für einen Schreibfehler statt *piaxette*; S. 108 Z. 21 ist in *se no fose ch'el secorso* das *ch'* zu belassen, es gehört zu *se no.* Vgl. auf derselben Seite in etwas anderer Weise Z. 27 *tosto che* statt *tosto*; S. 116 Z. 5 von unten l. *parte* statt *pate*; S. 118 Z. 20 ist das *trouade* der Handschrift als *troua de* zu belassen; schon Novati hat im Brendan S. XLIII diese Verwendung von *de* für *ci* nachgewiesen, und ein weiteres Beispiel findet sich hier S. 120 Z. 13: *s'eli nde stese.*

Das Wörterverzeichnis ist sehr mager geraten, und das scheint Savj-Lopez selber nach einer Äufserung S. XLII empfunden zu haben, wenngleich er hier von Absicht spricht. Er kann überzeugt sein, dafs er sich den Beifall der Fachgenossen erworben hätte, wenn er es etwas eingehender ausgestaltet hätte, vollends aber den der Anfänger, die sicher über sehr viele Worte vergebens Aufschlufs suchen werden und doch nicht das weit zerstreute und teilweise schwer zugängliche Material zur Aufklärung zur Hand haben können. Auf nur zwei Seiten hätte sich das Wichtigste unterbringen lassen. Ich will hier aber keine Nachlese geben, obgleich ich mir für meinen Gebrauch eine solche aufgestellt habe — es fehlen ganz seltene Worte, und dafür sind andere, öfter belegte aufgeführt. *Menda* heifst an der angezogenen Stelle Warnung; *mua* = *mutat* halte ich für durchaus richtig: *chollu che-sse mua in la tera* = wer sich in das Land begibt; *arnaia* wird frz. *harnais* sein; *cadar* ist schwerlich von *captare*, gewöhnlich *catar*, zu trennen und scheint hier die Bedeutung *accattare* zu haben.

Auch so, wie die Ausgabe vorliegt, haben wir aber allen Grund, Savj-Lopez zu danken, dafs er uns diese interessanten Texte zugänglich gemacht hat.

Halle a. S. Berthold Wiese.

Carlo Bertani, Il maggior poeta sardo Carlo Buragna e il petrarchismo del seicento. Milano, Ulrico Hoepli, 1905. 178 S. 8.

Die sardische Literatur, deren Geschichte zu schreiben die Zeit noch nicht gekommen ist, weist keinen Namen von hervorragender Bedeutung auf. Auch der Poet, dem diese nützliche Monographie gewidmet ist, gehört nicht zu den ersten Zierden des italienischen Schrifttums; doch unter den Kleinen seiner heimischen Insel ist er ein Grofser. Und dieser Hei-

mat ist er nur wegen seiner Herkunft zuzurechnen: widrige Schicksale vertrieben ihn am Ende des Knabenalters mit seiner Familie von Sardinien; und da er seitdem sein Leben drüben, in Neapel und sonst im Süden Italiens verbrachte, machte er eine andere Entwickelung durch, als wenn er zu Hause geblieben wäre.

Sein äufseres Los war kein glückliches, und dem, was er schrieb, war kein besseres beschieden. Buragna scheint zu Lebzeiten nichts dem Druck übergeben zu haben; von seinem Nachlafs aber ging das meiste durch die Sorglosigkeit der Freunde und den bösen Willen der Gegner verloren. So haben wir nur kärgliche Nachricht über seine, von Galileis Wirken beeinflufsten Bestrebungen auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, besonders der Philosophie, die seinen Namen einst berühmt machten. Was gerettet wurde, ist — aufser geringen Prosaresten — nichts als eine kleine, nur noch in einem Exemplar bekannte Ausgabe von Liebesgedichten, die sich innerhalb der Produktion jener Zeit deutlich auszeichnen durch die Abwendung von der secentistischen Manier, durch ein Zurückgehen auf ein älteres Vorbild, auf Petrarca.

Einen 'Antimarinisten' will Bertani, im Gegensatz zu Caravelli, weder Buragna noch seinen gleichstrebenden Freund Pirro Schettini nennen, da der 'Marinismus' zur Blütezeit dieser beiden Dichter schon in dem allgemeinen 'Secentismus' aufgegangen war. Doch auch die — an sich schon schreckliche — Bezeichnung 'Antisecentist' lehnt er ab, weil ihnen das Kämpferische, das damit verknüpft wäre, völlig gefehlt hat. Richtiger charakterisiert Bertani sie als Vorläufer der Arcadia, als erste Vertreter einer veränderten Geschmacksrichtung.

Dies der Kern der sorgfältigen, vielleicht nur etwas zu ausführlichen Abhandlung, deren einzelne Kapitel die Familie Buragna in Sardinien, die Jugend Carlos, seine letzten Lebensjahre, die dichterischen Leistungen und seine Stelle in der Literaturgeschichte zum Gegenstande haben. Besonders interessant ist darin die Gestalt des Vaters Giovan Battista Buragna, eines energischen, charaktervollen Mannes, der sich als Schrifsteller und als Beamter, mit Wort und Tat gegen die Mifswirtschaft und Ungerechtigkeit der spanischen Tyrannei wehrte, die seine Heimatinsel und das neapolitanische Land in Fesseln hielt. Indem Bertani uns die Bekanntschaft mit Sohn und Vater Buragna vermittelte, hat er sich ein doppeltes Verdienst erworben.

Breslau. Richard Wendriner.

E. Lindner, Die poetische Personifikation in den Jugendschauspielen Calderons.

Ein Beitrag zu Studien über Stil und Sprache des Dichters. (Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Philol., hg. von H. Breymann und J. Schick, Heft 32). Leipzig, Deicherts Verlag (Georg Böhme), 1904. X, 150 S. 8. M. 4.

Richtig bemerkt Gries, der Übersetzer des Dichters, Calderon zeige einen ungeheuren Überflufs an gemachten stehenden Phrasen, die sich bei jeder ähnlichen Gelegenheit wiederholen. Sammlung und Sichtung dieses Materials können recht wesentliche Dienste leisten, zumal der sehr fruchtbare Dichter für sprachliche Beobachtung ein ausgedehntes Untersuchungsfeld bietet. Ohne weiteres leuchtet der vielfache Nutzen einer solchen Untersuchung ein. Denn erst die möglichst ausgedehnte Erkenntnis seiner Sprache führt zur Erkenntnis seines Gedankenausdrucks, zunächst rein formal, setzt aber den Leser in den Stand, nicht blofs, was der Dichter gesagt hat, zu verstehen, sondern auch, was er hat sagen wollen; auch an sprachlich dunklen Stellen und wo auffälliger, nach seinem sonstigen Sprachgebrauch ungewöhnlicher Ausdruck erscheint, wird nach den Resultaten einer lexikologischen Über-

sicht über seine Sprache wenigstens erkannt werden können, was an der fraglichen Stelle von dem sonst üblichen Ausdruck abweicht, vielleicht aber auch die Absicht des Dichters erkannt werden und die richtige Auslegung zu ermitteln sein. Richtig macht Krenkel in diesem Sinne darauf aufmerksam, daſs Calderon aus sich selbst erklärt werden müsse (Vorrede zu Bd. I der kommentierten klassischen Bühnendichtungen der Spanier). Ferner wird diese phraseologische Zusammenstellung einer kommentierten Auslegung einzelner Stücke und der Lexikographie zugute kommen. Sie wird auch mit ihren Gesamtresultaten Calderon als Vertreter des estilo culto charakterisieren, eine Stelle in der Geschichte der spanischen Sprache ausfüllen, dem Dichter seinen richtigen Platz in der literarischen Entwickelung seines Volkes anweisen, sein Verhältnis zu ebenso erforschten Vorgängern und Zeitgenossen bestimmen, endlich für die vergleichende und die Weltliteratur eine Zusammenstellung mit groſsen Dichtern anderer Nationen ermöglichen helfen.

Einen Beitrag zur Calderon-Forschung und zur Sprachforschung in diesem Sinne will Ernst Lindner, selbstverständlich mit Einschränkungen und für passend erachteten Kürzungen, in der vorliegenden Arbeit geben.

Schack, Bd. III, bei der Besprechung Calderons, macht darauf aufmerksam, daſs gerade bei diesem Dichter die Sprache in ihrer Entwickelung Beobachtung verdient, weil sie oft einen Anhaltspunkt für die Chronologie seiner Stücke gibt, ein Grund mehr für den Verfasser, diese Bahn zu beschreiten, zumal die sprachliche Forschung für Calderon noch viel zu tun gibt. Mit dieser nämlich haben sich beschäftigt: 1) Valentin Schmidt, der in seiner von Leopold Schmidt besorgten Ausgabe der Schauspiele (1857, Elberfeld) nur einen kleinen Beitrag von C.s poetischer Sprache gibt; 2) Joh. Abert, *Schlaf und Traum bei Calderon* (Festschrift für Professor Urlich, Würzburg 1880); 3) Max Krenkel, der in der oben bereits erwähnten kommentierten *Ausgabe span. klassischer Bühnendichtungen* (Leipzig 1881—87) wertvolles Material bietet; 4) Konrad Pasch, der in den *Ausgewählten Schauspielen Calderons* (Freiburg i. B. 1891—96) gelegentlich Eigentümlichkeiten in Sprache und Stil, nicht erschöpfend, behandelt.

Eine vollständige Untersuchung ad hoc mit abschlieſsenden Resultaten fehlt, kann auch nicht im Rahmen einer Abhandlung auf ein paar hundert Seiten geführt werden: dazu ist das Material zu riesig. Eine Abhandlung kann, da räumliche und sachliche Beschränkung geboten ist, nur als ein Spezimen sprachlicher Erforschung, immerhin mit sachlicher Vertiefung auf kleinerem Gebiet, durchgeführt werden. Dies hat der Verfasser richtig erkannt und meines Erachtens geschickt durchgeführt. Von den 108 comedias, die in drei Perioden gedichtet werden, wählte Lindner zu seiner Untersuchung passend die der Jugendepoche des Dichters, die er nach Hartzenbusch zitiert (Madrid, seit 1848). Sie umfaſst die 24 Dramen des ersten und zweiten Teiles der Werke, die in der editio princeps 1636—37 je 12 Stücke enthalten. Dazu kommen noch 4 bis 1638, die von der Kritik der Jugendepoche zugewiesen sind. Wo bei Hartzenbusch vielleicht willkürlich geänderter Wortlaut vorliegt, ist der variierende Text der ersten Ausgabe hinzugefügt.

Zur sprachlichen Untersuchung auf diesem Gebiete wählte Lindner die poetische Personifikation; mit Recht, weil die dichterische Eigenart des jungen Dramatikers hier besonders deutlich erscheint. Hier hat der Verfasser auf anderen Gebieten vergleichender Forschung ähnliche Versuche schon vorgefunden, deren Mängel er vermeiden konnte, deren Vorzüge er sich zu eigen machte. Friedrich Goldmann untersuchte in zwei Programmen (Halle 1885 und 1887) *Die poetische Personifikation bei Plautus*, Hoburg brachte in einem Programm (Husum 1872) *Einige Bilder und Personifikationen aus Shakespere*; C. C. Hense behandelte *Personi-*

fikationen in griechischen Dichtungen (Festschrift, Parchim 1864; Halle 1868, 8°; und in zwei Programmen: Parchim 1874; Schwerin 1877). Lindner vermied es, wie Hense tut, von den personifizierenden Attributen auszugehen; er folgte Goldmanns und Hoburgs Weg, Gegenstände und Erscheinungen, wie sie der Lesestoff brachte, der Reihe nach zu betrachten. Auch so bieten sich noch Schwierigkeiten genug. Was ist hier als Personifikation anzusehen? Grammatiker und Rhetoriker weichen selbst in ihren Definitionen voneinander ab. Hense und Goldmann fassen den Begriff zu weit: sie nehmen Fälle hinzu, die vielleicht besser als Metonymie, Synekdoche oder Metapher anzusprechen sind, wie Brinkmann, *Die Metaphern* (Bonn 1878), wahrscheinlich macht. Auch bleiben, nach Ausschaltung dieser Fälle, immer noch zwei Arten eigentlicher Personifikation zu unterscheiden: 1) die durch den Gebrauch überlieferten, in der an sich schon bilderreichen spanischen Sprache; 2) die von dem jungen Dichter absichtlich geschaffenen. Erstere, die verblafsten, kommen hier nicht in Betracht; für unzweifelhaft Calderonisch werden nur die letzteren gelten können und in dem Rahmen der sprachlichen Fortentwickelung von Bedeutung sein. Doch wird eine bestimmte Scheidung nur durch Vergleich in Wörterbüchern und eingehende Beobachtung von Calderons Sprachgebrauch möglich.

Auch das Wie der Ausführung bietet Schwierigkeiten. Lindner versuchte jedes Bild, in dem mehrere Vorstellungen aus verschiedenen Gedankenkreisen verschmolzen sind, in seine einzelnen Bestandteile zu zerlegen und führte diese an verschiedenen Stellen auf. Dabei mufste er einer trockenen lexikalen Aufzählung, die zu einem Sonderwörterbuch geführt hätte, aus dem Wege gehen: er durfte nicht die Stellen im Original ohne belebenden Zusammenhang nebeneinander stellen. Er ordnete deswegen den Katalog seiner Gegenstände sachlich nach Hauptbegriffen und gab die jeweilig zu zitierenden Bilder im Zusammenhang mit gelungener poetischer oder meist sehr genauer prosaischer Übersetzug der ganzen zugehörigen Stelle, deren Erläuterung er vornimmt. Auf diese Weise ermöglichte er, auch in langer Reihe von Fällen zu einem Hauptbegriff, Klarheit für jedes Bild für sich im Zusammenhang mit seiner Stelle.

Die weitaus gröfste Zahl der Personifikationen betrifft Gegenstände aus dem Gebiet der Natur, in denen sie als plastische, plastisch-beseelende, beseelende erscheinen. So personifiziert der Dichter z. B. die Sonne, deren Strahlen er mit Vorliebe ihre blonden Haare nennt, die sie weit ausgebreitet über Berge und Wälder entfaltet; *Purg.* I, 157[b]:

el sol las doradas trenzas
Extiende desmarañadas
Sobre los montes y selvas.

Auch im übertragenen Sinne; so *Saber* I, 30[c]—31[a], wo die goldenen Locken der Sonne noch hinter dunklen Wolken verhüllt sind: aber bald wird ihr Licht wieder hell erstrahlen, d. h. die Wahrheit wird bald an den Tag kommen:

Sacaré á luz la verdad
Destos nublados que han sido
La noche de vuestro honor,
Hasta que claros y limpios
Deje el sol, venciendo sombras
Cabellos crespos y rizos.

Zu S. 12, 1 bemerke ich: Lindner sagt: Die Sonne wird auch zum Phoebus Apollo, der mit Anbruch des Abends seine gol-

denen Locken in den silberglänzenden Wogen badet und der Nacht die Erlaubnis gibt, ihre schwarzen Schatten zu entfalten; *Argénis* I, 437:

el dorado Febo
En ondas de plata y nieve
Baña los rubios cabellos
Dando licencia á la noche
Que baje entre oscuros velos.

In dieser plastisch-beseelenden Personifikation könnte das Bild der Nacht noch anschaulicher werden, wenn man die letzte Zeile wörtlich wiedergibt; die Nacht soll nicht ihre schwarzen Schatten entfalten, sondern nach der letzten Zeile zwischen dunklen Schleiern, d. h. angetan mit dunklen Schleiern, herabsteigen.

Auf derselben S. 12, zu Anm. 9, gibt Lindner an, dafs die Nacht, in Schatten gehüllt, den leuchtenden Sonnenwagen in den kühlen Wellen verbirgt. Auch hier ist das Bild nicht genau wiedergegeben, wie vorher. Die Stelle lautet (*Prínc.* I, 260[b]):

.... la noche,
Envuelta en sombras, el luminoso coche
Del sol esconde entre las ondas puras.

Gemeint ist offenbar, wie die letzte Zeile erweist, ein klarer Sonnenreflex, d. h. die Sonne soll ihr Bild in den klaren Wellen widerspiegeln. Was sollen hier kühle Wellen?

Im übrigen will ich gerade der Sorgfalt, mit der der Verfasser nach den Texten die deutsche Einkleidung zur Entwickelung der Bilder ausgeführt hat, die verdiente Anerkennung nicht versagen. Denn gerade die Einkleidung setzt den Leser in den Stand, jede der angezogenen Stellen selbst zu beurteilen, ohne erst jedesmal die Texte nachzulesen.

Auch habe ich bei sorgfältiger Prüfung der Zitate nur wenige Druckfehler oder Ungenauigkeiten gefunden, die ich gleich hier erledigen möchte:

S. 20, Anm. 7, Zeile 5: ... *el mas remoto clima, donde el sol apénas nudo luciente del globo, se dejar acechar del dia.* Zu lesen: *se deja acechar d. d.*

S. 24, Anm. 3: ... *esos rayos, de quien el cielo fué un amago breve,* statt *amágo* (oder *ámago,* das hier unmöglich).

S. 58, Anm. 5:

Si al mismo cielo te subes,
Campaña serán las nubes
Que hagan de mi honor alarde. *May. monstruo* I, 498[c].

Zu lesen *campana.*

In vier Kapiteln von sehr ungleicher Länge behandelt Lindner nun: 1) S. 8—99 Personifikationen aus dem Gebiete der Natur; 2) P. von Teilen des menschlichen Körpers, sowie von Äufserungen und Zuständen seiner sinnlichen und seelischen Existenz; 3) P. von abstrakten Begriffen; 4) P. von Gebäuden, Geräten. Kap. 2—4 geben zusammen auf 43 Seiten kaum die Hälfte der Ausbeute von Kap. 1. In der Tat kommt bei C., wie Lindner in den am Schlufs entwickelten Ergebnissen (S. 149) richtig hervorhebt, namentlich in der Sprache der Liebenden das reiche Gebiet der Natur zur Geltung, und hier zeigt der Dichter die ganze Fülle und Kraft seiner poetischen Phantasie. Zuzugeben ist, dafs er bisweilen des Guten zu viel tut: so in der überschwenglichen Schilderung des Festes zur Huldigung für den Kroninfanten Baltasar (unter Philipp IV., März 1632 zu Madrid), in dem Stück *La banda y la flor,* das man bei Schlegel I, 368 nachlesen kann. Richtig bleibt schliefslich, wenn man Calderon neben Shakespere betrachtet, trotz aller Begeisterung für den

grofsen Spanier, dafs er in seinen Personifikationen einen Vergleich mit dem Briten nicht aushält (S. 150), worin man dem sorgfältig prüfenden Verfasser wohl recht geben darf, obwohl er seine Untersuchung nur auf das erste Drittel des gesamten zu beurteilenden Materials beschränkt.

. Charlottenburg. George Carel.

Th. Roth, Der Einflufs von Ariosts Orlando Furioso auf das französische Theater. (Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Philol., hg. von H. Breymann und J. Schick, Heft 34.) Leipzig, Deicherts Verlag (Georg Böhme), 1905. XXII, 255 S. 8 (nebst Anhang, 8 S.). M. 5,80.

Auf die französische Literatur hat von den fremden wohl die italienische den nachhaltigsten Einflufs ausgeübt, obwohl namentlich seit der Renaissance Dichter und Schriftsteller behaupten, sich durch das Studium und nach dem Vorbild der Alten gebildet zu haben, eine Angabe, die sich bis in die Literaturgeschichten der neuesten Zeit fortgeerbt hat. Sainte-Beuve, Saint-Marc Girardin, Nisard stellen die Nachahmung des Altertums als vorherrschend hin und berühren italienische Einwirkungen nur flüchtig. Auch für Lotheissen ist, trotz seines nachdrücklichen Hinweises auf die Bedeutung italienischen Schrifttums in Frankreich, die Pleiade zuerst Nachahmerin der Alten, Malherbe einseitiger Bewunderer der Griechen und Römer, Regnier nur Schüler des Horaz. Seit Du Verdier (1585), der nur Übersetzungen und freie Übertragungen italienischer Dichter aufzählt, italianisierende französische Lyrik aber gar nicht zu kennen scheint, bis Ende des 18. Jahrhunderts erfährt der italienische Einflufs nur lückenhafte und unkritische Würdigung. Einen Anfang zu seiner Erforschung macht Ant. Scoppa (1803), *Traité de la poésie italienne, rapporté à la poésie française*, indem er nachweist, dafs ein grofser Teil der französischen Verskunst von der italienischen beeinflufst wurde. Auch Rathery (1853), *Influence de l'Italie sur les lettres françaises depuis le XIII[e] siècle jusqu'au règne de Louis XIV*, spricht zur Frage, untersucht aber mehr den Einflufs Frankreichs auf Italien und sucht z. B. Tassos afrz. Quellen zu ermitteln, bringt aber am Schlufs erst die Urteile von Boileau und Voltaire. Gründlicher ist E. Arnould (1858) in den 'Essais de théorie et d'histoire littéraire': *De l'influence exercée par la littérature italienne sur la littérature française.* Chronologisch und übersichtlich untersucht er den Einflufs des italienischen Stiles auf den französischen, geht aber nicht ins einzelne, behauptet z. B., 'für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts sei bei französischen Schriftstellern italienischer Einflufs leicht erweislich,' legt aber keinen Wert darauf, ihn zu verfolgen. Auch Démogeot (1880), *Histoire des littératures étrangères*, spricht über die Frage, nach Rathery, und sucht mehr nach französischem Einflufs in Italien.

Erst E. Campardon (1880), *Les Comédiens du Roi de la troupe italienne pendant les deux derniers siècles*, geht in die Frage ein, soweit sie mit der inneren Geschichte seines Gegenstandes zusammenhängt. Nolhac e Solerti (1890), *Il viaggio in Italia di Enrico III*, besprechen in ihrer ausführlichen Reisebeschreibung des Königs erstes Zusammentreffen mit den *comici gelosi* in Venedig. A. L. Stiefel forscht nach *unbekannten ital. Quellen zu Jean Rotrou*, Bd. LXXXVI, 47 (1891) unserer Zeitschrift nach den *Quellen des Parasite von Tristran l'Hermite.* — Den Einflufs der italienischen Renaissance auf die französische betrachtet J. Texte, *Revue des Cours et Conférences* (1894) und *Etudes de littérature européenne* (1898), bringt aber keine Beweise. — Fr. Flamini (1895), *Studi di stor. lett. ital. e straniera*, erörtert den Einflufs Italiens auf Franz I. und die Universität Paris. — Sehr verdienstvoll ist P. Toldo, der bei der Untersuchung der französischen Novellen des 16. und 17. Jahrhunderts die Hälfte der Stoffe

schon in italienischen Sammlungen vorfindet, was auch gegen Gaston Paris bestehen bleibt. Noch wichtiger sind Toldos Untersuchungen über das Drama (1898—99): *La Comédie française de la Renaissance*, durch die gründliche Analyse der Motive in beiden Literaturen. — Bd. C, 103 unserer Zeitschrift (1899) entwickelte er *L'arte italiana nell'opera di Rabelais*. Ebenso untersuchte er die italienischen Beziehungen von Montesquieu, Diderot, Voltaire. Zum erstenmal untersucht J. Vianey (1900), *L'Arioste et la Pléiade*, in dem *Bull. ital.* I, das Verhältnis besonders hinsichtlich der Lyrik. — Einen Versuch, die Wechselbeziehungen italienischen und französischen Schrifttums zusammenzufassen, machte Betz, *La littérature comparée* (1900), doch unübersichtlich, da die Schriften nicht nach Gruppen, sondern nach ihrem Erscheinen geordnet sind. — Gegenüber den älteren Literaturhistorikern sind die verdienstvollen Arbeiten von Lanson, Morf und Petit de Julleville von dem Verfasser mit Recht benutzt und berücksichtigt worden.

Ausgehend von der Bedeutung der ewigen Stadt als Mittelpunkt und oft ersehntes Besuchsziel der abendländischen Christenheit und der Schätzung der Seinestadt als Hochburg scholastischer Gelehrsamkeit, knüpft der Verfasser früh die eigentlich nie ganz und lange unterbrochenen Beziehungen zwischen Rom und Paris. Sie beginnen schon mit den gegenseitigen dienstlichen Besuchen der päpstlichen Legaten und der Bischöfe des allerchristlichsten Königs; Scholastiker und Dichter, gerade die gröfsten, kommen wissensdurstig oder schutzbedürftig nach Frankreich: Thomas von Aquino und Brunetto Latini; Pico della Mirandola, Dante, Petrarca, Boccaccio. Bald lesen und studieren die Crétin, Molinet, Chastellain, Meschinot die guten Schriftsteller Italiens, die ersten Übersetzungen von Dante, Petrarca, Boccaccio dringen in weitere Kreise, wozu bei Blanc, *Bibliographie italo-française* (1886) in der *Bibl. de traductions françaises d'auteurs italiens* die Beweise vorliegen. Seit diesen Anfängen hat der literarische Verkehr mit Italien nicht aufgehört, ist also ein so eindringlicher und wirkungsvoller geworden, dafs er bis zu Ariost eine fortlaufende geschichtliche Betrachtung der Dichtungsarten erfordert, die als Einleitung dem Hauptabschnitt der Arbeit: Ariost in Frankreich, vorangehen. Roth bespricht also in vier weiteren Abschnitten, die der bibliographischen Übersicht des I. Abschnittes folgen, den italienischen Einflufs II. auf die französische Lyrik, III. auf das französische Epos, IV. auf die Novelle und den Roman, V. endlich auf das französische Theater, das in fünf Unterabteilungen 1) italienische Schauspieler in Frankreich, 2) italienischen Einfluls auf die Tragödie, 3) den auf die Komödie, 4) den auf die Pastorale, 5) den auf die Oper untersucht. In knapper Aufzählung trägt er, nach dem Stande der Forschung, Schriftsteller, ihre Werke und den beobachteten Einflufs vor, mit Nachweis von untersuchenden Schriften und Dokumenten (S. 9—71).

Es folgt die Besprechung Ariosts in Frankreich (S. 75—248). Sie zerfällt in zwei sachliche Hauptteile, die sich nach der Einführung des Dichters und der Einwirkung seiner Dichtung auf das französische Theater bestimmen. Der erste Teil spricht I. von Ariosts Einführung und Verbreitung in Übersetzungen, II. von seinem Einflufs auf die französische Lyrik, III. von seinem Einflufs auf das Epos, IV. von seinem Einflufs auf das französische Theater. Dieser letzte Abschnitt ist die Hauptaufgabe der ganzen Abhandlung und bildet füglich den zweiten Teil der Untersuchung. Sie zerfällt nach den Hauptepisoden des Orlando, die bis ins einzelne geprüft werden, in elf Abschnitte; ein zwölfter führt vereinzelte Entlehnungen auf.

In den Ergebnissen (S. 248—255) kommt Roth für das Verhältnis beider Literaturen zu wichtigen Resultaten, die sicherlich nicht ganz neu sind, deren Richtigkeit im ganzen aber nicht anzufechten sein wird, ob-

gleich sie die Stellung Italiens in ganz neuer Beleuchtung erscheinen lassen. Daran ändert der Umstand nichts, daſs die Sonderforschung im einzelnen immer noch zu korrekteren Erkenntnissen führen kann: sie werden die Gesamtresultate nicht wesentlich alterieren.

Als erwiesen darf man ansehen, daſs Italiens Anteil an der Entwickelung der neufranzösischen Literatur ebenso wichtig ist, manchmal sogar noch wichtiger als der antike Einfluſs; bei letzterem namentlich hat Italien oft die Vermittlerrolle zu spielen, durch Dichter, Gelehrte, Künstler wie durch Meisterwerke im Original oder in Übersetzungen, die den antiken Geist vermitteln.

In Form und Inhalt der französischen Lyrik ist italienischer Einfluſs anzuerkennen seit Einführung der *terza rima* durch J. Lemaire de Belges. Die Sonettdichtung ist ganz italienischen Ursprungs.

Die Ode verdankt ihre Anregung bei der Pleiade weniger den Alten als dem Italiener *Alamanni*. Von Marot bis Malherbe herrschen in der lyrischen Dichtung als Muster platonischer Liebe Petrarca, als Muster sinnlicher Erotik Bembo und Ariost.

Im Epos enthält Ronsards Franciade viele Entlehnungen aus Orlando; spätere romantische Epiker schöpfen aus ihm und der Gerusalemme liberata. Das komische Epos ist ganz auf die italienische burla zurückzuführen. Sogar Henriade und Pucelle von Voltaire haben noch den Hauch der italienischen Epiker. Und im 19. Jahrhundert nennt Victor Hugo Dante seinen Divin maître.

Die Novelle stammt nicht aus den altfranzösischen fabliaux, sondern in der Hauptsache aus der italienischen Novella. Lafontaines Verszählungen gehen zur Hälfte auf italienische Quellen zurück; Montesquieus *Lettres persanes*, Voltaires *Zadig* haben italienische Vorbilder.

Auf dem Theater ist italienischer Einfluſs dem antiken mindestens gleichzustellen. Mit dem Einzug italienischer Schauspieler und dem Aufkommen der Commedia dell'arte beginnt ein konstituierter Schauspielerstand seine Arbeit nach italienischem Muster. Die altfranzösische Farce schwindet. Molières Charakterkomödie steht unter italienischem Einfluſs, der auch im 18. Jahrhundert noch fortdauert, im 19. bei A. de Musset anzutreffen ist.

Weniger abhängig erscheint die Tragödie; zunächst sind Vorbilder Seneca und die Spanier; aber 1550—1636 werden auch italienische Tragödien nachgedichtet; dann wieder im 18. Jahrhundert Metastasio und Alfieri.

Pastorale und Oper sind spezifisch italienisch, werden zeitweilig spanisch, aber seit Mazarin bis Verdi italienisch.

Den mächtigsten Einfluſs zeigt Ariost; er ist 97 mal übersetzt worden (Anhang S. 256—263). Im 16. und 17. Jahrhundert sind fast alle Episoden des Furioso in ihrer vollen Tragik von französischen Dichtern erfaſst und dramatisiert worden, wahrscheinlich weil man das Ritterepos in dieser Zeit noch versteht. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts zerstört diesen romantischen Zauber durch zahlreiche Parodien, die in der neuen romantischen Schule des 19. Jahrhunderts die Rittergestalten des Orlando nicht wieder aufkommen lassen; die Zeit der letzteren auf dem Theater scheint vorüber zu sein.

Beide Arbeiten, Lindners *Calderon* und Roths *Orlando auf dem französischen Theater*, seien dem Studium bestens empfohlen.

Charlottenburg. George Carel.

Verzeichnis

der vom 9. März bis zum 31. Mai 1906 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XII, 1—3 [A. Sikora, Zur Geschichte der Zillertaler Tracht. — J. Blau, Die tschechische Volkstracht der Tauser Gegend. — Joh. Bochmann, Das Erzgebirge nach seinen Siedlungen und die Beschäftigung seiner Bewohner. — E. Weslowski, Die Möbel des rumänischen Bauernhauses in der Bukowina. — A. Sikora, Zwei alte Tiroler Bauernhäuser. — E. Zellweker, Leipniker Dreikönigslied. — A. Hellwig, Umfrage über kriminellen Aberglauben].

Ratzel, Friedrich, Kleine Schriften. Ausgewählt und hg. durch Hans Helmolt. Mit einer Bibliographie von Victor Hantzsch. Mit einem Bildnis Friedrich Ratzels und zwei Tafeln. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1906. 2 Bde. I: XXXV, 530 S., II: IX, 542 S., und Bibliographie LXII S. M. 25.

Hayward, F. H., Drei historische Erzieher: Pestalozzi, Fröbel, Herbart. Autor. Übersetzung von G. Hief. Leipzig, London, Paris, A. Owen & Co., 1906. 63 S. M. 1,60.

Kleinpeter, Hans, Mittelschule und Gegenwart. Entwurf einer neuen Organisation des mittleren Unterrichts auf zeitgemäfser Grundlage. Wien, Fromme, 1906. VI, 100 S. M. 2,50.

Literaturblatt f. germanische u. romanische Philologie. XXVII, 3—4 (März—April 1906).

Modern language notes XXI, 3 [R. Holbrook, Patelin in the oldest known texts: I. Guillaume Le Roy, Pierre Levet, Germain Beneaut. — K. D. Jessen, A note on phonetics. — Fl. Tupper, Legacies of Lucian. — F. Wehse, Chronological order of certain scenes in Goethe's Faust. — A. S. Cook, Samson Agonistes. — J. A. Child, A note on the Introduzione alle virtù. — P. M. Buck, Notes on the Shepherd's calendar and other matters concerning the life of Edmund Spenser. — A. Remy, Some Spanish words in the works of Ben Jonson. — L. Lockwood, A note on Milton's geography. — H. Baker, On a passage in Marlowe's Faustus]. 4 [F. Tupper, Solutions of the Exeter book riddles. — Shaw, Another early monument of the Italian language. — Klaeber, Hildebrandslied. — Cook, Chaucer: Parl. Foules 353; Notes on Marlowe's Tamburlaine, first part. — Browne, Lucian and Jonson. — Schinz, Simplification of French orthography. — Walz, Schillers Spaziergang and Thomson's Seasons].

Publications of the Modern Language Association of America XXI, 1 [Frank Edgar Farley, Three Lapland songs. — J. W. Scholl, Schlegel and Goethe 1790—1802: A study in early German romanticism. — J. W. Cunliffe, Nash and the earlier Hamlet. — H. Seidel Canby, The English fabliau. — R. W. Trueblood, Montaigne: The average man. — Kenneth McKenzie, Italian fables in verse].

Die neueren Sprachen ... hg. von W. Vietor. XII, 10 [Th. Gautier, Remarques sur le dictionnaire de Sachs-Villatte. — H. Th. Lindemann, Der Humor Addisons. — Besprechungen. — Vermischtes]. XIII, 1 [K. Haag, Vom Bildungswert des Sprachenlernens. — R. J. Lloyd, Glides between consonants in English (IX). — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hg. von E. Hoffmann-Krayer und M. Reymond. X, 1 und 2 [B. Freuler, Die Holz- und Kohlentransportmittel im südlichen Tessin. — A. Hellwig, Die Beziehungen zwischen Aberglauben und Strafrecht. — Un livre de meige vaudois. — A. Rossat, *Les Paniers* (Fin). — S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. — Miszellen. — Kl. Chronik. — Bücheranzeigen. — Bibliographie].

Modern language teaching II, 3 [Bourdillon, Poetic touch in classical, mediæval and modern times. — E. Miall, My little French class. — C. E. Stockton, Notes of an elementary German class. — Atkinson, Modern language teaching in the Transvaal. — Lloyd, On thinking in a foreign language].

Skandinavisk månadsrevy I, 7 [H. Hungerland, Das historische Studium der deutschen Sprache, Fortsetzung und Schlufs. — E. A. Kock, Welche Substantive gehören zur gemischten Deklination? — Esperanto or English? (Holge Wiehe, The case for Esperanto; Godmund Schätle, The case for English)]. 8 [H. Söderbergh, Tyska eller Engelska? — H. Hungerland, Gustav Falke. — C. S. Fearenside, The Kipling reader: Famine in India. — C. Polack, Les livres de M. Kron]. 9 [H. Hungerland, Zur Frage der Universitätslektorate in Schweden. — G. Cohen, Le parler belge. — A new Swedish Hamlet. — H. Hungerland, Schiller in England. — H. Hungerland, Radikale Reform oder vermittelnde Methode im neusprachlichen Unterricht? — C. S. Fearenside, Questions in English pronunciation].

Modern language review I, 3 [E. Armstrong, Dante in relation to the sports and pastimes of his age. — J. Derocquigny, Lexicographical notes. — F. W. Moorman, Shakespeare's ghosts. — P. G. Thomas, Notes on the language of Beowulf. — H. Bradley, Some textual puzzles in Greene's Works. — J. T. Hatfield, Newly-discovered political poems of Wilhelm Müller. — H. J. Chaytor, Giraut de Bornelh: Los Apleitz. — Miscellaneous notes. — Reviews. — Minor notices. — New publications].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphil. Verein in Helsingfors. Nr. 3/4. 1906 [W. Söderhjelm, *Jehan de Paris*. — Besprechungen. — Die schriftlichen Maturitätsproben im Frühjahr 1906. — Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Mémoires de la Société néophilologique à Helsingfors. IV. Helsingfors Waseniuska bokhandeln; Paris, Welter; Leipzig, Harrassowitz, 1906. 409 S. [O. J. Tallgreen, Las *z* y *ç* del antiguo castellano iniciales de sílaba, estudiadas en la inédita *Gaya de Segovia*. [Die *Gaya ó Consonantes de (Pero Guillén de) Segovia* ist ein handschriftliches Rimarium aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, also älter als Nebrijas 'Ortographie' 1517. Die Arbeit tritt zu den verwandten von Cuervo, Ford und Saroïhandy. Tallgreen teilt die Auffassung, die der letztere im *Bulletin hispanique* 1902 vorgetragen hat.] — Torsten Söderhjelm, Die Sprache in dem altfr. Martinsleben des Péan Gatineau aus Tours. Eine Untersuchung über Lautverhältnisse, Flexion, Vers und Wortschatz. [Eine sorgfältige, wertvolle Studie, durch die ein Bruder die verdienstliche Arbeit des andern ergänzt.] — H. Pipping, Zur Theorie der Analogiebildung. [Von Jespersens Einteilung 'a) erhaltende und b) schaffende Analogiebildungen' ausgehend, zeigt P. unter Zugrundelegung dänischen Sprachmaterials, dafs die beiden Formen der Analogie verschiedene Lebensbedingungen haben, und dafs der erhaltenden Analogiebildung die gröfsere Bedeutung zukommt.] — A. Långfors,

Li Ave Maria en Roumans par Huon le Roi de Cambrai, publié pour la première fois. — J. Poirot, Quantité et accent dynamique, travail du laboratoire de physiologie à l'université de Helsingfors, Section de phonétique expérimentale. — M. Wasenius, Liste des travaux sur les langues et littératures modernes, publiés en Finlande 1902—5].

Panzer, Fr., Der romanische Bilderfries am südlichen Choreingang des Freiburger Münsters und seine Deutung. 34 S. fol. S. A. aus den Freiburger Münsterblättern hg. vom Freiburger Münsterbauverein, zweiter Jahrgang, erstes Heft. [Es sind sechs Bilderszenen, deren Deutung Panzers nach Inhalt und Ausstattung gleich schöne Arbeit gilt: die Luftfahrt Alexanders; Davids Löwenkampf; der Wolf in der Schule; Kentaurenkampf; der Kampf mit dem Greifen; die Sirenen. Man folgt seinen Ausführungen, die ein reicher Bilderschmuck illustriert, mit dem größten Interesse, läßt sich von seiner anschaulichen Darstellung gern überzeugen und erwartet mit Spannung die Lösung, die er aus der Oswaldlegende für die Sirenenszene zu gewinnen hofft. Man bewundert die Verbindung von kunstgeschichtlichem und literarhistorischem Wissen, die es Panzer erlaubt, die Gebilde der Steinmetzen durch die Erzählungen der Poeten zu beleuchten und in so fesselnder Weise an so unscheinbaren Objekten die Einheitlichkeit des geistigen Lebens nachzuweisen. Auf die Entwickelungsgeschichte des Freiburger Münsters fällt dabei ebensowohl neues Licht (Beziehungen zu St-Ursanne und Basel) wie auf die Art und Weise, wie die lehrhafte Kirche sich das Heidentum und die Weltlust uralter Traditionen dienstbar macht.]

Cappelli, A., Cronologia e Calendario perpetuo. Tavole cronografiche e quadri sinottici per verificare le date storiche dal principio dell'era Cristiana ai giorni nostri. Milano, N. Hoepli, 1906. XXXIII, 421 S. Geb. Lire 6,50. [Das handliche und typographisch vortrefflich ausgestattete Buch, eines der nunmehr 900 'Manuali Hoepli', wird allen denen willkommen sein, die bei ihren historischen Arbeiten nicht eines der großen chronologischen Werke zur Hand haben. Es vereinigt als Frucht mühevoller Arbeit und reicher Erfahrung in gedrängtester, aber übersichtlicher Form die Chronologie der christlichen Zeit von den römischen Kaisern, den mittelalterlichen Fürsten und Päpsten bis zur Gegenwart, führt die Ära der Byzantiner, Spanier, Muhamedaner und der Revolution, gibt einen ewigen Kalender nach dem System der 35 Osterfeste und sorgfältig gearbeitete synoptische Tabellen über die Regierungszeiten in den Hauptländern Europas.]

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht f. d. Selbststudium der schwedischen Sprache von E. Jonas, E. Tuneld, C. G. Morén. Berlin, Langenscheidt. Brief 36 (letzter); Beilage III—VI; Sachregister, zu M. 1.

Berg, Ruben G:son, Svenska Skalder fråm Nittitalet, sex essäer. Aktiebolagst Ljus. Stockholm, 1906. 108 S. En Kronas.

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn, hg. von J. W. Nagl und J. Zeidler. Wien, Carl Fromme. 28. Lieferung, bezw. 11. Lieferung des Schlußbandes: S. 481—528. Neuere und neueste Zeit. K. 1,20 = M. 1.

Unser, H., Über den Rhythmus der deutschen Prosa [Freiburger Inauguraldissertation]. Heidelberg, Hörning, 1906. 88 S.

Fellweker, E., Prolog und Epilog im deutschen Drama, ein Beitrag zur Geschichte deutscher Dichtung. Leipzig, Deuticke, 1906. 102 S. M. 3.

Merker, Paul, Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens (Probefahrten 9). Leipzig, Voigtländer, 1906. VIII, 153 S. M. 4,80.

Uhl, W., Entstehung und Entwickelung unserer Muttersprache (Aus Natur und Geisteswelt, 84. Bd.). Leipzig, Teubner, 1906. 128 S. Geb. M. 1,25.

Kleinpaul, Rudolf, Das Fremdwort im Deutschen. Sammlung Göschen 55. 3. A. Leipzig, Göschen, 1905.

Graef, Hermann, Schillers Romanzen in ihrem Gegensatz zu Goethes Balladen. Beiträge zur Literaturgeschichte, hg. von H. Graef. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 42 S. M. 0,60.

Graef, Hermann, Heinrich Heine. Beiträge zur Literaturgeschichte, hg. von H. Graef. Nr. 5. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 30 S. M. 0,40.

Kunad, Paul, Immermanns Merlin und seine Beziehungen zu Richard Wagners Ring des Nibelungen. Beiträge zur Literaturgeschichte, hg. von H. Graef. Nr. 3. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 16 S. M. 0,40.

Brischar, Karl M., Jens Peter Jacobsen und seine Schule. Beiträge zur Literaturgeschichte, hg. von H. Graef. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 19 S. M. 0,40.

Knodt, Karl Ernst, Theodor Storm als Lyriker. Beiträge zur Literaturgeschichte, hg. von H. Graef. Nr. 4. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 27 S. M. 0,40.

v. Wildenbruch, Ernst, Das deutsche Drama, seine Entwickelung und sein gegenwärtiger Stand. Beiträge zur Literaturgeschichte, hg. von H. Graef. Nr. 6. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 49 S. M. 0,80.

Aus deutschen Lesebüchern, epische, lyrische und dramatische Dichtungen, erläutert für die Oberklassen der höheren Schulen und für das deutsche Haus. IV. Bd., 1. Abteilung: Epische Dichtungen [Nibelungenlied, Gudrun, Parcival, Armer Heinrich, Glückh. Schiff, Messias, Heliand, Hermann und Dorothea, Der 70. Geburtstag, Reineke]. 4. Aufl. Unter Mitwirkung von G. Frick und G. Polack. Leipzig, Th. Hofmann, 1906. XII, 508 S. Geh. M. 4.

Zur Geschichte. Proben von Darstellungen aus der deutschen Geschichte, für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Dr. Willy Scheel [Aus deutscher Wissenschaft und Kunst]. Leipzig, Teubner, 1906. 174 S. Geb. M. 1,20.

Englische Studien XXXVI, 2 [Gordon Hall Gerould, Social and historical reminiscences in the Middle English 'Athelston'. — E. M. Wright, Notes on 'Sir Gawayne and the green knight'. — W. v. d. Gaaf, Miracles and mysteries in South-East Yorkshire. — R. Petsch, Hamlet unter den Seeräubern. — A. L. Stiefel, Zur Quellenfrage von John Fletchers 'Monsieur Thomas'. — J. Ellinger, Das Partizip Präsens in gerundialer Verwendung].

Anglia XXIX, 2 [L. Diehl, Englische Schreibung und Aussprache im Zeitalter Shakespeares, nach Briefen und Tagebüchern. — C. Heck, Die Quantitäten der Akzentvokale in ne. offenen Silben mehrsilbiger nichtgermanischer Lehnwörter, II. — F. Morgan Padelford, The relation of the 1812 and 1815—1816 editions of Surrey and Wyatt. — F. Klaeber, Notizen zu Cynewulfs Elene. — F. Klaeber, Berichtigung].

Beiblatt zur Anglia XVII, 3, 4.

Scottish historical review III, 11 [C. H. Firth, Ballads on the bishops' war 1638—40. — A. Lang, Portraits and jewels of Mary Stuart. — J. Maitland Anderson, James I and the university of St. Andrews. —

H. Bingham, The early organisation in London of the Scots Darien Company. — H. Maxwell, The 'Scalacronica' of Sir Thomas Gray. — J. H. Rouard, The Ruthven of Freeland barony].

Bausteine, Zeitschrift für neuenglische Wortforschung. I, 4 [A. Wüstner, Sentiment und sentimental. — R. Brotanek, Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Lexikographie im Jahre 1903 (Schlufs). — L. Kellner, Beiträge zur neuenglischen Lexikographie (Fortsetzung). — Kleine Notizen. — Fragen und Antworten. — Bücherschau. — Plauderecke].

Wülker, Richard, Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. neubearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1906. 15 Lieferungen à M. 1. Heft 1, 64 S. M. 1.

Schröer, M. M. Arnold, Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte. Sammlung Göschen 286 u. 287. I: Von den ältesten Zeiten bis Spenser, 168 S.; II: Von Shakespeare bis zur Gegenwart, 136 S. Leipzig, Göschen, 1906. Geb. à 80 Pf. [Der Plan der Sammlung Göschen erlaubte nur eine Auswahl des Wichtigsten. Schröer geht auf Beowulf und Chaucer näher ein, wobei seine philologischen Vorarbeiten ihm zustatten kamen, sehr hübsch auf Spenser, dessen Verständnis man als den Gradmesser einer gründlichen Einsicht in die englische Literaturentwickelung betrachten kann, natürlich auf Shakespeare und Milton, am liebevollsten auf Volkspoesie und Burns, im Sinne des heute in England herrschenden Geschmacks auf Byron, Wordsworth und ihre Zeitgenossen. Mit allen hat er gelebt; da und dort bringt er eine originelle Beobachtung bei, z. B. beim Beowulf über die typische, zur Situation nicht passende Lobpreisung Hrothgars, bei Layamon über die Verwechslung von nationalem und lokalem Patriotismus; in Einzelheiten ladet er wohl auch zum Widerspruch ein, z. B. wenn Grendels Mutter ein Meerweib genannt wird, während sie doch unter einem Binnensee wohnt, oder wenn Dr. Johnson schlechtweg als Gegner der Romantik erscheint, der doch in der 'Reise nach den Hebriden' für mittelalterliche Kultur und wildschöne Natur kraftvoller als irgendein Vorgänger eintrat. Nicht selten verläfst er die wissenschaftliche Heerstrafse, macht z. B. bei Wyclif einen langen Exkurs in das Religionswesen des heutigen England, ergeht sich an der Schwelle des 18. Jahrhunderts auf mehreren Seiten über britischen Nationaldünkel (*insular asinity*) und kommt bei der Entstehung der ae. Schriftsprache sogar auf das Undeutsch der Tschechen und Polacken in Wien zu reden. Man glaubt manchmal eine Zeitung zu lesen, aber der Ton ist immer frisch, das Wissen gelehrt und die Aufrichtigkeit des Verfassers unzweifelhaft. Eine Anzahl Bücherangaben erleichtern die nähere Einarbeitung, zwei Zeittafeln die Übersicht.]

Otto Jespersen, Growth and structure of the English language. Leipzig, Teubner, 1905. IV, 260 S. Geb. 3 M. [Unter 'Sprache' versteht Jespersen hier in erster Linie jene Verhältnisse der Flexion, Wortbildung und Syntax, die auf der Grenze zwischen dem hergebrachten Schema und dem Individualstil liegen. Von Lautlehre im eigentlichen Sinne kommt in seinem Buche wenig vor; von Flexionslehre nicht ein einziges Paradigma; solch elementare Dinge setzt er eben als bekannt voraus. Aber welche Wörter, Ableitungen und Phrasen durch Christentum, Dänen, Normannen und Humanisten aufkamen, wie Shakespeare sein Englisch gebrauchte und in manchen Wendungen noch die modernen Schriftsteller beeinflufste, wie sich Kirchen-, Schul- und Umgangssprache sondern, wie sich die Logik von der Grammatik entfernt, derlei Probleme bespricht er mit der Sachkenntnis und lebendigen Auffassung, durch die sich bereits sein '*Progress in language*' auszeichnete. Bisher unbenutztes Material hat er hauptsächlich aus Murrays *Dictionary* geschöpft; interessant ist die

Liste der französischen Wörter, deren Eindringen er danach für jedes halbe Jahrhundert seit 1050 festzustellen sucht (S. 93), natürlich nicht mit Anspruch auf volle Verläfslichkeit, denn die grofsen Zahlen in der Zeit 1250—1400 erklären sich ungleich mehr aus dem damaligen Anschwellen der Literatur als der Sprachmischung. Viel Belesenheit mufs man ihm nachrühmen; doch in der deutschen Fachliteratur ist er nicht immer ganz zu Hause; am meisten ist mir dies betreffs *s* und *th* im 3. Sgl. Präs. aufgefallen: was er darüber sagt, ist gegenüber Hölpers Zusammenstellungen (*Sprachgebrauch bei Tottel*, 1891) dürftig und schief. Auch über das Eindringen dänischer Sage in spätags. Zeit wäre Triftigeres vorzubringen, als was S. 61 f. steht. Es ist nicht leicht, auf einem so ausgedehnten Gebiete die Einzeldinge alle gründlich zu beherrschen und dabei grofse Entwickelungslinien glatt durchzuführen. Die Kleinforschung, die vorangehen sollte, ist vielfach noch im Rückstande; sie dürfte wohl durch Jespersens grofszügige Fragestellung belebt werden.]

C. Alphonso Smith, Studies in English syntax. Boston, Ginn, 1906. 92 S. [Drei Aufsätze sind hier vereint, von denen der erste in *M. L. A. Publ.* 1900, der zweite in *M. L. Not.* 1904 bereits erschienen war. Es sind Erwägungen über 'Sprachdummheiten', die einen tieferen Sinn haben. I. 'Interpretative syntax' zeigt an Verwechslungsbeispielen bunter Art, dafs nicht blofs die Vorgeschichte einer Konstruktion für sie charakteristisch ist, sondern auch ihre Weiterentwickelung; so ist *weorđan* als Wort tot, lebt aber virtuell fort in *become*, *grow*, *get* und dergl. II. 'The short circuit' macht auf Anakoluthe aufmerksam, die veranlafst wurden durch Fernabrücken des regierenden Wortes. III. 'The position of words' betont die verschiedene Auffassung eines Akkusativobjekts, je nachdem es vor oder nach dem Verb steht. Letzterer Essay zeigt am meisten Neubeobachtung; alle Essays sind Weiterführungen der von Einenkel, Franz, Kellner und anderen Syntaktikern aufgestellten Thesen; ihr Wert liegt nicht so sehr in der Fülle der Belege als vielmehr in der interessanten Zusammenstellung bisher isoliert gedachter Erscheinungen.]

Schön, Eduard, Die Bildung des Adjektivs im Altenglischen (Kieler Studien, Neue Folge, Heft 2). Kiel, Cordes, 1905. 110 S. M. 3.

Schuldt, Claus, Die Bildung der schwachen Verba im Altenglischen (Kieler Studien, Neue Folge, Heft 1). Kiel, Cordes, 1905. 95 S. M. 2,50.

Van Zandt Cortelyon, John, Die altenglischen Namen der Insekten, Spinnen und Krustentiere (Anglistische Forschungen XIX). Heidelberg, Winter, 1906. VII, 124 S. M. 3,60.

Dellit, Otto, Über lateinische Elemente im Mittelenglischen. Beiträge zur Geschichte des englischen Wortschatzes. Marburger Studien, Heft 11. Marburg, Elwert, 1906. VIII, 101 S. M. 2,50.

Grimm, Conrad, Glossar zum Vespasian-Psalter und den Hymnen (Anglistische Forschungen, XVIII). Heidelberg, Winter, 1906. VI, 220 S. M. 4.

Deutschbein, Max, Studien zur Sagengeschichte Englands. Erster Teil: Die Wikingersagen. Hornsage, Havelocksage, Tristansage, Boevessage, Guy of Warwicksage. Cöthen, Otto Schulze, 1906. XII, 264 S. M. 7.

Imelmann, Rudolf, Laȝamon, Versuch über seine Quelle. Berlin, Weidmann, 1906. VIII, 117 S. M. 3.

W. Shakespeares dramatische Werke. Übersetzt von A. W. v. Schlegel und L. Tieck. Im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft hg. von W. Oechelhäuser. Auf Veranlassung des Herausgebers revidiert von G. Conrad. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. XV, 1032 S.

Koeppel, E., Ben Jonsons Wirkung auf zeitgenössische Dramatiker und andere Studien zur inneren Geschichte des englischen Dramas

(Anglistische Forschungen, XX). Heidelberg, Carl Winter, 1906. 238 S. M. 6.

Löwe, Ernst, Beiträge zur Metrik Rudyard Kiplings. Marburger Studien, X. Marburg, Elwart, 1906. 103 S. M. 2,50.

Collection of British Authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3873—74: Maarten Maartens, The healers.
„ 3875: Beatrice Harraden, The scholar's daughter.
„ 3876: Daniel Woodroffe, The beauty-shop.
„ 3877: Max Pemberton, My sword for Lafayette.
„ 3878—79: E. F. Benson, The angel of pain.
„ 3880: The Author of 'Elizabeth and her German garden', The Princess Priscilla's fortnight.
„ 3881: The author of 'Elizabeth and her German garden', The adventures of Elizabeth in Rügen.
„ 3882: W. R. H. Trowbridge, A dazzling reprobate.
„ 3883—84: H. Rider Haggard, The way of the spirit.
„ 3885: Agnes and Egerton Castle, 'If youth but knew!'

Krüger, Gustav, Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz. Kleine Ausgabe des *Systematic English-German vocabulary*. Für den Schul- und Selbstunterricht. Mit Angabe der Aussprache. Dresden und Leipzig, C. A. Koch (F. Ehlers), 1906. VIII, 72 S. M. 1.

Degenhardt, Rudolph, Lehrgang der englischen Sprache. I. Grundlegender Teil. Der neuen Bearbeitung 11. Auflage, besorgt von Karl Münster. Dresden, Ehlermann, 1906. XII, 288 S. Geb. M. 2,50.

Döhler, Emil, Grammatik für die Oberstufe, der dreibändigen Ausgabe B für höhere Mädchenschulen des Lehrbuches der englischen Sprache (Dr. Otto Börners Neusprachliches Unterrichtswerk), im Anschlufs an Thiergens *Hauptregeln der englischen Syntax*. Leipzig, Teubner, 1906. 88 S. Geb. M. 1,20.

Krueger, Gustav, Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Unter Mitwirkung von William Wright. 2. Teil: Grammatik. Leipzig. Freytag, 1906. 374 S. Geb. M. 4.

Thiergen, O., und E. Döhler, Lehrbuch der englischen Sprache. Dreibändige Ausgabe B, Teil III (Dr. O. Börners Neusprachliches Unterrichtswerk). Leipzig, Teubner, 1906. 192 S. M. 3,20.

Selections from English poetry. Auswahl von Dr. Ph. Aronstein (Velhagen u. Klasings Sammlung, English authors, Lieferung 104). Bielefeld, Velhagen, 1905. XII, 316 S., 14 Illustrationen. — Ergänzungsband [I. Zur Verslehre; II. Anmerkungen; III. Übersetzungen; IV. Wörterbuch. 63 S.].

Lytton, Edward Bulwer, Harold, The last of the Saxon kings. Für den Schulgebrauch erklärt von Fritz Meyer. Franz. und engl. Schulbibl. 149. Leipzig, Renger, 1906. IX, 110 S.

Maartens, Maarten, Bret Harte, Harding Davis, and other authors: a Christmas posy, stories and sketches of Christmas time, für den Schulgebrauch hg. von J. Bubbe (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1906. 164 S. Geb. M. 1,60. — Hierzu ein Wörterbuch. 62 S. M. 0,60.

Wiggin, Kate Douglas, The birds' Christmas carol, für den Schulgebrauch hg. von Elisabeth Merhaut (Freytags Sammlung frz. und engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1906. 83 S. Geb. M. 1.

Romania p. p. P. Meyer et A. Thomas. N° 137, janvier 1906 [E. Philipon, Provenz. *-enc*, ital. *-ingo, -engo*. — P. Meyer, Fragments de mss français. — J. A. Herbert, An early ms. of *Gui de Warwick*. — A. Thomas, Jeamette de Nesson et Merlin de Cordebeuf-Mélanges: G. Huet.

Encore *Floire et Blanchefleur*. — F. Lot, *Guenelon-Ganelon*. — Ch. Drouchet, Franç. *épaule*. — A. Thomas, 'Giraut de Borneil' ou 'Guiraut de Bornelh'? — Prov. anc. *albuesca*, prov. mod. *aubieco*. — Un sens rare du mot *voiture*. — F. Novati, Ital. *jana, janara*. — Comptes rendus. — Périodiques — Chronique].

Gesellschaft für romanische Literatur. Zweiter Jahrgang 1903. Vierter und letzter Band, d. h. nach der ganzen Reihe

Band 6: Tres Comedias de Alonso de la Vega, con un prólogo de D. Marcelino Menéndez y Pelayo. XXX, 110 S.

Dritter Jahrgang 1904. Erster und zweiter Band, d. h. nach der ganzen Reihe

Band 7: Gedichte eines lombardischen Edelmannes des Quattrocento, mit Einleitung und Übersetzungen hg. von Leo Jordan. 74 S.

Band 8: Il canzoniere provenzale della Riccardiana, no. 2909. Edizione diplomatica preceduta di un' introduzione per il prof. Giulio Bertoni. XLVI, 245 S. und zwei Tafeln.

Alle drei Bände ausgegeben im März 1906.

Ulrich, J., Proben der lateinischen Novellistik des Mittelalters. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1906. 217 S. M. 4. [Etwa zweihundert Stücke, zumeist in Prosa, der *Disciplina clericalis*, dem *Directorium humanae vitae*, der *Historia de septem sapientibus*, dem *Dolopathos*, den *Gesta Romanorum*, den *Exemplis* des Jacques de Vitry und des Etienne von Bourbon u. a. entnommen. Von den vorausgeschickten zwölf rhythmischen Märchen, Fabeln und Schwänken ist das längste Stück der *Unibos*. Die Auswahl hätte sich wohl, ohne dafs sie umfangreicher geworden wäre, noch etwas mannigfacher gestalten lassen. Ein philologischer Kommentar fehlt. Die nützliche Zusammenstellung des Stoffes auf Seite 209—15 gibt knappe Verweisungen auf die Entsprechungen bei Köhler, Benfey, Liebrecht etc. Die Numerierung der Stücke der *Disc. cler.* fehlt im Text p. 23 ff. und ist p. 210 von No. 6 ab irrtümlich. Das Buch ist ein willkommenes Hilfsmittel zum Unterricht in der mittelalterlichen Literatur.]

Niedermann, M., Précis de phonétique historique du latin. Avec un avant-propos par A. Meillet. (Nouvelle collection à l'usage des classes, no. XXVIII.) Paris, Klincksieck, 1906. XII, 151 S. kart. fr. 2,50. [Die ersten 60 Seiten — évolution du vocalisme — dieses für die Schulen bestimmten Handbuchs sind vor zwei Jahren als Schulprogramm erschienen (vgl. *hier* CXIII, 456). Nun ist der Konsonantismus hinzugefügt worden, der ebenso übersichtlich und in klarer Kürze dargestellt erscheint wie der Vokalismus. — Zu der phonetischen Anschauung und Terminologie, die § 5 und 6 vorgetragen wird, wäre manches zu bemerken. Nicht nur stimmt die Tabelle von § 6 nicht genau mit den 'Remarques' (es fehlt das vordere *l* und das *ṅ*, sondern es dürfte überhaupt die historische Grammatik der toten Sprachen sich mit den Erkenntnissen, die an den lebenden Sprachen und durch die experimentelle Phonetik gewonnen worden sind, mehr vertraut machen und so mit präziseren Artikulationsvorstellungen arbeiten. Der vage Terminus 'guttural' dürfte endlich verschwinden (cf. G. Paris, *Mélanges linguistiques*, I, 80 ff.) und den bestimmten 'palatal', 'velar' Platz machen. Niedermann aber nennt ein *l*, das 'à la naissance des incisives (d. h. dental-alveolar) gebildet wird, ein '*l palatal*' — unter *l palatale* aber versteht der Phonetiker ein am Palatum gebildetes, d. h. 'mouilliertes' *l* etc. Solche Differenzen machen sich denn auch in den entwickelungsgeschichtlichen Partien bemerkbar. So z. B. in dem was über *v* (p. 10) gesagt ist. Das *w* des franz. *échouer* (*eſwe*) ist ein *bi*labio-*velarer*-Reibelaut mit naturgemäfs sehr wenig Reibungsgeräusch; das *v* in franz. *vin* (§ 36) ist ein sehr kräftiger labio*dentaler* Reibelaut. Latein. intervokales *v* (aus *b*) z. B. in *incomparavilis, devere* ist zunächst weder das eine noch das an-

dere, sondern ein einfacher *bilabialer* Reibelaut; es ist erst viel später labiodental (wie in franz. *devoir, vin*) geworden. Das tritt in § 36 und 52 nicht deutlich hervor. Auch lehrt die romanische Sprachgeschichte, dafs Graphien wie *vene* für *bene* nicht mit *devere* auf eine Stufe zu setzen sind, wie man auch sonst von Parodis Auffassung (*Romania* XXVII, 177 ff.) denken mag. — Auch die hier (CXIII, 456) monierte Vorstellung vom Kampf der 'psychischen' Analogie gegen die 'physiologischen' Lautgesetze — bald *règles*, bald *lois* genannt — ist stehen geblieben, obschon der Verfasser in der Vorrede selbst sagt, dafs in einem solchen Manuel nichts stehen soll, '*qui soit en contradiction avec les résultats établis par la science*'. — Das Werkchen, das sich an die Schüler höherer Schulen richtet, die ja im fremdsprachlichen Unterricht nun bereits an eine lebendige Phonetik gewöhnt sind, wird noch nützlicher und brauchbarer werden, wenn es seine phonetischen Lehren mit den dort vorgetragenen in Einklang bringt. Das wird einem so kundigen Forscher wie N. nicht schwerfallen. En attendant sei es auch in dieser Form schon bestens empfohlen.]

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXIX, 5 [W. Küchler, Über das künstlerische Element in Théophile Gautiers Persönlichkeit und Schaffen. — A. L. Stiefel, Über Jean Rotrous spanische Quellen. — E. Stemplinger, Nik. Rapin als Übersetzer. — J. Frank, Zur Satire Ménippée. — L. E. Kastner, The Vision of Saint-Paul by the anglonorman trouvère Adam de Ross. — W. Förster, Zu Perrin von Angicourt. — D. Behrens, Wortgeschichtliches]. — XXIX, 6 und 8 [der Referate und Rezensionen drittes und viertes Heft].

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. 5e année. No 1. Lausanne, Bridel & Cie, 1906. 16 S. [E. Tappolet, Les expressions pour une 'volée de coups' dans les patois fribourgeois et vaudois. — M. Gabbud, Enigmes, jeux de mots et formulettes bagnardes. Patois de Lourtier (Valais). — L. Gauchat, *Semoraul*-juin. — J. Jeanjaquet, Ancien neuchâtelois: *entrèves*].

Novati, F., *Li Dis du koc* di Jean de Condé ed il gallo del campanile nella poesia medievale, con due appendici e una tavola. (S. A. aus den *Studi medievali* I.) Bergamo, Istituto d'arti grafiche, 1905. 48 S. [N. druckt das von Scheler als *Dis des trois estas dou monde* im zweiten Bande der *Dis et Contes* des Baudouin und Jean de Condé herausgegebene Moralgedicht neu ab, auf Grund einer Kollation der einzigen Römer Hs., die Scheler nicht selbst eingesehen hatte, und begleitet diese Ausgabe mit einem reichen literarhistorischen und kulturgeschichtlichen Kommentar, wie man's von ihm gewöhnt ist. Was bisher über die tausendjährige Sitte, metallene Hähne auf Kirchtürmen anzubringen, bekannt war, ergänzt er durch interessante Mitteilungen über einen Turmhahn vom Jahre 820, den das Museum zu Brescia aufbewahrt.]

Ulrich, J., Proben der französischen Novellistik des 16. Jahrhunderts. Texte und Kommentar. I. Texte. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1906. 263 S. 4 M. [Das Buch will nach dem Vorwort keine Blütenlese sein, sondern charakteristische Proben geben, daher seien hier aus den Novellenbüchern (*Grand Parangon, Nouv. Récréations, Heptaméron, Contes du monde aventureux, Pantagruel, Apologie pour Hérodote*, den Geschichten *Noëls du Fail*, den *Après-dîners du Seigneur de Cholières*, den *Serées* und dem *Moyen de parvenir*) nicht die Stücke ausgelesen, 'die man an Töchterschulen lesen kann'. 'Sogenannte kitzlige Themata' seien 'weder gesucht noch gemieden'. Der in Aussicht gestellte zweite Band wird — mit dem versprochenen sprachlichen und literarischen Kommentar — gewifs auch über die Grundsätze Auskunft geben, die bei der Wahl der einzelnen Ausgaben mafsgebend gewesen sind. Auch wird man gern vernehmen, für

wen eine solche Sammlung, die vielfach ganz leicht zugängliche Drucke wiedergibt, eigentlich bestimmt ist.]

Evers, Helene M., Critical edition of the Discours de la vie de Pierre de Ronsard par Claude Binet. (Bryn Mawr College Monographs vol. II.) Philadelphia, The John C. Winston Co., 1905. IV, 190 S. One dollar.

Société des Textes français modernes. Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition E. Cornély et Cie:

Jacques Amyot, Les Vies des hommes illustres grecs et romains. Périclès et Fabius Maximus. Édition critique, publiée par Louis Clément. a—i, XXVII, 115 S. 1906. — Jules Marsan, La Sylvie du Sieur Mairet. Tragi-comédie-pastorale. LXII, 244 S. 1905. [Die beiden Bände eröffnen aufs glücklichste die Publikationen der neuen Gesellschaft von der hier CXV, 189 die Rede war und deren Mitgliederzahl sich seither verdoppelt hat. Der erste Band gehört der *Ière série* (*couverture grise*) an, die kritische Ausgaben ohne Kommentar bringt; der zweite Band der *IIme série* (*couverture rose*) mit umfangreicher Einleitung und ausführlichem Kommentar. L. Clément hat die Absicht, mit der Zeit den ganzen Plutarch Amyots herauszugeben. Daſs aus den *Vies* zunächst Perikles und Fabius Maximus herausgegriffen sind, hat seinen Grund im *programme de l'agrégation de grammaire*. Amyots Brief an Heinrich II. und die Vorrede an die Leser sind mit Recht beigegeben. Mit guten Gründen wird die Ausgabe Vascosan-1567 (die dritte und letzte) für die Wiedergabe gewählt; die spärlichen Abweichungen der früheren Drucke sind beigefügt. Der Druck ist hübsch und bequem, er ist leicht modernisiert (*j* und *i*; *v* und *u* geschieden etc.); die Übersichtlichkeit ist durch Alinea, die das Original nicht kennt, erleichtert. Man freut sich, den ehrwürdigen Text in dieser Form zur Hand zu haben. — J. Marsan liefert eine inhaltreiche *introduction*, wie übrigens von dem Verfasser der *Pastorale dramatique en France*, 1905, nicht anders zu erwarten, zu einer sehr sorgfältigen kritischen Ausgabe der *Sylvie* (nach dem definitiven Text von Targa, 1630). Er macht es wahrscheinlich, daſs die berühmte Stichomythie zwischen Philène und Silvie ursprünglich als selbständiges Stück von Mairet verfaſst und gedruckt, und daſs die *Sylvie* erst als Schale dieser Ekloge geschrieben (1626) wurde. Er weist nach, wie ausgiebig Mairet für die ganze Anlage und Führung seines Schauspiels Racans *Bergeries* benutzt hat, wie ihm die Verse seines verstorbenen Freundes Théophile in den Ohren klingen, wie er sich Hardys erinnert, wie aber auch die Romane *Astrée*, *Amadis*, *Argenis* und Sidneys *Arcadia* nicht vergessen hat. Er zeigt neben den traditionellen Zügen und den *morceaux rapportés* die poetische Eigenart des Stückes, das zum erstenmal die Romantik der Tragikomödie mit der Schäferwelt organisch vereinigt (*tragicomédie pastorale*). Die Grundlagen dieses Urteils liefern in ausgiebigster und gründlichster Weise die 70 Seiten des *Commentaire historique*, der in einem reichen Inventar des poetischen Stils jener Zeit die Belege für die Quellen und die Nachahmungen der *Sylvie* vereinigt. Eine Abbildung der Bühnendekoration der *Sylvie* nach dem Ms. Mahélot der Nat. Bibl. ist beigegeben.]

Die Fruchtschale. München, R. Piper & Co.:

N° 4. Amiels Tagebücher. Deutsch von Dr. Rosa Schapire. Mit zwei Porträts. o. D. VIII, 362 S. geh. M. 3.

N° 9. Nicolas Chamfort, Aphorismen und Anekdoten. Mit Porträt und einem Essay von H. Eſswein. XLVI, 227 S. geh. M. 3. [Die Sammlung ist sehr schön ausgestattet, die Auswahl aus Amiels *Journal intime* und aus Chamforts *Caractères et anecdotes*, *Maximes et pensées* etc. ist geschmackvoll getroffen und die Übertragung gefällig. Der Essay über Chamfort ist stilistisch und inhaltlich gekünstelt; seine französischen Zitate sind durch böse Druckfehler entstellt, zu denen der anspruchsvolle Kennerton des Ganzen wenig paſst.]

Taine, H., Sa vie et sa correspondance. Tome III. L'Historien (1870—75). 2ème édition. Paris, Hachette, 1905. 364 S. [Vgl. *Archiv* CXIII, 492. Dieser dritte Teil führt bis zu der Zeit, da Taine den ersten Band seiner *Origines*, das *Ancien régime*, hatte erscheinen lassen (Dezember 1875). Er umfaſst die Zeit des groſsen Krieges und der Kommune, seine Reise nach England, die Jahre historischer Forschung in Châtenay und in Menthon-St-Bernard. Die Lektüre der etwa 150 Briefe — nur wenige sind an ausländische Korrespondenten, wie G. Brandes, Max Müller oder Genfer Professoren, gerichtet — ist vom höchsten Interesse, ebenso wie die Notizen (p. 296—357), die sich Taine während der Vorbereitungen seines groſsen Werkes gemacht hat. In den herben Urteilen über deutsche Literatur und Forschung wirkt die durch 1870 geschaffene Abneigung deutlich nach. Ein vierter Band wird den Schluſs bringen.]

Sammlung französ. und englischer Schulausgaben. Prosateurs français, N° 157; 159—61; 163—65; Théâtre français, N° 71. Jedes Bändchen geb., mit einem Heft deutscher Anmerkungen. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1905 u. 1906:

I. Prosateurs:

157. Pages choisies par [sic!] Alfred de Musset. In Auszügen mit Anmerkungen für den Schulgebrauch hg. von E. B. Russell. VI, 105 S. M. 1.
159. Morceaux choisis des œuvres de J.-J. Rousseau. Für den Schulgebrauch ausgewählt und mit Anm. versehen von Dr. K. Rudolph. XIV, 128 S. M. 1,20.
160. Histoire de France p. A. Monod. [Der junge französische Historiker hat hier die Geschichte seines Landes auf 175 Seiten in geschickter Übersicht für deutsche Schüler dargestellt und noch 40 Seiten 'Lectures' aus berühmten Historikern hinzugefügt. Der Band ist mit zwei Karten von Frankreich versehen, doch ohne Anmerkungen.] VI, 224 S. M. 1,40.
161. Campagne de 1806—1807 par P. Lanfrey. Auszug aus Hist. de Napoléon Ier. Mit Anmerkungen und zum Schulgebrauch hg. und erklärt von K. Beckmann. Mit 6 Übersichtskärtchen. XI, 122 S. M. 1,30.
163. La petite Fadette par G. Sand. Mit Anm. zum Schulgebrauch hg. von M. Rosenthal. XI, 118 S. M. 1,20.
164. Contes du soir par A. Chatelain. Zum Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Prof. Dr. K. Sachs. IV, 116 S. M. 1.
165. Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'à la mort de Robespierre par Th. H. Barrau. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Fr. Petzold. Mit einer Karte von Frankreich, einem Plan von Paris und einem Personenverzeichnis. 163 S. M. 1,30.

II. Théâtre:

71. La Samaritaine par E. Rostand. Mit Anm. zum Schulgebrauch hg. von Thérèse Kempf. XXVI, 82 S. M. 1.

Velhagen u. Klasings Sammlung franz. u. engl. Schulausgaben. Reformausgaben mit fremdsprachl. Anmerkungen. N° 11, 13 u. 14. Bielefeld und Leipzig 1905 u. 1906.

11. Choix de nouvelles modernes. Contes d'écrivains français contemporains. Édition à l'usage des écoles annotée par J. Wychgram. Éd. française p. R. Riegel. Tome I. A. Daudet, H. de Bornier, A. Theuriet, Maupassant, P. Arène. VI, 73 S. M. 0,80.
13. Onze récits tirés des Lettres de mon moulin et des Contes du lundi p. A. Daudet. Extraits accompagnés d'une introduction et de notes en français, publiés à l'usage des classes p. J. Wychgram. Traduction et révision p. G. Dausac. VII, 77 S. M. 0,90.

14. L'Avare, comédie en 5 actes p. Molière. Édition à l'usage des écoles p. W. Scheffler et J. Combes. Biographie et notice p. R. Riegel. Avec 3 illustrations. XVIII, 99 S. M. 0,90.

Mart. Hartmanns Schulausgaben französischer Schriftsteller. N° 12: La Fontaine, Ausgewählte Fabeln, mit Einleitung und Anmerkungen hg. von M. F. Mann. Zweite verb. Auflage. Leipzig, Dr. P. Stolte, 1905. XXIII, 52 S. Anmerkungen 77 S. Geb. M. 1.

Le Bourgeois, F., Manuel des chemins de fer. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1906. XI, 162 S. Geb. M. 2,80. [Der Verfasser, Lektor an der Kölner Handelshochschule, stellt hier in übersichtlicher Weise, auch mit Hilfe von Planskizzen, das deutsche (preufsische) Eisenbahnwesen dar, um den deutschen Eisenbahnbeamten und Kaufmann in die französische Terminologie einzuführen. Vom Verkehrswesen Frankreichs, Belgiens und der Schweiz ist in einem Anhang die Rede.]

Kühn, K., und Charléty, S., La France littéraire. Extraits et histoire. Zum Schulgebrauch hg., mit einem Plan von Paris, einer Karte der Umgebung von Paris und einer Karte von Frankreich. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1906. VIII, 376 S. Geb.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. Französisch. Nr. 150 und 151. Leipzig, Rengersche Buchhdlg., 1906:

150. Pêcheur d'Islande von P. Loti. Für den Schulgebrauch erklärt von Otto E. A. Dickmann. VIII, 103, 9 (Anm.) S.

151. La Guerre 1870—71 von Chuquet. Im Auszug. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Quossek. Mit 5 Kartenskizzen im Text und 5 Karten im Anhang. VIII, 114 S.

Jullian, C., Verkingetorix. Von der Académie gekrönt (Grand prix Gobert). 2. Auflage. Übersetzt von Dr. H. Sieglerschmidt, Prof. im Kadettenkorps. Mit 11 Karten und 5 Illustrationen. Glogau, C. Flemming [1906]. XII, 329 S. Geb. M. 3. [Eine gute Übersetzung des ganzen Werkes, von dessen Urschrift der nämliche Bearbeiter vor zwei Jahren eine verkürzte Schulausgabe geliefert hat, worüber *Archiv* CXIII, 461 referiert ist. Die Ausstattung ist vortrefflich.]

Violets Sprachlehrnovellen: La lutte pour la vie. Nouvelle, systématiquement rédigée pour servir à l'étude de la langue pratique, des mœurs et des institutions françaises à l'usage des écoles et de l'enseignement privé p. L. Lagarde. Avec un appendice: notes explicatives. Stuttgart, W. Violet, 1906. VIII, 144 S.

Bibliothèque française à l'usage des classes. Leipsic et Berlin, B. G. Teubner, 1906:

Le verre d'eau ou les effets et les causes par E. Scribe. Ed. accompagnée d'un commentaire et d'un questionnaire-répétiteur p. J. Delâge. X, 140 S. (Einleitung, Text, Wörterbuch), 82 S. (Notes et répétiteur). Geb. M. 2.

Französische Übungsbibliothek Nr. 19: Paul Heyse, Im Bunde der Dritte, Charakterbild in einem Akte (1883). Zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische bearbeitet von A. Brunnemann. Dresden, Ehlermann, 1906. VII, 61 S. Geb. M. 0,80.

Hagen, Dr. P., Wolfram und Kiot. S.-A. aus der *Zs. f. deutsche Philologie* Band 38, Heft 1 und 2. Halle a. S., Buchhdlg. des Waisenhauses, 1906. 78 S.

Farinelli, A., Voltaire et Dante. S.-A. aus den '*Studien zur vergl. Literaturgeschichte*. Berlin, Duncker, 1906. 116 S. [In eingehenden, von einem reichen — ja nur zu reichen — Apparat von Anmerkungen begleiteten Ausführungen stellt F. in diesem neuen Ausschnitt aus seinem 'Dante in Frankreich' dar, wie Voltaires ablehnendes Urteil über Dante das Urteil seiner ganzen Zeit ist, der Zeit der klassizistischen *bienséance*.

Wenn über Voltaires Wort ein besonderer Kampf entbrannte, so lag das nicht daran, daſs er zuerst oder gar allein Dante verwarf, sondern daran, daſs es Voltaire war, dessen scharfe Stimme besonders weit trug. Das wuſste man schon früher. Farinelli setzt es durch seine in die Tiefe und in die Weite gehenden Forschungen in neues Licht; er deckt neue Zusammenhänge auf, zeigt neue überraschende Perspektiven und gestaltet das Ganze zu einem fesselnden Kulturbilde.]

Morel, L., 'Hermann et Dorothée' en France. Extrait de la *Revue d'hist. littéraire de la France*, d'octobre — décembre 1905. Paris, A. Colin, 1906. 36 S.

Schoop, H., Eine Studentenkomödie Friedrichs des Groſsen. Genève, Impr. du Journal de Genève, 1906. 25 S. [Behandelt die Posse *L'école du monde*, in welcher der König die Unterrichtsmethode der Universitäten verspottet.]

Grein, H., Die 'Idylles Prussiennes' von Th. de Banville. Ein Beitrag zur Geschichte der Kriegspoesie von 1870/71. Beilage zum *Jahresber. des Realgymn. zu Neunkirchen*, Ostern 1906. 50 S. [Eine hübsche Charakteristik der fünf Dutzend 'Idyllen', die als Gelegenheitsdichtungen 1870/71 im belagerten Paris entstanden sind.]

Massis, H., Comment Emile Zola composait ses romans. D'après ses notes personnelles et inédites. Paris, Charpentier, 1906. XII, 346 S. [Diesem höchst interessanten Buche dienen als Grundlage die Handschriften Zolas, welche die Witwe der Nationalbibliothek geschenkt hat (91 Quartbände). An den Manuskripten und Korrekturbogen der Romane und dem Konvolut 'Notes et extraits divers' läſst sich Zolas Arbeitsweise von den ersten Plänen und Entwürfen bis zur Vollendung eines Werkes studieren: der Mann, der so rastlos und unermüdlich *documents humains* zusammentrug, um in die Geheimnisse des Menschenlebens einzudringen und die 'Naturgeschichte' einer Familie zu schreiben — dieser Mann hat selbst aus seinem Leben kein Geheimnis gemacht und die *documents humains*, die ihn selbst betreffen, den anderen geliefert. Man weiſs, wie er sein Ich dem Arzte Toudouze zu experimentellen Untersuchungen rückhaltlos überlassen hat (1896) mit der ganzen unerschütterlichen Ehrlichkeit und jener Furchtlosigkeit seines Wesens, die nicht einmal die Lächerlichkeit scheut. In den hinterlassenen Papieren der Nationalbibliothek breitet er seine Arbeitsweise aus, völlig unbekümmert darum, ob der Vorwurf des Plagiats, der ja früh gegen ihn erhoben wurde, dadurch weitere Nahrung finde oder nicht. Zola ist auch hier nur auf Wahrheit erpicht. Diese unbesiegbare Wahrheitsliebe ist der eindrucksvollste Zug an der imponierenden Gestalt dieses Mannes. So stellte er der Nachwelt selbst das Material zur Verfügung, um die 'Naturgeschichte' des Künstlers Zola zu schreiben, und er, der immer wieder erklärte, daſs *faire de la vie* sein Künstlerberuf sei (*ma fonction c'est de faire de la vie*), er setzt selbst den Arzt und den Historiker in Stand *de faire sa vie*. — Das Buch Massis' ist also nach Inediten gearbeitet, druckt vieles daraus ab, auch kleine Zeichnungen, Skizzen von Quartieren, Gebäuden, und teilt so sehr viel neues Detail mit, ohne indessen den Anspruch zu erheben, uns einen neuen, bisher unbekannten Zola zu zeigen. Das Neue und überaus Fesselnde des Buches liegt darin, daſs es den Mikrokosmus des Schaffens Zolas aufweist, daſs wir ihn an hundert charakteristischen Punkten an jener Arbeit sehen, deren groſse Züge uns ja längst vertraut sind. Massis stellt in einem ersten Teile das Werden des ganzen Rougon-Macquart-Planes dar und behandelt dann speziell die Entwickelungsgeschichte des *Assommoir*. Er bestätigt dabei ausdrücklich, wie sehr der Naturalist Zola, sobald er vom Sammeln der Dokumente zur eigentlichen Gestaltung über geht, Romantiker wird — er, der die Romantiker so sehr verabscheute.]

Mojsisovics, Dr. E. von, Metrik und Sprache Rutebeufs. Heidelberg, Winter, 1906. 71 S.

Roche, Ch. de, Les noms de lieu de la vallée Moutier-Grandval (Jura bernois). Etude toponomastique (Zürcher Inauguraldissertation). Halle 1906. 47 S. [Auch erschienen als Beiheft IV zur *Zeitschrift für romanische Philologie*. Eine tüchtige Arbeit über die Orts- und Flurnamengebung (600 verschiedene Namen) der jurassischen Heimat des Verfassers.]

Cornu, J., Phonétique française: Chute de la voyelle finale. S.-A. aus den *Mélanges Chabaneau*. Erlangen, Junge [1906].

Schläger, Dr. G., Sprechübungen im neusprachlichen Unterricht. Programm der Realschule Oberstein-Idar. 1906. 13 S.

Ricken, Dr. W., Französisches Gymnasialbuch für den Unterricht bis zum Abschlufs der Untersekunda. Auf Grund der preufsischen Lehrpläne von 1901 für gymnasiale Anstalten mit deutscher Unterrichtssprache. 2. verb. Auflage. Berlin, Chemnitz, Leipzig, Gronau, 1905. IV, 263 S. (vgl. *Archiv* CXIV, 465).

Alge, S., und Rippmann, W., Leçons de français basés sur les tableaux de Hölzel. Première partie. Neuvième édition entièrement refondue avec quatre tableaux. St-Gall, Fehr; Leipzig, Brandstetter, 1903. 197 S. Geb. M. 1,80.

Alge, S., Leçons de français. Deuxième partie. Neuvième édition entièrement refondue. St-Gall, Fehr; Leipzig, Brandstetter, 1903. 217 S. Geb. M. 1,80.

Alge, S., Lezioni d'italiano. Leitfaden für den ersten Unterricht im Italienischen. Unter Benutzung von Hölzels Wandbildern für den Anschauungs- u. Sprachunterricht. Mit 4 Bildern. 3. Aufl. St. Gallen, Fehr; Leipzig, Brandstetter, 1904. VIII, 139 S. M. 2. [Über die zweite Auflage des französischen Leitfadens ist hier LXXXVII, 332 und über die erste des italienischen C, 467 empfehlend gesprochen worden. Seither haben Alges Lehrmittel weite Verbreitung gefunden, und er selbst hat sich in W. Rippmann und S. Hamburger eifrige und selbständige Mitarbeiter beigesellt. Alges Unterrichtswerk ist ohne Zweifel von allen Lehrbüchern der induktiven Methode das am konsequentesten durchgebildete. In langer Unterrichtserfahrung sind die einzelnen Teile (Aussprache, Lautschrift und Übergang zur historischen Rechtschreibung, Wortschatz, zusammenhängendes Sprechen, Grammatik) ineinander gearbeitet und zusammengeschweifst worden, so dafs ein Lehrbuch von scharf geprägter Einheitlichkeit, ein Werk aus einem Gusse, entstanden ist. Es gibt insbesondere keinen Leitfaden, der die Gewinnung des Wortschatzes unter solcher Kontrolle hält und so systematisiert, wie es die *Leçons* Alges tun. Seine Unterrichtserfahrung hat Alge auch theoretisch in einer Reihe von Schriften zur Methodik des Sprachunterrichts niedergelegt, die reiche Anregung bieten und die z. B. den Übergang zur Orthographie so lehrreich behandeln, wie ich das sonst nirgends gefunden. Es ist deshalb sehr willkommen, dafs er den Inhalt dieser zerstreuten Broschüren in neuer Form zusammengefafst hat in

Alge, S., Méthode d'enseignement du français et commentaires aux 'Leçons de français', Ière partie. M. 1,20. — Commentaire aux 'Leçons de français', IIe partie. M. 0,80,

die im nämlichen Verlage erschienen sind.]

Plattner, Ph., Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. Eine Darstellung des modernen französischen Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. II. Teil: Ergänzungen. Drittes Heft: Das Verbum in syntaktischer Hinsicht. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1906. 155 S. M. 2,60.

Bathe, J., Die moralischen Ensenhamens im Altprovenzalischen. Ein Beitrag zur Erziehungs- und Sittengeschichte Südfrankreichs. Beilage zum Jahresber. über das Gymnasium zu Warburg, Ostern 1906. 29 S. [Vgl. die Arbeit des nämlichen Verfassers hier CXIII, 394. In diesem Programm charakterisiert und analysiert er trefflich die neun *ensenhamens*, die er hier S. 398 aufzählte.]

Wendel, H., Die Entwickelung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische. (Tübinger Inauguraldissertation.) Halle, E. Karras, 1906. 122 S. [Die Arbeit erscheint gut disponiert und umsichtig ausgeführt.]

Appel, C., Zur Metrik der Sancta Fides. S.-A. aus den *Mélanges Chabaneau* S. 197—204. Erlangen, Junge [1906].

D'Ancona, A., La poesia popolare italiana. Studj. Seconda edizione accresciuta. Livorno, R. Giusti, 1906. VIII, 572 S. Lire 5. [Vor 28 Jahren sind diese schönen Studien zur lyrischen Volksdichtung Italiens zum erstenmal ausgegeben worden. Heute erscheinen sie zum zweitenmal, dem nämlichen Freunde und Mitforscher, C. Nigra, gewidmet. Das Buch ist von dem neuen Verleger im Text etwas freier, in den Anmerkungen enger, in den *Tavole* übersichtlicher gedruckt. Text und Anmerkungen haben vom Verfasser reiche und sorgfältige Vermehrung erfahren, doch ist inhaltlich das treffliche Werk dasselbe geblieben, so, wie es uns nun seit langen Jahren vertraut ist. Die Strambotti des Leon. Giustiniani sind aus dem zweiten Bande des *Giornale di filologia romanza* (1879) als Anhang hinzugekommen (S. 543—61)., worauf S. 159 Anm. 4 hätte verwiesen werden sollen. — Leider fehlt auch diesem Neudruck ein Sachindex, ja es fehlt wieder jedes Inhaltsverzeichnis, so dafs die Orientierung in den zwölf Kapiteln des Buches, die zudem keine Titelüberschriften tragen, in keiner Weise leichter gemacht ist. Die elf auf die Einleitung folgenden Kapitel behandeln: II. Die Reste der Volkspoesie des Dugento; III. Die florentinische Schule des Dugento; IV. Die politische Poesie von 1300—1350; V. Die lyrisch-epische Poesie der Ballata[1] etc.; VI. Rispetti, Strambotti des Quattrocento; VII. Die Gemeinsamkeit der ital. Volkspoesie; VIII. Ihre Verschiedenheit; IX. Ihr Ursprung (Sizilien); X. Die drei Typen (siz., tosk., oberital.); XI. Berührung von Volkspoesie und Kunstpoesie; XII. Kunstpoetische Quellen der volkstümlichen Dichtung.]

Torres, G., Pensieri di Goethe e Lichtenberg, scelti e tradotti. Verona — Padova, Fratelli Drucker, 1906. XI, 119 S. Lire 2,50.

Del Vecchio, A., Commemorazione di Augusto Franchetti con la bibliografia de' suoi scritti. Firenze, tipogr. Galileiana, 1906. 115 S. 4. [Diese mit dem Bilde Franchettis geschmückte *Commemorazione* ist die Rede, mit der Del Vecchio das Wintersemester des *R. Istituto di Scienze Sociali* zu Florenz eröffnete, und mit der er dem letztes Jahr allzufrüh geschiedenen Freund und Kollegen ein schönes Denkmal setzt. Franchetti gehörte zu den italienischen Gelehrten, die Forscher und Künstler zugleich sind, und auf deren unermüdliche und fruchtbare Arbeit man mit Bewunderung blickt.]

Teubners kleine Sprachbücher. III. Italienisch. 1. Teil: Lezioni italiane, prima parte. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der italienischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch von A. Scanferlato. Dritte verb. Auflage. Mit einer Karte von Italien. Leipzig, Teubner, 1906. VI, 254 S. Geb. M. 2,40.

---

[1] Hier fehlt zum Reigenlied der *Bele Aalis* (p. 99) der Verweis auf Gaston Paris' Arbeit (*Mélanges Wahlund*, 1896, 1—12).

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky, unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. Berlin, Langenscheidt. Brief 36 (letzter); Beilage III—VII; Sachregister zu M. 1.

Hecker, O., Il piccolo Italiano, manualetto di lingua parlata ad uso degli studiosi forestieri compilato sugli argomenti principali della conversazione d'ogni giorno e corredato dei segni per la retta pronunzia. Seconda ediz. notevolmente accresciuta ed in gran parte rifusa. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1906. XII, 240 S. Geb. M. 2,50; dazu: Modo di servirsi del *Piccolo Italiano,* 11 S., M. 0,20. [Das treffliche, bis in alle Einzelheiten genau gearbeitete Hilfsmittel der wirklichen toskanischen *Lingua parlata* hat in dieser Neuauflage eine völlige Durch- und Umarbeitung erfahren.]

Bulletin hispanique VIII (1906), 1 [H. de La Ville de Mirmont, Cicéron et les Espagnols (suite et fin). — A. Morel-Fatio, D. Bernardino de Mendoza, I. La vie. — C. Pérez Pastor, Nuevos datos acerca del histrionismo español en los siglos XVI y XVII (segunda serie). — F. Strowski, Un contemporain de Montaigne: Sanchez le Sceptique. — G. Cirot, Documents sur le faussaire Higuera. — Bibliographie. — Chronique]. VIII, 2 [A. Mesquita de Figueiredo, Ruines d'antiques établissements à salaisons sur le litteral sud du Portugal, avec gravures. — J. Saroïhandy, Un saint bordelais en Aragon. — A. Morel-Fatio, D. Bern. de Mendoza, II. Les œuvres. — C. Pérez Pastor, Nuevos datos acerca del histrionismo español en los siglos XVI y XVII (suite). — A. Paz y Melia, Cartapacio de diferentes versos á diversos asuntos, compuestos ó recogidos por Mateo Rosas de Oquendo. — H. Mérimée, Un romance de Carlos Boyl. — G. Cirot, Recherches sur les Juifs espagnols et portugais à Bordeaux, I. Les vestiges de l'espagnol et du portugais dans le parler actuel des Juifs bordelais. — Variétés: S. Cirot, Des noms et des prénoms. — C. Pitollet, 'Toujours perdrix'. — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique].

Morel-Fatio, A., Etudes sur l'Espagne. Deuxième série. Deuxième édition revue et corrigée. Paris, Champion, 1906. XVI, 429 S. Frs. 6. [Die drei Bände der 'Spanischen Studien' Morel Fatios sind hier CXIV, 257 erwähnt worden. Nun ist auch das zweite Stück der Serie in neuer Auflage erschienen, betitelt: *Grands d'Espagne et petits princes allemands au XVIIIe siècle d'après la correspondance inédite du comte de Fernan Nuñez avec le prince Emmanuel de Salm-Salm et la duchesse de Béjar,* ein lebensvolles Kulturbild aus der spanischen Gesellschaft der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit vielen Ausblicken auf die Zustände der anderen Länder, besonders auf die französischen und deutschen. Familiengeschichte, Literatur, Diplomatie, Kriegswesen, Hofleben, Reisen — überall finden wir Interessantes und Charakteristisches. Man begegnet Voltaire und Dalembert, hört vom Marquis de Mora und vernimmt einen bewundernden Bericht über Friedrichs II. Kavalleriemanöver im Vergleich zur spanischen Reiterei. Das lange Namenregister zeigt, durch welche Galerie berühmter und vergessener Zeitgenossen der Verf. an der Hand der gräflichen Korrespondenz und mit seiner eigenen bewundernswerten Detailkenntnis uns führt. Es ist das Spanien der Zeit Karls III., die Zeit des Kampfes zwischen den Ideen der französischen Aufklärung und der altspanischen Tradition. — Die neue Auflage verrät auf jeder Seite die sorgfältig nachbessernde Hand des Verfassers. Das Buch ist mit den Hinweisen auf die neuesten Arbeiten versehen, und da inzwischen F. Nuñez' Bericht über die Expedition nach Algier von 1775 veröffentlicht worden ist, so ist das siebente Stück des inhaltsreichen Anhanges jetzt weggelassen. — Man kennt das Spanien der Bourbonen immer noch verhältnismäßig wenig — um so willkommener ist ein solcher Querschnitt durch sein Leben, wie

ihn dieses treffliche Buch bietet, das auch deutschen Lesern sehr empfohlen sei.]

Violets Echos der neueren Sprachen: Eco de Madrid. Conversación española moderna (Paliques). Unterhaltungen über alle Gebiete des modernen Verkehrs in spanischer Sprache (spanische Plaudereien) von P. de Mugica y Ortiz de Zárate. Achte, völlig neu geschriebene Auflage. Stuttgart, W. Violet, 1906. VIII, 175 S. mit spanisch-deutschem Wörterbuch, 42 S. Geb. M. 3,50.

Pușcariu, Dr. S., Etymologisches Wörterbuch der rumänischen Sprache. I. Lateinisches Element mit Berücksichtigung aller romanischen Sprachen (Sammlung roman. Elementarbücher, hg. von W. Meyer-Lübke, III. Reihe: Wörterbücher I). Heidelberg, Winter, 1905. XV, 235 S. Geh. M. 6. [Dieses etymologische Wörterbuch des lateinischen Elementes des Rumänischen illustriert, im Vergleich mit Cihacs *Dictionnaire* (1870) — der für seine Zeit eine treffliche Leistung war —, die neue Richtung und den Fortschritt der sprachgeschichtlichen Forschung überhaupt und der rumänischen Linguistik im besonderen. Während sich Cihac ausschliefslich an die Schriftsprache hielt und viele blofse Buchwörter aufnahm, legt P. die lebende Sprache zugrunde und berücksichtigt neben dem Hochrumänischen auch Sonderformen der dakorumänischen Mundarten, sowie das Rumänische der westlichen und südlichen Diaspora: Istrorumänisch, Makedorumänisch und Meglenitisch. Über seine Grundsätze spricht er sich in der Vorrede ebenso bestimmt wie bescheiden aus, und diesen Grundsätzen — denen man gern zustimmen wird — gemäfs ist das Buch sorgfältig und sachkundig gearbeitet. So ist ein vortrefflicher Führer entstanden, und es ist nicht sein geringstes Verdienst, dafs er durch gewissenhafte Anführung der als sicher bekannten romanischen Entsprechungen auch zum erstenmal ein ungefähres Bild von der Verwandtschaft des Rumänischen mit den übrigen roman. Idiomen gibt.]

Boyer, P., et Spéranski, N., Manuel pour l'étude de la langue russe. Textes accentués, commentaire grammatical, remarques diverses en appendice, lexique. Paris, A. Colin, 1905. XIV, 386 S. Fr. 10.

Langenscheidts Taschenwörterbuch der russischen und deutschen Sprache, Methode Toussaint-Langenscheidt, von Karl Blattner. Berlin, Langenscheidt, 1906. 972 S. Geb. M. 3,50.

von Kawraysky, Russische Handelskorrespondenz für Anfänger [de Beaux' Briefsteller für Kaufleute. Erste Stufe, B. 5]. Leipzig, Göschen, 1906. VII, 195 S. Geb. M. 1,30.

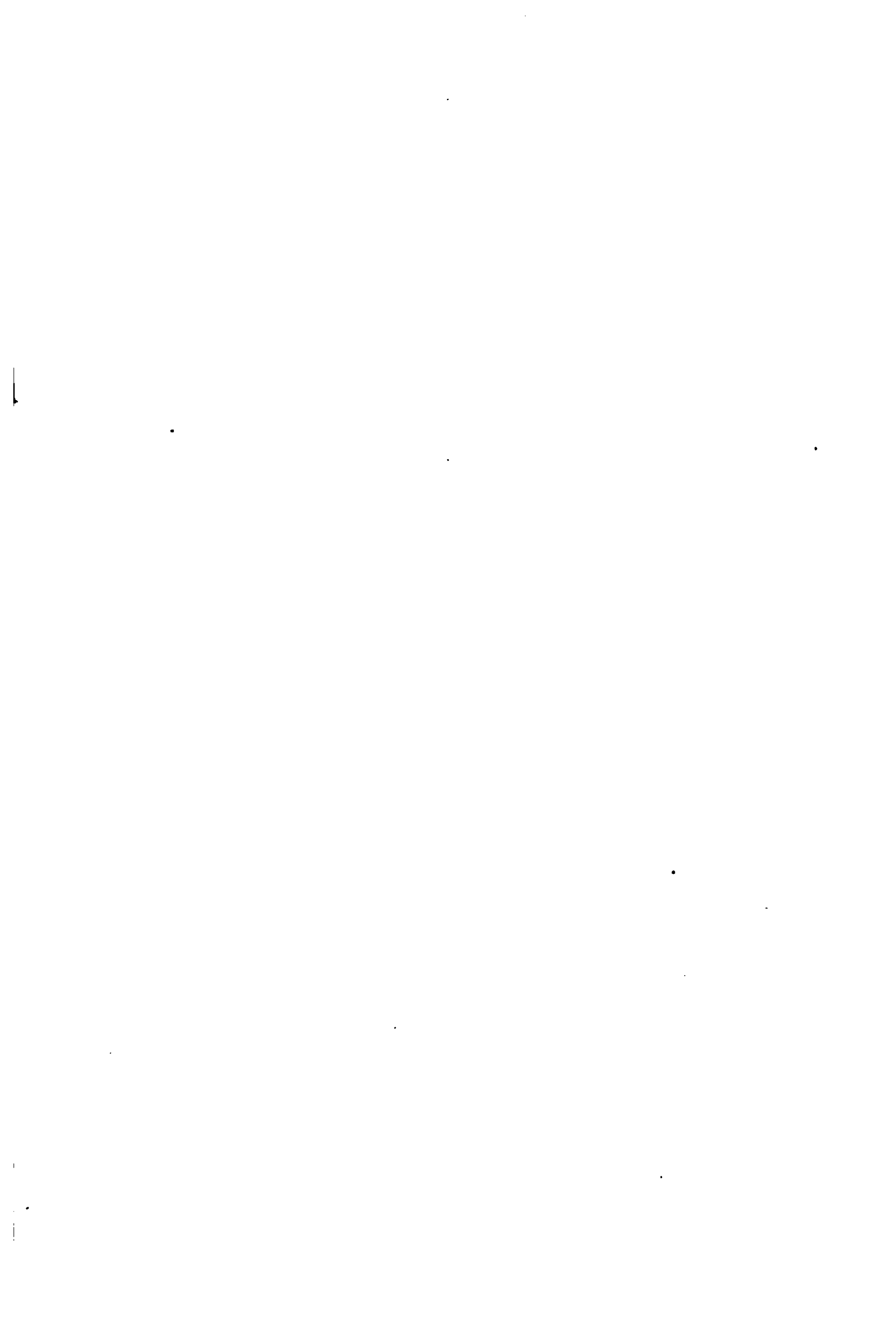
Cram, Ralph Adams, Impressions of Japanese architecture and the allied arts. London, Lane, 1906. 228 S.

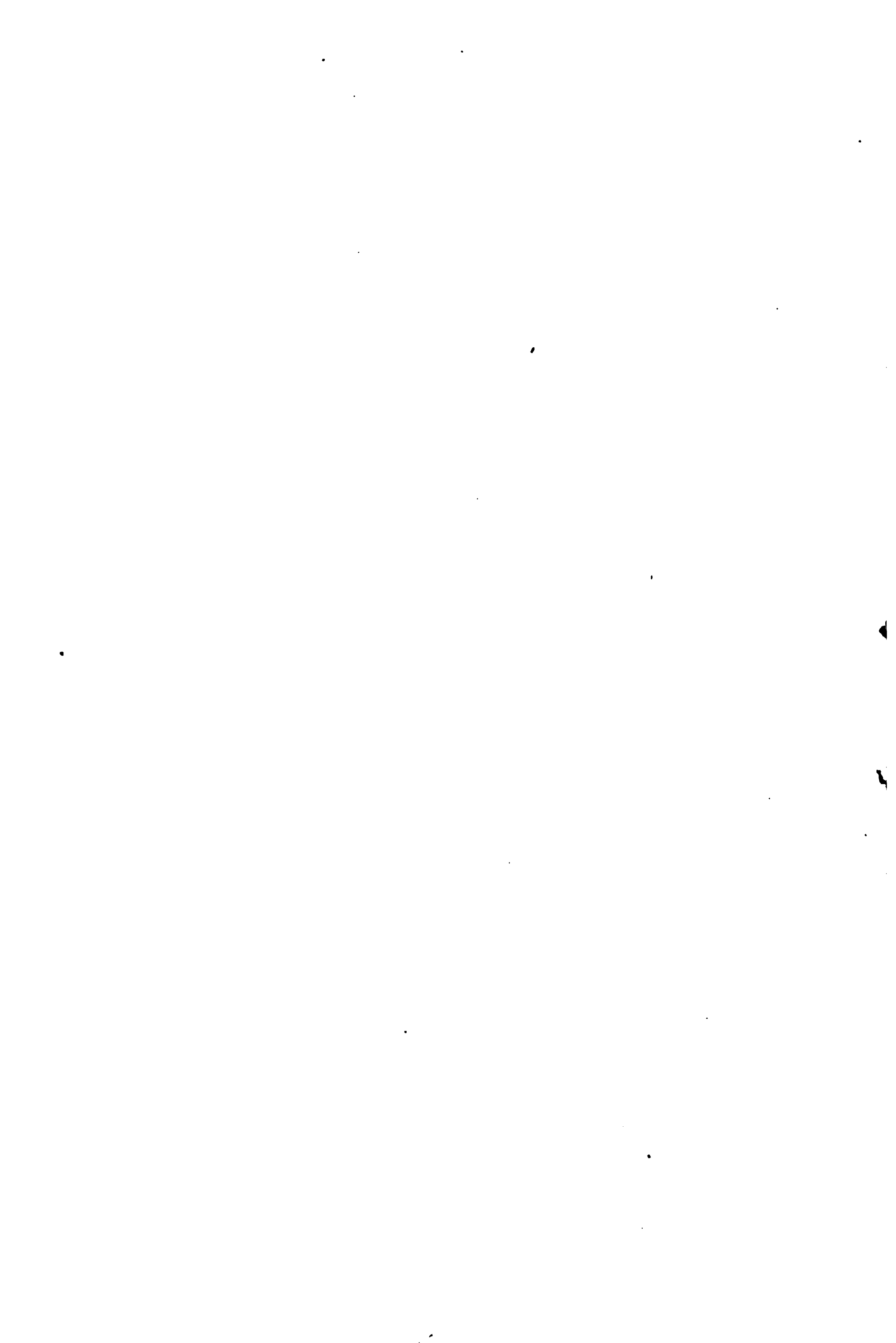
Seite

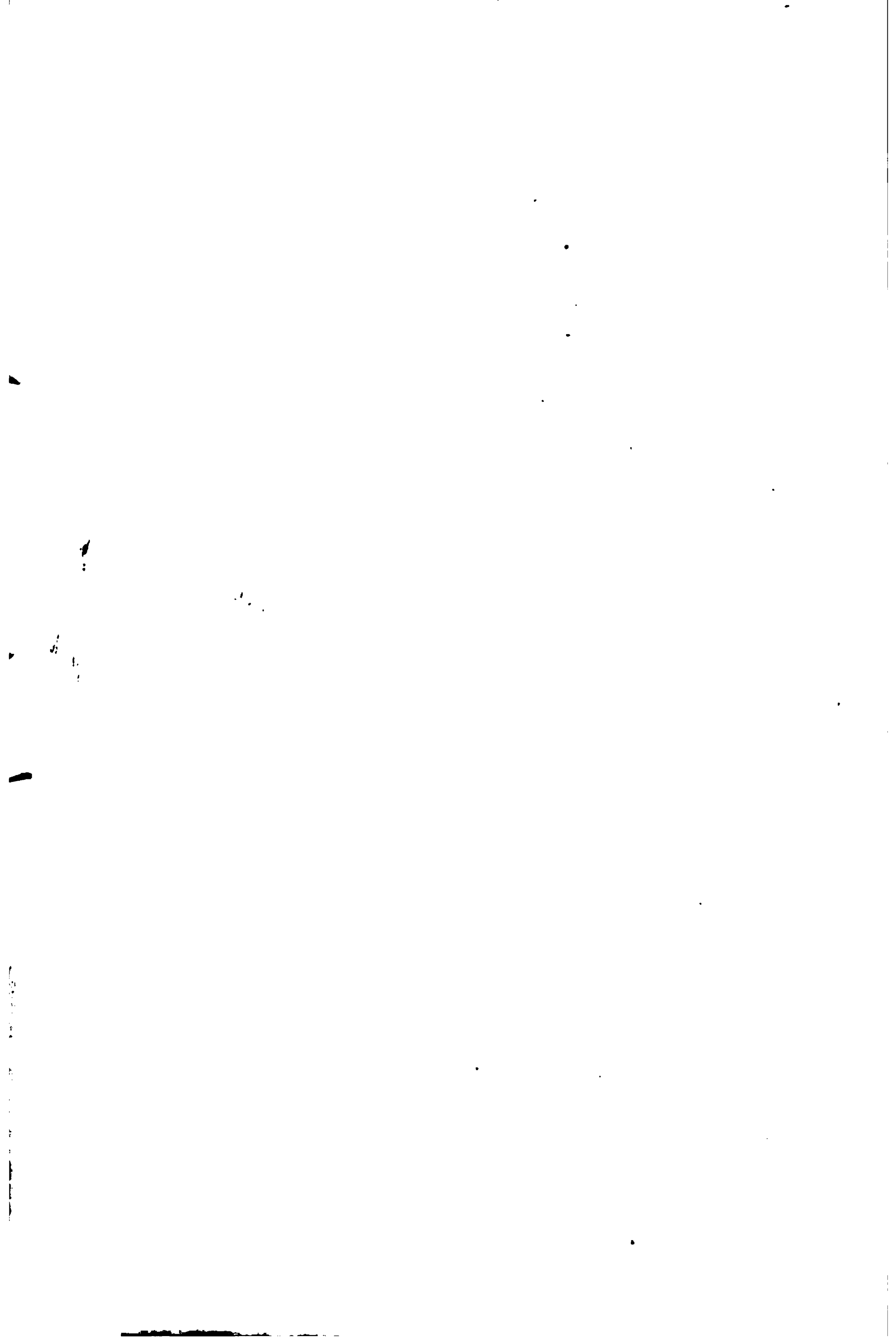
(Fortsetzung des Inhalts umstehend.)

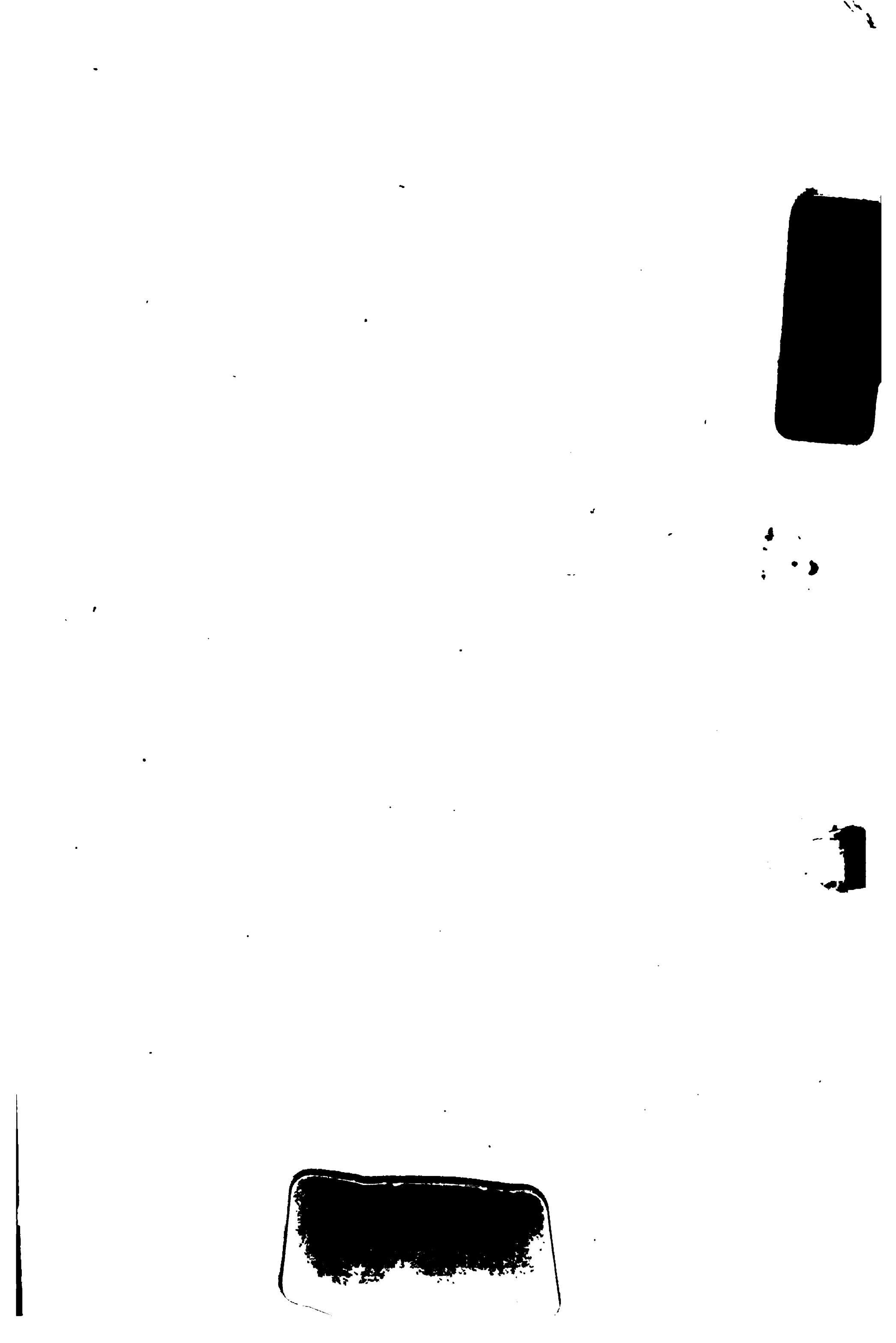
Beilagen:

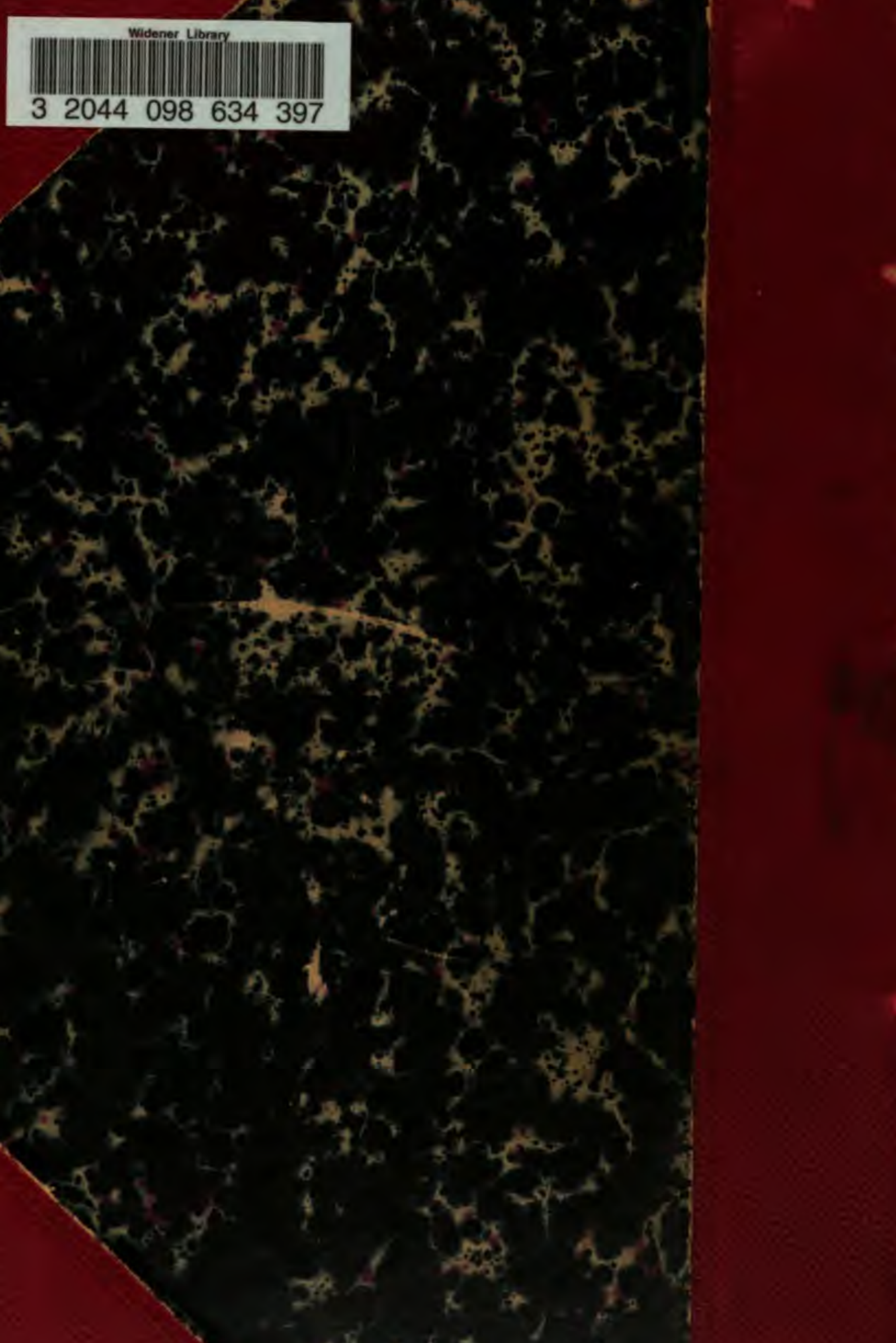
Von der N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg (Hessen).
Von der Université de Genève.
Von Herrn H. Welter in Paris.










Widener Library
3 2044 098 634 397